LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

68:2

Die Grenzboten

68. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 14 Ausgegeben am 1. April 1909

Inhalt

Seite

Vom Deutschtum im Auslande 1

Samoa und die Samoaner. Von Rudolf Wagner . . . 10

Zur Umgestaltung des Rechtsstudiums 15

Goethes Faust in englischer Bearbeitung. Von Ernst Groth. 24

Aus dem Florenz von heute. Von M. Fleischer . . . 33

Die Dame mit dem Orden. Aus dem Englischen übersetzt von G. Bergmann. (Fortsetzung) 40

Maßgebliches und Unmaßgebliches 46

Reichsspiegel (Die Krisis im Block. Der Marineetat im Reichstage. Der Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien.) — Schaffen und Schauen. — Herbstblätter.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark. das Vierteli.

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Germania

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1907:
780.1 Millionen Mark Kapital

Sicherheitsfonds Ende 1907:
341.2 Millionen Mark

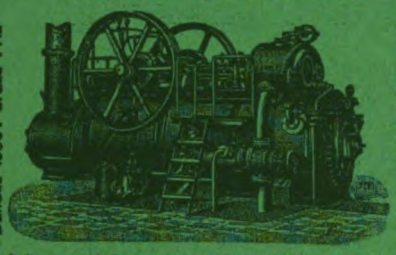
Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.

Dividende nach Plan B bis zu 79¾% der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

R. WOLF

Magdeburg-Buckau



Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent-

Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 800 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

Ein Familienschatz und Nachschlagewerk I. Ranges

Meyers Großes Konversationslexikon

neueste 6. Aufl. soeben vollständig erschienen in 20 Bdn., sol. geb., Preis 200 Mk., wird an sol. Besteller gegen **5 M. Monatsrate** fro. geliefert. Ein Probeheft grat. v. d. Buchhandlg.

Herm. Meusser, Berlin W 35 b, Steglitzerst. 58

Flüssige

Somatose

Hervorragendst. appetitanregend. u. nervenstärkend.

Kräftigungsmittel.

Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

1985 Château de Sales

garantiert reiner, wohlschmeckender

Bordeaux-Wein im Weinhandel erhältlich. 1.50 M. per Fl. General-Dépôt f. den Weingroßhandel

Max Deckwirth, Charlottenburg, Schillerstr. 3

Deutsche Lebensversicherungs-Bank

Aktiengesellschaft

in Berlin NW., Kronprinzen-Ufer 18

Kulanteste Bedingungen. Dieselbe übernimmt Lebens-Versicherungen mit und ohne Untersuchung, Sterbekasse-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen. Prospekte versendet und Auskunft erteilt

Die Direktion

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Luftreisen

von

Johannes Porschel

Professor, Rektor der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen

Mit 36 Bildern, 4 Fahrkurven und 2 Karten

Preis: Geh. 5 Mark, geb. 6 Mark

Wer sich über die Luftschiffahrt informieren will, findet in der modernen einschlägigen Literatur kein geeigneteres Buch. Der Verfasser schildert seine Fahrten mit großer Frische und Lebhaftigkeit . . . Das Werk ist so lebendig geschrieben, daß man die Reise gleichsam mitmacht und einen Teil der vom Verfasser genossenen Schönheit in sich aufnimmt.

(Hamburger Fremdenblatt)

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

---

68. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1909

AP30
G7
v.68:2

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1909. Zweites Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Vom Deutschtum im Auslande. S. 1.
Samoa und die Samoaner. Von Rudolf Wagner. S. 10.
Britische Reformen zur Beruhigung Indiens. S. 53.
Der ägyptische Sudan im Jahre 1907. Von Otto Neuschler. S. 101.
Das militärische China. S. 161.
Fünfundzwanzig Jahre Kolonialpolitik. Von Rudolf Wagner. S. 205.
Wem gehören die Falklandinseln? Von S. Fritsch. S. 210.
Englands Landheer und die Reichsverteidigung. S. 301.
Parteipolitisches aus Baden. S. 317.
Die französische Bahnkonzession in Abessinien. S. 357.
Rückblicke und Ausblicke auf die Entwicklung Deutsch-Ostafrikas. Von Rudolf Wagner. S. 405.
Der Rastatter Gesandtenmord am 28. April 1799. S. 420.
Rußland und England in Persien. S. 457. 563. 615.
Die Zukunft des französischen Heeres. Von Rittmeister von Witzleben. S. 505.
Vom Ansehen des Reichstags. S. 557.
Das neue Exerzierreglement f. d. Kavallerie. S. 605.

Volkswirtschaft, Verkehr, Verwaltung, Rechtswesen, Unterricht, Kirchenwesen

Zur Umgestaltung des Rechtsstudiums. S. 15.
Die Reichsfinanzreform. Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel. S. 64.
Die Überfüllung der Universitätslaufbahn. Von Ewald Horn. S. 118.
Die Reichsversicherungsordnung. Von Professor Wittschewsky. S. 153. 214.
Kirche und Staat in Frankreich. Von Carl Jentsch. S. 171. 270.
Politische Erziehung und Finanzreform. Von Dr. jur. K. Kormann. S. 253.
Die Veranlagung der Einkommensteuer und der Ergänzungssteuer in Preußen. Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel. S. 263.
Das Volksvermögen und seine Taxierung. Von Dr. E. Kiesewitzky. S. 307.
Nachlaßsteuer und Lebensversicherung. Von Otto Hagen. S. 360.
Humboldts Humanitätsidee. Von Carl Jentsch. S. 363.
Die Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907. Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel. S. 411.
Eine Ersatzsteuer. S. 465.
Ein Mittel zur Förderung unsers gemeinnützigen Lebens. Von Dr. Ernst Schultze. S. 468.
Die Stellung der Ärzte zu den Versicherungsgesetzen. Von Dr. Max Goetz. S. 516.
Die Klage über die Ausbildung der Juristen. S. 612.

Literatur und Kunst

Goethes Faust in englischer Bearbeitung. Von Ernst Groth. S. 24.
Nietzsche noch einmal. Von Carl Jentsch. S. 72.
Wilhelm von Polenz. Von Heinrich Spiero. S. 180.
Die älteste Kunst der Germanen. Von Karl Oehring. S. 279.
Die deutsche Shakespeareübersetzung. Von Prof. Dr. A. Schröer. S. 322. 425.
Literarhistorische Rundschau. Von Heinrich Spiero. S. 373. 482.
Eisenkonstruktion und Eisenstil. Von Karl Oehring. S. 432.
Neue Goethe-Briefe. Von Hans Gerhard Gräf. S. 534. 580.
Hans von Marées. Von H. Eisenträger. S. 590.
Karamsin und Wieland. Von Dr. Valerian Tornius. S. 620.

Verschiednes

Aus dem Florenz von heute. Von M. Fleischer. S. 33.
Neues zur Sagengeschichte und Sagengeographie. Von Karl Dieterich. S. 83.
Der schwedisch-norwegische Weidenkonflikt. Von Adolph von Flöcker. S. 108.
H. G. Wells, ein sozialistischer Phantast. S. 111. 222.
Aus dem Erdbebenbezirk Unteritaliens. Von Dr. med. Max Reihlen. S. 125.
Szenische Ausstattung. Von Georg Stellanus. S. 228. 329.
Gefängnisbilder. Von Gertrud Petersson. S. 284.
Vom thrakischen Meere. Von Carl Fredrich. S. 381. 486.
Aus Paul Lindaus Flegeljahren. S. 473.
Der Straußbiographie zweiter Teil. Von Carl Jentsch. S. 523.
Zum Streit um den Monismus. Von Carl Jentsch. S. 568.
Der Tempelplatz in Jerusalem. Von Dr. Frdr. Jeremias. S. 625.

Die Dame mit dem Orden. Aus dem Englischen übersetzt von G. Bergmann. S. 40. 90. 136. 187. 236. 288. 336.
Die Vier. Eine Schulgeschichte von Oskar Thiergen. S. 386.
Schuld? Von Ilse Leskien. S. 437.
Heimfahrt. Novelle von Luise Algenstaedt. S. 492. 540. 592. 634.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel: S. 46. 96. 144. 194. 242. 294. 344. 399. 445. 499. 546. 599. 640.
Koloniale Rundschau: S. 147. 349. 558.
Aus dem Wirtschaftsleben: S. 198. 450. 646.

Schaffen und Schauen. S. 51. — Herbstblätter. S. 52. — Halles Jahrbuch. S. 149. — Neue Bücher für Naturfreunde. S. 150. — Christentum und Kirche noch einmal. S. 152. — Die christliche Gewißheit. S. 202. — Zur Urgeschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruch der Geschichte. S. 203. — Henrik Steffens. S. 203. — Shakespeare in deutscher Sprache. S. 204. — Ein österreichischer Sozialdemokrat über die demokratische Presse Deutschlands. S. 247. — Ruhland. S. 250. — Wilhelm von Ploennies Gesammelte Werke. S. 251. — Essays von Bernhard Shaw. S. 251. — Junge Richter und junge Rechtsanwälte. S. 300. — Philosophische Schriften. S. 353. — Die deutsche Hegemonie in Europa. S. 403. — Ein Buch von Johann Amos Comenius. S. 403. — Die

193217

Weltanschauungen der Maler. S. 404. — Ein Militärreformer. S. 455. — Geographische Literatur. S. 502. — Varuna. S. 504. — Die Brotversorgung im Kriegsfalle. S. 551. — Wilhelm von Oranien. S. 556. — Finanzwissenschaftliche Literatur. S. 603. — Wippermanns deutscher Geschichtskalender. S. 604. — Volksvermögen, Hypotheken und Bodenpreis. S. 651.

Literatur

Die mit einem * bezeichneten Werke sind in einem größern Artikel besprochen oder erwähnt worden.

*Bartels, Adolf. Geschichte der deutschen Literatur. S. 375.
— Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. S. 379.
*Berger, Karl. Schiller, II. Band. S. 373.
*Bernouilli, Karl Albrecht. Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. S. 72.
*Biese, Alfred. Deutsche Literaturgeschichte. S. 379.
*Borght, van der. Die Entwicklung der Reichsfinanzen. S. 260.
Boutroux, Emile. Über den Begriff des Naturgesetzes. S. 354.
Comenius, Johann Amos. Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens. S. 403.
*Curtius, Ernst, ein Lebensbild in Briefen. S. 486.
*Dähnhardt, O. Natursagen. I. S. 83.
*Desdevises du Dézert. L'Eglise et l'Etat en France. S. 171. 270.
Fabre, J. H. Bilder aus der Insektenwelt. S. 151.
*Fischer, Otto. Der Rechtsunterricht und das Bürgerliche Gesetzbuch. S. 23.
*Flügel, O. Monismus und Theologie. S. 569.
*Fontane, Theodor. Gesammelte Werke. S. 483.
Forrer, Robert. Zur Urgeschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruch der Geschichte. S. 203.
Frobenius, Leo. Im Schatten des Kongostaates. S. 503.
*Geibel, Emanuel. Jugendbriefe. S. 484.
*Goethes Briefe. 45. Band. S. 535. 580.
*Gräf, Hans Gerhard. Goethes Anteil an der ersten Faustaufführung in Weimar. S. 582.
— Goethe über seine Dichtungen. IV. Band. S. 582.
*Grimm. Deutsche Sagen. Auswahl von Paul Merker. S. 482.
*Grimmelshausen, Abenteuerlicher Simplizissimus, herausgegeben von Reinh. Buchwald. S. 482.
Halles Jahrbuch. III. Jahrgang. 2. Teil. S. 149.
*Hartleben, Otto Erich. Ausgewählte Werke. S. 482.
*Haskell, Juliana. Bayard Taylor's Translation of Goethes Faust. S. 27.
*Haupt, Albrecht. Die älteste Kunst, insbesondre die Baukunst der Germanen. S. 280.
Hentschel, Willibald. Varuna. S. 504.
Ihmels, L. Die christliche Wahrheitsgewißheit. S. 202.
Kappstein, Theodor. Eduard von Hartmann. S. 355.
*Karl. Bekenntnisse eines kirchlich-liberalen und bisher nationalliberalen Pfarrers. S. 318.
*Koltau, J. J. Reinkes Dualistische Weltansicht. S. 569.
*Korodi, Lutz. Deutsche Vorposten im Karpathenland. S. 8.
*Kühnemann, Eugen. Schiller. S. 377.
*Kullmann, G. Die drei Daseinsstufen der Entwicklung. S. 569.
*Kummer, Friedrich. Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. S. 379.
Laßwitz, Kurt. Seelen und Ziele. S. 355.
Lebensbilder aus der Tierwelt. S. 150.
Löns, Hermann. Mümmelmann. S. 151.
— Aus Wald und Heide. S. 151.
*Lublinski, Samuel. Der Ausgang der Moderne. S. 380.
*Ludwig, Albert. Schiller und die deutsche Nachwelt. S. 374.
*Monismus, der, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter, herausgegeben von Arthur Drews. II. S. 569.
*Nietzsche, Friedrich. Briefe an Peter Gast. S. 72.
*— Briefe an Mutter und Schwester. S. 72.
Nohl, H. Die Weltanschauung der Malerei. S. 404.
Philipp, S. Über uns Menschen. S. 355.
*Phillips, Stephan, und J. Comyns Carr. Faust, Freely Adopted from Goethe's Dramatic Poem. S. 28.
Philosophie, die, im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. S. 353.
Ploennies, Wilh. von. Gesammelte Werke. S. 251.
*Polenz, Wilhelm von. Gesammelte Werke. S. 179.
*— Sühne. S. 180.
*— Der Pfarrer von Breitendorf. S. 181.
*— Der Büttnerbauer. S. 182.
*— Grabenhäger. S. 182.
*— Thekla Lübekind. S. 184.
*— Wurzellocker. S. 185.
*— Glückliche Menschen. S. 185.
*— Wald. S. 186.
Ratzel, Friedrich. Kleine Schriften. S. 503.
*Reese, Heinrich. Hegel über das Auftreten der christlichen Religion in der Weltgeschichte. S. 524.
*Reichsfinanzreform, die. Ein Führer. S. 64.
*Richter, J. Karamsins Briefe eines russischen Reisenden. S. 620.
Rohrbach, Paul. Deutsche Kolonialwirtschaft. I. Band. S. 502.
*Rousseau, J. J. Glaubensbekenntnis d. savoyischen Vikars. S. 569.
*Saar, Ferdinand von. Gesammelte Werke. S. 486.
*Samassa, Paul. Die Besiedlung Deutsch-Ostafrikas. S. 409.
Schaffen und Schauen. S. 51.
*Schmitt, Alois. Das Zeugnis der Versteinerungen gegen den Darwinismus. S. 569.
Schneider, Th. Wer war Wilhelmus von Nassauen? S. 556.
Shakespeare, herausgegeben und zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. S. 204. 328.
— neue revidierte Ausgabe, herausgegeben von Hermann Conrad. S. 328.
Shaw, Bernhard. Essays. S. 251.
*Söhns, F. Unsre Pflanzen. S. 89.
*Spranger, Eduard. Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee. S. 366.
Steffens, Henrik. Lebenserinnerungen aus dem Kreise der Romantik. S. 203.
*Stern, Adolf. Zwölf Jahre deutscher Schauspielkritik. S. 484.
Thoma, Hans. Im Herbst des Lebens. S. 52.
*Tucker, Thomas. The Foreign Debt of the English Literature. S. 24.
*Versicherungslexikon, herausgegeben von Dr. Alfred Manes. S. 155.
Wehrpolitik, deutsche, der Zukunft. S. 455.
Weichers Naturbilder. S. 151.
*Wells, H. G. Anticipations. S. 112.
*— Mankind in the making. S. 112. 222.
*Werner, Max. Das Christentum und die monistische Religion. S. 569.
Withers. The Meaning of Money. S. 198.
Wittstock, O. M. Die Londoner Fondsbörse. S. 451.
*Ziegler, Theobald. David Friedr. Strauß. S. 523.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Vom Deutſchtum im Auslande

Wir haben ſeit ungefähr vier Jahrzehnten das Deutſche Reich, das neben einer geringen Minderheit von Polen, Dänen und Französlingen nahezu ſechzig Millionen reindeutſche Einwohner umfaßt und ſomit den politiſchen Kern des Deutſchtums auf der Erde ausmacht. Die ehemals deutſchen Niederlande, die deutſche Schweiz und Deutſchöſterreich, die das alte Römiſche Reich Deutſcher Nation mit umſchloß, gehören nicht dazu und werden auch nach aller Vorausſicht ihr politiſches Sonderdaſein weiter behaupten. Man mag das bedauern, aber es iſt daran nichts zu ändern. Es iſt auch gar nicht außer Frage, ob nicht der jetzige reindeutſche Kern noch einmal einen großen Kampf gegen eine übermächtige Koalition um ſeine Exiſtenz beſtehn muß. Die fünfzig Jahre der Ungewißheit darüber, die Moltke uns ſetzte, ſind noch nicht um. Es war unter dieſen Umſtänden ein ſchwerer politiſcher Fehler, daß in Deutſchland auf Grund des erwähnten Bedauerns eine ſogenannte alldeutſche Richtung aufkam, die aus allerlei ariſchen und „völkiſchen“ Prinzipien eine Strömung für die angebliche Küraſſierſtiefelpolitik Bismarcks anregte, deren Ziel die Angliederung der verlornen alten Reichsteile ſein ſollte. Niemals hat eine Bewegung mehr das Gegenteil von dem Gewollten bewirkt als die alldeutſche, denn ſie hat ringsum die Furcht vor deutſchen Begehrlichkeiten erweckt, den Partikularismus der deutſchen Nebenländer geſtärkt und überhaupt erſt dem Auslande die Handhaben für die ſpätere ſogenannte Einkreiſungspolitik der Gegenwart geboten. Ohne das dadurch erregte Mißtrauen würde die Stellung Deutſchlands zu den Niederlanden unzweifelhaft viel vertrauensvoller ſein, als ſie jetzt iſt, und daß die gänzlich vergriffne Burenbegeiſterung der Ausgangspunkt für die engliſchen Feindſeligkeiten gegen Deutſchland geweſen iſt, wird nicht ernſtlich beſtritten werden können. Bis nach Südamerika hatte ſich die Fabel von der deutſchen Begehrlichkeit verbreitet und überall den deutſchen Auswandrern und dem deutſchen Handel Schwierigkeiten bereitet, die von der geſchäftigen Konkurrenz der Nichtdeutſchen weidlich ausgenützt wurden. Sogar

in Österreich ist es noch heute ein häufig angewandtes Mittel, auf die „preußische" Eroberungspolitik hinzuweisen, wenn es gilt, dort das Deutschtum zu bedrücken und die Slawisierung der Monarchie zu fördern. Glücklicherweise ist bis jetzt das Bündnis zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland davon nicht berührt worden, denn es beruht, wie der ganze Dreibund, nicht auf nationaler, sondern auf der reinpolitischen Grundlage der gegenseitigen Sicherung.

Nebenbei ist auch nicht zu vergessen, daß die erwähnte Richtung in Verbindung mit einer durchaus verfehlten Berufung auf Bismarck und seine Zeit nicht wenig zur Zerrissenheit der Parteien und ungewollt auch zu der heutigen Unfruchtbarkeit der innern Politik beigetragen hat. Gerade in einer Zeit, wo Kaiser Wilhelm der Erste und seine Paladine nacheinander von uns geschieden waren, wo Fürst Bismarck vom öffentlichen Wirken zurücktrat, und es für alle, denen es ernst um des Reichs Wohlfahrt zu tun war, dringend geboten sein mußte, um die schweren Verluste auszugleichen, sich einmütig um das, was Kaiser und Reich repräsentierte, zu scharen, da machte sich eine Richtung geltend, die in irriger Auffassung des Machtgedankens des Reichs den leitenden Persönlichkeiten Schwierigkeiten schuf, ihnen ganz unausführbare Pläne zumutete und ihren politisch notwendigen Verzicht darauf als Schwäche, als Verlassen der Bahnen Bismarcks auslegte. Man braucht nicht alles gutzuheißen, was in den letzten zwei Jahrzehnten von der Reichsregierung getan oder unterlassen worden ist, und wird doch zugeben müssen, daß gerade die im Namen patriotischer, wenn auch fehlgegriffner Ideen betriebne Herabsetzung aller Regierungsmaßregeln und leitenden Persönlichkeiten doch jenen Parteien Vorschub geleistet und den Boden geebnet hat, die nicht im deutschen Kaisertum, sondern in einer bürgerlichen oder sozialen Republik das Heil des Vaterlands sehen. Noch heute stehn wackre Männer grollend abseits, deren ehrlicher nationaler Sinn damals aufgepeitscht und in eine Richtung gelenkt wurde, auf der nur Enttäuschungen zu finden waren. Nun vermögen sie nur schwer zu erkennen, was für die einzig mögliche Expansion des Reichs getan worden ist und noch getan werden muß. Eine Ausdehnung unsrer Reichsgrenzen unter nationalen oder historischen Gesichtspunkten wäre ja militärisch vielleicht durchzusetzen gewesen, aber schwerlich ohne den eignen wirtschaftlichen Ruin und den des halben Weltteils. Frankreich hat mit ähnlichen Großmachts- und Weltherrschaftsbestrebungen zeitweilig eine glänzende Rolle gespielt, ist aber doch nach und nach in seine ursprünglichen Grenzen zurückgedrängt worden. Deutschlands Expansionsbestrebungen sind nicht territorialer Natur, unsre Zukunft liegt auf dem Wasser.

Und doch, die Deutschösterreicher sind unsre Brüder, die Mehrzahl der Schweizer redet in unsrer Sprache, Schiller ist ebensogut ihr nationaler Dichter wie der unsre, man kann sich die deutsche Geisteskultur ohne Beethoven, Böcklin und Grillparzer gar nicht vorstellen. Gehören nicht diese Leute, von

denen wir politisch geschieden sind, doch zu uns und wir zu ihnen? Man hat sich im Deutschen Reich leidlich eingerichtet, hat auch eigne Sorgen genug; aber kümmert man sich vielleicht nicht zu wenig um die Deutschen, die draußen stehn? Es liegt auf der Hand, daß der Verlust Österreichs ein ungeheures Unglück für die deutsche Nation sein würde. Deutschösterreich gehörte einst zum Kern des alten deutschen Reichs, sein historischer Beruf war es und ist es noch, für das gesamte Deutschtum die Vorwacht gegen Südosten zu bilden. Das Deutschtum als solches kann doch nicht an Grenzpfähle gebunden sein, es muß dauernder sein als irgendein politisches Gebild, und es darf unter uns keine vergessenen Brüder geben. Daraus folgt aber nicht, daß man sie mit Waffen befreien, daß man sie alle unter eines Reiches Hut bringen müsse. Das war ein verfehlter Gedanke, der nur für das Gegenteil wirksam wurde und in der Gegenwart verlassen worden ist. Man hat ja auch die Deutschamerikaner nicht zurückerobern wollen, und doch hat heute jedes Deutschen Herz seine Freude daran, daß sie sich kräftig für die Aufrechterhaltung und die politische Geltung ihres Deutschtums regen, und zwar mit Erfolg. Diese Bewegung schreibt sich bekanntlich von der Amerikareise des Prinzen Heinrich her. Aber jedes Land hat seine eigne Art, und nicht jedes Mittel kann an jedem Ort angewandt werden. Deutschösterreich darf jedoch in keinem Zweifel darüber sein, daß wir die Pflichten, die uns das Freundschaftsbündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn auferlegt, auch über den Buchstaben des geschriebnen Vertrags hinaus erfüllen werden. Für uns ist Österreich nicht Ausland in demselben Sinne wie Frankreich oder Italien, und wir werden nie vergessen, um wieviel wir geistig ärmer wären ohne die Kulturgaben der österreichischen Mark, die auch für uns einen Walter von der Vogelweide, einen Haydn, Mozart, Schubert, Schwind, Grillparzer, Lenau, Raimund, Anzengruber hervorgebracht hat. Auch ist Österreich kein slawischer Staat, sondern immer noch ein Österreich mit unzweifelhaft deutscher Spitze, die kein Völkergemengsel verdrängen oder ersetzen kann.

Es ist nicht unbekannt, daß sich viele wirkliche und noch mehr sich früher so bezeichnende Deutsche abgewandt haben, seitdem dort die slawische Flut unmäßig angestiegen ist und auch Oberwasser bekommen hat, seitdem sich die deutschen Parteien durch ihre Spaltung selbst zur Ohnmacht verurteilt haben, seitdem sogar der tschechische Straßenpöbel deutsche Studenten ungestraft überfallen und körperlich verletzen darf. Das ist schlimm, und es beruht nicht auf einem mißverständlichen all- oder großdeutschen Verlangen, daß nur ein deutsches Österreich auch mit seinem bunten Völkergemisch auf die Dauer für das Deutsche Reich von Wert sein kann. Doch darf dies für die politischen Beziehungen der Gegenwart nicht ausschlaggebend sein, um so weniger, als sich noch gar nicht absehn läßt, wieviel sich von den jetzigen bedauerlichen Erscheinungen als bloß vorübergehende Folge unzweifelhaft begangner politischer Fehler und wieviel sich als dauernd herausstellen wird. Um darüber ein

sichres Urteil fällen zu können, ist die Zeit der rückläufigen Entwicklung bis jetzt noch zu kurz. Trotz zahlreicher, das Gefühl aller außerhalb Österreichs lebender Deutschen schmerzlich berührender Tatsachen muß es für uns bei der heutigen Stellung der europäischen Mächte doch als leitender Grundsatz gelten, unter allen Umständen an dem Bündnis mit Österreich-Ungarn festzuhalten, denn es vereinigt mitten im Kontinent eine festgeschlossene Masse von mehr als 110 Millionen mit ausreichend entwickelten militärischen Kräften, die bisher genügt haben, durch ihr bloßes Vorhandensein alle Zettelungen der letzten Jahre zwischen Westen und Osten um jede politische Wirkung zu bringen. Daran muß demnach unverrückt festgehalten werden, wenigstens so lange, bis die unbehagliche politische Spannung in unserm Weltteil friedlich oder durch schärfere Mittel beseitigt worden ist. Ob danach eine Änderung der Stellung Deutschlands zur habsburgischen Monarchie am Platze wäre, wird wesentlich von der Erwägung abhängen, durch welche Stellungnahme Deutschlands den Deutschösterreichern die größere Stärkung zugeführt werden könnte. Was die Lage in Böhmen betrifft, so unterliegt es ja keinem Zweifel, daß die Möglichkeit, die deutsche Pickelhaube könnte einmal auch einen feindlichen Schatten über die schlesisch-sächsischen Grenzgebirge in das Gebiet der sagenhaften Königin Libussa werfen, eine stark dämpfende Wirkung auf den tschechischen Übermut ausüben würde. Aber Deutschösterreich besteht nicht aus Deutschböhmen allein, die Bewohner der deutschen Alpenländer, die den eigentlichen Kern bilden, haben ganz andre Interessen und Aufgaben. Es würde dann immer in Frage kommen, ob nicht die Aufrechterhaltung des historischen Bandes zwischen dem neuen Deutschland und Österreich-Ungarn dem dortigen Deutschtum förderlicher sein würde.

Doch das sind Zukunftsfragen, die die Gegenwart gar nicht ernstlich beschäftigen können. Vorderhand muß uns daran gelegen sein, die heutigen Vorkommnisse in Österreich und die Lage des Deutschtums in ihrem Wesen richtig zu verstehn. Man findet in Deutschland die Schwäche der österreichischen Regierung, die abscheulichen Vorfälle in Prag, die vollständige Entrechtung der steuerkräftigen deutschen Minderheit ganz unbegreiflich. In Deutschland wäre ähnliches freilich nicht möglich. Man darf aber nicht vergessen, daß die heutige tschechische Gewaltherrschaft in Prag auf Grund der einst von den herrschenden Deutschliberalen geschaffnen Städteordnung ausgeübt wird, die der Regierung fast jede Einwirkung verwehrt, ursprünglich auf die Herrschaft der Deutschen berechnet war, aber später, wie so manche andre allzu „freiheitliche“ Schöpfung aus jener Zeit, zum Nachteil der Deutschen ausgeschlagen ist. So bleibt der Regierung kein andres Mittel als der Belagerungszustand (das Standrecht), wenn einmal die Ausschreitungen zu toll werden, und dann tritt auch stets Ruhe ein, ein Beweis dafür, daß die Regierung an sich noch stark genug ist. Sie würde auch die Kraft haben, den unerträglichen Wechsel zwischen Gewaltherrschaft und zeitweiligem Standrecht dauernd zu beseitigen,

aber sie müßte dann an Einrichtungen und Zustände rühren, die mit der ganzen innern Staatsverfassung innig zusammenhängen, und die sie darum so lange nicht antasten kann, als die Auffassung besteht, man könne auch die nationalen Schwierigkeiten auf parlamentarischem Wege lösen. Nachdem nun auch die Experimente mit dem allgemeinen Stimmrecht und mit parlamentarischen Ministerien mißglückt sind, ist freilich die Überzeugung davon sehr erschüttert worden, und der Zeitpunkt rückt näher, wo einmal mit dem gänzlich verfehlten Parlamentarismus ein ernstes Wort gesprochen werden muß. Dann kann die Regierung auch in Böhmen Ordnung machen.

Das ist nur ein Musterbeispiel dafür, wie sehr man sich irren kann, wenn man sich nach dem Tagesgeschrei der Zeitungen, die meist auch über den Ursprung der heutigen Sachlage nicht klar sind oder nicht klar sein wollen, zu Urteilen hinreißen läßt, die nicht zutreffend sein könen. Ähnlich steht es auch mit der Beamtenfrage. Die tschechischen Beamten nehmen einfach darum überhand, weil nicht genug deutsche vorhanden sind. Das ist auch eine Folge der verfehlten deutschliberalen Taktik. Zur Zeit des deutschliberalen Regiments wurde die vernünftige Praktik, daß die Beamten beider Landessprachen mächtig sein müssen, aufgegeben, die meisten deutschen Mittelschulen wurden einsprachig gemacht. Als sich später die Deutschliberalen in radikalen Bahnen verrannt und für die Staatsleitung unmöglich gemacht hatten, wurde als Parole für die Deutschen ausgegeben, den Taaffeschen Staat zu boykottieren und ihm keine Beamten mehr zu liefern. Die Folge davon ist der gegenwärtige Zustand. Zuerst verschwanden die deutschen Beamten aus den gemischtsprachigen Bezirken, weil sie nicht tschechisch konnten, dann rückten tschechische Beamte in deutsche Bezirke nach, weil es an deutschen Beamten mangelte, und die tschechischen verstehn ausreichend deutsch. Diesem Mißverhältnis könnte auch die deutschfreundlichste Regierung nicht abhelfen, wenn sie nicht mit offenbarer Ungerechtigkeit vorgehn will. Als im Sommer 1907 eine Besetzung der Richterstellen in Böhmen durchgeführt wurde, konnten wegen Mangels an deutschen Beamten von zwölf deutschen Stellen nur sechs mit genügend qualifizierten Beamten besetzt werden, eine Stelle blieb überhaupt unbesetzt, und bei fünf andern mußte so weit auf jüngere deutsche Beamte zurückgegriffen werden, daß nicht weniger als fünfzig tschechischen Gerichtsbeamten ein höherer Titel verliehen werden mußte, um sie wenigstens äußerlich den beförderten deutschen Kollegen gleichzustellen. So steht die Beamtenfrage in Böhmen. Heute hat sich nun die Sachlage in Österreich dahin entwickelt, daß infolge der fast drei Jahrzehnte betriebnen Zurückhaltung der Deutschen von der Beamtenlaufbahn immer mehr tschechische Beamte in die obern entscheidenden Stellen aufrücken, wohin sie ihre nationalen Anschauungen mitbringen; dabei mögen auch die tschechischen Landsmann- und parlamentarischen Minister mehr als nötig mitgewirkt haben. Man braucht aber gar nicht anzunehmen, daß alle diese tschechischen Beamten mit Absicht auf Vergewaltigung der Deutschen hinarbeiten, wird aber zugeben

müssen, daß sich gewisse Rechtsanschauungen über nationale Fragen in einem tschechischen Hirn anders gestalten als in einem deutschen. Diese Darstellung soll nur dazu dienen, darzutun, daß die heutige Vertschechung des Beamtentums nicht allein auf Fehler der Regierung und Begünstigung der Tschechen, sondern auch auf eine ziemlich weit zurückliegende falsche Taktik der Deutschen zurückzuführen ist, an der die jetzige Generation allerdings unschuldig ist, über die sie aber nicht ausreichend begründete Klagen erhebt.

Die böhmische Beamtenfrage ist schon einmal in den Grenzboten (Jahrgang 1903, III, S. 683) ausführlicher besprochen worden, und es kann hier darauf verwiesen werden. Die dort nachgewiesne politische Notwendigkeit, daß die Deutschösterreicher die Zurückhaltung von der Beamtenlaufbahn aufgeben, daß sie vielmehr in den Sudetenländern die zweite Landessprache erlernen und auch in ihrem Heimatlande bleiben müssen, um es vor der weitern Einwanderung des tschechischen Beamtenüberschusses zu bewahren, ist in Österreich von mehreren Seiten aufgegriffen worden. Mit welchem Nachdruck und welchem Ergebnis, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls können sich die günstigen Folgen solcher Bestrebungen erst nach einem längern Zeitraum geltend machen. Vorläufig ist noch eine Verschlimmerung des jetzigen Zustands vorauszusehen, da das weitere Vorrücken tschechischer Beamten in die leitenden Stellen weder auf gesetzlichem Wege noch durch Verwaltungsmaßregeln unter den nun einmal obwaltenden Verhältnissen aufzuhalten ist. Auch dieses zweite Beispiel der Beamtenfrage zeigt, daß man im Auslande ohne genaue Kenntnis des bisherigen Entwicklungsgangs zu einem zutreffenden Urteil über die Lage und die lauten Klagen der Deutschösterreicher gar nicht gelangen kann. Diese wissen es zum Teil auch selbst nicht mehr, und die meisten deutschen Blätter benutzen die unter ihren Landsleuten vorhandne Unzufriedenheit wegen der Zunahme des tschechischen Beamtentums nur zu wohlfeilen Angriffen auf jedes Ministerium, einerlei ob es deutschfreundlich ist oder nicht. Das ist ja überall leichter, als Ursachen nachzuspüren und auf Mittel zur Abhilfe zu sinnen. In Deutschösterreich hat diese Methode in deutschen Kreisen leider den Radikalismus in einer so verderblichen Weise großgezogen, daß schon eine große Anzahl deutscher Wahlbezirke an die Sozialdemokratie verlorengegangen ist, und weitere werden aller Voraussicht noch nachfolgen. Das bedeutet einen unzweifelhaften Verlust des Deutschtums in Österreich und verdient auch bei uns Beachtung.

Tatsächlich ist leider die Teilnahme in Deutschland an den Schicksalen der österreichischen Stammesgenossen merkbar zurückgegangen. Aber der zuweilen aus Deutschösterreich herüberklingende Vorwurf, die Reichsdeutschen behandelten sie mit kühler Teilnahme und noch kühlerem Verständnis, ist trotzdem nicht zutreffend. Man hat ja in Deutschland nur in einem kleinen Kreise ausreichende Kenntnis von den oben geschilderten und andern ähnlichen Zuständen, aber man hat doch allgemein bei eingehenderer Beschäftigung damit die unerfreuliche Erfahrung gemacht, daß viele der von den Deutschösterreichern erhobnen Klagen

einseitig, mangelhaft begründet und auf noch immer nicht gründlich beseitigte eigne Fehler aus früherer Zeit zurückzuführen sind. Man vermag eben über der Grenze in vielen Fragen objektiver zu urteilen als die im hitzigen politischen Streit stehenden Deutschösterreicher selbst. Man empfindet auch zu häufig die auffälligen Übertreibungen, die kindische Zersplitterung in allerhand Parteien, deren „prinzipielle“ Unterscheidung man von fern gar nicht zu erkennen vermag, aber höchst unzweckmäßig findet, und schließlich die abstoßenden Formen der Parteiagitation und des parlamentarischen Treibens, die trotz aller rückläufigen Erscheinungen in dieser Beziehung auch in Deutschland, doch da als unzulässig, ja als abstoßend erscheinen. Nicht den Deutschösterreichern selbst gegenüber verhält man sich kühl, sondern diesen Betätigungsformen ihres öffentlichen Lebens, diesen gegenseitigen Ehrabschneidungen untereinander und der Sucht, grobe nationale Angriffe noch gröber zu erwidern. Solange dieses Niveau eingehalten wird, werden sich die Sympathien in Deutschland für die Tageskämpfe der Deutschösterreicher schwerlich erhöhen. Eine Einmischung dürfte sich selbst bei einer andern Tonfärbung nicht einmal empfehlen. Mit vollem Recht haben wir uns seinerzeit die Einmischung des österreichischen Parlaments in unsre Polenfrage verbeten. Was dem einen recht ist, ist aber dem andern billig. Wir haben darum auch nicht einmal das Recht, uns in die innern Partei- und nationalen Kämpfe der Deutschösterreicher einzumischen, und wenn in der letzten Zeit einzelne deutsche Zeitungen die betrübenden Prager Vorkommnisse nach übertriebnen Berichten noch aufgebauscht und Forderungen daran geknüpft haben, so waren sie im Unrecht. Wir können doch nicht verlangen, daß die österreichische Regierung deutschen Besuchern einen größern Schutz zuteil werden lasse, als sie ihren eignen deutschen Mitbürgern zu bieten vermag.

Also an eine Einmischung der Reichsdeutschen in die Tageskämpfe der Deutschösterreicher ist aus durchschlagenden Gründen nicht zu denken. Die mögen sie selbst durchkämpfen, und sie sind es auch imstande, um so leichter, je mehr sie lernen, sich auf sich selbst zu besinnen und wirklich das nationale Prinzip allein als entscheidend anzusehen. Die deutschen Parteien und Fraktiönchen vermögen freilich nur schwer zu dieser Erkenntnis durchzudringen, weil sie noch viel zu sehr von den Theorien und Schlagworten einer unheilvollen Zeit erfüllt sind. Das macht die praktische Wirkung ihrer gesamten politischen Kraftanstrengungen vollständig unfruchtbar. Eine Beteiligung daran, sei es nach der einen oder nach der andern Parteirichtung, wäre demnach für die Kräftigung des Deutschtums in Österreich sogar ohne Wert. Aber neben diesem zur vollständigen Unfruchtbarkeit verurteilten, durch Lehrmeinungen um seine Kraft gebrachten Tun macht sich schon seit einer Reihe von Jahren eine praktische deutsche nationale Tätigkeit bemerkbar, die, aus der nationalen Not geboren, schon jetzt zum Teil mit Nichtbeachtung der Parteiunterschiede arbeitet und zu der begründeten Hoffnung für die Zukunft berechtigt, daß aus ihr eine praktisch geschulte Generation emporwächst, die auch die Politik praktisch

zu betreiben lernt. Das ist jene Kleinarbeit, die namentlich in Gestalt des Deutschen Schulvereins ihre schönsten Blüten getrieben, aber auch in zahlreichen andern Vereinigungen, wie Böhmerwaldbund, Nordmark, Südmark, in Vereinen für deutsche Schüler und Lehrlinge usw. ganz überraschende Leistungen für die Erhaltung und Kräftigung des Deutschtums aufzuweisen hat. Hier liegt das Gebiet, auf dem die Reichsdeutschen ihre Teilnahme an den Geschicken ihres Volkstums im Auslande zu beweisen und in viel ausgedehnterer Weise als bisher als Pflicht zu betätigen haben. Und das darf geschehn, ohne daß auch nur der Anschein erweckt werden kann, als wolle man eine allerdings unzulässige Einmischung in die politischen Tageshändel beabsichtigen. Die Erhaltung des Deutschtums in seinem Besitz ist keine Tagesfrage, und sie geht alle Deutschen an. Gewiß werden Polen, Tschechen und Italiener usw. Vorwürfe politischer Art daran zu heften versuchen, wie sie es jetzt auch schon tun, aber man kann das leicht zurückweisen, denn sie handeln ja ebenso und wenden sogar nicht immer gleich einwandfreie Mittel an. Als Muster möge der Gustav-Adolfverein angeführt werden, der trotz mannigfacher Anfeindungen für seine Zwecke seit Jahrzehnten eine segensreiche Tätigkeit in der Diaspora entfaltet. Es handelt sich im wesentlichen darum, Mittel aufzubringen und ihre Verwendung in der Hauptsache den Deutschen im Auslande selbst zu überlassen; denn die sind ehrliche Leute, die ihre Volksgenossen nicht darum betrügen werden, wie man es andern Nationen mit mehr oder weniger Grund nachsagt. Es handelt sich um die Tat; leicht mißzudeutende Reden sind dabei nach Möglichkeit zu sparen, lieber gebe man reichlicher.

Diese Betrachtungen sind angeregt worden durch ein vor kurzem erschienenes vortreffliches Büchlein: Deutsche Vorposten im Karpathenland von Lutz Korodi. (Paetels Bücherei, herausgegeben von Hans Vollmer, Berlin, Hermann Paetel, 1908. 1,25 Mark.) Es ist ein Verdienst, das gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann, das sich ein deutscher Verlag mit solchen Veröffentlichungen erwirbt. Denn es fehlt in Deutschland an sachlich gehaltnen und doch mit warmem Herzen geschriebnen Darstellungen über die Lage des Deutschtums im Auslande. Es hat wohl seit Jahren nicht an Klageschriften über das Unglück der Deutschösterreicher gemangelt, aber alle diese Broschüren und Bücher hatten den großen Fehler, daß sie in Wirklichkeit nur den Sturz der deutschliberalen Partei bedauerten. Das eigentliche Deutschtum kam zu kurz dabei, und das Interesse der Reichsdeutschen, das allen Deutschen, nicht einer Partei gilt, erlahmte gegenüber der aufdringlich einseitigen Darstellung und erfuhr am allerwenigsten eine Anregung dadurch. Lutz Korodi, den die Magyaren schon vor längerer Zeit aus dem Lande ihrer Freiheit hinausgemaßregelt haben, hätte danach wohl einige Berechtigung zur Leidenschaftlichkeit gehabt, aber er hält sich davon so vollkommen frei, daß es, außer den Söhnen Arpads natürlich, jedermann herauslesen und anerkennen wird. Er trägt in fesselnden Bildern auf nur 107 Seiten ein so reichhaltiges, aber keineswegs überladnes Material zusammen, daß man sich

daraus vollständig über die Lage der Deutschen im Reiche der Stephanskrone zu unterrichten vermag. Die nationalen, politischen, kulturhistorischen, literarischen, wirtschaftlichen und sozialen Schilderungen tragen durchaus den Charakter des mit Verständnis selbsterlebten. Er wird sogar dem magyarischen Volkscharakter, von dem man in Deutschland nur sehr unbestimmte Vorstellungen hat, in vollem Maße gerecht und spricht sich keineswegs für eine bisher klug vermiedne scharfe Oppositionsstellung der Deutschungarn gegen die Magyaren aus, die nichts nützen würde. Aber daß sie ihr gesundes und lebenskräftiges Stück deutscher Heimat dort erhalten, gilt für ihn als Notwendigkeit, und er weiß auch überzeugend darzustellen, daß sie sich in Zukunft als starke deutsche Vorposten behaupten werden.

Daraus folgt aber keineswegs, daß sich die Deutschen, die im politisch wohl abgerundeten Kern der Nation so behaglich leben können, wie sie es sich selbst einrichten, aller Pflichten gegenüber den Deutschen der habsburgischen Monarchie entheben und die Dinge dort ihrer keineswegs aussichtslosen Entwicklung überlassen dürften. Dagegen spricht schon das allgemeine deutsche, nicht politische, Kulturinteresse, das nicht an Landesgrenzen gebunden ist. Gewiß werden die siebenbürgischen Stammesgenossen, die trotz zeitweiliger, ernster Anfechtungen länger als achteinhalb Jahrhunderte ihr Deutschtum bewahrten und es sogar aus bewußter Erfahrung national gegen das Magyarentum — ohne dieses politisch anzufeinden — streng abschließen, es auch ferner erhalten. Unstreitig werden die Deutschen der Sudetenländer den von den Tschechen begonnenen Kampf mit Erfolg bestehn, seit sie angefangen haben mit der politischen Kleinarbeit und sich nicht mehr auf den parlamentarischen Machtkampf verlassen, bei dem sie in der Wahl der Mittel oft nicht glücklich gewesen sind. Ohne Zweifel werden auch die Tiroler in der Wiederverdeutschung Welschtirols um so mehr weitere Fortschritte machen, je mehr sie die deutsche kulturelle und wirtschaftliche Überlegenheit zur Wirkung bringen und renommistische Einbrüche und Demonstrationen unterlassen, durch die nur die deutschfreundlichen Italiener in das nationale Lager und unter die Leitung der irredentistischen Hetzer getrieben werden. Auf diesen Gebieten steht alles günstig, und von „deutschen Schmerzenskindern" braucht man da nicht zu reden. Damit würde man höchstens das tapfere Selbstgefühl der Deutschösterreicher kränken. Etwas andres aber ist es doch, wenn sie wissen, daß die große Nation draußen im Reich an ihrer nationalen Arbeit innigen Anteil nimmt und auch nötigenfalls zu werktätiger Unterstützung bereit ist. Dazu gehört aber nicht, daß man den Studentenbummel auf dem Graben in Prag, den die Studenten als altes deutsches Recht gegen die Übergriffe einer gewalttätigen Nation mit aller Kraft aufrecht erhalten sollen, durch Abkommandierungen unterstützen will, noch weniger wenn man an Ausflügen teilnimmt, um Welschtirolern die „Wacht am Rhein" vorzusingen. Dies sind Dinge, die man dem Temperament und der Begabung der Deutschösterreicher selbst über-

lassen soll. Wir müssen ihre gesunde, werbende und erhaltende nationale Arbeit unterstützen und dafür mehr Geldmittel aufbringen, als bisher geschehn ist.

Damit kann nicht nur das Ringen um ihr Volkstum den Deutschösterreichern erleichtert werden, die imstande sind, es aus eigner Kraft zu erhalten, sondern man kann auch da unterstützen, wo diese Kraft nicht ausreicht. Schon Korodi weist auf die Deutschen im Banat hin, die in günstig erscheinenden Zeiten so kurzsichtig gewesen sind, ihre deutschen Schulen dem Staat zu übergeben, und nun fast keine mehr haben, da die Unterhaltung besondrer deutscher Anstalten sehr kostspielig ist. Im nördlichen Ungarn geht es den Deutschen eigentlich noch schlimmer, und in Galizien wird ein systematischer Kampf gegen die Deutschen geführt, die überall ihre Schulen verlieren, wo ihnen die Kosten unerschwinglich werden. Leider fehlt über die galizischen Deutschen noch ein rein sachlich orientierendes Buch ähnlich dem Korodischen. Da sind überall große Gebiete, auf denen sich deutsche Mittel in der segensreichsten Weise um die Erhaltung des Deutschtums verdient machen würden. „Halte, was du hast", kann man dem deutschen Volke nicht oft genug zurufen. Seine nationalen Güter liegen nicht unter dem Schutze des Reichsschwerts allein, sie sind weit durch die Lande verbreitet, wohin das Schwert nicht reicht, und wo das Volkstum als solches für Schutz und Erhaltung eintreten muß. Jede Seele, die der deutschen Sprache verloren geht, bedeutet auch einen Verlust an der deutschen Weltgeltung, die nicht durch Renommieren mit den Kürassierstiefeln Bismarcks und nicht einmal durch ein Rasseln mit dem Säbel zu vermehren ist. Das erste kostet zwar nichts, hilft aber auch nichts, und das andre würde zwar viel kosten, aber höchstens neue widerwillige Elemente ins Reich bringen, deren es schon genug hat. Erhaltung und Ausbreitung der deutschen Sprache ist das beste Mittel, um die Geltung des Deutschtums zu erhöhen. Mit Recht hat schon Treitschke gesagt, daß das Volk, dessen Sprache am verbreitetsten auf der Erde sein werde, auch die stärkste Weltmacht werden würde. Ein Blick auf England lehrt, wie sehr er recht hat.

-y-

Samoa und die Samoaner

Von Rudolf Wagner in Berlin

Nach der neusten Denkschrift über die Entwicklung von Samoa war in der Kolonie alles in bester Ordnung, und zur Zeit der Abfassung dieser Denkschrift mag dies auch der Fall gewesen sein. Aber auch als jüngst über den Etat von Samoa im Reichstag verhandelt wurde, stellte die Regierung die vor einiger Zeit gerüchtweise gemeldeten Unruhen in Abrede und betonte mit Entschiedenheit, daß keinerlei Anlaß vorliege, an dem guten Verhältnis zwischen Gouvernement und Eingebornen zu zweifeln. Aber die Regierung hat mit ihrer Eingebornen-

politik Pech. Kaum ist der Kolonialetat verabschiedet, so treffen Nachrichten ein, die das soeben gerühmte gute Verhältnis in ein merkwürdiges Licht stellen. Ja es sieht sogar so aus, als ob man im Reichstag stark Schönfärberei getrieben hätte. Wie schon durch die Tagespresse bekannt geworden ist, sind wirklich in Samoa Eingebornenunruhen ausgebrochen, und zwar sind sie schon ein paar Wochen alt. Am 13. März meldete das Wolffsche Telegraphenbureau, der Gouverneur von Samoa habe drei Kriegsschiffe zur Beruhigung der aufsässigen Eingebornen erbeten, und das eine dieser Kriegsschiffe sei bereits vor Apia eingetroffen, während die andern beiden einige Tage später erwartet würden. Da die Schiffe eine verhältnismäßig weite Fahrt nach Samoa zu machen haben, so mußte die Nachricht von den Unruhen schon einige Zeit im Kolonialamt eingetroffen sein. Man muß doch die Frage aufwerfen, warum der Reichstag und die Öffentlichkeit davon nichts erfahren haben.

Die wie üblich an die offiziöse Unglücksmeldung geknüpfte beruhigende Versicherung, daß die Sache nicht so schlimm sei, ist ja recht angenehm zu hören. Nur soll man uns nicht übelnehmen, wenn uns die Tatsache, daß gleich drei Kriegsschiffe notwendig waren, für die Beurteilung der Sachlage maßgeblicher erscheint.

Wir würden über das beredte Schweigen der Regierung im Reichstag nichts weiter sagen, wenn die Unruhen in keinerlei Zusammenhang mit dem zur Beratung gestellten Etat gestanden hätten. Aber es sind im letzten halben Jahre allerlei Stimmen über die Eingebornenpolitik in Samoa laut geworden, deren Beachtung seitens der Regierung oder des Reichstags eine Änderung des Etats in verschiednen Posten zur Folge gehabt hätte. Die absolute Nichtbeachtung jener Warnungen seitens der Kolonialverwaltung hätte unter Umständen in den gegenwärtigen Unruhen verhängnisvolle Folgen haben können.

Als seinerzeit im Dezember die nachher amtlich dementierten Gerüchte über Unruhen in Samoa über Australien hierher gelangten, wurde an dieser Stelle in der Kolonialen Rundschau (Nr. 1) darauf hingewiesen, daß unsre Position in Samoa sehr unsicher sei und von dem Grade der Zuverlässigkeit der Samoaner abhänge. Besonders wurde beanstandet, daß wir keinen einzigen weißen Soldaten drüben haben, wohl aber eine gutbewaffnete samoanische Truppe, die im Fall eines Aufstandes sehr gefährlich werden könne. Es ist uns nicht bekannt geworden, ob diese auch von verschiednen andern Seiten unterstützte Warnung bei der Kolonialverwaltung irgendwelche Beachtung gefunden hat. Es scheint nicht der Fall gewesen zu sein.

Es dürfte nützlich sein, wieder einmal die in Samoa geübte Eingebornenpolitik mit ihren — Auswüchsen zu skizzieren. Um nicht mißverstanden zu werden, wollen wir vorausschicken, daß wir im allgemeinen durchaus mit einer Politik einverstanden sind, die auf die Erhaltung des lebensfähigen und schönen Menschenschlags der Samoaner hinzielt und deren angestammter Eigenart nach Möglichkeit Rechnung trägt. Dies muß aber in einer Form geschehen, die uns die Vorherrschaft und dementsprechende wirtschaftliche Vorteile sichert. Und darauf

muß von vornherein Rücksicht genommen werden, denn — frei herausgesagt — wir wissen nicht, wielange Deutschland die fernen Südseekolonien wird halten können. Doch darüber wollen wir uns den Kopf nicht zerbrechen, aber immerhin bei unsrer wirtschaftlichen Kalkulation nicht allzuweitgehende Kredite in Rechnung stellen.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß man den Samoanern seinerzeit nach Möglichkeit ihre alte Stammesverfassung gelassen hat, und zwar in der Form einer Selbstverwaltung, die zwar den dortigen weißen Ansiedlern entschieden zu weit ging, aber vom langjährigen Gouverneur Dr. Solf mit Wärme und Energie verteidigt wurde. Jahrelange Zwistigkeiten zwischen Gouverneur und Weißen knüpften sich an diese allerdings an Verhätschelung grenzende Begünstigung der Eingebornen. Die einigermaßen begreifliche Schwäche des Gouverneurs für den schönen und liebenswürdigen Menschenschlag fand freundliches Verständnis in der Heimat, und die Samoaner durften in altgewohnter Weise in ihrem Eingebornenparlament, den unter dem Vorsitz des Alii sili (obersten Häuptlings) Mataafa stehenden beiden Körperschaften, nämlich dem „Taimua", fünf den vornehmsten Familien angehörenden Häuptlingen, und der Versammlung der „Faipule", der aus den verschiednen Landesteilen abgeordneten „Sprecher", Politik spielen. Aber eines Tages gab es auch wieder die altgewohnten Streitigkeiten, und dem Gouverneur blieb schließlich nichts andres übrig, als die Befugnisse der beiden samoanischen „Kammern" zu beschneiden. Es steht ihnen jetzt nur noch beratende Stimme zu, und damit wäre die politische Stellung der Samoaner auf das vernünftige Maß zurückgeschraubt. Die Samoaner waren zwar darob zunächst arg verschnupft, aber sie würden sich wohl damit abgefunden haben, denn die äußere Repräsentation ihrer Selbstverwaltung ist ihnen schließlich wichtiger als der innere Gehalt ihrer Rechte. Aber auch dem drohte Gefahr. Der jetzige Alii sili, der würdige Mataafa, ist mittlerweile alt geworden, daß mit seinem Ableben gerechnet werden muß. Natürlich haben die beiden Hauptparteien — spaßhafterweise eine evangelische und eine katholische — je einen Kandidaten auf Lager, und jede will ihn auch durchsetzen. Daher erbitterter Parteizwist als erster Anlaß zu den gegenwärtigen Unruhen. Nun ist aber bekannt, daß die Regierung nach Mataafas Tode die Würde des Alii sili am liebsten ganz eingehen lassen möchte. Der Gedanke daran macht die jetzt demonstrierende Partei noch rabiater und hat sie sogar zum offnen Widerstande gegen die Staatsgewalt verführt. Aber auch die Regierungspartei ist aus diesem Grunde mißtrauisch geworden. Zwar hält sie nach den erwähnten Meldungen zur Regierung und wird angesichts der deutschen Kriegsschiffe auch bei dieser Haltung bleiben. Ob sie sich aber auch später ruhig verhalten wird, wenn der neue Alii sili gewählt oder vielmehr nicht gewählt werden soll, kann man nicht wissen. Gouverneur Solf hat selbst bei seiner letzten Anwesenheit in Deutschland in einem Vortrage die Unzuverlässigkeit und Lügenhaftigkeit der Samoaner geschildert und z. B. von Geldschwindeleien des obersten Häuptlings Mataafa erzählt, die nach unsern Begriffen sehr bedenklich sind. Bezeichnend ist, daß

nach seiner Ansicht die Samoaner im Gerichtsverfahren nicht zum Eide zugelassen werden können. Was nebenbei beweist, wie phantastisch die Dernburg-Rechenbergsche Idee ist, den intellektuell viel tieferstehenden afrikanischen Neger zum Eide zuzulassen. Also Dr. Solf scheint trotz aller Samoanerfreundlichkeit den klaren Blick für die praktischen Folgerungen des Eingebornencharakters nicht verloren zu haben. Um so mehr muß man sich wundern, daß er auf der andern Seite der Eitelkeit der Samoaner in geradezu gefährlicher Weise nachgegeben hat, indem er aus einer Anzahl von Häuptlingssöhnen eine etwa vierzig Mann starke Renommiergarde bildete, die „Fita-Fita", die mit deutschen modernen Militärgewehren (ich glaube Modell 88) ausgerüstet und von deutschen Unteroffizieren ausgebildet worden sind, also vermöge der dem Samoaner eignen Gewandtheit und Intelligenz einen nicht zu verachtenden Gegner bilden. Wenn wir daneben eine weiße Schutz- oder Polizeitruppe hätten, so ließe sich noch darüber reden, denn man könnte im stillen die vierzig Häuptlingssöhne als Geiseln für das Wohlverhalten ihrer respektiven Herren Väter betrachten. Aber sogar die kleine Polizeitruppe besteht aus Farbigen. Zwar ist ein großer Teil der weißen Ansiedler wehrfähig und durch den drüben bestehenden Schützenverein waffengeübt, aber die Leute wohnen immerhin zerstreut. Es stehen ihnen im Ernstfall mehrere Tausend Samoaner gegenüber, und viele Hunde sind des Hasen Tod. Dabei hat Samoa nicht einmal Kabelverbindung, die Stationsschiffe können also nur auf die Weise von einem etwaigen Aufstand benachrichtigt werden, daß der Gouvernementsdampfer (falls er von den Samoanern noch nicht weggenommen ist) nach der nächsten Kabelstation fährt. Darüber können aber Wochen vergehen. Zeit genug für die Samoaner, alle Deutschen totzuschlagen. Man stelle sich nur einmal die jetzt in der Luft liegende Möglichkeit eines europäischen Krieges vor. Dann wären die Stationsschiffe nicht einmal zu erreichen, und die Deutschen wären auf sich allein gestellt. Hundert gegen eins zu wetten, würden sich dann, wie im Jahre 1888, gute Freunde finden, die den Samoanern die Waffen in die Hand drücken würden, damit sie die deutsche Herrschaft abschütteln. Was dann? Derartigen Gefahren dürfen wir mit gutem Gewissen unsre Landsleute nicht aussetzen. Eine kleine, aber gut bewaffnete und mit Maschinengewehren und ein oder zwei Geschützen ausgestattete Truppe bietet in Verbindung mit einer aus den Ansiedlern zu bildenden Landwehr schon eine ganze Menge Sicherheit, wenigstens gegen die Eingebornen, auch wenn sie gut bewaffnet wären.

Die Kosten dürften nicht einmal eine große Rolle spielen. Denn für das Geld, das die „Fita-Fita" und die teuern Hilfsexpeditionen der Kriegsschiffe kosten, läßt sich unsers Erachtens eine weiße Truppe von fünfzig bis hundert Mann wohl unterhalten. Von verschiednen Seiten ist im Anschluß an die jüngsten Vorkommnisse ein eignes Stationsschiff für Samoa gefordert worden. Unsers Erachtens ist dieses unnötig und viel zu teuer. Wegen der Eingeborenen brauchen wir kein Kriegsschiff. Für diese genügt eine kleine weiße Truppe. Und im Fall eines europäischen Krieges könnte sich das Kriegsschiff

schwerlich vor Samoa halten, und die Kolonie würde gerade im kritischen Fall des Schutzes entbehren.

Demnach sind wir der Ansicht, daß die Regierung klug daran getan hätte, sofort nach Eingang der Aufstandsmeldungen den Etat abzuändern und eine weiße Truppe zu fordern unter Verzicht auf die Mittel der „Fita-Fita" vielleicht fürs übernächste Jahr. Der Reichstag hätte in Anbetracht der Verhältnisse schwerlich die Erfüllung einer solchen Forderung abgelehnt.

Es mag ja allerdings recht schwer fallen, einzugestehn, daß der gegenwärtige verkehrte Kurs in der Eingebornenpolitik wieder einmal einen Stoß erhalten hat, um so schwerer, als diese Eingebornenpolitik gegenüber dem Ansturm aller ernsthaften Kenner soeben noch mit einer gewissen Schärfe von der Regierung verteidigt worden ist.

Wie gesagt, wir wollen den Samoanern ihr Vergnügen, die politische Kannegießerei, ohne die sie nun einmal nicht leben können, gewiß nicht stören. Man soll sie ruhig ihrer Lust, zu politisieren, zu prunken, zu tanzen und Kawa zu trinken, frönen lassen, aber das Spiel mit deutschen Militärgewehren ist gefährlich und daher unnötig, und außerdem muß dem ganzen politischen Klimbim der Samoaner eine gewisse Machtentfaltung unsrerseits gegenüberstehn, damit die Herrschaften nicht auf dumme Einfälle kommen, sondern immer deutlich vor Augen haben, daß wir die Herren im Lande sind.

Eine deutliche politische Wandlung wäre auch aus dem Grunde vonnöten, weil der Rassenabstand sehr zu wünschen übrig läßt. Heute schon ist die Mischlingsbevölkerung doppelt so stark wie die europäische. Und so darf es nicht weitergehn, sonst können wir das Ende der deutschen Kolonialherrlichkeit auf Samoa beinahe an den Fingern herrechnen. Man könnte dem Rassegefühl und Geschmack der Weißen drüben etwas aufhelfen, wenn man dafür sorgen würde, daß Ehen zwischen Weißen und Farbigen in Samoa ebenso unmöglich sind wie in den andern Kolonien. Dazu gehört allerdings bei der Kolonialverwaltung der ernste Wille, in sämtlichen Kolonien einen Stamm von guten Deutschen zu schaffen, die die deutsche Vorherrschaft den Eingebornen gegenüber deutlich zum Ausdruck bringen. Damit haperts in Samoa. In der neusten Denkschrift steht zu lesen, eingehende Untersuchungen hätten ergeben und es sei auch der Wunsch der Samoaner, daß Land an Europäer in Zukunft nicht mehr abgegeben werden könne. Dieses glauben wir gern, hinter jenes machen wir ein Fragezeichen. Ja, wenn die Samoaner bei ihrem heutigen Grade wirtschaftlicher Tätigkeit verharren, dann allerdings. Aber müssen wir uns denn damit abfinden? Können wir sie denn nicht zu einer intensivern Bewirtschaftung ihres Landes erziehen? An der Intelligenz fehlts nicht, nur am guten Willen. Das bisherige System der Arbeitsteilung in der samoanischen Stammesverfassung ist sicher kein Hindernis, im Gegenteil. Das wie die Heranziehung zu intensiverer Wirtschaft ist natürlich Sache der Verwaltung. Allmähliches Steigern, Besteuerung und Beteiligung der Häuptlinge an dem Ergebnis wäre vielleicht der gangbarste Weg.

Jedenfalls sind wir überzeugt, daß auf diese oder ähnliche Weise, wenn man nur ernsthaft will, noch reichlich Land freigemacht werden könnte für europäische Kulturen. Denn bei den heutigen Ergebnissen der wirtschaftlichen Entwicklung können wir doch unmöglich stehn bleiben. Mit ganzen vierhundert deutschen Ansiedlern ist Samoa keine deutsche Kolonie, und um der schönen Augen der Samoaner willen kolonisieren wir doch nicht, um so weniger, als diese allein aus dem Lande nichts machen werden, wenn man sie wie bisher fortwursteln läßt.

Wir wollen den gegenwärtigen Zwischenfall nicht allzu tragisch nehmen, denn es schadet immerhin nichts, wenn die Samoaner wieder einmal sehen, daß auch wir außer den im Jahre 1889 im Hafen von Apia untergegangnen Kreuzern Adler und Eber noch ein paar anständige Kriegsschiffe besitzen und den Amerikanern, die unlängst mit ihrem Pazifikgeschwader vor Apia paradierten, wenn es gilt, an Macht nicht nachstehn.

Aber wir wollen wenigstens daraus lernen, daß man eine „eingeborneneerhaltende“ Politik nur treiben darf, wenn man sich vor den Eingebornen in Respekt gesetzt und die Machtmittel hat, diesen Respekt auch zu erhalten. Hoffen wir, daß die Regierung endlich die oben angedeuteten Folgerungen aus dem Vorfall ziehen wird. Es ist immerhin Gefahr im Verzug. Ein andermal könnte ein solches Abenteuer minder harmlos ausgehn. Das Denkmal der 1888 gefallnen deutschen Seesoldaten in Apia bleibt eine ernste Mahnung, die wir nicht außer acht lassen dürfen.

Zur Umgestaltung des Rechtsstudiums

So wenig sonst ein jüngerer Jurist berufen und befugt ist, zu einer so weittragenden und bedeutenden Frage wie der im Titel genannten das Wort zu ergreifen, so hat er doch gerade hier selbst vor den ältesten Fachleuten eines voraus: die Unmittelbarkeit der Erfahrung an der eignen Person. Nur zu bald leider verernt der Lehrer den Standpunkt des Schülers, und doch kann von nirgend her die pädagogische Seite seiner Tätigkeit fruchtbarer beeinflußt werden. Wer dies als Lehrer ignoriert, läuft Gefahr, das Verständnis seiner Schüler, die geistige Fühlung mit ihnen völlig zu verlieren.

Es ist mir immer ungerecht erschienen, die Studierenden der Rechtswissenschaft allein oder auch nur in erster Linie für den anerkanntermaßen in dieser Fakultät herrschenden Mangel an Eifer verantwortlich zu machen. Wie für einen großen Teil der Studierenden, zum Beispiel die angehenden Verwaltungsbeamten, die Aussicht, in der spätern Berufsausübung von den Früchten des

Universitätsstudiums unmittelbar fast nichts verwerten zu können, lähmend wirkt, wie die große Zahl der spätern Berufsmöglichkeiten gerade die unschlüssigen und darum weniger interessierten Abiturienten zum Rechtsstudium führt, ist oft genug hervorgehoben worden. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß der Gegenstand selbst wenig geeignet ist, den Anfänger zu fesseln. Die Abstraktheit des Stoffes fordert eine Kühle und Leidenschaftslosigkeit der Auffassung, wie sie oft gerade dem Anfänger um so mehr abgeht, je begeisterter er an und für sich für die Wissenschaft ist. Sehr im Gegensatz zu den andern, zum Beispiel den Naturwissenschaften, bietet die Rechtswissenschaft dem Wißbegierigen keinerlei Enthüllungen, überhaupt keine greifbaren Tatsachen, sondern — auf den ersten Blick wenigstens — nur eine Unzahl von Formen, deren Gehalt anderswo zu suchen ist, dem an sich schon nicht interessierten Anfänger also des Interessanten denkbar wenig. Daher ja auch das alte Vorurteil gegen die „trockne Jurisprudenz".

Beide Umstände, die ungünstige Zusammensetzung des jungen Nachwuchses und der abstrakte Charakter des Stoffes, können — in ihrer Wirkung einander steigernd — ihren Ausgleich nur in einer in pädagogischer und didaktischer Hinsicht möglichst vollkommnen Einrichtung des Studiums finden. Von diesem Standpunkt betrachtet wird aber der in Deutschland allenthalben geltende Studienplan vor einer Kritik schwerlich bestehen können. Man ist wohl auch schon seit langem darüber einig, daß eine Änderung zu erfolgen hat; nur das Wie steht in Frage.

Das nach dem geltenden Plan eingerichtete Studium vollzieht sich in typischer Regelmäßigkeit fast immer ungefähr folgendermaßen: Der Studierende, der nicht dem Rate älterer Kommilitonen folgend von vornherein auf jeden Besuch von Vorlesungen verzichtet, hört im ersten Semester pflichtgemäß das Privatrecht, den Zivilprozeß und die Rechtsgeschichte des alten Roms. Er, der vom Recht, insbesondre aber von Rechtsbegriffen keine Vorstellung hat, der knapp die geistige Reife und Lebenserfahrung hat, die einfachsten Vorgänge des ihn umgebenden sozialen Lebens zu verstehn, wird hier in ein Zeitalter versetzt, das ihm trotz aller Klassikerlektüre in den obern Gymnasialklassen doch fremd ist, und er soll nun beides erreichen: sich in die ihm neue Gedankenwelt der Rechtswissenschaft hineinfinden und — ohne dies kein Verständnis des Rechts — zugleich in das ihm fremde Zeitalter menschlicher Kultur und menschlichen sozialen Lebens, und das mit Hilfe einiger theoretischer Vorlesungen. Gänzlich außerstande, ihm dazu zu verhelfen, vermögen ihm die Vorlesungen ihrem studienplanmäßig festgelegten Inhalt nach meist nur mißverständlich Aufgefaßtes und Verworrenes zu sagen. Natürlich kann auch der Dozent, der mit seinem Gegenstande während des Studienganges nur dieses einemal zu Worte kommt, nicht aus Rücksicht auf die mangelnde Vorbildung seiner Hörer auf eine wissenschaftlich erschöpfende Darstellung verzichten. Daß eine solche aber ganz selbstverständlich gewisse allgemeine Rechtskenntnisse voraussetzt, verstärkt in den Hörern

noch das Gefühl gänzlicher Unzulänglichkeit gegenüber den an sie gestellten Anforderungen. So bleibt ein großer Teil, durch diesen ersten Mißerfolg in seinem Eifer schon stark beeinträchtigt, den Vorlesungen bald fern.

Nicht viel anders geht es ihnen in den übrigen Rechtsmaterien. Wer etwa noch in den folgenden Semestern die Vorlesungen über Bürgerliches Recht besucht, in der Hoffnung, es werde ihm doch hier, wo das Recht der Gegenwart gelehrt wird, nicht jedes Verständnis abgehn, erneuert nur seine frühern Erfahrungen. Denn erstens wird hier stets auf das geschichtliche Recht, das die Hörer nicht beherrschen, bezug genommen; ferner aber fehlt dem Anfänger der zum Verständnis gerade des Privatrechts unentbehrliche Einblick in das durch dieses geregelte Wirtschaftsleben. Weit besser wären in dieser Beziehung alle die jungen Leute vorgebildet, die schon früh, zum Beispiel als Kaufleute, Landwirte u. dgl., ins praktische Leben hinausgetreten sind. Dieser Mangel, dem die Vorlesung natürlich nicht abzuhelfen vermag, wird eine neue Quelle von Verwirrung und Mißverständnis.

Nun sind aber das römische Privatrecht und das geltende Bürgerliche Recht die beiden Hauptmaterien des juristischen Studiums. So bestätigt sich den Studierenden allmählich, was sie vorher allenthalben hörten: daß der Jurist zweckmäßig die ersten vier Semester bummeln könne und nur die letzten beiden zu arbeiten brauche; und sie sorgen dafür, daß dieser Brauch den jüngern Semestern zur Nachahmung rechtzeitig empfohlen wird. Man kann es von durchaus verständigen Studierenden höherer Semester ganz im Ernst aussprechen hören, daß nach ihrer Erfahrung der Vorlesungsbesuch gänzlich überflüssig und unzweckmäßig sei: man profitiere nichts, weil man nichts verstehe; die ganze darauf verwandte Zeit sei vergeudet; man nehme von der Vorlesung genug mit, wenn man das Testat des Dozenten im Testierbuch habe. So denkt tatsächlich ein großer, wenn nicht der überwiegende Teil der Studierenden der Rechtswissenschaft.

In spätern Semestern ist es denen, die die ersten verbummelt haben, dann in der Tat, wollen sie den Anschluß nicht versäumen, nicht mehr möglich, Vorlesungen zu besuchen; denn diese kollidieren dann meist mit dem besuchten Repetitor; auch bleibt im Zusammenhang der dann beginnenden Examensvorbereitung so viel Zeit gar nicht mehr für den einzelnen Gegenstand, wie der Besuch der Vorlesung erfordern würde.

Daß diese Darstellung nicht übertrieben ist, beweisen die Erfahrungen über den Besuch der juristischen Vorlesungen und die Klagen der Universitätslehrer. Ich glaube, eine genaue Statistik, die etwa folgende drei Zahlen nebeneinander stellte, die Zahl der für eine Vorlesung Eingeschriebnen, die Durchschnittszahl der Besucher und die Zahl der regelmäßigen Besucher, würde erschreckende Ergebnisse liefern. Eine Ausnahme hiervon machen allenfalls die Praktika, die einerseits wegen der dort geübten Kontrolle, andrerseits, weil sie in der Tat mehr Interesse erregen, weit regelmäßiger besucht werden.

So stehn wir heute vor der Tatsache, daß die staatlich bestellten Universitätslehrer, die erlesensten Köpfe des ganzen Standes, denen der gesamte Apparat an staatlichen Unterrichtsmitteln zur Verfügung steht, oft genug vor leeren Bänken dozieren und ihre kostbare Zeit und Kraft verschwenden, während sich ein einigermaßen gesuchter Repetitor nicht selten eines solchen Zuspruchs erfreut, daß er über ein und denselben Gegenstand Doppelkurse halten kann. Er ist eben im Vergleich zum Dozenten zwar weit weniger Gelehrter, dafür aber oft mehr Lehrer als jener.

Wie etwa wäre nun den Übelständen beizukommen? In welcher Weise hätte eine Umgestaltung des Rechtsstudiums, die sich ihre Beseitigung zum Ziele setzte, zu verfahren?

Ich habe schon angedeutet, daß nur von einer stärkern Hervorhebung pädagogischer Erwägungen eine Abhilfe erwartet werden kann.

Ein erster Vorschlag betrifft die im Studienplan vorgesehene Anordnung der geschichtlichen Vorlesungen vor denen des geltenden Rechts. Ohne die Gründe, aus denen diese Anordnung getroffen ist und bisher Geltung gehabt hat, zu verkennen, wird man es doch für ein Vorurteil erklären können, daß das Bürgerliche oder überhaupt irgendein geltendes Recht ausschließlich auf der Grundlage seiner geschichtlichen Entwicklung verstanden werden könne, daß nicht vielmehr ein wenn auch nur vorläufiges Verständnis ohne eine solche möglich sei. Müssen doch zahlreiche Berufe das geltende Recht — auch das Privatrecht — anwenden, ohne je von Rechtsgeschichte etwas gehört zu haben; wird es doch auf Handelshochschulen ohne eine geschichtliche Grundlage von Rechtslehrern vorgetragen. Welche ungünstige Wirkung aber gerade die Vorwegnahme der geschichtlichen Vorlesungen hat, ist schon oben angedeutet worden. Im Hinblick auf die moderne Entwicklung des Wirtschaftslebens möchte ich eher behaupten, daß das geltende Recht nur in Verbindung mit den herrschenden Lebens- und Wirtschaftsverhältnissen zu verstehn sei. Nun ist aber auch das Interesse und Verständnis des Anfängers natürlich dem Rechte seiner eignen Zeit zugewandt. Hierfür bringt er in seinen eignen Lebenserfahrungen Anknüpfungspunkte, offne Fragen mit; sein Instinkt, sein Gefühl unterstützen hier an tausend Stellen seinen Verstand; hier gehn ihm von selbst der Gegensatz und die Beziehungen zwischen dem abstrakten Recht und dem durch dieses geregelten konkreten Leben auf. Am geltenden Rechte also wird er stets, gleichviel in welcher Reihenfolge ihm die Rechtsmaterien vorgetragen werden, das spezifisch juristische Denken lernen.

Im Anschluß hieran, wenn überhaupt, wird dann auch das Interesse für die Geschichte und Entwicklung des Rechts erwachen. Denn nun erst vermag ihm das geschichtliche Recht etwas zu sagen; nunmehr vermag er durch dieses hindurch in die vergangnen Zeiten zu schauen. Er wird nun selbst die Notwendigkeit historischer Schulung für ein volles Verständnis des geltenden Rechts einsehen, und es ist somit nicht zu befürchten, daß durch Verlegung in die

spätern Semester das historische Recht in den Augen der Studierenden an Bedeutung einbüßen werde.

Es unterliegt also nicht nur keinem Bedenken, den Rechtsunterricht mit dem geltenden Recht zu beginnen, sondern es erscheint als das geradezu Gebotene.

Dabei entsteht allerdings die Frage, wie man der Entwicklung des geltenden Rechts aus dem geschichtlichen bei einer Umkehrung der Reihenfolge der Vorlesungen gerecht werden könne. In keiner von beiden Vorlesungen, weder in der über das geltende noch in der über das geschichtliche Recht ist dann recht Raum für ihre Darstellung. Hier greift nun ein zweiter Vorschlag abhelfend ein. Die Schwierigkeit wird vermieden, wenn der Anfänger zunächst durch kürzere, das geltende Recht nur im Auszug wiedergebende Vorlesungen eingeführt wird, sodann die Vorlesungen über geschichtliches Recht und schließlich das geltende Recht noch einmal in ausführlicher Darstellung auf geschichtlicher Grundlage hört, wenn also mit andern Worten der bisher üblichen Folge von Vorlesungen solche zur Einführung ins geltende Recht vorausgeschickt werden. Dann wird also dieses letztere zweimal, das erstemal nur auszugsweise, auf wirtschaftlicher Grundlage, das zweitemal ausführlich, an der Hand der geschichtlichen Entwicklung gegeben.

Mit diesem Vorschlage wird dem alten pädagogischen Gesetze Rechnung getragen, daß man gut daran tut, ein größeres wissenschaftliches System dem Schüler nicht von vornherein mit allem Detail zu geben, es ihm vielmehr zunächst in vereinfachter Gestalt, zurückgeführt auf seine großen Grundlinien, vorzutragen; und erst später in wiederholter, auch mehrfach wiederholter Darstellung die gebliebnen Lücken auszufüllen, die feinern und feinsten Einzelheiten einzuflechten. Gerade in der Rechtswissenschaft mit ihren gewaltigen und weitverzweigten Systemen ist die Anwendung dieses Gesetzes ganz besonders am Platze. Es ist eine Verschwendung von Zeit und Kraft, wenn man dem nicht Rechnung trägt; denn alle auf die Aneignung von Einzelheiten bei der ersten Durcharbeitung verwandte Mühe ist umsonst; sie können dadurch, daß sie verwirrend wirken, eher schaden als nützen.

Übrigens setzt sich das pädagogische Gesetz der konzentrischen Kreise, wo es nicht berücksichtigt wird, von selber durch; so macht gerade im Rechtsstudium fast jeder an sich die Erfahrung, daß, wenn er sich beim ersten Durcharbeiten eines größern Gesetzessystems nicht auf die Grundlinien beschränkt, sein Gedächtnis solches für ihn besorgt; es bleibt nur das Gröbste, das Wichtigste, nur die Grundlinien haften; von Glück freilich kann man sagen, wenn das Gedächtnis richtig auswählt.

Hierin nun liegt die Begründung für die obige Forderung, den großen, alle Einzelheiten berücksichtigenden Vorlesungen über die einzelnen Rechtssysteme kleinere, in obigem Sinne beschränkte Einführungsvorlesungen vorausgehn zu lassen, vor allem gilt dies für das im Mittelpunkt des ganzen Studiums stehende System des bürgerlichen Rechts. Ich kann mich übrigens

für die Anwendung dieses methodischen Gedankens in der Rechtswissenschaft auf ein klassisches Vorbild berufen: die Institutionen des Justinian.

In dritter Reihe dürfte eine stärkere Betonung der Wirtschaftslehre zu fordern sein.

Was man heute in dieser Hinsicht am meisten vermißt, ist eine innere Verbindung der volkswirtschaftlichen mit den juristischen Vorlesungen. Beide laufen, sich gegenseitig oft Konkurrenz machend, nebeneinander her, ohne sich die durch ein Zusammenarbeiten erreichbare, für beide Teile so wertvolle Unterstützung zu gewähren. Es kommt hinzu, daß im Referendarexamen volkswirtschaftliche Kenntnisse so gut wie nicht verlangt werden. Dadurch wird diese Disziplin in den Augen der Studierenden, die ihren äußerlich nirgend betonten Zusammenhang mit der Rechtswissenschaft nicht erkennen, zu einer bloßen Liebhaberei herabgedrückt, die nur der betreibt, der etwas dafür übrig hat.

Und doch ist dieser Zusammenhang anerkanntermaßen ein ganz elementarer. Die Wirtschaftslehre im modernen Sinne handelt von den konkreten Phänomenen des gesamten sozialen Lebens des Menschen. Das Recht ist die äußere Regelung dieses Lebens. Es ist klar, daß man zunächst Zustände und Verhältnisse kennen muß, ehe man verstehn kann, warum sie so oder so geregelt sind. Wenn trotzdem die Wirtschaftslehre bisher im Rechtsstudium nur eine untergeordnete Rolle spielte, so lag dies wohl daran, daß einerseits die einfachern wirtschaftlichen Verhältnisse früherer Zeit weit leichter zu überschauen, auch wissenschaftlich in dem Maße wie heute überhaupt nicht erfaßt waren, andrerseits eine kasuistischere Gesetzgebung die ihr zugrunde liegenden wirtschaftlichen Erwägungen weit besser erkennen ließ. Heute, wo die Wirtschaftsverhältnisse immer verwickelter, die Gesetzgebung immer knapper und prinzipieller geworden ist, tritt, wie allseitig anerkannt wird, die Bedeutung der Wirtschaftslehre für den Juristen immer mehr hervor und verlangt auch in der Ausbildung eine entsprechend erhöhte Berücksichtigung.

Die zu stellenden Forderungen würden dahin gehn, dem Studierenden zunächst die wissenschaftliche Zusammengehörigkeit von Wirtschaft und Recht, etwa in einer Einführung in die Sozialwissenschaft, vor Augen zu führen, sodann die erste Einführung ins Recht auf wirtschaftlicher Grundlage zu geben und schließlich die speziell der Volkswirtschaftslehre gewidmeten Vorlesungen möglichst an den Anfang des Studiums zu stellen.

Viertens möchte ich eine erhöhte Berücksichtigung der praktischen Schulung und der produktiven Tätigkeit der Studierenden fordern und hierzu eine starke Vermehrung und teilweise Umgestaltung der seit einigen Jahren eingeführten praktischen Übungen vorschlagen. Ich möchte neben jede größere theoretische Vorlesung eine praktische Übung stellen, die von demselben Dozenten zu halten wäre. Die Teilnehmerzahl dürfte eine Maximalgrenze, etwa zwanzig, nicht

überschreiten. Nötigenfalls wären aus diesem Grunde die der Vorlesung angehörenden Studierenden für die Übung in mehrere Gruppen zu zerlegen. Die Übung müßte der Vorlesung stofflich genau folgen. Ihre Aufgabe wäre es, soweit es sich um geltendes Recht handelt, durch einfache Rechtsfälle die in der Vorlesung vorgetragnen Gesetzesbestimmungen zu veranschaulichen. Es müßte als Postulat aufgestellt werden, in der Vorlesung keine Rechtsnorm zu geben, für deren Anwendung in der Übung nicht ein Beispiel geboten würde. Die Übung dürfte auf keinen Fall in eine Erweiterung der Vorlesung ausarten, in der Weise etwa, daß der Dozent vortragend hier nur Anmerkungen zu dem in der Vorlesung Gesagten machte. Es müßte vielmehr der Grundsatz bestehn, daß hier die Studierenden selbsttätig zu Worte kommen, sei es Fragen beantwortend, sei es solche stellend. Der Schwerpunkt hätte in der mündlichen Entscheidung von Rechtsfällen durch die Studierenden zu liegen; daneben wären schriftliche Klausurarbeiten kleinen Umfangs, ausnahmsweise häusliche Arbeiten zu liefern. Enge persönliche Fühlung zwischen den Studierenden und dem Dozenten wäre zu erstreben.

Die Bedeutung solcher Maßnahmen kann, glaube ich, kaum überschätzt werden. Daß neben fortgesetzter aufnehmender Geistesarbeit eine hervorbringende Tätigkeit geradezu zum Bedürfnis wird, kann jeder im gegebnen Falle an sich erfahren. Sie wirkt, wo sie gepflegt wird, überaus anregend und belebend; wo sie fehlt, läuft der Lernende Gefahr, abzustumpfen und an Aufnahmefähigkeit zu verlieren. In dieser Richtung liegt aber nur die geringere Bedeutung der praktischen Übungen. Ihr Hauptwert besteht in der Veranschaulichung des theoretisch Erfaßten am praktischen Falle; eine solche vermittelt nicht nur zwanglos und selbstverständlich das Verständnis der einzelnen Rechtsbestimmung, einer mechanischen und gedankenlosen Auffassung von vornherein vorbeugend, sondern sie erleichtert auch die Einprägung ins Gedächtnis. Solche Übungen können, richtig betrieben, eine unerschöpfliche Fülle von Anregung zum Nachdenken über die bisher nur gedächtnismäßig erfaßten Rechtsbestimmungen enthalten und die schwer und träge auf dem Denken des Lernenden lastende Masse in Fluß und Bewegung bringen.

Die Bildung von Rechtsfällen bietet schließlich dem Dozenten reiche Gelegenheit, die wirtschaftliche Bedeutung der einzelnen Gesetzesbestimmungen zu kennzeichnen, und wird so ein neues wichtiges Bindeglied zwischen den Vorlesungen über Wirtschaft und Recht.

Ich fasse die vorgetragnen Umgestaltungsvorschläge noch einmal in vier kurze Leitsätze zusammen:

1. Der Rechtsunterricht ist nicht mit dem geschichtlichen, sondern mit dem geltenden Recht zu beginnen.

2. Mindestens für das geltende Recht in allen Zweigen haben den ausführlichen Hauptvorlesungen kürzer gefaßte Einführungsvorlesungen vorauszugehen.

3. Die unentbehrliche Grundlage für den Rechtsunterricht bildet eine umfassende Unterweisung in der Volkswirtschaftslehre.

4. Neben die durch die Vorlesungen bewirkte theoretische Ausbildung hat von Anfang an in allen Zweigen eine sorgfältige praktische Schulung durch pflichtmäßig zu besuchende Übungen zu treten.

Vielleicht würde die Befolgung dieser Vorschläge zwangloser und sichrer zu dem erstrebten Ziele einer erhöhten Ausnützung der Studienzeit durch die Studierenden führen als etwa ein nach den ersten Semestern abzulegendes Zwischenexamen, das doch notwendig mit allen Schattenseiten eines Examens behaftet wäre.

Auf den ersten Blick könnte es den Anschein gewinnen, als ob eine Umgestaltung auf dieser Grundlage nur mit großen Mehropfern an Zeit zu ermöglichen wäre. Ich glaube jedoch, daß hierzu die ohnedies geplante Verlängerung des Studiums um ein Semester ausreichen würde. Es hätten dann die ersten beiden Semester der Einführung ins Studium zu dienen. Die bisherige Vorlesung „Einführung in die Rechtswissenschaft" wäre in drei andre: „Einführung in die Sozialwissenschaft", „Bürgerliches Recht für Anfänger" und „Einführung ins öffentliche Recht" aufzulösen. Die zuerst genannte würde dem Hörer die Elemente des sozialen Lebens, die Wechselbeziehungen der einzelnen sozialen Phänomene und ihrer Wissenschaften, insbesondre aber die Funktionen des Rechts im Gesamtkörper der Gesellschaft in möglichst konkreter Weise an der Hand der gegenwärtigen Zustände veranschaulichen. Außer diesen Vorlesungen und den zugehörenden Übungen hätten die beiden ersten Semester die Vorlesungen über theoretische und praktische Nationalökonomie aufzunehmen.

Das erste Studienjahr wäre somit zur Einführung des Anfängers in die Rechtswissenschaft bestimmt. Es würden aber hier unter Ausschluß alles geschichtlichen Rechts nur die bestehenden Verhältnisse und das geltende Recht zu berücksichtigen sein; über diese würde eine wenn auch nicht tief eindringende, so doch in sich abgeschlossene Übersicht gegeben werden. Daher würde dieses erste Jahr nicht nur als Unterbau für ein fortzusetzendes Rechtsstudium, sondern auch als selbständiges Ganze für die Studierenden dienen können, die, wie dies für verschiedne Berufsarten vorgesehen ist, ihr Rechtsstudium auf zwei Semester beschränken wollen. Diese Einrichtung bietet weiter — wenn ich dies auch nicht zu stark betonen möchte — im Gegensatz zur heutigen Anordnung den Vorteil, daß jeder, der wirklich die ersten beiden Semester verbummelt hat, immer noch zur Not im dritten den Anschluß erreichen kann.

Die folgenden fünf Semester hätten den gesamten übrigen Vorlesungsgang in der üblichen Folge aufzunehmen, wobei, wie erwähnt, neben jede theoretische Vorlesung eine praktische Übung zu treten hätte. Wird durch die Zusammendrängung des Stoffes von sechs auf fünf Semester und durch die Vermehrung der Übungen das einzelne Semester vielleicht auch etwas stärker

belastet, so dürfte dem doch die Wage gehalten werden einerseits durch die Verlegung dreier größerer Vorlesungen auf die beiden ersten Semester, andrerseits durch die Vorbereitung, die der Studierende schon in den beiden ersten Semestern gefunden hat. Ja ich glaube sogar, daß die letzten beiden Semester noch Raum bieten werden für die Einschiebung fakultativer Repetitorien, die so zu legen wären, daß es stets möglich wäre, den gesamten Rechtsstoff in seinen wichtigsten Gebieten in zwei aufeinanderfolgenden Semestern zu wiederholen. Daß überhaupt ein Bedürfnis danach besteht, lehrt ein Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse. Daran wird auch eine Umgestaltung des Rechtsstudiums, solange die Examina dieselben bleiben, so leicht nichts zu ändern vermögen. Ebenso ist zweifellos selbst für den Fleißigsten, ja gerade für diesen, ein Repetitor, besonders in der Form des Examinators, außerordentlich wertvoll. Durch die übrigens gelegentlich schon versuchte Übernahme von Repetitorien auf die Universität würde also nicht ein Verbummeln der ersten Semester gutgeheißen, sondern nur eine sachgemäße Handhabung der Repetitorien gewährleistet und den Studierenden die Möglichkeit geboten, alle ihre Bedürfnisse nach Unterweisung an der Universität zu decken.

Meiner Rechnung nach würde durch die vorgeschlagne Veränderung im Gesamtdurchschnitt aller Semester die Wochenstundenzahl für theoretische Vorlesungen allein ein wenig sinken, für Vorlesungen und Übungen zusammengenommen etwas steigen, ein Umstand, der jedoch zu Bedenken darum kaum Anlaß geben könnte, weil ja durch die Übungen, in denen neuer Stoff nicht geboten wird, den Studierenden zweifellos die eigne Arbeit des Wiederholens zum Teil erspart wird.

Ihrer eingangs gekennzeichneten Absicht nach konnte es nicht Sache vorliegender Arbeit sein, auf die ausgebreitete, über die behandelte Frage vorhandne Fachliteratur, die wohl den größten Teil der vorstehend gemachten Vorschläge in dieser oder jener Form schon enthält,*) einzugehn. Nicht ein weiterer Beitrag zu dieser, sondern nur ein Einblick in die Beurteilung, die die Frage von der Seite eines jüngern Juristen erfährt, sollte geliefert werden.

*) So findet sich zum Beispiel einer der wichtigsten Gedanken der vorliegenden Arbeit, der Vorschlag, das Studium durch kurze Einführungsvorlesungen ins geltende Recht einzuleiten, in der Schrift von Geheimrat Otto Fischer in Breslau: Der Rechtsunterricht und das Bürgerliche Gesetzbuch. 1896 (S. 19).

Goethes Fauſt in engliſcher Bearbeitung

Von Ernſt Groth

Für den geiſtigen Standpunkt einer Zeit, für ihre literariſche Bildung und ihr künſtleriſches Urteil iſt nichts charakteriſtiſcher als die Art, wie ſie ſich bedeutenden Kunſtwerken des Auslandes gegenüber verhält. Weit mehr als die Schöpfungen der Natur behalten die Werke des Geiſtes ihre aktiven und ihre verborgnen Eigenſchaften und Kräfte; aber die Reaktionsfähigkeit der Geſellſchaft, ihr Aufnahmebedürfnis und die zur Verarbeitung notwendige Wahlverwandtſchaft oder Kongenialität ändern ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht beſtändig. Das Schickſal der Wagnerſchen Muſikdramen in Frankreich, der bald ſtärker bald ſchwächer werdende Einfluß der Shakeſpeariſchen Dichtungen in Deutſchland, das erneute Auftauchen früherer, ſcheinbar überwundner philoſophiſcher Syſteme in unſrer Zeit ſind ſolche Beiſpiele, aus denen die vergleichende Völkerpſychologie, die vergleichende Kunſt- und Literaturwiſſenſchaft intereſſante und lehrreiche Schlüſſe zu ziehen vermögen.

Die geiſtigen Beziehungen und Wechſelwirkungen der Völker untereinander ſind freilich überall beſtändigen Schwankungen unterworfen, aber kein Kulturvolk hat ſeit je eine ſo geringe Reaktionsfähigkeit gegen das literariſche Leben des Auslandes gezeigt wie das engliſche. Dieſe geringe Aſſimilationskraft der engliſchen Volksſeele tritt beſonders deutlich hervor, wo es ſich um die Aufnahme, das ſichere Verſtändnis und Nacherleben fremder, namentlich der deutſchen Dichtungen handelt. Der wirklich tiefgreifende, neues Leben ſchaffende Einfluß der deutſchen Literatur auf die engliſche iſt deshalb verhältnismäßig gering. Die Frage, was die engliſche Literatur dem Auslande zu verdanken habe, hat neuerdings Profeſſor Thomas Tucker in ſeinem Werke The Foreign Debt of the English Literature ausführlich behandelt, aber die Einwirkung Deutſchlands hat er auf wenig Seiten abgetan: „Nirgends, ſagt er, ſehen wir deutſchen Einfluß in der Form oder in dem Charakter unſrer Dichtung. Der Grund dafür iſt vielleicht in der großen Ähnlichkeit der beiden Literaturen zu finden.“ Nein, der Grund liegt tiefer; er liegt vor allem darin, daß die meiſten klaſſiſchen Werke Deutſchlands einen ſtarken philoſophiſchen Einſchlag haben, und daß der Durchſchnittsengländer allem Spekulativen, vor allem dem Religionsphiloſophiſchen und den ethiſchen Betrachtungen möglichſt weit aus dem Wege geht. Nur ſo iſt es zu erklären, daß Tennyſon für Goethes Fauſt

nicht das geringste Verständnis hatte, ja eine offenbare Antipathie empfand, daß ihm, wie den meisten seiner Landsleute, für das sichere Erfassen der im Faust ausgesprochnen Menschheitsprobleme das Organ völlig fehlte.

Es ist für die literarische Urteilsfähigkeit und den Wirklichkeitssinn der Engländer sehr bezeichnend, daß ihnen Goethes Leben stets interessanter gewesen ist als seine Dichtungen, und daß ihnen Lewes Werk über Goethe trotz den starken Mängeln immer noch wertvoller erscheint als alle deutschen Biographien. Ein Kritiker in der Graphic vom 10. Oktober 1908 nennt es a book to which so many of us owe a larger intellectual debt than we can wholly realise even to ourselves. Aber Goethes Dichtungen selbst haben auch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, trotz den Goethefreunden wie Clough, Matthew Arnold, Edward Dowden, im Herzen des englischen Volkes noch immer nicht die ihnen zukommende Stelle gefunden — am wenigsten Goethes Faust, obgleich die englischen Goethegesellschaften und die mehr als dreißig englischen Übersetzungen oder Übersetzungsversuche das Verständnis hätten vermitteln können. R. G. Alford hat im siebenten Bande der Publications of the English Goethe-Society (1891/92) die frühesten Kritiken über Goethes Faust zusammengestellt. In der ersten aus der Monthly Review vom Jahre 1810 stammenden sagt der Rezensent sehr bezeichnend: „Die Abgeschmacktheiten dieses Stücks sind so zahlreich, die Obszönitäten so häufig, die Lästerungen so plump und die Schönheiten so ausschließlich dem deutschen Geschmack angepaßt, daß wir den englischen Studenten der deutschen Literatur weder die Einführung, noch weniger die Übersetzung mit gutem Gewissen empfehlen können." Mit diesem vernichtenden Urteil war dem Werke Goethes ein Stempel aufgedrückt, dessen Richtigkeit noch heutzutage von vielen Engländern anerkannt wird. In dasselbe Horn stieß 1813 die Edinburgh Review mit der Bemerkung: „Eine gewaltige Kraft, das gestehen wir zu, steckt in diesem höchst hassenswerten Werk eines Genies, aber die ganze Macht der Phantasie wird hier aufgeboten, um den Zauber zu zerstören, mit dem die Poesie das menschliche Leben umgeben hat." Sogar der Herold der deutschen Literatur, Samuel Coleridge, wandte sich von Goethes Faust entschieden ab; er sagt darüber im Table Talk (herausgegeben 1835): „Vor vielen Jahren wurde ich einmal gedrängt, Faust zu übersetzen ... Aber damals kämpfte ich mit mir, ob es meinem moralischen Charakter gezieme, vieles, was ich für gemein, frivol und gotteslästerlich hielt, ins Englische zu übersetzen."

Erst nachdem Carlyle 1822 in der Edinburgh Review die hohe literarische und ethische Bedeutung der Dichtung ins rechte Licht gerückt hatte, traten die puritanischen Bedenken immer mehr zurück, und man wagte sich, nachdem John Anster schon 1820 im Blackwood Magazine einige Szenen wiedergegeben hatte, auch an vollständige Übersetzungen. Bis zum Jahre 1908 erschienen nahe an vierzig Übertragungen; aber die meisten sind ohnmächtige Versuche, Umdichtungen und Paraphrasen voll von Mißverständnissen, naiven Fehlern

und pietätlosen Entstellungen. Die aus dem Jahre 1839 stammende Faust-übersetzung von Jonathan Birch, die schlimmste von allen, hat dadurch eine traurige Berühmtheit bekommen, daß der Erfinder der Beechams Pills sie 1886 wieder herausgab und sein Abführmittel auf jeder Seite ankündigte. In der anregenden Studie: Die englischen Übersetzungen von Goethes Faust (Halle a. S., 1907) zählt L. Baumann fast alle auf. Ausführlicher, gleichsam als typische Erscheinungen und als Ergänzung zu einer Abhandlung der Manchester Goethegesellschaft, The five best English translations of Faust (1887), werden in dieser Schrift behandelt die Übersetzungen von Hayward (1833), von Anster (1835), von Martin (1865), von Swanwick (1849), von Taylor (1871) und von McLintock (1897). Die Übersetzung von Hayward ist in Prosa verfaßt; nur da, wo es sich um stark lyrisch gefärbte Stellen handelt, gibt er seiner Sprache eine gewisse rhythmische Bewegung. Trotzdem ist sie vielfach ungenau, banal und unklar; aber die Arbeit hat ihre Verdienste besonders da, wo volkstümliche Redensarten durch entsprechende englische wiedergegeben werden. So übersetzt er zum Beispiel die Stelle:

Aber ist eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schwester das Wasser reicht,

mit: but is there one in the whole country to compare with my dear Margaret, — who is fit to hold a candle to my sister?

Die spätern Übersetzer haben diese Prosaübertragung natürlich mit mehr oder weniger Kritik und Verständnis ausgenutzt. Eine Nachdichtung, die die Größe und Schönheit des Originals kaum ahnen läßt, und die Charaktere Fausts und Gretchens stark entstellt, hat Anster geliefert (auch in der Tauchnitz Edition). Näher kommt dem Original die Übersetzung von Martin; sie enthält manche wohlgelungne Partien, aber der poetische Gehalt, das leidenschaftliche Gefühl und die Gedankenfülle wurden durchaus nicht wirkungsvoll genug erschöpft. Anna Swanwick sucht in ihrer Arbeit (neuherausgegeben 1905 von Karl Breul) durch archaistische Ausdrücke und Wendungen zu ersetzen, was ihr an poetischer Gestaltungskraft fehlt. Manche Wendungen sind nicht ohne Humor und Anschaulichkeit, so zum Beispiel: What! with the devil hand and glove für: Bist mit dem Teufel du und du.

Eine eingehende Schilderung läßt L. Baumann der Übersetzung des Amerikaners Bayard Taylor zuteil werden. Taylor, der zuletzt amerikanischer Gesandter in Berlin war, wo er 1878 starb, war nicht nur ein gründlicher Kenner der englischen Sprache, sondern er hatte auch das Glück, da, wo er dem deutschen Sprachgenius nicht ganz folgen konnte, in seiner Frau, der geistvollen Marie Hansen, eine kluge und gewandte Helferin zu finden. Nicht nur die Deutsch-Amerikaner, sondern auch die Engländer haben in der Taylorschen Übersetzung immer ein Werk von großer poetischer Schönheit und packender Gewalt gesehen. In der jüngsten Zeit aber ist gegen dieses Urteil protestiert

worden. Die Amerikanerin Juliana Haskell hat Taylors Übersetzung einer scharfen Kritik unterzogen (Bayard Taylor's Translation of Goethe's Faust, New York, 1908), und sie kommt zu folgendem Ergebnis: „In gewissem Sinne ist Taylors Faust nicht englisch. In gewissem Sinne ist er nicht mehr Goethes. Taylor hat uns einen Faust gegeben, dessen Form oft von einer photographischen Treue ist. Aber er hat die ganze Poesie des Originals so latinisiert, verfälscht, verwässert, verflacht und abgewalzt, daß er seiner Übersetzung jede lebensvolle Ähnlichkeit genommen hat." Juliana Haskells Kritik ist in diesem Umfange stark übertrieben; sie ist auch bei Amerikanern nicht ohne Widerspruch geblieben. Die Beurteilerin kennt zwar den Genius der englischen Sprache genau, aber dem der deutschen steht sie nicht nahe genug, um Original und Übersetzung in allen Lichteffekten und Schattierungen richtig vergleichen und beurteilen zu können.

Als Goethe Gérards französische Übersetzung des Faust gelesen hatte, sagte er zu Eckermann: „Der Faust ist doch ganz etwas Inkommensurables, und alle Versuche, ihn dem Verstande näher zu bringen, sind vergeblich. Auch muß man bedenken, daß der erste Teil aus einem etwas dunkeln Zustande des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieses Dunkel reizt die Menschen, und sie mühen sich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen." Zu den unauflösbaren Problemen gehört noch mehr die Aufgabe, den „etwas dunkeln Zustand des Individuums" in einer fremden Sprache wiederzugeben. Die deutsche Sprache hat unendlich viele Ausdrücke, bei denen wir neben dem Grundton viele Obertöne mitklingen hören, sie hat zahlreiche Worte und Wendungen, die in unserm Geiste bestimmte Ideenassoziationen aufwecken, bestimmte malerische Vorstellungen hervorrufen und unsre Seele in bestimmte musikalische Stimmungen mit ganz bestimmten melodischen und rhythmischen Reizen versetzen. Bayard Taylor hat diese Eigentümlichkeit der deutschen Sprache und insbesondre der Goethischen wohl erkannt. In den für den englischen und den deutschen Philologen sehr interessanten Anmerkungen zu seiner Übersetzung, in denen er oft auf den Unterschied zwischen dem englischen und dem deutschen Sprachgenius hinweist, sagt er: There are words, it is true, with so delicate a bloom upon them that it can in no wise be preserved, but even such words will lose less when they carry with them their rhythmical atmosphere. Trotz Juliana Haskell muß man doch gestehn, daß Taylor mit seiner dichterischen Kraft und Tiefe, seinem feinen Gefühl für Rhythmus und Melodie und seiner staunenswerten Sprachvirtuosität dem Original näher gekommen ist als alle andern Übersetzer.

Mißverständnisse und falsche Töne gibt es natürlich auch bei ihm. Der Vers zum Beispiel: Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann, findet sich fast bei allen Übersetzern in der Auffassung: My father was a sombre brooding brain. Bei Taylor kommen aber derartige Entgleisungen weniger vor als bei andern Übersetzern, zum Beispiel bei McLintock, der in seinem 1897 erschienenen

Werke die schlimmsten Übersetzungssünden begeht. L. Baumann hat eine ganze Reihe zusammengestellt. Weh dir, daß du ein Enkel bist, gibt McLintock zum Beispiel wieder mit: Hadst thou a grandsire? o forlorn! Den Vers: So steigt der ganze Himmel zu dir nieder, mit: It's heaven on earth, though outside freeze December! Den Vers: Und fühle mich in Liebestraum zerfließen! mit: In love-dreams I dissolve now, mere wax-hearted! Aber wir wollen mit den Übersetzern nicht zu streng ins Gericht gehen; es gibt leider auch unter den deutschen Übersetzern englischer Schriftsteller manchen, der Beiträge zur unfreiwilligen Komik liefert, so wenn er zum Beispiel leaven (Sauerteig) mit leaves (Laub) verwechselt oder hooky neck mit Hakennase (!) übersetzt. Die edle Zunft der literarischen Beckmesser stirbt hüben und drüben nicht aus. Das gute Übersetzen ist eine schwierige Sache; wer dem fremden Schriftsteller nicht kongenial ist oder seines Geistes nicht wenigstens einen Hauch verspürt hat, der sollte die Hand davon lassen.

Goethes Faust auf die englische Bühne zu bringen, hat schon manchen Theaterunternehmer gereizt. Man meinte, ein geschickter Macher könnte daraus auch für das große englische Publikum, nach dem Vorgang von Gounod, ein wirkungsvolles Melodrama zusammenstellen. Tatsächlich hat denn auch der Maler und Theaterschriftsteller William Wills für Henry Irwing, einst den Leiter des Lyceums, schon vor einer Reihe von Jahren aus Goethes Faust eine Art von Ausstattungsstück zusammengeschrieben. Aber der Bühnenerfolg, oder richtiger der Kassenerfolg — denn das ist auch in England die Hauptsache —, entsprach trotz der starken Reklame nicht ganz den Erwartungen. Wills hatte mit dieser literarischen Falschmünzerei noch weniger erreicht als der italienische Komponist Boito mit seiner aus dem Jahre 1868 stammenden Oper Mefistofele. Aber der Gedanke, Goethes Faust für die englische Bühne nutzbar zu machen, wurde damit nicht zu Grabe getragen. Im vorigen Jahre ist der Versuch mit besonderm Hochdruck aufgetaucht. Die beiden Bühnenschriftsteller Stephen Phillips und J. Comyns Carr haben sich an die Aufgabe herangemacht, die große deutsche Gedankensymphonie in ein raffiniertes Ausstattungsstück nach englischem Geschmack zu verarbeiten*) oder, wie sie es nennen, zu „adaptieren". Wie man effektvolle Szenen aufbauen kann, das hat Phillips schon durch seine Stücke Herodes und Nero erfolgreich bewiesen, und Joseph Comyns Carr versteht es vortrefflich, zum Beispiel in seinem Drama Tristram and Iseult, wirkungsvolle melodramatische Töne anzuschlagen. Beide ergänzen sich also für ein solches Attentat vortrefflich; sie sowohl wie der Theatermanager Beerbohm Tree kennen die Seele des Londoner Publikums von His Majesty's Theatre genau, und sie wissen, was sie ihm, vor allem der Schaulust, bieten müssen.

*) Faust, Freely Adapted from Goethe's Dramatic Poem (London, Macmillan and Co., 1908).

Mit verblüffender Gewissenhaftigkeit ist in dieser Verarbeitung des Faust denn auch alles vermieden worden, was an die Denkkraft, das stille Nachsinnen, die innere Sammlung irgendwelche Ansprüche machen könnte. Wenn Beethovens Eroica in lauter Militärmärsche verwandelt würde, und wir verdammt würden, das mit anzuhören, uns könnte keine tiefere Traurigkeit befallen, als wir sie beim Lesen dieses beklagenswerten Kunstfrevels empfunden haben. Und das Beschämende dabei ist: weder die beiden Bearbeiter noch die englische Kritik, mit geringen Ausnahmen zum Beispiel von E. A. Baughan in The Daily News, scheint zu ahnen, welche literarische Tempelschändung mit diesem Machwerk begangen worden ist. Es ist schon viel, wenn sich der Kritiker des Graphic (vom 12. September 1908) zu dem Bekenntnis versteht: We go to see the triumphs and sensations which have been prepared for us in the way of stage management. There, at least, there is nothing to cavil at. Das mag richtig sein. An den Triumphen und Sensationen des Maschinenmeisters, des Garderobiers und des Regisseurs hat das englische Publikum tatsächlich einen großen Spaß gehabt, um so niedriger aber ist der Begriff, den es von der wahren Bedeutung und dem innern Werte unsrer größten Dichtung erhalten hat, und das ist aus mancherlei Gründen höchst bedauerlich. An Shakespeare hat sich freilich auch mancher deutsche Theaterregisseur versündigt; aber solche theatralische Karikatur wie diesen Faust von Phillips und Carr hat noch keiner auf die Bühne zu bringen gewagt.

Das Stück beginnt mit dem Prolog. Gottvater tritt natürlich nicht auf, auch spielt die Szene nicht im Himmel, wie Goethe angibt, sondern auf einem Gebirge zwischen Himmel und Erde, denn der Teufel dürfe doch nicht den Himmel betreten. Die Erzengel Raphael, Gabriel und Michael erscheinen; ein leiser Gesang der unsichtbaren Engel ertönt von oben. Die Anfangsverse mit ihrem holprigen Rhythmus lassen alles andre nur keine poetische Stimmung aufkommen:

The sun his ancient music makes,
Rolling amid the rival spheres;
Still his predestined course he takes
In thunder speed throughout the years.

Mit dem Auftreten von Mephistopheles beginnt die Verballhornung Goethes, die durch die öden geistlosen Zudichtungen der Verarbeiter oft geradezu lähmend wirkt. Der volkstümliche Ton der Goethischen Sprache, diese wunderbare Mischung von Hoheit, Humor und schalkhafter Ironie, ist den Übersetzern oder Bearbeitern ganz unverständlich geblieben. Alle Schönheit des Ausdrucks, alle Tiefe der Gedanken, alle Kraft der Empfindung ist überall verdrängt durch ein hohles theatralisches Pathos oder durch aufdringliche Äußerlichkeiten. Mephisto ruft den Engeln zu: „Heil meinen einstigen Freunden, nun meinen Feinden! Dieses neutrale Gebirge zwischen Hölle und Himmel darf der Verbannte noch betreten; hier darf sich meine Finsternis mit euerm Lichte vermischen.“ Er bittet einen Engel, den Vertreter des Herrn, um die Erlaubnis, eine irdische

Seele zu verführen. Nicht ein Theolog solle es sein, der nach der Wahrheit blinzele und mit Worten spiele, nicht ein orientalischer Herrscher, der über Millionen von Sklaven gebiete, nicht eine einfältige Klosterfrau — des Himmels besten Diener wolle er wählen, the famous Doctor Faust. Aber Raphael warnt ihn, sein Versuch würde vergebens sein, denn eine geheime Macht könne Mephisto nicht begreifen und nicht besiegen. Durch eine Frauenseele würde Faust schließlich doch gerettet werden. „Willst du nicht endlich von dem vergeblichen Kampf gegen den Himmel abstehen?" ruft ihm Raphael zu. Aber Mephisto wirft sich in die Brust und donnert ihm die bombastischen, bald an Milton, bald an Marlowe erinnernden Verse entgegen:

Never! Until that hour when the Usurper,
Who wrested from my mother Night her reign,
And fevered Chaos with his blistering stars,
Shall be himself deposed, consent, and cease,
For this same light but lives by what it breeds,
A carrion offspring suckled by the sun.
And never will I cease this war with Heaven
Till the bound elements shall mutiny,
And the imprisoned thunder shall be freed,
And old tremendous blasts shall fly abroad,
And all his millions of rash fires be quenched;
And space shall be again as once it was
Ere he disturbed us with his fiery (!) brain.
Timeless and tideless, limitless and dark!
Mother! Still crouching on the bounds of light,
With face of sea and hair of tempest, still
Huddled in huge and immemorial hate,
Behold thy son, and some dark aid extend!
So, Faust, to win this wager and thy soul,
Pass we from Heaven across the Earth to Hell.

Der Donner rollt, die Szene verdunkelt sich, Mephisto fährt mit ausgebreiteten Flügeln plötzlich wie ein Blitz hinunter auf die Erde.

Der erste Akt führt uns in Fausts Studierzimmer. Mit dem Monolog sind die Bearbeiter bald fertig; die Hauptsache bleibt das Hereinfluten des Mondlichts und das Erscheinen des Geistes in einer Flamme. Auch das Gespräch mit Wagner ist schnell abgetan. Dann kommt die leuchtende Phiole an die Reihe, die Osterglocken und der Gesang der Chöre. Aber Faust ist noch nicht ganz dem Leben zurückgewonnen; er nimmt die Giftschale noch einmal auf. Da fällt ihm ein, daß er noch nicht das böse Prinzip, den Geist des Chaos, angerufen habe. Er zitiert den Spruch der Viere. Im Kamin schlägt eine Flamme empor, und aus dem Dampfe taucht allmählich die Gestalt Mephistos auf. Der Osterspaziergang und die Stelle mit dem Pudel haben durch dieses Zusammenflicken der Szenen natürlich fallen müssen, leider, denn gerade der Pudel hätte dem englischen Publikum hier unsägliches Vergnügen bereitet. In dem Dialog zwischen Faust und Mephisto und in dem zwischen Mephisto und

dem Schüler sind selbstverständlich nur die Partien geblieben und „adaptiert" worden, die auf der Bühne dem Kulissenreißer die stärkste Wirkung versprechen. Die Verfälschungen, Verwässerungen und Mißverständnisse sind gerade in diesen Szenen so unerträglich, daß man mit Goethes Pudel heulen und bellen möchte. Die Verse zum Beispiel:

Grau, teurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum,

finden wir hier wieder in den Worten:

The fruit of knowledge hangs upon the tree
And only needs the plucking.

Mephisto schreibt dem Studenten ins Stammbuch die Worte: Be self-possessed and thou shalt own the world; den sarkastischen Humor der lateinischen Worte haben die Bearbeiter offenbar gar nicht verstanden.

Wieder rollt der Donner, die Szene verdunkelt sich, Nebel und Dampf erheben sich, die Wolken steigen auf und nieder, sodaß es scheint, als flögen Mephisto und Faust durch die Luft; wenn die Wolken verschwunden sind, sieht man die beiden auf einem Felsen neben der Hexenhöhle stehn. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Szene mit all den kreischenden Meerkatzen, dem dampfenden Zauberkessel und der tobenden Hexe auf die englischen Zuschauer einen besonders starken Eindruck gemacht hat, superbly horrible, sagt der Kritiker des Standard. Unter Donner und Blitz verwandelt sich der alte, lebensmüde Faust in einen jungen und liebeglühenden Gentleman.

Der zweite Akt führt uns auf den Marktplatz einer mittelalterlichen deutschen Stadt. An einer Seite ist ein Wirtshaus, draußen an der Tür steht ein Tisch, an dem Studenten und Soldaten sitzen. An der andern Seite des Platzes sieht man die Stufen, die zur Kirche führen. Bald hört man die Trommel der abmarschierenden Soldaten. Margarete und Valentin erscheinen, vor der Kirche nehmen sie voneinander Abschied; sie geht in den Gottesdienst, er zieht in den Krieg. Während die Soldaten über die Bühne marschieren, stehen Mephisto und Faust an den Stufen der Kirchentür. Sie treten an den Tisch der Studenten, und nun spielt sich der bekannte Weinzauber ab. Als Beispiel für die Verballhornung mag die Wiedergabe der Stelle dienen, wo Brander Champagnerwein verlangt: Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern:

Your cultured patriot calls an alien brand
And fills his Prussian paunch with Gallic wine.

Sobald die Studenten wieder in die Räume der Taverne hineingetorkelt sind, hört man die Klänge der Orgel, und die Andächtigen kommen aus der Kirche, darunter auch Gretchen; sie bleibt an den Stufen stehn und reicht einem Kinde eine Blume. Faust nähert sich ihr, aber sie weist ihn ab:

I am no lady, sir, nor am I fair,
And have no need of escort on my way.

Während Faust und Mephisto Pläne schmieden, kommt eine Schar Priester aus der Kirche, vor ihnen einer, der ein Kreuz trägt. Mephisto fährt zusammen und verschwindet mit Faust.

Nun folgt die Szene in Gretchens Zimmer, dann mehrere im Garten — alles trocken, prosaisch ledern, beraubt jedes zarten poetischen Hauchs. Der zweite Akt endet damit, daß Gretchen für Faust das Gitter öffnet, die Tür schließt sich, und Mephisto ruft: Ay, truly thine and mine in one!

Es würde uns hier zu weit führen, den dritten und den vierten Akt noch eingehender zu behandeln. Die Szenerie im dritten ist ein Brunnenplatz an der Kirche, rechts von der Kirche sieht man Gretchens Haus. In einer Nische der Kirchenmauer steht ein Muttergottesbild. Am Brunnen ist eine Gruppe von Mädchen beschäftigt, ihre Krüge zu füllen. Gretchen kommt hinzu, sie betet vor dem Heiligenbild und geht dann in die Kirche. Die Szene verdunkelt sich, und die Kirchenmauer wird transparent, sodaß man die Andächtigen sehn kann. Mephisto schleicht sich hinein und spielt den bösen Geist; er beugt sich über Gretchen, und während der Chor singt, spricht er ihr die strafenden Worte ins Ohr. Sie wird ohnmächtig. Die Vision schwindet, und man sieht wieder die dunkeln Mauern der Kirche; draußen auf dem Platz erscheinen die Studenten. Der Bürgermeister mit der Stadtwache kommt und besetzt Gretchens Haus. Die Landsknechte, von Valentin geführt, kehren zurück aus dem Kriege. Valentin erfährt, daß seine Schwester des Mordes angeklagt worden ist und verhaftet werden soll. In diesem Augenblick erscheinen Faust und Mephisto; es kommt zum Kampfe, Valentin fällt.

Im vierten Akt wird uns die Walpurgisnacht vorgeführt, natürlich wieder mit Donner, Blitz und tobendem Sturm. Die Hexen fliegen durch die Luft kreischend und mit gellendem Lachen. Die Felsen bersten und stürzen zusammen. Bäume werden entwurzelt und krachen nieder in den Abgrund, vor dem Mephisto und Faust stehn. Die Hexen rühren in ihrem Kessel, und unter dem Gesang des Chores erscheinen die Königinnen der Liebe: zuerst Helena, dann Kleopatra, dann Messalina und endlich wider alle Verabredung auch Gretchen mit ihrem toten Kinde zu Füßen. Mit betäubendem Donner und wildem Geschrei der Hexen endigt der Brockenzauber. Hier ist das Ausstattungsstück auf dem Höhepunkt des Effekts. Der Kritiker des Standard ruft ergriffen aus: these pictures of Hades are as imaginative as they are awful, as fascinating as they are hideous. Die zweite Szene führt uns in Gretchens Gefängnis. Faust will sie befreien, aber sie stirbt in seinen Armen. Er sagt sich von Mephisto los und ist entschlossen, der entflohenen Seele seiner Geliebten nachzueilen. Wolken verdunkeln die Szene, und wir sehen zum Schluß wieder die Szenerie des Prologs. Der Engelchor singt. Gretchen liegt zu den Füßen Raphaels, und die andern Engel haben sich um sie gruppiert. Mephisto erscheint unten und verlangt Fausts Seele, aber der auf dem höchsten Gipfel stehende Engel weist ihn zurück mit den Worten: „Durch eines Weibes Seele hast du ihn

heimgeführt." Engel kommen und bringen Fausts Seele. Gretchen erhebt sich und breitet sehnsüchtig und verzeihend ihre Arme zu ihm aus; und während Mephisto ausruft: „Ich will das Böse, und ich wirke das Gute", fällt der Vorhang.

Man sieht, diese Bearbeitung ist das Machwerk rücksichtsloser Virtuosen und raffinierter Effekthascher, und es ist sehr zu bedauern, daß sich Stephen Phillips und Comyns Carr zu solchem literarischen Sakrilegium bereit gefunden haben. Als Entschuldigung kann nur die Tatsache dienen, daß sie den tiefern Sinn der großen deutschen Gedankensymphonie gar nicht erkannt haben, daß sie dem deutschen Genius, dem deutschen Gemütsleben ganz fremd gegenüberstehen. In der Ankündigung des Stückes sagen sie zwar, sie hätten mit liebevoller Ehrfurcht die literarischen und philosophischen Eigenschaften von Goethes Werk (the literary and philosophical qualities) zu bewahren gesucht, wobei sie die Ökonomie des Dramas (the constructive necessities of the drama) beobachtet hätten, aber diese Angabe entspricht nicht den Tatsachen; ihre Bearbeitung zeigt im Gegenteil nichts oder blutwenig von Goethes erhabnem Geiste. Der englischen Literatur zur bleibenden Zierde wird sie deshalb nicht gereichen.

Aus dem Florenz von heute

Von M. Fleischer

Draußen tobt der deutsche Wintersturm. Er heult und stöhnt, daß man alles Ernstes glauben könnte, das wilde Heer der alten Germanengötter jage über unsern Köpfen daher. Heute wird die graue Wolkendecke nicht mehr zerreißen. Trüb und trostlos ist die Welt. Glücklich, wer in solcher Zeit Erinnerungen hat, die golden genug sind, bis in die Gegenwart hineinzustrahlen!

Meine Gedanken schweifen heute nach dem Arnotal. Der große Carducci spricht mir ganz aus dem Herzen, wenn er ausruft:

	zu Deutsch ungefähr:
Oh, se il turbine cortese	O wenn liebreich mich der Nordwind
Sovra l'ala aquilonar	Auf den wilden Wirbelschwingen
Mi volesse al bel paese	Nach dem wunderschönen Lande
Di Toscana trasportar!	Von Toskana wollte bringen!

Wohl weht auch dort jetzt die oft recht kalte tramontana vom schneebedeckten Apennin hernieder, die marchesa im elektrischen Auto verschwindet bis an die Nasenspitze im molligen Pelz, der popolano holt den schäbigen weiten Mantel hervor, dessen Zipfel er mit Grandezza über die Schulter wirft — auch Priester und Offiziere drapieren sich auf diese malerische Weise —, und die Hände der Frauen umklammern den Henkel des tönernen scaldino, aus dem glühende Holzkohle unter schützender Asche ihnen Wärme spendet. Aber nie ist der Himmel so unglaublich blau wie an Tramontana-

tagen. So blau sind die Mäntel der Heiligen auf Beato Angelicos Tafelbildern. Nie stehn die Berge so klar, so nah in der Luft. So hart heben sich bei den Malern des Quattrocento die kahlen Höhenzüge im Hintergrunde ab.

Durch die Straßen zieht ein Duft von gerösteten Kastanien. Er strömt nicht nur aus den Häusern, er kommt von vielen Handwagen, auf denen die braunen Früchte in Mengen über dem Feuer dampfen; er entsteigt auch den dunkeln castagnacci, sehr konsistenten Kuchen aus Kastanienmehl, die nicht selten die Größe eines Wagenrades erreichen, und die, stückweise verkauft, in der kalten Jahreszeit ein beliebtes Volksnahrungsmittel sind, ähnlich wie im Sommer die erfrischenden Wassermelonen, die cocomeri.

In den Häusern mit den Steintreppen und Marmorfußböden ist es nicht immer gemütlich. Ein toskanisches Sprichwort behauptet:

Un pezzo non fa fuoco, (es ist Holz gemeint!)
Due ne fanno poco,
Tre un focherello,
E quattro lo fanno bello!

Das ist aber eine rechte Heuchelei. Da sind die Venezianer schon ehrlicher, wenn sie in ihrem weichen Dialekte sagen:

Un legno no fa fogo,
Do ghe ne fa poco
Tri ghe ne faria, —
Ma i vole compagnia!

Der Zahl der compagnia ist also keine Schranke gesetzt. Kluge Leute haben es aber satt, vor dem camino von einer Seite angeschmort zu werden und an der andern zu erfrieren, und Öfen nach deutscher Art finden jedes Jahr mehr dankbare Bewunderung. Sie allein vermögen es, den kältenden Hauch zu besiegen, der durch die dicksten Teppiche und selbst durch übergelegtes Holzparkett im Winter dem Steinfußboden entsteigt. Für den Fremden freilich, der Volkssitten studieren will, ist es ein Glück, daß die internationale Kultur, die schon so manches verwischt hat, doch recht langsam fortschreitet: die Katze — il gatto — am Kaminfeuer, der braune scaldino für die Hände, die eiserne cassettina für die Füße — das sind Dinge, die er nicht missen möchte, und die wohl auch nie ganz verschwinden werden. Man sieht sie schon auf den ältesten Bildern und Gobelins. Sie gehören unzertrennlich zu Toskana.

Jeden Donnerstag im Winter findet sich in den alten hohen Gewölben von Or San Michele eine andächtige Versammlung ein, um den Professoren zu lauschen, die Dante lesen und erklären, wie es vor Jahrhunderten Boccaccio in der kleinen Kirche S. Stefano tat. Von der Wölbung hängen noch die Fahnen der ehrsamen Zünfte hernieder. Auf dem hohen düstern Katheder fehlt nicht der bekannte Dantekopf. Ich entsinne mich der ergreifenden Rede eines erblindeten alten Professors, der den Gesang vom unglücklichen Conte Ugolino zu behandeln hatte, und eines Barons in Glacéhandschuhen, der mit rasender Zungengeschwindigkeit erschöpfend und geistreich den letzten canto des Inferno durchnahm, und der, als er dann von Dantes Absichten im allgemeinen sprach und betonte, daß er auch unsrer Zeit noch manches zu sagen hat, einen applauso tremendo erntete. Da die Älteren unter den Gebildeten ihren Dante fast auswendig können, so setzt sich die Zuhörerschaft vorwiegend aus jugendlichen Elementen zusammen, und obgleich mancher spinaccino (grüner

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Junge) seine schwarzen Augen öfter auf eine Bice oder Lalla im Pariser Modellhut richtet als auf den vortragenden Gelehrten, so wird doch die Florentiner Jugend nach und nach innig vertraut mit dem Dichter der Commedia. Könnte der einst so gehässig Verbannte als unsichtbarer Geist die Straßen seiner Vaterstadt durchwandeln, das stolze Herz würde ihm höher schlagen im Bewußtsein seines unsterblichen Ruhmes. Ich rede nicht von seinem Ebenbild aus weißem Marmor, das er auf der weiten Piazza S. Croce erblicken würde: die Hauptsache ist, daß er lebt, lebt in den Geistern der Nachwelt, daß sie in ihm leben, daß er ihnen so natürlich zu sein scheint wie die Lebensluft. Aus Kindermund, von Leuten des Volkes würden ihm seine Worte entgegentönen. Sah ich doch einst einen Knirps auf das Baptisterium zeigen und rufen: Mamma, ecco il mio bel San Giovanni! Das Taufbecken in der Mitte des Heiligtums würde er nicht mehr finden, und nicht alle wissen mehr, daß er dort ein Kind vom Tode errettet hat.

Zu seiner Zeit taufte man noch durch Untertauchen. Damit nun die Priester nicht von der Menge erdrückt würden, hatte man für sie zylinderförmige Löcher in die starke Marmormauer des Taufbeckens gehauen. Einmal war aber ein spielender monello in ein solches Loch gesprungen und hatte sich so darin verwickelt, daß er zu ersticken drohte. Als Dante davon hörte, eilte er, kurz entschlossen, mit einem Beile herbei und zertrümmerte die Einfassung jener verhängnisvollen Höhlung. Was er selbst davon im neunzehnten Gesange des Inferno bei der Beschreibung von Felsenlöchern erzählt, lautet in der Gildemeisterschen Übersetzung:

Dort sah ich längs der Seiten und am Grunde
Den fahlen Stein voll Löcher bis zum Rand,
Alle von gleicher Weise, lauter runde,

Die ich nicht enger noch auch größer fand
Als sie in meinem schönen Sankt Johannes
Den Täufern dienen zu geschütztem Stand.

Einst fiel in eins ein Kind, und kaum entrann es,
Ich aber brach den Stein und zogs empor.

Er glaubt noch hinzufügen zu müssen:

Das streite keiner ab, denn keiner kann es.

Möglicherweise hat man ihm Vorwürfe gemacht, daß er sich am Heiligen vergriffen habe.

Jetzt werden die Kleinen an einem linken Seitenaltar getauft, und zwar mit verblüffender Geschwindigkeit. Der dicke prete konnte mit Coquelin aîné konkurrieren. Eine angenehme Schlummermusik für Johann den Dreiundzwanzigsten, dem Michelozzo gegenüber ein kunstvolles Lager bereitet hat!

Sie haben es gut, die Kinder, die hier aufwachsen. Was ist das Campo di Marte für ein unvergleichlicher Spielplatz! Es liegt vor der Barriera del Pino (oder delle Quercie), wo eine einsame Riesenpinie ihren dunkeln Schirm ausspannt. Exerziert wird dort — wie mir scheint — nicht viel. Immer ist die große Fläche saftig grün. Über den Akazien und Kastanien, die sie im Viereck umschließen, tauchen die anmutigsten Höhen auf: im Norden, ganz nahe, Fiesole und der steinige Monte Ceceri; im Osten, entfernter, die Waldberge von Consuma, Vallombrosa und Pratomagna; im Süden in zarten Linien und duftigen Farbtönen die Hügel jenseits des Arno; im Westen verschwimmt die Domkuppel. Abends ist es besonders friedlich und heiter. Zu jeder Jahreszeit steigen bunte Papierdrachen — aquiloni — leise knatternd

hoch in die seligen Lüfte. Turner und Ringkämpfer aus dem popolo minuto produzieren sich gratis. Ab und zu sprengt ein einsamer cavaliere um den weiten Plan und nimmt leicht und elegant die Hindernisse.

Diese ganze östliche Gegend vor der Barriera heißt übrigens „Campo d'Arrigo", weil Heinrich der Siebente im nahen Kloster San Salvi sein Quartier hatte, als er 1312 vor Florenz lag. Von diesem Kloster ist nicht viel mehr übrig als das Refektorium, und dieses ist ein Museum geworden. Im ersten Raum findet man eine Art Walhalla — nur viel schlimmer. Eine Menge Gipsbüsten sind da aufgereiht zu sehen, aber ohne logischen Zusammenhang. Gleich rechts an der Tür schimmert rötlich eine Büste aus Terracotta. Der Mann kam mir sehr bekannt vor, aber im Augenblick war ich so gar nicht auf ihn gefaßt gewesen. Der Custode lächelte überlegen, als er darauf zeigte und sagte: Molte, generale prussiano. Die Vorstellung meines Landsmannes machte mir Mut, durch das Chaos vorzudringen, und ich rate allen, die nach S. Salvi kommen sollten, meinem Beispiele zu folgen, denn es sind da zwei Kunstwerke zu sehen, die des Ansehens wert sind. Das rührende Grabmal der holden Ilaria Giunigi ist zwar nur ein Gipsabguß, und besser mag es schon sein, das Original im Dome zu Lucca zu bewundern. Aber schon hier kann man sich fragen, ob dies nicht das Meisterwerk des Jacopo della Quercia sei. Die schlichte Vornehmheit der jungen Gestalt scheint sich dem ganzen Kunstwerk mitgeteilt zu haben.

Die andre Perle ist aber ein Original: ein Abendmahl, das Andrea del Sarto 1526/27 an die Ostwand des Refektoriums gezaubert hat. Wie alle Bilder des begabten Malers weist es schöne Gesichter und eine angenehme Farbenharmonie auf; aber das Leben und die Natürlichkeit der ganzen Szene sind bei diesem schwierigen Vorwurf besonders anzuerkennen.

Unter den cenacoli von Florenz steht dieses ohne Frage auf der höchsten Stufe. Castagno, Ghirlandaio, Perugino leiten zu ihm hinauf. Castagnos wuchtige Kraft und des Perugino dolcezza: del Sarto verschmilzt sie zur Vollkommenheit. Dafür sind die andern persönlicher, menschlicher, und die Besuche, die ich ihren cenacoli in den stillen Refektorien von S. Apollonia und S. Onofrio abstattete, gehören zu meinen liebsten Erinnerungen. Von dem Fremdenstrome, der die großen Museen überflutet, merkt man nichts. Da haust ein behaglicher Custode mit weißem Schnauzbart. Den Klemmer auf der Nasenspitze sitzt er in seine „Fieramosca" vertieft und schreckt erstaunt in die Höhe, wenn sich wirklich jemand in sein kleines Königreich verliert. Sein Attribut ist eine schöne, große weiße Katze. Arme custodi! Wer möchte in Florenz ein solches Leben führen? „Ach, wenn man so in sein Museum gebannt ist" — stundenlang!

In der Arnostadt könnte man gut ein Jahr lang ohne Arbeit existieren, um nur alle die Schönheit in sich aufzunehmen, die allein die Natur entfaltet, den Nordländer zu bezaubern und den Toskaner vergessen zu lassen, daß man auch anderswo leben und glücklich sein kann.

Ecco sui colli e sui fastigi il sole,
Ecco sui marmi il sol di primavera,
Nel cui sorriso esaltasi la mole
Di Brunellesco olimpica e leggera.

Nell' aria calda, aulente di viole
Il campanil meraviglioso impera
E al pieno odor delle vicine aiole
Si spalanca fiammando ogni vetriera.

Oh ben sorridi con l'antico vanto,
Italo Maggio, al vecchio San Giovanni
E in cima al tempio trionfale e santo,

Ove un popolo artista a' più forti anni
Devoto udia del suo Poeta il canto, —
E poi s'armava a fulminar tiranni.

Um dieses Sonett Marradis allen verständlich zu machen, habe ich versucht, es, wenn auch in einer freiern Strophenform, ins Deutsche zu übertragen:

Sieh auf den Bergesgipfeln rings die Sonne!
Sieh, auf dem Marmor lacht der Frühlingsschimmer!
Olympisch leicht in dieses Lächelns Wonne
Erhebt sich Brunellescos Bau noch immer.

Und in den warmen, veilchensüßen Lüften
Herrscht wundersam der schlanke Campanile,
Und flammend öffnen sich den vollen Düften
Aus allen Gärten her der Fenster viele.

Wie liebreich strahlest du dem alten Ruhme
Von San Giovanni, o Italiens Mai,
Und jenes hehren Tempels Heiligtume,

Wo einst ein kunstreich Volk, von Hochmut frei,
Dem Dichter lauschte, der Toskanas Blume, —
Und dann mit Waffen schlug die Tyrannei.

Wie viele Deutsche pilgern alljährlich im Frühling hinauf nach Fiesole! Sie tauchen unter in Sonne und Schönheit, vergessen Winterstürme und Herzeleid. Sie stehn überwältigt im Anblick des blühenden Arnotales, das die Sonne mit ihrem Strahlenglanze übergießt: heiter lachend am Morgen, mittags zu blendend fast dem sterblichen Auge, warm und kräftig am Abend, wenn der Silberbach in goldne Ströme fließt. Und dann machen sie es wie die kleinen, schnellen Lazerten: sie sonnen sich auf den Steinen des römischen Theaters, zwischen denen die Veilchen blühen. Ihre Stirnen umfächelt ein linder venticello, und die Augen ruhen sich aus auf den stillen Höhen des Mugnonetals.

Wenige aber steigen in dieses Tal hinunter, wo sichs doch so gut wandern läßt, den blauen Bergen des Apennin entgegen. Wohl noch weniger klettern am benachbarten Monte Ceceri in die Höhe. Sein helles Gestein wird noch immer gebrochen und unten in der Stadt zu Bauten verwandt. Von Promenadenwegen keine Spur. Einmal wurde uns der steinige Weg durch einen Lastwagen mit störrischen Muli versperrt. Aber die schöne, wohlbekannte Aussicht lockte uns zu lebhaft. Da kletterten wir auf dem Geröll à quatre pattes hinauf und wurden durch den herrlichsten Sonnenuntergang belohnt. Dem Besteiger des Monte Ceceri tut sich, wenn er nach Osten sieht, das kleine Tal der Mensola auf. Gegenüber krönen das Castel di Poggio und die Burg Vincigliata einen grünen Höhenzug. Unter den Füßen des Beschauers liegt auf halber Höhe die Trattoria delle Cave. Ich kann diesen Namen unmöglich nennen, ohne jenes wunderbaren Juniabends und der noch schönern Nacht zu gedenken, in der ich mit Bekannten dort unter den Maulbeerbäumen das späte Erscheinen des Mondes heranwachte, der uns zur Heimkehr leuchten sollte: wir saßen an dem runden Steintisch, um den Meister Böcklin seine Freunde zu versammeln liebte. In der Mitte stand ein fiasco — schon mehr fiascone! — mit gutem Chianti. Dazu genossen wir ein echt italienisches Mahl: viel maccheroni mit viel Käse, Spiegeleier mit frischem Salat

und eben gepflückte Aprikosen. Die Dämmerung hatte sich schwarzblau herabgesenkt. Nach und nach verstummte jedes Geräusch: nur Tausende von Grillen zirpten lauter und lauter. Von Zeit zu Zeit trug uns ein Windhauch aus dem Tale den kräftigen Würzgeruch der blühenden Myrte zu. Schließlich blitzte es doch rötlich hinter dem schwarzen Hügel, und immer klarer und silberner stieg die nicht ganz volle Scheibe des Mondes empor. Der Rückweg an den Hügeln hinab zum Lichtermeer von Florenz war ein Traum. Zahllose Glühwürmchen umtanzten uns. Die weißschimmernden Blüten des Jasmins und der Magnolien mischten ihren Duft mit dem der Linden, und geisterhaft folgte uns der Bruder Mond hinter den hohen Zypressen.

Ich habe gefunden, daß die Italiener — im allgemeinen natürlich — für derartigen ruhigen Naturgenuß wenig Verständnis haben, am wenigsten die Frauen. Sie fühlen wohl die Schönheit ihrer Heimat und lieben sie. Auch bedauern sie den Nordländer, der aus „grauem Nebel" zu ihnen kommt. Aber sie sind wie Kinder, die nicht lange bei der Betrachtung eines Gegenstandes, einer Stimmung verweilen können. Wird jemand einmal dabei ertappt, so heißt es wohl gar: Fa il poetico. Darum sind die Florentinerinnen an schönen Nachmittagen stets in den Cascinen zu finden, ihrem Bois. Welche Wonne, im kühlen Schatten dort den Viale del Rè unaufhörlich auf und ab zu fahren, sich den staunenden Blicken zu zeigen und selbst Beobachtungen zu machen! Doppelt erhebend, wenn man mit einem neuen Kleidungsstück oder mit einem neuen Gefährt angerollt kommt! Die Fußgänger, die zur Seite lustwandeln, geben die Kritik: Ha vista la Contessa Guicciardini? Sempre bella! Splendida! — Vedi Niccolò Macchiavelli?*) Qui, nella charrette della Signora R.! Ma via! è vero? Eccoli! Scandaloso! — Guarda! Ecco la Paola — bellina lei! — Diese oder ähnliche Bemerkungen kann man täglich hören. Freitags pflegt Gabriele d'Annunzio auf seinem Schimmel in den Cascinen spazieren zu reiten.

Am Morgen des Himmelfahrtstages versammelt die Tradition unter diesen hohen immergrünen Eichen eine Unmenge fröhlicher Menschen aus allen Volksklassen. Manche ziehen vor Tagesanbruch hinaus, um den ganzen Tag im Grünen zu verbringen. Die Jugend schmückt sich mit Maiblumen, die überall angeboten werden, und nach alter Sitte kann man schwarze Grillen in kleinen Holzkäfigen kaufen. Darum heißt das Fest in dieser Stadt il giorno dei grilli. Auch ich kaufte mir damals eine, schenkte ihr aber dann die Freiheit. Dolce libertà! Das arme Tier hatte sich schon fast den Kopf eingerannt. Gewiß steckt hinter diesem seltsamen Brauch irgendein Aberglaube.

Das ist auch ein Beweis dafür, daß das italienische Volk über ein kindliches Stadium noch nicht hinausgekommen ist: der Aberglaube ist seine Alltagspoesie. So wurde mir ein sehr sympathisch aussehender älterer Herr gezeigt, von dem man behauptete, er bringe Unglück. Niemand könne näher mit ihm umgehn, ohne ein Unglück befürchten zu müssen. Und in der Tat saß er abends im Caffè San Gallo stets allein an einem Tischchen. Alle buckligen Frauen werden gemieden, während bucklige Männer nur gutes bedeuten. Ein verwachsner Bettler wird selten abgewiesen. Denkt man nicht daran, so sagt er wohl selbst in rührendem Schmeicheltone: Son gobbo, porto fortuna. Drohendes Unheil abzuwehren gibt es ein einfaches Mittel: man macht

*) Ein junger Nachkomme des berühmten Staatskünstlers.

le corne, das heißt man streckt Zeige- und Mittelfinger nach dem Wesen aus, von dem man verhängnisvollen Einfluß auf sein Schicksal befürchtet.

Auch die Gabe, sich herzlich freuen zu können, hat dieses Volk bekanntlich mit den Kindern gemein. Man muß sie nur bei ihren Festen beobachten. Deren gibt es ja auch in Florenz die schwere Menge. Da ist die Festa dello Statuto am ersten Sonntag im Juni: den ganzen Tag spielen alle Springbrunnen der Stadt — in Florenz eine unerhörte Verschwendung —, und morgens ist große rivista in den Cascinen. Abends ist Illumination der staatlichen und städtischen Gebäude. Wer da den Palazzo Vecchio gesehen hat, dessen einzigartige Architektur durch unzählige Wachslämpchen so recht deutlich bemerkbar wird und der durch und durch zu glühen scheint, der wird den Anblick sein Leben lang nicht wieder vergessen.

Dann kommt San Giovanni an die Reihe mit großer Messe und Musik im Dom. An diesem Tage wird die Loggia dei Lanzi mit köstlichen arazzi (Gobelins) dekoriert. Da die Stadt — abgesehen von den im Museo degli Arazzi und in öffentlichen Gebäuden aufgehangnen — für dreißig Millionen Lire zusammengerollte Gobelins besitzen soll, für die kein Platz ist, so können die schaulustigen Bürger jedes Jahr andre bewundern, und würden sie noch so alt. Bei anbrechender Dunkelheit erstrahlen das achteckige Dach von San Giovanni und die mächtige Domkuppel im milden goldnen Glanz der Wachsflämmchen, und auf dem Ponte alla Carraia wird ein splendides Feuerwerk abgebrannt. Der Jubel ist allgemein. Selbst die gefürchtetsten Gesellen aus den Vie Velluti und Vellutini mischen sich unter harmlose Leute und tun ihnen nichts zuleide.

Die Garibaldigedenktage sind bezeichnend für das neuerwachte Nationalbewußtsein und leider auch für den blinden Haß auf die „Austriaci". Wenn man hört, mit welchem Eifer noch jetzt die Hymne: Fuori d'Italia! Fuori, stranieri! gesungen wird und sieht, wie Gymnasiasten „Demonstrationen gegen Österreich" veranstalten, wie auch ab und zu in der Gesandtschaft die Fenster eingeworfen werden oder die Fahne heruntergerissen wird, so fragt man sich nur: „Nun, und der Dreibund?" Die überlebenden Garibaldini zeigen sich gern in ihren mehr oder minder schmutzigen roten Wollblusen.

Um politische Kundgebungen handelt es sich teilweise auch bei der Fiorita per Savonarola. Am 23. Mai, dem Todestage des Märtyrers, wird die Metallplatte im Pflaster des Signorienplatzes, die seine Todesstelle bezeichnet, mit Rosen bestreut. Aber es liegen auch Briefe und Ansichtskarten an Fra Girolamo dazwischen, wodurch mancher seiner Unzufriedenheit Luft machen mag.

Unter die vielen harmlosen Volksfeste gehört die Fiera di Fiesole, die im Herbste auf dem großen Marktplatze des Bergstädtchens abgehalten wird. Nach Sonnenuntergang braten lange Reihen Hühner an drehbaren Spießen, und die Glut darunter wirft phantastische Lichter auf das lachende, singende, pfeifende Volk. Lange Schatten huschen über die Mauern der umliegenden Häuser und der uralten Kathredrale. Strohflechtereien, Maronen, Giuggiole und Süßigkeiten werden verkauft. Gewöhnlich ist auch eine schwarzhaarige, glutäugige Wahrsagerin da, die, auf einer Tonne stehend, mit unnachahmlich graziösen Gesten und einem Tonfall, der an Shakespeares Geister gemahnt, den Schleier der Zukunft lüftet. Im Grunde ist es den Leutchen, die sie umstehn, weniger um die Zukunft zu tun als um die glückliche Gegenwart. „Leben und leben lassen" ist ihre Devise. Und weil sie bedürfnislos sind, fühlen sie sich frei und glücklich.

Warum die Stadt „Florentia" genannt wurde, das merkt man am besten im Mai, der recht eigentlich der Wonne- und Rosenmonat ist. Rosa Rosen hängen über blendendweiße Mauern, weiße und gelbe Röschen klettern hoch in die Wipfel der Bäume, und der Rosengarten am Abhang von San Miniato ist ein Wunder von Farben und Duft. Im Oktober beginnt die zweite Rosenblüte, die der ersten nicht im entferntesten gleichkommt.

Die Blume von Florenz ist aber die violette Iris. Sie blüht wild und in den Gärten die ganze wärmere Zeit hindurch von der dunkelsten bis zur hellsten Schattierung. Aus ihren Wurzeln gewinnt man ein feines, unaufdringliches Parfüm, das in der Apotheke zu Santa Maria Novella als polvere d'Iris verkauft wird, und ihre Form finden wir als „Lilie" im Stadtwappen wieder.

Alle, die einmal von einer Höhe auf die città dei fiori herniedergeschaut haben, werden begreifen, warum Dante so oft sagt: il dolce mondo — die süße Welt!

Als mich eine junge Florentinerin fragte: „Gilt es nicht mehr, ein entlegnes Eckchen von Firenze als euer Berlin?" — da konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Als sie aber, dadurch kühn gemacht, sich zu der Blasphemie verstieg: „Und gilt nicht mehr ein Wort reizend toskanisch als ein ganzes Gedicht von euerm Goethe?" da tat ich ihr nicht den Gefallen, auch dies zu bejahen. Und doch — wenn jener ungeduldigste aller Romfahrer nur etwas länger am Arno verweilt oder gar diese „artige" Patriotin in ihrer lingua toscana gehört hätte, ich fürchte — er hätte ihr Recht gegeben.

Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

(Fortsetzung)

Den 27. November 1901

Ich sagte dirs, daß es so kommen würde! Mein prophetischer Geist sah es voraus! Heute früh mußte ich die Andacht in der Kapelle halten. Und ich spiele die Orgel im Kindergottesdienst und höre jeden Sonntag zwei japanische Predigten.

Ich kann dir sagen, Kameradin, dieser Teil meiner Arbeit geht mir jämmerlich gegen den Strich. Man sagt, man gewöhnt sich ans Gehängtsein, wenn man nur lang genug hängt. Na, da wollen wir also auch hoffen, daß ich mich mit der Zeit gewöhne.

Du fragst mich, warum ich dies alles mittue. Ja, siehst du, es ist hier wie in einer großen Werkstatt, wo alle fleißig und fröhlich arbeiten, und doch wartet noch so viel Arbeit, daß man nicht steht und fragt: Gefällt sie mir auch, oder soll ichs lieber lassen?

Am liebsten möchte ich dir gar nichts von der Trostlosigkeit mancher Existenzen hier erzählen. Stelle dir vor! Frauen, die in den Steinbrüchen, Sandgruben und an den Eisenbahnen arbeiten, immer mit kleinen Kindern auf dem Rücken, und die armen kleinen Dinger verkrüppelt und entstellt durch die eingezwängte Stellung und oft blind von der blendenden Sonne.

Was ich schrecklich gern tun möchte, ist, eine andre freie Kleinkinderschule in einem der ärmsten Stadtteile zu eröffnen. Es würde nur fünfzig Dollar kosten, um es ein ganzes Jahr zu unterhalten, und ich habe vor, es auszuführen, und müßte ich einen meiner Ringe verkaufen. Es ist einfach herrlich, zu fühlen, daß man tatsächlich jemand hilft, und wenn auch dieser Jemand ein kleiner Haufen schmutziger japanischer Kinder ist. Ich bin manchmal so entmutigt und trostlos, daß ich nicht weiß, was anfangen, aber wenn dann so ein kleines Ding daher kommt und ein sehr schmutziges Händchen in meine Hand schiebt und sie streichelt und gegen seine Wange legt und an sein Herz drückt und sagt: Sensei, sensei! so möchte ich halt alle miteinander an mein Herz nehmen und sie liebhaben und erziehn.

Sie kennen nicht das Wort „Liebe", aber wohl seine Bedeutung. Wenn ich etwa stillstehe und ein Köpfchen streichle, sind im Augenblick ein Dutzend Arme um mich herum, und ich ersticke beinahe in Zärtlichkeiten. Ein kleines Kerlchen nennt mich immer: Braver Junge! weil ich ihn einst so genannt habe.

Das Wetter ist prächtig, kühl drinnen und warm draußen. Chrysanthemen und Rosen blühen immer noch, die Bäume sind schwer mit Frucht beladen. Persimonen werden größer als eine Kaffeetasse, Apfelsinen dagegen sind sehr klein, doch beide Früchte ganz köstlich. Kastanien sind noch einmal so groß als bei uns, und man benutzt sie als Gemüse.

Ihr werdet nun bald alle mitsammen bei Großmuttern zum Feste sein und lustige Tage haben. Laß sie auch einen Teller für mich hinstellen, Kameradin, und drehe ein Glas für mich um. Niemand wird mich so sehr vermissen als ich mich selber. Was für lustige Feste wir schon zusammen verlebt haben! Familientage mit großem Diner und Theater am Abend! Nicht eigentlich Theater, nicht wahr, du! Mehr Varietévorstellung mit dir als Schmierendirektor und mir als Soubrette. Denkst du noch an das letztemal vor meiner Verheiratung? Ich meine damals, als ich Lady Macbeth gab und einen tollen Tanz dazu, und du trugst famose Couplets von der Großen Oper vor. Weißt du noch Jacks berühmte Parodie auf: Mein Vaterland ...?

Von dir sing ich so gern,
Truthahn mit Preißelbeern,
Herrliches Tier!
Schenkel und Brüste dein,
Rücken und Flügelein
Schmecken uns gar so fein
Zum Weihnachtsschmaus!

Unten geht die Glocke, und hier geh ich. Ich verstehe die Gefühle einer Dampfmaschine!

Weihnachtsfeiertag 1901

Hätte dir jemand letztes Jahr, als wir den großen Baum putzten und Vorbereitungen fürs Fest trafen, gesagt, daß ich übers Jahr in der Fremde eine Bande kleiner Heiden lehren würde, hättest du nicht gemeint, bei dem sei eine Schraube locker?

Doch, es ist wahr, ich brauche bloß die Augen aufzumachen; da kann ich mich überzeugen, daß ich im Königreich der Blumen bin. Die Pflaumenbäume sind in Blüte, und die Rosen blühn noch immer, obwohl dicker Reif liegt, der im Sonnenschein funkelt. Die Berge haben einen dünnen blauen Schleier mit Silberrändern vorgezogen, und über allem wölbt sich türkisblau der Himmel!

Und das beste von allem: jedermann ist glücklich! Es mag wohl sein, daß irgendein kleiner, armer Herumstreicher hungrig ist, weil er nur Reiswasser zum

Frühstück gehabt hat, oder daß ein paar traurige Herzen unter den bunten Kimonos schlagen, und es kann auch sein, du Liebste, daß ein gewisser Fremdling in der Ferne die Tränen nicht zurückhalten kann und sich mit Herz, Seele und Leib heim zu seinen Lieben sehnt. Aber laß es dich nicht kümmern, niemand weiß es als du und ich und ein Bambusbaum.

Heut nachmittag sind die Mamas und Papas zum Tee eingeladen, und ich werde mein hübschestes Kleid anziehn und meine gelben Locken ganz reizend für sie frisieren. Und tief drinnen will ich all mein Herzeleid und Sehnen fest verschließen und das freundlichste Gesicht aufsetzen für diese lieben Leutchen, die mir, einer Fremden, ein so reiches Maß der Zuneigung und Freundschaft entgegenbringen, und die bei ihrem letzten Dankfest, als sie Gott für alle großen Segnungen des vergangnen Jahres lobten, die neue Kleinkinderschullehrerin an erster Stelle nannten.

Wunderst du dich nun noch, daß ich glücklich und elend, zufrieden und voll Heimweh zu gleicher Zeit bin?

Die Kiste, die ich auf Weihnachten heimschickte, war eine erbärmliche Gabe verglichen mit dem, was ich hätte senden mögen, aber alles ist wenigstens mit den ersten selbstverdienten Pfennigen gekauft. Ich habe die Geschenke auch so fest in Liebe verpackt, daß ihr sie kaum herausbringen werdet.

Unser Weihnachtsschmaus war nicht berühmt. Wir luden alle Fremden aus Hiroshima ein, zwölf an der Zahl, und alle unterhielten sich eifrigst und lachten über altbackne Witze und gaben vor, schrecklich fidel zu sein. Aber um jeden Mund lag ein schwermütiger Zug, und niemand sagte ein Wort über die Heimat. Alle schienen wohl zu wissen, daß das Wort „Heimat" an sich die Gesellschaft auflösen würde.

Ich sage dir, ich fange an mit wahrer Verehrung auf den Heroismus mancher dieser Leute zu sehen. Tränen und Klagen finden keinen Raum; Wünsche, Ehrgeiz, sogar Liebe sind beiseite gelegt und werden höchstens einmal in den stillen Stunden der Nacht hervorgeholt. Wenn das Heimweh kommt, wie es ja doch kommen muß, so gibt es keine Heulerei, keine Empörung, sondern man beißt die Zähne zusammen, greift fester zu und arbeitet weiter.

Wär ich doch auch so! Wenn die Natur mehr Zeit auf meinen Verstand, weniger auf mein Empfinden verwandt hätte, sie würde ein besseres Geschäft gemacht haben.

Ich habe für Jack eine Pfeife in meine Kiste getan. Wenn du meinst, ich hätte es lieber nicht tun sollen, so behalte sie zurück. Wie unsre alte Amme früher sagte: Ich will niemand nicht inkommodieren. Ich hoffe nur, daß er mich nicht für undankbar und gleichgiltig hält.

Nagasaki, den 14. Januar 1902

Nun, bist du nicht erstaunt, aus Nagasaki von mir zu hören? Ich bin selber erstaunt, daß ich hier bin. Eine von unsern Lehrerinnen, Miß Dixon, wurde krank und mußte hierher reisen, um einen Arzt zu beraten, und glücklicherweise wählte man mich zur Begleiterin. Ich bin so aufgeregt darüber, daß ich mal wieder Fühlung mit Zivilisierten habe, daß ich nachts nicht schlafen kann. Die Transportschiffe und Dampfer legen hier an, und jeder menschliche Typus ist vertreten. Heute früh, als ich einen Brief zur Post trug, gingen vor mir her zwei Scheiks in Tracht, neben mir schritt ein Russe, hinter mir kamen zwei Chinesen und ein Japaner, während ein Franzose höflich zur Seite trat, um mich vorbeizulassen, und ein Ire mir Gemüse zu verkaufen suchte. Miß Dixon mußte für einige Tage ins Hospital, obwohl ihr Leiden nichts schlimmes ist; ich folgte also gern einer Einladung von Mrs. Ferris, der Gemahlin des amerikanischen Konsuls,

während dieser Zeit bei ihr zu wohnen. O Gefährtin, wenn du bloß wüßtest, was für gute Tage ich hatte! Wenn jemand die Fleischtöpfe wirklich genießen will, so laß ihn sechs Monate fasten.

Am Abend meiner Ankunft gaben mir Ferrisens ein großartiges Diner, und zum erstenmale seit zwei Jahren ging ich dekolletiert und war aufgeregt wie ein Backfisch auf dem ersten Ball. Es war so herrlich, geschliffnes Glas und Silber zu sehen und einfältiges weltliches Geschwätz zu hören, daß ich ganz erschrecklich ausgelassen wurde. Es waren zwanzig Kuverts gelegt, und wer, glaubst du wohl, saß zu meiner Rechten? Der gestrenge junge Zahlmeister vom Dampfer, auf dem ich herüberkam. Sein Schiff nimmt im Hafen Kohlen ein, und er wohnt auch bei Ferrisens, die alte Freunde von ihm sind. Er ist so feierlich, es ist zum Sterben. Wenn er nicht so elegant aussähe, könnte ich ihn eher zufrieden lassen, aber wie er nun einmal ist, kann ich nicht anders als ihn bis aufs Blut necken. Das Diner war fürstlich. Nach den Austern kam ein fast drei Fuß langer Fisch, mit Seegras ausgeputzt. Dann wurde eine große silberne Schüssel hereingebracht, die war mit Pastetenkruste bedeckt. Als der Vorleger die Kruste zerbrach, gab es ein Geflatter, und vierundzwanzig schwarze Vögel flogen heraus. Dies, scheint es, war ein Kunststück des japanischen Kochs als eine Probe seiner Geschicklichkeit. Alle möglichen komischen Gerichte folgten und waren auf die originellste Weise angerichtet.

Nach Tisch wurde ich gebeten, zu singen, und obwohl ich mich heftig weigerte, wurde ich doch auf den Klavierstuhl gesetzt. Ich stand bis zum Schluß des Festes nicht wieder auf; denn ich mußte jedes Lied singen, das ich konnte, und einige, die ich nicht konnte. Manche waren so uralt, daß ich sie längst für begraben hielt. Der Zahlmeister vergaß sich so weit, daß er mich bat, zu singen: Mein Schätzel ist über dem Meere! Ich spielte es mit viel Ausdruck, während er gedankenvoll ins Feuer starrte. Seitdem nenne ich ihn „Mein Schätzel", und er haßt mich dafür. Am nächsten Tage gingen wir aus, um dem Gottesdienst an Bord des Kriegsschiffes Viktor beizuwohnen. Das Schiff kam von einer langen Fahrt zurück, und wir waren die ersten amerikanischen Frauen, die die Offiziere seit langem gesehen hatten. Sie gaben uns einen dröhnenden Willkomm, das kannst du glauben. Durch irgendein Mißverständnis meinten sie, ich sei eine Miß anstatt eine Mistreß, und ich, ich ließ es schändlicherweise durchgehn. Ich hörte wenig vom Gottesdienst; denn die Kapelle spielte draußen, und die Fahnen wehten, und ich war leichtsinnig bis hinab in die Zehenspitzen. Es scheint, daß ich immer noch ziemlich jung bin, denn Goldknöpfe sind noch gerade so verführerisch wie vor alters. Als der Admiral hörte, ich sei aus Kentucky, lud er uns zum Tee ein. Wir erzählten uns gegenseitig Negergeschichten, und dem alten Herrn sprangen vor Lachen fast die Knöpfe ab. Nach dem Tee zeigte er uns das Schiff und ließ die Matrosen uns zu Ehren in Reih und Glied antreten. Die Kapelle soll: „Alte Heimat in Kentucky" spielen, befahl er. Wenn Sie das tun, schrie ich, verlieren Sie einen Passagier! Beim ersten Ton spring ich über Bord!

Er war so aufmerksam, daß ich wenig Gelegenheit hatte, mit den jungen Offizieren zu reden. Aber verschiedne haben seitdem Besuch gemacht, und ich habe sie bei den Tees und Diners getroffen.

Der mir am besten gefällt, ist ein junger Mensch aus Vermont. Er ist sehr klug und lustig, und wir haben viel Spaß zusammen. In der Tat, wir sind solche Freunde, daß er mir das Bild seiner Braut zeigte. Er ist sehr in sie verliebt, aber wenn ich an ihrer Stelle wäre, würde ich versuchen, ihn unter den Augen zu behalten.

Wir werden wahrscheinlich morgen heimkehren, da es Miß Dixon viel besser geht. Ich bin froh, daß es ihr besser geht, aber ich hätte mich damit abgefunden, wenn sie noch ein paar Tage länger ein klein wenig unpäßlich gewesen wäre.

Ich vergaß, dir für das Photographiealbum, das du mir zu Weihnachten schicktest, zu danken. Über der Freude, all die bekannten Gesichter zu sehen, und der Bitterkeit der Trennung und der Verrücktheit deiner Verse bekam ich fast einen hysterischen Anfall! Das alte Haus, die Hütte, der Kirschbaum und die ganze Familie bis auf die alte schwarze Magd, bei deren Anblick es mich nach Buchweizenkuchen gelüstete: alles, alles machte mir solche Freude und solche Pein, daß ich nicht weiß, was zu oberst war.

Es ist viel wert, so geliebt zu werden, wie ich es bin, und ich bin bereit, alles Erdenkliche zu ertragen, um dessen würdig zu sein. Ich habe mehr als mein Teil an Püffen im Leben gehabt, aber — dem Himmel sei Dank — es war immer jemand bereit, die Stelle zu küssen, damit sie wieder heil werde. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht ein Zeichen dieser Liebe hätte, Brief, Zeitung oder Buch, das mich daran erinnert, daß ich nicht vergessen bin.

Eben ist ein Brieflein von Seiner Feierlichen Hoheit, dem Zahlmeister, gekommen, in dem er mich ersucht, mit ihm spazieren zu gehn. Ich werde versuchen, artig zu ihm zu sein; aber ich weiß schon im voraus, daß ichs nicht kann. Er ist so grün und so ernsthaft, daß ichs nicht unterlassen kann, ihn zu reizen. Verrückte, junge Witwen, die nicht trauern, sind nicht sein Geschmack. Auch nicht der meine!

In zwei Tagen kehre ich zur „Herde" zurück. Bis dahin, „mein Schätzel", nimm dich in acht!

Hiroshima, den 19. Februar 1902

Nach einer schlaflosen Nacht stand ich heute früh mit stechenden Kopfschmerzen auf. Schon einen Monat lauf ich wieder im Geleise und fange an, mich wie ein armes, altes Pferd in der Drehmühle zu fühlen. Nicht daß ich die Arbeit scheute, aber ach! Kameradin, ich bin so einsam, einsam, einsam! Wahrscheinlich habe ich im Anfang zu viel Kräfte verbraucht, sodaß der Vorrat nun klein wird.

Bei Tag muß fest dem Ziel ins Aug ich sehn,
Ob Freud, ob Schmerzenslaut ans Ohr mir dringt.
Für die Erinnerung ist keine Zeit,
Noch für Verzweifelnde der kleinste Raum.
Doch, Lieb, es sinkt der Mut, das Auge wacht
In stiller Nacht!

Vielleicht werde ich Frieden finden, wenn ich alt und grau und runzlig bin! Aber die Jahre, die dazwischenliegen! Ich bin um das Beste betrogen worden, was das Leben einer Frau bieten kann: die Liebe eines edeln Mannes, die Liebe ihrer Kinder und die Freuden eines Heims.

Die Welt zeigt mit Fingern auf mich und sagt: Du bist selbst daran schuld. Aber, Liebste, ich war nur achtzehn Jahre alt und konnte nicht das Echte vom Falschen unterscheiden. Ich setzte alles aufs Spiel für den Preis der Liebe und verlor. Gott weiß, ich habe die Sühne gezahlt, aber ich würde es noch einmal gerade so machen, wenn ich dächte, daß es recht wäre. Der Unterschied ist, daß ich damals ein Kind war und zu wenig wußte; jetzt bin ich eine Frau und weiß zu viel.

Manchmal fällt mir das Choralsingen und Beten und das Schwester- und Brudergerufe so auf die Nerven, daß ich heulen möchte. Aber wenn ich bedenke, wie himmlisch gut sie alle zu mir sind, bin ich voll Reue. Man hat mich

sogar aufgefordert, fürs Missionsblatt zu schreiben. Ist das nicht Triumph genug für jeglichen Sünder?

Deine Briefe sind mir solch ein Trost. Ich lese sie wieder und wieder und weiß viele Teile auswendig. Seit ich ein kleines Mädchen war, hab ich immer den brennenden Wunsch gehabt, deinen Beifall zu finden. Ich weiß noch, wie du einmal sagtest, ich sei stärker als der kleine Nachbarknabe, und wie ich mir den Rücken verdehnte, um es zu beweisen. Und nun, wenn du solche schönen Dinge über mich schreibst und mir sagst, wie gut und tapfer ich bin, siehst du, da würde ich mir gern noch was Schlimmres als den Rücken verdehnen, um deiner Anerkennung würdig zu sein.

Aber mein Mut ist nicht immer goldecht, Kameradin, manchmal siehts damit windig aus. Wenn du von echtem Heroismus wissen willst, so höre folgende Geschichte. Es war eine kleine amerikanische Missionarin, die nach zwanzigjährigem harten Dienst endgiltig heimkehrte. Auf das Ersuchen der Mission unterbrach sie ihre Reise in der Aussätzigenkolonie, um über sie zu berichten. Bald nachdem sie die Heimat erreicht hatte, entdeckte sie an ihrer Hand einen kleinen weißen Fleck, und als sie den Arzt fragte, fand er, daß es Aussatz sei. Ohne ein Wort darüber zu äußern, sagte sie ihren Verwandten und Freunden fröhlich Lebewohl und kam geradeswegs in die Aussatzkolonie, wo sie die Arbeit unter den Ausgestoßnen aufnahm. Niemals ein Aufschrei oder nur ein Seufzer, nicht einmal eine Bitte um Mitleid. Was sagst du zu so einer Heldin!

Es ist wirklich kalt heute, und ich genieße den Luxus eines mächtigen Feuers. Du weißt, die Eingebornen benutzen winzige Öfchen, die sie mit sich herumtragen und Hibachi nennen. Doch wie kalt es auch sei, der Hof ist voll von Rosen, und die Teepflanzen stehn herrlich. Es wundert mich gar nicht, daß sogar das Klima verdreht ist. Alles steht hier auf dem Kopfe.

Wonach glaubst du wohl, daß ich mich heut den lieben langen Tag gesehnt habe? Nach einem guten Reitpferd! Ich glaube, ein flotter Galopp würde mich bald ins Geleise bringen. Aber das einzige Pferd in Hiroshima ist ein Maultier, ein krummbeiniges, schielendes, altes Maultier, das sich tödlich beleidigt fühlt, weil es an eine Karrete gespannt ist, die halb Schiebkarren halb Babykutsche vorstellt. Der Treiber steht darin, aus dem einfachen Grunde, weil er keinen Sitz hat! Wir haben diese Kutsche einmal des Spaßes und der Neuheit wegen probiert. Die Erfahrung haben wir also, aber ich bin nicht sicher, ob der Spaß sehr groß war. Wir ratterten durch die engen Straßen, rannten erst gegen das eine, dann gegen das andre Haus, während unser Diener — wir hatten sogar einen Diener — neben dem Vollblut einherlief, um ihm aufzuhelfen, wenn es stolperte.

Morgen werden wir Gesellschaft haben. Ein Hallelujamädchen kommt aus Tokio herüber mit ihrer Blechkapelle. Es ist das zweitemal in der Geschichte der Stadt, daß die Leute Gelegenheit haben, Blechinstrumente zu hören, folglich sind sie kolossal aufgeregt. Ich muß sagen, ich bin selbst schon angesteckt, und Miß Lessing sagt, sie will mich im Auge behalten, weil sie fürchtet, ich könnte der Trommel nachlaufen. Sie braucht aber gar keine Angst zu haben. Ich folge gar nichts anderm mehr in dieser Welt als meiner eignen Nase.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 29. März 1909

(Die Krisis im Block. Der Marineetat im Reichstage. Der Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien.)

Eine schlimme Krisis ist in unsrer innern Politik zum Ausbruch gekommen, eine Krisis, die in erster Reihe das Zustandekommen der Reichsfinanzreform auf das schwerste gefährdet. Am Mittwoch abend wurde bekannt, Herr v. Normann, der Führer der deutschkonservativen Fraktion im Reichstage, habe dem Führer der Nationalliberalen, dem Abgeordneten Bassermann, offiziell mitgeteilt, daß die Konservativen von der Notwendigkeit, die Finanzreform durchzuführen, durchdrungen seien, aber sich jetzt genötigt sähen, eine Mehrheit nach ihren Wünschen zu suchen. Herr v. Normann habe den bekannten Standpunkt der Konservativen noch einmal festgestellt, und als dann Herr Bassermann die Frage stellte, ob das eine Kündigung des Blocks bedeuten sollte, habe der konservative Führer ausweichend geantwortet, für „nationale" Fragen könne der Block ja auch künftig beisammen bleiben. Es wurde dieser von nationalliberaler Seite ausgehenden Mitteilung noch hinzugefügt, die konservative Fraktion habe dem Zentrum und den Freisinnigen die gleiche Erklärung zugehn lassen. Den Anlaß zu diesem Bruch hatten die Kommissionsverhandlungen über die Branntweinsteuer gegeben; mit Hilfe von Zentrum, Polen und Wirtschaftlicher Vereinigung war es den Konservativen gelungen, für die ihnen genehmen Beschlüsse eine Mehrheit gegen die andern Parteien — Freikonservative, Nationalliberale, die freisinnige Fraktionsgemeinschaft und die Sozialdemokraten — zu finden.

Die Mitteilungen über die „Sprengung des Blocks" riefen eine gewaltige Aufregung hervor, und mit Unruhe wartete man auf die ersten Äußerungen der konservativ-agrarischen Presse. Sie fielen recht kühl aus; man erklärte die „sensationelle" Mitteilung für ein „Mißverständnis", aber die Bemerkungen, die dieser Erklärung hinzugefügt wurden, bewiesen, daß damit nur die Form der Mitteilung gemeint war. Es wurde in Abrede gestellt, daß Herr v. Normann seine Äußerungen gegenüber den Führern der andern Blockparteien im offiziellen Auftrage der Fraktion getan und somit eine förmliche Kündigung der Beziehungen zum Block ausgesprochen habe. Was aber bei dieser Gelegenheit in der konservativen Presse zur Sache bemerkt wurde, war im Grunde viel schlimmer, als was Herr Bassermann der Presse übermittelt hatte. Denn es wurde dadurch bestätigt, daß die Konservativen in der Tat die Reichsfinanzreform nach ihren Parteiwünschen mit Hilfe des Zentrums durchzudrücken hoffen und damit auch den verbündeten Regierungen ihren Parteiwillen aufzwingen wollen.

Eine weitere Bestätigung dieses Standpunkts ergab sich aus den Ausführungen des offiziellen konservativen Parteiorgans, der Konservativen Korrespondenz, die den intransigenten Standpunkt der Fraktion noch einmal festlegte. Dann wurde mit Bezug auf die Ziele der Fraktion trocken erklärt: „Sie kann diese Ziele auch nicht aufgeben, weil es einzelnen Teilen der Blockgemeinschaft nicht gefällt, ihnen Rechnung zu tragen, wenn jene Gemeinschaft nicht zu einer Gefährdung des öffentlichen Wohls und zu einer Entrechtung unsrer Partei führen soll." Das war also ein deutliches Non possumus, dem sich der weitere Hinweis anschloß, daß die Partei freie Hand haben müsse, unter allen zur Betätigung an einem großen nationalen Werke bereiten bürgerlichen Parteien zu wählen. Im Schlußsatz wurde als „der der Blockbildung seinerzeit zugrunde gelegte richtige Gedanke" bezeichnet, daß die einseitige Vorherrschaft einer Partei — sei es früher des Zentrums, so jetzt der

Freisinnigen — verhütet werden und die nationalen Interessen unbedingt sichergestellt werden sollten. Daraufhin wurde die Meinung ausgesprochen, der Block könne auch weiter eine gesunde Wirksamkeit entfalten, da, „wo er hingehört". Ob diese Ausführungen nun gerade so beruhigend wirken konnten, daß dem Aufsatz der Konservativen Korrespondenz die Überschrift „Ruhig Blut!" gegeben werden konnte, darf wohl mindestens als sehr zweifelhaft erscheinen.

Die Parteikorrespondenz gab ihre Ausführungen als eine Absage an die Liberalen; in Wahrheit war es eine Absage an die verbündeten Regierungen. Insofern kann man der Korrespondenz des Bundes der Landwirte wenigstens die Anerkennung der Offenheit nicht versagen, wenn sie schrieb, Fürst Bülow, der sich die Grabschrift eines agrarischen Reichskanzlers mit vollem Recht wünschen konnte, verdiene eine ganz andre Grabschrift, nämlich die folgende: „Es war dies ein Kanzler, welcher für die Sozialdemokratie die erste bahnbrechende Kerbe in die durch völkische Tradition geheiligten Bande engster Familiengemeinschaft im deutschen Bauernstande schlug!" Das ist zwar demagogische Niedertracht in Reinkultur und durch nichts unterschieden von der sozialdemokratischen Hetzmethode, aber es zeigt wenigstens, wohin der Stoß geführt wird. Es war von Wichtigkeit, daß gerade in diesem Augenblick über die Stellung der verbündeten Regierungen zu dem sogenannten Finanzkompromiß, dem die Kreuzzeitung bezeichnenderweise dieser Tage das Epitheton „berüchtigt" gab, kein Zweifel gelassen wurde. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erschien eine halbamtliche Kundgebung, die wir ihrer Bedeutung wegen hier im Wortlaut wiedergeben möchten:

„Die Regierungen halten daran fest, daß der Bedarf an neuen Einnahmen nicht nur durch die Besteuerung von Genußmitteln, die dem Massenverbrauch unterliegen, sondern auch durch eine allgemeine Belastung des Besitzes aufgebracht werde. Sie lehnen es ab, diese Besitzbelastung in der Hauptsache durch Matrikularbeiträge oder sonst in einer Weise geschehen zu lassen, welche die für die eignen Aufgaben der Bundesstaaten unentbehrlichen Steuerquellen (Einkommensteuer, Vermögenssteuer) angreift. In der Erweiterung der Erbschaftssteuer erblicken sie nach wie vor die zweckmäßigste Form der Besitzbelastung. Sie vertrauen darauf, daß es gelingen wird, auf der Grundlage ihres Programms in gemeinsamer Arbeit mit dem Reichstage der Finanznot des Reiches ohne Zeitverlust Abhilfe zu schaffen."

Diese Erklärung vermeidet zwar jede unnötige Schroffheit gegenüber etwaigen Wünschen des Reichstags und öffnet jeder Verständigung das Tor, aber ihre völlige Unvereinbarkeit mit der parteioffiziösen Erklärung der Konservativen steht außer Zweifel. Denn diese legt „das Schwergewicht der aufzubringenden Steuern auf die indirekte Besteuerung" und hält daneben „eine ergänzende Besteuerung des Besitzes" allerdings für „zulässig", aber eben nur für zulässig, und das mit dem ausdrücklichen Zusatz: „auf dem Wege durch die Einzelstaaten". Mit andern Worten: die Besitzbelastung soll in der Hauptsache durch Matrikularbeiträge geschehen, und das ist gerade das, was die verbündeten Regierungen mit vollem Recht ablehnen. Und ferner bleiben die Konservativen bei einer ablehnenden Haltung hinsichtlich der Erbschaftssteuer.

Die außerordentliche Schwierigkeit, einen Ausweg aus dieser Krisis zu finden, liegt auf der Hand, besonders weil die Dinge auf einen Punkt gekommen sind, wo das Aufeinanderplatzen der sachlichen Gegensätze auch die Leidenschaften erregt und die Gefahr hervorruft, daß die Möglichkeit der Verständigung auch da verbaut wird, wo sie jetzt noch besteht. Gefährdet ist durch die neuste Wendung nicht nur die Reichsfinanzreform, sondern auch die Blockpolitik im allgemeinen. Über die Frage, wie weit sich das beides deckt, besteht schon die erste Meinungsverschiedenheit.

Die Konservativen meinen, der Block brauche nicht zugrunde zu gehn, wenn die Finanzreform ganz oder teilweise durch andre Kombinationen bürgerlicher Parteien zustande käme. Der Block soll die Vorherrschaft einer bestimmten Partei — früher des Zentrums, jetzt der Freisinnigen — verhindern und die Durchführung nationaler Aufgaben sicherstellen: das könne auch künftig noch geschehen. So ungefähr wurde die konservative Auffassung erläutert. Das hat die erregte Gegenfrage hervorgerufen, ob denn etwa die Reichsfinanzreform keine nationale Aufgabe sei. So ist die konservative Erklärung aber wohl nicht zu verstehen. Der Schwerpunkt liegt in dem Begriff der „Sicherstellung". Die Konservativen meinen, wie es scheint, nationale Aufgaben könnten durch beliebige Mehrheiten der bürgerlichen Parteien gelöst werden; nur wenn sie gefährdet seien, dann sollten die Blockparteien die zuverlässige Phalanx bilden, die sich über die Durchführung zu einigen hätte. Damit steht auch im Zusammenhang, was über die Verhinderung der Vorherrschaft einer einzelnen Partei gesagt wird. Danach sieht man den Block überhaupt als eine bewegliche Kombination verschiedner, beliebiger bürgerlicher Parteien an, die verhindern soll, daß die Konservativen in irgendeiner Frage in die Minderheit geraten; denn das ist doch der Sinn der Sache mit etwas andern Worten ausgedrückt. Daß dies nicht etwa eine unberechtigte Umdeutung der konservativen Erklärung ist, wird man erkennen, wenn man sich klar macht, daß sich die Konservativen gegen die Vorherrschaft einer bestimmten Partei wohl schwerlich wehren würden, wenn diese Partei die konservative selbst wäre. Die Vorherrschaft andrer Parteien aber wird nur dann unbequem, wenn sie mit den Konservativen nicht in der Mehrheit zusammengehn.

Wir bezweifeln nun sehr, daß diese ganze Auffassung von der Blockpolitik die der Mehrheit der nationalen Wähler von 1907 gewesen ist. Kann man wirklich glauben, daß die Aussicht auf eine grundsatzlose Geschäftspolitik von Fall zu Fall mit wechselnden Mehrheiten innerhalb der bürgerlichen Parteien die Wähler bei den letzten Reichstagswahlen zu jenem deutlich erkennbaren und gar nicht zu bestreitenden Aufschwung vermocht hätte, der nicht nur die Kreise der urteilsfähigen Gebildeten, sondern auch die mehr ihrem Instinkte folgenden Massen der sich aus dem sozialdemokratischen Bann herausarbeitenden Männer aus dem Volke erfaßt hatte? Für das, was die Konservativen heute meinen, hätte sich vor zwei Jahren keine Hand gerührt. Das glauben wohl ein paar Parteiführer und Berufspolitiker, die in den Parteibureaus und in den Sitzungszimmern der Parlamente ihre Unfehlbarkeit bespiegeln lassen, und ganz verbissene, einseitige Parteimänner mit ihrer abhängigen Gefolgschaft sprechen es ihnen nach. Sonst glaubt es kein Mensch im Lande. Man wollte endlich aus der verbohrten Parteiwirtschaft heraus und wollte an die Begriffsbestimmung „National" einen andern Maßstab gelegt wissen. Nicht die zufällige Zustimmung zu einem als nützlich erkannten Gesetz sollte als nationale Betätigung gelten, sondern man fing an, zu fragen, ob die letzten Ziele einer Partei mit dem Wohle des Vaterlands verträglich seien. Und dabei kam man zu dem Schluß, daß Zentrum und Sozialdemokratie aus der Arbeit an nationalen Lebensfragen möglichst auszuschalten seien. Nicht als ob man daran zweifelte, daß die einzelnen Angehörigen dieser Parteien auf ihre Art ihr Vaterland ebenso liebten wie andre, oder glaubte, daß sie sich nicht in Einzelfällen auch gelegentlich nützlich betätigen könnten, sondern weil die Mehrheit der aus ihrer politischen Lethargie aufgerüttelten unabhängigen Wähler von der Schädlichkeit ihrer letzten Ziele überzeugt war. Und eben weil die entscheidende Stimmung der Wähler *gegen* ganz bestimmte Parteien — als ihrem innern Wesen und ihren letzten Zielen nach antinationale — gerichtet war, wurden auch alle *die* mitgerissen, die *für* bestimmte Parteien niemals zu haben gewesen wären. Man erinnere sich doch nur, wie weite Kreise unsrer Gebildeten schon seit

Jahrzehnten von dem Ekel an dem Parteitreiben erfaßt sind, wie gerade die besten Elemente unsers Volkes bis zur Vernachlässigung ihrer Staatsbürgerpflichten gehn, weil sie von der Engherzigkeit, der Heuchelei, der rücksichtslosen Interessenwirtschaft, dem Herumreiten auf alten Vorurteilen und veralteten, längst überwundnen Ideen, der Unfähigkeit, sich neuen Bedürfnissen anzupassen — allen diesen Zügen, die unsre Parteien kennzeichnen —, bis ins innerste Mark angewidert sind. Viele haben geglaubt, die alten Parteien ließen sich überhaupt vollständig beseitigen. Das ist nun freilich ein Irrtum, der auf einer Verkennung der eigentlichen Ursachen der Parteibildung und auf einer Unterschätzung der Macht des historisch gewordnen beruht. Aber es bleibt doch immer noch die Hoffnung auf eine großzügigere Entwicklung der Parteien, die die verschiednen Grundanschauungen nicht aufhebt, aber sie in zweite Linie rückt gegenüber einer stärkern Betonung der einigenden Momente. Die Blockpolitik schien die erste Verwirklichung dieser Hoffnung zu sein; sie konnte die Parteien, ohne deren Wesen zu berühren, zu großen, überzeugungskräftigen Prinzipien, zu größerer Würdigung der gemeinsamen Bedürfnisse aller Volkskreise erziehen. Nicht ein nebelhaftes Zusammenwirken irgendwelcher Parteien in irgendeinem Einzelfalle war das Ziel und der Wunsch der Blockwähler, sondern die Abwehr bestimmter, als schädlich erkannter Richtungen und die Unterordnung der Parteien, die sich zu diesem Zwecke dauernd zusammenschließen mußten, unter größere und weitere Gesichtspunkte, als sie bisher der Parteipolitik zugrunde gelegt worden waren. Jetzt wird uns nun durch die Konservativen der Beweis geliefert, daß nach zwei Jahren, in denen verheißungsvolle Anfänge der Entwicklung der alten Parteien zu neuem, fruchtbarem Leben begrüßt werden konnten, zu dem öden und blöden Parteijammer der frühern Zeiten zurückgekehrt werden soll. Nichts gelernt und nichts vergessen! das scheint das Kennzeichen unsrer Reichstagsfraktionen zu sein.

Man braucht sich die Lage nur genau zu vergegenwärtigen, um die Ungeheuerlichkeit der Anschauung zu erkennen, daß es gleichgiltig sei, von welchen Parteien die Reichsfinanzreform gemacht werde. Wer überhaupt aus dem alles verderbenden alten Parteigeist heraus will, für den ist die Blockpolitik etwas andres, als was sie nach der konservativen Erklärung sein soll; sie ist für ihn die Voraussetzung politischer Gesundung. Wer aber die Blockpolitik will, der muß auch wollen, daß ein großes gesetzgeberisches Werk, das eine Lebensfrage der deutschen Nation ist, nicht unter Umgehung dieser Politik mit Hilfe einer Partei zustande kommt, die in eben den Wahlen, denen der jetzige Reichstag seine Zusammensetzung verdankt, als der nationale Feind bezeichnet und erkannt wurde. Das alles liegt auf der Hand, und wenn nun die Lage einem einseitigen Fraktionsinteresse zuliebe umgedeutet werden soll, so müssen das alle die, die der Wahl des jetzigen Reichstags eigentlich die Richtung gegeben haben, geradezu als eine Verhöhnung auffassen. Jetzt ist vor allem zu wünschen, daß überall eine eifrige Agitationstätigkeit entfaltet wird, die den Wählern zum Bewußtsein bringt, was auf dem Spiele steht, sodaß auch die Abgeordneten erkennen, wohin sie ihre Fraktionspolitik geführt hat.

Vor einem Fehler muß man sich freilich dabei hüten, daß nämlich die ganze Erörterung darin stecken bleibt, daß sich die bisherigen Blockparteien gegenseitig die Schuld an der verfahrnen Lage zuschieben. Wir bekämpfen den Standpunkt der konservativen Fraktion, die durch ihre Unterwerfung unter die Fuchtel des Bundes der Landwirte und durch ihre ganze Auffassung von der Blockpolitik die jetzige Schwierigkeit unmittelbar veranlaßt hat. Aber der allein Schuldige ist sie nicht. Wahrscheinlich wäre das alles nicht so weit gekommen, wenn die Nationalliberalen von Anfang an die Bedeutung ihrer Stellung besser begriffen und nicht durch ihr Schielen nach dem Wohlwollen der Agrarier, durch ihr hilfloses Schwanken zwischen halber Opposition und halber Zustimmung, durch ihre zweideutige Stellung zur

Nachlaßsteuer und ihr unüberlegtes Festhalten an der Reichsvermögenssteuer alles verdorben hätten, anstatt entschlossen auf der Grundlage des Regierungsentwurfs — natürlich unter Vorbehalt der Entscheidung in Einzelheiten — die Führung zu übernehmen und innerhalb des Blocks der wirklich ehrliche Makler zu sein.

Den Freisinnigen gebührt in dieser Frage immerhin der Ruhm, wirkliche Opfer an alten, überlebten, auf den vorliegenden Fall nicht passenden Prinzipien gebracht zu haben. Sie haben wenigstens redliche Anläufe genommen, allerlei unnützen Kram aus der Parteirumpelkammer auszuräumen. Aber die Art, wie sie die Steuerentwürfe der Regierung im einzelnen behandelt haben, bürdet ihnen ebenfalls einen erheblichen Teil der Schuld an der Verwirrung auf. Gerade weil wir die Konservativen scharf tadeln müssen, dürfen wir auch nicht verschweigen, daß die Behauptungen freisinniger Zeitungen über die Behandlung der Branntweinsteuer durchaus irreführend sind. Wenn es den Liberalen so sehr darauf ankam, die sogenannte Liebesgabe zu beseitigen, so konnten sie gerechterweise die Vorlage der Regierung über die Monopolisierung des Zwischenhandels ruhig annehmen, die tatsächlich allen Seiten gerecht wurde. Wenn sie auf der Aufrechterhaltung der Verbrauchssteuer bestanden, so durften sie sich nicht wundern, daß die starke Vertretung landwirtschaftlicher Interessen, für die die Aufrechterhaltung der Kontingentierung eine Lebensfrage ist, alles daran setzte, um gegenüber der starken Erhöhung der Steuer zu retten, was zu retten war. Hierin nur unberechtigten Eigennutz zu sehen, ist nicht gerechtfertigt. Es stimmt doch nicht ganz, auf der einen Seite nur Egoismus, auf der andern nur opferbereiten Edelmut zu sehen. Soll doch noch etwas vernünftiges zustandekommen, so wird man sich vor Augen halten müssen, daß es bei der sachlichen Prüfung der Einzelfragen für jede Partei ohne Ausnahme Punkte gibt, an denen sich ihr Eigensinn die Zähne ausbeißen kann, wo also dem gegenseitigen Nachgeben noch ein weiter Spielraum gelassen ist.

Eine erfreuliche Erscheinung ist wenigstens aus den Reichstagsverhandlungen der letzten Woche zu verzeichnen. Der Reichstag erteilte auf den Lärm, der im englischen Unterhause wegen der Flottenfrage vollführt wurde, die einzig richtige Antwort, indem er den Titel des Marineetats — es ist der Titel „Gehalt des Staatssekretärs", an den in der Regel eine Generaldebatte über die zu entscheidenden Fragen des Ressorts geknüpft wird — und ebenso auch alle mit der Durchführung des Flottengesetzes zusammenhängenden Titel ohne Debatte annahm. Das war würdig und deutlich ohne Herausforderung. Und es war um so erfreulicher, als die Budgetkommission kurz vorher Spuren von Nervosität gezeigt und den Staatssekretär von Schoen zu einer recht überflüssigen Erklärung über die diplomatischen Vorgänge zwischen England und Deutschland bezüglich der Flottenfrage veranlaßt hatte.

Die auswärtige Lage hat sich nun kurz vor Toresschluß zum Frieden gewandt. Zunächst hatte England erkannt, daß es die Dinge so nicht weitergehn lassen konnte, ohne daß Rußland einen Rückzug anzutreten gezwungen war, der nicht zum Vorteil der Triple-Entente gereichen konnte. Sir Edward Grey bemühte sich nun auf das eifrigste, mit Baron Aehrenthal eine Formel zu vereinbaren, die von den Mächten Serbien als Wortlaut einer nach Wien zu richtenden Note empfohlen werden sollte. Diese Bemühungen schienen anfangs nicht zum Ziele zu führen, bis Baron Aehrenthal selbst eine Formel vorschlug, die nach einigem Zögern von Sir Edward Grey angenommen wurde. Schon einige Zeit vorher hatte die deutsche Regierung bei der russischen in Petersburg angeregt, ob nicht die Mitteilung Österreich-Ungarns über den Abschluß des Abkommens mit der Türkei zum Anlaß genommen werden könnte, um in einer Antwort darauf die Annexion Bosniens als vollendete Tatsache anzuerkennen. Damit wurde eine Form gefunden, die als goldne Brücke für den Rückzug Iswolskis dienen konnte.

Eine Zeit lang schien es, als ob Rußland, das sich im Prinzip schon freundlich über diesen Vorschlag ausgesprochen hatte, noch abwarten wollte, wie sich die andern Mächte der Triple-Entente verhalten würden. Aber Englands Anstrengungen in Wien und die Erkenntnis, daß ferneres Zögern die Sache nur erst recht zu einem Triumph der Dreibundmächte gestalten müsse, beseitigten das letzte Schwanken. Rußland erkannte also die Annexion Bosniens an, und nun brach auch das Gebäude der serbischen Hoffnungen endgiltig zusammen. Der Weg zum Frieden wurde frei. Jetzt werden die Mächte gemeinschaftlich — natürlich mit Ausnahme Österreich-Ungarns — in Belgrad Vorstellungen erheben und jene Note vorschlagen, die Serbien nach Wien richten soll. Da Österreich-Ungarn sich schon vorher damit einverstanden erklärt hat, so ist der Konflikt tatsächlich beigelegt. Dadurch ist ein eigentümliches Zwischenspiel bedeutungslos geworden, das sich an die russische Anerkennung der Annexion Bosniens anschloß. England und Frankreich machten nämlich Schwierigkeiten, diese Anerkennung auch ihrerseits sogleich auszusprechen. Aber diese Bedenken haben keine Folgen gehabt und können nach dem jetzigen Stande der Dinge schon als abgetan gelten. Der Zusammenbruch der serbischen Kriegspartei wird auch durch die Verzichtleistung des serbischen Kronprinzen auf die Thronfolge gekennzeichnet. Man darf diesen Akt nicht überschätzen, aber ein Symptom ist er jedenfalls, sei es, daß sich die Kriegspartei wirklich vorläufig als überwunden betrachtet, sei es, daß der Wortführer des Kriegslärms verschwinden will, um später sagen zu können, daß er die nationale Demütigung nicht mitgemacht habe. Wie sich die Sache auch verhalten mag, die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen scheint zurzeit einmal wieder beseitigt.

Schaffen und Schauen. Ein Führer ins Leben. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner, 1909. 2 Bände. Ein inhaltreiches Buch! Es spricht, um nur einiges herauszugreifen, im ersten Bande („Von deutscher Art und Arbeit") vom deutschen Land, Volk und Reich, von Volkswirtschaft und Staat, von den verschiednen Berufsarten; im zweiten („Des Menschen Sein und Werden") von des Menschen Entstehung, Körper und Seele, von geistiger Kultur, Wissenschaft und Kunst, Religion und Lebensführung. Diese Vielseitigkeit aber ist nicht Oberflächlichkeit; das Buch, weit entfernt, ein Nachschlagebuch des gesamten Wissens oder dessen, was heute zur Bildung gehört, zu sein, will uns vielmehr in das innere Wesen der Dinge hineinsehen lassen, uns vor allem die Ursachen und Zusammenhänge aufzeigen. So sehen wir die Wirkung der Landschaft auf die politische Gestaltung, die Grundlagen des Deutschen Reiches, die Entwicklung von Technik, Handel, Presse usw.; hören von den ersten Anfängen des Menschen, von seiner Stellung zur Natur und von der Entwicklung seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Im Kapitel über geistige Kultur wird erwiesen, daß alles, was wir heute als wahre Kultur bezeichnen, auf den drei Säulen Antike, Christentum und Volkstum ruht. Ein andres, genußreiches Kapitel führt uns durch die ganze Entwicklung der Kunst hindurch, von ihrem ersten Ausdruck in den Liedern der Wilden und ihrer Freude an Schmuck und schönen Waffen bis zur neunten Symphonie Beethovens und den Tondramen Wagners und bis zu den Bildern eines Dürer, Thoma und Böcklin. In diesem Zusammenhang aber wird zugleich mit dem Leser eindringlich geredet über die Mißstände und Unschönheiten unsrer heutigen Haus- und Zimmereinrichtungen, wo alles mehr auf Schein und Prunk als auf geschmackvolle Einfachheit und Zweckmäßigkeit hinziele. Zur Kunst rechnet der Verfasser auch die Pflege einer harmonischen Ausbildung des Körpers, eine gute Sprechweise und, nicht zum mindesten, die Gestaltung der Kleidung nach zweckmäßigen und ästhetischen Grundsätzen. Gegenüber dem hohlen Zeremoniell, das jetzt so oft — selbst im Familienleben — Platz greift und der Tod alles wahren innern

Lebens ist, wird in dem Kapitel „Lebensführung“ eine Vereinfachung und Verinnerlichung im Verkehr mit dem Nächsten erstrebt. So steht das ganze Buch unter dem Zeichen der echten Kultur, was unter anderm auch aus der Wertschätzung des „Kunstwarts“, der Schriften Naumanns und der Betonung der Körperpflege in der Schule gegenüber der einseitig geistigen Arbeit hervorgeht.

Eine Reihe von Gelehrten hat miteinander dieses Buch geschaffen, aber es ist ihnen gelungen, alle Beiträge auf einen Ton zu stimmen. Das Ganze ist geschrieben in der Nachfolge und im Sinne Goethes, dessen Türmerlied auch das Leitwort des zweiten Teils geworden ist, und wer immer eine Freude an kernhaften Sprüchen hat, der findet eine reiche Auswahl des Wertvollsten aus den Werken eines Goethe, Luther, Schleiermacher, Kant, Fichte u. a. m.

„Schaffen und Schauen“ heißt das Buch: es will uns schauen lehren die Größe der Natur und des schaffenden Menschengeistes, und zum fröhlichen Schaffen selbst will es uns anleiten; „ein Führer ins Leben“ will es sein. Sein Endzweck ist, alles in allem genommen, die Persönlichkeits- und Charakterbildung.

Die Ausstattung des Werkes ist, wie sich beim Teubnerschen Verlag von selbst versteht, musterhaft und von geschmackvoller Eigenart.

So wird das Buch der heranwachsenden Jugend ein lieber Freund und treuer Berater sein. Möchten sich recht viele von ihm leiten lassen! L.

Herbstblätter. Hans Thoma, der badische Maler und deutsche Meister, der jetzt im siebzigsten Jahre steht, hat in dem letztvergangnen Jahrzehnt öfter auch schriftstellerisch und als Redner das Wort ergriffen. Der Verlag der Süddeutschen Monatshefte (München) gibt diese Gedankenschnitzereien, Gemütsstrahlen und Erinnerungsbänder des Künstlers jetzt gesammelt heraus unter dem Titel „Im Herbste des Lebens“. Das ist ein ganz selten liebes, verständiges, treues Buch geworden: weite, frohe Weltansicht und inniges Haften am Rechten sind darin ebenso persönlich verbunden wie in Thomas Bildern. Den gewandten Literaten mag einiges etwas linkisch anmuten — wie vielleicht auch wieder manchmal auf einem Bilde Thomas —, dafür steht Thoma eine so urwüchsige Redeweise zu Gebote, eine manchmal an Lessing erinnernde Gedankenschärfe und so viel Schalkhaftigkeit und Güte, daß Mann und Weib, alte und jüngere, an seinen Worten hängen. Eine feine Natur, die ihre Reaktionen auf das Leben gewissenstreu beobachtet und verwaltet, spricht zu uns, ein Geist, der die Schwierigkeiten der Umwelt in einfache Bilder fassen und sie dadurch innerlich überwinden gelernt hat, nicht ohne teutonischen Grimm und Witz, aber vor allem mit der reifen Milde eines guten Christenherzens. Das Buch besteht aus vier Teilen: Selbstbiographischem, Kunstbekenntnissen, Reden und schließlich Aphoristischem, wozu wir die etwas langschnörkelnden Verse mit rechnen wollen. Es ist viel hübscher, als der Leser aus dieser Anzeige erraten kann; Thoma hat ihm auch einige sinnvolle Zeichnungen mitgegeben. Es kostet 5 Mark.

Von seinem ersten römischen Aufenthalt erzählt Thoma unter anderm: „Ein deutscher Maler, mit dem ich oft verkehrte, war H. Ludwig, der sich in sehr beachtenswerter Weise mit der Theorie und Praxis der Ölmalerei beschäftigte, der auch den Traktat des Leonardo da Vinci übersetzt hat. Es war einer von denen, bei dem man was lernen konnte — und besonders angesichts der guten alten Bilder klärten mich seine Bestrebungen über viel Technisches auf.“ Von diesem Heinrich Ludwig hat der Verlag von J. H. Ed. Heitz (Straßburg) kürzlich „Schriften zur Kunst und Kunstwissenschaft“ aus dem Nachlaß herausgegeben, als 80. Heft der Studien zur deutschen Kunstgeschichte. K. W.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Britiſche Reformen zur Beruhigung Indiens

Im Juni 1907 (Heft 23 der Grenzboten) haben wir den damaligen Stand der Selbſtändigkeitsbewegung in Indien geſchildert. Wir haben gezeigt, wie aus der immerhin vorhandnen aber doch anſcheinend ganz bedeutungsloſen Unzufriedenheit der Inder mit der britiſchen Herrſchaft durch den Sieg der Japaner über die gefürchteten Ruſſen eine von törichten Hoffnungen getragne, aber doch leidenſchaftliche und zuverſichtliche Bewegung gegen die Fremdherrſchaft geworden war. Immer nachhaltiger verlangte man „Indien für die Inder“. Das europäiſche Mutterland, deſſen Obergewalt man einſtweilen nicht beanſtandete, ſollte ſeiner großen, von 300 Millionen Seelen bewohnten indiſchen Kolonie dieſelben Rechte und Freiheiten gewähren wie ſeinen Europäerkolonien. Dieſe erfreuen ſich in allen innern Angelegenheiten einer vollkommnen Selbſtverwaltung, die bis zum Recht der Erhebung von Schutzzöllen gegen engliſche Waren geht. Die Unterſchiede, die daraus hervorgehen, daß erſtens eben die Europäerkolonien von einer Bevölkerung britiſchen Stammes bewohnt werden, an deren treuem britiſchem Patriotismus gar nicht zu zweifeln iſt, und daß ſie zweitens auch gar nicht die Macht haben, ſich vom Mutterlande loszureißen, leuchten ſelbſtverſtändlich den Indern nicht ein. Sie, oder wenigſtens die an der Spitze ſtehenden Kreiſe, fühlen ſich befähigt, die Zügel der Herrſchaft ſelbſt in die Hand zu nehmen. Was Japan an parlamentariſchen Einrichtungen hat leiſten können, deſſen fühlen auch ſie ſich fähig. Sie verkennen völlig die Bedeutung der uralten nationalen und religiöſen Einigung Japans, während Indien aus vielen Raſſen beſteht, die keine einheitliche Sprache reden, und die in zwei große und viele kleine, alle von Feindſchaft beſeelte Religionsgemeinſchaften zerfallen. Was den Sieg Japans über Rußland anlangt, ſo meinen ſie, Indien könne ähnliches vollbringen, weil es ſechsmal ſo ſtark an Volkskraft ſei wie Japan, während England nur ein Drittel der Volkskraft des beſiegten Rußlands habe. Folglich ſtünden ihre Ausſichten achtzehnmal beſſer

als 1904 die Japans. Auch das ist kindlich, denn es beruht auf der Verkennung der wichtigen Tatsachen, daß die ausnehmend kriegerischen Japaner ein vortrefflich organisiertes und bewaffnetes starkes Heer hatten, das unter der gewohnten Leitung eines beliebten Fürsten stand, während Indien kein eignes, nationales Heer hat und über Kriegswaffen eigentlich nur die Engländer verfügen — und die im Dienste der europäischen Herrscher stehenden Eingebornentruppen.

Dieses eine Wort regt jedoch schon einen Zweifel an. Werden die indischen Soldaten treu bleiben? Noch ist nicht das kleinste Zeichen des Gegenteils hervorgetreten. Immerhin wird England mit der größten Klugheit seines landesherrlichen Amtes walten müssen, wenn es nicht wieder ähnlich trübe Erfahrungen machen will wie im Jahre 1857. Der Geist der Unzufriedenheit, die Neigung zur Vorbereitung einer spätern Selbständigkeit hat seit zwei Jahren Fortschritte gemacht, deren Bedeutung in England nicht verkannt wird. Neue Besorgnisse sind entstanden. Erörterungen über geeignete Mittel zur Beschwörung der Gefahr sind in aller Munde, die Zeitungen widmen sich der Sache. Im Oberhause hat der Staatssekretär für Indien am 17. Dezember 1908 ein ausgreifendes Reformprogramm entwickelt, mit dem er bei beiden Parteien viel Anerkennung geerntet hat.

Das Mittel, das die Unzufriednen anwenden, um den Engländern zu schaden, ist das der anarchistischen Gewalttat. Wirkliche Aufstandsversuche kommen für absehbare Zeit noch nicht in Frage. Ihre Aussichtslosigkeit sehen auch die Verschwörer ein. Aber mit Bomben, Revolvern, vielleicht auch eines Tages mit der schon in grauer Vorzeit üblichen Verschwörerwaffe, dem Dolch, hoffen sie den Landesherren Furcht einzujagen und die eignen Landsleute in ihrem Fanatismus zu stärken und anzuspornen. Mordanschläge gegen hohe englische Beamte und Militärs sind schon in großer Zahl gemacht worden. Noch keiner von ihnen hat das ausersehene Opfer wirklich getötet. Schwer verwundet wurde der erste der Bedrohten, C. B. Allen, Bezirkshauptmann von Dakka in Bengalen, im Dezember 1907. Dieses Attentat leitete die Wendung der Dinge in der Richtung des Terrorismus ein. Die Mörder suchten ihn zu erschießen; sie vollbrachten ihre Schandtat nur zur Hälfte. Ein andrer hoher Beamter, Mr. Kingsford, war von den Verschwörern zum Tode bestimmt worden. Die Mörder erkannten seinen Wagen und schleuderten Bomben, die den Wagen und seine Insassen in Stücke zerrissen. Aber statt des ausersehenen Opfers saßen Mrs. Kennedy und ihre Tochter darin, zwei ganz harmlose Frauen. Mehrere Anschläge auf Mr. Hume, den Staatsanwalt in Kalkutta, gelangten zur Ausführung, wenn auch nicht ans Ziel. Sir Andrew Frazer, einer der höchsten Beamten des Landes, wird seit lange verfolgt. So sind sogar Bomben gegen den Eisenbahnzug geschleudert worden, in dem er sich befand; wenn nicht die Explosion fehlgegangen wäre, so hätte sie Frazer und viele andre Reisende und das Zugpersonal mit ins Unglück gerissen.

Mehr „Glück“ haben die Verbrecher gehabt, indem sie sich gegen eingeborne Beamte in englischem Dienst gewandt haben. In Alipur bei Kalkutta wurde im August 1908 eine Verschwörung entdeckt. Die Schuldigen wurden verhaftet, und mitten im Gefängnis wurde einer von ihnen, der zum Verräter geworden war, ermordet. Im Februar kam dieses Verbrechen zur gerichtlichen Verhandlung. Während der Tagung des Gerichts erschien ein Eingeborner namens Gose im Zuschauerraum und schoß den eingebornen Staatsanwalt Asutosch Biswas nieder. Im Verhör bekannte der Mörder, daß er für zwanzig Rupien und einen Revolver gedungen worden war, die Tat zu begehen. Er wurde sofort abgeurteilt und hingerichtet. Auf ein vollständiges Verzeichnis der terroristischen Schandtaten muß hier natürlich verzichtet werden.

Die Bewegung hat ihren Hauptsitz in Bengalen, und zwar in der vornehmlich von Hindus bewohnten Westhälfte, die besonders verbittert ist, weil man die vorzugsweise von Mohammedanern bewohnte Osthälfte als eine besondre Provinz abgetrennt hat. Diese Maßregel hatte ihren Ursprung schon in der gefährlichen Haltung der Hindubevölkerung in Kalkutta und vielen heiligen Stätten der Anhänger der brahmanischen Religion am Ganges. Aber der böse Geist ist durchaus nicht auf Bengalen beschränkt. In vielen Teilen des weiten Landes treten Anzeichen zutage; im Maharattenlande sowie im Pendschab, fern im Westen, sind sie so häufig, daß man dort eine zweite Hauptstätte vermuten muß. Die eigentlichen Träger sind die Angehörigen der obersten Hindukaste, der Brahminen, und auch wohl der zweiten Kaste, der Soldaten. Die Brahminen sind längst nicht mehr ausschließlich die weltabgeschiednen Priester, die sich auf das immer von neuem wiederholte und in letzter Linie doch unfruchtbare Durchstudieren der Veden und andrer altertümlicher Religionsschriften beschränken. Sie haben natürlich schon des Volkes wegen noch heute den Tempeldienst und die Opfer und die Zeremonien, die ihnen vieltausendjährige Herkommen auferlegt. Aber sie sind auch dem vom menschlichen Standpunkt durchaus zu rühmenden Drängen der Engländer nach Beteiligung an neuzeitlicher Wissenschaft zugänglich gewesen. Unter solcher Einwirkung hat das geistige Leben in Indien einen wesentlich andern Charakter angenommen, und immer mehr wirkt es auf alle übrigen Lebensbeziehungen zurück.

Das muß man stets im Sinne behalten, um die sich vollziehenden wichtigen Umgestaltungen zu würdigen. England hat sich damit um Indien unsterbliche Verdienste errungen, zugleich aber auch die Gefahr für seine eigne Herrschaft selbst heraufbeschworen. Schon 1781 hat es zu Benares eine Hochschule für die Hindus errichtet, bestimmt zur Belehrung ihrer Studenten in den Gesetzen, der Literatur und der Religion, also noch ohne Hinlenkung auf europäische Wissenschaft. Im Jahre 1782 schuf Warren Hastings für seine eigne Rechnung ein ähnliches Institut in Kalkutta für die Anhänger des Propheten. Nicht mit Elementarschulen fing man an, sondern mit Akademien. Jene überließ man den Priester-

kollegien der beiden Religionsgemeinschaften, wodurch sie einen unermeßlichen Einfluß behielten. Ein gewisser Streit, wie weit man die Bildung spezifisch englisch werden lassen und wie weit man sie auf nationaler Grundlage erhalten solle, ist immer lebendig geblieben. Der Nationalismus ist jedoch nicht zu kurz gekommen. Im Jahre 1823 wurde die Hochschule zu Agra, 1824 die Sanskritakademie in Kalkutta, 1835 die Medizinalschule in Kalkutta geschaffen. 1857, während des Aufstandes, wurden die drei Universitäten von Kalkutta, Madras und Bombay gegründet, wozu später noch Lahore kam. Sie sind nicht vollständig Lehranstalten in unserm Sinne, sondern teilweise nur Prüfungsanstalten. Die Zahl der Studenten betrug 1903 8543. Seit einem Vierteljahrhundert hat England auch für die Volksschulen viel getan. Die Entwicklung des gesamten Schulwesens geht aus folgenden Zahlen hervor:

1857/58	2000	Schulen mit		200000	Schülern
1874/78	66202	„	„	1877942	„
1890/91	138350	„	„	3698361	„
1901/02	148380	„	„	4520093	„

Das Lehrziel ist freilich sehr bescheiden, denn trotz dieser hohen Zahlen zählte man 1901 nur 15,7 Millionen Personen, die des Lesens und Schreibens kundig waren, d. h. fünf vom Hundert der Bevölkerung. Die Aufwendungen dafür belaufen sich auf 100 Millionen Mark jährlich. Nicht in der Volksbildung, die trotz der Schulen noch sehr dürftig bleibt, liegt der Schwerpunkt, sondern in der Hochschulerziehung. Die Studenten der indischen Universitäten bleiben wohl meist auf dem für Indien ausreichenden geistigen Stande. In wachsender Anzahl kamen sie aber auch dahin, das, was sie in Kalkutta oder Bombay gelernt hatten, in Europa zu vervollständigen. Die Regierung förderte den Besuch englischer Universitäten, und sogar nach Paris, Berlin, Wien kamen viele von ihnen, teils auf eigne Hand, teils mit Staatsbeihilfe. Die Schicht solcher europäisch geschulter Intelligenzen mußte natürlich dünn sein. Sie reichte aus, den Engländern manchen tüchtigen Mann als treuergebnes Mittelglied zwischen ihnen und den Beherrschten zuzuführen. Aber noch weit größer scheint die Zahl derer zu sein, in denen die Höhe der europäischen Kultur die Neigung erweckt hat, den ungeheuern indischen Rohstoff zu einer eignen nationalen Bildung und zu eignem nationalem Leben umzuschmieden.

Von der größten Bedeutung ist dabei, daß die Brahminenkaste, die alte Trägerin der Gelehrsamkeit, auch hauptsächlich die Adepten der europäischen Bildung liefert. Gerade sie fühlt in sich den Herrscherberuf, den sie sich von jeher zugeschrieben hat; sie sieht, wie die Engländer ihn durchführen, und sie meint, mit den gleichen Hilfsmitteln auch die gleichen Ziele erreichen zu können. Dabei kommt in ihr der Kastendünkel hauptsächlich zum Ausdruck, er macht sie als die erste Kaste zum unversöhnlichsten Gegner des Islams, der keine Kasten kennt und deshalb die Parias den Brahminen gleich macht. Natürlich stimmen

nicht alle Brahminen überein; viele haben sich als Stütze der englischen Herrschaft erwiesen. Wahre Bildung kann sich nicht verhehlen, was England für sie getan hat. Den fremden Herren verdankt Indien, was es in der Vergangenheit niemals gekannt hat: den innern und äußern Frieden, eine gerechte Verwaltung, unbestechliche Gerichte, Unterricht, eine beispiellose wirtschaftliche Entwicklung, einen großartigen Verkehr durch Eisenbahnen, Landstraßen, Kanäle, auch Meliorationen durch Ent- und Bewässerung. Käme es unter den heutigen Kulturzuständen zu einer Unabhängigkeit, so wären die gebildeten Elemente der Eingebornen viel zu spärlich, das riesige Volk angemessen regieren zu können. Barbarei und orientalisches Gewaltherrschertum kämen wieder empor. Die Gefahr, daß aufs neue fremde Eroberer kämen, wäre sehr groß. Man mag an Rußland, an Japan denken. Die unzufriednen Inder stellen sich Japan als Retter vor; sollten sie nicht einst empfinden müssen, daß, wer als Befreier kommt, leicht als Herr im Lande bleibt? Ging es doch einst Süditalien mit den Normannen ebenso.

Das Verschwörertum hat wohl seinen Hauptsitz in unreifen Elementen, in Studenten und andrer Jugend. Aber ganz sicher sind auch erfahrne, geistig hochstehende Elemente dabei. Nicht als Verschwörer — sie werden sich hüten, das zu zeigen —, wohl aber als fanatische Oppositionelle kennt man Advokaten, Redakteure, hohe Tempelpriester. Die Engländer glauben, daß gerade die Häupter der Verschwörung gar nicht in Indien leben, sondern in Paris, in Newyork und selbst in London. Fremde Mächte liefern keine Anarchisten an England aus, weil dieses keine Gegenseitigkeit gewährt; daher können die politischen Verbrecher ruhig im Auslande leben. In England haben sie auch nichts zu fürchten, solange sie die sehr weitgehenden individuellen Rechte nicht verscherzen. Es ist also sehr schwierig, ihrer habhaft zu werden.

Über das System und die Organisation der Verschwörung ist nur wenig bekannt geworden.

Die Times nimmt an, daß von den jährlich mehr als zweihundert indischen Studenten, die auf ausländische Bildungsanstalten gehen, die große Mehrzahl den Einflüssen des Geheimbundes zugänglich ist. Jedes Mittel, diese Jugend zu begeistern, jeder Einfluß raffinierter Intriganten wird angewandt, um sie für das große Ziel der Abschüttlung der englischen Herrschaft zu gewinnen. Das wenigste, was die Jünglinge tun, ist, daß sie aufrührerische Versammlungen besuchen, den wilden Agitationsreden zujubeln und alles Englische zurückweisen lernen. Man gewöhnt sie an das Zahlen von Kassenbeiträgen. Manche Leiter der Bewegung verfügen über ansehnlichen Reichtum, von dem sie bei der Jugend nicht vergeblich Gebrauch machen. So breitet sich dann das ansteckende Gift nach allen Seiten aus. Geheimbünde werden begründet, und einige wenige Studenten werden auch in höhere Geheimnisse eingeweiht. Deutlich ist erkennbar, wie der Rassenhaß gegen die Engländer gepredigt wird. „Es ist keine Wühlerei, sofern sie nur mit der persönlichen

Sicherheit der Ausübenden vereinbar ist, die die Schlauheit, Bosheit und der wahnsinnige Stolz der Beteiligten an die Hand geben könnte, oder die der Fanatismus einer heißblütigen, irregeleiteten Jugend ausführen könnte, die nicht angewandt würde, um die englische Herrschaft in Indien schlecht zu machen. Glücklicherweise weist der gesunde Sinn der Vernünftigen diese anarchistische Propaganda zurück; aber eine boshafte Verschwörung, die so manche der elterlichen Zucht entfremdete und im Menschengewühl von London oder Paris verlorne Jünglinge in ihre Netze lockt und sie zu geschwornen Feinden Englands macht, bildet ein häßliches Geschwür an dem politischen Leben Indiens. Sie erfordert die wachsamste und sicherste Behandlung sowohl durch die englischen wie durch die indischen Behörden."

Aus Dakka, Ostbengalen, werden der Times unterm 15. Februar einige Einzelheiten aus dem Treiben der geheimen Gesellschaften mitgeteilt: „Auf Grund des neuen Gesetzes wurden neuerlich in dieser Provinz vier wichtige Organisationen »Nationaler Freiwilliger« für gesetzwidrig erklärt. Dadurch sind sie aber nur in geheime Gesellschaften umgewandelt worden; man glaubt wenigstens nicht, daß sie wirklich eingegangen sind. Verbindungen dieser Art haben sich strahlenförmig nach allen Seiten ausgebreitet. Die Dakkagesellschaft allein zählt mehrere tausend Mitglieder, fast nur Brahminen und Angehörige andrer hoher Kasten, während Mohammedaner gänzlich fehlen. Beweise für die Verbindung mit den Anarchisten von Kalkutta sind in Menge vorhanden. Die Verbindungen sind nach russischem Vorbilde geschaffen. Sie zerlegen sich in drei Kreise. Nur der engste ist wirklich tätig; er liefert das Material für die Anarchisten. Gefundne Listen haben ergeben, daß in jedem Dorfe ein Mann vorhanden ist, der tätigen Beistand gewähren kann und soll. Man behauptet immer, daß die erst vor wenigen Jahren vollzogne Teilung Bengalens die anarchistische Bewegung hervorgerufen habe; hier hat sich die erstaunliche Tatsache ergeben, daß die Gesellschaften weit älter waren. Gelegentlich werden Dörfer geplündert oder Räubereien ausgeführt, um die Geldmittel herbeizuschaffen; auch leistet man der Verwaltung auf Schritt und Tritt Hindernisse — sonst geben die Geheimbünde kein Lebenszeichen von sich. Unbestreitbar werden sie von der großen Menge der Angehörigen hoher Hindukasten geliebt, während sich wenige Leute auf seiten der Regierung finden. Eine ernste Augenblicksgefahr bilden die Gesellschaften noch nicht. Nicht, was sie sind, rechtfertigt die Besorgnisse, wohl aber, was sie in unruhigen Zeiten werden können. Ihr Spürdienst ist unbestreitbar weit besser als der der Polizei. Man verlangt hier (in Dakka) nicht mehr eingeborne Geheimpolizisten, sondern eine Anzahl europäischer Polizeibeamten. Militärische Vorkehrungen fordert man nicht."

Es ist sehr richtig, daß diese Geheimbünde, die die Volksempfindungen auf ihrer Seite haben, in unruhigen Zeiten eine ernste Bedrohung werden können. Man braucht nur einmal an die Möglichkeit eines Krieges zu denken,

um Gespenster erscheinen zu sehen. Für uns als Zuschauer ziemt es sich nicht, sie heraufzubeschwören. Aber kaum kann man sich bezwingen, nicht zugleich einen Blick auf Irland zu werfen, wo unmittelbar unter der gesetz- und schwertbewaffneten Hand Englands die offenbarste Wühlerei zur Lösung der Verbindung mit England betrieben wird, und wo Boykott, Viehwegtreiben, Ruhestörungen und agrarische Mordtaten an der Tagesordnung sind. Macaulays Wort, daß man von der Stärke Englands immer die Irlands abziehen müsse, anstatt sie hinzuzuziehen, gilt noch heute. Man kann England nur wünschen, daß dasselbe nicht einst von Indien gesagt wird.

Von einem nationalen Boykott ist im allgemeinen weit öfter geredet worden, als daß wirkliche Gefahr aus ihm hervorgegangen wäre. So von dem polnischen gegen deutsche, von dem chinesischen gegen amerikanische Waren. Es pflegt nicht lange zu dauern, so überzeugen sich die Käufer, daß sie sich in ihr eigen Fleisch schneiden, wenn sie aus politischen Gründen Waren über Preis bezahlen. Von ernster Bedeutung ist bis jetzt nur der Boykott der türkischen Kai- und Hafenarbeiter gegen die österreichischen Schiffe und Waren geworden. Wir wollen uns hüten, dem indischen Boykott gegen englische Waren im voraus Bedeutung beizulegen. Aber verzeichnet werden muß er. Unter dem Namen Swadeschi oder Swaradsch hat sich 1908 eine schutzzöllnerische Bewegung aufgetan, die ihren lebenbringenden Odem aus dem oppositionellen Haß des indischen Anarchismus erhalten hat. Man sucht wohl die kolonialen Schutzzollgesinnungen damit zu verbinden, mit den Ideen des „großbritannischen Zollvereins" hat sie nichts zu tun. Diese richten sich gegen die fremden Waren, um die einheimischen einschließlich derer des Mutterlandes zu begünstigen. Den Indern kommt es gerade auf die Schädigung der Einfuhr aus England an. Soweit der Boykott überhaupt angewandt wird, erfahren die fremden Waren eher eine freundliche Bevorzugung vor den englischen. Dagegen vermischen sich mit dem Swadeschi die rein schutzzöllnerischen Bestrebungen. Man sucht gegen England dadurch Stimmung zu machen, daß man behauptet, das Mutterland richte durch seine billigen Waren die Kolonie zugrunde. Indien müsse für Zinsen, für Ruhegehälter an Beamte, Offiziere, Soldaten 200 Millionen Rupien (250 Millionen Mark) bezahlen. Dabei wird vergessen, daß sehr große englische Kapitalien ins Land geströmt sind, aus denen Eisenbahnen, Fabriken usw. bezahlt und ferner die Kosten der Verwaltung und Sicherheit bestritten worden sind. Aber derartige Berichtigungen predigt man vergeblich einer armen Bevölkerung, in deren Augen der Reichtum an die fremden Herrscher geknüpft zu sein scheint. Agitatoren reden ihr vor, die Engländer sögen das Land aus, ihnen sei es zuzuschreiben, daß selbst in guten Erntejahren auf den Kopf der Bevölkerung nur ein Ertrag von 17 Rupien ($21\frac{1}{4}$ Mark) falle. Sie hätten die Pest, die Cholera, die Hungersnot ins Land gebracht. Die Wahrheit ist, daß Indien den ersten ernstlichen Kampf gegen ansteckende Krankheiten der neuen Wissenschaft und den Engländern verdankt. Wie alt ist denn

die Hygiene in den besten Kulturländern Europas? Und wie schwer ist sie hier noch durchzuführen, namentlich in den ärmern Gegenden! Im Orient ist der Schmutz und sind die gesundheitschädlichen Gebräuche der Eingebornen, die religiösen Vorurteile gegen die gesundheitspolizeilichen Maßregeln viel größer. Indien ist zwar stellenweise von einer überschwenglichen Fruchtbarkeit, aber sehr große Teile sind auch völlig wüste oder doch ganz armselig. Der Bodenreichtum gilt im Durchschnitt nicht für größer als der Irlands. In Indien leben aber 61,4 Einwohner auf dem Quadratkilometer, in Irland nur 51,9, und doch ist auch dieses sehr arm. Dabei sind die Inder meist von geringer körperlicher Leistungsfähigkeit, namentlich in Bengalen. Die gelegentliche Hungersnot ist eine Folge der so außerordentlich schwankenden Ernteerträgnisse, ein Schicksal, das Indien mit Südrußland teilt. Wenn der Monsum ausbleibt, dann verdorren fruchtbare Gegenden vollständig; dann gibt es keine Ernte und für die nächste Ernte kein Saatkorn, dann stirbt das Milchvieh, und man hat für die nächste Ernte kein Arbeits- und kein Zuchtvieh. Diese Geißel hat Indien immer ertragen müssen. England hat sich ungemein angestrengt, um sie zu bewältigen. Seine Erfolge sind unvollständig gewesen, aber man muß bedenken, daß es sich um ein Volk handelt, das beinahe siebenmal so zahlreich ist wie das britische in Europa. Die Swadeschibewegung wird die Sache nicht bessern, sondern das Übel nur vergrößern.

Die gegenwärtige liberale englische Regierung erhält in ihren Maßregeln zur Bewältigung der indischen Gefahr eine sehr weitgehende Unterstützung von der in der Opposition befindlichen konservativen Partei, während sich auf dem linken Flügel der Regierungspartei die Radikalen zum Teil von den Schlagworten der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit leiten lassen. Einer ihrer Führer hat sich nach kurzem Besuche Indiens für ein indisches Parlament ausgesprochen. So weit will die Regierung nicht gehen. Sie hat als ihre Richtschnur aufgestellt: rasche und kräftige Unterdrückung jeglicher aufrührerischen Regung, Reformen, Heranziehung der Inder zum Geheimen Rat, aber dieser soll eine beratende Körperschaft ohne parlamentarische Rechte bleiben.

Mitte Dezember griff Lord Morley, der Staatssekretär für Indien im englischen Ministerium, gegen die Unruhestifter durch. Er erließ eine Verordnung, kraft deren die Polizei Leute, die unter dem Verdacht der Beteiligung an aufrührerischer oder anarchistischer Bewegung stünden, verhaften und an einen andern Ort bringen sollte. Ehe noch der Wortlaut veröffentlicht war, wurde schon mit vielen Angeschuldigten in der angegebnen Weise verfahren. Gerade die Häupter wurden gepackt. Zu ihnen gehörte Mitra, ein Brahmine von hohem priesterlichen Range, einer der gefeiertsten Redner Indiens, von dem die Opposition behauptet, er habe in seinem Blatte den Anarchismus und den Meuchelmord stets bekämpft; ferner Gutta, der Rektor der Universität von Barisal, der ersten in Indien. Das Volk verehrt ihn als einen Heiligen.

Die Opposition nennt ihn persönlich einen der maßvollsten Männer und Führer der gemäßigten Reformpartei. Im ganzen sind etwa zwanzig Leute dieser Art plötzlich verhaftet und nach einem entfernten Aufenthalt gebracht worden. Ob die Polizei nicht doch Beweise von größerer Schuld in Händen hat, bleibe dahingestellt.

Die Masse des Volkes ist ruhig geblieben, obgleich zu fürchten war, daß es in seinen religiösen Gefühlen verletzt wäre. Die oppositionellen Zeitungen sind natürlich tief gekränkt, aber sie hüten sich sorgfältig vor irgendwelchen Ausschreitungen. Trotzdem ist das bekannte Hetzblatt „Bande Mataram" unterdrückt, und seine Pressen sind in Beschlag genommen worden. Der Eindruck ist aber unbestritten ungünstig gewesen. Zu den oben erwähnten Mordtaten, soweit sie nachher vorgekommen sind, mag dieses Vorgehen noch angestachelt haben. Selbst die Gemäßigten hüten sich, irgendeinen Schritt zu tun, der wie eine Verteidigung der englischen Regierung aussehen könnte. Die Engländer beklagen sich bitter über den Mangel an Beistand.

Wenige Tage später brachte der Staatssekretär Lord Morley im Oberhause einen Gesetzentwurf über die Einführung indischer Reformen ein. Es lag schon ein älterer, in Indien von den hohen englischen Beamten ausgearbeiteter Entwurf vor. Diesen hat Lord Morley nicht benutzt, was ihm von der anglo-indischen Presse sehr verübelt worden ist. Er ist in seinen Vorschlägen weiter gegangen, aber unter dem lauten und oft wiederholten Beifall des Oberhauses sowie der konservativen wie auch der gemäßigt liberalen Presse hat sich der höchste Beamte stark verwahrt, als wolle er ein Parlament gewähren. Es besteht in Indien bisher ein Geheimer Rat, zusammengesetzt nur aus Europäern und nur zur Beratung bevollmächtigt. Diesen will der Staatssekretär wesentlich erweitern; er will auch Eingeborne hineinberufen; sogar durch die Wahl von Eingebornen sollen Eingeborne hineinkommen. Aber ein Mitbestimmungsrecht soll die Körperschaft so wenig erhalten wie zuvor. Sie soll in Zukunft bestehen aus:

dem Gouverneur von Bengalen (oder dem Pendschab, wenn die Versammlung in Simla tagt), dem Oberkommandierenden und den Mitgliedern des jetzt bestehenden ausführenden Rats	8
Hohe Provinzialbeamte	8
Ernannte Mitglieder; nicht mehr als 15 dürfen Beamte sein	18
Gewählte Mitglieder:	
a) durch die Provinzialräte und den obersten Rat der Zentralprovinzen	12
b) durch die Grundbesitzer von Madras, Bombay, Bengalen, Ostbengalen und Assam, den Vereinigten Provinzen, den Zentralprovinzen und dem Pendschab	7
c) durch die Mohammedaner dieser Provinzen	5
d) durch die Handelskammern von Kalkutta und Bombay	2
e) durch vorläufig vom Generalgouverneur zu ernennende Vertreter des indischen Handels	2
zusammen	62

Diesen tritt der Vizekönig als 63. Mitglied hinzu. Das Eingebornenelement bleibt also in jedem Fall in der Minderheit. Auch ist den Mohammedanern, die einen Ausschuß zum Staatssekretär gesandt hatten, noch nachträglich ein kleines Zugeständnis gemacht worden, es ändert den Charakter des neuen Geheimrats nicht nennenswert. Die Aufnahme des Vorschlags in Indien ist bei den Anglo-Indiern unvorteilhaft gewesen. Mohammedaner und Gemäßigte verhalten sich kühl; dagegen findet die Opposition neuen Stoff, Indien als schwer benachteiligt hinzustellen. In seiner Rede zur Begründung der Vorschläge am 17. Dezember sagte Lord Morley: „Wir haben nicht die Absicht, den Generalgouverneur in seinem Rat einer Beamtenmehrheit zu berauben. In den Provinzialräten können wir davon absehen, aber in dem Legislativen Rat des Vizekönigs sollte daran festgehalten werden, obgleich die indische Regierung in ihrer Depesche sagt: »Bei allen gewöhnlichen Anlässen sind wir bereit, von einer Beamtenmehrheit im Legislativen Rat abzusehen und uns auf den Gemeinsinn der Nichtbeamten zu verlassen.« Im buchstäblichen Sinne soll keine Wahl von Mitgliedern stattfinden. Was einer solchen am ersten nahekommen wird, ist die Ernennung durch den Vizekönig auf Grund einer Mehrheit von Abstimmenden in gewissen öffentlichen Körperschaften.“ „Wir wollen die Legislativen Räte der Provinzen (auch diese sollen nach Morleys Plan erweitert werden) mit dem Recht der Verhandlung über öffentliche Angelegenheiten und der Fassung von Resolutionen und Empfehlungen. Die Regierung wird solche mit aller Sorgfalt erwägen.“

Das sind etwas spitzfindige Unterschiede, besonders für das Auge eines Ausländers. Aber auch der Inder wird nur ein paar Hauptsachen herausnehmen und das andre als nebensächlich ansehen. Er wird sich sagen: erstens besteht der neue Geheime Rat in seiner Mehrheit aus Europäern; zweitens werden sowohl diese wie in letzter Linie auch die nur die Minderheit bildenden Inder direkt oder indirekt von der Regierung ernannt; drittens kann der Geheime Rat wohl Beschlüsse fassen, aber die Regierung braucht sich nicht an ihn zu kehren. Was bleibt da von der ganzen Reform übrig?

Allerdings kommt nichts heraus, was einer Volksvertretung gliche. Aber wenn man auch die Enttäuschung und das schadenfrohe Frohlocken der Umstürzler sehr wohl begreifen kann, wird man doch auf der andern Seite mit den Engländern sagen: Indien kann froh sein, daß es zum erstenmal eine Art von Parlament gewinnt, wo seine öffentlichen Angelegenheiten öffentlich verhandelt werden, und wo besonnene Volksfreunde ihre Stimme erheben können. Wie lange ist es denn her, daß die meisten europäischen Völker die Schaffung einer solchen repräsentativen Rednertribüne als einen großen Gewinn angesehen hätten! In Rußland gab es derartiges noch vor fünf Jahren nicht; in Preußen vor zweiundsechzig Jahren noch nicht. Es kommt auf das Volk an, was es aus diesen Anfängen zu machen versteht. Zurzeit kann von einer Reife der Inder für parlamentarisches Wesen noch gar keine Rede sein.

Die Unbildung der Massen ist ungeheuerlich. Ihre religiösen Vorurteile machen sie zu Schäflein am Leitseil der wenigen Gebildeten, und selbst diese sind nicht sicher, ob sie nicht bei der ersten besten Aufwallung des religiösen oder sozialen oder nationalen Fanatismus weggeschwemmt werden, falls die jetzt so starke Hand des englischen Regiments geschwächt oder gar gelähmt werden sollte. Man wird doch nicht umhin können, den Stimmen der Anglo-Indier Gewicht beizumessen. Sie leben unter dem Volke, dem nun die ersten Anfänge parlamentarischen Wesens verliehen werden sollen. Soweit ihre Stimme bis zu uns gelangt ist, sind sie einmütig darin, daß nicht allein von einer Erweiterung der Rechte keine Rede sein dürfe, sondern schon das Dargebotne einen unheilvollen Einfluß haben werde.

Mag man nun dieses letzte auch als das herkömmliche Wehegeschrei jeder Klasse ansehen, die etwas hergeben soll: die Prüfung hat die Reform jedenfalls noch vor sich. Diese besteht in dem Einfluß auf das indische Volk. Der Schritt ist im Dezember durch die schon damals beunruhigende Ausdehnung des Anarchismus veranlaßt worden. Zwei Monate waren vergangen, als Mitte Februar die neuen Attentate und Mordtaten vorkamen. Bis dahin hätte doch die gebildete Schicht, in deren Mitte der Anarchismus hauptsächlich emporwuchert, Zeit gehabt, den unzweifelhaft vorhandnen guten Willen Englands auf sich wirken zu lassen. Wenn man auch nicht gerade ein sofortiges Erlöschen der Verschwörung hätte erwarten dürfen, so wären — falls überhaupt auf günstige Folgen zu rechnen gewesen wäre — doch wohl unzweideutige Anzeichen der Zufriedenheit in gemäßigten Kreisen hervorgetreten. Was davon zuerst gemeldet wurde, erwies sich als nicht stichhaltig. Und jetzt ist alles vorüber, die Stimmung nicht besser als vorher. Niemand denkt, daß Indien am Vorabend eines Aufstandes steht. Die Leiter der Bewegung kennen die Macht Englands zu gut, als daß sie sich auf so etwas einließen. Aber indischer Fanatismus ist unberechenbar. Religiöse Ekstase trieb noch vor wenig Jahrzehnten die Hindus in Masse vor den Wagen des Dschaggarnath, von dessen Rädern sich zermalmen zu lassen als der glückseligste Tod galt; erst die Engländer haben das verhindert. Der religiöse Kern ist auch in der jetzigen Bewegung greifbar genug. Die Stellung des Brahminentums im Mittelpunkt der ganzen Verschwörung bekundet es. Das ist nicht alles. Die Times vom 1. März 1909 sagt im Anschluß an den Bericht ihres indischen Korrespondenten: „Das Hindupantheon umfaßt viele Mächte, unter ihnen böse sowohl wie gute. Es ist wichtig, festzustellen, welches die Gottheiten sind, denen die Extremen und viele, die nicht als Extreme gelten wollen, ihre Verehrung in Verbindung mit der britenfeindlichen Bewegung darbringen. Kali, der schrecklichen Göttin des Todes und der Zerstörung, widmen sie ihre besondre Huldigung. In den Vorhöfen ihres großen Tempels zu Kalkutta haben die Wühler ihre hauptsächlichsten Versammlungen gehalten. Sie ist es, der der doppelsinnige Anruf »Bande Mataram« gilt. Keine geeignetere

Gottheit könnte als Beschützerin der Anarchisten gewählt werden. Nicht weniger bemerkenswert ist die Wiederbelebung des Kultus des Siwadschi und seine Ausbreitung bis Bengalen. Der Name des großen Maharattenoberers war für Generationen ein Name des Schreckens. Mit ihm scheuchte man die Kinder zu Bett. Von Poona, dem alten Zentrum maharattischer Größe, wird die umstürzlerische Bewegung jetzt angefeuert, und die Brahminen östlich vom Ganges machen diesen Kultus des westlichen Helden mit."

Am 11. März hat das Oberhaus die Reformbill Morleys mit geringen Abänderungen beschlossen. Nun kommt sie ans Unterhaus und dann — in das Stadium des praktischen Versuchs.

Die Reichsfinanzreform

Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel in Berlin

3

Der zweite Band des „Führers" bespricht im vierten Buch die Mittel und Wege der Steuerreform und in diesem zunächst im neunten Kapitel die Grundsätze der Steuerreform und damit das zentrale Problem der Einnahmeerhöhung.

Was die Aufbringung von 500 Millionen weiterer Beiträge zu den Lasten des Reichs anlangt, so ist in dem ursprünglichen Finanzprogramm der Reichsregierung der Grundsatz aufgestellt, daß diese Summe unter Befolgung der in der Finanzwissenschaft gewonnenen Lehren und der in der Geschichte gemachten Erfahrungen aufzubringen sei. Hiernach ist das Steuersystem auszugestalten unter den Prinzipien erstens und vor allem der Ergiebigkeit, sodann der Heranziehung aller Bevölkerungsschichten, weiter der Verteilung nach der Leistungsfähigkeit und endlich der Vermeidung von Belastungen, die die gesunde Entwicklung des volkswirtschaftlichen Organismus hemmen. „Ferner ist es geboten, auf die besondern Verhältnisse Deutschlands, wie sie sich geschichtlich gestaltet haben, Rücksicht zu nehmen. Jede finanzielle Regelung muß mit den bereits in den Einzelstaaten, Gemeinden, Kirchen und andern Selbstverwaltungskörpern ausgebildeten Steuersystemen rechnen."

In der vordersten Reihe bedurfte es der Heranziehung der allgemeinen Genußmittel: Branntwein, Bier, Wein und Tabak, weil sie allein die großen Summen aufzubringen vermögen, die zur Deckung des Fehlbetrages notwendig sind. Jeder große Staat hat auf diesen vier Produkten sein Steuersystem mit aufgebaut, nur Deutschland hat diese Quellen zu wenig ausgenutzt.

Neben dem Genuß muß auch der Besitz herangezogen werden, und zwar ist in dieser Beziehung in erster Linie die Nachlaßsteuer in Aussicht genommen.

Um den weitern Bedarf zu decken, sind aus der großen Fülle der Steuermöglichkeiten zwei Abgaben ausgewählt, die Gas- und Elektrizitäts- sowie eine Anzeigensteuer. Dagegen soll der Verkehr selbst von Steuerbelastungen verschont bleiben und auch von etwa vorhandnen befreit werden, um auf diese Weise durch Erhöhung des Umsatzes die zur Bestreitung der Steuern notwendigen Überschüsse der Privatwirtschaften leichter hervorbringen zu können.

Es wurde auf Grund der dargelegten Erwägungen dem Reichstage vorgeschlagen, den oben auf 500 Millionen im Minimum berechneten Mehrbedarf auf folgende Weise aufzubringen. Es sollen gewonnen werden

aus	Branntwein	100	Millionen Mark
„	Tabak	77	„ „
„	Bier	100	„ „
„	Wein	20	„ „
„	Erbschaften insgesamt	92	„ „
„	Elektrizität und Gas	50	„ „
„	Anzeigen	33	„ „

Diese Summe reicht immer noch nicht aus, den oben festgestellten Mehrbedarf zu decken. Deshalb ist vorgeschlagen worden, zur Aufbringung des noch fehlenden Restes die bisher mit 40 Pfennigen auf den Kopf der Bevölkerung zur Erhebung gelangenden Matrikularbeiträge zu verdoppeln, sodaß daraus noch weitere 24 bis 25 Millionen Mark gewonnen werden würden.

Die Vorschläge gehn demnach dahin, daß neu aufgebracht werden durch Belastung von Gebrauch und Verkehr rund 380 Millionen, während durch die Beseitigung vorhandner Abgaben eine Entlastung von 56 Millionen stattfindet, der Verbrauch und Verkehr zusammen also mit 324 Millionen belastet würden, während der Besitz im ganzen $92 + 25 = 117$ Millionen aufzubringen hätte. Es handelt sich demgemäß bei den neu geforderten Beträgen um eine Nettosumme von nicht 500, sondern von 441 Millionen, von denen der Besitz etwa zwei Siebentel aufbringen soll. Da nach dem bisherigen Verhältnis die direkten Abgaben den etwas größern Teil der gesamten Abgaben im Deutschen Reiche ausmachen, so würde durch eine derartige Parität das gesamte Abgabensystem der Parität zwischen direkten und indirekten Abgaben nahe bleiben.

Im zehnten Kapitel werden dann die einzelnen Steuervorschläge, so wie sie die Regierung beigebracht hat, mit einigen Kommentaren ohne ausdrückliche Stellungnahme wiedergegeben. Es wird dabei bemerkt, daß nicht jeder der Mitarbeiter an dem „Führer" zu diesem Programm gleichmäßig Stellung zu nehmen bereit ist. Es erschien aber doch nützlich, die mit viel Material ausführlich begründeten Vorlagen der Regierung, von denen bisher Auszüge nur in der Presse und in Fachzeitschriften gegeben sind, an einer allgemein zugänglichen und dauernd benutzbaren Stelle im Zusammenhange darzustellen. Im einzelnen werden besprochen: Branntwein, Bier, Wein, Tabak, Elektrizität und Gas, Anzeigen und die Erbschaftsabgaben. Von den zuletzt genannten wird zunächst

behandelt: die Nachlaßsteuer, die den Ausbau der Erbschaftsbesteuerung durch Entziehung der Ehegatten und Abkömmlinge als Ausgleich zur Besteuerung des Konsums bezweckt. Es wird hierbei darauf hingewiesen, daß in dieser Ausdehnung eine Abgabe vom Nachlasse oder Erbanfalle in England, Frankreich, Österreich-Ungarn, Italien, Griechenland, Spanien, Portugal, Niederlande, Belgien, in den meisten Kantonen der Schweiz, in Rußland und Bulgarien, in den nordischen Königreichen, ebenso in den meisten Staaten Nord-, Mittel- und Südamerikas und in Japan bestehn. Die einzige Ausnahme bildet, abgesehn von Serbien, einzelnen schweizerischen Kantonen und einigen Staaten der Nordamerikanischen Union, die Erbschaftssteuergesetzgebung des Reichs. Eine kleine Anzahl Bundesstaaten hat wenigstens für ihre Gebiete von dem ihnen vorbehaltnen Recht der Besteuerung der Ehegatten und Abkömmlinge Gebrauch gemacht.

Ferner werden unter dieser Rubrik behandelt: die Wehrsteuer, bei der die Erhebung einer Abgabe von 1,5 vom Hundert der Nachlasse der Personen vorgesehn ist, die nicht den nach den Militärgesetzen vorgeschriebnen aktiven Dienst geleistet haben, dann das Erbrecht des Staates und Änderungen des Erbschaftssteuergesetzes. Schließlich werden im elften Kapitel gangbare und ungangbare Wege der Steuerreform besprochen.

Das fünfte Buch läßt sich dann über die Zukunftsaussichten der Reichsfinanzreformen aus und schildert zunächst die Situation beim Scheitern der Finanzreform. Alle die Schäden, die im ersten Teil des „Führers" besprochen sind, würden mit erneuter Schärfe hervortreten. Der Zustand würde insofern noch wesentlich verschlimmert, als ein Scheitern der Finanzreform unausbleiblich den Kredit des Reichs aufs schärfste beeinflussen würde. Die nächste Folge des Fortbestandes zerrütteter Finanzen des Reichs wäre die finanzielle Zerrüttung der Einzelstaaten. Ein Defizit von mehreren hundert Millionen Mark, als Matrikularbeiträge verteilt, bedeutet nichts weiter als deren finanziellen Ruin. Wie die Dinge liegen, ist es tatsächlich ganz ausgeschlossen, daß insbesondre die kleinern Staaten diese Summen aufzubringen vermöchten. Vor allem aber würde das Scheitern der mit großen Mühen und Anstrengungen unternommnen Reform dem Ansehn des Deutschen Reichs nach außen einen Stoß versetzen, wie es wohl seit Jahrzehnten keinen erlitten hat. Darüber darf man sich keinem Zweifel hingeben, daß die einzige wirkliche tatsächliche Gefährdung des Friedens bei einem Mißlingen des Reformwerkes zu erwarten ist.

Die Zukunftsaufgaben der Reichsfinanzreform sind teils formeller teils materieller Natur. Als jene werden bezeichnet: größere Klarheit im Etat, Neuregelung des Rechnungswesens und die Stellung der Reichsfinanzverwaltung, insbesondre nach der Richtung, daß dem Amte des Reichsschatzsekretärs eine entsprechende Kompetenz zuwachsen müsse, wie in Preußen dem Finanzminister zusteht. Alle finanzielle Punkte einschließenden Handlungen und Erwägungen der Reichsbehörden werden nicht mehr ohne Zustimmung und Anteilnahme des

Staatssäckelbewahrers ausgeführt werden dürfen. Zu den materiellen Aufgaben gehören: die Vereinfachung des Steuersystems, die Aufnahme der Anleihen lediglich zu werbenden Zwecken, Ordnung im öffentlichen Anleihewesen und Abgrenzung der Kompetenzkreise der öffentlichen Körperschaften. In letzter Beziehung wird es allerdings der Schaffung neuer Organe und Organismen bedürfen, die der Eigenart und den berechtigten Eigentümlichkeiten der Bundesstaaten Rechnung tragen. Auf der Tagung der Steuer- und Wirtschaftsreformer zum Beispiel ist der Vorschlag gemacht worden, entsprechend den österreichischen Delegationen für die Finanzgebarung ein wenigstens beratendes Organ zu schaffen, worin die Mitglieder der Finanzkommission des Reichstags mit Vertretern der bundesstaatlichen Legislativen gemeinsam die Lösung allgemeiner Finanzfragen erörtern.

„Es ließe sich vielleicht eine Zentralinstanz mit parlamentarischem Einschlag schaffen, der — neben der Rechnungskammer, der durchgreifende Wirkung versagt ist — das Recht der Prüfung der finanziellen Geschäfte der Reichsverwaltungen gewährt wird, und die auf die Abstellung überflüssiger Ausgaben und die Ersetzung bureaukratischer Schablone durch kaufmännische Methoden hinwirken würde." (Bankier Max M. Warburg in dem Aufsatze „Zur Reichsfinanzreform", Bankarchiv, XVII. Jahrg., Nr. 6.) Auch hier muß aber das Ergebnis werden: eine allmähliche Ausgleichung des Abgaben- und Finanzwesens im einigen Deutschen Reich, eine möglichst gute Ausnutzung der wirtschaftlichen Hilfsmittel und eine Aufbringung des Bedarfs mit einem Mindestmaß von Aufwand und Druck.

Im vierzehnten Kapitel werden die Reichsfinanzbehörden geschildert, und zwar zunächst das Reichsschatzamt und seine Dienststellen, nämlich die Reichshauptkasse, die Verwaltung des Reichskriegsschatzes, die Reichsaufsicht in Zoll- und Steuersachen, das Zoll- und Steuerrechnungsbureau, das Münzmetalldepot des Reiches, die Kaiserliche Technische Prüfungsstelle, die Reichskommission für die Stettiner und die Mainz-Kasteller Festungsgrundstücke zu Stettin und Mainz. Dann werden die sonstigen Reichsfinanzbehörden behandelt, die neben dem Reichsschatzamt, das die gesamten dem Reichskanzler übertragnen Geschäfte der Finanzverwaltung wahrzunehmen hat, für einen Kreis ihrer Geschäfte eine eigne unbedingte Verantwortlichkeit haben und insoweit den Anordnungen des Reichskanzlers nicht Folge zu leisten haben. Diese von der allgemeinen Finanzverwaltung getrennten und nicht zum Ressort des Reichsschatzamtes gehörenden Behörden sind die Reichsschuldenverwaltung, die Verwaltung des Reichsinvalidenfonds, die Reichsschuldenkommission und der Rechnungshof des Deutschen Reichs.

In Kapitel XV wird der Reichsetat behandelt, und zwar zunächst die Aufstellung des Etats. Als Grundsätze für diesen werden bezeichnet die gesetzliche Grundlage der Artikel 69 und 71 Absatz 1 der Reichsverfassung, die Form des Gesetzes, die Einheitlichkeit, das heißt die Zusammenfassung

aller Verwaltungszweige, das Etatsnotgesetz, die Indemnität und die Vollständigkeit, das Brutto- oder Nettoprinzip und die Komptabilität. Diese bezeichnet die Summen der Grundsätze, wodurch die Details des Etats und des damit verbundnen Zahlungs-, Kassen-, Rechnungs- und Kontrollwesens geregelt werden; sie beruhen, abgesehen von einigen Spezialbestimmungen, die gesetzlich festgelegt sind, und zwar in Form von Bemerkungen zu einzelnen Etatspositionen in dem jedesmaligen Jahresetat, auf Usus und Herkommen in der Praxis.

Was die Form des Etats angeht, so erscheint der Reichshaushaltsetat mit Denkschrift und Spezialetats als Anlagen; voran steht ihm das Gesetz betreffend die Feststellung des Reichshaushaltsetats für das Rechnungsjahr..... In diesem und im Reichshaushaltsetat, dem sogenannten Hauptetat, sind die Ausgaben den Einnahmen vorangestellt, wodurch der Grundsatz zum Ausdruck kommt, daß sich bei einer öffentlichen Gemeinschaft im Gegensatz zur privaten Einzelwirtschaft die Einnahmen nach der Höhe des notwendigen Bedarfs zu richten haben. Bei den Spezialetats stehn die Einnahmen vor den Ausgaben. Die Etats balancieren in Ausgabe und Einnahme.

Für den Hauptetat hat sich im Reiche eine bestimmte systematische Gruppierung — technisch Filiation genannt — herausgebildet. Man unterscheidet hierin die horizontale und die vertikale Einteilung. Das Schema für dieses, für das der Voranschlag für 1909 zum Muster dienen möge, ist folgendes:

a) Ordentlicher Etat.

Ausgabe. a. Fortdauernde Ausgaben. I. Bundesrat; II. Reichstag; III. Reichskanzler und Reichskanzlei; IV. Auswärtiges Amt; V. Reichsamt des Innern; VI. Verwaltung des Reichsheeres; VI. a. Reichsmilitärgericht; VII. Verwaltung der Kaiserlichen Marine; VIII. Reichsjustizamt; IX. Reichsschatzamt; IX. a. Reichskolonialamt; X. Reichseisenbahnamt; XI. Reichsschuld; XII. Rechnungshof; XIII. Allgemeiner Pensionsfonds; XIV. Reichsinvalidenfonds; XV. Reichspost- und Telegraphenverwaltung; XVI. Reichsdruckerei; XVII. Reichseisenbahnverwaltung. b. Einmalige Ausgaben. Einteilung in Verwaltungszweige wie bei a, nur nicht in ganz gleicher Reihenfolge. Einnahmen. I. Zölle, Steuern und Gebühren; II. Abfindungen (Aversa) für Zölle und Steuern; III. Reichspost- und Telegraphenverwaltung; IV. Reichsdruckerei; V. Reichseisenbahnverwaltung; VI. Bankwesen; VII. verschiedne Verwaltungseinnahmen; VIII. aus dem Reichsinvalidenfonds; IX. zum Ausgleich für die nicht allen Bundesstaaten gemeinsamen Einnahmen; X. Matrikularbeiträge; XI. von den Bundesstaaten an gestundeten Matrikularbeiträgen für 1906.

b) Außerordentlicher Etat.

Ausgaben. I. Auswärtiges Amt; II. Reichsamt des Innern; III. Verwaltung des Reichsheeres; IV. Verwaltung der Kaiserlichen Marine; V. Reichskolonialamt; VI. Reichspost- und Telegraphenverwaltung; VII. Reichseisenbahn-

verwaltung. Einnahmen. I. Rückzahlungen und Tilgungsraten aus der Verwendung der Fonds zur Förderung und Herstellung geeigneter Kleinwohnungen für Arbeiter und gering besoldete Beamte in Betrieben und Verwaltungen des Reichs (Kap. 2 Tit. I der Ausgaben des außerordentlichen Etats); II. Erlöse aus dem Verkauf von freiwerdenden Festungsgrundstücken und Festungsbaulichkeiten; III. aus Anlaß der Expedition nach Ostasien; IV. Rückerstattungen auf die aus dem Reichsfestungsbaufonds geleisteten Vorschüsse; V. von dem Schutzgebiete Togo zur Tilgung des Reichsdarlehns fünfte Rate; VI. Tilgungsrate der Verwaltung der Reichseisenbahnen; VII. Tilgungsrate der Reichspost- und Telegraphenverwaltung; VIII. zur Verminderung der Reichsschuld aus den Mitteln des ordentlichen Etats; IX. aus der Anleihe.

Es stehn daher im allgemeinen die einzelnen Reichsverwaltungen den Betriebsverwaltungen (Post, Telegraphie, Reichsdruckerei, Eisenbahnen) voran. Als Grundsatz ist im übrigen aufzustellen, daß die Ausgaben des Ordinariums aus laufenden Mitteln, einschließlich Matrikularbeiträgen, die des Extraordinariums aus den außerordentlichen Einnahmen einschließlich Anleihen zu decken sind.

Die vertikale Einteilung des Etats erhellt aus dem nachfolgenden Schema:

Kapitel	Titel	Ausgabe oder Einnahme	Betrag für das Rechnungsjahr Mark	Im Etat für das Vorjahr sind eingesetzt Mark	mithin für ..... mehr	mithin für ..... weniger	Erläuterungen

Nachdem des weitern der Geschäftsgang bei dem Zustandekommen des Etats besprochen worden ist, wird die Ausführung des Etats erörtert, insbesondre die Wirkungen des Etatsgesetzes mit den verschiednen Abweichungen vom Etat und das Zahlungs-, Kassen- und Rechnungswesen. Das sechzehnte Kapitel geht dann auf die Rechtskontrolle und Entlastung der Verwaltung über und behandelt unter der erstern wiederum im einzelnen die Verwaltungskontrolle durch den „Rechnungshof des Deutschen Reichs“ und die Verfassungskontrolle durch den Bundesrat und Reichstag, die durch den Rechnungshof vorbereitet wird, der seine Revisionsarbeit zugleich für die Verfassungs- und Verwaltungskontrolle leistet.

Das siebente Buch Anhang 2 enthält internationale Finanzvergleiche, allerdings unter Hinweis auf die Schwierigkeiten, die einwandfreien Vergleichungen solcher Art entgegenstehn. Insbesondre ist auf eine Vergleichung der sogenannten „unproduktiven Ausgaben“ für Militärwesen sowie für den Schuldendienst in den größern Staaten hinzuweisen, bei der Deutschland keineswegs

ungünstig fährt. Ein Vergleich für Deutschland, England und Frankreich ergibt (unter Hineinbeziehung der Militärpensionen) für 1906 das folgende:

	Heer und Flotte		Öffentliche Schuld		Zusammen	
	Millionen Mark	pro Kopf Mark	Millionen Mark	pro Kopf Mark	Millionen Mark	pro Kopf Mark
Deutsches Reich	1160,4	18,95	127,5	2,08	1288	21,03
Frankreich . . .	987,4	25,15	707,5	17,94	1695	43,09
England . . .	1262,7	29,23	581,4	13,45	1844	42,68

Hiernach hatte Frankreich an seinen Militärausgaben verhältnismäßig um 33 Prozent schwerer zu tragen, England um 54 Prozent! Die Gesamtausgabe für Militärwesen und öffentliche unproduktive Schuld zusammen aber war in Frankreich und England um mehr als 100 Prozent höher. Amerika steht, trotz seines so gut wie nicht vorhandnen Landheeres, unter Einrechnung der Militärpensionen Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung nahezu gleich.

Das wichtigste und folgenschwerste Problem innerhalb der internationalen Finanzstatistik ist die im XIX. Kapitel behandelte Feststellung der Steuerbelastung im einzelnen Lande. Gerade hier ergeben sich aber die größten Schwierigkeiten.

Die Berechnung der Steuerlast auf den Kopf gibt über die tatsächliche Belastung nur ein ungefähres Bild, denn sie berücksichtigt nicht den Anteil der Erwerbstätigen an der Gesamtbevölkerung und ebensowenig das Einkommen, aus dem doch die Steuern bezahlt werden müssen.

Etwas konkreter und genauer läßt sich das Bild noch zeichnen, wenn man einige Punkte, die der Vergleichung im Wege stehn, ausschaltet. Man muß bedenken, daß für die Steuerlast nicht die gesamte Bevölkerung, sondern im wesentlichen nur die erwerbstätige Bevölkerung im Alter von 15 bis 65 Jahren in Betracht kommt. Auf den Kopf dieser erwerbsfähigen Bevölkerung kommen nach einer Berechnung des Denkschriftenbandes

in Deutschland	79,90	Mark
„ Frankreich	125,75	„
„ Großbritannien	150,20	„
„ den Vereinigten Staaten von Amerika . . .	120,—	„

Dann ist weiter zu bedenken, daß die Steuern tatsächlich nicht von dem einzelnen, sondern von dem Haushalt entrichtet werden. Das ändert aber für eine Vergleichung so gut wie nichts. Denn in Deutschland kommen auf den Haushalt 4,7 Menschen, in Frankreich 4,5, in Großbritannien 4,6 und in den Vereinigten Staaten von Amerika 4,7, also überall ungefähr die gleiche Zahl.

Nun hat die Denkschrift noch einen weitern Versuch gemacht, nämlich die gesamte Steuerlast dem gesamten Volkseinkommen gegenüberzustellen, soweit dafür Schätzungen vorhanden sind. Sie legte dabei mit Hinsicht auf die bekanntesten vorhandnen Schätzungen ein Jahreseinkommen zugrunde

für Deutschland	von	30000	Millionen Mark
„ Frankreich	„	20000	„ „
„ Großbritannien	„	35000	„ „
„ die Vereinigten Staaten von Amerika .	„	60000	„ „

Dabei kann es sich natürlich nur um ganz ungefähre Schätzungen handeln. Nimmt man diese als richtig an, so würde sich als Verhältnis der gesamten Steuerlast zum Jahreseinkommen ergeben für Deutschland und die Vereinigten Staaten je 10 Prozent, für Großbritannien 11,8 Prozent, für Frankreich 16 Prozent.

Bei derartigen Vergleichungen muß man ferner in Rücksicht nehmen, daß sich die Anforderungen des Staates nicht in Steuern erschöpfen. Wenn zum Beispiel durch einen Schutzzoll eine allgemeine Verteuerung hervorgerufen wird, so bedeutet das für alle, die nicht Produzenten der betreffenden Ware sind, eine Belastung, was insbesondre in den Ländern mit hohen Lebensmittelzöllen eine wesentliche Rolle spielt. Es ist aber ganz unmöglich, einigermaßen exakt auszurechnen, wie viel dies in den einzelnen Ländern beträgt. Dasselbe gilt von obligatorischen Versicherungsbeträgen und andern aus der sozialen Gesetzgebung resultierenden allgemeinen Lasten. Endlich spielt noch eine Rolle dabei, ob die betreffenden Staaten große eigne Erwerbseinkünfte, insbesondre Eisenbahnen besitzen, aus denen sie erhebliche Überschüsse erzielen.

Bei allen solchen internationalen Vergleichen muß man also große Vorsicht walten lassen und immer in Betracht ziehn, was der Staat alles leistet, und wie reich er ist. Dann erst kann man aus der Belastung mit Steuern etwas folgern. Hält man alle diese Punkte zusammen, so ergibt sich immerhin, daß unter den großen Kulturländern Deutschland wohl das ist, das hauptsächlich infolge seiner großen Erwerbseinkünfte für das, was es leistet, die niedrigsten Steuern erhebt.

Im XX. Kapitel werden endlich angesichts des Charakters des deutschen Finanzwesens die Steuersysteme in den andern Bundesstaaten, die es in der Welt gibt, besprochen, um darzulegen, wie bei diesen das finanzielle Verhältnis zwischen den Bundesstaaten und den einzelnen Gliedstaaten gestellt ist. Es sind dies namentlich die Vereinigten Staaten von Amerika und die Schweiz, Kanada und süd- und mittelamerikanische Republiken. Der charakteristische Unterschied ist, daß alle Einheitsstaaten neben Zöllen und indirekten Steuern auch in mehr oder weniger ausgedehntem Maße direkte Steuern erheben, und daß einige zur Vergrößerung der Einnahmen staatliche Monopole eingeführt haben. Den lokalen Verwaltungskörpern sind in der Hauptsache nur Zuschläge zu den bestehenden staatlichen direkten Steuern überlassen; in den romanischen Ländern, zum Teil auch in Österreich, erheben diese außerdem noch Oktroiabgaben.

Zum Schluß gibt das inhaltsreiche Werk, das im besten Sinne des Wortes „ein Führer" ist, ein Verzeichnis neuerer Literatur zur Reichsfinanzreform.

Nietzſche noch einmal

Es hieße ſich zum Mitſchuldigen an der Überſchätzung Nietzſches machen, wollte man über den Zank der Nietzſchegelehrten über Bernoullis Werk berichten.*) Für einen Racheakt gegen Frau Förſter — einen ſolchen nennen es deren Mannen — wären die tauſend Seiten großen Formats doch wohl ein bißchen zu viel Arbeit. Mir hat die Lektüre des zweiten Bandes (der uns mit ſeinen ſchwarzen Rechtecken einmal zeigt, wie ein von der ruſſiſchen Zenſur zugerichtetes Buch ausſieht) das im 36. Heft ausgeſprochne Urteil beſtätigt. Das Werk verdient Dank, denn es befähigt auch ſolche, die Nietzſches Werke nicht geleſen haben, zu einem abſchließenden Urteil über ihn. Nietzſche wird ein wichtiger Gegenſtand der Betrachtung und Forſchung für alle Zeiten bleiben, denn er gibt faſt allen Kulturfragen der Gegenwart die ſchärfſte, eine mitunter übertrieben ſcharfe Formulierung — ohne eine einzige zu beantworten, weshalb er nicht Führer, ſondern nur lebendige Enzyklopädie ſein kann. Aber weil er die Fragen, Anſichten und Strömungen nicht als Gelehrter regiſtriert, ſondern erlebt und als Erlebniſſe mit leidenſchaftlicher Heftigkeit hervorſtößt und herausſprudelt, ja daran zugrunde geht, iſt er zugleich das intereſſanteſte pſychologiſche Phänomen: ein Saiteninſtrument von ſo feiner und ſtarker Reſonanz, daß kein Ton in der Kulturwelt erklingen kann, ohne daß es vernehmlich und mitunter ſchrill und kreiſchend mit erklingt. Ein andres Bild gebraucht er ſelbſt in einem Briefe an Peter Gaſt: „In Paris iſt eine Ausſtellung für Elektrizität: ich ſollte eigentlich dort ſein, als Ausſtellungsgegenſtand.“ Das ergibt denn die ungeheuerlichſten Disharmonien und Kontraſte. „Zeugniſſe aus dem Munde gebildeter, ſogar kränklicher Damen und aus dem Munde einer zeitgenöſſiſchen Autorität auf dem Gebiete der chriſtlichen Ethik [Profeſſor Julius Kaftan] ſprechen Nietzſche ſelbſt in ſeinen letzten geſunden Tagen noch vollkommne Lauterkeit und Feinheit der Empfindung zu! Dies zuſammengehalten mit der ebenſowenig wegzuleugnenden Tatſache, daß wir es bei dem Nietzſche der nachzarathuſtriſchen Schriften mit einem ausgepichten, unverbeſſerlichen Fanatiker zu tun haben [Bernoulli ſtellt ihn als

*) Franz Overbeck und Friedrich Nietzſche, eine Freundſchaft. Von Carl Albrecht Bernoulli. Zweiter Band, mit Porträt und zwei Beilagen. Jena, Eugen Diederichs, 1908. — Friedrich Nietzſches Briefe an Peter Gaſt, herausgegeben von Peter Gaſt. Leipzig, Inſelverlag, 1908. — Neue Rundſchau, November 1908: Briefe Nietzſches an Mutter und Schweſter Herbſt 1887 bis Frühling 1888.

edeln Fanatiker neben Calvin], dem kein Enthusiasmus und kein Rauschzustand mehr das Auge verschleiert, ist ein psychologisches Zusammentreffen von vollkommner Einzigkeit. Ein solches Übermaß von Abstand zwischen einem so friedlichen, wohlgesitteten Gemüt und einem so gefährlichen, unheilbrütenden Umsturzgeiste ist wohl ohne Beispiel."

Der Mann, der in seinen Büchern, berserkerhaft tobend, alles beschimpft und zerschlägt, was guten und gebildeten Menschen heilig ist, muß, über vierzig Jahre alt, schamhaft erröten, wenn die Frau, mit der er spricht, auf die Bestimmung des Weibes anspielt, wie sie E. v. Hartmann darstellt, hat Angst, katholische Damen möchten seine Bücher lesen und sich dadurch in ihrem religiösen Empfinden verletzt fühlen, oder seine Schwester könne von seiner Irreligiosität angesteckt und dadurch in ihrem Kolonisationswerk, zu dem Religion notwendig sei, gehemmt werden, und sein Wort vom Weibe und der Peitsche soll nun schon gar keine seiner Freundinnen erfahren. (Für sein Verhältnis zu ihnen ist charakteristisch, daß sie bekannten, es gehe kein sinnliches Fluidum von ihm aus, er wirke nur als Geist.) Gegen seine Freunde fließt er von Zärtlichkeit über, und hat er keine, so wird er von Sehnsucht nach solchen verzehrt. „Der Freunde harr ich, Tag und Nacht bereit, der neuen Freunde! Kommt! 's ist Zeit, 's ist Zeit!" schließt ein an Heinrich von Stein gerichtetes Lied. Sein Herz ist voll gütiger Teilnahme: er sorgt sich um den durch die Maul- und Klauenseuche gefährdeten Ochsen seines Engadiner Wirts, und seine Genueser Wirtsleute nennen ihn wegen seiner armseligen asketischen Lebensweise und seines liebreichen Wesens ihren piccolo santo. Ein Heiliger konnte er ja auch deswegen genannt werden, weil sein Leben vom beginnenden Mannesalter an ein beständiges Martyrium war. Die meisten seiner Bücher hat er unter körperlichen Schmerzen geschrieben, die ihn zuletzt verleiteten oder zwangen, zu gefährlichen Schlafmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Beständig sah er sich von Erblindung bedroht; ohne Freunde, die sich ihm als Amanuenses anboten, hätte er mehrere seiner Werke nicht abfassen können. Sein Nervenleiden zwang ihn, auf der Suche nach einem für ihn passenden Klima herumzuirren: aus Sachsen an die Riviera, aus den Alpen nach Venedig, von Messina in den Grunewald, und das bei einem Einkommen von dreitausend Franken, von dem er sogar, statt Honorar zu bekommen, seine Verleger befriedigen mußte; zuletzt fand sich kaum noch einer, der es mit ihm gewagt hätte. Wie rührend, wenn er aus Venedig, wo er Peter Gast sehr schön eingerichtet gefunden hatte, seiner Schwester schreibt: „Freund Gast wohnt hier in seiner Muschel beschützt und behütet, gut versorgt, in jedem Punkte besser als früher: sodaß meine absurde, aber aus Gesundheitsgründen absolut gebotene Vagabondage aus einem ruppigen Kämmerchen ins andre [und das bei seinem starken ästhetischen Bedürfnis!], als garçon meublé, wie ich mich nenne, hier ihr Gegenstück findet." Oder wenn er am 3. November 1887 an Gast schreibt: „Großes Vergnügen über den neuherausgegebnen, verbesserten und vermehrten Schlafrock! Nein, was Sie mich beschämen! Ich vermißte nämlich

dies Kleidungsstück täglich, bei den winterlichen Stimmungen dieses Herbstes, welche mein Nord-, Garten- und Parterrezimmer noch unterstreicht. Trotzdem wagte ich nicht, mir ihn kommen zu lassen, weil ich mich seines entarteten Zustandes erinnerte, der diesem Nizza noch mehr widerspricht als vielleicht Ihrem philosophischen Venedig; auch bin ich noch nicht bescheiden genug dazu, meinen Stolz im Zur-Schau-tragen meiner Lumpen zu suchen. Ecco! ... Und nun plötzlich so verschönert und achtbar geworden in seinem Zimmer zu sitzen — welche Überraschung!"

Den schneidendsten aller Widersprüche haben wir in dem zwischen seiner theoretischen Antimoral und der Moral, die er lebt. Er predigt die Bestialität, das Kraftmeiertum, den Borgiatypus, zugleich aber auch das wahrhaft vornehme Betragen, dessen er sich selbst sein Leben lang befleißigt hat, und das also seine wirkliche Moral war (zu der auch die Nächstenliebe gehörte. Man hört auf, schreibt er an Peter Gast, „sich selber recht zu lieben, wenn man aufhört, sich in der Liebe zu andern zu üben: weshalb dieses Aufhören sehr zu widerraten ist. Aus meiner Erfahrung!" Genau so, wie der Geistliche im Religionsunterricht spricht!). „Was ist vornehm? Die Sorgfalt im Äußerlichsten — die langsame Gebärde — auch der langsame Blick — das Ertragen der Armut und der Dürftigkeit, auch der Krankheit — der Zweifel an der Mitteilbarkeit des Herzens — immer verkleidet, immer möglichst incognito — die Fähigkeit zur Muße — das Inschutznehmen alles Förmlichen — das Mißtrauen gegen alle Arten des Sich-gehen-lassens usw." Läßt sich ein tollerer Widerspruch denken, als wenn dieser wahrhaft Vornehme die prachtvolle blonde Bestie preist und empfiehlt?

Bernoulli meint, Nietzsche sei eine Sokratesnatur, ein apollinischer Mensch gewesen und habe sich als Dionysos verkleidet, „Nietzsches System steckt im Rauschgeiste des Dionysos wie in einer Hülse; die Herzkraft seines Systems ist der Sokratestrieb. Sokrates plus die unbewußten Instinkte, und wir haben Nietzsche." Das ist wohl richtig, aber in der Ausführung des Gedankens weiche ich von Bernoulli, dessen Reflexionen ihrer Länge wegen nicht wiedergegeben werden können, nicht unwesentlich ab. In der Tat sieht Nietzsche klar und scharf, und er liebt das Maß wie Sokrates, dem zum apollinischen Geiste nur noch die schöpferische Gestaltungskraft fehlte, die dann Plato zur Sokratik hinzugebracht hat. Nietzsches Haß gegen Sokrates war also einerseits versetzte Liebe; andrerseits allerdings wirklicher Haß, Haß seiner selbst. Nietzsche wollte nämlich ein Gott sein auch in der Allseitigkeit, liebte darum am meisten die Eigenschaft, die ihm am meisten fehlte: Titanenkraft, nicht die in Worten sich äußernde des kühnen Verstandes, sondern die des muskelstarken Recken und die des weltumgestaltenden Tatmenschen: Napoleon war sein Abgott. Und da er gern ein Napoleon gewesen wäre, schämte er sich, und es machte ihn wütend, daß er bloß ein genialer Schulmeister war. Diesen suchte er nun in der Dionysoshülle zu verbergen. Es gibt aber zweierlei Dionyse, die sich bei ihm mischen, obwohl sie himmelweit voneinander ver-

schieden sind. Der eine ist der, dessen Mänaden den Pentheus zerreißen, und in dessen Gefolge Satyrn tanzen: die als Gottheit symbolisierte Tierheit des Menschen, deren Gebaren, der Orgiasmus, damit entschuldigt wird, daß es ein Gott sei, der ihn bewirke. Dionysos offenbart sich aber auch im Enthusiasmus, und der ist nun nicht Tierheit, sondern Geist und wirklich Gottheit. Von Apollo wird er nur darum unterschieden, weil der apollinisch gestimmte Mensch mit klarem Bewußtsein, der dionysische in einem Rauschzustande schafft, wie Goethe, der, wenn mitten in der Nacht ein Gedicht seinem Hirn entsprang, rasch aufstand und es auf den ersten besten Papierfetzen — fertig und abgerundet — hinwarf, weil, wenn er das nicht sofort tat, er es bald darauf wieder vergessen hatte. Dieser Dionysos lebt auch im Propheten, im Eroberer, im Staatsmann und hat, wie gesagt, schlechterdings nichts mit Bestialität zu schaffen. Weil nun der niedere wie der höhere Dionysos Kraft offenbart, und Nietzsche die Kraft über alles liebte, so flossen ihm beide Ideen ineinander, und weil die konventionelle Moral dem Kraftmenschen Fesseln anlegt, darum haßte er sie, glaubte er, sie vernichten und eine neue Moral oder Übermoral verkündigen, alle Werte umwerten zu müssen. Und alle, die ähnliche, mehr oder weniger — meist weniger — edle Gelüste hegen, preisen ihn als den Eröffner eines neuen Zeitalters.

Aber sie täuschen sich. Wie verhält es sich denn mit dem niedern Dionysischen? Das Triebleben des Tiers verläuft in seinem gesetzlichen Fluß, an dem es nichts ändern kann, und von dem es nur abweicht, wenn elementare Not oder der Mensch es an der triebmäßigen Befriedigung seiner Bedürfnisse hindern. Des Menschen Triebleben steht unter dem Einflusse des Geistes, den aus der Tierseele sich „entwickeln" lassen zu wollen ein ganz vergebliches Unterfangen unsrer Biologen und Soziologen ist. Die Phantasietätigkeit des Geistes steigert die Intensität der Begierden und die Mannigfaltigkeit der vorgestellten Befriedigungsformen ins Unermeßliche, und die Zivilisation setzt den Menschen in den Stand, diese vielgestaltige und maßlose Begierde zu befriedigen und dadurch — sein eignes Leben und das andrer Menschen zu vernichten, während doch die beiden Grundtriebe den organischen Wesen zu ihrer individuellen und des Geschlechtes Erhaltung eingepflanzt sind. Kein Tier kann das: soll die Gans eine Fettleber bekommen, so muß sie eingesperrt und gestopft werden, wogegen sie sich mit ihren schwachen Kräften sträubt, so sehr sie kann. Soll dagegen beim Menschen der Naturtrieb nicht zur Zerstörung, sondern der Erhaltung dienen, so muß er von der Vernunft in Zucht genommen werden. Die erhaltende Befriedigungsweise ist das Sittlichgute, die zerstörende das Sittlichböse oder theologisch gesprochen die Sünde. (Das sind keine erschöpfende, sondern nur für den Zweck zurechtgemachte Definitionen.) Daran wird gar nichts dadurch geändert, daß die Kannibalen das Köpfen und Menschenfressen als religiöse Pflicht üben; es gibt eben einen Zustand ungebändigten Trieblebens (das man eigentlich nicht tierisch nennen darf, weil das des Tiers durch den Instinkt geregelt wird), der auch beim Kulturmenschen

vorkommt, und es gibt Irrtümer, die den sittlichen Instinkt mißleiten. Und auch dadurch wird der Glauben an ewige sittliche Normen nicht umgestoßen, daß die eine Mutter ihre Kinder prügelt, die andre sie küßt, die dritte abwechselnd küßt und prügelt. Es gibt gewissenlose Mütter, und die verstoßen eben gegen die Mutterpflicht. Und es gibt dumme und unwissende Mütter, die ihre Pflicht auf eine unverständige Weise erfüllen. Übrigens sind in der Tat bei der Kindererziehung manchmal Schläge, manchmal Küsse angebracht, während für gewöhnlich ruhige, ernste Freundlichkeit ohne süße und bittere Zugabe das beste ist. Aus der Verschiedenheit, die von den Umständen für die Ausübung einer Pflicht gefordert wird, folgt keineswegs, daß sich die Pflicht selbst und die pflichtmäßige Gesinnung nach Orten und Zeiten ändern. Was sich ändert im Laufe der Zeit und sich mit wachsender Erfahrung vervollkommnet — entwickelt, wenn man dieses Modeworts schlechterdings nicht entraten kann —, das ist die Einsicht in die richtige Auffassung der Pflicht und in die beste Art ihrer Erfüllung.

Thomas Buckle — er gehört zu den Denkern, die Nietzsche nicht leiden konnte — hat richtig erkannt, daß der Fortschritt der Jahrtausende am Sittengesetz nicht ein Jota ändert, daß nur die Erkenntnis und das Wissen fortschreiten, unvernünftige Auffassungen der Pflicht und unzweckmäßige Übungsweisen beseitigen. Weil nun solche unzweckmäßige Übungsweisen häufig bei frommen Leuten vorkommen, und weil die Frömmelei besonders die Entfaltung der Kraft in einem von der Vernunft durchaus nicht geforderten Grade hemmt, darum warfen sich Nietzsches Haß und Zorn auf das Christentum, das jedoch für die Verschrobenheiten seiner Theologen, für die Geschmacklosigkeit seiner Bigotten und für die Verirrungen seiner Sekten nicht verantwortlich gemacht werden darf; Jesus lehrt, daß nicht, was zum Munde eingeht, sondern nur manches von dem, was herauskommt, den Menschen verunreinigt, und deutet dabei (Matthäus 15, 17) „unanständige" natürliche Vorgänge ohne alle Zimperlichkeit an; und in den neutestamentlichen Briefen wird vor Irrlehrern gewarnt, die die Ehe und gewisse Speisen verböten. Es bedeutet doch wahrhaftig keine Schändung, vielmehr höchste Ehrung der Natur, wenn das Christentum lehrt, sie werde durch des Menschen Sünde verdorben; man braucht ja nur einen Trunkenbold oder von einem andern Laster gezeichneten neben einen gesunden Menschen oder ein gesundes Tier zu stellen, um sich davon zu überzeugen. Paulus und die übrigen Theologen haben versucht, die Beziehungen zwischen den beiden Elementen der Menschennatur dogmatisch zu formulieren. Ihr Erbsünddogma behauptet bis heute seinen pädagogischen Wert, nur muß allerdings von denen, die keine Kinder mehr sind — Kindern kann man nicht sogleich die Wahrheit sagen —, das nach dem heutigen Stande unsrer Einsicht unhaltbare daran preisgegeben werden. Nicht einem einmaligen Willensakte des ersten Menschen, sondern der Menschennatur, wie sie ist und gar nicht anders gedacht werden kann, entspringt das Verderben, und nicht

einer Gnade, die durch den Opfertod des zweiten Adam „verdient“ worden sei, entquillt das Heil, sondern der sich stetig läuternden und erweiternden Erkenntnis des Menschen und der fortschreitenden Organisation der menschlichen Gesellschaft. Aber in der nur pädagogisch zu rechtfertigenden Form des Dogmas stecken drei unanfechtbare Wahrheiten: daß die Sünde die Natur verdirbt, daß sie samt ihren Folgen vererbt wird, und daß die von Christus gestiftete Kirche dem Menschen bei seinem Selbsterlösungsstreben wirksame Hilfe leistet.

Mißverständnis des Christentums war aber nicht der einzige und eigentliche Grund von Nietzsches Haß. Diesen eigentlichen Grund spricht Overbeck aus, wenn er (an zwei verschiednen Stellen) schreibt: Nietzsche „hat auch anerkannt, das Christentum sei jeden Augenblick noch möglich, aber freilich nur als privatefte Daseinsform von Sonderlingen, als eine Praxis, nicht als eine Lehre. Infolgedessen verstößt es nicht einmal gegen seinen Sinn, in der christlichen Herzensgesinnung von kärglich gebildeten und kleinen Leuten sogar eine Kulturstufe anzuerkennen. [Das ist Unsinn, ebenso, wenn Nietzsche und Bernoulli meinen, das Christentum müsse durch die Kultur ersetzt werden. Die Zivilisation ist etwas für sich, und die Religion ist etwas für sich; jede Art und Stufe der Zivilisation ist mit und ohne Religion möglich; Veredlung der Zivilisation zur Kultur aber ist ohne Religion nicht möglich, und höchste Kultur natürlich nur bei reinster Religion.] Aber an die Spitze aller Kultur gehört fortan der enttierte und zugleich entgottete Mensch, der frei und unabhängig nur auf sich selber steht.“ Bernoulli erzählt ein Geschichtchen von einem Techniker, der im Betrachten einer gewaltigen Maschine, die er gebaut hat, und in der er nun eine Art Gott sieht, verrückt wird, und läßt Nietzsche sprechen: „Da haben wir wieder einmal die Bescherung! Meint ihr denn, es geschehe aus einem lächerlichen und sinnlosen Hasse gegen einen Gott, der gar nicht existert, daß ich euch in erster Linie von der Religion abrate? An dieser verhängnisvollen Bezogenheit eines gemütvollen Menschen auf den im Grunde toten, aber von ihm vergötterten Gegenstand seiner Verehrung ist da ein begabter Jüngling zugrunde gegangen ... Begreift ihr nun, weshalb ich euch diese schwächliche Bezogenheit und Lückenbuße und Krückenhinkerei von Grund aus entwertet habe, genannt Religiosität? Begreift ihr, warum meine Guten die Starken sind, und warum ich die Schwachen böse heiße? Und begreift ihr endlich, wie ich das verstanden haben will, in Freiheit nur auf sich selber stehn?“ Was ihm als vermeintliche Spezialität am Christentum mißfiel, das war Nebensache. Sein Haß galt aller Religion, die ja ihrem Wortsinn nach Bindung und Anerkennung der Abhängigkeit bedeutet. Seine Abhängigkeit anerkennen sollen, das war ihm unerträglich. Nun ist aber die Nichtanerkennung der Abhängigkeit des Menschen an sich schon Wahnsinn, natürlich nicht im Sinne der medizinischen Wissenschaft. Wenn die Menschen einmal so weit sein werden, daß sie das Wetter machen können, daß kein Grubenbrand,

kein Orkan, kein Erdbeben, kein Bazillus und kein Hochwasser mehr ihr Leben bedroht, daß sie einander nicht mehr durch Selbstsucht, Unverstand und Launenhaftigkeit das Leben zur Hölle machen, daß sie allesamt gesund und glücklich sind, und daß ein jeder so lange lebt, wie es ihm gefällt, dann werden sie keine Religion und keinen Gott mehr brauchen. Vorläufig aber ist der Mensch noch, mit dem derben Luther zu reden, der sterbliche Madensack, den oft schon eine Blatter daniederwirft. Bei gesunden Sinnen hat er nur die Wahl, ob er sich von einem blinden materiellen Universum oder von einer Weltvernunft abhängig denken will. Und die das zweite wählen, also die wahrhaft religiösen, verfallen niemals der Narrheit, einen toten Götzen anzubeten, etwa die Maschine, die sie selbst gebaut haben. Leuten wie Overbeck und Bernoulli ist der Atheismus erträglich, weil sie glückliche Existenzen sind und sich des höchsten Grades von Sicherung erfreuen, den die heutige Zivilisation zu gewähren vermag. Und noch aus einem andern Grunde: weil sie ihren Atheismus nicht im Herzen erleben, sondern nur im Kopfe konstruieren und ihre Konstruktion nicht einmal zu Ende denken. Nietzsche hat zu Ende gedacht (er und Mauthner mit seiner Zufallswelt sind die einzigen beiden, die ihn zu Ende gedacht haben). Im Sanktus Januarius schreibt er: „Du wirst niemals mehr beten, niemals mehr anbeten, niemals mehr im endlosen Vertrauen ausruhen — du versagst es dir, vor einer letzten Weisheit, letzten Güte, letzten Macht stehen zu bleiben und deine Gedanken abzuschirren — du hast keinen fortwährenden Wächter und Freund für deine sieben Einsamkeiten — du lebst ohne den Ausblick auf ein Gebirge, das Schnee auf dem Haupte und Gluten in seinem Herzen trägt, — es gibt für dich keinen Vergelter, keinen Verbesserer letzterhand mehr — es gibt keine Vernunft in dem mehr, was geschieht, keine Liebe in dem mehr, was dir geschehen wird. Mensch der Entsagung, in alledem willst du entsagen?" Solche Entsagung treibt eben zum Wahnsinn, und die alten Exzellenzen, die Bernoulli und Overbeck in einer ernsten Stimmung lachen machten, haben das Richtige getroffen. Die beiden Freunde belauschen in einem Hotelgarten folgendes Gespräch eines schwäbischen Geheimrats mit seiner schwerhörigen Gattin: „Ja, und dann hat er e wüschte Schrift gschriebe gegen Christedom, und dann isch er e Narr worde." „Ha ja, respondierte sie, darum isch er e Narr worde."

Nun fasse ich das nicht etwa als ein Gottesgericht auf, wie die Frommen zu tun pflegen (Bernoulli erinnert daran), sondern als ein Martyrium. Menschen, die einen großen Beruf haben, werden von einem Dämon getrieben, wie es Goethe nannte. Er selbst war nicht weniger ein dämonischer Mensch wie Napoleon, und auch Nietzsche war einer. Dieser war dazu auserkoren, den Gemütszustand eines Atheisten zu offenbaren, und an diesem seinem Berufe mußte er zugrunde gehn. Es gibt eben erfreuliche und unerfreuliche Berufe. Goethe ist in seinem glücklich geworden, und wir preisen ihn glücklich; in Nietzsche haben wir das Unglück zu ehren, das ihm sein Beruf bereiten mußte, um so mehr, als er diesem seinem Beruf mit erstaunlicher Willensenergie, mit

heroischer Anstrengung nachgekommen ist. Bernoulli wird mir die Seiten seines Buches entgegenhalten, auf denen er ausführt, Nietzsche sei eigentlich, und zwar gerade unmittelbar vor Ausbruch des Wahnsinns, sehr glücklich gewesen, in übermütiger Stimmung, voll befriedigt von seinem Lebenswerk und von seinem augenblicklichen Zustande. „Wohl ist der Zustand lebhaftester Überheiterung, den der Nervenarzt Euphorie nennt, der untrügliche Vorbote zerebraler Erkrankung bei einem normalen klinischen Befunde. Aber Nietzsches Paralyse verlief überhaupt so sehr atypisch, und sein den Zusammenbruch einleitendes überschwengliches Glücksgefühl war von einer so gereinigten Erhabenheit, daß zwar die Natur wohl die Richtung eingeschlagen, der Geist aber dennoch bis zuletzt die Führung behalten hat." Daß jedoch dieses Glücksgefühl auf einer Selbsttäuschung beruhte, wird uns klar, wenn wir uns vorstellen, er wäre gesund geblieben, wäre endlich einmal, nachdem er sein literarisches Lebenswerk, das Einsamkeit fordern mochte, vollbracht hatte, in die Welt zurückgekehrt und hätte ein normales Mannesleben begonnen, zu dem gehört, daß einer als Familienvater oder als Beamter oder als Wirtschafter oder Unternehmer oder in mehreren dieser Eigenschaften die Sorge für einige andre Menschen übernimmt. Hätte nun Nietzsche seinen Kindern oder Schülern oder sonstigen Schutzbefohlnen das Endergebnis seines Denkens als der Weisheit letzten Schluß offenbaren und sie anleiten können, danach ihr Leben einzurichten? Das wäre schon wegen der entgegengesetzten und darum unvereinbaren praktischen Folgerungen unmöglich gewesen, die er selbst aus seinen theoretischen Prämissen gezogen hatte. Er hätte also entweder seine Philosophie preisgeben oder sie im Leben verleugnen müssen; wo wäre da sein Glück geblieben, und was ist eine Philosophie wert, mit der man nicht leben kann?

Übrigens ist seine Erkrankung in der Tat etwas außerordentliches, von allem gewöhnlichen durchaus abweichendes und darum die Geschichte des Verlaufs, die zu lang ist, sie Bernoulli nachzuerzählen, im höchsten Grade interessant. Nur das eine mag hervorgehoben werden, daß der Wahnsinn in den ersten Tagen des Januar 1889 urplötzlich ausgebrochen, und daß Nietzsche vorher nicht einen Augenblick — im gewöhnlichen Sinne des Wortes — verrückt gewesen ist, daß also von einem allmählichen Verfall des Gehirns, der sich durch immer exzentrischer werdende Meinungen angekündigt habe, keine Rede sein kann. Er hat im letzten geistig gesunden Jahre quantitativ und qualitativ Erstaunliches geleistet und bis Ende Dezember 1888 höchst verständig mit mehreren seiner Freunde, besonders mit Peter Gast, korrespondiert. Diesem erzählt er viel von musikalischen Erlebnissen, von seiner Turiner Kost, von dem Projekt, seine Werke, denen eine glänzende Zukunft bevorstehe, mit einem geliehenen Kapital von Fritzsch zurückzukaufen; dieser wolle ungefähr zehntausend Mark dafür haben. Merkwürdig sind folgende Äußerungen vom 9. und vom 22. Dezember 1888. „Ich blättere seit einigen Tagen in meiner Literatur, der ich jetzt zum erstenmale mich gewachsen fühle. Verstehen Sie das? Ich habe alles sehr gut gemacht, aber nie einen Begriff davon gehabt [weil er eben „von

seinem Dämon besessen" geschrieben hatte] — im Gegenteil.... Sehr kurios, ich verstehe seit vier Wochen meine eignen Schriften, mehr noch, ich schätze sie. Allen Ernstes, ich habe nie gewußt, was sie bedeuten; ich würde lügen, wenn ich sagen wollte, den Zarathustra ausgenommen, daß sie mir imponiert hätten. Es ist die Mutter mit ihrem Kinde; sie liebt es vielleicht, aber in vollkommner Stupidität darüber, was das Kind ist. Jetzt habe ich die absolute Überzeugung, daß alles wohlgeraten ist, von Anfang an — Alles Eins ist und Eins will. Ich las vorgestern die »Geburt«: etwas Unbeschreibliches, tief, zart, glücklich."

Man hat Bernoulli vorgeworfen, er setze mit seinem Buche Nietzsche herab. Im Gegenteil tut er das Mögliche, ihm den höchsten Rang zu sichern. Nietzsche könne und solle Führer werden — nicht durch seine mancherlei Führergedanken (diese sind eben nicht sein ausschließliches Eigentum), sondern durch das, was noch gar nicht ausgeschöpft ist: seine Herzensgüte. Wäre er gesund geblieben, so würde diese zu wirken angefangen haben (als Denker habe er sein Werk vollendet gehabt). „Nun ihm das nicht beschieden war, erwächst uns die Verpflichtung, in der Ausdeutung seines Werkes das von ihm brach gelaßne Gebiet von uns aus saatempfänglich zu machen. Nietzsche kann für uns unbeschadet seiner individualistischen Tendenz ein beglückender und befreiender Führer zu einer starken, unser ganzes Wesen erfüllenden Kompassionsfreude werden." Wunderlich, daß gerade Nietzsche in diesem Gebiete Führer werden soll, nur weil er, wenn er länger gesund geblieben wäre, seinem Herzen nach darin etwas hätte leisten können, da doch so viele Helden der christlichen Nächstenliebe und der modernen Humanität darin das Größte geleistet haben. Ferner preist Bernoulli die „Schwungkraft, die Nietzsches unerbittliche und leidenschaftliche Lebensliebe den europäischen Kulturtrieben einzuverleiben vermag", aber tatsächlich nicht einverleibt, wie die Erfahrung beweist, daß gerade in der Atmosphäre Nietzschischer Modernität die Jünglinge gedeihen, die um jedes Quarkes willen ihr Leben wegwerfen wie einen abgetragnen Schlafrock. Die Liebe zum Leben braucht dem Menschen so wenig „einverleibt" zu werden wie irgendeinem Tier, er bringt sie mit auf die Welt. Die modernen Theorien sind es, die ihm die natürliche Lebensliebe austreiben. Der gläubige Christ dankt seinem Schöpfer für das Leben als für ein kostbares Gut. Und schmeckt einem der Christenglaube nicht, so mag er zu Goethe gehn und mit ihm singen:

Willst du Absolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unablässig streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Resolut zu leben.

Da kann man Lebensliebe, Lebensfreude und Lebensmut trinken, aus Nietzsches Höllenbräu wahrhaftig nicht. Wie soll man das Leben, die Welt und seine Mitmenschen liebgewinnen bei dem Manne, von dem sein Verehrer

Bernoulli gestehen muß: „Er wird zum ungeheuersten Ankläger, zum hochmütigsten Renegaten, zum unverschämtesten Lockspitzel und agent provocateur. Alles gilt ihm nun Verbrechen am Leben, was immer bisher dagewesen ist: Optimismus, Pessimismus, Ideal, Güte, Gewissen. Es verzerrt sich ihm alles zur grinsenden Karikatur eines lebensfeindlichen Geistes, der den Leib untergräbt und in nimmer müdem Streben die Seele aushöhlt.“ Wie soll man an der Wirklichkeit Freude haben, wenn sie so dargestellt wird? Alle Austiftler der von Nietzsche verpönten metaphysischen Hintergründe zusammengenommen haben den sicht- und greifbaren Vordergrund nicht in dem Maße angeschwärzt und entwertet wie der Mann des „großen Ekels“, der zu schreiben wagt: „Damit ich keinen Zweifel darüber lasse, wen ich verachte: der Mensch von heute ist es, der Mensch, mit dem ich verhängnisvoll gleichzeitig bin. Der Mensch von heute — ich ersticke an seinem unreinen Atem.“ Auch Goethe hat die Macht des Niederträchtigen schmerzlich empfunden, aber er hat niemals die Verachtung einzelner auf die Gesamtheit übertragen, hat niemals aufgehört, die Menschen zu lieben und allen, die ihm nahekamen, auf die mannigfachste Weise wohlzutun. Auch er hat sich in prometheischem Trotz aufgebäumt gegen die verborgnen unheimlichen Mächte, die den armen Menschen quälen (hier paßt das „auch“ eigentlich nicht, weil Nietzsche die Existenz solcher Mächte leugnete), aber es rang sich ihm doch die Überzeugung durch, daß im Herzen der Welt Vernunft und Liebe walten, und wo der Augenschein diesem Glauben zu widersprechen schien, da ruhte er nicht, bis er aus der Ungestalt die Gestalt oder Idee, aus dem Wirrwarr die Ordnung herausgefunden, aus den Dissonanzen die Harmonie herausgehört hatte. Zu dieser Lebenskunst die Menschen anzuleiten, nicht ihnen das wirre Bild der Wirklichkeit vollends zur Fratze zu verzerren, darin sah er den Beruf des Dichters. „Wodurch bewegt dieser alle Herzen?

Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgiltig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt,
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?“

Wunderlicherweise will Bernoulli dem umherirrenden Einsiedler auch die Rolle eines Volksmanns und Volksführers zuerteilen; nur der Umstand, daß er fast nie — erst in der letzten Periode seiner gesunden Zeit, und zwar in Italien — mit dem Volke in Berührung gekommen sei, habe ihn gehindert, den Armen und Niedrigen sein liebendes Herz zu offenbaren. Nun ist es richtig, daß das, was er in der „Morgenröte“ über das niedere Volk sagt, zum schönsten gehört, was je vom nichtökonomischen Standpunkte aus über die Arbeiter-

bewegung geschrieben worden ist; es sollen hier nur ein paar Sätze aus dem Abschnitt der Biographie angeführt werden, worin Frau Förster die Stellung ihres Bruders zur sozialen Frage behandelt. „Gerade in Genua sah er mit Freuden, daß »arm, fröhlich und Sklave (wie wir vielleicht jeden geistigen und körperlichen Lohnarbeiter nennen müssen) sehr wohl beieinander sein könnte«, wie uns das ja die Vergangenheit, besonders auch das klassische Altertum, in den verschiedensten Formen zeigt. So glaubte er, daß die Arbeiter von heute ein Beispiel geben können von dem Glück und dem Stolz der Bedürfnislosigkeit, während aber gerade die sozialdemokratischen Führer bis jetzt nichts weiter erreicht haben, als diesen fröhlichen, bedürfnislosen Charakter des Volkes zu ruinieren und ihm den heitern Gleichmut zu nehmen, der sonst so oft der Neid der höhergebildeten, mit höhern Aufgaben beladnen gewesen war. Mein Bruder zürnte, daß die Führer der Sozialdemokratie nicht einmal den Mut hätten, mit aller Kraft gegen den unmäßigen Alkoholgenuß zu kämpfen, der ein viel schlimmerer, die Arbeiter und ihre Familien verwüstender Feind sei als alles, was diese sonst als feindlich hassen."

Aber wenn Nietzsche auch in einem seiner zahlreichen Bände in klassischer Form einige Gedanken ausspricht, die gläubigen Christen und echten Aristokraten längst geläufig sind, so macht ihn das noch lange nicht zum Arbeiterführer, und daß er, wenn er gesund geblieben wäre, in dem angedeuteten Sinne praktisch eingegriffen hätte, wie Bernoulli glaubt, ist bei seinem Naturell mehr als unwahrscheinlich. Das hätte ihm schon sein überwiegendes ästhetisches Empfinden nicht erlaubt. Johannes vom Kreuz fordert unter anderm auch Abtötung des Geruchssinnes, weil einer ohne solche mit armen Leuten nicht verkehren könne. Goethe, der in den Wanderjahren „das Hohe Lied der Arbeit" singt, hatte weit mehr Anlage dazu und ist trotzdem weder Armenpfleger noch gleich seinem Lenardo Organisator von Gewerkschaften geworden. Beinahe verwegen klingt es, wenn Bernoulli schreibt: „Heißt es aber, Nietzsche habe nur immer an sich selbst gedacht, während Goethe das Wohl und Wehe der ganzen Welt im Auge gehabt habe, so ist das wenig stichhaltig; Goethe, der Weltenfreund, hat sich konserviert, und Nietzsche, der Egoist, hat sich zum Opfer gebracht." Diese Selbstopferung war sein tragisches Schicksal, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, sie etwa Narrheit schelten, das dürfen wir nicht, vielmehr erzwingt sie Ehrfurcht; aber nachahmenswert ist solche Selbstaufopferung nicht; bei solchen, die nicht so offenbar dazu prädestiniert sind — gibt es doch viele, die an ihrem Eigensinn und ihren Schrullen zugrunde gehn —, muß man sie als Verirrung bezeichnen. Carl Jentsch

Neues zur Sagengeschichte und Sagengeographie

Von Karl Dieterich

Eine der köstlichsten Gaben, die dem Menschen verliehen sind, ist die Phantasie. Im Einzelwesen führte sie zur Poesie, in der Gesamtheit zur Mythologie und Religion. Religion ist ja schließlich, psychologisch betrachtet, nur transzendente Poesie, deren wuchernde Blütenfülle in dem verkalkenden Weihwasser der Kirche erstarrt und konserviert ist, wie gewisse Heilquellen auf vegetabilische Stoffe eine versteinernde Wirkung üben. So erging es auch den alten, heiligen Sagenstoffen, die in den Heilsquell der kirchlichen Religionen gerieten: sie wurden dogmatisiert und damit der ewigen Metamorphose entzogen, die das Wesen alles Menschlichen ist. Die Kirchen von ihrem Standpunkt konnten gar nicht anders handeln, wenn sie nicht selbst von der wilden Strömung, die sie umflutete, weggerissen werden wollten. Aber die menschliche Phantasie, die das Triebrad alles höhern geistigen Geschehens ist, wirkt und wächst mit ungebändigter Wucherkraft weiter. Sie ist jene Macht, die alles, was Natur und Geist, Menschen und Götter, Einzelne und Nationen und ganze Kulturen geschaffen haben, unwiderstehlich in ihren Bann zwingt und mit einer Assimilierungskraft ohnegleichen alle diese Elemente zusammenschweißt und mit toller Künstlerlaune zu neuen Gebilden verarbeitet. Das ist die nimmersatte Volksphantasie, die nicht danach fragt, „ob das Ding heilig ist oder profan", die Heiliges profaniert und Profanes heiligt, und die wie die alten Bildhauer an romanischen Kirchen allerlei Fratzen und Schalksnarren unter Bogen und Nischen hervorlugen läßt, als wollte sie zeigen, daß auch das Ewigmenschliche im Angesichte des Ewiggöttlichen nicht fehlen dürfe.

Solche Gedanken kamen mir, als ich den ersten Band eines monumentalen Werkes durchblätterte, das der bekannte Leipziger Sagen- und Märchenforscher O. Dähnhardt unter dem anspruchslosen Titel Natursagen herauszugeben begonnen hat,*) und das nichts geringeres zu werden verspricht als eine Geschichte der Völkerphantasie, dargestellt an den Wanderungen und Wandlungen alter historischer und jüngerer Natursagenstoffe, wie sie vorliegen in alt- und neutestamentlichen, in Tier- und Pflanzensagen sowie in solchen von Himmel und Erde und zuletzt vom Menschen. Der ganze Kreis der Schöpfung also wird ausgeschritten, und zwar wie er sich darstellt in dem doppelten Medium der sagen- und religionsgeschichtlichen Überlieferung und der menschlichen Phantasie; dieser aber gebührt der Hauptanteil: sie tritt gleichsam zwischen das Objekt, das sie sich in seinen hervorstechenden Merkmalen zu deuten sucht, und zwischen die historischen Vorstellungen, die ihr das Material zur sagenbildenden Deutung liefern müssen. Drei Faktoren sind es also, die an den naturdeutenden

*) Erster Band. Die Sagen zum Alten Testament. 376 S. Leipzig, Teubner, 1907. 6 M.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sagen mitgewirkt haben: das Naturobjekt selbst, die darüber vorliegende mündliche oder schriftliche, kulturgeschichtliche Tradition, und die auf Grund beider schaffende und sich an ihnen betätigende Phantasie der Menschheit. Dazu kommt noch der große, kulturgeographische Hintergrund, auf dem sich der ganze sagenbildende Prozeß abspielt. Wenn also, um ein Beispiel zu nehmen, der Volksphantasie bestimmte Merkmale von Pflanzen, Tieren oder Menschen teils als Werke des Teufels, teils als solche Gottes erscheinen, so spiegelt sich darin der alte iranische Dualismus wider, der durch die Bogomilen nach Europa gelangt ist; oder wenn zur Erklärung irgendeiner auffallenden Eigenschaft an einem Geschöpf in Farbe, Gestalt oder Lebensweise biblische oder nachbiblische Personen oder Ideen zu Hilfe genommen werden, so spiegeln sich darin die Kulturquellen wider, von denen sich die Phantasie ernährt, und die sie zum Aufbau ihrer Neuschöpfung braucht. Denn, um das gleich vorwegzunehmen, die Natursagen sind nicht etwa wie die Naturmythen uralte primäre Bildungen, sondern jüngere sekundäre: Tiermärchen, Fabel, Schwank und Legende haben zu ihrem Aufbau beigetragen und so ein buntes Gewebe gewirkt, dessen Fäden zu entwirren eine der reizvollsten Aufgaben des Kulturhistorikers sein muß; denn die Sagenforschung — das lehrt auch dieses Werk wieder — ist ein Teil der Kulturgeschichte, wie es einst auch die vergleichende Sprachforschung war, ehe sie sich auf eigne Füße stellte. Wie diese arbeitet daher auch die Sagenforschung mit derselben Methode; sie sucht aus verschiednen Varianten die Urform einer Sage zu erschließen sowie aus ihrer Verbreitung den Weg, den sie genommen hat. Wieweit das dem Verfasser gelungen ist, muß der Fachkritik vorbehalten bleiben; bemerkt sei hier nur, daß es ihm durch eignen Sammelfleiß und umfassende Literaturkenntnis sowie durch Erlangung eines reichen Materials von seiten verschiedner Mitarbeiter gelungen ist, den Stoff in natürliche Gruppen zu ordnen und die Genealogie und Verbreitung der einzelnen Sagenfamilien festzustellen. Die auf das Alte Testament projizierten Natursagen des vorliegenden Bandes werden in siebzehn Kapiteln vorgelegt, wobei die chronologische Folge gewahrt wird und jedes Kapitel sich zu einer geschlossenen Abhandlung rundet; denn Dähnhardt gibt nicht nur Rohstoff, sondern bearbeitet ihn auch gleich, sodaß wir nicht nur Steine, sondern einen Bau vor uns haben.

Suchen wir nun, um einen Begriff von dem reichen und vielseitigen Inhalt des Bandes zu bekommen, auf Grund des oben aufgestellten Einteilungsprinzips einen Querschnitt durch das Labyrinth zu ziehen und die drei Hauptschichten des Sagenkomplexes zu sondern, die geographische, die kulturgeschichtliche und die naturgeschichtliche.

In geographischer Hinsicht müssen wir für die Natursagen drei verschiedne Gebietssphären unterscheiden: das Ursprungsgebiet, das Vermittlungsgebiet und das Verbreitungsgebiet. Als Ursprungsgebiet ergibt sich die auch von der Sprachforschung aufgefundne Wiege der Menschheit, die eine neue wissenschaftliche Mode gern nach Europa bugsieren möchte, nämlich das Hochland von Iran nebst Babylon und Indien. Auf dieses weist nämlich der eigentümliche dualistische Charakter vieler Sagen von der Erschaffung der Welt und des Menschen (s. S. 7 ff., 89 ff., 127 ff.), den Dähnhardt mit Sicherheit aus zwei Sagentypen, einer bulgarischen und einer südaltaischen, erschließt; ferner der ozeanische Charakter der beiden Sagen; jener ist verkörpert in dem Antagonismus von Gott und dem Teufel — einem christianisierten Reflex des Verhältnisses von Ormuzd und Ahriman, dieser in dem Heraufholen der Erde aus dem Meeresgrunde, wie es

in der südaltaischen Sage erzählt und vom Verfasser als babylonisches Motiv erklärt wird. Beide Motive finden sich modifiziert auch in den religiösen Vorstellungen der Inder, wo Brahma und Vishnu an die Stelle von Ormuzd und Ahriman getreten sind; und auch hier entsteht die Erde durch Heraufholen aus dem Wasser und durch darauffolgendes Wachsen.

Indem wir für die Einzelheiten auf das Werk selbst verweisen, gehn wir zu der Beantwortung der Frage über, wie sich die Sagen — und zwar zunächst die Schöpfungssagen — von ihrer asiatischen Heimat aus nach Europa und nach Amerika verbreitet haben. Als Hauptvermittler für die Verpflanzung der Schöpfungssagen nach Europa werden der kurdische Stamm der Jessiden, die Transkaukasier und die Zigeuner betrachtet; denn der Verfasser weist nach, daß in den Sagen aller dieser drei Stämme indisch-iranische Elemente enthalten sind.

Was nun die amerikanischen Sagen betrifft, so ergibt sich mit immer größerer Sicherheit, daß diese unmöglich autochthon sein können, vielmehr durch irgendeine Vermittlung nach Amerika gelangt sein müssen. Schon P. Ehrenreich zweifelte an dem einheimischen Ursprung der südamerikanischen Sagen, weil die Entstehung der Welt aus dem Nichts dem Geiste des primitiven Menschen völlig fremd sei, und Dähnhardt stützt diese Annahme durch mehrere Sagen nordamerikanischer Indianer, die nach ihm im letzten Grunde in indisch-iranischen dualistischen Vorstellungen wurzeln, wie aus dem Streit der Zwillinge im Mutterleib, das Sprießen der Gewächse aus dem Körper der Frau, die Teilung der Welt zwischen dem guten und dem bösen Bruder u. a. Züge beweisen. Die Frage ist nur, auf welchem Wege und durch wessen Vermittlung diese Sagen in die Neue Welt gelangt sind. Der Verfasser konnte an die Beantwortung dieser Frage noch nicht denken, gibt aber bei den Sagen von der Erschaffung des Menschen die Möglichkeit zu, daß mongolische Stämme hier vermittelnd wirken konnten, wie die Ostjaken und Samojeden. Zwar nicht für die Schöpfungssagen, wohl aber für einen andern weitverbreiteten und wohlbekannten Sagenkreis vom Wettlauf des Hasens und der Schildkröte hat er in einer eignen Abhandlung*) Übereinstimmungen festgestellt zwischen afrikanischen und amerikanischen Varianten, die man auf den Handel mit Negersklaven von Madagaskar nach Brasilien zurückführt. Jedenfalls ist es für die behandelte Sagengruppe erwiesen, daß sie ihre Heimat in Asien hat und sich von hier östlich nach Amerika, westlich nach Europa verbreitet hat, und zwar teils durch kaukasische, teils durch mongolische Stämme. Für jüngere, historische Sagenkreise hat der Verfasser übrigens eine weitere geographische Differenzierung festgestellt, und zwar auf Grund des eben erwähnten Märchens vom Hasen und der Schildkröte. Danach gliedern sich dessen Varianten in eine ostasiatisch-ostafrikanisch-amerikanische Gruppe und in eine westasiatisch-nordafrikanisch-europäische Gruppe.

Damit kommen wir zu der Frage nach dem Verbreitungsgebiet der uns am meisten interessierenden zweiten Gruppe, und zwar speziell zu der Frage nach dem Verhältnis der Frequenz zwischen Ost- und Westeuropa. Dabei beobachtet man, wie sich aus dem Register des ersten Bandes leicht feststellen läßt, daß die dualistischen Sagen größtenteils auf das östliche Europa beschränkt geblieben sind, auf die nördliche Balkanhalbinsel sowie auf Ungarn und Rußland, während nach Westeuropa nur Ausläufer meist sekundären Charakters davon gelangt sind. Auch ist es bezeichnend, daß Weltschöpfungssagen nicht nur in

*) Beiträge zur vergleichenden Sagen- und Märchenforschung. Abhandlung zum Jahresbericht der Thomasschule in Leipzig für 1907/08.

Frankreich fehlen, wie man schon früher bemerkt hat, sondern auch in Deutschland und England, also in ganz Westeuropa. Nur im konservativeren und der asiatischen Heimat näher liegenden slawischen Osten hat sich die alte Tradition treu erhalten, weshalb auch die interessantesten und zahlreichsten primären Sagen aus slawischen Gegenden und Quellen stammen. Auch glaube ich den Eindruck zu haben, daß sich die beiden großen innerlichen Gruppen, in die Dähnhardt sein Material scheidet, nämlich solche, in denen die Naturdeutung ein organischer Bestandteil der Sage, ja ihr Kern ist, und solche, in denen sie nur eine Pointe, eine willkürliche Zutat bildet — daß sich auch diese beiden Gruppen so verteilen, daß jene Form häufiger im ursprünglicheren, konservativeren Osten, diese häufiger im bewegtern, von verschiednen Kulturströmungen und literarischen Anregungen befruchteten Westen Europas aufzutreten scheint. Das wird besonders deutlich an den Sagen, in denen der Teufel eine Rolle spielt. Während er in den Sagen der östlichen Völker noch als ernst zu nehmender Nebenbuhler Gottes erscheint, der diesem beim Schöpfungswerke und besonders bei der Schöpfung des Menschen Konkurrenz macht, wenn auch meist eine erfolglose, muß er sich in den Sagen der westlichen Völker mit der Rolle eines Tierschöpfers begnügen, indem zahlreiche Tiere und Pflanzen (s. das Verzeichnis im Register unter „Teufelsgeschöpfe") als Teufelsgeschöpfe aufgefaßt und gedeutet werden. Auch die bekannten Sagen vom geprellten Teufel, besonders soweit sie humoristisch gedacht sind, sind in dem europäischen Westen mehr verbreitet als die übrigen Teufelssagen. Dabei ist auch zu beachten, daß in diesen westeuropäischen Ausläufern der ursprünglich dualistischen Teufelssagen der alte Dualismus ganz vergessen ist. Der Glaube an den Teufel als das Komplement Gottes ist eben dem modernen Mittel- und Westeuropäer aus dem Volke nicht mehr in gleichem Maße eigen und nie eigen gewesen wie dem Osteuropäer. Und damit kommen wir auf die religions- und kulturgeschichtlichen Grundlagen unsrer Sagenfamilie.

Drei verschiedne Schichten lassen sich hier sondern: eine vorbiblische, eine biblische und eine nachbiblische, und zwar ist, um das gleich zu bemerken, die biblische Schicht von den beiden andern stark paralysiert worden. Es ist ja das Kennzeichen der Volksphantasie, daß sie auch vor dem Heiligen nicht ehrfurchtsvoll Halt macht, sondern mit kindlicher Naivität Kulturschranken niederreißt, die das religiöse Gefühl errichtet hatte, sodaß nun wieder die von zwei Seiten hereinbrechenden Wasser ungestaut durcheinanderwogen und sich mit dem christlichen Strome mischen. Die starke Eindämmung des biblisch-christlichen Stromes läßt sich schon an der relativ geringen Zahl der Gestalten erkennen, die daraus in die Volksphantasie übergegangen sind: Adam und Eva nebst dem Sündenfall, Kain und Abel, Noah nebst der Geschichte der Sintflut — das sind die Hauptgestalten und -ereignisse, an die sich die Sagenbildung angesetzt hat. Von allen übrigen menschlichen Gestalten des Alten Testaments nimmt nur noch Salomon einen breitern Raum ein, während alle übrigen von Abraham bis David auf sieben Seiten Platz finden! Man sieht, wie einseitig sich die Volksphantasie auf einzelne Lieblingsgestalten der biblischen Überlieferung geworfen hat, ganz ähnlich wie die der Maler. Und auch jene Gestalten dienen gleichsam nur als Gliederpuppen, die die souverän schaltende Phantasie dreht und reckt, wie es ihr gefällt.

Von göttlichen Wesen im Sinne des Alten Testaments haben sich in den Natursagen die Engel erhalten nebst den zwei Erzengeln Michael und Gabriel; sie spielen bei der Welt- und Menschenschöpfung eine große Rolle und reflektieren

in ihrer Kontrastierung zu dem Teufel die uralte arische Vorstellung des lichten gegenüber dem finstern Prinzip. Hier stoßen wir also auf vorbiblische Motive des Dualismus, von denen schon die Rede war. Zwischen ihnen steht, bald von ihnen unterstützt, bald bekämpft, der Schöpfer, also Gott selbst, der aber wenig an sich hat von dem alttestamentlichen Jehova. Der jüdische Monotheismus ist also im Volksglauben dem arischen Dualismus unterlegen. Wie bescheiden die Stellung Gottes in den Natursagen ist im Verhältnis zu der des Teufels, lehrt schon ein bloßer Blick in den Index: dort nimmt Gott nur eine knappe halbe Spalte ein, der Teufel dagegen eine ganze.

Aber nicht nur die vorbiblische arische Vorstellung des Dualismus hat dem alttestamentlichen Gotte von seiner Kraft geraubt, sondern ebenso die nachbiblische der griechisch-christlichen Philosophie und die literarische Tradition der Apokryphen. Das christliche Sektenwesen ist es, das sich, aus der offiziellen Kirche verdrängt, in der Sagenbildung schadlos gehalten hat. Da sind zunächst die Gnostiker, die mit ihrer Vorstellung von dem Demiurgen (Weltbaumeister), wie sie besonders die Marcioniten und die später an ihre Stelle tretenden Manichäer ausgebildet haben, auf die armenischen Paulikianer und sich mit deren Verpflanzung nach Thrakien (achtes bis zehntes Jahrhundert) mit den Bulgaren vermischten und so im elften Jahrhundert die große Sekte der Bogomilen hervorbrachten. Diese Lehre von dem Demiurgen aber, der eine dem höchsten Gotte untergeordnete Macht und der eigentliche Schöpfer der Welt ist, berührt sich wieder mit dem iranischen Dualismus und hat in der Vereinigung mit diesem auf bulgarischem Boden den Bogomilismus nach dem übrigen Europa verpflanzt, zunächst nach der nordwestlichen Balkanhalbinsel, dann einerseits nach Rußland, andrerseits nach Norditalien und Südfrankreich, wo ihn die Albigenser bekannt machten, und so ist auch hier die biblische Lehre von Gottes Schöpfungswerk gnostisch umgebogen worden durch die Idee, die in der Sagenwelt fortwirkt, daß die Schöpfer des menschlichen Körpers zwar böse Kräfte sind, die ihn aber nicht zu beseelen vermögen und darum der Hilfe des obersten Gottes bedürfen, der das Prinzip des Lichtes darstellt.

Aber nicht nur die Religions-, sondern auch die Literaturgeschichte hat ihren Anteil an der Ausbildung der Sagen. Es kommen hier namentlich die Volksbücher in Frage, ferner die biblischen Apokryphen und die äsopischen Fabeln. Leider versagt für diese literarischen Quellen der sonst so reichhaltige und sorgfältig gearbeitete Index des Bandes, und man muß für diesen Zweck den Text selbst durcharbeiten. Sie scheinen aber größtenteils für den zweiten Teil des Bandes in Frage zu kommen, also für die Sagen, die nicht mit der Welt- und Menschenschöpfung in Verbindung stehen.

Von den Volksbüchern sind zumeist indische und jüdische zu nennen, z. B. das Adamsbuch, das aus dem Indischen ins Hebräische, von da ins Griechische und endlich ins Lateinische überging und bei der Ausbildung der Sagen von der Bestrafung der Schlange und der über den Ursprung des Bartes wirksam war. Indischen literarischen Ursprungs sind auch die Sagen von den Eigenschaften des Weines.

Was die Apokryphen betrifft, so scheinen sie zumal für die Sagen über Adam und Abel Stoff geliefert zu haben. Als eine Hauptquelle besonders für die slawischen Apokryphen erweist sich eine Schrift des Pseudomethodius von Olympos, die Revelationes. Auf sie geht ein großer Teil der Sagen von Kain und Abel sowie der Sintflutsagen zurück, z. B. die von Noahs Frau und dem Teufel und die von der Katze in der Arche. Die erste z. B. findet sich

bei Russen, Polen, Ungarn, Wotjaken und Ostjaken mit allen den Zügen, die schon eine spätrussische Bearbeitung der genannten Schrift des Methodius zeigt. Auf apokryphen Traditionen beruht endlich noch der Sagenkreis von den sündigen Engeln. In diesem Zusammenhang sei noch darauf hingewiesen, daß auch der jüdische Talmud manches Element zu unsern Sagen geliefert hat, z. B. zu denen von der Entstehung der Hunde.

Ursprung von Sagen aus äsopischen Fabeln hat unser Forscher zwar nicht in dem vorliegenden Bande, wohl aber an andrer Stelle nachgewiesen, und zwar für die schon erwähnte Sage vom Wettlauf des Hasen und der Schildkröte (aus der bei uns der Igel geworden ist) und für die von Zeus und dem Affen sowie für die von den Hasen und den Fröschen. (Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 1907, S. 1 ff.) Sie alle sind — freilich in der kühnsten und freiesten Weise veränderte — Ableger Äsopscher Fabeln und liefern den willkommnen Beweis für die engen Beziehungen zwischen literarischer und volkstümlicher Produktion.

Die geographische und die kulturgeschichtliche Betrachtung gibt uns die Apperzeptionsmittel, mit denen die Welt der Naturobjekte, der Tiere und Pflanzen, dem naiven Erklärungsbedürfnis dienstbar gemacht werden. Auf diese Objekte, wie sie sich im Spiegel der Religions- und Kulturgeschichte der menschlichen Phantasie darstellen, werfen wir noch einen schnellen Blick und greifen dabei die heraus, die in den Sagen am häufigsten vorkommen, also die Phantasie des Menschen am stärksten erregt haben.

Von den Tieren sind das, in der Reihenfolge ihrer Häufigkeit aufgezählt, folgende: der Hund, die Katze, der Rabe, die Schlange, die Schwalbe, die Fliege, die Biene und der Wolf. Die Pflanzenwelt spielt in diesem Bande nur eine geringe Rolle, wie es ja bei Sagen, die es zunächst mit der Erklärung des Lebenden zu tun haben, begreiflich ist. Die genannten Tiere sind teils Geschöpfe Gottes, teils des Teufels, teils beider. Gottesgeschöpfe sind der Hund, die Schwalbe und die Biene. Die übrigen sind, soweit etwas über ihre Entstehung ausgesagt wird, Teufelsgeschöpfe. Für die Auffassung, welche Tiere von Gott und welche vom Teufel stammen, sind natürlich reine Nützlichkeitsrücksichten maßgebend gewesen. Aber nicht ihre Entstehung ist das Interessanteste an ihnen, sondern die Deutung ihrer Merkmale, ihrer Farbe und Gestalt sowie ihrer Eigenschaften. Dafür einige Beispiele. Beim Raben mußte besonders die Farbe auffallen; daher die Bemühungen vieler Sagen, sie zu erklären; auch seine Brutzeit, sein Aufenthalt, seine Nahrung sowie sein Schreien und sein Gang haben sagenbildend gewirkt. Bei der Schlange mußte es besonders auffallen, warum sie keine Füße hat, warum sie Froschblut trinkt, warum sie giftig und stumm ist. Bei der Schwalbe wirkte sagenbildend ihr Gabelschwanz und ihre Vorliebe, sich von Mücken zu ernähren. Besonders der erste Punkt ist lehrreich; an ihn knüpfen sich allein drei verschiedne Sagen: die lettischen vom Raub des Feuers, die slawischen und kleinasiatischen von der Entstehung des Ungeziefers und die orientalischen von Salomon. In den beiden letzten ist es die Schlange, die der Schwalbe den Schwanz wegbeißt, weil diese ihr die Mücke weggeschnappt hatte. Bei der Biene ist es ihre Honig- und Wachsbereitung, die sie im Volksglauben zu einem heiligen Tiere stempelt; daher ist sie ein Geschöpf Gottes, als dessen Kundschafter sie oft in den Sagen auftritt und auch bei der Weltschöpfung eine Rolle spielt; ihr teuflisches Pendant ist die Wespe.

Auch die Lebensweise der verschiednen Geschöpfe wird zur Sagenbildung verwandt; da wird zu erklären versucht, warum sich der Mensch quälen muß,

warum der Hund des Menschen Diener ist, warum die Ziege so karge Nahrung findet, der Wolf im Walde lebt, die Spinne Netze webt usw. Ebenso die Gestalt, z. B. warum Biene und Ameise einen eingeknickten Leib haben, warum Ziegen- und Schafschwanz ihre eigentümliche Form und Haltung haben, warum die Vögel einen Schnabel, die Menschen Nägel, die Fische Stacheln haben usw. Dabei sieht man, wie der Dualismus die ganze Schöpfung durchzieht, von der Pflanze bis zum Menschen; denn die Volksphantasie ist so ungalant, daß sie den Mann als ein Geschöpf Gottes, das Weib als eins des Teufels ansieht: sie hat eine böse Seele, einen siebenfachen Verstand, lange Haare, dazu Flöhe (!), sie ist falsch, schwatzhaft, schmeichlerisch, lasterhaft. Sehr merkwürdig ist, daß nach vielen Sagen das Weib aus einem Hunde-, Katzen- oder Affenschwanz erschaffen ist, eine Auffassung, die ja auch in einen Schwank von Hans Sachs übergegangen ist, wo es heißt, daß, als Gott Adams Rippe neben sich liegen hatte, aus der er Eva schaffen wollte, ein Hund kam und die Rippe raubte. Gott lief ihm nach, packte ihn beim Schwanze, riß ihm den aus und machte daraus Eva. Und seitdem haben die Weiber drei Eigenschaften: sie schmeicheln, wenn sie etwas haben wollen, wie der Hund mit dem Schwanz, sie bellen, wenn sie es nicht bekommen, und sie haben Flöhe wie der Hundeschwanz. Der Hund ist erst später an die Stelle des Teufels getreten; denn nach einer bulgarischen Sage ist das Weib aus dem Teufelsschwanz erschaffen, und damit erweist sich unsre Sage wieder als eine alte dualistische.

Zum Schluß sei noch speziell für die Pflanzensagen auf einige Ergänzungen hingewiesen, die das kürzlich in vierter Auflage erschienene populäre Werkchen von F. Söhns, Unsere Pflanzen (Leipzig, Teubner, 1907) durch Dähnhardts Totalauffassung erfährt, z. B. für den Holunder, für das Johanniskraut, für das Schneeglöckchen, den Wacholder usw. Eine umfassende Vergleichung wird freilich erst dann möglich sein, wenn der vierte Band von Dähnhardts Werk erschienen ist, der die Pflanzensagen enthalten soll. Dieser sowie der dritte Band, der die Tiersagen bringen soll, wird auch auf die volkstümliche Auffassung der Tier- und Pflanzenwelt neues reiches Licht werfen, ebenso wie die beiden letzten Bände auf die von Himmel und Erde sowie vom Menschen. Erst dann wird sich überschauen lassen, wie sich der Reichtum der Schöpfung in der nicht minder reichen menschlichen Phantasie widerspiegelt, wie diese alles Geschaffne noch einmal umschafft und die Rätsel des Weltalls nach ihrer Weise zu deuten sucht. So werden diese Bände zu einer Fundgrube primitiver Naturdichtung werden, wie die beiden ersten — der zweite soll die Sagen zum Neuen Testament enthalten — eine solche primitiver Religionsdichtung darstellen. Möge es dem Fleiße des Verfassers vergönnt sein, sein monumentales Werk nicht nur bald zu vollenden, sondern sich auch der reichen Früchte zu erfreuen.

Die Dame mit dem Orden

Aus dem Engliſchen von G. Bergmann

(Fortſetzung)

Hiroſhima, den 25. März 1902

ch bin heute im ſiebenten Himmel. Gerade als ich glaubte, mein ſchöner Traum von einem freien Kindergarten müſſe aufgegeben werden, kamen die Schecks von zu Hauſe an. Das haſt du ganz famos gemacht, ſie alle ſo dafür zu intereſſieren, und es iſt herrlich, wie ſie beigeſteuert haben. Aber warum haſt du es Jack geſagt? Er hätte nicht ſoviel ſenden ſollen. Ich würde es zurückſchicken, hätte ich nicht Angſt, daß ich ihn verletzen könnte.

Mein Kopf wimmelt von Plänen! Wir werden die Schule ſofort eröffnen, und da gibt es hunderterlei zu bedenken. Trotz allem Heimweh und aller Einſamkeit und Sehnſucht nach euch Geliebten würde ich jetzt nicht heimkehren, auch wenn ich könnte! Es iſt das Bewußtſein, daß ich hier nützlich bin, daß ein großes Vorhaben nicht ausgeführt wird, wenn ich es nicht tue; dadurch kommen meine kleinen Wünſche und Bedürfniſſe einfach außer Frage.

Geſtern hatten wir die Mütter eingeladen, und ich muß heute noch manchmal über ſie lachen. Es ſcheint, ſie hielten es für paſſend, ihren Beifall durch Feierlichkeit kundzugeben. Nachdem Tee und Kuchen herumgereicht waren, ſaßen ſie mäuschenſtill da. Nicht ein Wort, nicht ein Lächeln war aus ihnen herauszubringen. Als ichs nicht mehr aushalten konnte, erklärte ich Miß Leſſing, daß ich jetzt auf jeden Fall das Eis brechen wolle. Mit Hilfe eines Dolmetſchers teilte ich allen mit, daß wir ein amerikaniſches Spiel verſuchen wollten, und fragte, ob ſie uns ihren geehrten Beiſtand dazu leihen würden. Dann rief ich dreißig unſrer Schulmädchen herein und ſagte ihnen, ſie ſollten jede eine der Mütter zum Hüpfen auffordern. Die Mütter waren natürlich zu höflich, um abzulehnen, und ſo begann der Spaß nach der Melodie: Miſter Johnſon, laßt mich los! Miß Dixon konnte es nicht im Zimmer aushalten vor Lachen. Die Alten und die Jungen, die Dicken und die Dünnen kapierten den Spaß und hüpften und ſprangen im Kreiſe herum mit der größten Begeiſterung. Als ſie nicht mehr konnten, ſpielten wir alle zuſammen Katze in der Ecke und der Plumpſack geht rum. Dabei lachten und ſchwatzten ſie wie eine Schar Kinder. Vier Stunden waren ſie da, und heute ſammeln wir den verlornen Haarſchmuck.

Über meinem Tiſche hängt dein kleines Bild: Der Pfad, der ſich endlich wendet! Du ſagteſt immer, daß ſich auch mein Pfad einmal wenden müſſe, und ſiehe! er hat mich auf eine breite Straße geführt, bepflanzt mit Kirſchbäumen und Viſteria. Aber Liebe, nun mußt du nicht glauben, es ſeien keine Pfützen und Löcher mehr da; ach genug! Wenn ich die vor mir ſehe, gehe ich vorſichtig drum herum oder klettere halt auf den Zaun!

Gegenwärtig iſt man ſehr aufgeregt wegen der Kriegsausſichten. Die Soldaten exerzieren zu Hunderten, und die Hörner blaſen den ganzen Tag. Es läuft mir jedesmal kalt den Rücken hinunter, aber Miß Leſſing ſagt, es wird nichts daraus

werden; in Japan sei immer viel Lärm um nichts. Aber die Transsibirische Eisenbahn hat jegliche Frachtbeförderung verweigert, weil sie so viel Soldaten und Proviant nach Wladiwostok zu schaffen haben.

Wladiwostok erinnert mich an unsern Sommerplan. Miß Dixon, die Lehrerin, die krank war, geht diesen Sommer nach Rußland und ist ganz eckig darauf, daß ich mit soll. Es würde nicht viel teurer sein als in Japan zu bleiben und dabei ungeheuer interessant. Erwähne es, bitte, noch nicht zu Hause, aber schreib, was du darüber denkst.

Ich wünschte, du hättest gestern abend in mein Zimmer gucken können. Vier oder fünf der Mädchen schlüpften herein, nachdem die Abendglocke geläutet hatte. Wir saßen ums Feuer an der Erde und tranken Tee, wobei ich ihnen Photographien zeigte. Sie selber in ihren bunten Kleidern und mit roten Backen gaben ein so hübsches Bild ab. Alle meine Sachen entzückten sie, am meisten die Bilder von zu Hause, besonders die beiden von dir und von Jack, die ich in einen Doppelrahmen gesteckt habe. Zuerst hielten sie euch für ein Ehepaar, und als ich verneinte, machten sie euch zu einem Brautpaar. Dabei ließ ich sie.

Nachdem sie zu Bett gegangen waren, saß ich noch lange und studierte die beiden Bilder im Doppelrahmen. Ich wunderte mich, wie es kommt, daß ihr, Jack und du, euch nicht doch noch verlobt habt. Ihr lebt beide mit dem Kopf in den Wolken. Ihr hättet eigentlich längst schon aufeinander losplatzen müssen. Er erzählte mir einmal, du hättest weniger Fehler als alle andern Frauen. Mir von andrer Leute Tugenden zu erzählen, war immer eine von Jacks Lieblingsbeschäftigungen.

Nun ist meine Frist abgelaufen, ich muß dir Gutenacht sagen. Ich stehe jetzt immer um fünf Uhr auf, um alles fertig zu kriegen, was ich vorhabe.

Hiroshima, den 31. Mai 1902

Unter der Bedingung, keinen langen Brief zu schreiben, ist es mir heute früh gestattet worden, einen an dich zu beginnen. Miß Lessing schrieb die letzte Woche, daß ich krank gewesen sei. So gehts, ich nahm mir zu viel vor und mußte mit zwei Wochen im Bett dafür bezahlen. Vielleicht werde ich mir in der nächsten Welt ein wenig Verstand aneignen, jedenfalls habe ich in dieser keinen. Japan paßt nicht für lebhafte, energische Leute. Wer nicht faul sein kann, hält es nicht lange aus.

Mir fehlen die Worte für Miß Lessings Freundlichkeit. Sie schlief mit mir, pflegte mich und hatte mich lieb wie ihr eignes Kind. Auch die Mädchen waren rührend und haben mir fast stündlich Gaben geschickt. Eins der kleinen Mädchen stand bei der Andacht eines Abends auf, faltete die Hände und sagte: Lieber Gott, bitte mache die Hüpfsensei wieder gesund und hilf mir, meinen Mund still zu halten, denn sie ist so gut zu uns gewesen, und wir haben sie alle so lieb. Der Himmel weiß, daß die Hüpfsensei aller Gebete der ganzen Gemeinde bedarf, um brav zu werden.

Sobald die Schule geschlossen wird, brechen Miß Dixon und ich nach Rußland auf. Es ist gut, daß die Ferien nahe sind, denn ich habe es satt, Missionarin und Schultante zu sein, mit andern Worten: ich habe es satt, brav zu sein.

Sorge dich nicht um mich, es ist alles in Ordnung. Ich bin nur eben kaputt und brauche ein bissel Spaß, um mich wieder für ein Jahr frisch zu machen.

Kobe, den 16. Juli 1902

Hat dieses Datum Bedeutung für dich? Für mich sicherlich! Gerade heute vor einem Jahre schlossen sich die Pforten zwischen mir und allem, was mir lieb ist. Ich zog hinaus in die weite Welt, um meinen Kampf allein zu kämpfen. Und ich

kämpfe immer noch, Kameradin, und dabei wirds wohl bleiben bis zum Ende des ganzen Feldzuges.

Wie du siehst, bin ich in Kobe, wo ich auf meinen Paß für Rußland warte. Wenn du irgendetwas über Pässe zu wissen wünschst, so wende dich nur, bitte, an mich. Mit größtem Vertrauen stiefelte ich auf das Konsulat und begegnete dort einem paar Beine, die zu einem riesigen Schnurrbart und dem drolligsten kleinen Knopf von einem Kopf gehörten. Alles langweilte dieses Wesen schrecklich, das Leben im allgemeinen und ich im besondern. Nachlässig zeigte er auf einen Stuhl neben dem Tisch, händigte mir ein Formular ein und brachte schließlich die Worte heraus: Füllen Sie aus!

Die Fragen lauteten ungefähr so: Wer war Ihr Vater? Was tun Sie außerhalb Ihres Heimatlandes? Ist schon jemand in Ihrer Familie gehängt worden? Wieviel Zähne haben Sie? — Ich schrieb drauf los bis zu der Frage: Wann sind Sie geboren? Hilflos sah ich zu dem kleinen Knopf von einem Kopf, der neben mir stand, auf und teilte ihm mit, daß diese Frage das betreffe, woran ich mich nie erinnern könnte. Er sagte, ich müsse mich eben doch darauf besinnen, aber ich blieb dabei, ich wüßte es nicht. Er widersprach mir fünfzehn Minuten lang, und ich gab vor, mir den Kopf zu zerbrechen. Da legte er eine Bibel vor mir nieder und sagte mit strenger Stimme: Schwören Sie! Ich sagte, ich könne nicht, ich hätte noch nie geschworen, die Damen täten es nicht in Amerika, ob er nicht so gut sein wolle und es für mich tun? — Als wir so weit waren, verdarb Miß Dixon den Spaß durch Lachen, und so mußte ich mich denn benehmen. Nachdem wir zwei Stunden und drei Dollars in diesem düstern alten Bureau verwüstet hatten, schieden wir endlich, aber unsre Leiden waren noch nicht zu Ende. Kaum waren wir im Hotel, so kam der kleine Knopf wieder an mit neuen Formularen. Sie haben Ihr Äußeres nicht beschrieben, meldete er trostlos und händigte mir seine Zettel ein.

Ich hatte die Mahlzeit versäumt und war schlechter Laune, darum ergriff ich meine Feder mit dem Entschlusse, es kurz und schmerzlos zu machen. — Wie groß? Schnell gesagt! — Schwarz oder weiß? Nichts leichter als das! — Was für ein Kinn? Rund und rosig! — Gesichtsform? Hängt ab von Zeit und Ort! — Haarfarbe? Pures Gold! — Augen? Ich wußte, daß sie grün seien, aber das klang nicht poetisch genug, folglich wandte ich mich an Dixie. Sie dachte eine Weile nach und folgerte endlich so: Nicht grau, nicht braun! Halt, ich habs! Sie sind sirupfarben! So schrieb ichs also hin zusammen mit einer Menge sonstigem Unsinn. Nun müssen die Formulare erst nach Tokio geschickt werden zur Prüfung, dann wieder hierher zurück, wo ich noch mehr unterzeichnen und schwören muß. Man verliert wahrhaftig die Reiselust bei dem Getue!

Dein Bericht über euer Segelboot ist famos. Wie viele von euch werden diesen Sommer nach dem Kap fahren? Geht Jack mit? Wenn ich an die Sternennächte im Boot denke und an die langen, faulen Morgen an der Bucht, wird mir ganz elend vor Sehnsucht. Bis vor kurzem habe ich nicht gewagt, mich zu amüsieren, und jetzt, wo ich frei bin, segle ich als Verbannte nach Sibirien! Wer weiß, vielleicht erlebe ich Sternennächte in Sibirien.

Wladiwostok, Sibirien, den 16. August 1902

Wenn ich alles schriebe, was ich dir heute erzählen möchte, so müßte mein Brief über den Großen Ozean hinüberreichen! Hätte nie geglaubt, daß ich mich je wieder so famos amüsieren könnte!

Als wir herüberkamen, brachten wir einen Empfehlungsbrief mit an Mrs. Heath. Sie hat ein herrliches, großes Haus und ein herrliches, großes Herz und öffnete uns sofort alle beide.

Am Tage nach meiner Ankunft stand ich auf dem Platze vor ihrem Haus und sah hinaus über die Bucht. Ein mächtiges Kriegsschiff fuhr in den Hafen ein unter den Salutschüssen von siebzehn Kanonen des Forts. Es stellte sich heraus, daß es der Viktor sei, und du kannst dir denken, wie wir uns freuten. Mrs. Heath kennt fast die ganze Gesellschaft von der Marine, und ihr Haus ist ein beliebtes Rendezvous. Ehe der Abend kam, hatten wir alle unsre alten Bekannten wieder getroffen, unter ihnen meinen Nagasakifreund Vermont.

Es wurde nun furchtbar lustig, und ich kann nicht leugnen, daß ich für eine Missionarin schmählich leichtsinnig gewesen bin. Aber den Geist der Reue könnte ich um alles in der Welt nicht heraufbeschwören. Und was noch schlimmer ist, ich habe Dixie angesteckt! In den schwindligen Strudel durch mich hineingezogen, behauptet sie, ich hätte ihr Gewissen gelähmt. Ich habe sie geputzt, zu Dejeuners, Diners und Tees geschleppt, zu Konzerten auf Wasser und Land, und einmal — o entsetzliches Geständnis! — habe ich sie so lange gequält, bis sie mit ins Theater ging. Die Folge ist, daß sie ganz gesund geworden ist und zehn Jahre jünger aussieht. Ihr Hauptleiden war, daß sie sich mit einem richtigen Stachelzaun von Religion und Dogma umgeben hatte und sich fürchtete, die Augen zu erheben aus Angst, durch die Ritzen einen Blick von der herrlichen Welt zu erhaschen, die Gott uns zur Freude gemacht hat.

Es war mir ein ganz besondres Vergnügen, ein paar Pfähle von diesem Zaune niederzureißen.

Den größten Teil meiner Zeit bringe ich mit Vermont auf dem Wasser zu. Ich finde es gar nicht übel, draußen in der bezaubernden Ussuribucht, wenn der Mond scheint und Musik übers Wasser klingt, mit einem faszinierenden Jüngling über Liebe zu sprechen. Was schadet es, daß er über „die andre" spricht? Ich freue mich vielmehr, hier draußen in der weiten Welt einen Mann zu finden, der seiner Geliebten treu bleibt, obwohl sie zehntausend Meilen weit von ihm entfernt ist. Hier und da werfe ich eine Frage hin und höre nicht auf die Antwort, und er ergießt sein Innerstes und hält mich dabei für reizend. Er ist wirklich einer der besten Jungens, die ich je getroffen habe, und ich freue mich von ganzem Herzen für „die andre".

Auch verschiedne der andern Herren mag ich gern, aber sie belästigen mich mit Fragen. Sie wollen nicht glauben, daß ich bei der Mission bin, und sehn das Ganze als einen tollen Spaß an.

Könntest du doch Wladiwostok sehn! Es ist in Terrassen gebaut, an grünen Berghalden hinauf, halbmondförmig der Bucht entlang. Jedermann trägt Uniform irgendwelcher Art, Soldaten und Seeleute überall! Die Straßen sind ein buntes Panorama von fremdartigen Farben und Gestalten. Abends ist alles erhellt, Kapellen spielen, Uniformen glänzen, Fahnen fliegen. Alles ein einziger intensiver Pulsschlag von Leben und Rhythmus, und der Pferdefuß meiner Weltlichkeit versäumt nicht Takt zu halten.

Aber wenn das Tageslicht kommt und all die schmutzige Häßlichkeit enthüllt, so tritt Abscheu an die Stelle des Zaubers. Dann sind die Straßen gedrängt voll von Tausenden von degradierten Chinesen und Koreanern. Aber diese — selbst in ihrer Brutalität — sind nicht so schlimm wie die gewöhnlichen Russen. Durch diese Masse der Armut und Verkommenheit rasen prächtige Wagen mit reichgekleideten Leuten. Die Kutscher tragen lange blaue Plüschjacken mit roten Ärmeln und Gürteln, ihre Hosen sind in die langen Stiefelschäfte gesteckt. Auf ihren Köpfen haben sie drollige kleine Hüte, die aussehen, als ob jemand darauf gesessen hätte. Gewöhnlich stehn sie während der Fahrt und peitschen die armen Pferde zu

rasendem Tempo an. Viele von diesen Kutschern sind frühere Verbrecher und dürfen nie Sibirien verlassen. Wenn ihre Grausamkeit gegen Pferde ihrer Brutalität gegen ihre Mitmenschen entspricht, so kann ich nicht umhin, zu finden, daß sie ihre Strafe verdient haben.

Ich darf es nicht wagen, diesen Brief abzusenden, solange ich in Rußland bin; denn sie sind sehr krittlig in diesem alten Lande. Sie wollten mich nicht einmal eine kleine Fahne für die Jungens nach Hause senden lassen, und heute habe ich herausgekriegt, daß jeden Tag ein Polizist kommt, um sich nach unserm Tun und Treiben zu erkundigen. Jede Bewegung wird bewacht. Eines Tages, als wir ins Hotel zurückkamen, hatte man inzwischen alle unsre Sachen durchsucht, ja die Polizisten hatten sogar ihre alten Zigarettenstummel unter unsern Sachen gelassen. Je mehr man von Rußland sieht, desto mehr verliebt man sich in Onkel Sam.

Vor einigen Tagen gab uns Mrs. Heath eine lustige Tennis- und Teegesellschaft. Der Tee wurde unter den Bäumen aus einem strömenden Samowar ausgeschenkt, um den sich Vertreter vieler Nationen sammelten. Es gab viele Herren mit unaussprechlichen Namen und einen richtigen englischen Lord, der die Amerikaner für „furchtbar amüsant" hielt. Ich dachte, ich hätte Tennisspielen verlernt, aber dem war nicht so. Der Unterhandschlag, den Jack uns lehrte, brachte mir viel Ruhm ein.

Nur wenn ich darüber nachdenke, fühle ich, wie weit ich von zu Haus weg bin. Wenn ich mir überlege, wo ihr alle in diesem Augenblick seid, und was ihr alle tut, dann kommt mirs vor, als ob ich zu Besuch auf dem Planeten Mars wäre und überhaupt keine Verbindung mit der Welt hätte. Fisch mit einem Löffel essend und Kaffee aus Gläsern trinkend, so mußt du dir mich in Sibirien vorstellen. Die alte Parzendame hat gemerkt, daß sie mich nicht unterkriegt, und nun hat sie sich, scheint es, vorgenommen, ihren Ulk mit mir zu treiben.

Meine Kiste mit neuen Sachen kam gerade, ehe ich abreiste, und ich habe alles gut gebrauchen können. Wenn ich das weiße Kostüm und den weißen Hut anhabe, bin ich entzückend!

Das Wetter ist himmlisch, wie unsre schönsten Oktobertage zu Haus! Nichts ist unähnlicher als Rußland und Japan! Das eine ist ein großes Ölgemälde, tragisch, majestätisch, großartig; während das andre ein außerordentlich zierliches Aquarellstück ist voll Sonnenschein und Blumen.

Eben sind Besucher gekommen, und ich muß schließen. Das Leben ist trotz allem ein sehr hübsches Spiel, besonders wenn man klug genug ist, nur Zuschauer zu sein.

Wladiwostok, Sibirien, den 1. September 1902

Nur einen kurzen Brief mit der Meldung, daß wir W. heute abend verlassen. Alles schon gepackt! Es war der glücklichste Sommer, den ich seit Jahren verlebt habe, und ich mag gar nicht daran denken, daß er vorüber ist. Es hat so lange gedauert, bis ich Frieden fand, daß ich noch kaum wage, ihm voll ins Auge zu sehen aus Angst, er möchte entfliehen und mich im Dunkeln lassen. Wenn er auch noch nicht bis ins Innerste gedrungen ist, so herrscht doch äußerlich Friede, und ich beschwöre ihn, zu bleiben. Was könnte er alles an mir vollbringen, wenn die Erinnerungen nicht wären! Klägliche Erinnerungen! Am liebsten drehte ich ihnen den Hals um und begrübe sie in ein tiefes Loch. Doch manchmal haben sie mir auch gut getan, zur Besonnenheit ermahnt, meine Impulse zurückgehalten. Doch sie sind wie ein armer Verwandter, der immer zur dümmsten Zeit auftaucht. Zum Beispiel in einer prachtvollen Mondnacht auf der Ussuribucht im Sampan mit einem Zopfchinesen, der weder hört noch sieht, aber mit einem Begleiter, der

bezaubernd sein kann und Worte zu sagen wagt, die er nicht sagen sollte, wo die Musik und das Mondlicht einem zu Kopfe steigen, und man sich jung, leichtsinnig, sentimental fühlt. Da plötzlich taucht die Erinnerung an eine andre Mondnacht auf, wo Jugend und Romantik kein leerer Wahn waren. Alsbald wandert der Geist müde durch die dazwischenliegenden Jahre, man schüttelt den Zauber ab, setzt ein ernstes Gesicht auf und legt die Hände auf den Rücken. O Gefährtin, hab keine Angst, ich halte fest an meinem Ideal. An seinen Gewändern halt ich mich fest, bis sie zerfetzt sind. Du hast mir dieses Ideal gezeigt, und ich habe es nie ganz aus den Augen verloren.

Heut nachmittag segelte der Viktor nach den Philippinen. Als das Schiff an Mrs. Heaths Landhaus vorbeikam, wo wir alle versammelt waren, senkten sich die Fahnen. Ich fühlte die Niedergeschlagenheit kommen; die gute Zeit war vorüber, sie segelte mit dem Schiffe davon.

Jetzt bin ich im Hotel, Kisten und Kasten gepackt, reisefertig! Aschenbrödel wartet nicht, bis es Zwölfe schlägt, schon hat sie wieder die ärmlichen Kleider angetan und ist parat, wieder in der Asche auf dem Herd zu sitzen. Ich bin wirklich froh, daß harte Arbeit vor mir liegt, ich glaube, ich habe sie nötig zur Rettung meiner Seele.

Lebewohl, eitle Erde! Ich liebe dich nicht klüglich, sondern zu sehr!

Warum können die Menschen nicht nett gegen einen sein, ohne zu nett zu sein? Und warum kann man nicht ruppig gegen sie sein, ohne zu ruppig zu sein? Sela!

Hiroshima, den 10. Oktober 1902

Ich bin so todmüde heute abend, daß ich nicht weiß, wo mirs am meisten wehtut! Aber der Geist treibt mich, meine Seele zu entlasten in einem Brief an dich. Dies ist eine meiner Traumnächte! Ich habe davon zu viele in Japan, immer wenn mein Körper erschöpft ist und dem Geist zu wandern erlaubt, wohin er will — eine Traumnacht, in der der Mond so groß und silbern ist, und ich ihn umarmen möchte, weil er vor zwölf Stunden auf meine Lieben herabgeblickt hat. Nun kommt er, um dies Feenland noch schöner zu machen, um alles Häßliche, alle Flecken zu verbergen, um die Nadelbäume mit Silberspitzen zu schmücken und die alten Tempel in Glorie zu hüllen, sodaß man daran zweifelt, daß sie von Menschen gebaut sind, eine Nacht, in der die weißgekleideten Priester den Götzen opfern und deren wandernde Aufmerksamkeit herbeirufen durch das Anschlagen tiefer Glocken, deren Klang über das schlaftrunkne Japan und weit hinaus über die wundervolle See tönt.

Ich weiß nicht, was es ist, was da über mich kommt in Nächten wie diese. Ich scheine nicht mehr ich selbst zu sein. Hell wach lieg ich die Nacht hindurch, doch unbewußt dessen, was um mich ist, und träume Träume. Ich durchlebe die fröhlichen Kindheitstage, die traurigen Jugendjahre, in denen ich das Leben kennen lernte, die Jahre des Herzeleids und Herzbrechens, und durch alles hindurch — obgleich ich leide — geht solch eine unaussprechliche Erleichterung und Erhebung, daß selbst Schmerz zur Freude wird. Ich kann es mir nicht erklären, aber vielleicht ist es der Einfluß dieses geheimnisvollen Landes, beruhigend und einschläfernd, doch mächtig und durchdringend wie Gift.

Mein liebes Mädel, du sagst, du fühltest dich zu fern, um mir zu helfen. Darum brauchst du dich nicht zu sorgen. Selbst wenn du mir nie mehr ein Wort schriebest, würdest du mir doch helfen. Genug daran, daß du irgendwo auf der andern Seite der Erde bist, an mich glaubst, mich lieb hast und mir vertraust. Es war recht von dir, mich hierher zu schicken, und wenn es mich auch mein Herzblut kostet, so lerne ich doch meine Lektion, wie du es vorausgesagt hast.

Mein kleines Schiff wird vielleicht nie mehr in den Hafen des Glücks einlaufen; doch gibt es sonnige Meere, wo sanfte Winde wehen, und wenn es auch mutterseelenallein fährt, ists doch ein gar munteres Boot, gegen Schiffbruch und Unwetter gefeit, segelt durch viele Meere, berührt manches Land und wird reich an Erfahrung. Fest unter Verschluß halt ich meine Schätze: deine Liebe ist ein solcher Schatz, und niemand kann ihn mir rauben.

Was du mir von Jack schreibst, macht mich sehr unglücklich. Ich bin es nicht wert, daß er sich sorgt. Sag es ihm, Liebe. Wenn ich je wieder einen liebhaben könnte auf Erden, so wäre er es. Aber wenn sich gelegentlich solch ein Gefühl in meinem Herzen zu zeigen wagt, wird es mit der Wurzel ausgerissen. Ich möchte gern an ihn schreiben, aber es würde uns beiden nur Leid bringen. Sei lieb gegen ihn, Kameradin, ich kann es nicht ertragen, daß er traurig und elend ist.

Ich bin so müde, daß ich kaum die Träume zurückhalten kann und lieber aufhöre für heute.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 5. April 1909

(Die Reichstagsreden des Reichskanzlers und ihre nächsten Wirkungen.)

Bei der zweiten Beratung des Etats des Reichskanzlers und der Reichskanzlei am 29. und 30. März hat Fürst Bülow die Verhältnisse der auswärtigen und der innern Politik in drei bedeutsamen Reden beleuchtet. Eben in jenen Tagen wurde der österreichisch-serbische Konflikt beigelegt, da Sir Edward Grey die von Baron Aehrenthal vorgeschlagne Formel, von der wir im letzten Reichsspiegel berichtet haben, ohne Änderungen angenommen hatte und die Vorstellungen der Mächte in Belgrad nun endlich in einer Form geschehen konnten, die auch Österreich-Ungarn für ausreichend hielt. Jetzt fügte sich auch Serbien dem Drucke der Mächte, und somit konnte die Kriegsgefahr als beseitigt gelten.

Für den Reichskanzler war dies der gegebne Augenblick, um auch vor dem Reichstage Rechenschaft über die auswärtige Politik zu geben. Er tat es diesmal nicht in der Form einer Antwort auf die Anregungen und Fragen des Vertreters einer regierungsfreundlichen Partei, sondern er eröffnete die Verhandlung mit einer klaren Auseinandersetzung über die Fragen, die für eine Behandlung vor dem Reichstage reif waren.

Fürst Bülow knüpfte dabei an die Frage an, die durch die Verhandlungen im englischen Unterhause und durch die Flottenpanik im englischen Volke in den Vordergrund gerückt worden war. Es waren diesmal keine friedfertigen Versicherungen, von denen böswillige Leute sagen könnten, das seien Worte, nichts als Worte. Wohl gab der Kanzler an erster Stelle in würdigen Worten der Genugtuung Ausdruck, die der Besuch des Königs und der Königin von Großbritannien in der Hauptstadt des Deutschen Reichs überall hervorgerufen hatte. Aber er kennzeichnete den Wert freundlicher Beziehungen zwischen Deutschland und England nicht nur durch freundliche Worte, sondern ließ die Zahlen reden, die

nichts andres sind als der Ausdruck von Tatsachen, die über allen Stimmungen und diplomatischen Künsten stehn. England und Deutschland sind eben wirtschaftlich aufeinander angewiesen. Selbstverständlich kann dieses Verhältnis zertrümmert werden, aber wer das tut, der verschafft seinem Lande dadurch keine Vorteile, er stiftet nur einen unermeßlichen, unwiederbringlichen Schaden. Das ist zwar längst die Meinung aller vernünftigen Leute in Deutschland und in England, aber sie wird von Schadenstiftern diesseits und jenseits des Kanals immer wieder beiseite zu schieben und zu überschreien versucht, und gegen diese Versuche helfen natürlich keine Freundschaftsversicherungen. Man kann nur im Sinne einer Aufklärung arbeiten, indem man das einfache Tatsachenmaterial über das, was im Fall einer völligen Entzweiung Deutschlands und Englands auf dem Spiele steht, immer wieder vor Augen führt.

Noch schwieriger zu erörtern sind die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland. Die zeitweise ziemlich scharfen Gegensätze, die in der Marokkofrage hervorgetreten waren, sind durch das im Februar abgeschlossene Abkommen beseitigt worden. Sollte nun über die Vorgeschichte und den Wert dieses Abkommens erschöpfende Auskunft gegeben werden, so war dies, ohne neue Verstimmungen zu schaffen, kaum möglich, denn es mußten doch dabei die alten Streitpunkte in scharfe Beleuchtung gerückt werden, wenn man nicht riskieren wollte, daß die deutschen Gegner der deutschen Regierungspolitik in der Marokkofrage aufs neue in ihrer mißmutigen und abfälligen Kritik bestärkt wurden. Wir haben in unsern Betrachtungen an dieser Stelle mehrfach auseinandergesetzt, daß das Verhängnis unsrer Marokkopolitik darin bestand, daß zwei Meinungen beständig nebeneinander hergingen und nicht zusammenkommen konnten. Die eine Meinung richtete sich auf das von der Regierung streng festgehaltne Ziel, nämlich die Erhaltung der Möglichkeit für deutsche Reichsangehörige, in Marokko ungehindert Handel zu treiben, und zwar unter ausdrücklicher Fernhaltung und grundsätzlicher Ablehnung aller reinpolitischen Ziele. Die andre Meinung, die ihren Rückhalt begreiflicherweise bei den Deutschen in Marokko selbst fand und bei uns hauptsächlich durch das Deutsche Marokkokomitee vertreten wurde, kennzeichnete sich durch das allgemeine Bestreben, dem Deutschtum in Marokko überhaupt stärkern Einfluß auch in politischer Beziehung und womöglich ein Übergewicht zu verschaffen, am liebsten in Form einer Kolonisation, Schutzherrschaft oder dem ähnliches. Die großen Schwierigkeiten, die sich auch dem bescheidnen Ziele der deutschen Regierung entgegenstellten, machten mehrfach Maßregeln nötig, die als ein Einlenken in die Bahnen des deutschen Marokkokomitees gedeutet werden konnten und tatsächlich so aufgefaßt wurden. Wenn dann derartige Schritte ihre Wirkung getan hatten und andre Mittel nötig wurden, dann wurde natürlich in den Kreisen, die das Vorangegangne als den Anlauf zu einer weitergehenden Politik betrachtet hatten, von Rückzügen, Mißerfolgen und Schwankungen gesprochen. Auf diese Umstände deutete wohl auch der Reichskanzler hin, als er in seiner Rede sagte: „Ich könnte Ihnen, meine Herren, in einer historischen Betrachtung nachweisen, daß, wenn unsre Methode nicht immer die gleiche war, doch unser sachlicher Standpunkt immer derselbe geblieben ist. Zeit und Umstände sind eben immer im Fluß und Wechsel. Im Fall des Marokkoabkommens liegt dem Vorwurf der Inkonsequenz, wie ich glaube, eine irrige Auffassung über unsre Aufgaben in Marokko zugrunde.“ Daß der Reichskanzler trotz der naheliegenden Versuchung auf Einzelheiten und genaue Erläuterungen dieser Andeutung nicht einging, war gerechtfertigt, denn er hätte die deutschen Kritiker unsrer offiziellen Marokkopolitik eben nicht entwaffnen können, ohne neue und noch dazu überflüssige Verstimmungen in Frankreich hervorzurufen. Fürst Bülow ging deshalb darüber hinweg und ließ mit geschickter Wendung die Erörterung über die

Marokkofrage in eine Ausführung von grundsätzlicher Bedeutung und größerer aktueller Wichtigkeit ausklingen. Er warf mit Bezug auf die deutsch-französischen Beziehungen die Frage auf, ob die Möglichkeit, daß wir mit Frankreich vielleicht wieder einmal den Degen zu kreuzen hätten, uns veranlassen müsse, Frankreich anderweit zu schaden und es in Schwierigkeiten zu verwickeln. Diese „Theorie der krummen Politik“ verwarf der Kanzler als nicht in unserm Interesse liegend, und er konnte sich dabei — mit größerm Rechte als viele Politiker, die bei jeder Gelegenheit die Autorität Bismarcks im Munde führen — auf das Beispiel seines großen Amtsvorgängers berufen.

Den größten Eindruck machten die Darlegungen des Fürsten Bülow über unsre Politik im nahen Orient. Die entschiedne Zurückweisung der Behauptung, daß er anfangs geschwankt habe, ob er an die Seite Österreich-Ungarns treten solle, an der Hand aktenmäßiger Beweise, die feste Betonung, daß die Wahrung der „Nibelungentreue“ gegen Österreich-Ungarn dem deutschen Interesse entsprochen habe, die Widerlegung der Meinung, Deutschland habe durch seine bewiesene Bundestreue die Kriegsgefahr verschärft und sich den Aufgaben einer friedlichen Vermittlung entzogen — das alles machte diesen zweiten Teil der Rede zu einem der bedeutendsten Zeugnisse für den Erfolg der deutschen Politik in der gegenwärtigen Orientkrisis und für die Machtstellung Deutschlands im Rate der Völker.

Noch einmal ergriff Fürst Bülow in derselben Sitzung das Wort, nachdem die Redner der großen Parteien seine Darlegung der politischen Verhältnisse in verschiednen Punkten besprochen und glossiert hatten. In allem wesentlichen konnten die bürgerlichen Parteien, auch das Zentrum, zu der auswärtigen Politik des Reichs nur ihre Zustimmung aussprechen. Wie günstig die Stimmung war, geht schon daraus hervor, daß das Zentrum den Freiherrn v. Hertling als Redner vorschickte, den berufensten und maßvollsten sowie persönlich angesehensten Beurteiler, den es für diese Fragen in seinen Reihen finden kann. Um so kläglicher fiel der sozialdemokratische Redner ab, der Abgeordnete Ledebour, dessen öde Deklamationen der Reichskanzler wohl in Übereinstimmung mit dem ganzen Hause am besten dadurch kennzeichnete, daß er der Sehnsucht nach Bebel Ausdruck gab. Die Abfuhr, die Fürst Bülow Herrn Ledebour zuteil werden ließ, war prächtig und wohlverdient. In der zweiten Rede des Reichskanzlers traten infolge der Hinweise der Vorredner die Ausführungen zur Flottenfrage in den Vordergrund, insbesondre die Frage des Verhältnisses zu England. Was der Reichskanzler darüber sagte, war an sich selbstverständlich und nicht neu, es war eben die Ansicht jedes deutschen Vaterlandsfreundes, daß wir mit dem Bau der deutschen Flotte nicht in Wettbewerb mit England treten wollen, daß unsre Flottenfrage eine innere Angelegenheit Deutschlands ist, über die wir mit dem Auslande nicht diskutieren, und daß das Programm unsers Flottenbaus in aller Offenheit daliegt. Es war aber sehr notwendig, daß auch der leitende Staatsmann das alles im Plenum des Reichstags noch einmal ganz unzweideutig zum Ausdruck brachte. An unsrer Stellungnahme kann auch nichts dadurch geändert werden, daß unmittelbar darauf der Premierminister Asquith im Unterhause erklärte, England müsse seinen Flottenbau von dem deutschen abhängig machen. Einen solchen Entschluß zu kritisieren, ist nicht unsre Sache; wir müssen es England überlassen, für seine Interessen zu tun, was es für nötig hält. Nur wird uns natürlich die Auffassung Englands, daß es seine Flottenrüstung auf die erwartete Gegnerschaft Deutschlands hin und nur auf diese einrichten müsse, darin bestärken, daß wir unsrerseits, die wir keine feindseligen Absichten haben, doch auf der Hut sein müssen und uns auf keine Abrüstungsvorschläge einlassen dürfen. Wir müssen dem Reichskanzler auch darin zustimmen, daß das Zeitalter der Kabinettskriege vorüber ist, daß in unsrer Zeit nicht fürstliche Ambitionen und ministerielle Umtriebe, sondern leidenschaftliche

Regungen der öffentlichen Meinung, die durch Presse und Parlament die Exekutive mit sich fortreißen, die größte Gefahr für den Frieden bilden.

Mit den Wirkungen unsrer Reichstagsdebatte über die auswärtige Politik können wir wohl zufrieden sein. Nicht nur die Zustimmung aller bürgerlichen Parteien zu der Führung der auswärtigen Politik haben wir zu verzeichnen, sondern auch das endliche Durchdringen der Einsicht, daß in dem Augenblick, wo wirklich das Einsetzen der realen Macht des Deutschen Reichs überhaupt nur in Frage kommt, die Gespenster der Einkreisungs- und Isolierungspolitik plötzlich verschwunden sind. Sie zeigen sich endlich als das, wofür wir sie immer erkannt haben, als Geschöpfe einer fieberhaft erregten Einbildungskraft, die durch systematisch genährtes Mißvergnügen und durch eine Kritiksucht, die niemals in ernster Mitarbeit und gewissenhafter Prüfung ein Gegengewicht fand, in einen krankhaften Zustand versetzt worden war. Man hat neuerdings die Flottenpanik der Engländer mit der im vorigen Jahre bei uns herrschenden Einkreisungsangst in Parallele gestellt. Eine Zeitung meinte, die Engländer erführen jetzt das Walten der Nemesis für die Sorgen, die sie uns früher bereitet haben. Man mag es so auffassen, aber wir sollten meinen, beide Völker haben keine Veranlassung, sich die nervösen Depressionen ihrer öffentlichen Meinung gegenseitig vorzuhalten. Wir haben im vorigen Jahre auch keine gute Rolle gespielt, soweit die öffentliche Durchschnittsmeinung bei uns in Betracht kam, und sollten lieber, anstatt schadenfroh die Purzelbäume der lieben Vettern drüben über dem Kanal wegen der Dreadnoughts zu kritisieren, in Ruhe die Erfahrungen aus solchen krankhaften Zuständen der modernen Volksseelen buchen und studieren. Vielleicht gelangen wir dann zu etwas mehr Wirklichkeitssinn in der Abwägung der wirkenden Kräfte und der entscheidenden Interessen.

Daß im Auslande die Reden des Reichskanzlers über auswärtige Politik verschieden beurteilt worden sind, ist selbstverständlich. Die Beurteilung richtet sich jedesmal nach den Interessen der Länder und den Zielen ihrer eignen Politik. Wer zwischen den Zeilen der Preßstimmen zu lesen versteht, wird trotzdem erkennen, daß Fürst Bülow denen, die gern abfällig über seine Reden urteilen möchten, die Arbeit wenigstens nicht leicht gemacht hat. Am schärfsten hat die russische Presse geurteilt, wohl in der Erwartung, durch das Sekundieren der französischen und englischen Presse den Eindruck der Tatsachen abschwächen zu können. Diese Hoffnung hat augenscheinlich die Blätter vom Schlage der Nowoje Wremja gegen die Erkenntnis blind gemacht, daß sie selbst die einzigen sind, die Rußland bloßgestellt haben. Der Reichskanzler in seinen Reden und die große Mehrheit der urteilsfähigen Politiker Deutschlands in ihren Meinungen haben die Schwierigkeiten, denen die russische Politik in der serbischen Frage ausgesetzt war, wohl zu würdigen gewußt und in dem Einlenken Rußlands einen Entschluß gesehen, den man gern nach seiner vollen Bedeutung anzuerkennen bereit ist. Und es ist inzwischen nachgewiesen worden, daß die einzige vermittelnde Bemühung, die Deutschland in der Sache, ohne seinen Bundesgenossen in Verlegenheiten zu bringen, unternehmen konnte, darin bestand, daß es Rußland in freundschaftlicher Form behilflich war, die rechte Form und den rechten Augenblick zu finden, um den bereits vorhandnen friedlichen Absichten der russischen Politik den Weg zu ebnen und ihnen den Anschein eines demütigenden Rückzugs zu nehmen. Das ist von den verantwortlichen Leitern der Politik Rußlands auch anerkannt und praktisch benutzt worden, und wenn nachträglich die Sache von deutschfeindlicher Seite so gewandt worden ist, als habe Deutschland mit Hilfe eines Drucks und einer Drohung auf Rußlands Entschlüsse eingewirkt, so ist das von deutscher Seite bereits widerlegt und von russischer Seite diese Widerlegung bestätigt worden.

Am 30. März hatte der Reichskanzler Gelegenheit, über innere Politik zu sprechen. Die vorangehenden Redner brachten in manchen Punkten eine Klärung,

ließen aber auch die Schwierigkeiten schärfer als bisher hervortreten. Die Konservativen verharrten freilich in ihrem Widerstande gegen die Nachlaßsteuer, zeigten aber doch durch ihren Redner, Freiherrn v. Richthofen, eine Abkehr von der schroffen Haltung gegenüber der Blockpolitik. Die Nationalliberalen traten zum erstenmale — Herr Bassermann hielt eine seiner besten Reden — entschieden auf den Boden der Nachlaßsteuer oder erweiterten Erbschaftssteuer, und auch Reichspartei und Wirtschaftliche Vereinigung taten, wenn auch etwas verklausuliert und nicht bedingungslos, dasselbe. Andrerseits sprach der Redner der Freisinnigen Volkspartei, der Abgeordnete Wiemer, recht scharf gegen die Konservativen, noch schärfer — oder richtiger gesagt, leidenschaftlicher — freilich der Volksparteiler Haußmann, aber hier herrschte der Eindruck vor, daß der Redner stark über die Grenze hinausgegangen war, die die führenden Elemente seiner eignen Partei ihm gezogen hatten. Wenn er den Block schon für tot erklärte, während der Sozialdemokrat Dr. David ihn doch wenigstens noch „röcheln" hörte, so fand doch der Reformparteiler Zimmermann allgemeinere und stärkere Zustimmung, als er meinte, wenn der Block nach solchen scharfen Reden noch zusammenhielte, dann sei er überhaupt nicht umzubringen. Und trotz allen übeln Prophezeiungen und wissenschaftlichen Leichenatteſten scheint es, als sei der Block auch wirklich nicht umzubringen.

Diesmal griff der Reichskanzler erst später in die Debatte ein. Er benutzte dazu den Augenblick, als ein täppischer Angriff des Welfen Götz von Olenhusen ihn unmittelbar auf den Kampfplatz rief. Mit großer Schärfe wies Fürst Bülow die Zweifel, die der Welfe gegen seine Königstreue zu äußern gewagt hatte, zurück und verabfolgte den welfischen Bestrebungen ein Sturzbad, das sie wohl so kräftig und ausgiebig nicht erwartet hatten. Er erweiterte auch hier die Antwort auf einen unbedachten Angriff zu einer Kundgebung von grundsätzlicher Bedeutung für die innern Verhältnisse des Reichs. Dabei fand er Gelegenheit, in sehr ernster Form die Angriffe auf den Kaiser zurückzuweisen und sein Verhältnis zum Kaiser zu beleuchten. Und auf die Anspielungen, daß er wohl nicht lange mehr im Amte bleiben werde, gab er die feste und deutliche Antwort: „Ich bleibe so lange, als mir das Vertrauen Seiner Majestät des Kaisers zur Seite steht, und als es mit meinem Gewissen verträglich ist. Wenn eine dieser beiden Voraussetzungen hinfällig werden sollte, so werde ich keinen Augenblick länger bleiben." Noch in manchen andern Punkten schlug der Reichskanzler eine scharfe Klinge, aber der wichtigste Teil seiner Rede war doch der letzte, der sich mit der Reichsfinanzreform beschäftigte. Fürst Bülow entfaltete seine große Geschicklichkeit, den Standpunkt der verbündeten Regierungen deutlich und entschieden zu präzisieren und festzuhalten und dabei doch keinen der kleinen Fäden fallen zu lassen, deren Zusammenknüpfen den Block doch noch wieder zusammenführen und das Gelingen der Reichsfinanzreform sichern kann.

Ob es glücken wird? Mit einiger Bangigkeit wird die Frage überall gestellt, nachdem der Reichstag noch den Etat fertig beraten hat und dann in die Osterferien gegangen ist, ohne daß in der Reichsfinanzreform trotz genügender Zeit auch nur eine einzige wirkliche Entscheidung getroffen worden ist. Aber es fehlt auch nicht an Anzeichen, daß der schlimmste Tiefstand überwunden ist. Im Volke hat sich in allen Kreisen der entschiedne Wille geregt, daß das Werk zustandekommen muß. In der Osterzeit muß die Klärung erfolgen, und dann werden gleich nach dem Wiederbeginn der Arbeiten rasch bestimmte Entschlüsse zu fassen sein. Hoffentlich fallen sie in der Richtung, die, wenn sie auch vielleicht nicht allen Wünschen entspricht, im Laufe einer monatelangen Kampf- und Überlegungszeit als die richtige, weil die einzig mögliche, erkannt worden ist.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Der ägyptiſche Sudan im Jahre 1907

Von Hauptmann Otto Neuſchler

Zugleich mit ſeinem Bericht über die Entwicklung Ägyptens im Jahre 1907, dem erſten Jahre ſeiner Verwaltung, hat Sir E. Gorſt, der britiſche Generalkonſul, ſeiner vorgeſetzten Behörde auch ſeinen Jahresbericht über den Sudan eingereicht. Auch aus dieſem Teile des Berichtes ſollen die wichtigſten Angaben entnommen und nachſtehend wiedergegeben werden.*)

Der Rückzug der belgiſchen Truppen aus den ſüdweſtlichen Gebieten des Bahr-el-Ghazal, die Feſtlegung der Grenzen von Abeſſinien und Uganda ſowie eine nähere Verſtändigung mit dem Sultan Ali Dinar über die Grenzen von Darfur haben zwar die zahlreichen Schwierigkeiten, mit denen die Regierung des Sudans nach außen hin zu kämpfen hatte, ziemlich vermindert; immerhin iſt es aber keine kleine Aufgabe, die Grenze dieſes Landes, die, ohne die Strecken zu rechnen, wo der Sudan an Ägypten oder an das Meer ſtößt, eine Geſamtlänge von etwa 6400 Kilometern hat, dauernd gegen zahlreiche, zum größten Teil wilde und unter keinerlei Kontrolle ſtehende Stämme zu bewachen. Es kann deshalb auch nicht wundernehmen, daß hier der Friede häufig geſtört wird, daß zahlreiche Unternehmungen nötig ſind, und daß es nicht immer möglich iſt, den Bewohnern dieſer Gebiete das Maß von Schutz und Sicherheit zu gewähren, das ſonſt die Begleiterſcheinung einer geordneten Regierung zu ſein pflegt. Im Innern ſind wenig Störungen zu verzeichnen. Es hat das ſeinen Grund in der ſich immer mehr ausdehnenden Erſchließung des Landes durch Straßen und namentlich durch ein ſich immer weiter verzweigendes Telegraphennetz.

Die ſich in Arbeit befindende Überbrückung des Blauen Nils bei Khartum wird den Weiterbau der Eiſenbahn in das fruchtbare Gebiet von Gezira weſentlich erleichtern. Die Brücke wird in kurzer Zeit fertiggeſtellt ſein. Die endgiltige Linie der Eiſenbahn iſt zwar noch nicht beſtimmt; vorausſichtlich

*) Vgl. Grenzboten 1908 Nr. 4 und 1909 Nr. 9 und 10.

wird jedoch die Hauptlinie die Richtung nach dem Weißen Nil nehmen und schließlich bis El Obeid geführt werden und so bis in die nächste Nähe der ausgedehnten Gummiwälder von Kordofan gelangen.

Der Bewässerungsdienst arbeitet einerseits mit dem Ägyptens Hand in Hand, andrerseits ist er eifrig mit den Vorarbeiten für eine Kanalisation von Gezira beschäftigt, die große Striche fruchtbaren Bodens dem Baumwoll- und Getreideanbau erschließen soll. In den Provinzen von Gezira, Berber, Dongola und Khartum wurde mit Katasteraufnahmen, Grenzregulierungen und andern Vermessungen der Weg für eine extensivere Bewirtschaftung vorbereitet. Zwischen Khartum und Gondokoro wurde telegraphische Verbindung hergestellt. Während der niedrige Stand der Nilflut im Jahre 1907 den Sudan in seinem gegenwärtigen unbewässerten Zustande kaum in Mitleidenschaft zog, hatte ein ungewöhnlich starker Regenfall in den nördlichen Gebieten einen sehr wohltätigen Erfolg. Die Araber konnten weite Landstrecken zwischen dem Nil und Suakin, die auf diese Weise bewässert worden waren, bebauen; leider wurden jedoch die Felder durch Heuschreckenschwärme, die kurz vor der Ernte einfielen, schwer geschädigt.

Wenn sich auch keine genauen Angaben über die Stärke der Bevölkerung machen lassen, so macht es doch den bestimmten Eindruck, als ob die Bevölkerung in starker Zunahme begriffen sei. Man glaubt, daß sie zwei Millionen schon übersteigt. Eine bemerkenswerte Zunahme an europäischen Kaufleuten und gelernten Handwerkern und ebenso an ägyptischen Handwerkern und Arbeitern ist zu verzeichnen, und zwar besonders in der Provinz Khartum. Während Lord Cromer in seinem Bericht über das Jahr 1906 die Zahl der im Sudan wohnenden Europäer auf 3104 und die der Abessinier, Ägypter und Inder auf 9815 angibt, sind diese Zahlen jetzt auf 3914 und 17030 gestiegen.

Wie schon erwähnt worden ist, wurde mit großem Eifer an der Landesaufnahme gearbeitet, die gerade in einem ackerbautreibenden Lande wie dem Sudan die wichtige Grundlage für jede Weiterentwicklung ist. In der Provinz Berber wurden 18858,5 Hektar und in der Provinz Halfa 4860 Hektar vermessen, während in der Provinz des Weißen Nils mit der Vermessung begonnen worden ist. In Gehzireh wurde eine Reihe wertvoller Dorfvermessungen hergestellt. In den Provinzen Dongola und Khartum wurde die Aufnahme mit einem Gesamtkostenaufwand von rund 93000 und 82800 Mark fertiggestellt und hatte den Erfolg, daß sich das steuerbare Land um 3950 Hektar vermehrte, was einen Zuwachs der Regierungseinnahmen von 93600 Mark bedeutet, wenn einmal die vollen Steuern erhoben werden.

Diese sorgfältige Landesaufnahme und Vermessung ermöglicht auch eine gründlichere und sachgemäßere Bewässerung des Landes.

Dabei stand der Sudan unter dem Zeichen eines verhältnismäßig niedrigen Nilwasserstandes und außergewöhnlich starker Regenfälle in den nördlichen

Provinzen. Ein Vergleich der Resultate des in Frage stehenden Jahres mit denen des Vorjahres zeigt am besten die gemachten Fortschritte.

	1906	1907
Künstlich bewässert . . .	46709 Hektar	48304 Hektar
Regenernte	318651 „	474605 „
Überflutet	38096 „	46678 „
zusammen	403456 Hektar	569587 Hektar

Das gesamte anbaubare Land ist somit um 166132 Hektar vermehrt worden. Der Anbau von ägyptischer Baumwolle nimmt immer mehr zu.

In Om Nabardi wurde von der Sudan-Goldfelder-Gesellschaft die Ausbeutung alter Goldminen in Betrieb genommen. Schon in weit zurückliegenden Zeiten war hier nach Gold gesucht worden. Nach den gemachten Funden lassen sich zwei Perioden, eine gräkoromanische und eine arabische unterscheiden. Im allgemeinen stehen der Entwicklung der Mineninduſtrie im Sudan große Transportschwierigkeiten hindernd im Wege. Auch die Frage genügender Wasserversorgung wird bei weiterer Entwicklung noch ernstlich in die Erscheinung treten.

Im Jahre 1906 war eine Zollverwaltung mit dem Sitze in Port Sudan errichtet worden. Im Jahre 1907 wurde ihr eine statistische Abteilung angegliedert, deren Arbeit einen genauern Einblick in die Verhältnisse der Ein- und Ausfuhr sowie des Durchgangsverkehrs ermöglicht. Der Wert der Einfuhr ist von 18,15 Millionen Mark im Jahre 1906 auf 25,15, also um 7 Millionen Mark im Jahre 1907 gestiegen. Die Ausfuhr von Produkten des Sudans zeigt eine Zunahme um 3,3 Millionen Mark im Jahre 1907, das heißt von 4,1 im Jahre 1906 auf 7,4 Millionen im Jahre 1907. Der Durchgangsverkehr ist von 274267 Mark im Jahre 1906 auf 469000 Mark im Jahre 1907 angewachsen. Der Wert der unmittelbar über Port Sudan, Suakin und andre Zollstationen mit Ausnahme von Halfa eingeführten Waren ist im Jahre 1907 um 861380 Mark, das heißt von 731153 Mark auf 1592533 Mark gestiegen.

Unter den Einfuhrartikeln nehmen Kohlen, Maschinenteile und Eisenbahnmaterialien den ersten Platz ein, während Baumwolle und Gummi die wichtigsten Ausfuhrartikel sind. Die Gummiernte war vorzüglich; er wurden gute Preise erlangt. Es werden nachdrückliche Anstrengungen gemacht, um den Gummihandel durch Verbesserung der Transportverhältnisse noch mehr zu heben.

Die nachstehende Tabelle gibt eine Zusammenstellung des Exports an Gummi, Elfenbein und Straußenfedern seit 1899. Als Einheit ist ein Kantar = rund 45 Kilogramm zugrundegelegt.

	1899	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906	1907	
Gummi .	42000	61000	171000	220000	191214	262572	158000	164000	204981	Kant.
Elfenbein	114	287	534	833	1078	1430	1720	1500	1931	„
Straußenfedern .	—	133	146	130	660	285	318	500	474	„

Die Einfuhr an Weinen und Spirituosen ist um rund 172000 Mark gesunken; diese Erscheinung ist hauptsächlich der scharfen von der Regierung ausgeübten Überwachung zuzuschreiben.

In den letzten Jahren ist viel zur Verbesserung der Küstenwache geschehen. Diese besteht heute aus 104 Landküstenwächtern und 12 Seeküstenwächtern. Jene finden auch in der Zollpolizei Verwendung. Ihrer eifrigen Tätigkeit ist eine merkliche Abnahme des Schmuggels zu verdanken. Zunächst war ihre Arbeit auf die Küste des Roten Meeres und deren nächste Umgebung beschränkt; man beabsichtigt jedoch, sie allmählich auch auf die andern Grenzen auszudehnen.

Die schon von Lord Cromer in seinem letzten Bericht erwähnte Steigerung der Einnahmen hat auch im Jahre 1907 angehalten.

Der Voranschlag für 1907 hatte folgende Summen vorgesehen:

Einnahmen	17077500 Mark
Ausgaben	22314600 „
Defizit	5237100 Mark

Demgegenüber gestaltete sich der tatsächliche Jahresabschluß für 1907 annähernd folgendermaßen:

Einnahmen	19996100 Mark
Ausgaben	20969100 „
Defizit	972900 Mark

Die Einnahmen übersteigen somit den Voranschlag um 2918700 Mark, während die Ausgaben um 1345500 Mark hinter dem Voranschlag zurückgeblieben sind.

Da die ägyptische Regierung eine jährliche Unterstützung zu den Ausgaben des Sudans in Höhe von 5237224 Mark gewährt, die in den angeführten Berechnungen nicht mit einbegriffen ist, so ist tatsächlich ein Überschuß von 4264324 Mark zu verzeichnen.

Der Voranschlag für 1908 hat die folgenden Zahlen vorgesehen:

Einnahmen	20704160 Mark
Beisteuer der ägyptischen Regierung	5237224 „
zusammen	25941384 Mark
Ausgaben	25009984 Mark
An die ägyptische Regierung zu zahlende Zinsen aus Anleihen	931500 „
zusammen	25941384 Mark

Im ägyptischen Budget ist die Beisteuer der ägyptischen Regierung auf 7861094 Mark angegeben; diese Summe schließt aber 2623870 Mark in sich, die von der Regierung des Sudans zur Unterhaltung der ägyptischen Armee im Sudan beizusteuern sind.

Der Reservefonds hat am Ende des Jahres 1907 folgendermaßen abgeschlossen:

Abschluß am 31. Dezember 1907	859050 Mark
Überschuß im Jahre 1907	4264200 „
zusammen	5123250 Mark

Für das Jahr 1907 war folgendes Ausgabenprogramm vorgesehen:

Eisenbahnbrücken	517500 Mark
Öffentliche Arbeiten	517500 „
Straßen und Wege	517500 „
Ausbau der elektrischen Lichtanlage	271170 „
Katasteraufnahmen	378810 „
Telegraphenleitungen	202860 „
Vorsichtsmaßregeln gegen Cholera und Bubonenpest	207000 „
Anthropologische Expedition	31050 „
Verschiedne andre Ausgaben	1444860 „
zusammen	4088250 Mark

Es bleibt somit eine Summe von 1035000 Mark für unvorhergesehene Ausgaben übrig.

Auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens hat der durch die Überschwemmungen verursachte Schaden alle in frühern Jahren erlittnen Beschädigungen weit übertroffen. Vom 24. Juli bis zum 5. Oktober war die Bahnlinie dauernd unterbrochen. Mehr als 52 Kilometer wurden im ganzen weggeschwemmt, und an mehr als 500 Stellen wurde die Bahnlinie beschädigt. Trotz dieser Störungen, wie sie seit Errichtung der Bahn noch niemals in solcher Stärke zu verzeichnen waren, hat sich der Verkehr immer mehr entwickelt und sich immer einträglicher gestaltet.

Die Gesamtausgaben haben sich von 4,86 Millionen Mark im Jahre 1906 auf rund 6,17 Millionen Mark im Jahre 1907 erhöht, während die Ausgaben gleichzeitig von 3,33 auf 4,41 Millionen Mark angewachsen waren. Die Zahl der im Jahre 1907 beförderten Passagiere übertraf die des Vorjahres um 95001. Im Jahre 1904 hatte die Eisenbahn nur 47500 Passagiere im ganzen befördert; im Jahre 1907 betrug die Gesamtzahl 342126 Passagiere. Die von Staats wegen beförderten Güter nicht eingerechnet, wurden 101606 Tonnen an Waren und 35856 lebende Häupter auf private Rechnung befördert gegen 64442 Tonnen und 31425 lebende Häupter im Jahre 1906. Die Einnahmen in diesem Kapitel übersteigen die des Vorjahres um 662276 Mark. Wegen des Baues einer Eisenbahn- und Straßenbrücke über den Blauen Nil bei Khartum wurde mit einer Gesellschaft ein Vertrag abgeschlossen. Die Arbeit ist schon im Gang. Die Brücke wird voraussichtlich Ende 1909 dem Verkehr übergeben werden.

Die Nilschiffahrt wurde im Jahre 1907 sehr gefördert. Alle im Jahre 1906 bewilligten Schiffe sind inzwischen vom Stapel gelassen worden. Dadurch hat der Verkehr auf dem Flusse wesentlich zugenommen. Auch fernerhin sollen neue Schiffe gebaut werden. Die Dampferverbindung auf der Linie Assuan – Halfa und auf dem Nil südlich von Khartum soll verbessert werden.

An neuen Straßen wurden über 2240 Kilometer angelegt. Zahlreiche schon bestehende Straßen wurden außerdem ausgebessert. In Anbetracht der großen Sterblichkeit der Lastzugtiere wurden Versuche mit schweren Lastselbstfahrern gemacht, die jedoch noch zu keinem Abschluß gelangt sind.

Auf Kosten der Regierung wurden mehr als hundert neue Brunnen gegraben. Auch die Eingebornen sind auf diesem Gebiete von sich aus sehr tätig.

An Posten und Telegraphenstationen bestehn im Sudan jetzt 56. Die Zahl der im Jahre 1907 beförderten Postpakete wird auf 4,8 Millionen, die der eingeschriebnen Briefe auf 125000 angegeben.

Ägyptische und fremde Gepäckstücke von und nach dem Sudan werden jetzt über Port Sudan befördert; die Zollprüfung findet jedoch in Khartum statt.

An Telegraphenlinien bestehen jetzt 7075 Kilometer, 296 mehr als im Vorjahre. Die Gesamtdrahtlänge beträgt 13435 Kilometer, das heißt 718 Kilometer mehr als im Jahre 1906. In diesen Zahlen sind die Telephonsysteme Khartum – Omdurman – Khartum Nord und von Port Sudan nicht eingerechnet.

Ende 1906 wurde mit den größten Schwierigkeiten eine Telegraphenlinie zwischen Bor und Mvolo gelegt und so eine direkte Verbindung zwischen Meshra-el-Rek und Gondoro hergestellt.

Im Jahre 1907 betrug die Zahl der aufgegebnen Telegramme 434800 gegen 373653 im Jahre 1906. Offizielle Telegramme zeigen eine Zunahme um 2 Prozent, private um 22 Prozent. Von diesen waren 70 Prozent in arabischer, 13 Prozent in englischer und 17 Prozent in andern europäischen Sprachen abgefaßt.

Die Einnahmen von Posten und Telegraphen zusammen beliefen sich im Jahre 1907 auf 966110 Mark gegen 810881 Mark im Jahre 1906. Die Ausgaben erreichten eine Höhe von 1030611 Mark gegenüber von 795915 Mark im Vorjahre. Dieses bedeutende Anwachsen der Ausgaben erklärt sich hauptsächlich durch eine bedeutende Gehaltsaufbesserung der Beamten.

Große Summen wurden auch im Jahre 1907 für öffentliche Bauten aufgewandt. Es sind hier in erster Linie die Regierungsgebäude und Beamtenwohnungen zu nennen, die an verschiednen Orten errichtet wurden, und sodann die Hafenanlagen im Hafen von Port Sudan. Für die im Hafen und in der Stadt Port Sudan errichteten Bauten waren bis Ende 1907 annähernd 14,18 Millionen Mark aufgewandt worden. Die Arbeiten am Quai sind nicht mit der erwarteten Schnelligkeit fortgeschritten, da der Korallenfelsen, auf dem die Grundmauern ruhen, der Bearbeitung beträchtlichen Widerstand entgegensetzt.

Im ganzen haben in dem am 30. September 1907 abgeschloßnen Jahre Schiffe mit einem Gesamttonnengehalt von 308791 Tonnen, von denen 259659 Tonnen britisch waren und 49122 Tonnen von andern Staaten herrührten, den Hafen von Port Sudan berührt. Unter den Linien, die den Hafen regelmäßig anlaufen, sind die Dale oder Ostafrikanische Linie, die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd zu nennen. Die Florio-Rubattino-

Linie errichtet einen regelmäßigen monatlichen Dampferdienst zwischen Neapel, Alexandria, Port Sudan und Massaua.

Was die Bewässerungstätigkeit anlangt, so ist zunächst zu erwähnen, daß an der Landesvermessung des Gebietes am Blauen und am Weißen Nil, die als Vorarbeit für große Bewässerungsanlagen in jenem Gebiete unternommen wurde, während des ganzen Jahres eifrig weitergearbeitet worden ist. Die Vermessungsarbeiten haben jedoch vielfach, namentlich in den sumpfigen Gebieten, mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Weitere Arbeiten sind in hohem Maße von der Fortführung der Eisenbahn in jene Gegenden abhängig. Eine Durchführung des Bewässerungsplanes wird deshalb noch verschiedne Jahre in Anspruch nehmen.

Der Bericht enthält weiterhin noch zahlreiche Angaben aus den Gebieten der Rechtspflege, des Erziehungswesens, der öffentlichen Gesundheitspflege, über wissenschaftliche Forschungen, über Waldschutz und Wildpflege u. a.

Außerdem sind Berichte über Einzelheiten aus dem Verwaltungsbereich der einzelnen Provinzen beigefügt.

Während ein näheres Eingehn auf die zuerst genannten Angaben zu weit führen würde, sollen aus den Provinzialberichten noch einige Mitteilungen angeführt werden.

In der Provinz Bahr-el-Ghazal wurden vom September 1906 bis Oktober 1907 93 Kantar Elfenbein zusammengebracht, gegenüber von 11 Kantar im vorangegangnen Jahre.

Über Halfa haben in den zwei letzten Jahren die nachstehenden Fremden den Sudan betreten:

	1906	1907
Amerikaner	25	107
Armenier	37	43
Briten	200	434
Deutsche	34	101
Franzosen	33	79
Griechen	865	1104
Italiener	83	112
Juden	15	26
Österreicher	38	67
Syrier	51	119
Andre Nationalitäten	56	91
zusammen	1437	2283

Das Wachstum der Städte Khartum, Omdurman und Khartum Nord geht aus den nachstehenden Bevölkerungsziffern der Jahre 1906 und 1907 hervor.

	1906	1907
Khartum	14823	15511
Omdurman	41592	57985
Khartum Nord	21672	53838
zusammen	78087	127334
Zahl der Europäer	1677	2397
Zahl der eingebornen Kinder	20867	30395

An der Spitze des Sudans steht schon seit längerer Zeit Sir Reginald Wingate. Der Bericht Sir Eldon Gorsts schließt mit Worten vollster Anerkennung für die Verdienste Wingates und der ihm unterstellten Offiziere und Beamten. Die Angaben des Berichtes zeigen aber auch dem Fernerstehenden deutlich, daß nach wie vor im Sudan mit großem Verständnis und mit eisernem Fleiß gearbeitet wird, und daß auch das Jahr 1907 für seine Weiterentwicklung von günstigem Einfluß gewesen ist.

Der schwedisch-norwegische Weidenkonflikt

Von Adolph von Flotow

Nordskandinavien wird von den Lappen bewohnt. Sie sind zwar nur ein kleiner Stamm, aber immerhin ziemlich lebenskräftig. Von alters her waren sie Nomaden, und die ganze Natur ihrer jetzigen Heimat weist sie auf ein Nomadenleben hin. Als Jäger und Fischer fristen sie oft ein sehr kümmerliches Dasein, und speziell die Fischerlappen an den Seeküsten verfallen in der Regel leicht der Trunksucht, degenerieren und sterben allmählich aus. Auf höherer Stufe stehen dagegen die Lappen, die sich durch Viehzucht ernähren, und diese haben es in vielen Fällen zu einem gewissen Wohlstande, ja zu Reichtum gebracht. Ihr eigentliches Hab und Gut sind die Renntiere. Diese waren in uralter Zeit wild im nördlichsten Skandinavien; die Lappen haben sie einigermaßen gezähmt, insofern man von Zähmung bei diesen scheuen Tieren sprechen kann. Die Lappen haben die Renntiere in ganzen Herden zusammengebracht und sich zu ihren Eigentümern gemacht. In jenen unwirtlichen Gegenden, wo sonst das harte Klima und der felsige Boden keine seßhafte Kultur gestatten, bilden die Renntierlappen die einzige, einigermaßen wohlhabende Bevölkerung.

Da der Wohlstand der Lappen völlig auf ihrem Renntierbesitz beruht und davon abhängig ist, müssen sie auch ihre ganze Lebensweise den Gewohnheiten ihrer Haustiere anpassen. Diese Gewohnheiten aber sind uralt und ganz von den klimatischen Verhältnissen abhängig. Die Renntiere spotten also allen Regeln und Vorschriften, die nur von politischen oder juristischen Verhältnissen diktiert sind. Wer die Renntiere besitzt, muß auch seiner Herde folgen, so wie diese von alters her zu wandern pflegt. Das Umgekehrte, daß die Renntiere den Gewohnheiten der Menschen nachkommen sollten, ist völlig ausgeschlossen. Deshalb ist es eine conditio sine qua non für die Zukunft der Lappen, daß man die dortigen Verhältnisse so ordnet, daß die Renntiere den Forderungen ihrer Natur unbehindert folgen können.

Gewöhnlich verbringen die Renntiere die Winterzeit in den Waldungen und auf den Gebirgshochebenen Nordskandinaviens. In den nördlichsten Strichen suchen aber die Renntierkühe während des Spätwinters bereits die Eismeerküste auf, bevor sie „kalben". So besonders in Enontekis, dem nördlichsten Kirchsprengel Schwedens, und in Jukkasjärvi, das in der Nähe der in der letzten Zeit oft genannten großen Eisenerzminen von Kiruna liegt. Man hat aus dem siebzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert bestimmte Mitteilungen, daß die Renntiere aus diesen Gegenden schon Anfang Mai über die norwegische Grenze gingen. Die weiblichen Tiere kalben etwa Mitte Mai und brauchen in den nächsten Wochen Schonung. Sie müssen also dann in einer Gegend sein, wo sie ausreichende Weide finden. In Nordschweden aber ist zu dieser Zeit alles von tiefem Schnee bedeckt, und noch immer kommen heftige Schneestürme vor; dort ist also keine Weide zu haben. Außerdem leiden die kleinen neugebornen Kälber sehr leicht unter der Kälte und den Raubtieren. Diese Umzugszeit ist also uralt und naturnotwendig. In den südlichern Gegenden bleiben sie in ihren Winterwohnstätten bis zum Sommer. Wenn es jedoch warm wird, werden sie dort in den Waldungen und auf den Bergen so stark von Mücken, Bremsen und andern Insekten geplagt, daß sie etwa Ende Juni ebenfalls die Meeresküsten aufsuchen. Diese Umsiedlungen zu ihren bestimmten Zeitpunkten, etwa Anfang Mai für die nördlichsten und Ende Juni für die südlichsten Gegenden, bestehen solange, wie man überhaupt etwas von diesen Verhältnissen historisch kennt.

Bei der Grenzregulierung zwischen Schweden und Norwegen-Dänemark durch den Vertrag vom 21. September/2. Oktober 1751 nahm man auch notwendigerweise Rücksicht auf diese Gewohnheiten. Von dieser Zeit an wurde es also vertragsmäßig festgesetzt, daß die Lappen, die die längste Zeit des Jahres, das heißt den Herbst und den Winter und zum Teil das Frühjahr in Schweden zubrachten, das Recht haben sollten, zur Sommerszeit nach den Eismeerküsten in Norwegen zu ziehen.

In der letzten Zeit hat man von norwegischer Seite versucht, diese Umzüge der schwedischen Lappen zu verhindern unter dem Vorwande, daß die Lappen bei ihren Wanderungen die Äcker und Felder der norwegischen Bauern arg verwüsteten. Natürlich kann bei Umzügen größerer Herden, die sich in diesem Falle meist auf mehrere zehntausend halbwilder Tiere belaufen, leicht einiger Flurschaden entstehn, doch ist kaum nachgewiesen worden, daß diese Schäden, wenn sie auch nicht ganz unbeträchtlich waren, von wesentlicher Bedeutung gewesen sind. Außerdem hat die schwedische Regierung immer den norwegischen Landeigentümern den durch die Renntiere angerichteten Schaden ersetzt. Die Ursache der Beschwerden ist natürlich die, daß sich in diesen Gegenden, wo früher kein Ackerbau stattfand, in den letzten zwei Jahrhunderten (das heißt seit 1800) Bauern festgesetzt haben. Ihre Besiedlungen sind aber auf die Meeresküste und einige Flußtäler beschränkt. Für ihre Viehzucht beanspruchen

die Bauern jetzt mehr große Weidungen, die seit alter Zeit immer den Lappen offen lagen. Im allgemeinen sind auch die norwegischen Eismeerküsten für den Ackerbau nicht günstig. Es gibt in Schweden ungefähr 200000 Renntiere, von denen etwa 60000 nach Norwegen zu kommen pflegen. Man hat aber ausgerechnet, daß im Amt Tromsö Platz und Nahrung für 140000 Renntiere ist. Von der Fläche sind nur 0,1 Prozent Acker, 0,6 Prozent Wiese, 7,8 Prozent Wald, während 91,5 Prozent auf Gebirge und Ödland entfallen. Sicher ist jedenfalls, daß das Verbot gegen die Umzüge den völligen Ruin der gesamten renntierbesitzenden Lappenbevölkerung bedeuten würde.

Schon vor der Auflösung der schwedisch-norwegischen Union im Jahre 1905 machten die Norweger allerlei Schwierigkeiten gegen die fortgesetzten Wanderungen der schwedischen Lappen. Während der Verhandlungen über die Unionslösung kam diese Angelegenheit auch zur Sprache, und es wurde damals im Vertrag von Karlstad vom 26. Oktober 1905 stipuliert, daß für alle Zeiten die schwedischen Lappen berechtigt sein sollten, in alter Weise nach dem Vertrag von 1751 zu wandern, jedoch mit der Bedingung, daß sie nicht vor dem 15. Juni norwegisches Gebiet betreten sollten, wenn nicht durch außergewöhnliche Witterungsverhältnisse eine frühzeitigere Umsiedlung notwendig wird. Es wurde zu derselben Zeit im Vertrag vom 26. Oktober 1905 bestimmt, daß die schwedische Regierung befugt sein sollte, einem Schiedsgericht die Frage zu unterbreiten, ob es den Lappen auch sonst — d. h. bei gewöhnlichen klimatologischen Verhältnissen — notwendig sei, in der Zeit vom 1. Mai bis zum 15. Juni ihren Umzug vorzunehmen.

Wenn der Termin des 15. Juni auch für einen großen Teil der Lappen ziemlich geeignet sein kann, so ist sein Einhalten völlig unmöglich für die am nördlichsten wohnenden Lappen, deren weibliche Renntiere, wie erwähnt, gerade, bevor sie kalben, die Meeresküsten aufsuchen, d. h. gewöhnlich schon Anfang Mai. Es zeigte sich daher bald, daß der festgesetzte Zeitpunkt nicht eingehalten werden konnte, weshalb die schwedische und die norwegische Regierung im Jahre 1907 übereinkamen, diese Bestimmung vorläufig und bis zum Ende 1911 zu suspendieren. Während der Zeit jener Suspendierung sollten also die schwedischen Lappen berechtigt sein, in der Periode vom 1. Mai bis 15. Juni umzusiedeln. Man wollte in der Zwischenzeit durch örtliche Untersuchungen die Verhältnisse genau feststellen, um nachher auf gütlichem Wege das Verhältnis durch einen neuen Vertrag oder, wenn das nicht ginge, durch Schiedsgericht zu regeln. Es zeigten sich aber bei diesen Untersuchungen so große Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiderseitigen Kommissaren, daß die schwedische Regierung die Verhandlungen als zwecklos abbrechen mußte und sodann die ganze Angelegenheit einem Schiedsgericht überwies. Dabei hat die schwedische Regierung (am 9. Januar 1909) betont: erstens, daß es die zum Vorschein gelangten Meinungsverschiedenheiten der Kommissare unmöglich machten, den beabsichtigten unparteiischen Boden für eine spätere Regulierung zu gewinnen,

zweitens, daß die örtlichen Untersuchungen so langsam vorwärtsschritten, daß die Sache unmöglich vor dem Ende der Suspendierung geordnet werden könnte. Deshalb entschloß sich die schwedische Regierung, schon jetzt die Angelegenheit dem Schiedsgerichte zu unterstellen, damit dieses Gericht sein Urteil schon frühzeitig im Jahre 1911 abgeben könne. Die Mitglieder dieses Schiedsgerichts sind jetzt gewählt, und zwar sind es drei der hervorragendsten Juristen der skandinavischen Staaten, von schwedischer Seite Justizrat Afzelius, von norwegischer Seite Stiftsamtmann Gram, und als dritten haben die beiden den dänischen Rechtsgelehrten Dr. Matzen gewählt.

Die ganze Frage ist vornehmlich eine humane Angelegenheit. Es kommt darauf an, ob man den Lappen die Möglichkeit, fortzugedeihen, einräumen will, oder ob man es für wünschenswert hält, sie möglichst schnell aussterben zu lassen, denn die ganze Existenz dieses Volksstammes ist, wie schon gesagt, von ihrer Renntierzucht abhängig. Für diese aber ist es eine unbedingte Notwendigkeit, daß die Renntiere umziehen können, sobald es ihre Natur und die klimatischen Verhältnisse jedes einzelnen Jahres fordern. Die Renntiere können — es ist ja bedauerlich, aber man kann es ihnen schließlich nicht verdenken — nicht darauf Rücksicht nehmen, wann der 15. Juni im Kalender steht.

H. G. Wells, ein sozialistischer Phantast

1

In England ist ein neues Licht aufgegangen. H. G. Wells heißt der Mann, ist Romanschriftsteller und Soziologe und ist neuerdings in den Vorstand der „Fabier" gewählt worden. Man kennt die Fabian Society als eine Vereinigung gebildeter Männer und Frauen aus bürgerlichen, insbesondre aus akademischen Kreisen, mit dem Zwecke, den Sozialismus in England zu fördern. Seinen Namen erhielt der Verein, der 1884 gegründet ist, nach dem römischen Feldherrn Fabius Cunctator; gleich diesem nämlich sollte er sozusagen im „Kleinkriege" der bestehenden Gesellschaftsordnung Abbruch tun, ohne große Zusammenstöße und öffentliche Aktionen, und so den Sozialismus in sie hineinschmuggeln. Die ursprüngliche sozialistische Tendenz der Fabier schwächte sich freilich im Laufe der Jahre bedeutend ab, die Haupttätigkeit des Vereins bestand nunmehr darin, soziale Aufklärung zu verbreiten und im Einzelfalle auf Behörden, Politiker und Parteien in sozialem Sinn Einfluß auszuüben. Von selbst verstand es sich dabei, daß, wer der Fabian Society angehöre, Sozialist sei; was er aber darunter verstehen wollte, blieb dem Ermessen jedes einzelnen Mitgliedes überlassen, und jedes Minimum sozialen Interesses war dafür ausreichend; „Dilettanten

des Sozialismus" hat man die Fabier treffend genannt. Daß die Fabian Society in dieser Tätigkeit manches Gute gewirkt, manchen Erfolg gehabt hat, braucht kaum hervorgehoben zu werden — sie hat das selbst schon zur Genüge getan! Dennoch drohte allmählich das Interesse an ihr zu erkalten, weil das geistige Band zwischen ihren Mitgliedern doch gar zu locker war und sie ihre Kräfte ins Breite und Kleine zersplitterte. Frisches Leben regte sich erst wieder, als im Jahre 1906 Wells, der schon seit einigen Jahren dem Verein angehörte, mit einer scharfen Kritik der Vereinstätigkeit hervortrat und daraufhin im folgenden Jahre, wenn auch nicht ohne starken Widerspruch, in den Vorstand des Vereins gewählt wurde. Seitdem gehört Wells in England mit zu den führenden Geistern, und es verlohnt sich darum, den Mann etwas näher zu betrachten; dabei lassen wir den Romanschriftsteller beiseite und halten uns nur an den „Soziologen".

Wells ist Sozialist im Sinne der Fabier. Ihm ist Sozialismus keine politische Strategie, kein wirtschaftlicher Klassenkampf, sondern der Plan eines Neubaus des menschlichen Lebens, des Ersatzes der Unordnung durch Ordnung, der Schaffung eines Staates, in dem Menschen über das Maß dessen hinaus, was wir uns heute vorstellen können, gut und schön leben werden. Keinesfalls aber will Wells Utopist sein, vielmehr will er die treibenden Kräfte der Gegenwart aufsuchen und von ihnen aus die Richtlinien in die Zukunft ziehen, um sozusagen aus ihren Schnittpunkten den Umriß der künftigen Gestaltung des sozialen Lebens zu gewinnen; wie arg er sich dabei über sich selbst täuscht, wird sich alsbald zeigen.

Seine Gedanken über Wege und Ziele der sozialen Entwicklung hat Wells hauptsächlich in zwei größern Werken niedergelegt, den 1902 erschienenen Anticipations und dem 1904 erschienenen Mankind in the Making.

In den Anticipations — der Titel bedeutet ja „Vorwegnehmen", nämlich der Zukunft in Gedanken — geht Wells von der bevorstehenden gewaltigen Entwicklung der Verkehrsmittel aus. Diese habe sich, meint er, bisher auf einer falschen Bahn bewegt, wenigstens bei dem wichtigsten Landverkehrsmittel, der Eisenbahn. Die Dampfmaschine sei zuerst in die Praxis getreten als Pumpmaschine, um aus den tiefliegenden englischen Kohlengruben das Wasser zu entfernen, als es notwendig geworden sei, statt des Holzes Kohle als Feuerungsmaterial zu verwenden. Um nun der Dampfmaschine ein weiteres Anwendungsgebiet zu verschaffen, habe man die schwerfällige Pumpmaschine auf Räder gesetzt und dann das ganze Ungetüm, das zu schwer war, um sich frei auf der Landstraße zu bewegen, auf Schienen, möglichst auf die Schienen einer schon vorhandnen Pferdebahn, gesetzt. Daher stamme dann die unselige Fesselung der Eisenbahnzüge an die Schienen, stamme die bandwurmartige Gestalt der Züge, die das Reisen in ihnen so furchtbar unbequem mache, stamme das pferdebahnartige Tempo so vieler Züge. Auf Grund dieser sicherlich höchst anfechtbaren Ausführungen spricht Wells den Eisenbahnen das Todesurteil; sie würden

allmählich fast ganz verschwinden, nur für den Transport schwerer Massengüter würden sie allenfalls Bedeutung behalten. Was Wells an ihre Stelle setzen will, ist das Automobil. Da wird man künftig im Fernverkehr auf besondern Straßen pfeilschnell dahinfliegen, und man wirds sich bequem machen können und wie im Zeitalter der Kutschen selbst bestimmen, wie, wo und wann man fahren wird. Für den Nahverkehr wird es Motoromnibuslinien geben, für den Gütertransport schwere Motorblockwagen. Von der Luftschiffahrt dagegen erwartet Wells, merkwürdig genug, nicht viel.

Diese Entwicklung der Verkehrsmittel wird nun nach Wells zu einer Auflösung der großen Städte führen. Diese sind, führt er aus, entstanden, wo besondre Bedingungen kommerzieller, industrieller oder auch politischer Art starke zentripetale Kräfte entfalteten. Je weniger nun die Verkehrsmittel entwickelt sind, um so dichter muß die Besiedlung einer solchen Großstadt sein, um so enger müssen die Menschen zusammen- und aufeinanderwohnen; denn die Entfernung von der Peripherie bis zum Zentrum darf regelmäßig nicht größer sein, als daß der Kaufmann, der Handwerker, der Arbeiter täglich den Weg von der Wohnung draußen zur Arbeitsstätte drinnen und zurück ohne übermäßigen Zeitverlust zurücklegen kann. Darum erweitert schon eine Pferdebahn den möglichen Besiedlungskreis, eine elektrische Straßenbahn, eine Hoch- oder Untergrundbahn schiebt die Besiedlungsgrenze noch weiter hinaus, und die künftigen Verkehrsmittel werden schließlich die großen Städte in Stadtregionen auflösen, die zwar zum Teil sehr viel mehr Einwohner zählen werden als die betreffenden Großstädte heute — Berlin, London, St. Petersburg werden nach Wells die zwanzig Millionen, Newyork, Chicago, Philadelphia sogar die vierzig Millionen erreichen —, die aber dennoch bei weitem weniger dicht besiedelt sein werden, als sie es heute sind. Der scharfe Unterschied zwischen Stadt und Land wird verschwinden, es wird nur noch Bezirke mit relativ mehr und mit relativ weniger dichter Bevölkerung geben. Im Innern der Stadt werden die großen Kaufhäuser, Theater und die sonstigen zentralen Institutionen verbleiben, werden alle mit den neuen Verkehrsmitteln, besonders nach gehöriger Ausgestaltung des jetzt vielfach so unzulänglichen Post- und Telegraphenwesens, leicht erreichbar sein. Auch werden sich draußen im weitern Umkreise der Stadt sekundäre Zentren mit Schulen, Theatern und dergleichen bilden, und der Industrie werden die neuen Verkehrsmittel es ermöglichen, sich weit nach draußen zu verlegen, anstatt sich im Innern der Stadt zusammenzupressen.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung, die ja in gewissem Maße als tatsächlich anzuerkennen ist, geht dann nach Wells eine Umwälzung der sozialen Klassenverhältnisse. Über diese hat Wells eigentümliche Anschauungen. Danach gab es, bis die Maschine in die Welt trat, immer nur zwei Klassen, eine herrschende, leitende, auf Grundbesitz gestützte Oberklasse und eine dienende, handarbeitende Unterklasse. Die Maschine aber und die Entwicklung, die sie im Gefolge hatte, schufen die neue Klasse der Shareholders, der Aktionäre, deren

Einkommen keine Beziehung zu ihrer Tätigkeit hat; zu diesen gesellen sich dann auch die Leute, die von der Grundrente in den Städten leben. Nicht bloß Rentner gehören dieser Klasse an, sondern auch ein großer Teil der Künstler, Gelehrten, Offiziere, oft auch der konstitutionelle König. Als Gegenpol dieser Klasse entsteht zugleich der Abyss, wie Wells es nennt, die Klasse des Abgrundes, die Leute, die nichts besitzen und im gesellschaftlichen Leben auch keine Funktion haben, die verunglückten Existenzen, die Bettler und Verbrecher, der Bodensatz, der sich nicht vermeiden läßt, solange untaugliche Existenzen geboren werden. Zwischen diesen beiden Klassen aber steigt siegreich ein neuer Mittelstand empor als der eigentliche Träger der Zukunft. Er besteht aus tüchtigen, arbeitenden Leuten mit gründlicher technischer oder wissenschaftlicher Vorbildung; besonders auf die Techniker und Ärzte zählt Wells, für beide, ganz besonders für die ersten, hat er eine große Vorliebe. Endlich gibt es noch eine vierte Klasse, die besteht aus denen, die von der sozialen Konfusion leben, den Politikern, Kommissionären, Zwischenhändlern. Wo bei dieser Klasseneinteilung die Masse des Volkes eigentlich bleibt, ist nicht recht erkennbar, denn der Kreis der Shareholders ist doch natürlich beschränkt, der neue Mittelstand soll doch auch offenbar eine Auslese sein, und insbesondre ist es ja klar, daß in einer bestimmten Gruppe von Menschen nur für eine beschränkte Anzahl von Technikern und Ärzten Bedarf ist, und die zuletzt genannte vierte Klasse ist offenbar auch nicht darauf angelegt, die Masse dessen zu umfassen, was nicht unter die Shareholders oder in den neuen Mittelstand gehört. So wäre denn etwa die Masse des Volkes zum Abyss zu rechnen. Man könnte Wells die Konsequenz wohl zutrauen, wenn nicht die Annahme näherläge, daß er sich darüber, wie über so manches andre, worüber er schreibt, keine weitern Gedanken gemacht hat.

Weitaus am wichtigsten von den vier Klassen ist nun der neue Mittelstand. Das sind die Menschen, auf deren Schultern die Zukunft ruht, feste, straffe Menschen, durchdrungen vom Bewußtsein der Selbstbestimmung und Selbstverantwortlichkeit, präzise und sachlich in ihrem Handeln und Denken. Als Ingenieure, Ärzte, Männer der Wissenschaft werden sie in jeder Lage ihr Bestes geben, als Frauen werden sie gesunde, tüchtige, tätige Hausfrauen sein, wahre Lebensgefährten ihres Mannes und treffliche Mütter des künftigen Geschlechts. Elternschaft wird allen Tüchtigen und Gesunden Pflicht und Ehre sein. Ihr Heim werden sich diese Menschen mit allen Mitteln der Technik einrichten, Dienstboten werden künftig nicht mehr zu haben sein, aber auch durch die technischen Verbesserungen überflüssig werden.

Wie der Mittelstand das tätige, so werden die Reichen, die Shareholders, das dekorative Element der Gesellschaft darstellen, und ihr Einfluß wird zunächst noch groß sein, weil sie vor allem die Mittel haben werden, die Architekten und Künstler zu beschäftigen, und diese sich nach dem Geschmack ihrer Auftraggeber richten müssen. Unterstützt wird dieser Einfluß der Reichen noch durch den Einfluß der vielen Frauen, die spielerischen Genuß zu ihrem Lebensinhalt

machen und ihre Männer dazu herabziehen. Es fehle hier, meint Wells, wie auch bei den Reichen, das rechte Gefühl ihrer Verantwortlichkeit, und es bestünde Gefahr, daß sie ihren Einfluß zu schlimmer Willkür mißbrauchten, wenn nicht die „neuen Menschen", die Menschen des neuen Mittelstandes, selbst straffe Zucht im Innern tragend, auf jene ein wachsames Auge haben und bei Mißbräuchen einschreiten würden.

Diese Neuordnung der sozialen Klassen wirkt umgestaltend und fortbildend auf den Staat zurück in der Richtung auf eine neue Demokratie ganz andrer Art, als die sich heute breit macht. Denn die Demokratie der Gegenwart ist ein Gebilde des Scheins. Weit entfernt, die bewußte Herrschaft des souveränen Volkes zu sein, ist sie vielmehr die Herrschaft der Wahlmache, der Parteipäpste, der Preßsyndikate, der Streber, die statt der Sache sich selbst wollen, ihren Ruhm und ihren Vorteil.

Bevor aber mit der neuen Demokratie das Zeitalter reiner Sachlichkeit anbricht, wird die durch Demokratie und Nationalismus gleichmäßig geförderte Intensität des Wettbewerbes der Völker zu zahlreichen Kriegen führen, und Sieger wird auch hier sein, wer am meisten den neuen Geist der Zeit ergriffen und in seinem Heerwesen verwirklicht hat. Denn auch das Kriegswesen wird mehr und mehr eine exact science, die modernen Waffen werden immer mehr Wunderwerke der Technik, die sich nur von durchgebildeten tüchtigen Technikern handhaben lassen. Offiziere und Gemeine werden darum Techniker sein, jeder soziale Unterschied zwischen ihnen wird aufhören, der Offizier sich vom Gemeinen nur durch seine auf höhere Tüchtigkeit gegründeten höhern Befugnisse unterscheiden. Die modernen Riesenheere werden verschwinden, da es auf die Masse nicht mehr ankommt; tatsächlich seien, meint Wells, die modernen Heere ja auch mehr dekorativ im Frieden als brauchbar im Kriege. Das Bild, das Wells vom Kriege der Zukunft entwirft, hat freilich mit papierner Langerweile bedenklich viel mehr zu tun als mit der Wirklichkeit.

Der Streit der Nationen ist aber kein endgiltiger Zustand; er wird überwunden durch immer umfassendere Zusammenschlüsse. Auch hier ist die Entwicklung der Technik eine bedeutsame Macht. Die Erfindung und Ausbildung der Buchdruckerkunst, die Leichtigkeit und Häufigkeit der Binnenwandrungen wirken dahin, zunächst innerhalb eines Volkes unter Zurückdrängung der Dialekte und provinziellen Besonderheiten einen einheitlichen Volkstypus auszubilden. Dabei wird aber der Assimilationsprozeß nicht stehn bleiben. Die großen Sprachen werden zunächst die kleinen Sprachen auffaugen, die sich, wie Baskisch, Litauisch, keine eigne Literatur, keine eignen Lehrbücher und Übersetzungen, keine bedeutende Zeitung haben schaffen können. Aber selbst Sprachen, die das leisten konnten, werden es schwer dabei haben, der Anziehungskraft der großen Sprache zu widerstehn; so wird das Englische in Norwegen, das Französische in Italien eindringen und die Landessprache ausmerzen oder doch in die zweite Linie zurückdrängen. Als Weltsprachen kommen Englisch, Französisch und Deutsch in Betracht. Die

erste Stelle unter diesen käme an sich dem Englischen zu, wegen seiner Handlichkeit und seiner ungeheuern Verbreitung. Soll aber Englisch die Weltsprache par excellence werden, so bedarf es, meint Wells, einer intellektuellen Wiedergeburt Englands; denn zurzeit ist, wie breit auch der Strom des Wertlosen fließt, die ernstzunehmende literarische Produktion Englands, insbesondre die wissenschaftliche, geringer als die deutsche oder französische. Französisch und Deutsch werden die nächsten Jahre hindurch noch zunehmen, und zwar jenes mehr als dieses. Man neigt dazu, Frankreich zu unterschätzen, behauptet Wells, aber es ist ein Land von hoher geistiger Kultur. Hierzu kommt, daß Deutsch eine wenig anziehende Sprache ist, unmelodisch, unhandlich und mit häßlich ermüdenden Lettern, auf die die Deutschen aus Patriotismus nicht verzichten wollen; auch haben England, Frankreich und Italien die technischen Ausdrücke der Wissenschaft gemeinsam, während die Deutschen ihre eignen, schwerfälligen Ausdrücke gebildet haben. Es wird, meint Wells, künftig eine große Stadtregion entstehn zum Teil am Rhein entlang, von Lille bis Kiel. Hier werden sich die beiden Sprachen um den Vorrang streiten, und das Französische wird obsiegen. Russisch, Spanisch, Italienisch werden innerhalb ihrer Grenzen zu Nebensprachen degradiert werden; dagegen hat allenfalls noch das Chinesische in Ostasien Aussicht, unter Verschmelzung mit dem Japanischen eine Volkssprache zu werden. Aber schon steht das Englische an den Grenzen Chinas, und wenn sich die Engländer nur zu geistigen Höhenleistungen aufraffen, wird ihre Sprache auch hier den Vorrang vor allen andern behaupten.

Bei dieser sprachlichen Synthesis bewendet es aber nicht, sie schreitet fort zu einer staatlichen Synthesis. Längst schon hat auf dem wirtschaftlichen Gebiete der einzelne Staat seine Autonomie tatsächlich eingebüßt und muß sich in seinen Zöllen, Verkehrslinien und dergleichen nach den andern richten. Dasselbe wird auf politischem Gebiete der Fall sein. Ansätze dazu sind schon jetzt vorhanden im britischen Imperialismus, im Alldeutschtum, im Panslawismus, in der lateinischen Union. Dieser zuletzt genannten stehn freilich nach Wells Ansicht ganz besondre Schwierigkeiten entgegen, weil die beteiligten Nationen in ihren Schwerpunkten zu sehr divergieren. Noch geringere Aussichten hat der Panslawismus; Rußland stagniert unter reaktionärer Leitung, der westliche Teil Rußlands wird an Westeuropa angegliedert werden, der Rest aber gravitiert nach Asien hin und wird ein Land des Verfalls sein. Wells redet sogar von einer „Chinesierung" Rußlands. Besser schon steht es um die germanische Synthesis. Im Wege steht ihr aber einmal das voraussichtliche Vorherrschen der französischen Sprache in Westeuropa und sodann der preußisch-militärische Drill und das „persönliche Regiment", das den Deutschen die Initiative lähmt; fällt der Herrscher weg, so fehlt es, da man vom Nachfolger nicht ohne weiteres dieselbe Aktivität erwarten kann, an geeigneten Männern, die die Leitung in die Hand nehmen könnten, schon deshalb, weil die besten Leute wegen des crimen laesae majestatis im Gefängnis sitzen (sic!). Außerdem werden sich Holland und die

Schweiz einem monarchischen Deutschland schwerlich anschließen, und um sich Osteuropa anzuschließen, müßte es Rußland besiegen, um Westeuropa, das — militärisch viel zu sehr unterschätzte — Frankreich, das außerdem für die Freiheit der Schweiz, Belgiens, Hollands, Luxemburgs kämpfen und die Slawen im Rücken der Deutschen zur Hilfe haben würde. Das Deutsche Reich wird, nach Wells Ansichten, entweder bei diesem Versuche zerschmettert werden, oder es wird sich in ein Gefüge von Republiken nach Schweizer Muster verwandeln.

Die Zukunft dagegen gehört der englischen Synthesis, die sich mit einer großen Stadtregion südlich vom St. Lorenzstrome zwischen Chicago und dem Atlantischen Ozean als Zentrum entwickeln und auch Skandinavien an sich ziehen wird. Sie wird dann schließlich zu der neuen Republik hinüberführen, die die ganze Welt umfaßt und allem Kriege, allem Nationalitätenhader ein Ende macht. Diese wird hervorwachsen aus einer Organisation der Tüchtigen, der capable men, zu politischen und sozialen Zwecken, und sie wird in den bestehenden Staat hineinwachsen unmerklich, und eines Tages wird sie reif sein und ans Licht treten. Schon gegen Ende dieses Jahrhunderts wird sie die allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit bewußt und ziemlich freiheitlich kontrollieren. Näheres über Entstehung und Organisation der neuen Republik, als diese verschwommnen Redensarten, weiß Wells leider nicht zu sagen. Nur, meint er, werden ihr schwere Probleme erwachsen einmal aus den Millionen des Abgrundes, dem Ausschuß der weißen Rasse und einem großen Teil der schwarzen und braunen Rasse, Leuten, die schlechterdings nicht zu brauchen sind, sodann aus dem Einfluß des aller Verantwortung ledigen Reichtums. Wie die neue Republik diese Probleme lösen wird, hängt von den moralischen und religiösen Prinzipien ab, die in ihr herrschen werden. Die neuen Menschen werden religiöse Leute sein, wenn sie auch den widerspruchsvollen Anthropomorphismus der Theologen verwerfen werden. Sie werden einen freien Willen als Tatsache der Erfahrung anerkennen und damit eine persönliche sittliche Verantwortlichkeit, im übrigen wird sich — was ficht ein krasser logischer Widerspruch Herrn Wells wohl an! — ihre Ethik auf der Entwicklungslehre aufbauen, und verwerfen werden sie deshalb den Gedanken der wesentlichen Gleichheit aller Menschen, wie er ein Hauptstück des alten Liberalismus und Humanismus war; vielmehr sind alle Menschen einzigartig und den andern überlegen oder unterlegen. Ganze Menschenmassen, zeigt sich jetzt, sind mit ihren Ansprüchen auf die Zukunft rettungslos unterlegen; sie gleichstellen, heißt auf ihr Niveau sinken, sie beschützen und aufpäppeln, heißt mit ihnen versumpfen. Die neuen Menschen werden das Leben als einen Kampf ums Dasein anerkennen, aber es darum nicht, wie der old sexually vitiated shareholder Schopenhauer, verneinen. Der Weltstaat wird die Leitidee ihres Handelns sein, aber nicht als ein tausendjähriges Paradies, sondern als eine Welt tätiger, schaffender Menschen. Sie werden das Leben

als einen verantwortungsvollen Vorzug und nicht als ein Nachtasyl betrachten. Mit den unbrauchbaren Existenzen werden sie wenig Mitleid haben. Solche in die Welt zu setzen, ist abscheulich, und Leute, die so entartet sind, daß sie nur entartete Kinder erzeugen können, werden nur geduldet werden, vorausgesetzt, daß sie sich nicht vermehren, sonst wird man sie töten. Ebenso wird man schwere Verbrecher töten, wenn sie unheilbar sind, eine Frage, über die die Wissenschaft künftig sehr viel sicherere Auskunft wird geben können als heutzutage. Überhaupt werden die neuen Menschen den Mut haben zu töten; scheint ein Mensch dauernd ungeeignet, in einem geordneten Weltstaate in Freiheit zu leben, so ist es besser, ihn mit einem Opiat zu beseitigen als ihn etwa einzusperren. Selbstmord der Unbrauchbaren wird eher als Pflicht denn als Verbrechen gelten. In der Tat, der Humanitätsduselei darf man Wells nicht bezichtigen!

Die Überfüllung der Universitätslaufbahn

Von Ewald Horn

Im Anschluß an den ersten deutschen Hochschullehrertag zu Salzburg im September 1907 hat Franz Eulenburg eine Schrift herausgegeben „Über die Lage und die Aufgaben der Extraordinarien und Privatdozenten", in der eine Menge Hochschulfragen angeschnitten und zu weiterer Diskussion gestellt werden. Ich will das Grundproblem herausheben: Ist die Universitätslaufbahn tatsächlich überfüllt, und besteht eine Notlage des sogenannten „akademischen Nachwuchses"?

Am 1. Juli 1907 sollen auf sämtlichen deutschen und österreichischen Universitäten vorhanden gewesen sein: 3860 Lehrer, von denen nur 1437 Ordinarien waren. Diesen standen also 2423 andre teils halboffizielle, teils inoffizielle oder freie und unbesoldete Lehrer gegenüber, unter denen sich neben wenigen Honorarprofessoren und Lektoren 2186 Extraordinarien und Privatdozenten (862 + 1324) befanden. Für Preußen insbesondre stellt sich das Verhältnis der Ordinarien zu den Extraordinarien und Privatdozenten wie 100 zu 161. Hiernach scheint es allerdings, als ob die akademische Laufbahn überfüllt sei. Dies zugegeben, so wäre der naheliegende Schluß der: Es ist nach Mitteln zu suchen, solcher Überfüllung als einem Mißstande zu steuern. Eulenburg verfährt anders: er sucht nach einer Erklärung und auch nach einer Rechtfertigung der vorhandnen Überzahl der Extraordinarien und der Privatdozenten. Wir wollen die Überfüllung, die Erklärung und die Rechtfertigung nachprüfen.

Zunächst ist zu bemerken, daß die theologische und die juristische Fakultät an dieser Überfüllung nicht beteiligt sind; hier könnte sogar eher von einem Mangel an akademischem Nachwuchs gesprochen werden. Und in den historisch-philologischen Fächern scheint das Vorhandensein vieler Extraordinarien und Privatdozenten neben den zahlreichen Ordinarien nichts bedenkliches zu haben. Der prekäre Überfluß liegt durchaus auf seiten der Mediziner und Naturwissenschafter, d. h. da die Medizin, soweit sie Wissenschaft ist, eben auch zu den Naturwissenschaften gehört, auf seiten der sogenannten exakten Fächer oder empirischen Wissenschaften. Dies ist merkwürdig. Betrachten wir nun aber mit Eulenburg die Ursachen, so wird sich die Besorgnis einer Überfüllung der akademischen Laufbahn, d. h. der Anwärterschaft für Ordinariate wesentlich mindern. In der medizinischen Fakultät zum Beispiel wird die Habilitation vielfach nur nachgesucht zur Erhöhung des ärztlichen Renommees, d. h. zur Erlangung einer einträglichern ärztlichen Praxis, wobei also der Lebensberuf ganz außerhalb der Universität liegt, die akademische Stellung nur als ein Dekorum anzusehen ist.

Auch die liebe Eitelkeit spielt eine Rolle: ein akademischer Dozent nimmt, wenn ihm seine Mittel sonst ein gesellschaftliches Auftreten gestatten, eine bevorzugte Stellung in der Geldaristokratie ein. „Wir sind eben reicher geworden, und ein gut Teil der Söhne und Enkel kann es sich leisten, »brotlose Wissenschaft« zu treiben." Der starke Anteil der jüdischen Mitbürger an dem akademischen Nachwuchs möchte wohl hierauf zurückzuführen sein. Alle diese Leute sind zufrieden, wenn sie das Prädikat „Professor" erreicht haben, gehören demnach nicht zum akademischen Nachwuchs, und die Universität besteht sicher auch ohne ihre „Mitarbeit". Es gehören ferner nicht dazu — wenn auch im übrigen ihre Tätigkeit an der Universität ganz nützlich werden mag — die Personen, die schon anderweitig beamtet sind, wie Bibliothekare und Oberlehrer, Pfarrer und Richter, Verwaltungsbeamte, Krankenhaus- und Museumsdirektoren usw. Eulenburg erwähnt noch eine weitere nicht mit in Anschlag zu bringende Gruppe, nämlich die der „freien Lehrer", die sich weder ihrer Persönlichkeit nach noch rücksichtlich des erwählten Forschungsgebiets oder der von ihnen gepflegten wissenschaftlichen Richtung zum Ordinariat eignen, auch kaum darauf aspirieren, die aber den Drang zum Lehren in sich fühlen und bisweilen im einzelnen mehr zu verkaufen haben als manche ihrer Fachkollegen unter den Ordinarien. Sie sind damit zufrieden, nur eine Stätte freier Wirksamkeit zu haben, und bleiben ganz gern außerhalb der „Zunft". Die Anzahl dieser freien Lehrer mag nicht groß sein, auch ist es mit ihrer Lehrfreiheit nicht ideal bestellt, wie Eugen Dühring hat erfahren müssen. Streicht man alle diese verschiednen Klassen von Extraordinarien und Privatdozenten, so glaube ich nicht, daß der verbleibende Rest „regulärer Dozenten", die die akademische Laufbahn wirklich verfolgen, die Anzahl der Ordinarien sehr stark übertreffen wird. Und wenn hier wirklich noch einiges Gedränge, besonders im medizinisch-naturwissenschaftlichen Felde herrschen

sollte, so werden wir bei weiterer Umschau finden, daß da Ursachen mitwirken, die durchaus vermeidbar sind.

Bekannt ist, daß sich der Betrieb der exakten Wissenschaften heute fast ausschließlich in Instituten, Laboratorien und Kliniken abspielt, die vom Staate neuerdings mit einem sehr bedeutenden Aufwand von Mitteln errichtet worden sind und unterhalten werden. Der Ordinarius nun, der an der Spitze eines solchen Instituts steht, ist gar nicht imstande, Unterricht und Aufsicht allein zu besorgen, er bedarf dazu gelehrter Gehilfen. Die Folge davon ist eine große Liberalität der Fakultäten in der Zulassung zur Habilitation. „Vor allen an den großen Universitäten, schreibt Eulenburg, sind dadurch ganz ungesunde Verhältnisse eingerissen. In Berlin gibt es 150, in München und Leipzig etwa je 50 Privatdozenten und Extraordinarien der medizinischen Fakultät. In Wien liegen die Verhältnisse am schlimmsten; hier beläuft sich ihre Zahl gar auf 190." „Der Ordinarius erleichtert die Habilitation seiner Assistenten oder Oberärzte, und die Kollegen wenden nichts dagegen ein. Es geschieht das vorwiegend, um tüchtigen Assistenten auf diese Weise eine äußere Anerkennung und einen besondern Anreiz statt des recht geringen Assistentengehalts zu gewähren und ihn dadurch länger an das Institut zu fesseln. Es sind so an einigen Stellen wahre Dozentenherde entstanden, ohne daß damit gerade die besondre Fähigkeit der Habilitierten erwiesen wäre. So finden wir in Deutschland 425 Extraordinarien und Privatdozenten der Naturwissenschaft" neben 241 Ordinarien. Daraus kann man schließen: Die akademische Anwärterschaft würde ohne dieses etwas egoistische Interesse der Ordinarien geringer sein — eine durchaus vermeidliche Ursache der Überfüllung. Aber wie kommt es denn, daß sich so viele gewinnen lassen und beim Institut oder an der Universität hangen bleiben?

Ich erinnere an den alten Spruch: Extra academiam non est vita; si est vita, non est ita. Die akademische Freiheit und Unabhängigkeit ist anfänglich ein dolce far niente. Aus diesem Stadium gelangt mancher „Student" überhaupt nicht heraus, er bummelt und verbummelt. Die Mehrzahl der Studierenden sind Brotstudenten, denen aber das Brot nur winkt, wenn sie sich zusammenraffen und auf das Examenziel lossteuern: sie stellen kaum Mannschaft für den akademischen Nachwuchs. Befangen aber bleiben weiterhin in der akademischen Freiheit die Studenten, die sich an die Wissenschaft gewöhnen. Und hier spielt die angeblich vornehmste Aufgabe der Universitäten, Stätten wissenschaftlicher Forschung zu sein, ihre Rolle.

Eulenburg findet einen objektiven Grund für die unverhältnismäßige Zunahme der inoffiziellen „Lehrkräfte" in der Erweiterung des Stoffgebiets des Universitätsunterrichts, in der fortschreitenden Spezialisierung der Wissenschaften, in der Tatsache, daß immer weitere Gebiete des Lebens einer wissenschaftlichen Behandlung fähig werden und dadurch in den Kreis der Universitätsdisziplinen eintreten. Indem ich die Richtigkeit dieses Schlusses beiläufig

bezweifle, will ich nur die Frage aufwerfen: Wer sind denn die Erweiterer des Stoffgebiets, die Urheber der fortschreitenden Spezialisierung? Wer schafft denn alle die Teildisziplinen, die sich als Unterrichtsfächer wichtig machen wollen und nach Studenten, Prüfungen und Ordinariaten schmachten? Von selber wächst doch die Wissenschaft nicht wie etwa die Entengrütze in dem Teiche unter meinem Fenster. Sind es nun nicht gerade die vom Lehren des Hauptfachs ausgeschlossenen Extraordinarien und Privatdozenten, die sich auf Spezialgebiete werfen und dabei beharren müssen? Nicht gibt es also, so möchte ich schließen, ein Übermaß inoffizieller „Lehrkräfte" in der medizinischen und in der philosophischen Fakultät, weil die Wissenschaften so sehr spezialisiert worden sind, sondern die Spezialisierung, die Stoffvermehrung ist eine Folge des Vorhandenseins so vieler wissenschaftlichen Arbeiter. Damit ist aber noch gar nicht bewiesen, daß alle diese specialia auf Universitäten getrieben, d. h. erforscht und auch gelehrt werden müßten.

In der Tat: unsre neuzeitlichen Universitätseinrichtungen machen die Wissenschafferei recht bequem und fordern dazu heraus, besonders in den medizinisch-naturwissenschaftlichen Instituten; hier finden wir ja auch die meisten der von Eulenburg berechneten, den akademischen Nachwuchs auffüllenden „Lehrkräfte". Mir will aber scheinen, daß dabei vor allem nicht der pädagogische Trieb wirkt, nicht die Lust zu lehren, die erst entsteht, wenn man etwas weiß und andern mitzuteilen hat, sondern die Gewöhnung an das Leben in Laboratorien, Sammlungen, Kliniken, wo es immer einmal etwas Neues und Unterhaltsames gibt, wo ein Arbeiten à son aise in akademischer Freiheit und auf Staatskosten seinen Reiz ausübt. Kurzum habituelle Wissenschafferei und Empiromanie sind es, die den mikrologischen Großbetrieb unsrer Universitäten ausmachen, einen Großbetrieb, der zum Selbstzweck geworden ist und ein Heer von Forschern und Pfuschern beschäftigt.

Daß die Theologie und die Jurisprudenz an dieser Zersplitterung der Universitätswissenschaften (ich lege Wert auf eine Begrenzung dieses Begriffs) nicht beteiligt sind, ist schon bemerkt worden. Es sind das eben wesentlich praktische Fächer, die positives Wissen geben wollen, also der eigentlichen wissenschaftlichen Forschung, die ja nach nunmehr hundertjähriger Annahme die Hauptaufgabe der Universitäten sein soll, kein Versuchsfeld freier Betätigung darbieten. Hier liegt die Möglichkeit und — da ihre Adepten rein praktische Ziele im Auge haben — auch die Geneigtheit zum Ausschlachten der Wissenschaft in allerhand Teildisziplinen nicht vor und darum auch keine Überfülle des akademischen Nachwuchses. Mit den Naturwissenschaften und der Historie ist es anders: sie gehn in Raum und Zeit ein, die beide unbegrenzt sind. Hier wuchern die Wissenschaften, hier hypertrophieren die Universitäten an Wissensuchern, hier herrscht die Polypragmosyne, deren Kostspieligkeit in den exakten Fächern in einem umgekehrten Verhältnis zum nutzbaren Effekt steht.

Eine Überfüllung der akademischen Laufbahn liegt also im allgemeinen nicht vor; vorhanden mag sein eine Überfülle unbesoldeter Dozenten besonders im medizinisch-naturwissenschaftlichen Fach, wofür aber die Ursachen rein äußerliche, nicht zwingende sind: „Die faktische Auslese vollzieht sich in weit kleinerm Kreise, als die absoluten Zahlen vermuten lassen." Jene wirkenden Ursachen könnten also beseitigt werden, wenn, wie es in einem Falkschen Runderlaß vom 24. April 1875 heißt, „die Zulassung zur Habilitation überhaupt nur demjenigen zu gewähren ist, von dem mit einiger Sicherheit erwartet werden darf, daß es ihm gelingen werde, sich durch seine Leistungen als Lehrer und Schriftsteller die Professur zu erwerben". Will man das nicht, sondern liberaler verfahren, die ganzen kaum ein Jahrhundert alten Habilitierungsformalitäten fallen lassen, die ehemaligen Doktorenrechte einfach restituieren, so muß man sich nach den Endursachen umsehen und den Zweck der Universitäten einer Prüfung unterziehen. Dies tut nun Eulenburg, indem er mit dem Begriffe einer universitas litterarum operiert. Seine Erklärung der Überfülle an akademischen Dozenten hat nicht ihre Notwendigkeit nachgewiesen. Diese Notwendigkeit könnte nur final bestimmt und die Überfülle damit gerechtfertigt werden. Wir wollen uns also noch der Betrachtung dieses Zweckes zuwenden.

Es leuchtet ein, daß, wenn die Überfülle akademischer Dozenten unmöglich durch Verleihung von Ordinariaten gesättigt werden kann, und man sich nicht dazu entschließen mag, die venia docendi nur auf Zeit zu erteilen, wenn man also jedem, der praestanda taliter qualiter prästiert hat, ein akademisches Katheder auf Lebenszeit zur Verfügung stellt, darin die Anerkennung einer gewissen Bedeutung dieser inoffiziellen „Lehrkräfte" für den Universitätszweck gefunden werden kann. Freilich bin ich weit davon entfernt, zu glauben, daß sich die maßgebenden Stellen darüber sonderlich den Kopf warm machen: das laisser faire, laisser aller ist ein beruhigender Grundsatz, und der unantastbare Glaube an die akademische Freiheit salviert alle Gewissen. Es ist also gewissermaßen eine constructio post eventum, wenn Eulenburg diesen nicht eigentlich beamteten Lehrern eine „innere Bedeutung" zuspricht und neben die offizielle Universität eine inoffizielle hinstellt. Die offizielle besteht aus den für die staatliche Lehranstalt notwendigen Lehrkräften, insonderheit den Ordinarien, bei denen es „vor allem auf die Pflege gesicherten Wissens ankommt, das den künftigen Geistlichen, Ärzten, Beamten und Richtern, Oberlehrern u. a. überliefert werden muß". Es leuchtet ein, daß diesen Ordinarien der Löwenanteil am Unterricht, d. h. alle Hauptvorlesungen, und da diese auch noch von den Studenten honoriert werden, auch am Honorar zufallen muß; denn diese Hauptvorlesungen werden für die Staatsexamina als obligatorisch angesehen. Demnach bleibt für die inoffizielle Universität als Lehranstalt nichts Notwendiges, wenn auch mancherlei Kurioses und Nützliches zu lehren übrig. Die Frage ist nur, ob der Staat für diesen Luxus zu sorgen

habe, oder ob man mit Julius Baumann freien Universitäten diese freiere Aufgabe überlassen solle. Ist die Liebe zu den Wissenschaften um ihrer selbst willen wirklich so groß im Volke, so würden sie ja wohl bestehn können, während es bei den Staatsuniversitäten das Brotstudium bleibt, „was heute doch vor allem die Universitäten am Leben erhält".

Aber Eulenburg lehnt solche Trennung ab; er sagt: „Die Universität trägt ihren Namen nicht mit Unrecht: sie wird als universitas litterarum auf eine vollständige Vertretung der Vorlesungen [Wissenschaften] sehen müssen." Hierfür sollen nun die vielen Extraordinarien und Privatdozenten zur Hand sein, und hierin soll nun ihre „innere Bedeutung" liegen, wie sie auch einen tatsächlichen Ausdruck findet. Nämlich aus den Vorlesungsverzeichnissen berechnet Eulenburg, daß „über zwei Fünftel der gesamten Vorlesungstätigkeit heute bereits bei den außerordentlichen Lehrkräften liegt". Hier jedoch ist der Einwand zu erheben, daß die Vorlesungsverzeichnisse nur die angekündigten, nicht die wirklich gehaltnen Vorlesungen angeben. Das Maß jener „innern Bedeutung" der Lehrtätigkeit der Extraordinarien und der Privatdozenten könnte nur aus den Quästurlisten gewonnen werden und würde sich da wahrscheinlich ziemlich niedrig stellen.

Daß von den vielen Extraordinarien und Privatdozenten, die ja in Preußen 161 Prozent der Ordinarien ausmachen, viele Vorlesungen angezeigt werden, ist selbstverständlich; zu verwundern wäre höchstens, daß sie bloß 40 Prozent und nicht 60 Prozent, wie es ihrer Zahl entspräche, bestreiten. In einer Nachweisung der wirklich gehaltnen Vorlesungen und der Zuhörerzahl wird ihre Bedeutung für den Unterricht aber wohl noch bedeutend sinken und fast geringfügig erscheinen, wenn der für zukünftige Theologen, Juristen, Ärzte und Oberlehrer wirklich notwendige Unterricht, in Wochenstunden angebbar, der Berechnung zugrunde gelegt würde. Ich kann hiernach die Richtigkeit des Satzes nicht zugeben, daß ohne diese „Lehrtätigkeit" der Extraordinarien und der Privatdozenten der Unterricht nicht nur empfindliche Lücken aufweisen, sondern auch die universitas litterarum sehr stark vermissen lassen würde. Das zweite Argument ist meines Erachtens belanglos. Das Grundgebrechen unsrer Universitäten liegt, wie schon de Lagarde in seiner kernigen Weise gezeigt hat, darin, daß sie kein Ethos und darum keinen Charakter haben, sondern ein Mittelding sind zwischen Schule und Universität. Jene doppeltirrtümliche und unhistorische Annahme, daß sie erstens vor allem Stätten wissenschaftlicher Forschung sein und zweitens die Gesamtheit der Wissenschaften umfassen müßten, läßt den Begriff der Universität ins Vage zerfließen, verliert ihren positiven Zweck ganz aus dem Auge. Die Folge ist der wissenschaftliche Großbetrieb, der aber keine entsprechende Rente abwirft, ist weiter die ungeheure Überschätzung der sogenannten „akademischen" Bildung, nach der jetzt auch die Weiblein, die Volksschullehrer, ja selbst die Arbeiter verlangen, gleich als wenn höhere Bildung überhaupt nur auf Universitäten

zu finden sei und auch immer von da mitgebracht würde, während doch die Geschichte der Wissenschaften lehrt, daß ihr Fortschritt zu keiner Zeit und in keinem Lande an Universitäten und an eine so oder anders geartete Verfassung geknüpft gewesen ist. So wachsen die Universitäten zu unförmlichen, unübersichtlichen Gebilden heran, in denen sich Heerscharen von Studenten und den gar nicht dahingehörenden sogenannten „Hörern" tummeln, gleich als müßte die ganze Nation durch die Tore der Universitäten passieren. Und aus der Masse dieser falsch dirigierten Bildungsbedürftigen erwächst dann auf dem freien, unbegrenzten Felde der universitas litterarum jenes Gewimmel von Extraordinarien und Privatdozenten usw., eine akademische Ritterschaft, deren Panier freie Wissenschaft und freie Forschung, den Dienst an der Wissenschaft um ihrer selbst willen erheischt, als ob solcher Dienst nur ausgeübt werden könne innerhalb des Universitätsbannes und wegen des Anspruchs der universitas litterarum auch ausgeübt werden müsse, gleichwie auch nur die Uniformierten des stehenden Heeres zum Waffendienst berufen sind und Franktireurs suspendiert werden.

Aber die Tatsachen lehren, daß kein Bedarf an diesen vielen inoffiziellen „Lehrkräften", wie sie unzutreffenderweise geheißen sind, vorhanden ist. Ihr Notstand, wenn von einem solchen die Rede sein soll, beruht gerade darauf, daß sie als Lehrer so wenig Beschäftigung haben. Darum nun wird eine Änderung der Verhältnisse erstrebt, eine Erweiterung des Universitätsrahmens; es gilt, der inoffiziellen Universität Aufgaben zuzuweisen, die ihr Dasein rechtfertigen und lohnende Beschäftigung versprechen sollen. Das ist der wahre Sinn der Eulenburgschen Deduktion, daß „der Grenznutzen der Extraordinarien und der Privatdozenten dauernd gestiegen" sei.

Was denkt man sich nun als besondre Aufgabe dieser inoffiziellen „Lehrkräfte", wenn die eigentlichen Fachvorträge den offiziellen vorbehalten bleiben? Zunächst einmal Einleitungs- und Übersichtskollegs, also enzyklopädische Vorlesungen, wie sie noch im achtzehnten Jahrhundert Mode waren, wie sie auch Schleiermacher noch für Berlin wünschte. Freilich könnte und sollte solche Vorträge nur der Meister halten, nicht der Anfänger. Sodann sollen sie sich einrichten auf die Bedürfnisse der zahlreichen Hörerschaft der Immaturi, vor allem der Volksschullehrer und der Frauen. Jene machen energische Anstrengungen, die Zulassung zur Universität zu erringen, und diese werden nach Reformierung der Mädchenschulen noch mehr als bisher an dem akademischen Komment Gefallen finden und natürlich auch zur Habilitation fortschreiten. Endlich sollen jene inoffiziellen „Lehrkräfte" für Fortbildungskurse und Volkshochschulkurse Verwendung finden. Schön! Ich frage nur, was hat die Universität als solche mit diesen Dingen zu tun? Man scheint gar nicht mehr daran zu denken, wozu die Universitäten eigentlich dasind, wenn man behaupten kann: „Die Universitäten müssen diese Aufgaben miterfüllen, wenn sie neben den Polytechniken . . . ihre Stellung behaupten wollen." Darauf

kommt gar nichts an, daß die Universitäten ihre Stellung neben den Polytechniken behaupten; denn sie sind nicht um ihrer selbst willen da, man besinne sich nur darauf, weshalb der Staat zum Beispiel die Universitäten Halle, Berlin und Bonn errichtet hat. Sie haben ihre bestimmten Aufgaben und damit ihre bestimmte Stellung im staatlichen Organismus. Andern Bedürfnissen mögen Staat und Gesellschaft durch andre Einrichtungen genügen; aber das Monopol auf ein studium generale wie im Mittelalter haben die Universitäten nicht mehr, können sie nicht mehr haben. „Bildung zum Beruf durch Wissenschaft" nennt Ziegler ihre Aufgabe. Es dürfte nötig werden, daß die Regierungen dieses Ziel etwas schärfer im Auge behalten und sich nicht durch den Schein von Größe blenden lassen.

Aus dem Erdbebenbezirk Unteritaliens

Von Dr. med. Max Reihlen in Stuttgart

Um von Neapel nach Sizilien zu fahren, benützt der Durchschnittsreisende das Dampfschiff, oder wer ausnahmsweise mit der Bahn fährt, durchrast die Strecke bis zur Überfahrtstation nach Messina, dem heute vielgenannte Reggio di Calabria, bei Nacht, weil die Bahn bei Tage nur von einem Zug, einem wirklichen Bummelzug, befahren wird. Deshalb ist auch die Küste Kalabriens — von dem schwerzugänglichen gebirgigen Innern ganz zu schweigen — eine der am wenigsten bekannten Gegenden Italiens, obgleich sie zu seinen schönsten, zum mindesten zu seinen interessantesten gehört. Wer freilich in Italien nur Kunst und Altertümer sucht, wird zwischen Pästum und Reggio nicht auf seine Rechnung kommen.

So unbedeutend wie die heutigen kalabrischen Küstenstädtchen waren offenbar schon ihre Vorgänger, die griechischen Kolonien am Tyrrhenischen Meer; wenigstens konnten sie sich mit den am Meerbusen von Tarent gelegnen Großstädten des alten Großgriechenlands weder an Zahl noch an Bedeutung irgendwie messen. Auf der ganzen Strecke von Pästum bis an die Meerenge von Messina trifft man keinen Stadt-, Berg- oder Flußnamen, der eine Spur in der Geschichte zurückgelassen hätte.

Nur zweimal hat ein Ereignis, das sich dort zugetragen hat, einen Augenblick die Aufmerksamkeit Europas auf jene weltvergessene Gegend gelenkt.

Bei der Fahrt durch Pizzo erinnert sich vielleicht der eine oder andre, daß hier vor nächstdem hundert Jahren Murat, von Napoleons Gnaden einst König von Neapel, den abenteuerlichen Versuch, sein Reich durch einen Handstreich wieder zu erlangen, gewagt und mit dem Tode durch Pulver und Blei bezahlt hat.

Aber wer denkt beim Hinwegfahren über eines jener breiten, brückenüberspannten Geröllfelder daran, daß dies das Bett des Savutoflusses sei, in dessen Fluten eine Familientragödie im Hause Hohenstaufen ihr Ende fand. Im Jahre 1242 ertrank hier der gekrönte deutsche König Heinrich der Siebente, der älteste Sohn Kaiser Friedrichs des Zweiten; er hatte seinem

kaiserlichen Vater die frühzeitige Wahl zum König und Nachfolger mit Empörung gelohnt, deren Wiederholung der Kaiser durch die jahrelange Haft des entarteten Sohnes auf der Burg Sambiase vorbeugen wollte.

Was die kalabrische Küste auszeichnet, das ist die innige Verbindung zwischen Meer und Gebirge unter dem Himmel des Südens.

Wer im bereisten Italien vergeblich gesucht hat, was uns vor fünfzig Jahren Gregorovius, Woldemar Kaden und andre beschrieben und vorgeschwärmt haben, der befahre die Küstenbahn von Pästum bis an den Felsen der Scylla und verweile auch nur einen Tag in einem jener felsthronenden Städtchen, und er erlebt und schaut, was jene zur Zeit unsrer Väter noch in Mittelitalien vorgefunden haben — den Zauber einer unentweihten großen Natur und eine unbefangne, gastliche Bevölkerung.

Wenn man von Neapel kommt, fährt man an zwei Meeresbuchten vorbei, die den vielbesungnen Golfen von Amalfi und Salerno nichts nachgeben.

Auf der Linken hat man stets den Rücken des Apennin, dessen unmittelbar aus dem Meer aufsteigende Kette mit Gipfeln von 1500 Metern und mehr den Eindruck eines Hochgebirges macht; auf der Rechten hat man fast immer in unmittelbarer Nähe das Meer mit Ausblicken bald auf eine prächtig vorspringende Landzunge, bald auf ein malerisch um einen kleinen natürlichen Hafen gelagertes Fischerdorf. Die Bahnführung ist auch technisch interessant, da die Felsen oft bis hart ans Meer vorspringen und eine ziemliche Zahl von Tunnels nötig machten, während die zahlreichen Wildbäche, die im Frühjahr von den waldlosen Bergen herabstürzen und massenhafte Felstrümmer mit herunterreißen, vielfach lange Steinbrücken forderten, die von weitem wie antike Aquädukte aussehen.

Unter diesen Brücken sieht man im Sommer und Herbst vielfach keinen Tropfen Wasser mehr, nur die prächtigen Gebüsche üppig blühenden Oleanders verraten, wo in der Tiefe noch etwas von dem köstlichen Naß sickert, und sagen uns, welchen Weg durch die Steinwildnis der Bach in diesem Jahre genommen hat.

Nach einer Fahrt von 160 Kilometern nimmt das Gebirge plötzlich einen andern Charakter an. Statt der malerischen, scharfkantigen Umrisse, die wir seit Ancona gewohnt waren, treten weichere, mehr abgerundete Formen auf: wir sind plötzlich aus dem Apenninenkalk ins Urgebirge übergetreten, das sich zugleich durch etwas größern Wasserreichtum und entsprechend üppigere Vegetation zu erkennen gibt. Man braucht kein Geologe zu sein, um beim bloßen Durchfahren auf der Bahn den unvermittelten Übergang zu bemerken. Nachdem wir längst auf dem Gebiete des einstigen Königreichs beider Sizilien mit seinem seltsamen bedeutungsvollen Namen stehn, gelangen wir, mit dem Übertritt ins Urgebirge, auch geologisch betrachtet, auf sizilischen Boden.

Das Kalkgebirge des Apennin, das Rückgrat Italiens, zieht sich nach Osten nach Apulien, um schließlich im Meerbusen von Tarent zu versinken, während sich die Urgebirgskette, auf deren Saum wir jetzt dahinfahren — nur durch den schmalen Meeresarm bei Messina unterbrochen —, als Rückgrat Siziliens durch dessen Nordküste fortsetzt. Der innere Zusammenhang der beiden von der Laune der Geschichte nochmals zusammengeschweißten Sizilien erweist sich auch dadurch, daß sie, wie auch jetzt wieder, meist zugleich von Erdbeben heimgesucht werden. Ist doch dieser kalabrisch-sizilische Urgebirgshorst eine der berüchtigtsten Erdbebengegenden Europas. Wo man geht und steht, wird man auf die Erdbeben hingewiesen.

Ich habe an einem prachtvollen Septembertag im Jahre 1904 als einziger Fahrgast des Aussichtswagens den größten Teil der Strecke zurückgelegt; morgens hatten mich die Tempel Pästums an einen frühern Tag hohen Genusses erinnert, dann kam die Zeit, wo „der große Pan schläft", wo auf den Stationen nur halb im Schlaf die braunen kalabrischen Weiber mit den riesigen Krügen ihres dunkeln Rotweins winken und die Fischerbuben kaum die Augen aufmachen, um den Zug, das Ereignis des Tages, zu begrüßen.

Regungslos wie eine Bildsäule lehnt am Gitter des Bahnhofs ein Hirte, der in seinen schweren Kleidern vom kühlen Gebirge heruntergestiegen ist. Der Anblick seiner zolldicken Wollfilzhosen treibt mir den Schweiß aus.

Endlich wurden die Schatten länger, und das kahle Gebirge zeigte in der Abendbeleuchtung jene tiefen Schatten neben grellsten Lichtern, die jeden Vorsprung, jede Kluft wie zum Greifen herausarbeiten. Nur zu rasch verblassen die Beleuchtungseffekte, die einst das Entzücken aller Maler und Kunstliebhaber waren.

Schon hatte die ambrosische Nacht längst dem wunderbaren Schauspiel ein Ende gemacht, als ich bei prächtigstem Sternenschein auf der Station Palmi, 40 Kilometer vor Reggio, ausstieg. Da das Städtchen ziemlich hoch über der Station liegt, setzte ich mich in den Posteinspänner, worin ich von Post- und Zeitungspaketen ganz eingebaut wurde, während sich der Kutscher auf einer großen Kiste einen schwankenden Thron herrichtete. Nach etwa 40 Minuten sahen wir im trüben Schimmer des Stadttorölläm pchens eine Kirche. Was ist das für eine Kirche? La chiesa dei miracoli (Wunderkirche), lautete die prompte Antwort, aber sie hat bei dem letzten Erdbeben nicht viel geholfen. Was der Mann sonst alles von dem Erdbeben erzählte, habe ich nur teilweise erraten, ich zweifelte aber nicht daran, die Sache mit allen Einzelheiten am andern Tage zu erfahren, denn die Wirtin zur Trinacria, vor deren Haus wir hielten, sah sehr mitteilsam aus. Diesmal aber hatte ich mich verrechnet.

Als mir, ihrem einzigen Gaste, die gute Frau am andern Mittag eben die Makkaroni auf den Tisch setzen wollte, sagte ich anscheinend ganz gelegentlich zu ihr: Erzählen Sie mir doch auch etwas von dem letzten Erdbeben, aber ich hätte das unbedachte Wort gern wieder zurückgenommen, denn die arme Frau erschrak so, daß ich sie nachher nur zu trösten hatte. Von da ab habe ich niemand mehr in der Gegend nach dem Erdbeben gefragt, aber ich wußte auch, wo die handbreiten Sprünge in den Gewölben aller Kirchen weit und breit herkamen. Hoffentlich ist die gute Padrona, die noch von dem letzten Erdbeben (vom Jahre 1895) zitterte, nicht unter den siebenhundert Opfern ihres Städtchens. Sie hat in jeder Beziehung gut für mich gesorgt, zunächst indem sie mir in kürzester Frist ein vorzügliches Lager bereitete, zu dem sie vor meinen Augen das Bettzeug — als Beweis, daß es ungebraucht sei — aus dem Kasten holte, wie dies in Süditalien Brauch ist.

Als ich am andern Morgen wieder aufwachte, traf mein erster Blick den Rheinfall von Schaffhausen, der auf meinem Rouleau prangte. Mehr kann man in Kalabrien gewiß nicht verlangen. Jedenfalls imponiert der Wasserfall in dem wasserarmen Kalabrien mindestens ebenso wie bei uns der Ätna, dessen ostangestauntes gutgemeintes Bild — auf einem Rouleau bei meiner Großmutter plötzlich im alten Glanz vor mir aufstieg!

Trotz meiner Müdigkeit und meines göttlichen Schlafes muß ich am andern Morgen früh aufgestanden sein, denn als ich mich in dem Regierungs-

sitz mit seinen 10000 Einwohnern umsah, traf ich in nächster Nähe meines Gasthauses, auf einem kleinen Platz, den Ziegenhirten, der eben mit seinem Dudelsack seine Pflegebefohlnen zusammenrief. Ich weiß nicht, was reizender war, die Inbrunst, mit der der junge Faun in seinen Ziegenfellhosen sein Instrument bearbeitete, oder die Neugier, mit der die prächtig gehörnten Tiere in ihren komischen Bärten zuhörten und zusahen.

Dann sah ich den Stolz von Palmi, seinen Stadtgarten, der, klein und ärmlich wie ganz Palmi, eine Aussicht bot, die geradezu entzückend war, die aber noch bei weitem durch die auf dem nahen Eliasberg überboten wurde.

Ich stieg an seiner Winterseite hinauf, und ich hätte hier, gegenüber von Sizilien, bei nur 500 Meter Höhe über dem Meer, glauben können, im Schwarzwald, am Abfall gegen die Rheinebene zu sein: derselbe sandige Ackerboden, dieselben Steine, die Vegetation beherrscht von der zahmen Kastanie und Haselnuß, und zur Rechten eine riesige Halde, ganz bedeckt mit Adlerfarn. Ich ging auf jener Halde in der Richtung gegen das Meer weiter und stand bald an dem Steilabsturz des Berges gegen das Meer. Über 500 Meter fällt hier der Berg so steil ab, wie wenn er eben erst entzweigeborsten und seine andre Hälfte vom Meer verschlungen worden wäre. Dieser Steilabhang ist ein steinerner Zeuge jener gewaltigen erdbildenden und zerstörenden Mächte, die auch den Einbruch des Gebirges zwischen Reggio und Messina, die Meerenge von Messina, herbeigeführt haben, und die jetzt wieder ihr ewiges Spiel, unbekümmert um uns Menschen, treiben. Der Absturz des Eliasberges mit seinen mächtigen Felsblöcken sieht um so wilder aus, als nur kleines Buschwerk hie und da die abgerundeten Felsbrocken umgrünt.

Bei uns hätte die gütige Mutter Natur längst die ungeheure Wunde unter einem deckenden Waldschleier verborgen.

Oben auf dem Berge haust ein Einsiedler, der mich um einen Beitrag für eine Kutte bat, denn er war noch in Zivil, trotzdem er schon seit zwei Monaten in der Hütte seines verstorbnen Vorgängers hauste und ebensolange eine Art Opferbüchse im Knopfloch trug, und obgleich das bescheidne Heiligtum des Propheten auf dem Berge, neben dem seine Hütte stand, als Wallfahrtskirche berühmt ist.

Wo ein Eliasberg steht, kann man sich ohne weiteres auf eine schöne Aussicht gefaßt machen, aber der kalabrische Eliasberg sucht seinesgleichen. Man sieht vor sich, in greifbarer Nähe, den ungeheuern Gipfel des Ätna, hinter ihm die peloritanischen Berge der Nordküste Siziliens, während sich links das kalabrische Hochgebirge aufbaut, alles aufsteigend aus dem schäumenden Meer und emporragend in den tiefblauen Himmel. Weit draußen in der See lag der steile vulkanische Kegel des Stromboli, mit einem Rauchwölkchen gekrönt, und die andern Liparischen Inseln, die in dem bewegten Meer zu schwimmen schienen. Wenn ich nicht schon vorher die Absicht gehabt hätte, dorthin zu gehen, so hätte ich mich hier, angesichts des zauberhaften Bildes, dazu entschlossen. Am Saum des Meeres aber lag Städtchen an Städtchen; mein Einsiedler nannte sie mir mit Namen und sagte dabei ein landesübliches Wortspiel: Palmi, Rosarno e Gioja, non è una gioja, das heißt „die Palmenstadt, die Rosenstadt und die Freudenstadt, ist es nicht eine Freude sie zu sehen!“

Und heute ist dieses Paradies der Natur, ist diese Stätte der Freude ein Leichen- und Trümmerfeld, wo der Hunger, die Verzweiflung und der Wahnsinn umherschleichen.

Ich kann von Palmi nicht scheiden ohne noch eines kleinen Erlebnisses zu gedenken. Außer dem Häuschen des Einsiedlers war noch eins auf der weiten Höhe, in das ich durstig eintrat, um nach etwas Trinkbarem zu fahnden. Zum Glück war eine große Amphora mit Wasser vorhanden, die mir die Tochter des Hauses ohne weiteres kunstgerecht an den Mund hielt wie Rebekka auf dem berühmten Bilde dem Elieser. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Leute im Schatten des Ätna auch von andrer Seite kennen zu lernen, aber es wäre undankbar, wenn ich nicht hervorheben würde, wie gastfreundlich mir im südlichsten Italien, auch in Apulien, die Leute überall da entgegengekommen sind, wo sie von der Fremdenindustrie noch nicht verdorben sind.

Von Palmi führt eine kurze Eisenbahnfahrt nach dem Felsen der Scylla. Man hat von dort eine herrliche Aussicht über die ganze Straße von Messina, die die grandiose Rundschau vom Eliasberg reizend ergänzt. Nur sollte man seinen Homer auf einen Augenblick vergessen oder nicht wissen, daß man auf dem sagenumwobnen Felsen des Schreckens steht, denn die Gegend ist viel zu lieblich, um den Eindruck nicht zu verwischen, den wir mitbringen: der Felsen der Scylla ist eine jener allzuberühmten Örtlichkeiten, die klein werden unter der Größe der dichterischen Phantasie, die sie verherrlicht.

Die Bahn führt weiter durch ein herrliches Gelände, über das die ganze Pracht subtropischer Vegetation verschwenderisch ausgebreitet ist. Fast wild wächst hier die Rebe und der Ölbaum, und neben den undurchdringlichen Stachelgebüschen der indischen Feige und neben der riesigen Agave, der prachtvollen Charakterpflanze, die Amerika an diese Küsten geschickt hat, beherrscht ein Gast aus Afrika das Landschaftsbild. Es ist die Dattelpalme mit ihrem schlanken, schwankenden Stamm und dem melodischen Rauschen ihrer vom Winde berührten Blätterkrone.

Noch eine kurze Strecke, und wir halten in dem jetzt ebenfalls zerstörten San Giovanni, von wo die kleinen Schiffe nach Messina fahren, während der Großverkehr über das benachbarte Reggio führt. Die Überfahrt nach Messina währt nur eine halbe Stunde, aber sie ist ein Genuß, der sich von Augenblick zu Augenblick steigert. Zuerst erdrückt der Berghintergrund das langgestreckte Messina, aber je näher man der marmornen Ufertreppe kommt, desto gewaltiger ist — es widerstrebt mir zu sagen, war — das Stadtbild. Eine in leichtem Bogen geschwungne Prachtstraße aus lauter Palästen in stattlichem Barockstil empfängt, hinter einem breiten volkswimmelnden Landungsplatz, den staunenden Fremden. An dem langen Quai selbst, der Häuserzeile direkt gegenüber, liegt Schiff an Schiff, und der rege, wenn auch von der Hitze etwas gedämpfte Verkehr zwischen ihnen und der Stadt zeigt das übliche Bild einer lebhaften Hafenstadt, dem aber doch eigenartige Züge nicht fehlen.

Nicht weit von der Landungsbrücke erhebt sich das Wahrzeichen Messinas, der Brunnen Montorsolis mit der mächtigen Statue des Neptun. Als Verkörperung der Straße von Messina steht der Meergott zwischen zwei nicht eben holdseligen Frauengestalten, der Scylla und der Charybdis. Im Schatten dieses Brunnens, unbeirrt von dem geschäftigen Treiben rings umher, lagerte sich in allen möglichen, bequem sein sollenden Stellungen ein Kreis von Matrosen, Lastträgern und jungen Burschen, die in gespannter Aufmerksamkeit am Munde eines Mannes hingen, der mit lebhaftem Mienen- und Gebärdenspiel Verse deklamierte. Es war eine Stanze aus Tassos „Befreitem Jerusalem", die der sonnverbrannte, schwarzgelockte Mann mit hinreißendem Feuer vortrug. Ob wohl sein ferner Ahn einst mit den homerischen Gesängen im Herzen

und auf der Lippe aus Griechenland an das Gestade der Charybdis in die Kolonie Zankle verschlagen wurde?

Einige Schritte weiter, und wir stehn vor dem großen Marktgebäude, in dessen Fischhalle ich eintrete. Leider war sie schon so gut wie geräumt, von den Schwertfischen, einer Spezialität von Messina, war nichts zu entdecken, aber in einer Ecke an einem laufenden Brunnen sah ich eine alte Frau eifrig beschäftigt. Sie bereitete das wirbellose eßbare Kleingetier des Meeres, frutta di mare genannt, das von den Italienern vielfach roh verzehrt wird, zum Verkaufe vor. Mit einer Fingerfertigkeit, um die sie jeder Maestro hätte beneiden dürfen, drehte sie den Tintenfischen die Tintenbeutel um, deren bittrer Inhalt rasch nach dem Fang entleert werden muß, wenn sich sein Geschmack nicht dem des ganzen Tieres aufdrängen soll. Die Prozedur war trotz der größten Reinlichkeit etwa so appetiterregend wie das Verwandeln von Fröschen in Froschschenkel.

Als ich aus der dunkelwerdenden Halle wieder ans Tageslicht heraustrat und an der stolzen Reihe der Paläste entlang sah, befestigte sich in mir der erste Eindruck, daß keine italienische Stadt ihrem Hafen eine so imponierende Schauseite zukehrt wie Messina. Sieht man freilich genauer zu, so wird man etwas enttäuscht; die Prachtfassaden sind vielfach nicht ausgebaut, ihr oberstes Geschoß fehlt oder ist nur eine Kulisse, durch deren Fensterhöhlen das Blau des Himmels durchscheint, ja manche von den Quaderfassaden verbergen nur ärmliche, angeflickte Fachwerkbauten. Trotzdem war der Name la Palazzata für diese Straße, die leider von dem Erdbeben so gut wie ganz zerstört worden ist, vollberechtigt. Leider ist es auch so gut wie ausgeschlossen, daß etwas architektonisch ähnliches, der umgebenden Landschaft so entsprechendes je an ihre Stelle treten wird. Zwar die Riesenbauten, die Lissabon unter dem großen Minister Pombal auf die Stelle seiner vom Erdbeben vernichteten Altstadt stellte, stehn heute noch unversehrt, und ebenso die Prachtstraße Ragusas am Adriatischen Meer, die einem Erdbeben vom Jahre 1667 ihre Entstehung verdankt; aber auf dem ewig schwankenden Boden von Messina wäre Wahnsinn, aus geschichtlichen und künstlerischen Gründen die Fingerzeige zu übersehen, die Japan und San Francisco der Baukunst gegeben haben.

Und doch war die Palazzata auch in ihrer einstigen Pracht ein redendes Denkmal eines Erdbebens, dessen vom Jahre 1783. Die früher sehr bedeutende Stadt hatte im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert schwer gelitten, und die Ausführung der Palazzata wurde ermöglicht durch einen neuen, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beginnenden Aufschwung, als das Erdbeben von 1783, das große Verheerung in der ganzen Stadt anrichtete, Messina wieder weit zurückwarf und auch den Ausbau oder die Wiederherstellung der stolzen Paläste verhinderte.

Wenn mich die kalabrischen Städtchen das Grausen einer Erdbebenkatastrophe nicht nachfühlen ließen, so ist dies kein Wunder, denn ihre Häuser sahen meist so aus, als ob sie aufs Umwerfen und Wiederaufstellen eingerichtet wären; aber auch in Messina kam ich nicht dazu, so wenig wie die Eingebornen, die unter Erdbeben aufwachsen wie der Matrose im Sturm. Erst unter den Trümmern von Agrigent empfand ich so recht die brutale Gewalt der sinnlos wütenden Naturkraft, als ich vor den niedergemähten Riesensäulen und Seitenwänden des Zeustempels stand.

Wer übrigens, wie ich, hinter der Palazzata, oder wie sie jetzt heißt, Korso Vittorio Emanuele eine entsprechend großartige Stadt vermutete, wäre

bitter enttäuscht worden. Messina bestand in der Hauptsache aus drei dem Korso parallelen, verhältnismäßig schmalen Straßen, ohne hervorragende Bauten. Eine einzige Ausnahme machte der fein zusammengestimmte, stille Domplatz. Der Dom selbst war kein einheitliches Kunstwerk; Feuer, Erdbeben, notwendige Restaurationen und gewaltsame Modernisierungen hatten von der ursprünglichen normannischen Basilika nicht allzuviel übrig gelassen, doch für das Auge des Malers wie des Geschichtsfreundes bot die Kirche, an der Jahrhunderte gestückt, aber auch reiche Spuren ihrer jeweiligen Kunst hinterlassen hatten, viel des Bemerkenswerten. Ein Kunstwerk ersten Ranges enthielt sie aber nicht, ebensowenig wie das ganze übrige Messina.

Wie viel von ihren Kunstschätzen gerettet werden wird, hängt, da ein großer Teil der Außenwände stehengeblieben ist, wesentlich von der Sorgfalt der Aufräumungsarbeiten ab; aber es ist zu fürchten, daß man unter dem Druck der sonstigen ungeheuern Kosten nicht mit der peinlichen Genauigkeit zu Werke gehen wird, die in Venedig bei der Bloßlegung der unter den Quadern des Markusturmes begrabnen Loggetta des Sansovino mit so unerwartet günstigem Erfolg belohnt worden ist. Es ist zu fürchten, daß sich der Eifer der Nachforschungen hauptsächlich auf das viele Edelmetall der außerordentlich reichen Kirche stürzen wird.

In der Nähe des Domes stand noch eine andre Kirche (S. Gregorio) mit einem höchst eigenartigen Turm, dessen Spitzdach von einer breiten spiraligen Außentreppe umwunden war, sodaß das Ganze wie eine riesige Turmschnecke aussah. Gegenüber von diesem originellen Bauwesen, zu dem vielleicht eine jener großen Meerschnecken, die bei Messina vorkommen, dem Künstler die Anregung gegeben hat, habe ich bei meinem zweiten Aufenthalt in Messina übernachtet, um mich beim Aufwachen noch einmal an dem einzigartigen Bilde zu freuen.

Etwas ähnliches habe ich nie gesehen, abgesehen von einem allerdings noch viel abenteuerlicher aussehenden Turm in Kopenhagen, dessen Spitze aus den durcheinandergeschlungnen Leibern und Schwänzen von drei riesigen Delphinen gebildet ist. Jener Gasthof in Messina gegenüber dem Schneckenturm war mir durch einen mitreisenden Sizilianer so warm empfohlen worden, daß ich meine sonstige Gewohnheit, mich nur auf Bädeker zu verlassen, einmal außer acht ließ: richtig wurden mir auch in der ersten Nacht meine Stiefel gestohlen. Doch es war mir zum Heil: die stiefelmörderischen Ausflüge über die Vulkane der Liparischen Inseln hatte ich ja glücklich hinter mir, und für die heiße Ebene waren die guten doppelsohligen, germanischen Reisegesellen viel zu schwerfällig. Und siehe da, der italienische Ersatz, den ich notgedrungen in Messina erwarb, war nicht bloß äußerst bequem, sondern hat noch manche Wanderung ausgehalten, nachdem ich dem leichten, geschmeidigen Pärchen keine vierzehn Tage zugetraut hatte!

Das ganze Wirtshaus in Messina hatte mir aber so wenig gefallen, daß ich der Wirtin ziemlich „schneidig“ erklärte, sie möge sich mit mir auf die pretura (Polizei) bemühen. Ihre Antwort war zunächst ein Blick, der besagte, so etwas könne auch nur einem Deutschen einfallen, und als ich den Blick nicht verstand und meinen Wunsch wiederholte, verdolmetschte sie ihn mit den Worten: Dort kommt nie etwas heraus. Schließlich wurde ihr die Sache aber doch so unangenehm, daß sie erklärte, sie wolle die Hälfte des Schadens tragen. Und das tat sie auch, aber auf der Rechnung stand der Omnibus zur Bahn mit 2 Franken, und auch die Preise für alle übrigen

Sachen — soweit sie nicht, wie landesüblich, vorher ausgemacht waren — hatte sie entsprechend angesetzt. Das Triumphgefühl des gewiegten Italienreisenden, das eben noch meinen Busen geschwellt hatte, war dahin, aber es gelang mir wenigstens, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Nach einigen Komplimenten schieden wir als Freunde, aber die Wirtin sowohl wie ich vergaßen das gewohnte Auf Wiedersehen.

Da die alten Kirchen Messinas, abgesehen vom Dom, aus den Zeiten ihrer Erbauung nur dürftige Reste gerettet haben, sah ich in der Stadt nur noch zwei Gebäude von innen, davon eins unfreiwillig. Dieses war das Spital, ein alter außerordentlich stattlicher Bau, in dessen Hof ich aus Interesse für die Architektur eintrat. Dort entdeckte mich aber alsbald ein Kollege, der mir in liebenswürdiger Weise seine ganze Abteilung zeigte, was durchaus nicht in meiner Absicht gelegen hatte.

Auch dieser anscheinend für die Ewigkeit bestimmte Bau ist zusammengestürzt über den Armen, die in ihm Rettung suchten. Vom Spital ging ich noch in das Museum, obgleich im Bädeker fast davor gewarnt wird. Die alten sizilianischen Heiligenbilder auf Goldgrund mit unglaublichen Körperstellungen und mit fast braunen Gesichtern und Händen, die dort zu sehen waren, wirken auch auf den Deutschen etwa wie die hölzernsten unsrer altdeutschen Bilder auf den Italiener. Trotzdem habe ich nicht bereut, sie wenigstens einmal gesehen zu haben. Diese sizilianische Schule bildete den westlichen Ausläufer der kirchlichen Kunst von Byzanz, die den ganzen christlichen Osten beeinflußt hat und deren Nachzügler ich auf einer spätern Reise in den Kirchen von Moskau zu sehen bekam; wenn ich die Wahl hätte, welche von beiden ich noch einmal sehen müßte, so wären mir die Sizilianer immer noch lieber, denn bei den Russen hat sich der in Sizilien nur gemalte, auf manchem Bilde wohltuend verblichne Goldgrund zu einem soliden Goldblech entwickelt, das die Kleidung vorstellt und Samstags in Gegenwart der Gläubigen auf den Glanz poliert wird.

Froh, daß ich getan hatte, was ich meiner Bildung schuldig war, flüchtete ich mich aus diesem Museum auf die Hügel, von denen man nach dem Erdbeben so viel gelesen hat, auf den Hügelkranz, der die Befestigungen, die Totenstadt und die Villen trägt, deren verhältnismäßige Verschonung bei dem großen Unglück aufgefallen ist. Einer der größten Gärten dort steht den Fremden offen, und von der „Rocca Guelfonica", einer jener fensterlosen trutzigen Normannenburgen, denen man in Sizilien da und dort begegnet, genoß ich wieder den Anblick der Meerenge. Diesmal bildete die kalabrische Küste den Hintergrund, in ihrer Mitte das friedlich daliegende Reggio. Wenn man den uneingeschränkten Ausblick auf die nähere und weitere Umgebung und die verhältnismäßig schwierige Zugänglichkeit der Rocca Guelfonica in Betracht zieht, so hat man kein Bedenken gegen die Überlieferung, daß an dieser Stelle die Söldnerbande ihre Burg hatte, die unter dem Namen der Mamertiner (Marssöhne) zur Zeit des Pyrrhus die Stadt tyrannisierte und sich sogar gegen den kriegsgewaltigen König von Epirus halten konnte.

Irgendwo auf diesem Hügel wird voraussichtlich der vornehmere Teil der Wohnstadt des zukünftigen Messina entstehen, vermutlich eine Gartenstadt mit niedern Häusern, während sich die Geschäftsstadt, die auf die Nähe des Hafens angewiesen ist, wieder auf dem alten Stadtgrunde erheben muß. Vorläufig wachsen auf den Hügeln im weitesten Umkreise die Millionen und Abermillionen von Messinaorangen, die den Namen der Stadt durch alle Lande tragen.

Glücklicherweise führt eine Bahn über die Hügelkette, sonst könnte man in die mit neidischen hohen Mauern umschlossenen Orangengärten gar nicht hineinsehen. Ich habe mir die Gärten der Hesperiden übrigens etwas anders vorgestellt, als ich sie bei der Durchfahrt sah, denn die Bäume waren bis zur Unkenntlichkeit mit Staub bedeckt. Um so mehr genoß ich es, als ich später einmal in einem gutgehaltnen Park, dessen Besitzer sich den großen Luxus des Besprengens leisten konnte, in einer wahrhaft „in Düften schwelgenden" Nacht „im dunkeln Laub die Goldorangen glühen" sah. Wo Wasser ist, da trifft man in Sizilien eine Pflanzenwelt, von deren Üppigkeit wir uns nichts träumen lassen. So sah ich in Palermo in einer öffentlichen Anlage, die auf dem Grunde des aufgefüllten Hafens des alten Panormus angepflanzt ist, einen Gummibaum von der Größe unsrer allergrößten Birnbäume; im Park eines Schwefelbades am Fuße des Ätna standen gar die Araukarien, die wir auf unsern Blumentischen züchten, so groß wie hohe Tannen und trugen kindskopfgroße Zapfen. Und wie wunderbar sind die Palmen von Taormina! Aber diese Prachtbäume sind es nicht, von denen Sizilien lebt, und die Messina wieder zu neuem Leben erwecken werden, sondern die Orange, die Zitrone, der Weinstock und der bescheidne Ölbaum.

Eine Handelsstadt ist nicht umzubringen, solange ihr Hinterland auf sie angewiesen ist, und eine Seestadt lebt, solange das Meer ihr treu bleibt. Beides trifft für Messina zu. Ganz Europa wartet auf die Südfrüchte, die in Messina auf das Schiff kommen, und ein großer Teil von Sizilien würde verhungern, wenn es seine Orangen nicht zum Verkauf bringen könnte, deren Wert der Name Messina steigert. Deshalb wird Messina wieder arbeiten, ehe die Gelehrten darüber einig sind, ob es sich bei den Zuckungen der Erde um Hebung oder Senkung der Scholle von Messina handelt. Und die Menschen, die die Stelle der Toten einnehmen müssen, wenn wieder gearbeitet werden soll — warten längst auf die freien Plätze!

Schickt nicht Italien jährlich 200000 Menschen, die nicht mehr wieder kommen, übers Meer, weil es sie nicht ernähren kann! Die meisten davon sind nicht weit von den Erdbebengegenden zu Hause, wo eine bis auf die Römerzeit zurückgehende Mißwirtschaft die Bildung jener riesigen Latifundien in den Händen der Kirche und adliger Herren veranlaßt hat, die die einstige Kornkammer zur Einöde zu machen drohen. Auf diesen Riesengütern wird der Kolone — „Bauer" kann man einen solchen Halbsklaven nicht nennen — von dem Generalpächter seines Herrn oder von dessen Unterpächtern so ausgesogen, daß er außer den sehr drückenden Steuern nur noch so viel erübrigen kann, um mit seiner Familie nicht Hungers zu sterben, und um ein paarmal im Jahr, an den hohen Festtagen sich satt essen und Spektakel machen zu können. Die Volksschule der armen Landgemeinden ist dementsprechend in einem Zustande, daß Vertreter des italienischen Schulvereins „Dante Alighieri" alles Ernstes den Vorschlag gemacht haben, man solle auf den Auswandrerschiffen, die nach Argentinien gehen, den Leuten während der langen Überfahrt Unterricht, namentlich auch in italienischer Sprache, geben; in Süditalien kann ja noch nicht die Hälfte der Erwachsnen lesen und schreiben.

Der oberflächlichste Einblick in diese Verhältnisse, den man bekommen muß, wenn man halbwegs der Sprache mächtig ist und allein reist, ist die betrübende Zugabe zu den Erinnerungen an die vielen Höhepunkte des Kunst- und Naturgenusses, die eine Reise durch Sizilien bietet. Diesen Notständen und dem daraus gebornen Banditenwesen einerseits und der Korruption der

Besitzenden und Regierenden, der signori, andrerseits abzuhelfen, wird für das Königreich Italien viel schwerer sein, als die zerstörten Dörfer und Städte wieder zu bevölkern und aufzubauen, um so mehr, als die ganze Welt in nie zuvor dagewesener Weise tatkräftig beispringt. Diese Hilfeleistung ist in gewissem Sinn eine Sühne für jahrhundertelange Aussaugung Siziliens durch fremde Staaten. In den letzten drei Jahrhunderten residierten nacheinander in Sizilien die Statthalter der Könige von Spanien und die der österreichischen Habsburger. Messina hatte das besondre Glück, dazwischen hinein unter dem Schutz des allerchristlichsten Königs Ludwig des Vierzehnten zu stehen. Im Jahre 1734 wurde das Land staatsrechtlich die eine Hälfte des neugebildeten unteritalienischen Königreichs, aber nur um tatsächlich eine Provinz von Neapel zu werden. Erst der Siegeszug Garibaldis, der in Sizilien begann, machte das unglückliche Land zu einem gleichberechtigten Gliede des geeinigten Italiens.

Nur einmal hat Sizilien aktiv im Brennpunkt der europäischen Politik gestanden, im zwölften und im dreizehnten Jahrhundert, als seine Krone durch Erbschaft an das Haus der Hohenstaufen überging. Ein Strahl jenes Glanzes fällt auch auf Messina. Schon Heinrich der Sechste, der Sohn des Rotbart und der Gemahl der normannischen Erbtochter Konstanze, weilte viel in Messina. Von hier aus hat er seine Gesandten nach Konstantinopel geschickt, um den schwankenden Thron des Kaisers Alexius zu stützen und durch die Werbung um die Kaisertochter Irene für seinen Bruder Philipp eine Familienverbindung zwischen seinem und dem griechischen Kaisertum herzustellen. Nach Messina kehrte er kurz darauf von der verhängnisvollen Jagd am sumpfigen Fuß des Ätna als ein todkranker Mann zurück. Hier ist er in der Blüte des Mannesalters und in der Fülle der Macht gestorben. Auch sein Enkel Konrad der Vierte lag tot in Messina. Bei seiner Leichenfeier im Dome geriet der Katafalk samt dem Sarg in Brand, und die Flammen ergriffen auch die Decke der Kirche, die, von seinem Bruder Manfred wiederhergestellt, sich allen Stürmen der Zeit und allen Angriffen der Verschönerungslust gegenüber bis zu dem Erdbeben vom 28. Dezember 1908 gerettet hat. König Konrad hat kein prächtiges Denkmal, keine Ehreninschrift erhalten, nur ein einfacher Sarg, offenbar in späterer Zeit in die Chorwand eingefügt, erinnerte an den Herrscher, dem das Glück im Leben nicht hold war, und dessen Totenfeier einen so düstern Schatten auf das Geschick seines kleinen Sohnes Konradin vorauswarf. Auch von dem Schloß am Meer, worin der prachtliebende Friedrich der Zweite so oft residierte, war wenigstens äußerlich nichts mehr zu erkennen. Die Prosa der Zeit hatte es zur Zollstätte herabgewürdigt. Wer in Sizilien mehr als die Erinnerung, wer großartige Denkmale der Staufenzeit sucht, der muß nach Palermo gehen. Dort grüßen ihn in der alten Königsburg noch heute das Löwenwappen der Hohenstaufen und der Adler des Reichs, aber in ungewohnter Umgebung. Die alten Symbole sind eingelassen in eine goldglänzende Mosaikwand von kirchlich-anmutender Pracht.

Nicht weit davon ruht in einer Kapelle des Domes Heinrich der Sechste an der Seite seiner normannischen Gemahlin, und neben ihnen ihr großer Sohn. Sie ruhen in großartigen Porphyrsarkophagen unter dem Schutz prächtiger, schwerer Baldachine, und nicht selten kann man einen Lorbeerkranz an dem Sarge Friedrichs des Zweiten sehen, den die Pietät seines sizilianischen Volkes dort niedergelegt hat. Die Sizilianer sind stolz auf ihren Roger Friedrich, an dessen Sarkophag zu lesen steht: Rex Siciliae, Imperator Germaniae.

In dem Enkel König Rogers, ihrem König, der vom sizilianischen Standpunkt aus „auch" Kaiser von Deutschland war, sehen sie ihren legitimen Herrscher, dessen Vorfahren von mütterlicher Seite sich durch die Niederwerfung der heidnischen Sarazenenherrschaft das Bürgerrecht im Lande erworben hatten.

Das eherne, blutbefleckte Band, das die Kaiser aus dem schwäbischen Hause um Deutschland und Italien gewunden haben, ist auf ewig zerrissen, aber ein andres, das auch ein Sohn des Schwabenlandes geschlungen hat, ein geistiges Band, überdauert die Zeiten. Schillers Braut von Messina, das Drama, das seiner Klangfarbe nach hier in Sizilien entstanden sein müßte, gibt auch uns ein Bürgerrecht an diesen Boden. Wenn der griechische Tragiker mit seinem Chorlied den Ruhm seiner Vaterstadt Athen in unsterblicher Weise verherrlicht hat, so werden die rauschenden, rollenden Reden der Chorführer der Mannen des feindlichen Brüderpaares den Glanz und Reichtum Messinas, die Fülle seiner Fluren und die Pracht seines Meeres allen fühlenden Menschen ewig unvergeßlich vor Augen stellen, alle die Herrlichkeiten, die der nordische Dichter selbst nur im Geiste schauen durfte.

Die Beziehungen des deutschen Volkes zu Messina sind jedoch glücklicherweise nicht mehr die rein geistigen wie zu Zeiten Schillers. Im letzten Jahrhundert hat sich in der großen Handelsstadt eine deutsche Kolonie gebildet, die, obwohl an Zahl nicht groß, eine solche Bedeutung erlangt hat, daß ihr der Kaiser einen Konsul gab, daß sie aus eignen Mitteln eine deutsche Schule mit drei Lehrkräften und daß ihre evangelischen Mitglieder einen Pfarrer unterhalten konnten. Es ist bis jetzt noch nicht möglich gewesen, das Schicksal sämtlicher Mitglieder unsrer Kolonie festzustellen, wir wissen unter anderm, daß eine große Familie, die schon in der zweiten Generation in Messina lebte, unter den Trümmern der Palazzata begraben liegt, bis auf einen Sohn, der wenige Stunden vor dem Unglück, das ihm seine Mutter und ein Kind raubte, abgereist war. Wir wissen aber auch von vielen Geretteten und freuen uns zu hören, daß einzelne deutsche Firmen alsbald von den benachbarten Städten aus die unterbrochnen Geschäftsbeziehungen wieder anzuknüpfen suchten.

Heute haben selbst die Bestgestellten der Überlebenden geschäftlich schwer zu kämpfen, aber die Zeit wird kommen, wo mit Messina auch seine deutsche Kolonie aufs neue emporblühen wird und wieder deutsche Seelsorge braucht und eine deutsche Schule, wenn ihre dem Erdbeben entronnenen Kinder nicht in einem fremden Volkstum verlorengehen sollen. Die Beihilfe dazu wäre seinerzeit ein schöner Abschluß des großen Liebeswerkes für das deutsche Volk.*)

*) **Anmerkung der Redaktion.** Im Anschluß an diesen Artikel wollen wir auf ein soeben im Verlage von Julius Hoffmann in Stuttgart erschienenes interessantes Buch hinweisen: „Im Lande des Erdbebens. Vom Vesuv zum Ätna. Land und Leute in Sizilien und Kalabrien. Die vulkanischen Katastrophen von 1905 bis 1908. Zerstörung von Messina und Reggio." Von Dr. Albert Zacher. Eine eingehende Besprechung behalten wir uns vor.

Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

(Fortsetzung)

Hiroshima, den 14. November 1902

ch habe fünfzehn Minuten Pause zwischen den Stunden und will sie heute dir widmen. Denke nur, wer wieder auf der Bildfläche erschienen ist! Klein Deutschland, der mit an Bord war auf der Herreise! Während der ersten paar Monate nach der Landung verschwendete er eine Unmenge Marken an mich. Schließlich wurde ers doch müde, Solo zu spielen. Damals war er auf dem Wege nach einem Kloster in Tibet, um irgendeine alte Sprache zu studieren. Weiß der Himmel, warum er etwas noch Antikeres zu wissen begehrt als seine Muttersprache! Ich glaube, es gibt keinen alten, staubigen, vergessenen Weltwinkel, in den er nicht seine Nase gesteckt hat.

Nun also, du kennst den verhängnisvollen Magnetismus, den ich auf Fossilien ausübe. Sie drehn sich immer ebenso selbstverständlich zu mir wie die Nadel zum Magnet. Was diese Mumie im besondern betrifft, so macht sie keine Ausnahme. Ich schrieb ihm eine formelle, feierliche Antwort und erinnerte ihn mit sanftem Vorwurf daran, daß ich eine Witwe sei, und daß mein Leben der Arbeit gewidmet wäre. (Was für eine Würde!) Es nützte nichts, er bombardierte mich mit Briefen, mit immer stärkern Ausdrücken und mit immer längern und heißern Zitaten. Im letzten drohte er nach Hiroshima zu kommen.

Tut ers, so werde ich meine Augenbrauen rasieren und meine Zähne schwarz färben. Er spricht sieben Sprachen, und doch versteht er nicht den Sinn des kurzen Wortes Nein.

Jack pflegte zu sagen, daß wenn ein Mann nur Ausdauer genug hat, er die Frau, die er will, kriegt, dem Teufel zum Trotz. Ich möchte ihn sehen, Jack, meine ich!

Hiroshima, Weihnachtsabend 1902

Ich stecke tief in Weihnachtsvorbereitungen, und doch — welch seltsames unnatürliches Weihnachten! Hiroshima ist eifrig beim Schmücken für Neujahr. Überall leuchtets von farbigen Lampions, Pflaumenblüten und hochroten Beeren. Die kleinen unbedeutenden Straßen sind in Lauben von süßduftenden Farnen und würzigen Tannen verwandelt. Bambusblätter schwanken bei jedem Lüftchen, und die wachsfarbnen Pflaumenblüten senden wonnige Düfte wie Veilchen aus.

Die Kaufleute samt ihren Familien ziehen die buntesten Kimonos an, setzen das reizendste Lächeln auf und grüßen dich mit Ausführlichkeit. Beim Betreten eines Ladens fragt man mich, ob sich meine geehrten Augen herablassen wollen, auf die höchst unwürdigen Waren zu blicken. Bitte, wollen Sie diesem oder jenem einen bewundernden Blick schenken? — Der Preis? — Hm! Der Preis ist sehr gestiegen, seit der herrliche Fremde seine geehrten Augen darauf ruhen ließ. (Was

kein Spaß ist!) Ob der Gegenstand gekauft wird oder nicht, das Lächeln, die Verbeugung, die Komplimente bleiben dieselben. Während dieser Zeit hat draußen vor der Tür die Menge beständig zugenommen, bis kein Lichtstrahl mehr herein kann; denn alle sind an meinem Einkauf interessiert vom Karrenschieber bis hinauf zur hochgebornen Dame. Der Ladeninhaber bleibt geduldig mit den Leuten, bis sie das Licht ausschließen. Dann fordert er sie auf, ihre nutzlosen Körper zum Fluß zu tragen und hineinzuwerfen.

Einmal draußen, bemerkt man einen andern Trupp, und da die Neugier in der Luft liegt, so verrenkt man sich den Hals und probiert näher zu kommen. Der Anziehungspunkt ist ein Mann in fleckenlosem Weiß, der auf einem kleinen Hibachi Bohnenkuchen bäckt. Die Luft ist kalt und beißend, und der Duft des kochheißen würzigen Bohnenteiges macht einen hungrig. Dann kommt der Fischmann mit einem großen flachen Korbe an jedem Ende seiner Stange und bietet eine ff Auswahl an: lange schlüpfrige Aale, herrliche Krabben, rosa wie Sonnenuntergang, und saftige Austern, deren Schalen gescheuert worden sind, daß sie weiß leuchten. Rund um den Korb sind Girlanden aus Papierrosen, um die häßlichen Strohränder zu verstecken.

Die Zuckerbuden ziehen einem das Geld aus der Tasche bis auf den letzten Sen, die Spielwarenläden sind eine wahre Pracht. Lustige, fette japanische Puppen, ausgestopfte Karnickel und schiefäugige, schwanzlose Katzen fordern Beachtung. Manchmal sieht man eine billige amerikanische Puppe mit Blauaugen und Goldhaar sorgsam unter Glas aufgestellt, und wenn man sich wundert, warum wohl dieses billige Spielzeug so geschätzt werde, fängt man vielleicht einen der anbetenden Blicke eines ernsten, halbverhungerten Kindes auf. Dann ändert man seinen Gesichtspunkt und versteht den Wert der Puppe und wünscht von ganzem Herzen, man könnte jeder kleinen Japanerin auf der Insel ein amerikanisches Püppchen in die Hand drücken.

Es ist schon fast Zeit, meine Weihnachtskiste zu öffnen, ich bin schon ganz kindisch vor Freude. Seit zwei Tagen ist sie bereits hier, und ich bin zehnmal ins Zimmer geschlüpft, um sie anzugucken und zu streicheln. Ach Liebe, wie lang ists schon her, wie grausam lang! Oft weckt mich des Nachts mein eignes Schluchzen auf! Ein und ein halbes Jahr hinter mir — zwei und ein halbes vor mir. Ich erinnere mich, wie Mutter davon erzählte, daß ich am ersten Schultag heimkam und triumphierend rief: Denke nur, ich brauche nun bloß noch zehn Jahre in die Schule zu gehn!

Armes, kleines Dummerle! Sie geht immer noch in die Schule!

Gestern hatte ich einen zweiten Abend für die Mütter des Freikindergartens. Diesesmal gab ich eine Vorstellung mit der Laterna magica und bediente selbst den Apparat. Die armen unwissenden Frauen saßen ganz verwirrt davor. Keine hatte je ein Klavier gesehen, und viele hatten noch nie einen Ausländer aus der Nähe geschaut. Ich zeigte ihnen wohl hundert Bilder, erklärte durch einen Dolmetscher, bis ich heiser war, gestikulierte und predigte, aber es nützte nichts. Sie blieben stumm und teilnahmlos. Da endlich gab es Bewegung unter ihnen, die Köpfe erhoben sich, die Hälse reckten sich. Ein plötzliches Interesse ging durch den Saal. Und als ich ihren Blicken folgte, sah ich auf der Fläche die Abbildung Christi, wie er unter der Bürde des Kreuzes den Berg hinaufwankt. Die Geschichte war ihnen wohl neu und fremd, aber die Sache selbst so alt wie das Leben. Endlich hatten sie etwas gefunden, das an ihr Leben rührte und ihnen die Tränen des Mitleids ins Auge trieb. Ich werde nun jeden Monat einen Abend für sie veranstalten, ganz gleich, was dafür wegfallen muß.

Nun ist es bald Zeit, unsre Strümpfe aufzuhängen. Miß Lessing und Dixie wollten zuerst nichts davon wissen, aber ich erklärte ihnen, daß ich entweder sehr ausgelassen oder aber schwermütig sein würde, sie hätten die Wahl. Ich muß etwas vorhaben, um die Geister toter Weihnachten zu verscheuchen, darum setze ich meine Narrenkappe auf und klingle mit den Glöckchen. Wenn ich schwach werden will, setze ich mich ans Klavier und spiele: Kommt, ihr Trostlosen! bis ins Unendliche, und das erheitert mich wunderbar.

Ich denke, es wird jetzt bei euch gerade Tagesanbruch sein. Pete kommt auf den Zehenspitzen herein, um Feuer anzulegen. Ich höre ihn sagen: Weihnachtsgabe, Miß Bettie! Weihnachtsgabe, Mister Sam! und die Kinder fliegen in ihren Nachtkleidern wild vor Aufregung im Zimmer herum. Unten im Wohnzimmer liegen die Strümpfe den Wänden entlang, einer am andern, und unter jedem ist ein Haufen Geschenke. Ich sehe das enorme Holzfeuer und die Reflexe im alten Bücherschrank und im langen Spiegel zwischen den Fenstern. In ein paar Minuten, da kommt ihr alle herein: Onkels und Tanten, Vettern und Basen und die Kleinsten voran. Welch ein Lachen und Rufen und Jauchzen! Und vielleicht, mitten drin, spricht jemand von mir, und einen Augenblick wirds still im Zimmer, und die Sehnsucht zieht durch die Herzen — dann aber geht das Vergnügen weiter, toller denn je. Nun wohl, bin ich auch körperlich auf der falschen Seite der Erde, so bin ichs nicht im Geist, sondern reiche mit meinen Armen glatt um die ganze Welt herum und rufe: Gott segne euch alle!

Hiroshima, März 1903

Sicherlich werde ich noch fluchen, ehe dieser Brief beendet ist; denn diese Feder ist — um gottlos zu reden — verteufelt schlecht. Nein, wie lieb und unartig das Wort aussieht! Ich habe so viele Choräle, so viele brüderliche und schwesterliche Gespräche gehört, daß es ist, wie wenn man einen alten guten Freund trifft.

Nun ist die Kirschblüte bald wieder da; die Tage, die Wochen entschlüpfen und werden zu Monden, bevor ichs mich versehe. Ich arbeite mit Volldampf und staune manchmal, wie ichs aushalte. Dabei lasse ich mir nicht die geringste Zeit zum Heimweh, wenn auch der Körper vor Müdigkeit zittert und jeder Nerv nach Ruhe seufzt. Weiter muß ich, immer weiter; denn nur zu leicht schleichen die gefürchteten Erinnerungen herbei und umschließen mich, bis es finster in mir wird. Von früh bis spät gilt es einen endlosen Kampf gegen den Strom.

Arbeit ist das einzige, was mich vor dem Nachdenken bewahrt, und ich bin entschlossen, nicht nachzudenken. Wahrscheinlich bin ich hier so zufrieden, wie ich überhaupt sein kann. Mein ganzes Herz hängt am Kindergarten und an seinem Erfolg. Vielleicht kommt der Tag, an dem meine Arbeit voll genügt, um meiner Seele Sehnen zu befriedigen. Aber noch ist er nicht da!

Fast beneide ich die guten Leute hier, die fest in ihrem Gebete stehn und sich im übrigen nichts kümmern lassen. Sie wissen, was sie wollen, und sind zufrieden, wenn sie es bekommen. Aber ich, ich möchte den Mond und die Sterne und die Sonne noch nebenbei.

Wenn es mir zu eng wird, und alles dunkel scheint, dann fliehe ich in die Wälder. Ich wußte nicht, was die Bäume und der Wind und der Himmel wirklich bedeuteten, bis ich hierherkam und sie meine Freunde wurden. Ich glaube, man muß allein und ein wenig einsam sein, wenn die Natur ihre Geheimnisse flüstern soll. Kannst du dir einen gewissen Philister vorstellen, wie er auf einen Hügel steigt, um den Sonnenaufgang zu sehen, und sein Abendbrot versäumt, um den

Untergang zu genießen? Ich studiere sogar die kleine Botanik, die Jack mir mitgab, obwohl Zeit und Geist gleich beschränkt sind.

Und da ich von Jack spreche, möchte ich bemerken, daß es gar nicht nötig ist, daß ihr alle solch drückendes Schweigen über ihn bewahrt! Vor drei Monaten schriebst du mir, daß er nicht wohl sei, und daß er mit dir und deiner Schwester nach dem Süden ginge. Er muß schon hübsch krank sein, um seine Arbeit nur für eine Woche einzustellen. Ich habe euch gezeichnet, wie ihr mit einem Laib Brot und einem Kruge Wein unter den Büschen sitzt und einander nach Herzenslust Gedichte vordeklamiert.

Du meinst, wenn ich heimkäme, könnte ich auf meinen Lorbeeren ausruhn. Nein, danke, lieber in einem Lehnstuhl neben einem Krug Limonade, allen neuen Büchern und einem kleinen Neger, um mich zu fächeln.

Mrs. Heath hat mich für diesen Sommer nach Wladiwostok eingeladen, und ich werde auch gehn, vorausgesetzt, daß die Cholera nicht schlimmer wird. Wir fürchten uns so sehr davor, daß wir fast die Kuh kochen, ehe wir ihre Milch trinken!

Unter unsern hiesigen Delikatessen sind roher Fisch, Pastinake in Essig, Seegras und Bohnenkuchen. Wie unsre alte Magd zu sagen pflegte: Ich habe mich so „aklimasiert", ich könnte einen Gummischuh essen!

Wenn mir meine Frühlingskiste geschickt wird, so ordne bitte an, daß man einige duftige, weiße Kleider mit halben Ärmeln einpackt. Außerdem brauche ich eine Menge hübscher Bänder und einen weißen Gürtel. Ich las in der Zeitung, daß „gepreßtes Leder" jetzt das richtige sei. Es klingt wie etwas gutes zu essen, aber wenns zum Anziehen ist, so schick es nur.

Wenn ich noch eine einzige Zeile mit dieser Feder schreibe, so verderbe ich mir meinen Charakter für immer und ewig. Addio!

Hiroshima, Mai 1903

Also die Katastrophe trat ein, und wir waren fast eine Woche lang Gefangne. Es war nicht richtige Cholera, aber nah genug daran, um uns allen Todesangst einzujagen. Eva und der Apfel waren beide jung und grün, und die Zusammenwirkung erzeugte Unglück. Als der Doktor kam, schickte er die Eva in das Untersuchungshospital, während wir isoliert und von fünf kleinen Schutzmännern bewacht wurden, die uns kaum erlaubten, den Mund aufzumachen aus Furcht, wir könnten einen Keim verschlucken. Wir wurden ausgeräuchert und halb gesotten, bis wir die reinen Dampfpuddings waren. Niemand durfte herein oder hinaus, man reichte uns unser Gemüse in einem Korbe an einer langen Bambusstange über die Mauer. Wir banden Briefchen an Ziegelsteine und warfen sie unsern Nachbarn zu. Glücklicherweise waren die Dienstboten auch mit abgeschlossen. Jeden Tag aber kam ein kleiner Mann mit vielen Messingknöpfen und einer fetten Stimme, der sich angelegentlichst nach unserm geehrten Innern erkundigte.

Ich versuchte jedes Mittel, um zu einem Spaziergang hinausgelassen zu werden. Zuerst schickte ich einen Topf voll dampfenden Kaffees, meine hübschesten Tassen und einen Teller Kuchen ins Wächterhaus. Die Antwort kam: Es ist uns verboten, Getränke und Essen in einem infizierten Hause zu berühren! Dann probierte ichs mit Knopflochsträußchen, und als auch das fehlschlug, erklärte ich in Verzweiflung, daß ich Krämpfe bekäme, wenn ich nicht regelmäßig tägliche Bewegung im Freien hätte. Das half, und die fremden Lehrerinnen bekamen die Erlaubnis, sich täglich eine halbe Stunde im Freien ergehen zu dürfen unter der Bedingung, daß sie mit niemand sprächen.

Die Eva aber war außer Bett und mopsfidel, lange ehe die Schulpforten geöffnet wurden.

Während wir gefangen waren, machte ich mich über allerlei liegengebliebnen Kram: flickte, stickte, stopfte, schrieb Briefe und sägte zwei Bäume um. Das letzte freilich lag mir nicht gerade, aber die Bäume waren von Raupen zerfressen, und da es niemand tun wollte, machte ich mich eben selber darüber. Mein Schutzmann stand voll Bewunderung daneben, aber wollte durchaus nicht mit Hand anlegen, aus Furcht, er könne unwissentlich einen seiner Ahnen ermorden.

Du würdest lachen, wenn du mich haushalten sähest mit einem Kochbuch, Haushaltungsbuch und einem Diktionär. Letzthin bestellte ich beim Koch „Verlorne Eier", und die Magd servierte sie in einer riesigen Pfanne voll Wasser.

Hundertfünfundzwanzig gelbe Küchlein warten auf mich, darum lebe wohl für heute!

Wladiwostok, Sibirien, Juli 1903

Freilich hatte ich nicht beabsichtigt, dir so ewig nicht zu schreiben, aber der Schulschluß und die Vorbereitungen zur Abreise machten mich ganz kaputt. Besinnst du dich auf das alte Negerlied: „Wünscht, ich wär im Himmel, wo man sitzen kann!" Danach ging auch mein ganzes Streben, und es wurde mir erst recht klar, als ich zu Mrs. Heath kam, die mich in eine Hängematte in der stillsten Ecke der Veranda legte und zwei Tage lang in seligster Ruhe hielt.

Die Luft ist ebenso erfrischend wie früher und die Hügel ebenso grün, und die Lichter und Schatten tanzen über die Bucht gerade wie früher. Wir spielen Tennis und Golf, machen Picknicks und Segelbootausflüge und haben beständig was Lustiges vor, aber es dünkt mich nicht mehr so lustig wie letztes Jahr. Es ist nicht eigentlich Heimweh, obwohl dieses chronisch ist, es ist ein beständiges Sehnen nach ich weiß nicht was. Objektiv betrachtet ist die Welt eine lärmende, lustige Schaustellung, aber anstatt sie vom Balkon des ersten Ranges zu belächeln, passiert es mir stets, Mitspielerin zu werden.

Wir sind alle sehr interessiert an dem Bau eines Forts, das die Russen nicht weit von hier auf einer Insel errichten. Sie bestehn darauf, daß es keinen Krieg geben wird, und doch unterminieren sie den Hafen und bauen Tag und Nacht an Befestigungen. Sobald es dunkelt, sieht man, wie die Wachtlichter den Hafen absuchen nach allem, was nicht gut russisch ist. Hoffentlich komme ich ebensogut zurück, wie ich herkam.

Erzählte ich dir schon, daß ich reichlich zwei Tage in Korea war? Ich hatte schon viel von diesem Erdbebenlande gehört, aber ich hatte nie gehofft, es wirklich zu sehen. Die Leute wohnen in ganz schrecklichen kleinen Erdhäusern, ihre Armut ist herzbewegend. Keine Straßen, keine Pfade, nichts als ein Nebel von Trostlosigkeit, der alles einhüllt. Die Hilflosigkeit der Leute, ihre Unwissenheit und Einsamkeit sind entsetzlich.

Die Kiste von zu Hause war mehr als befriedigend. Ich habe all die hübschen Sachen mit Wonne getragen. Der Hut, den die Schwester schickte, war so groß wie ein Drehrad; eine starke Hutnadel und Windstille sind alles, was ich brauche, um damit ins Schlaraffenland zu gelangen. Sie schrieb, er sei mäßig groß; jedenfalls ist er hübsch, und wenn ich ihn aufsetze, sieht mein Gesicht aus wie ein rosiger Vollmond, der hinter einer wolligen, schwarzen Wolke hervorkommt. Ich habe mich erst im stillen üben müssen, bis ich ihn richtig balancieren konnte.

Bis Ende Juli werde ich hier oben bleiben, und dann gehe ich vielleicht nach Schanghai mit der Schwester von Mrs. Heath, die dort wohnt. Ich habe sie sehr gern, und ich weiß, ich würde es dort riesig gut haben. Freilich komme

ich mir wie eine Subskriptionsliste vor, wenn ich mich so herumschicken lasse, aber ich muß etwas vorhaben, wenn ich ohne Arbeit bin. Jetzt rufen sie mich vom Tennisplatz her, also muß ich aufhören.

Schanghai, China, August 1903

Heute früh geht die Post ab, und ich will diesen Brief auf alle Fälle schreiben, und wenn ich zehnmal das Spiel dadurch verderbe. Wie du siehst, bin ich in Schanghai, dieser wunderbaren, großen Vorstudie von Chicago, die sich ungefähr ebenso sonderbar in ihrer Umgebung ausnimmt wie ein seidner Hut auf einem Heuhaufen. Hier gibts wundervolle Boulevards, riesige Häuser, feine Häuser und alle belebt von einer Menge gelber Orientalen. Jede Nationalität ist hier vertreten, und man trifft sich, vermischt sich und trennt sich in einem stets wechselnden Gedränge. An jeder Ecke steht ein großer, majestätischer Sheik — sein Kopf ist mit vielen Metern dunkelroten Tuches umwunden —, der den Verkehr und die Menge dirigiert. Die Straße hinunter kommt ein Regiment englischer Soldaten, so großartig, so energisch, daß man ihre Siege wohl begreift. Den allgegenwärtigen Russen kennt man an jeder Bewegung, stumm und ernst, aber selbst im geringsten ebenso unbarmherzig und gierig wie das Land, das er repräsentiert. Franzosen und Deutsche, und vor allen Dingen der unbezwungne Amerikaner, vervollständigen das Panorama, und die Wirkung ist derartig, wie man sie wohl nirgends sonst auf dem Globus findet.

Ich glaube, wenn meine lieben Missionsbrüder wüßten, wieviel Theater, Bälle und Diners ich besuche, sie würden meinen, ich befände mich auf der Schlittenbahn in die Hölle. Dem ist nicht so, aber ich lasse meinem Pendel einen guten Schwung geben, damit ich huldvoller, als ich ging, zurück ins Feld und zu den Kinderharmonikas und dem Choralsingen komme. Es ist merkwürdig, denk nur, als tägliches Brot kann ich die Heiligen besser vertragen als die Sünder.

Meine Freunde, die Carters, wohnen mitten auf dem Quai, dem Meere gegenüber. Sie halten viele Pferde und Personal und treiben einen Luxus, wie ihn nur der Orient bieten kann. Jeden Morgen, ehe ich aufstehe, kommt ein bepantoffelter Chinese in seiner vollen Livree an mein Zimmer und verkündet feierlich: Missy, Bad ist bereit! Schöner Morgen! Guten Tag! Von diesem Augenblick an erlaubt man mir kaum, mein Taschentuch selbst zu tragen.

Die Straßen in dieser Gegend sind prachtvoll, und wir fahren stundenlang an großen Landhäusern vorbei, die alle in englischem Stil gebaut sind. Aber es gibt einen grausigen Zug in der Landschaft, das sind die chinesischen Gräber. Auf dem Felde, in den Vor- und Hinterhöfen, auf den Landstraßen dient jede kahle Stelle, die groß genug ist, einen Kasten aufzunehmen und ihn mit ein wenig Erde zu bedecken, als Begräbnisstätte.

Es interessiert mich das alles, und ich genieße es in gewisser Weise, aber, Gefährtin, es nutzt nichts, dir vorzuflunkern: in meinem Herzen ist eine Unruhe, die mich manchmal fast verrückt macht. Es gibt eben nichts unter Gottes Sonne, das eine Frau für verlorne Liebe und Heimat entschädigen kann. Es ist ganz schön, die Menschheit zu lieben, aber ich bin halt zur Spezialistin geboren. Das Vergangne ist zwar mit der Wurzel ausgerissen, aber die schreckliche Leere bleibt. Nicht, was gewesen ist, schmerzt mich, sondern das, was nicht ist.

Dieser letzte Satz klingt malariaverdächtig — ich gehe stracks auf mein Zimmer und nehme eine Chininpille.

Soochow, August 1903

Also, Kameradin, dies ist der erste Brief, den ich dir wirklich aus China schreibe, Schanghai zählt nicht. Soochow ist erst das richtige. Die unaussprechliche Quantität und Qualität von Schmutz übersteigt alles dagewesene. Schmutz

und kleine Kinder — hier gibts Millionen kleine Kinder — unter den Füßen und an den Ferſen, jeder Winkel, jede Ecke iſt voll davon.

Von Schanghai nach Soochow iſt nur eine Nachtreiſe, und da ich eine Einladung für über den Sonntag hatte, entſchloß ich mich, es zu benützen. Du ſollteſt das Boot ſehen, worin ich herkam. Sie nennen es ein Hausboot, aber es iſt eine mir ganz neue Konſtruktion. Unten ſind Zimmer, jedes mit einem Brett, auf dem man ſchlafen ſoll. Jeder Paſſagier bringt ſein eignes Bettzeug und ſeine Nahrung mit. Im obern Teil des Bootes iſt eine Art Verdeck, hoch genug, daß ein Mann darin ſitzen kann, und dorthin drängen ſich Hunderte aus der niedern Klaſſe. Ein Schlepper zieht ſieben oder acht ſolcher Boote zugleich. Ich will dich lieber nicht bitten, dir die Verfaſſung der Boote auszudenken. Ich mußte es aushalten, weil ich darin war, aber du biſt es nicht.

Wir verließen Schanghai bei Sonnenuntergang. Ich zog mich, ſoweit ich konnte, von der Menge zurück und verſuchte, meine niedrige Umgebung zu vergeſſen. Die Segel der tauſend chineſiſchen Fahrzeuge hoben ſich ſchwarz und groß von dem roten Himmel ab, während ſie lautlos vorbeiglitten. Im dämmrigen Lichte aber las ich an einem mächtigen Schoner: The Mary, Boston, U. S. A. O wie mein Herz hinüberjauchzte zu der Mary, Boston, U. S. A.! Es war das einzige in dieſer ganzen unbekannten Welt, das meine Sprache ſprach.

Als ich in mein Zimmerchen ging, fand ich, daß ein nettes kleines Chineſenmädchen in einer langen Jacke und in glänzenden, ſchwarzen Hoſen es mit mir zu teilen hatte. Das war eine wahre Erleichterung; denn ich fühlte mich einſam und ein wenig bange. Und als ich entdeckte, daß ſie etwas Engliſch konnte, hätte ich ſie am liebſten umarmt. Wir breiteten unſer kaltes Abendbrot auf meiner Kleiderſchachtel aus, ſtellten unſre einzige Kerze in die Mitte und begannen das Mahl. Die kleine Miß Izy war gar nicht ſo ſcheu, wie ſie ausſah, und was ihr an Vokabeln fehlte, das machte ſie an lebhaften Gebärden wieder wett. Wir gerieten in ein ſchallendes Gelächter über unſre Anſtrengungen, einander zu verſtehn, und ſie war ebenſo wißbegierig bezüglich meiner Kleidung als ich bezüglich der ihrigen. Sie ſah mir mit ungeheucheltem Vergnügen zu, wie ich mich auszog, indem ſie den langwierigen Prozeß ſorgfältig verfolgte. Dann erhob ſie ſich, löſte ein einziges Band, ſtieg aus ihrer Jacke und Hoſe heraus, ſtand für einen Augenblick in einem weißen Anzug da, der gerade wie die äußern Gewänder gemacht war, warf luſtig ihre winzigen Pantoffeln in die Luft und rollte in ihr Bett. Freilich weiß ich nicht, ob es ſo allgemein in China Sitte iſt, aber jedenfalls wird es der kleinen Miß Izy niemals ergehn wie jener alten Dame, die Selbſtmord beging, weil ſie des vielen Auf- und Zuknöpfens überdrüſſig war.

Am nächſten Morgen landeten wir in Soochow, draußen vor der Stadtmauer. Man ſagt, dieſe Mauer ſei mehr als zweitauſend Jahre alt, ſie ſieht auch ſo aus, und die Kanonenlöcher am obern Rande geben ihr das Ausſehn, als ob ſie alle ihre Zähne verloren hätte. Alles iſt hier ſo alt, daß ich mir wie ein neugebornes Kind vorkomme. Ich habe mir faſt die Beine abgelaufen, um alles zu beſichtigen: große Pagoden und kleine Pagoden, Mamabuddhas und Papabuddhas und Babybuddhas, die alle ihren Vettern und Baſen in Japan ſehr ähnlich ſehn.

Soochow iſt eine Anſammlung von engen Gaſſen, über denen ſich die Dächer faſt berühren, und in denen die Leute zu Millionen herumſchwärmen, die Händler ihre Waren ausſchreien, die Kaufherren einem ihre Vergünſtigungen aufdrängen, die Kinder quieken, die Bettler ihre kranken Glieder zur Schau ſtellen und mitten hindurch die Kulis ihre Chaiſen tragen und die Menge vor ſich her auseinandertreiben.

In vielen Tempeln hängen die Priester Glocken auf, die der Wind läutet, die sollen die bösen Geister verjagen. Ich finde, das ist eine unnötige Vorsichtsmaßregel; denn das müßte ein blöder Geist sein, der nach China zurückkehrte, nachdem er einmal entkommen ist.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 12. April 1909

(Die innerpolitische Lage und der Kampf um die Reichsfinanzreform während der Osterferien des Reichstags.)

Die Pause, die wegen des Osterfestes in den parlamentarischen Arbeiten eingetreten ist, hat diesesmal nicht den Charakter einer wirklichen Ruhepause. Denn es gilt, die Entscheidungen vorzubereiten, die nach Ostern recht bald werden fallen müssen. Jetzt erst setzt der wirkliche Kampf ein, der über das Schicksal der Reichsfinanzreform entscheiden muß. Wie wird er enden?

Man begegnete in der Presse öfter dem Tadel, daß die Regierung nicht früh und nicht energisch genug in den Kampf eingegriffen habe. Hätte sie — so ist die Meinung — die Dinge nicht laufen lassen, so wäre die ungeheure Zerfahrenheit, die jetzt von allen bürgerlichen Parteien unliebsam empfunden wird, nicht eingetreten, und die Reichsfinanzreform wäre längst über den Berg. Ja, so sagt man wohl! Aber um den Wert dieser Ansicht zu messen, braucht man sich nur die Leute, die sie vertreten, näher anzusehen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Leute, die am ersten mit dem Vorwurf bei der Hand sind, die Regierung habe geschwankt und nichts getan, immer dieselben sind, die über die Rückständigkeit unsrer politischen Einrichtungen im Punkte der politischen Freiheit klagen, konstitutionelle Garantien und parlamentarische Regierung fordern und überall ein persönliches Regiment, sei es des Kaisers, sei es des Kanzlers, wittern. Man erlebt ähnliches schon in kleinen Verhältnissen. Die braven Bürger, die am Stammtisch am lautesten über Polizeiregiment und die Einmischung der Behörden in Privatverhältnisse schimpfen, sind die ersten, die bei jeder kleinen persönlichen Unannehmlichkeit nach der Polizei rufen. Warum sollte die Regierung bei der Reichsfinanzreform eingreifen? Sie hatte dem Reichstage Vorlagen gemacht, über deren Einzelheiten man verschiedner Meinung sein konnte, die aber jedenfalls mit solcher Sachkenntnis aufgestellt und so durchdacht waren, daß für ihre Rechtfertigung keine geeignetere Methode gewählt werden konnte als das ruhige Abwarten, ob die zur Beratung der Vorschläge berufne Volksvertretung die Sache würde besser machen können. Die Regierung hatte keine Veranlassung, die Arbeit des Reichstags, dem nach der Verfassung die Beratung der Reformvorlagen oblag, anders zu beeinflussen als durch die ordnungsmäßige Vertretung in den Kommissionssitzungen, oder gar den Parteien, die nur an sich selbst und nicht an das große Ganze dachten, die Verantwortung für ein etwaiges Scheitern des Werkes abzunehmen. Es war ganz richtig, daß die Regierung den Reichstag zunächst seinen eignen Brei kochen ließ, wie es verfassungsmäßig und notwendig war. Hätte der Reichstag wirklich etwas brauchbares zustande gebracht durch zweckmäßige Vorschläge, die er an die Stelle der Regierungsvorlagen setzte, so konnte mit einem gewissen Recht

gesagt werden, daß der Reichstag mehr geleistet habe als die Regierung, und dann wäre die Kritik der Regierungsvorschläge am Platze gewesen. Aber der Fall lag hier nicht vor. Es mußte dem deutschen Volke der Beweis geliefert werden, daß der Reichstag tatsächlich unfähig war, etwas besseres vorzuschlagen. Hinter der scheinbaren Untätigkeit und dem ruhigen Abwarten der Regierung stand nicht das Gefühl der Hilf- und Ratlosigkeit, sondern das sichere Bewußtsein der Überlegenheit, hervorgegangen aus der Überzeugung, so ziemlich die einzig möglichen Wege getroffen zu haben. Wo es aber wirklich nötig war, einzugreifen, um den Wagen der Reichsfinanzreform rechtzeitig aufzuhalten und vor einem Sturz in den Abgrund zu behüten, da ist es geschehen. Das geschah vor allem, als die Reichstagskommission jenes Prachtstück von einem Kompromiß lieferte, das ohne das Eingreifen des Reichskanzlers zu einer Ausschaltung der Liberalen geführt hätte, so aber wenigstens vorübergehend noch den guten Zweck erfüllte, die Beratungen wieder für eine Weile flottzumachen.

Natürlich bleibt die Erkenntnis, daß die deutsche Volksvertretung bei der ersten wirklich großen und bedeutungsvollen Aufgabe, vor die sie gestellt worden ist, der wichtigsten, die überhaupt seit der Schaffung der Reichsverfassung selbst den Reichstag beschäftigt hat, vor aller Welt einen beschämenden Grad von Unfähigkeit an den Tag gelegt hat, eine überaus bittere Erfahrung. Aber sie konnte uns nicht erspart werden. Und überdies hat sie auch eine wohltätige Folge gehabt, weil sie die öffentliche Meinung aufgerüttelt hat. Die im parlamentarischen Leben leicht erzeugte Selbstgefälligkeit der Volksvertreter nimmt gar zu leicht den Ideenkreis, in dem sie sich bei der täglichen Reibung der Meinungen auf Grund von eng und schematisch gefaßten Programmen, taktischen Rücksichten und polemischem Kleinkram bewegt, für die wirkliche Stimmung der Wähler. Sie bildet sich ein, im Sinne der Wähler zu handeln, und verliert doch unbewußt die innere Fühlung mit ihnen. Wenn es oft sogar den Anschein hat, als ob die Partei über das Vaterland gestellt wird, so tut man den Parteiführern im einzelnen gewiß Unrecht. Sie glauben meist ehrlich, daß die Parteiansicht wirklich den besten Weg darstellt, dem Ganzen zu helfen; der tägliche Nahkampf mit andern Parteien läßt sie nur häufig den Punkt übersehen, wo die Gesamtheit der verschiednen sich durchkreuzenden Interessen auch den im Strome des praktischen Lebens stehenden Wählern das Festhalten an der parteiamtlich abgestempelten Meinung unmöglich erscheinen läßt. Die Reichsfinanzreform war eine Aufgabe, bei der sich alle Parteien, die das Ziel für notwendig erkannten, von vornherein hätten klar machen müssen, daß unter den obwaltenden Umständen an die Stelle der in den Parteiprogrammen niedergelegten Grundsätze ganz neue Erwägungen treten mußten. Statt dessen haben sich alle Parteien, auch die Blockparteien, des Fehlers schuldig gemacht, daß sie sich nicht die Regierungsvorschläge daraufhin ansahen, was davon nur irgend mit ihren wesentlichen Parteiüberzeugungen vereinbar war, sondern daß sie das sorgfältig durchdachte Gefüge des Reformentwurfs mit Hilfe der Parteitheorien vollständig auseinanderzureißen und über den Haufen zu werfen suchten. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung das Verhalten der Nationalliberalen. Die Reichsvermögenssteuer ist ein alter Wunsch der Partei. Sie wird diesen Wunsch wohl auch festhalten, wenn die Reichsfinanzreform ohne seine Erfüllung zustande kommt. Und niemand wird das beanstanden können, weil nicht nur das öffentliche, sondern auch das private Leben auf vollständig unmögliche Grundlagen gestellt wäre, wenn jede Nichterfüllung oder freiwillige Zurückstellung eines Wunsches einen völligen und endgiltigen Verzicht bedeutete. Nur unsre Parteien haben die Eigenheit, daß sie sich gegen ihre Heiligtümer zu versündigen glauben, wenn sie nicht bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit alle

„einschlägigen" Punkte ihres Programms auf den Markt bringen. Wenn es einer Partei leicht gemacht worden ist, eine führende Stellung bei einem großen Werk der nationalen Gesetzgebung zu gewinnen, so waren es die Nationalliberalen. Sie mußten nur von vornherein soviel Klugheit und Klarheit besitzen, um die Idee der Reichsvermögenssteuer einstweilen hübsch sicher in den Parteiaktenschrank zu verschließen und eine ihren Grundsätzen durchaus nicht widersprechende Form der Besitzbesteuerung zu verfechten, von der sie annehmen konnten, daß die verbündeten Regierungen ihr zustimmen würden. Ob dies gerade eine Nachlaßsteuer der vorgeschlagnen Art oder eine erweiterte Heranziehung der Hinterlassenschaften in andrer Form war, das war zunächst Nebensache; auf ein bloßes „Jasagen", die vorbehaltlose Annahme der Regierungsvorschläge kam es gar nicht einmal an. Es blieb noch Spielraum genug, Selbständigkeit zu beweisen. Jedenfalls konnte die Partei bei einigem Weitblick in einem der wichtigsten Punkte der Reform, ohne sich selbst preiszugeben, eine feste und geradezu entscheidende Stellung einnehmen, die nach allen Seiten hin ausgleichend gewirkt hätte. Dann konnte auch in andern Fragen der Reichsfinanzreform die gegebne Vermittlerstellung der Partei zum Ausdruck kommen, und ein fruchtbarer Ausgang dieser Beratungen wäre nicht nur der nationalliberalen Partei, sondern auch dem Ansehen des Reichstages zugute gekommen. Aber da stach die Nationalliberalen das Parteiprogramm. Das Sprüchlein von der Reichsvermögenssteuer mußte doch aufgesagt werden; wozu hat man es sonst im Programm? Obwohl jeder bessere Hilfsschreiber in einem Parteibureau den guten Leuten hätte sagen können, daß die Annahme dieser Idee durch die verbündeten Regierungen zurzeit einfach ausgeschlossen war! So rannte man an einer offnen Tür vorbei und rüttelte heftig an einer verschlossenen. Woher diese vollständige Verkennung der praktischen Möglichkeiten bei sonst klugen und erfahrnen Leuten? Weil unsre Parlamentarier bei den Wählern immer voraussetzen, daß sie an den Eindrücken, die die Erlebnisse des parlamentarischen Kämpfens und Arbeitens mit sich bringen, unmittelbaren Anteil nehmen. Das ist aber gar nicht der Fall. Die Wähler sehen viel mehr auf den Erfolg und den Gesamteindruck. Der Reichskanzler hat neulich ähnliches sehr hübsch angedeutet, als er von seiner Unterredung mit dem Abgeordneten Müller-Meiningen sprach. Der Parlamentsredner glaubt einen großen Sieg erfochten zu haben, wenn er seinem Gegner eine Inkonsequenz oder einen Widerspruch nachweisen kann. Aber während der Abgeordnete Müller-Meiningen pathetisch von dem „Umfall" des Reichskanzlers spricht, antwortet ihm der Staatsmann, der die Situation eines gemeinsamen Spaziergangs Unter den Linden und vieler Hunderte von Begegnenden annimmt, mit der größten Trockenheit: „Ich biete Ihnen die höchste Wette an, daß, wenn wir diesen Leuten sagen: da ist der Reichskanzler, der vor sechs oder sieben Jahren umgefallen ist, so weiß kein einziger, wo ich damals umgefallen sein soll." So beruhte es auch auf falscher Schätzung, wenn die nationalliberale Fraktion des Reichstags in der Reichsfinanzreform auch da opponieren zu müssen glaubte, wo es gar nicht nötig war. Es war auf der einen Seite das Schielen einiger Abgeordneten nach ihren agrarischen Wählern, auf der andern Seite die Furcht vor dem Vorwurf einiger jüngerer Stürmer und Dränger, daß die Partei zu regierungsfreundlich sei und nicht nein sagen könne. Was das Verhältnis zu den Agrariern betrifft, so werden die Nationalliberalen mit einer solchen falschen Nachgiebigkeit gar nichts erreichen. Die Agrarier wählen sie doch nur faute de mieux, wie sich jederzeit erweisen wird, wo eine ernstliche konservative Konkurrenz auftritt. Und hinsichtlich des andern Punkts kommt es den Wählern doch zuletzt nicht auf ein grundsätzliches Ja oder Nein, sondern darauf an, daß auf dem Wege, den der Volksvertreter

innezuhalten verspricht, etwas positives im Sinne des Einflusses der von ihm vertretnen politischen Grundsätze geleistet wird. In drei Jahren fragt niemand mehr, ob ein Abgeordneter für oder gegen ein einzelnes Gesetz gestimmt hat. Wohl aber fällt der Eindruck ins Gewicht, ob eine Partei die Führung übernommen oder abgewirtschaftet hat.

Den Nationalliberalen ist infolge des schmählichen Mißerfolges der ganzen bisherigen Arbeit an der Reichsfinanzreform wenigstens endlich die Erkenntnis aufgedämmert, daß sie sich ins eigne Fleisch geschnitten und mit ihrer Opposition gegen die Nachlaßsteuer nur für die Konservativen gearbeitet haben. Sie haben eingelenkt und nun erkannt, daß die Wähler jetzt überhaupt keine Parteiprinzipienreiterei wollen, sondern die Vollendung des Reformwerks verlangen. Von nationalliberalen Kreisen ausgehend, hat nun eine kräftige Bewegung im Reiche für die Reichsfinanzreform eingesetzt. Man will ein Ende sehen.

Und die Konservativen? Am 31. Januar, zu einer Zeit, als man bei politischen Gesprächen mit einem mitleidigen Lächeln angesehen wurde, wenn man nicht die Nachlaßsteuer und jede erweiterte Form der Erbschaftssteuer als gefallen und abgetan ansah, schrieben wir an dieser Stelle folgendes: „Wenn in der konservativen Partei im Lande erst noch weiter die Einsicht durchgedrungen ist, daß ohne die Nachlaßsteuer die Reichsfinanzreform nicht gemacht werden kann, wenn also der Widerstand gegen die Steuer ernsthaft den Charakter einer Gefährdung des ganzen Reformwerks annimmt, dann erscheint es doch sehr fraglich, ob die Stimmung im konservativen Lager wirklich so einheitlich bleiben wird, wie ihre Presse behauptet.“ Wir haben recht behalten. Um Mißverständnisse auszuschließen, möchten wir nur daran erinnern, daß, wenn wir für die Nachlaßsteuer eingetreten sind, wir dies zur Vermeidung weitläufiger Ausdrucksweise immer so verstanden haben, daß wir das Prinzip einer ergiebigen Besteuerung der Hinterlassenschaften unter Heranziehung von Kindern und Ehegatten festgehalten wissen wollen, ohne uns auf die Art und den Umfang der Steuer im einzelnen festzulegen. Das neue Kompromiß scheint nun in der Richtung gesucht zu werden, daß die vorgeschlagne Nachlaßsteuer durch eine weiter ausgebaute Erbschaftssteuer ersetzt werden soll. Mit dieser Form scheinen sich auch weitere Kreise der Konservativen einverstanden erklären zu wollen. Zunächst hat sich die konservative Partei im Königreich Sachsen in diesem Sinne ausgesprochen, und man darf wohl hoffen, daß die Erkenntnis der Lage trotz den verzweifelten Gegenanstrengungen des Bundes der Landwirte immer weiter in konservative Kreise durchdringen wird. Wie bedenklich die Lage in extrem-agrarischen Kreisen angesehen wird, und wie sehr man dort den Triumph der Regierungspolitik fürchtet, zeigte kürzlich das Auftreten des westpreußischen Agrarierführers, des Herrn von Oldenburg-Januschau. Man ist zwar bei dem temperamentvollen Herrn an manches gewöhnt und nimmt ihm in Anbetracht der Frische und Ehrlichkeit der Überzeugung, die offenbar dahinter steht, auch ein Kraftwort nicht übel. Wenn aber der überlegne Humor, der diesem Herrn gewöhnlich — trotz einer kleinen, nicht angenehm wirkenden Beimischung von bewußter Pose und forcierter Spaßmacherei — eigen ist, in ein regelrechtes Schimpfen und eine rohe Herabsetzung seiner Gegner nach dem Muster des Genossen Ledebour und ähnlicher sozialdemokratischer Parteigrößen ausartet, dann darf man wohl daraus schließen, daß er sich am Ende seiner Betrachtungen fühlt. Und diese sachliche Feststellung genügt, um über die Person zur Tagesordnung überzugehn.

Im ganzen läßt sich schon jetzt übersehen, daß sich der Block allmählich wieder zusammenfindet, und zwar — das ist das wichtige und wertvolle dabei trotz allen trüben parlamentarischen Erfahrungen — unter dem Druck des gesunden Volks-

willens. Es besteht also die Möglichkeit, daß die Reichsfinanzreform mit Hilfe des Blocks zustande kommt. Wenn sich das Zentrum, wie es nicht unwahrscheinlich ist, ganz oder teilweise einem neuen Kompromiß anschließt, so würde das, da es sich um keine ausschlaggebende Mitwirkung des Zentrums handelt, wohl zu begrüßen sein. Allerdings würde diese Konstellation die Stellung der Konservativen, die etwa im Widerstande verharren, nicht gerade angenehm gestalten. Denn sie wollten den Block ja nur sprengen, um das Heft in der Hand zu behalten und die Liberalen auszuschalten. Jedenfalls wird die Klärung der Verhältnisse sehr bald nach dem Wiederzusammentritt des Reichstags eintreten müssen.

Koloniale Rundschau

Berlin, 13. April 1909

Die dritte Lesung des Kolonialetats im Reichstag, die noch vor den Osterferien erledigt wurde, zeigte wieder das gleiche Bild wie die zweite Lesung. Vorstoßversuche gegen die Dernburgsche Eingebornenpolitik ohne Kraft und Saft. Lange Reden, die man schon oft gehört hat, aber nirgends ein schöpferischer Gedanke, ein positiver Vorschlag. Und doch bot die Samoa-Affäre, die wir in Nr. 14 eingehend besprochen haben, eine sehr gute Gelegenheit, in die bekämpfte Eingebornenpolitik der Regierung Bresche zu legen. Hätten jene Herren, die gegen diese Politik anliefen, auf den aussichtslosen Versuch verzichtet, Herrn Dernburg durch wohlgesetzte Reden zu überzeugen, und statt dessen ihre respektiven Fraktionen dazu gebracht, die günstige Lage auszunützen und einen maßvoll gehaltnen Antrag durchzudrücken, so hätten wir endlich einmal einen Anfang gehabt, mit dem sich weiterarbeiten ließ gegen die heutige gefährliche Rassenpolitik in den Kolonien. Der Inhalt eines solchen Antrags lag sehr nahe. Es wird niemand ernsthaft bestreiten wollen, daß unter den von uns in Nr. 14 geschilderten Verhältnissen eine große Gefahr für Leben und Eigentum unsrer samoanischen Landsleute vorlag und noch vorliegt, sobald die Kriegsschiffe wieder abgefahren sind und etwa Mataafa das Zeitliche segnet. Einem damit begründeten Antrag, die Kosten für die eingeborne Truppe zu streichen und dafür eine kleine weiße Truppe zu begründen, hätte auch ein Teil der Linken nicht widersprechen können. Wäre ein solcher Antrag durchgegangen, so hätten wir zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Die Weißen hätten den notwendigen Schutz gehabt, und die hochgemute Stimmung der Samoaner wäre erheblich abgedämpft worden. Diese hätten gesehen, daß wir die Herren im Lande sind und nicht mit uns spielen lassen. Jedoch auch wenn ein solcher Antrag nicht sofort durchgegangen wäre, so hätte doch die Regierung gemerkt, daß es verschiednen Fraktionen ernst ist mit ihrer Gegnerschaft gegen die heute geübte Eingebornenpolitik. So aber mußten sich die Redner wieder von dem Staatssekretär abkanzeln lassen. Dernburg weiß sehr geschickt zu verallgemeinern. Will man mehr Rücksicht für unsre Landsleute in den Kolonien, so werden sie alle als Leuteschinder und Ausbeuter hingestellt, denen man beileibe nicht die Zügel locker lassen darf. Und als neulich das Fehlen jedes Schutzes für die Weißen in Samoa beanstandet und von einer kleinen Polizeitruppe gesprochen wurde, da tat der Staatssekretär sehr empört und fragte, was denn wohl der Reichstag dazu sagen würde, wenn er plötzlich eine Verdoppelung der Truppen in den Kolonien beantragen würde. Der Reichstag war, wie üblich, auf den Mund geschlagen, denn es erwiderte niemand auf diese Übertreibungen. Demnach bleibt auch in Samoa alles beim alten, und wir müssen uns eben bis zum nächsten Kolonialetat bescheiden. Wir wollen nicht hoffen, daß uns die dazwischenliegende Zeit neue Nackenschläge bringt und nur die Not die Reichstagsmitglieder wieder beten lehrt, sondern daß sie sich von selbst darauf besinnen, daß das keine deutsche

Kolonialpolitik ist, unter der in Samoa eine Mischbevölkerung entstanden ist, doppelt so stark wie die weiße!

Weil wir gerade bei Samoa sind, noch eine bescheidne Frage. Warum ist eigentlich die seit längerer Zeit fix und fertig bereitstehende Regierungsschule noch nicht eröffnet bzw. wieder geschlossen worden? Wie man hört, war die katholische Mission gegen diese nichtkonfessionelle Schule und verbot ihren Schäflein, entgegen dem Willen des Gouvernements, den Besuch der Regierungsschule. Am Eröffnungstage soll kein einziger katholischer Samoaner erschienen sein, sodaß es der Gouverneur für gut fand, die Flagge zu streichen und die Schule wieder zu schließen. Und zu einem derartigen Skandal drückt die Regierung beide Augen zu. U. A. w. g.

Wir legen zwar absolut keinen Wert auf diese Regierungsschule, in der die Eingebornen erfahrungsgemäß nur zu Ansprüchen statt zu Leistungen erzogen werden. Und die allzu großen Ansprüche gerade sind es, die man den Samoanern abgewöhnen sollte. Aber der Vorfall scheint ein weiterer Beweis dafür zu sein, daß in Samoa ein fester Wille auf der ganzen Linie fehlt, trotz allen offiziösen Versicherungen über die Vorzüglichkeit der Solfschen Politik!

Samoa und Ostafrika waren in letzter Zeit unsre Sorgenkinder, dazu hat sich nun auch noch Südwestafrika gesellt. Zwar die Diamantenhausse ist dort in schönster Entwicklung und scheint sich zum Taumel entwickeln zu wollen, nachdem man nun auch noch Blaugrund, das Muttergestein der Diamanten, bei Lüderitzbucht gefunden hat. Der Glücksfall der Diamantenfunde ist gewiß mit Freuden zu begrüßen, denn wir können doch jetzt hoffen, aus der Kolonie wieder herauszubekommen, was uns der Krieg gekostet hat. Zudem werden die Verwaltungseinnahmen aus der Diamantenproduktion den Weg zur Selbständigkeit der Kolonie erheblich abkürzen. Und das kann man unsern Landsleuten nur gönnen. Man soll uns aber nicht übelnehmen, wenn wir im übrigen jenes Glück mit Fassung tragen, ja sogar skeptisch darüber denken und unsre Sorge mehr der Kolonie als deutschem Siedlungsland zuwenden. Leider haben die Diamanten bis jetzt nur Unfrieden gesät, denn unsre Landsleute drüben sind nicht mit Unrecht der Ansicht, daß sie von der Kolonialverwaltung benachteiligt worden sind, indem die Diamantfelder gesperrt und der Erschließung und Verwertung durch das Großkapital in Verbindung mit der Kolonialverwaltung vorbehalten worden sind. Wir werden auf diese Frage im einzelnen in einer der nächsten Nummern zurückkommen. Mit der gegenwärtigen Obstruktion eines Teils der Ansiedler steht sie nur insofern im Zusammenhang, als sie die Erbitterung im Windhuker Bezirk zur Explosion gebracht hat.

Die Bezirksversammlung in Windhuk lehnte die Beteiligung an der gesamten Selbstverwaltung ab, da ihre Wünsche wegen der Einrichtung eines Landesrats unberücksichtigt geblieben und die Rechte für den Gemeinderat und den Bezirksrat infolge ihrer Beschneidung bei schweren Lasten und Pflichten wertlos geworden seien.

Also die vielbesprochne Selbstverwaltung ist es in Wirklichkeit, die den Konflikt mit der Regierung herbeigeführt hat. Die Ansiedler verlangen für die aus ihrer Mitte gebildeten Körperschaften Beschlußrechte, die Regierung hat ihnen aber nur das Recht der Mitberatung eingeräumt, mit der Begründung, daß die Finanzen der Kolonie dazu noch zu unentwickelt seien. Wir können dieser Anschauung nicht ganz beistimmen, wenn wir auch der Ansicht sind, daß sich der Bezirksverein Windhuk größere Mäßigung hätte auferlegen und abwarten sollen, wie sich die Selbstverwaltung in der von der Regierung bewilligten Form in der Praxis

bewährt. Denn ein großer Teil der Ansiedler steht auf einem gemäßigtern Standpunkt und will den Konflikt nicht auf die Spitze treiben. So äußerte sich vor kurzem ein bekannter Führer der südwestafrikanischen Ansiedler, der Farmer Karl Schlettwein in der Zeitschrift „Kolonie und Heimat“: „Die Kolonisten sollen in den neuen Kommunal- und Bezirksverbänden zunächst den Beweis liefern, daß sie im eignen Hause haushälterisch zu wirtschaften verstehen, bevor man ihnen weitergehende Wünsche auf unmittelbaren Einfluß auf die Landesverwaltung zuerkennen will. Man hat seinerzeit diese Differenzen zu einer Kabinettsfrage zu machen versucht. Würden die Herren, die damals äußerten, »Wenn die Regierung unsre Wünsche nicht erfüllt, machen wir zukünftig nicht mehr mit«, dies wirklich ausführen, würde man nur sagen können: Im Landesinteresse haben sie nicht gehandelt, vielleicht im persönlichen. Was uns heute abgelehnt wird, gilt es zukünftig zu erkämpfen, nicht durch drohendes Fordern, wo wir nichts zu fordern haben, sondern durch sachliches, ruhiges Arbeiten.“ Danach hätten die Windhuker handeln sollen. Und sie hätten es um so mehr gekonnt, als sie im Gegensatz zu ihren ostafrikanischen Landsleuten einen Gouverneur haben, der Vertrauen verdient, dem die Zukunft seiner Kolonie Herzenssache ist. Herr v. Schuckmann hätte jedenfalls dafür gesorgt, daß die Befugnisse der südwestafrikanischen Selbstverwaltung baldigst erweitert worden wären, denn durch die Diamantenproduktion werden, wie gesagt, die eignen Einnahmen der Kolonie bald erheblich steigen, und die oben erwähnten Einwände gegen eine richtige Selbstverwaltung hinfällig werden.

Mit all dem soll aber keineswegs gesagt werden, daß wir die Kolonialverwaltung von jeder Schuld freisprechen. Im Gegenteil, unsers Erachtens hätte sich bei einigem guten Willen von seiten des Kolonialamts der Konflikt vermeiden lassen. Aber in Berlin herrscht eben die Tendenz, die Bäume der kolonialen Landsleute nicht in den Himmel wachsen zu lassen; die Leute sollen wohl immer hübsch an der Strippe gehalten werden, damit das wirtschaftliche und politische Leben draußen von der Zentralverwaltung nach Belieben gelenkt werden kann.

Rudolf Wagner

Halles Jahrbuch. Auch der zweite, Deutschland behandelnde Teil des dritten Jahrgangs von Ernst von Halles Jahr- und Lesebuch der Weltwirtschaft (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1908) ist uns nun zugegangen. Das vortreffliche Werk gibt nicht bloß trockne Referate über die einzelnen Produktionsgebiete, sondern lebensvolle Bilder von ihnen, die reich an belehrenden Aufschlüssen sind, ja mitunter geradezu unterrichten, z. B. über das richtige Maß der Verwendung von Kraftfutter bei Milchkühen. Überhaupt zeichnen sich die der Landwirtschaft gewidmeten Abschnitte durch erschöpfende Vollständigkeit aus. Man bekommt beinahe ein Lehrbuch der Pferdezucht und des Remontierungswesens, und ebenso gründlich werden die Düngemittel, die ländliche Verschuldung, die Kreditorganisation, die innere Kolonisation, speziell die Ansiedlungstätigkeit in Posen und Westpreußen behandelt. Je mehr man bekommt, desto mehr verlangt man. Angaben über den Gesamtwert der landwirtschaftlichen oder noch besser der gesamten Urproduktion (Fischerei, Forstwirtschaft und Bergbau einbegriffen) würden überaus wertvoll sein, weil heute ganz allgemein der volkswirtschaftliche Wert der Industrie, der Umformungsarbeit, überschätzt wird. In einer Übersicht über die Produktion des Jahres 1908 im Börsenteil der Schlesischen Zeitung fand ich den Wert der deutschen Getreide- und Kartoffelernte und des verkauften Schlachtviehs für das Jahr 1907 auf 9,3 Milliarden Mark geschätzt. Man rechne dazu: das im Hause geschlachtete Vieh, die Milch und die Molkereiprodukte, Geflügel und Eier, Wild,

Gemüse, Obst und Wein, Fische, Holz, Kohlen, Metalle, mineralische Düngmittel und schätze danach, wieviel von den 26 Milliarden deutschen Volkseinkommens als Ertrag von Industrie und Handel übrigbleiben mag. Bei Halle nun fehlen nicht allein solche Summierungen, es fehlt auch trotz aller Überfülle an statistischen Tabellen das Material, mit dem man sie selbst vollziehen könnte. So fehlt schon der Geldwert der Kartoffelernte von 1907; nur den der Getreideernte (beinahe fünf Milliarden) erfährt man. Und wenn man selbst die Tonnenzahlen für die Jahre 1903 bis 1907 addiert, so erfährt man noch etwas besonders interessantes. Der Ernteertrag ist nämlich in dem angegebnen Zeitraum von 25104563 auf 26342147 Tonnen, der Geldwert der Ernten aber viel stärker, nämlich von 3371527746 auf 4960200662 Mark gestiegen, jener um etwa vier, dieser um rund vierzig Prozent; da haben wir einen der fatalsten Interessenkonflikte zwischen der landwirtschaftlichen und der industriellen Bevölkerung und zugleich den Grund, weshalb bei gleichbleibender Bodenfläche und wachsender Bevölkerung die Steigerung der Arbeitslöhne und der Beamtengehälter eine Schraube ohne Ende ist. Doch muß man, um die daraus sich ergebende Perspektive nicht gar zu düster erscheinen zu lassen, hervorheben, daß trotz andauernder und steigender Nahrungsmittelteuerung der Fleischverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung auch im Jahre 1907 noch zugenommen hat, was wiederum der Leistungsfähigkeit unsrer heimischen Landwirtschaft das glänzendste Zeugnis ausstellt. In dem Abschnitte über die Konfektion berührte uns die Konstatierung der beschämenden Tatsache recht peinlich, daß der durchschnittliche Deutsche, der doch heute, wie man uns versichert, so reich geworden ist, immer noch seine Kleider schuldig bleibt; nur ist jetzt nicht mehr der größtenteils zum „Schwitzarbeiter“ herabgesunkne kleine Schneider der durch die Pumpwirtschaft hauptsächlich geschädigte, sondern der Konfektionär, wie Seite 139 Spalte 1 beschrieben wird.

Neue Bücher für Naturfreunde. Naturwissenschaftliche Publikationen, die nicht für den engen Kreis der Fachgelehrten, sondern für alle Naturfreunde im weitesten Sinne bestimmt sind, sind in der letzten Zeit so zahlreich erschienen, daß es schon unmöglich geworden ist, alle zu registrieren. Aus der Fülle der uns während der letzten Monate in die Hände gekommnen Erscheinungen dieser Art wollen wir deshalb nur einige wenige, die uns besonders angesprochen haben, hervorheben.

Da sind zunächst die Lebensbilder aus der Tierwelt, herausgegeben von H. Meerwarth, von denen uns ein Sonderheft unter dem Titel „Das Tierbild der Zukunft“ vorliegt (R. Voigtländers Verlag, Leipzig, 40 Pf.). Das Heft hat die Bestimmung, dem Publikum einen Begriff von dem zu geben, was die Verlagsbuchhandlung, die durch den Erfolg der von ihr publizierten Schillingsschen Bücher „Mit Blitzlicht und Büchse“ und „Der Zauber des Eleleschо“ angeregt worden ist, auf dem so glücklich beschrittnen Wege fortzugehn, mit dem großangelegten neuen Unternehmen beabsichtigt. Es handelt sich um nichts geringeres als um eine möglichst vollständige Sammlung von photographischen Originalaufnahmen lebender Tiere in ihrer natürlichen Umgebung. Zunächst sind 4 Bände, jeder zu 16 Lieferungen zum Preise von je 75 Pf., in Aussicht genommen, von denen der erste die Säugetiere, der zweite die Vögel, der dritte die Amphibien, Reptilien und die Fische, der vierte die wirbellosen Tiere behandeln soll. Was das Sonderheft, das eine Zusammenstellung von Aufnahmen aus den genannten vier Kategorien enthält, an Proben bietet, ist geradezu mustergiltig und von überraschender Schärfe, wobei ausdrücklich hervorgehoben werden muß, daß jede Retouche vermieden ist. Aufnahmen wie die des Gams- und Steinwildes aus der Tatra, des amerikanischen Bibers, des Purpurreihers am Nest und des vom Horst abstreichenden Fischadlers dürften kaum ein

zweitesmal so glücklich herzustellen sein, und das Porträt des Eichelhähers muß jedem, der diesen mißtrauischen Gesellen kennt, mit unbegrenzter Hochachtung vor der Pürschfertigkeit des Photographen erfüllen. Ganz ausgezeichnet ist auch der frisch geschriebne Text, von dem das Heft Proben aus der Feder des Herausgebers und des bekannten Jagdschriftstellers Hermann Löns enthält.

Eine ähnliche Publikation in größerm Formate, die unter dem Titel Weichers Naturbilder (Wilhelm Weicher, Berlin, 12 Lieferungen zu je 80 Pf.) zu erscheinen begonnen hat, verdankt ihre Entstehung dem häufig geäußerten Wunsche nach größern photographischen Naturaufnahmen, als sie die von uns seinerzeit besprochnen zierlichen Bändchen „Gowans' Naturbücher" desselben Verlags bieten. Nach den uns vorliegenden vier Lieferungen zu urteilen, liegt der Schwerpunkt bei diesem Werke mehr in der Wiedergabe der Vogelwelt und des Kleintierlebens. Gerade der Ornithologe wird hier manche Anregung finden, denn eine ganze Reihe von Aufnahmen behandelt den Nestbau, das Gelege und die Nestjungen heimischer Vogelarten. Aber auch die kleinen Raubtiere, Nager und Insektenfresser, vor allem aber die Reptilien, Amphibien, Fische und Insekten sind gut vertreten. Dazu kommen noch Pflanzenaufnahmen, sodaß das Programm der „Naturbilder" gegen das der „Lebensbilder" wesentlich erweitert erscheint. Ein beschreibender Text fehlt jenen dagegen, da das Buch mehr als ein Naturbilderbuch gedacht ist und lediglich die Bestimmung hat, in Schule und Haus die erste Anregung zu einer intensivern Beobachtung der Natur zu geben.

Den Dank aller derer, die über die Kardinalfrage: Instinkt oder Überlegung nachzudenken lieben, hat sich der greise, schon von Darwin als ein „unvergleichlicher Beobachter" gerühmte Entomologe J. H. Fabre mit seinen berühmten Souvenirs Entomologiques erworben, von denen der „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde," soeben als erste Reihe der Bilder aus der Insektenwelt einen stattlichen, schön illustrierten Band veröffentlicht (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart, kart. 2 Mark). Fabre hat sich auf einem entlegnen, unfruchtbaren und hauptsächlich mit Disteln, Brombeerhecken und Unkraut bestandnen Stückchen Landes in seiner südfranzösischen Heimat ein Laboratorium zur Beobachtung des Insektenlebens eingerichtet und hier im Laufe der Jahre eine reiche Ernte überraschender Forschungsresultate eingebracht. Dabei ist er als Experimentator streng systematisch vorgegangen und hat seine Beobachtungsobjekte vor Aufgaben gestellt, deren mehr oder minder gelungne Lösung er die Erkenntnis verdankt, daß bei den Insekten der Instinkt am meisten entwickelt ist und sich zuweilen zu einer vor keinem natürlichen Hindernis zurückschreckenden, wahrhaft raffinierten Kunst steigert, aber immer versagt, wenn an das Tier Anforderungen gestellt werden, bei denen es in eine ihm selbst und seiner Art ungewohnte Situation versetzt wird. Wir haben diesen ersten Teil des Werkes, dem hoffentlich recht bald der zweite folgt, mit einem an Begeisterung grenzenden Interesse gelesen.

Mit besondrer Freude können wir heute wieder zwei Bücher von Hermann Löns ankündigen: Mümmelmann, ein Tierbuch (Adolf Sponholtz Verlag, G. m. b. H., Hannover, gebunden $3^1/_2$ Mark) und Aus Wald und Heide, Geschichten und Schilderungen, für die Jugend ausgewählt von dem Jugendschriften-Ausschuß des Lehrervereins Hannover-Linden (ebenda, kart. 1 Mark). Löns ist, was wir schon öfter zu betonen Gelegenheit hatten, ein ebenso gründlicher Tierkenner wie anregender und amüsanter Erzähler. Wenn er in seinen Skizzen das Tier auch immer individualisiert und mitunter im Sinne des alten Tierepos bis zu einem gewissen Grade vermenschlicht, so respektiert er doch stets die Naturwahrheit. Er läßt die Tiere handeln, wie sie eben wirklich handeln, und legt diesen Handlungen nur menschliche Motive unter. Darin liegt dann für den Kenner ein herzerfrischender Humor, dem wir aus der ganzen neuern Literatur nichts an die Seite zu setzen wüßten. Aber nicht nur der

Humor kommt in „Mümmelmann“ zu seinem Recht, auch für die Tragik im Tierleben findet Löns ergreifende Töne, und die Geschichte vom Mordhirsch zum Beispiel packt den Leser, daß er sie nie wieder vergißt. Das kleinere Bändchen „Aus Wald und Heide“ ist eine zunächst für die Jugend bestimmte Auswahl aus den Skizzensammlungen „Mein braunes Buch“ und „Mein grünes Buch“. Wer es zur Hand nimmt, wird sich — daran zweifeln wir nicht! — schleunigst bei seinem Buchhändler die größern Werke des Verfassers bestellen. J. R. H.

Christentum und Kirche noch einmal. Dem im 12. Heft angezeigten Buche ist nach vollendeter Korrektur in der Druckerei noch ein Malheur zugestoßen. Die Redaktion der Grenzboten hat die Güte, mir die Berichtigung an dieser Stelle zu gestatten, wo sie wenigstens einigen Lesern des Buches nützen wird. In der letzten Anmerkung ist auf S. 723 der Schluß durch den Ausfall einer Zeile und Verdoppelung einer andern zu völliger Sinnlosigkeit entstellt worden. Er soll lauten: „Die geforderte Aufhebung der eignen Persönlichkeit, des endlichen, psychischen Ich endlich beweist gleich vielen andern Äußerungen Schmidts seine Verwandtschaft mit dem Pessimismus, der in der Individuation das Böse sieht. Dazu hat, von Fichte an, trotz Hegels optimistischem Temperament, der gesamte sogenannte Idealismus geneigt; erst der an Leibniz anknüpfende Lotze hat der deutschen Philosophie den Weg gezeigt, auf dem der Sturz in den Abgrund vermieden werden kann, und dieser Weg führt ganz nahe ans Christentum heran.“ C. J.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Wir empfehlen das Werk allen den zahlreichen Gebildeten, denen der erweiterte Blick ins Weltall als einer der schönsten und reinsten Genüsse erscheint, als Führer in das Gebiet der physikalischen Erforschung der Himmelskörper. (Himmel und Erde)

Populäre Astrophysik

Von Dr. J. Scheiner,

a. o. Professor der Astrophysik an der Universität Berlin, Hauptobservator am Astrophysikalischen Observatorium bei Potsdam.
Mit 30 Tafeln u. 210 Figuren im Text. In Leinwand gebunden Mk. 12.—.

Inhalt: Die astrophysikalischen Methoden. Physikalische und physiologische Grundlagen. Die Spektralanalyse. Die Photometrie. Die strahlende Wärme der Sonne. Die Himmelsphotographie. Die Ergebnisse der astrophysikalischen Forschung. Die Sonne. Die Planeten, Monde, Kometen, Meteore, das Zodiakallicht. Die Nebelflecken. Die Fixsterne.

„Besonders hervorzuheben sind die zahlreichen Tafeln, die in ausgezeichneter Reproduktion typische Nebelflecke, Sternhaufen usw. darstellen und eine treffliche Erläuterung des Textes bilden. Bei dem großen Interesse, das in gebildeten Laienkreisen der Astronomie entgegengebracht wird, muß das Erscheinen eines solchen Werkes um so erwünschter sein, als in den Lehrbüchern der populären Astronomie die Astrophysik gewöhnlich nicht diejenige Beachtung findet, die ihr gemäß ihrer Bedeutung für die Erkenntnis des Universums gebührt.“ (Physikalische Zeitschrift.)

„Eine so handliche Zusammenstellung des wichtigsten Materials und eine so reiche Sammlung astrophotographischer Dokumente wird auch dem Fachgenossen willkommen sein.“ (Naturwissenschaftliche Wochenschrift.)

Ausführlicher reichillustrierter Prospekt wird jedem Interessenten vom Verlag B. G. Teubner in Leipzig umsonst und postfrei gesandt.

Die Reichsversicherungsordnung

Von Professor Valentin Wittschewsky in Berlin

1

Die Reichsregierung hat in den ersten Apriltagen dem deutschen Volke ein gesetzgeberisches Riesenei auf den Ostergabentisch gelegt. Nach einer allumfassenden systematischen Vereinheitlichung der siebenteiligen Arbeiterversicherungsgesetze haben wir länger als ein Jahrzehnt begehrend, die mannigfaltigen Wünsche häufig parlamentarisch und publizistisch kundgebend ausgeschaut, nun, wo uns das Reformwerk in einheitlichem Gusse vorliegt, haben wir keine rechte Freude daran. Kärglich und kühl sind die Äußerungen der Befriedigung, daß der Reichsminister für Sozialpolitik und dessen trefflicher Generalstab die Menge der Schwierigkeiten glücklich bewältigt und die gewaltige Organisation in fertige Paragraphenform gekleidet haben. Graf Posadowsky hat einstmals entschuldigend bemerkt, daß die drei Hauptstämme der deutschen Arbeiterversicherung nicht eine so verschiedenartige Gestalt angenommen hätten, wenn eines einzelnen Mannes geistige Überlegenheit dazu ausgereicht hätte, den gesamten Aufbau nach allen drei Richtungen in einem Zuge anzulegen. Der ehemalige Staatssekretär hat jahrelang darüber gebrütet, wie sich die Konstruktionsfehler der Entstehungszeit beseitigen ließen, um die einzelnen Teile der Sozialversicherung zusammenzulegen und zu vereinfachen. Erst seinem Nachfolger im Amte ist es vergönnt, den nach einem großzügigen Plane bewerkstelligten Umbau des Ganzen unter Hinzufügung eines neuen wichtigen Anbaues dem Urteil der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Diese Öffentlichkeit scheint aber an dieser Reform zunächst wenig Gefallen zu finden. Die Zurückhaltung hat es weniger mit der Ausführung des Bauplans zu tun — dessen eingehende Betrachtung und Würdigung bedarf längrer Zeit! —, wohl aber drängen sich allerlei nicht niederzuhaltende Bedenken auf, ob gerade jetzt der Zeitpunkt für einen Gesetzgebungsakt von solcher Tragweite richtig gewählt sei. Die Sorgen des Tages lasten auf dem Reichsbürger mit niederdrückender Schwere. In der Neuordnung des Reichsfinanzwesens ist der Nation eine Prüfung auferlegt, von der wir noch immer

nicht zu sagen vermögen, ob wir sie mit Anstand und Ehren bestehen werden. Unter den Beklemmungen dieses trostlosen Umhergreifens nach den Mitteln zur finanziellen Festigung der Reichsexistenz ist in weiten Kreisen die Neigung, den Garten der Sozialreform von Grund auf neuzugestalten und Neues anzupflanzen, merkbar erlahmt.

Über den Willen zu opferfreudiger Tat ist aber auch sonst ein Eiseshauch erstarrend dahingefahren. Die hoffnungsvollen Erwartungen, mit denen vor einem Menschenalter die Sicherstellung der Lohnarbeiter gegen die Wechselfälle des Lebens durch die Einführung der Zwangsversicherung begrüßt wurde, sind nur zum kleinen Teil in Erfüllung gegangen. Gewiß wird die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 für alle Zeiten denkwürdig sein durch die schlichte Kraft und Größe der Sprache und durch die eigenartige Mischung des von echt christlicher Menschenliebe ausgehenden sozialen Pflichtbewußtseins des unvergeßlichen Kaisers Wilhelms des Ersten und der mitreißenden Wucht des staatsmännischen Genies seines großen Kanzlers. In die Erinnerung an jenes wegweisende Dokument mischen sich aber unwillkürlich die häufig keineswegs erbaulichen Erfahrungen, die wir seitdem in bezug auf die Förderung des sozialen Friedens durch die Entwicklung der staatlichen Sozialreform gemacht haben. Durch die Summe solcher Erfahrungen ist der Eifer vieler ehemaliger Reformfreunde allmählich erstickt worden; mit der bedrohlichen Ausbreitung des Klassenkampfes auf seiten der Arbeiter haben die Tendenzen des materiellen Interessenstandpunkts bei den Unternehmern an Boden gewonnen. Der Sozialdemokratie scheint fast daran gelegen zu sein, den bürgerlichen Parteien die Arbeit am Ausbau der Sozialversicherung zu verleiden. Das könnte beispielsweise durch den Vorstoß geschehen, den „Genosse" Kautsky soeben durch seine Broschüre „Der Weg zur Macht" unternommen hat. Während die Reichsversicherungsordnung die Fäden der sozialen Wohlfahrt neu zu festigen bestrebt ist, verkündet der Apostel der sozialen Umwälzung mit zynischer Offenheit das Programm der zur Machtfülle gelangten proletarischen Revolution. Wo derartige Gegensätze klaffen, schlägt unüberwindliches Mißtrauen tiefe Wurzeln und gefährdet auch die besten Absichten zur Umformung der Arbeiterversicherung. Die Reichsversicherungsordnung ist unter solchen Umständen unter einem ungünstigen und undankbaren Stern geboren. —

Wir haben das Licht der deutschen Arbeiterversicherung niemals unter den Scheffel gestellt, im Gegenteil, für den guten Geschmack manches Deutschen haben wir dieses Licht, besonders dem Auslande gegenüber, bisweilen sogar zu aufdringlich leuchten lassen. Auf Weltausstellungen und bei allerhand internationalen Kongressen sind die Besonderheiten und Erfolge unsrer sozialen Gesetzgebung wiederholt von berufner deutscher Seite mit starker Ruhmredigkeit herausgestrichen und angepriesen worden, ohne daß sich das Ausland, das von all den stattlichen Zahlen mit höflicher Anerkennung Kenntnis nahm, beeilt hätte, dem deutschen Vorbilde nachzueifern. Es wäre falsch, diese Behutsamkeit in der Nachfolge durchweg dem Nichtkönnen oder Nichtwollen der andern

Staaten zur Last zu legen; ein solcher Triumph deutscher kultureller Pionierarbeit wäre zu billig erreicht. Man wird sich vielmehr, um nicht in einen gewissen Eigendünkel zu geraten, vorhalten müssen, daß sich der Grundgedanke der deutschen Arbeiterversicherung nur langsam Bahn gebrochen hat, ja sich selbst heute, nach jahrzehntelanger Erprobung, noch keineswegs in der Versicherungswissenschaft die allgemeine Zustimmung, geschweige denn die allseitige praktische Geltung errungen hat. In dem vortrefflichen „Versicherungslexikon“*) lesen wir den bedeutsamen Satz über die Anfänge der staatlichen Versicherung in den achtziger Jahren: „Der Gedanke einer Zwangsversicherung einer Arbeiterschaft von der Ausdehnung der deutschen war kühn, großartig und in der Geschichte ohne Beispiel und in seinen wirtschaftlichen und sozialen Wirkungen zunächst noch unübersehbar. Von der Erkenntnis der Notwendigkeit der Zwangsversicherung bis zu ihrer Verwirklichung war deshalb noch ein mühevoller Weg zurückzulegen.“ Wir legen hier den Ton mit Absicht auf das Wort „Zwangsversicherung“; sie war das neue Prinzip, für dessen allgemeine Anwendung mit dem Unfallversicherungsgesetze vom 8. März 1881 die Bahn im Versicherungswesen gebrochen wurde. Auf diesem Grundsatz waren noch nicht ein Jahrzehnt später die maßgebenden deutschen Gesetze über die Versicherung der Lohnarbeiter gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter aufgebaut. Daß das Ausland nicht unverweilt nach dem neuen Zwangssystem mit beiden Händen griff, hatte seinen guten Grund in denselben Erwägungen, die auch auf deutschem Boden den Weg vom Wollen zum Vollbringen „mühevoll“ gestalteten. Da die Idee der Arbeiterversicherung nicht erst vor dreißig Jahren wie eine Erleuchtung aus höhern Sphären über die zivilisierte Menschheit kam, so lag es nahe, daß sich Neuerungen auf einem so unebenen Terrain nur langsam durchsetzten. Die alten Versicherungsformen hatten sich doch immerhin angemessen bewährt, sodaß zu ihrer vorschnellen Preisgabe keine dringende Veranlassung gegeben war.

Speziell in Deutschland hatten die englischen Mustern nachgebildeten Hilfskassen mannigfacher Art schon in der Mitte des vergangnen Jahrhunderts unter den fördernden Antrieben der Arbeiterberufsvereine eine rege Tätigkeit entfaltet, sodaß man auch späterhin, als die modernisierte Zwangskrankenversicherung eingeführt wurde, weislich darauf verzichtete, die Axt an ihre Wurzel zu legen. Namentlich die freiwillige Krankenversicherung in Hilfs- und ähnlichen Kassen hatte seit dem Erlaß des Hilfskassengesetzes vom Jahre 1876 ansehnliche Fortschritte gemacht und umschloß 1880 in Preußen bereits $1^1/_8$ Millionen Versicherte. Die freie Vereinsbildung für Unterstützungszwecke konnte freilich auf die Dauer ebensowenig wie die durch das Reichshaftpflichtgesetz von 1871 den Unternehmern auferlegte verschärfte Verpflichtung zum

*) Versicherungslexikon. Ein Nachschlagewerk für alle Wissensgebiete der Privat- und Sozialversicherung insbesondre in Deutschland, Österreich und der Schweiz, unter Mitarbeiterschaft vieler Gelehrten herausgegeben von Professor Dr. Alfred Manes. Zwei Bände. Tübingen 1909. J. C. B. Mohr.

Schadenersatz bei Betriebsunfällen ihrer Arbeiter diesen eine ausreichende Sicherstellung gegen die Wechselfälle des Lebens verbürgen. Der gesetzliche Zwang, auf den die bestehenden Knappschaftskassen übrigens deutlich hinwiesen, war die gegebne Form für die Versicherung angesichts der neuzeitlichen Betriebsmethoden. Wir möchten in dieser Hinsicht dem Urteil Professors Dr. v. d. Borght beipflichten, der seine Stellungnahme wie folgt formuliert:

Wäre durch freiwillige Versicherung eine allgemeine Sicherstellung der Arbeiterschaft erreichbar, so würde es des Zwanges nicht bedürfen. Daß dies nicht möglich ist, hat die Erfahrung bewiesen. Will man die Gesamtheit der Arbeiter oder große Teile der Arbeiterschaft in die Versicherung hineinziehen, so genügt die von manchen Staaten versuchte Begünstigung und Erleichterung der freiwilligen Versicherung nicht. Ohne Zwang ist es nicht möglich, die Arbeiterschaft überhaupt oder den der Versicherung zu unterwerfenden Teil der Arbeiterschaft als Ganzes und lückenlos zu erfassen. Damit bietet sich zugleich die Möglichkeit, die toten Kosten auf das verhältnismäßig geringste Maß herabzumindern, den Berufs- und Ortswechsel unschädlich zu machen, die größte Sicherheit für die dauernde Leistungsfähigkeit der Versicherungseinrichtungen zu schaffen und die versicherungstechnisch beste Ausgleichung der Risiken zu bewirken. Das sind so wertvolle Vorteile, daß dahinter die an sich möglichen Bedenken zurücktreten müssen.

Die Beweisführung zugunsten der Zwangsversicherung ist überzeugend genug, um für Deutschland prinzipielle Abweichungen von diesem System auszuschließen. Das Ausland hat sich dem deutschen Beispiel nur zögernd und erst teilweise angeschlossen, aber es ist erfreulich, daß auf dem Internationalen Arbeiterversicherungskongreß in Rom im Oktober vorigen Jahres auch die Vertreter der romanischen Völker, die der freiwilligen Versicherung bisher den Vorzug zu geben geneigt waren, nunmehr rückhaltslos anerkannten, daß sich nur auf dem Wege des Zwanges die hohen Aufgaben der sozialen Fürsorge befriedigend lösen lassen. Diese Verbeugung des Auslandes vor den Richtlinien der deutschen Gesetzgebung verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als es auch heute noch hervorragende deutsche Gelehrte gibt, die aus innerer Überzeugung Bedenken gegen die Zwangsversicherung haben. Professor Dr. Conrad in Halle beispielsweise vertritt in der kürzlich erschienenen neuen Auflage seiner Volkswirtschaftspolitik die Auffassung, daß durch den Zwang ein segensreicher pädagogischer Einfluß auf die Masse der Bevölkerung verloren gehe; sie gewöhne sich immer mehr daran, die Sorge für die Zukunft nicht auf sich selbst zu übernehmen, sondern getrost den öffentlichen Einrichtungen zu überlassen. Die Neigung zum Sparen und das Bewußtsein der eignen Verantwortlichkeit würden auf diese Weise geschwächt, während die Begehrlichkeit der Arbeiter gesteigert werde.

Als leise Warnung vor einem Überspannen des allgemeinen Fürsorgeprinzips mag das alles eine gewisse Berechtigung haben, dennoch hat die Reichsversicherungsordnung zweifellos den richtigen Kurs eingeschlagen, als sie bei der Erweiterung der Krankenversicherungspflicht sowie bei Einführung der Hinterbliebnenversicherung den Zwang als elementare Regel aufstellte. Die banale Redensart „keine Regel ohne Ausnahme“ findet freilich auffallend breite

Anwendung, um zu verhüten, daß das neue Muß als eine Vergewaltigung der historisch herangewachsnen Einrichtungen erscheine.

Die Ausdehnung des Versicherungszwanges im Bereiche der Krankenversicherung holt manches nach, was bisher unterblieben ist, weil man nicht recht wußte, wie die Sache zu ordnen wäre, ohne die Krankenkassen zum Beispiel der Gefahr auszusetzen, durch Simulanten geschädigt zu werden. Tatsächlich stehn gegenwärtig weite Personenkreise, die der Invalidenversicherung längst unterstellt sind, noch außerhalb der Krankenversicherungspflicht, während für die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter teilweise „statutarisch" schon Vorsorge getroffen ist. Den engern Rahmen der Krankenversicherung so weit auszudehnen, daß er sich mit der breitern Organisation der Invalidenversicherung deckt, und beide Versicherungszweige unter eine einheitliche Schablone alsdann zusammenzufassen, ist ein vielberufner Vorschlag zur Vereinfachung der Arbeiterversicherung. Eine sachverständige Autorität wie der Dr. jur. Richard Freund glaubt, daß eine solche Verschmelzung den Grundstein für alle fernern Reformen darstellen müsse, der Regierungsentwurf hält aber das formale Zusammenbasteln der beiden Organisationen mit stark ausgeprägter Eigenart für unmöglich, ohne ihr inneres Wesen völlig umzukehren. Die nähere Begründung hierzu ist zwar nicht durchschlagend, wir nehmen aber mit der Annäherung der beiden Versicherungsgruppen vorlieb, in der stillen Hoffnung, daß sich mit der Zeit auch eine organische Verbindung zwischen ihnen von selbst ergeben werde. Unleugbar ist es ein bedeutsamer Fortschritt, daß der Versicherungszwang nunmehr ausgedehnt werden soll auf die Hausindustrie, auf unständige Arbeiter, auf die Dienstboten, auf das Wandergewerbe, auf Betriebsbeamte, Werkmeister und Techniker in Reichs-, Staats- und Gemeindebetrieben. Jede dieser künftighin versicherungspflichtigen Kategorien wird leider mit einer solchen Menge von Spezialordnungen bedacht, daß die Ausnahmen und Sonderklauseln die allgemeine Richtschnur fast verschwinden lassen. Das ist bedauerlich, selbst wenn es unabänderlich sein sollte.

Wenden wir uns der Unfallversicherung zu, so begegnen wir nur Änderungen, die keiner Hervorhebung bedürfen, und bei der Invalidenversicherung mag der Hinweis genügen, daß sich die Versicherungspflicht hier künftig auch auf Gehilfen und Lehrlinge in Apotheken sowie auf Bühnen- und Orchestermitglieder mit einem Jahresverdienst von weniger als 2000 Mark erstrecken soll.

Die schonende Zurückhaltung des Gesetzgebers offenbart sich auch in der Neuordnung des Krankenkassenwesens, ausgenommen vielleicht den starken Eingriff in die verfahrnen Verhältnisse der Ortskrankenkassen. Der argen Zersplitterung und der bunten Mannigfaltigkeit der Krankenkassen beabsichtigt der Entwurf nur insoweit zuleibe zu gehn, als die Umstände eine gründliche Umgestaltung zweckmäßig erscheinen lassen. Leistungsfähigen Gebilden will man nicht einer äußerlichen Uniformierung zu Gefallen den Garaus machen, doch soll mit sanfter Nötigung wenigstens auf die Beseitigung der Zwergkassen hin-

gewirkt werden. Demgemäß werden die Betriebskrankenkassen, die von einzelnen großen Arbeitgebern für den Umkreis ihrer Betriebe errichtet worden sind, bedingt beibehalten, und die Baukrankenkassen werden ihnen eingereiht. Auch sollen die Knappschafts- und Innungskassen ihren Sonderzwecken erhalten bleiben und nur die überflüssigen Gemeindekrankenkassen ausgetilgt werden; an deren Stelle treten die Landkrankenkassen, denen die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter, die Dienstboten und die andern Gruppen der neu zu versichernden Personen zu überweisen sind. Gestützt auf die Erfahrungen dreier Jahrzehnte vollzieht sich in diesen Maßnahmen eine Wandlung, die von der anfänglichen Dezentralisation, durch die eine sorgsame Krankenkontrolle verbürgt werden sollte, zur Zentralisation nach den Prinzipien der örtlichen Gemeinschaft führt. Die Ortskrankenkassen werden von den Neuerungen am härtesten betroffen: die bestehenden Kassen dieser Art werden weiter zugelassen, wenn sie wenigstens 500 Mitglieder haben, ihre räumliche Wirksamkeit auf den örtlichen Bezirk beschränken und sich den gesetzlichen Vorschriften auch sonst anpassen. In der Regel sollen die Ortskrankenkassen fortan nur allgemein für einen ganzen Bezirk des Versicherungsamts gelten. Man nimmt an, daß diese Kassen einen Zusammenschluß als die vorteilhaftere Daseinsform freiwillig anstreben werden und will die Einigungstendenzen nach Möglichkeit erleichtern.

Ungleich wichtiger noch sind die in Aussicht genommenen Reformen in der innern Verfassung der Ortskrankenkassen. Gegen die Verwaltung dieser Kassen werden bekanntlich seit Jahren schwere Vorwürfe erhoben, in dem Sinne, daß die beteiligten Arbeiter die Arbeitgeber ganz an die Wand gedrückt haben, die Verwaltung in den Dienst politischer Parteiumtriebe stellen und die Angestellten wie die Ärzte, sofern sie sich nicht als fügsame Werkzeuge der Kassengewaltigen erweisen, arg drangsalieren. Die Berechtigung dieser Angriffe, die in der Tagespresse ausgiebig erörtert worden sind, braucht hier nicht nachgeprüft zu werden, es ist aber selbstverständlich, daß die Krankenkassen als öffentlich-rechtliche Einrichtungen den Interessen aller Beteiligten rein sachlich zu dienen haben. Es darf deshalb auch nicht geduldet werden, daß die Kassen in irgendeiner Form zum Ausgangspunkt von Bestrebungen gemacht werden, die ihre Spitze gerade gegen die Arbeitgeberschaft als solche richten. Daß in dieser Richtung Verfehlungen erfolgt sind, ist auf Grund des vorliegenden Tatsachenmaterials leicht beweisbar. Da nun das geltende Recht die Möglichkeit zu Mißbräuchen, nicht aber in gleichem Maße die Mittel zur Abhilfe bietet, muß die Gesetzgebung dafür Sorge tragen, daß die politischen Einflüsse aus den unpolitischen Organisationen ausgeschaltet werden, ohne die Selbstverwaltung unberechtigt einzuschränken.

Die Handhaben hierzu will der Gesetzentwurf weniger durch eine Mehrung der Aufsichtsbefugnisse als durch eine zweckmäßigere Anordnung der Kassenorganisationen erreichen. Erstens soll bei den Wahlen der Kassenmitglieder auch den Minderheitsgruppen, entsprechend ihrer Zahl, eine angemessene Vertretung gesichert werden, um zu verhüten, daß durch den Zufall der Mehrheits-

bildung die eine Richtung unter Ausschluß aller andern die Verwaltung der Kassengeschäfte an sich bringt. Deshalb wird die allgemeine, obligatorische Einführung der Verhältniswahl angeordnet.

Ferner soll in der Verteilung der Rechte und Pflichten zwischen den Arbeitgebern und den Kassenmitgliedern volle Parität walten. Jetzt stuft das Krankenversicherungsgesetz das Stimmrecht der Arbeitgeber den Kassenmitgliedern gegenüber nach den Geldleistungen der beiden Parteien ab. Von den laufenden Beiträgen zahlen die Arbeitgeber den dritten Teil, die Kassenmitglieder zwei Drittel. Demgemäß verfügen diese der Regel nach über mehr als zwei Drittel der Stimmen, während auf die Arbeitgeber nur ein Drittel entfallen. Diese sind deshalb von vornherein als der unterliegende Teil gekennzeichnet. Um die Unternehmer aus dieser unwürdigen Zurücksetzung zu befreien, soll ihnen künftighin die Hälfte der Stimmen zuerteilt werden, wogegen die Beitragslasten ebenfalls je zur Hälfte aufzubringen sein werden.

Endlich soll, wie in ähnlichen paritätischen Organisationen vielfach üblich, ein unparteiischer Vorsitzender als vermittelndes und ausgleichendes Element an die Spitze der Krankenkasse gestellt werden. Den Arbeitgebern und den Versicherten bleibt die Wahl dieses Vorsitzenden überlassen, und erst wenn sich beide Teile nicht einigen können, wird der Vorsitzende zeitweilig durch den zuständigen Kommunalverband bestimmt.

In diesem Zusammenhange werden wir auch die Stellungnahme der Regierungsvorlage zur Arztfrage berühren müssen. Die Beziehungen zwischen den Kassenvorständen und den Ärzteorganisationen haben sich an manchen Orten in der neusten Zeit derart zugespitzt, daß unbedingt durch gesetzgeberische Maßnahmen auf einen Ausgleich der tiefgehenden Gegensätze hingearbeitet werden muß. In der seit dem Jahre 1883 in Deutschland gesetzlich eingeführten obligatorischen Krankenversicherung der Arbeiter ist den Krankenkassen unter anderm die Pflicht zur Gewährung ärztlicher Behandlung auferlegt worden. Diese ärztliche Behandlung muß, von ganz geringen Ausnahmebestimmungen abgesehen, seitens der Kasse in natura gewährt werden, sodaß eine Abfindung in Geld nicht zulässig ist. In welcher Weise nun aber die den Kassenmitgliedern zustehende freie ärztliche Behandlung zu gewähren sei, darüber hat das Gesetz von 1883 nichts bestimmt. Die Folge davon war, daß ein Teil der Krankenkassen bestimmte Kassenärzte anstellte, und zwar nach einem vom Bundesrat entworfnen Normalstatut für Ortskrankenkassen. Der ärztliche Berufsstand hat unter diesem Kassenarztsystem zunächst insofern gelitten, als große Gruppen der Bevölkerung für den freien Wettbewerb ausgeschaltet wurden. Dem System werden seitens der Ärzteschaft aber auch andre ungünstige Folgen zur Last gelegt, nämlich eine häufig unwürdige Abhängigkeit der Kassenärzte von den Laien an der Spitze der Kassen, die Unsicherheit ihrer Stellung und die bis aufs äußerste herabgedrückte Bezahlung für die ärztlichen Leistungen. Ein großer Teil der Ärzte kämpft daher für „freie“ Arztwahl, unter Berufung auf das vermeintliche Recht des Versicherten, sich im Erkrankungsfalle an den Arzt seines Vertrauens zu wenden.

Die große Mehrheit der Krankenkassen aller Art nimmt freilich einen abweichenden Standpunkt ein und rechnet der freien Arztwahl wesentliche Nachteile nach, wie: die Ärzte hätten kein Interesse am Gedeihen der Kasse; das Simulantentum würde begünstigt und steigere die Kassenausgaben bis zum Übermaß; die Möglichkeit häufigen Arztwechsels ferner erschwere die Kassenkontrolle; die Abhängigkeit der Ärzte von den einzelnen Kassenmitgliedern sei größer und bedenklicher als von der Kassenverwaltung.

Die Regierung hat in einer vorberatenden Konferenz alle beteiligten Gruppen zu Worte kommen lassen und ist zu der Überzeugung gelangt, daß es nicht geraten ist, die Kassen auf ein einzelnes System festzulegen. Denn, so wird hierzu bemerkt, *jedes* System der ärztlichen Versorgung wird gut wirken, wenn Ärzte und Kassenorgane verständnisvoll zusammenwirken, mithin liegt der Fehler nicht im System, und die zwangsweise Durchführung eines bestimmten Systems ist nicht notwendig. Grundsätzlich soll deshalb die Gestaltung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den Kassen und den Ärzten nach wie vor der freien Vereinbarung überlassen bleiben. Da aber unter solchen Umständen Zerwürfnisse zwischen den beiderseitigen Organisationen auch in Zukunft nicht ausbleiben werden, sollen wirksame Vorkehrungen zur Beilegung der Differenzen getroffen werden. Vor allem soll jedem Arzte in seinem Verhältnis zur Krankenkasse eine standesgemäße, gegen Willkür der Kassenorgane geschützte Stellung gesichert werden, da gerade der Mangel solchen Schutzes neben den finanziellen Rücksichten die heftige Bewegung für die freie Arztwahl gefördert hat. Diesem Zwecke sollen die *Arztordnungen* dienen, die durch Verträge zwischen Kassen und Ärzten festzustellen sind. Im übrigen werden die Parteien von der amtlichen Seite darauf hingewiesen, in gütlicher Übereinkunft ihre Rechte und Pflichten gegeneinander abzugrenzen. Der Entwurf überläßt es den Parteien zunächst durchweg, ihre Zwistigkeiten durch paritätische, aus eigner Wahl hervorgegangne *Einigungskommissionen* auszutragen. In feste Formen gekleidete amtliche *Schiedsinstanzen*, deren endgiltige Entscheidungen die gleichen Wirkungen wie rechtskräftige Urteile der ordentlichen Gerichte haben, sollen erst an zweiter Stelle eintreten.

Diese Vorschläge, die einer offnen Parteinahme für die eine oder die andre Seite ausweichen, werden die in Wallung geratnen ärztlichen Kreise vermutlich nur wenig zufriedenstellen, namentlich weil der Entwurf das verfemte Kassenarztsystem als durchaus zulässig anerkennt. Nach Lage der Dinge wird aber die Entscheidung nichtsdestoweniger als sachgemäß anzusehen sein. Denn es kann der Regierung nicht zugemutet werden, einen gesetzlichen Zwang auf die Krankenkassen auszuüben, damit diese unter offenbarer Schädigung der finanziellen Interessen ihrer Mitglieder von Beschränkungen bei der Auswahl der Ärzte absehen. Daß in vorliegendem Falle die Staatshilfe überhaupt platzgreift, wird übrigens von manchen Ärzten entschieden mißbilligt. So erklärt sich Moldenhauer, ein Rufer im Streit, gegen eine Mobilmachung des Staates; das wäre „ein Verfall in die alte Zunftgesetzgebung und arte schließlich in

eine unerträgliche Bevormundung durch den Staat aus". Viele Kollegen werden dieser Anschauung keineswegs beipflichten, aber auch sie dürften bei unbefangner Würdigung der Situation zugeben, daß das Problem der ärztlichen Versorgung bei den Krankenkassen durch eine vom Gesetzgeber vorgeschriebne Marschlinie nicht zweckentsprechend gelöst werden kann. Bei allen Sympathien für das Standesbewußtsein und das Gemeinschaftsgefühl der Herren Ärzte wird deren Forderung von Garantien für die freie Arztwahl im Reichstage wenig Anklang finden. Das Leitmotiv für einen gerechten Ausgleich liegt vielmehr auf dem in der Vorlage beschrittnen Mittelwege.

Das militärische China

Nachdem Yuan-Chi-Kai kürzlich auf kaiserlichen Befehl alle seine Ämter niedergelegt hat, finden sich in der chinesischen Presse interessante Rückblicke auf seine langjährige ersprießliche Tätigkeit auch als Reorganisator des Heeres und auf den heutigen Stand der Armeereformen. Danach setzen sich die gegenwärtigen militärischen Streitkräfte Chinas nicht nur, wie vielfach angenommen wird, aus Bestandteilen reorganisierter Truppen zusammen, sondern auch aus solchen der alten Formationen. Zu den ersten gehören: die Landarmee oder Lu-kiun, die Polizeitruppen oder Siun-djin-kiun, die Polizeihilfstruppen oder Siun-fang-tueh, die kaiserliche Garde oder Hu-wei-kiun, die Gendarmerie oder Djin-tcha-tueh. Den frühern Truppenkörpern gehören dagegen an: die Mandschuarmee der „acht Banner" oder Pâ-tchi, die Chinesenarmee „von der grünen Flagge" oder Lu-ying, die mongolischen und die tibetanischen Milizen, die Landmilizen und Spezialreserven oder Toan-lien, die Spezialgarden der Mandarinen. Alle diese Heereselemente beider Kategorien, mit Ausnahme der Polizeitruppen, die dem Minister des Innern, und der mongolischen Milizen, die dem Minister über die Vasallen- und tibetanischen Staaten unterstellt sind, gehören direkt oder indirekt unter das Befehlsbereich des Kriegsministeriums. Dieses Ministerium oder Lu-kiun-pu ist erst im Jahre 1906 auf Grund eines kaiserliches Erlasses vom 6. November entstanden, und zwar durch Verschmelzung des Departements der Militärorganisation und des Bureaus des kaiserlichen Remontenwesens. Provisorisch sind dem Ministerium eine Marineabteilung (Ŷ'ai-kiun-tch'ou) und der Generalstab der Armee (Kiun-tze-tch'ou) angeschlossen mit der Bestimmung, daß sie selbständige Behörden werden sollen, sobald das für sie notwendige Personal vollzählig vorhanden sein wird.

Das Lu-kiun-pu, an dessen Spitze ein Präsident mit zwei Vizepräsidenten zur Seite steht, leitet alle militärischen Angelegenheiten im ganzen Reiche.

Sein Einfluß erstreckt sich deshalb auf die Truppen der alten wie der neuen Heeresorganisation, ebenso auf die Arsenale und Militärschulen. Es zerfällt in zehn Unterabteilungen und zählt 56 höhere Offiziere und Oberbeamte, 110 Subalternoffiziere und Unterbeamte sowie 150 Schreiber. Die verschiednen Bureaus des Ministeriums, das in einem großen modernen Gebäude untergebracht ist, sind erst in der Einrichtung begriffen; nur die wichtigsten Abteilungen für das Erziehungs- und Bildungswesen und für Truppendienst sind fertig und mit reichlichem Personal versehn. Die dazu gehörenden Offiziere haben ihre Ausbildung entweder in Japan erhalten oder sind Schüler der Militärschulen in Pao-ting-fu und Wuchang; einige von ihnen sind aus der alten Militärschule in Tientsin hervorgegangen. Das Zivilpersonal des Kriegsministeriums setzt sich in der Mehrzahl aus Beamten und Angestellten des alten Militärdepartements zusammen; sie werden aber in einer Spezialschule für Militärbeamte unterrichtet, um mit den neuzeitlichen Einrichtungen im Ministerium und ihrem Arbeitsgebiet schneller vertraut zu werden. Aber trotz allem Eifer werden wohl noch Jahre vergehn, bevor die Tätigkeit und die Leistungen des neu geschaffnen Kriegsministeriums mit den gleichen Einrichtungen bei den großen europäischen Armeen verglichen werden können. Im Gegensatz zu dem schon vorgeschrittnen Lu-kiun-pu stecken der große Generalstab und die Marineabteilung noch vollständig in den ersten Anfängen der Entwicklung.

Den Befehlsapparat des Kriegsministers nach den oft weit entfernten und sehr ausgedehnten Provinzen vermitteln die in jeder Provinz eingerichteten Militärdirektionen oder Tu-lien-tch'ou. Die Oberleitung dieser Organe liegt in den Händen des Vizekönigs oder des Gouverneurs, und diese überweisen zu ihrer Entlastung einen Teil ihrer Funktionen entweder an den obersten Gerichtshof oder an die Rechnungskammer. Da aber diese beiden Behörden in den meisten Fällen von militärischen Dingen nichts verstehn, so suchen auch sie sich von aller Verantwortung freizumachen und überlassen die Prüfung und Bearbeitung der ihnen übertragnen Angelegenheiten den Militär- und Zivilmandarinen. Jede Tu-lien-tch'ou ist in vier Bureaus eingeteilt, je eins für Organisation, Generalstab, Truppenausbildung und Intendantur. Die am besten organisierten aller Militärdirektionen sind zurzeit die von Peking, Tientsin, Wuchang, Nanking und Mukden; die übrigen haben meist nur ein unvollzähliges und ungenügendes Personal. Einen Fortschritt haben die beiden wichtigen Einrichtungen des Lu-kiun-pu und der Tu-lien-tch'ou neuerdings nach der Richtung gemacht, daß eine regelmäßige Korrespondenz zwischen ihnen eingeführt worden ist. Trotzdem wird aber der Einfluß des Kriegsministers auf die militärischen Angelegenheiten in den Provinzen erst dann von durchgreifendem Erfolg sein können, wenn die Offiziere der verschiednen Militärdirektionen von der Zentralstelle in Peking aus ernannt werden und nicht, wie es jetzt geschieht, durch die Vizekönige und Gouverneure. Es ist auch die Rede davon gewesen, die Stellen von Generalinspekteuren mit den dazu gehörenden Stäben zu schaffen. Durchgeführt ist jedoch diese Maßnahme bisher nur in den drei Provinzen der

Mandschurei, indem die hier stehenden Truppen unmittelbar unter den Befehl des Vizekönigs mit einem eignen Generalstab gestellt wurden. Auch die 1., 3., 5. und 6. Division wurden kürzlich dem Namen nach zu einer Armeegruppe mit der Benennung „Armee von Peking" vereint; da jedoch die 3. Division in der Hauptsache in der Mandschurei und die 5. in der Provinz Schantung steht, ist die Armeeabteilung nicht viel mehr als 2 Divisionen stark; sie steht im Norden und Süden der Landeshauptstadt. Den Vorsitz im Lu-kiun-pu führt Tiehlang, der, ursprünglich Zivilmandarin, sich seit 1902 in alle militärischen Angelegenheiten eingelebt hat. Er gilt für einen Mann von hoher Intelligenz und großer Energie; unterstützt von dem abgesetzten Yuan-Chi-Kai, dessen Gegner er war, und von Chu-che-tchang, dem Vizekönig in der Mandschurei, hat er das große Verdienst für sich, in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Armee geschaffen zu haben, von der heute eine ganze Reihe von Einheiten in der Schlacht mit Ehren bestehn würde.

Sehr hinderlich für die Durch- und Fortführung aller in die Wege geleiteten Militärreformen in China ist, daß noch immer kein Staatshaushalt und kein jährliches Militärbudget aufgestellt worden sind. Bis jetzt betragen die Jahresausgaben aller Art für das Landheer, die Polizei, die Polizeihilfstruppen, „die acht Banner", die Überbleibsel „der grünen Flagge", die Zentralverwaltung, die Militärschulen und die Marine ungefähr 60 Millionen Taëls, das sind rund 170 Millionen Mark. Dagegen wird der Unterhalt der 36 Divisionen des neuen chinesischen Heeres, wenn erst ihre vollständige Aufstellung Ende 1912 beendet sein sollte, nach jetziger Schätzung etwa 92 Millionen Taëls oder 250 Millionen Mark kosten. Nun sind ja aber bekanntlich die Finanzen Chinas nicht glänzend, und die jetzige Regierung ist dabei, Sanierungsprojekte auszuarbeiten und durchzuführen. Bis dieser Zeitpunkt erreicht sein wird, soll nach einem kürzlich erlassenen kaiserlichen Edikt, das der Kriegsminister vorgeschlagen hat, jede Provinz zur Entlastung der Staatskasse die Mittel für die in ihr untergebrachten Truppen selbst aufbringen. Außerdem sollen sie noch die Lasten für den Unterhalt der Polizei- und der Hilfstruppen tragen. Seitens des Finanzministeriums sind dann vorläufig nur die Kosten der Zentralverwaltung, der Militärschulen, der von Peking ressortierenden Arsenale, der vier zur Landeshauptstadt gehörenden Divisionen, von einer der drei in der Provinz Szechuan aufzustellenden Divisionen und von einer der beiden für die Provinz Yünnan bestimmten Divisionen zu bestreiten. Nun hat sich aber herausgestellt, daß auch die Provinzialkassen wenig Geld haben und zurzeit jedenfalls weder imstande sind, die Ausrüstung für die neuen Divisionen zu beschaffen, noch die einzelnen Truppenteile in Höhe der vom Kriegsministerium festgesetzten Etats aufrechtzuerhalten. Die erste Folge dieser Geldknappheit in den Provinzen und andrerseits die Erhöhung der ihnen zugeschriebnen Lasten für militärische Ausgaben ist nun die gewesen, daß sich die Generalgouverneure für außerstande erklärt haben, noch weiter wie bisher die durch das Finanzministerium an den Kriegsminister abzuführenden jährlichen Abgaben zu leisten.

Auch in bezug auf die Rekrutierung befindet sich China zurzeit in einem Übergangsstadium, indem nach und nach in jeder Provinz das regionale Aushebungssystem durchgeführt werden soll. Über die Vor- und Nachteile dieser Neuerung gehn die Ansichten sehr auseinander. Die meisten sind aber der Meinung, daß die regionale Rekrutierung, wenn sie auch vielleicht zweckmäßig sein könne für die Aufstellung und die Kontrolle der Reserveformationen, doch für den soliden Bestand der Feldarmee höchst bedenklich erscheinen müsse. Die Bevölkerung des chinesischen Reiches ist nämlich in ihren militärischen Eigenschaften nichts weniger als gleichmäßig beanlagt. Während sich in einzelnen Gegenden die Leute gegen jede dienstliche Verpflichtung geradezu auflehnen, haben andre nicht das verlangte Milizmaß, oder es fehlt ihnen an der nötigen Ausdauer und an militärischer Rüstigkeit. Die besten Soldaten liefern noch immer die Provinzen Hunan, Nganhueh, Honan, Schantung und Kiangpeh. Ein Nachteil der regionalen Aushebung wird auch darin gesehn, daß sie die Tätigkeit der vielen Geheimgesellschaften unterstützt, die ihr Wesen in der Armee treiben, ohne daß ihnen bisher wirksam beizukommen war; man hält die nach dem regionalen System ausgehobnen und unter dem schädlichen Einfluß jener Genossenschaften stehenden Truppenteile beim Ausbruch lokaler Unruhen für wenig zuverlässig.

Nach einer neuern Verfügung des Kriegsministers gelangt in ganz China die allgemeine Wehrpflicht zur Durchführung. Die Zählung der Bewohner in jeder Provinz ist schon nahezu abgeschlossen, zugleich wurden in den einzelnen Ortschaften Rekrutierungslisten zur Eintragung der Dienstpflichtigen ausgelegt. Bis jetzt sind diese Geschäfte nur in der Provinz Chihli abgeschlossen worden, von den übrigen Provinzen hat nur Hupeh die wichtigsten Vorarbeiten erledigt. Zugleich mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hat das Kriegsministerium Bestimmungen für Unteroffiziere und Kapitulanten erlassen. Nebenbei sind auch für die Ergänzung der Polizeitruppen neue Verfügungen ergangen. Sie besagen in der Hauptsache, daß der Ersatz für sie unter den brauchbaren Leuten der ehemaligen Formationen der „Tapfern“ und vom „grünen Banner“ im Alter zwischen 20 und 35 Jahren ausgesucht werden soll.

Erwähnenswert in diesem Abschnitt ist noch, daß seitens der Behörden ungemein viel geschieht, um das geistige Niveau der unter der Fahne stehenden Mannschaft zu heben. So müssen jetzt alle Leute regelmäßig an dem Unterricht in den Regimentsschulen teilnehmen; außerdem werden ihnen Vorträge über die verschiedenartigsten Themata auf militärischem Gebiete gehalten, und der häufige Gesang nationaler Lieder soll Patriotismus und Vaterlandsliebe entwickeln. Es läßt sich nicht leugnen, daß alle diese Bemühungen der Regierung schon jetzt ihre guten Früchte getragen und den soldatischen Wert der Truppe in mancher Hinsicht gesteigert haben. Auf der andern Seite aber darf man nicht verkennen, daß sich, seitdem der einzelne Mann mehr an Selbstgefühl gewonnen hat und zum Bewußtsein seiner Persönlichkeit gelangt ist, die militärische Erziehung nicht immer ganz leicht gestaltet; die Leute sind

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

vielfach unzufrieden mit dem, was von ihnen zwangsweise verlangt wird, und neigen dann zur Disziplinlosigkeit.

In bezug auf den Offiziersatz und die Ausbildung des Offizierkorps sind die im Jahre 1906 angebahnten Fortschritte weiter ausgebaut worden. Schon jetzt gibt es in jeder Provinz eine Militärschule; außerdem ist in Peking, Nanking, Wuchang und Sinan-fu je eine Mittelschule im Entstehen. Nach ihrer Fertigstellung sollen die aus diesen Schulen hervorgehenden Schüler sofort in die kaiserliche Schule für Offiziere in Peking übernommen werden. Da aber noch einige Zeit vergehn dürfte, bis dem Offizierkorps auf diesen Wegen neue Elemente zugeführt werden können, hat man den dringend notwendigen Offiziersatz für die neuformierten Truppenteile aus den Provinzschulen mit beschleunigter Lehrmethode entnommen. Da aber damit die Ausbildung der jungen Offizieraspiranten nicht abgeschlossen sein konnte, hat die Regierung neuerdings noch in Pao-ting-fu eine kaiserliche Schule eröffnet, mit der Bestimmung, daß hier vorläufig alle aus der Provinz kommenden Offiziere noch einen Lehrkursus durchmachen müssen. Erst wenn die vorerwähnten Mittelschulen in Gang sind, soll der Unterricht in Pao-ting-fu eingestellt oder wenigstens eingeschränkt werden.

Der Unteroffiziersatz ergänzt sich aus Soldatenschulen. Handelt es sich darum, möglichst schnell die nötigen Kaders für eine gemischte Brigade oder eine Division zu bilden, so wird sofort eine gemischte Soldatenschule eingerichtet, und die Soldaten werden nach einjähriger Ausbildung zu Unteroffizieren ernannt. Die Offiziere jeder gemischten Brigade und Division müssen periodenweise zur Vervollständigung ihrer Ausbildung einen Lehrkursus beim Divisionsstabe durchmachen. Diese Kurse sollen jedoch schon bald durch eine große kaiserliche Normalschule ersetzt werden, in der die Offiziere aller Provinzen unterrichtet werden und ihre praktischen Kenntnisse fördern können; dazu soll ein aus Truppen aller Waffen gebildetes starkes Detachement der Schule zugeteilt werden.

Die Absicht, eine höhere Kriegsschule (Kriegsakademie) einzurichten, hat bisher nicht ausgeführt werden können. Auch für die Hilfsdienste u. dgl. sind noch nicht sämtliche Schulen, die geplant sind, eröffnet worden. Bis jetzt gibt es: eine Schule für die Militärbeamten des Kriegsministeriums, eine Intendanturschule, drei Ärzteschulen, drei kleine Veterinärschulen, drei kleine Schulen für Büchsenmacher, eine Telegraphenschule, zehn Topographenschulen. Außerdem stellen noch die Schulen für Zivilärzte in Tientsin und Tchentou einiges militärärztliches Personal.

Die Militärschulen erfreuen sich in ihren gegenwärtigen Einrichtungen fast durchweg starken Zuspruchs. Besonders ist das der Fall seit Eröffnung der Adelskadettenschule, in die die Söhne der Mitglieder der kaiserlichen Familie und der höchsten Mandschu- und Chinesenwürdenträger aufgenommen werden. Der Schule sind militärische Unterrichtskurse für die Prinzen und die Herzöge vom kaiserlichen Hofe angeschlossen. Die Gesamtzahl der die verschiednen

Militärschulen für Offiziere und Gleichgestellte besuchenden Zöglinge beläuft sich zurzeit auf 7000; in die Schulen für Unteroffiziere sind 2500 Anwärter eingetreten.

Das Lehrpersonal an den neu eingerichteten Schulen weist nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Ausländern auf: zwanzig Japaner und fünf Deutsche; die chinesischen Lehrer erhalten ihre Vorbereitung entweder auf der Militärschule in Tokio oder in den Schulen in Tientsin, Pao-ting-fu, Wuchang und Nanking. In Japan hielten sich am 1. Januar d. J. noch siebenhundert junge Leute auf, um dort ihre erste militärische Ausbildung zu erhalten. Weil diese Zahl sehr hoch ist, hat der Kriegsminister bestimmt, daß von jetzt ab jährlich nur noch fünfzig Kadetten nach Japan geschickt werden sollen. Fünfzehn ältere Kadetten sollen in jedem Jahre nach Frankreich gehn und dort fünf Jahre bleiben, um dann nach ihrer Rückkehr auch als Lehrpersonal verwandt werden zu können. Bis jetzt sind bereits zwei kleine Gruppen dieser jungen Leute dort; sie machen zurzeit einen Vorbereitungskursus in La Flèche durch, um ihre Kenntnis in der französischen Sprache zu vervollständigen, bevor sie einzelnen Truppenteilen oder den für Offiziere bestimmten Waffenschulen überwiesen werden. Auch Deutschland hat sich bereit erklärt, der chinesischen Armee nützlich zu sein; es wurden daher schon vor zwei Jahren zehn chinesische Offiziere verschiednen deutschen Truppenteilen für ihre militärische Ausbildung überwiesen.

So ist unverkennbar, daß der heutige Offiziernachwuchs in China in der zweckmäßigsten Weise gefördert wird, und daß sich das ganze Militärerziehungs- und Bildungswesen gut entwickelt. Und so wird bei dem großen Eifer, den die junge Generation, wie es heißt, im praktischen Frontdienst wie auch auf den Schulen an den Tag legt, der Erfolg nicht ausbleiben. Ein Fortschritt gegen früher ist auch darin zu verzeichnen, daß die brauchbaren Offiziere verhältnismäßig früh in die höhern Stellungen gelangen. So sind die meisten Brigadekommandeure und Generalstabsoffiziere bei den Divisionen noch in jungen Jahren. Nicht ganz so günstig steht es mit dem Unteroffizierpersonal, wenn es auch gegen früher besser geworden ist. Es wird ihm besonders Mangel an Initiative vorgeworfen, die meisten Unteroffiziere seien nur für den Paradedrill, als Exerziermeister und Turnlehrer brauchbar.

Wirft man nun einen Blick auf den heutigen Stand der Landarmee oder Lu-kiun, die ja den wichtigsten Bestand der militärischen Machtmittel bildet, so steht fest, daß von den 36 Divisionen, die nach der ministeriellen Vorlage bis spätestens Ende 1912 vorhanden sein sollen, bis jetzt nur acht vollzählig vorhanden sind. Es sind dieses erstens die dem Kriegsministerium und besonders dem Generalinspekteur Fengshan unterstellten Divisionen, und zwar die erste, fünfte und sechste Division, ferner die noch unter den Befehlen des Generalgouverneurs von Chihli stehenden beiden Divisionen, die dritte und vierte, und endlich die achte Division in Wuchang und die neunte in Nanking.

Von den Truppen in der Provinz Chihli steht nach dem Ostasiatischen Lloyd die vierte unter dem Kommando des Generals Kiang-Kuei-ti in Machang, Hsiao-chang und Han-lin-shu, während die dritte, deren frühere Garnison Pao-ting-fu war, jetzt nach Mukden und Kirin verlegt worden ist. Die letzte setzt sich aus der fünften und sechsten Infanteriebrigade, dem dritten Kavallerieregiment, dem dritten Artillerieregiment und je einem Ingenieur- und Trainbataillon zusammen. Dementsprechend sind auch die übrigen sieben Divisionen formiert. Von ihnen stehen die 1. in Pao-ting-fu, die 2. in Chien-an, Yung-ping-fu und Fu-ning in Chihli, die 5. in Wei-hsien, Ching-chou-fu und Tsi-nan-fu in Schantung, die 6. in Nan-yuan und Nan-hai-tzu südlich von Peking, die 8. und 9. in den Hauptstädten der Provinzen Hupeh und Kiangsu. Halb fertig sind, das heißt nur eine Brigade haben vorläufig folgende Divisionen: die 7. (13. Brigade) in Kiangpeh, die 10. (19. Brigade) in Fu-chou, die 11. (21. Brigade) in Wuchang, die 12. (23. Brigade) in Su-chou, die 14. (27. Brigade) in Pu-kou am Yangtse gegenüber Nanking, die 16. (31. Brigade) in An-ching in der Provinz Anhui, die 17. (33. Brigade) in Cheng-tu-fu, der Hauptstadt Szechuans, die 18. Division (35. Brigade), die früher in Tukestan in Garnison lag, und die 21. (41. Brigade) in Canton. Von der 19. Division in Chekiang ist bisher nur ein Regiment, das 73., aufgestellt, der Rest der Division soll bis zum Jahre 1911 fertig sein, und der vollzähligen Aufstellung der 22. Division in Yünnan wird bis zum Frühjahr dieses Jahres entgegengesehen. Für die Provinz Yünnan, wo Unruhen häufig sind, war nämlich eine besondre Verordnung ergangen, wonach umgehend aus den sechs gut ausgebildeten Divisionen Nordchinas 50 bis 100 höhere Offiziere und Militärbeamte, 200 Fahnenjunker und 2000 Feldwebel und Unteroffiziere unter Lohnerhöhung und Beförderungsvorteilen nach Yünnan abkommandiert werden sollten, um hier so schnell als möglich die beiden für diese Provinzen vorgesehenen Divisionen zu formieren.

Von allen übrigen noch zu errichtenden neunzehn Divisionen ist bisher fast noch gar nichts vorhanden. Diese sollen sich später wie folgt verteilen. Die 13. Division soll in Hunan, die 15. in Honon, die 20. in Shensi, die 23. (als zweite) in Yünnan, die 24. in Kuangsi, die 25. in Kuei-chou, die 26. in Fukien, die 27. (als zweite) in Kuang-tung, die 28. (als zweite) in Schantung, die 29. in Shansi, die 30. (als zweite) in Shensi, die 31. und 32. in Kansuh, die 33. (als dritte) in Szechuan, die 34. bis 36. in der Mandschurei ihre künftige Garnison haben.

Jede normale Division auf Friedensfuß wird gebildet aus 2 Infanteriebrigaden (12 Bataillonen), 1 Kavallerieregiment (3 Eskadronen), 1 Feldartillerieregiment zu 2 Abteilungen zu je 3 Batterien zu 6 Geschützen, 1 Genie- und Trainbataillon. Verschieden ist, je nach den Geländeverhältnissen der einzelnen Provinzen, die Ausstattung der Divisionen mit Gebirgsartillerie. Nach beendeter Reorganisation werden bei 10 Divisionen je 9 Gebirgsbatterien, bei 12 je 6 und bei 14 je 3 solcher Batterien vorhanden sein. An Maschinen-

gewehrformationen soll jede Division 1 Kompagnie erhalten. Bis jetzt sind im ganzen 16 Kompagnien gebildet.

Die Aussichten, daß die noch nicht aufgestellten Divisionen bald gebildet werden, sind zurzeit gering: die Kassen der Zentral- wie Provinzialverwaltung sind ziemlich leer, und die Mannigfaltigkeit der nötigen Reformen läßt darauf schließen, daß allzuviel Mittel für ein einzelnes Gebiet nicht ausgegeben werden dürfen, wenn die Staatsmaschine kräftig weiterarbeiten soll. Daher wird wohl in den nächsten Jahren, trotz des gegenteiligen Beschlusses des Kriegsministeriums, in der Formierung der neuen Divisionen ein etwas langsameres Tempo eintreten und möglicherweise der Termin vom Jahre 1912 hinausgeschoben werden müssen, zumal da auch die künftigen Instrukteure, die fast alle Chinesen sein sollen, erst allmählich heranzubilden sind.

Wie aus dem obigen Plane erkennbar ist, sind die stärksten Truppenmassen für die Provinzen Chihli und Szechuan bestimmt, die Provinz, in der die Reichshauptstadt liegt, und die, deren Grenze am meisten gefährdet erscheint, namentlich auch mit Rücksicht auf Tibet, dessen zukünftige Umgestaltung zu einer chinesischen Provinz wohl nur unter dem Schutze einer größern Truppenmacht durchgeführt werden kann.

In Zahlen ausgedrückt soll die Gesamtheit des chinesischen Heeres auf Friedensfuß nach Durchführung aller organisatorischen Maßnahmen zu 36 Divisionen mit 444 Bataillonen, 111 Eskadrons, 114 Feld- und 219 Gebirgsbatterien, 36 Genie- und 36 Trainbataillonen formiert sein. Sie sollen eine etatsmäßige Stärke von 27713 Offizieren und Gleichgestellten, 435268 Mann und Kulis und 82251 Pferden haben; davon 13357 Offiziere und 377798 Mann als Kombattanten. Von diesem dereinstigen Sollbestand waren am 1. Januar 1909 9696 Offiziere und 189385 Mann und Kulis vorhanden, hiervon 5417 Offiziere und 165277 Mann Kombattanten. 120000 Mann der Kombattanten können als feldmäßig ausgebildete Truppen angesehen werden.

Im Mobilmachungsfall soll mit den eingezognen Reservisten jede Division auf den Stand von 749 Offizieren und 17586 Mann und Kulis, davon 361 Offiziere und 14971 Mann als Kombattanten gebracht werden, außerdem 3845 Pferde oder Maultiere und 576 Wagen. Alle 36 Divisionen auf Kriegsfuß sollen zusammen 678395 Offiziere und Mann und Kulis, davon 567284 Kombattanten mit 142265 Pferden und Maultieren stark sein. Außerdem aber sollen noch selbständige Reserveformationen aufgestellt werden, und zwar bei jeder aktiven Division 1 Reservedivision, 1 Reservebrigade und 3 Depotbataillone zu je 4 Kompagnien. Das chinesische Reich würde auf diese Weise im Jahre 1920 in der Lage sein, unter der Voraussetzung, daß der ursprünglich für die Aufstellung der 36 Divisionen festgelegte Termin (Ende 1912) innegehalten werden kann, 36 aktive und 36 Reservedivisionen, 36 gemischte Reservebrigaden und 108 Depotbataillone mit 1418000 Mann, davon 1185000 Kombattanten, aufzubringen.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Heeresorganisation würden sich nur die zweite und vierte Division in der Provinz Chihli vollzählig auf Kriegsfuß setzen und vielleicht auch noch je eine Reservebrigade formieren können. Eine kriegsstarke Division setzt sich zusammen aus: 2 Infanteriebrigaden zu je 2 Infanterieregimentern zu 3 Bataillonen, 3 Eskadrons, 9 Batterien zu je 6 Geschützen, 1 Genie- und 1 Trainbataillon, 1 Krankenträgerkompagnie, 6 Feldlazaretten, 1 Divisionsbrückentrain, 4 Infanterie- und 3 Artilleriemunitionskolonnen, 1 mobilen Remontedepot und 1 Feldtelegraphenabteilung.

Die Bewaffnung der bis jetzt bestehenden Divisionen des chinesischen Heeres ist zurzeit weder modern noch einheitlich. Das liegt in der Hauptsache ebenfalls daran, daß zum Teil, wie wir gesehen haben, der Kriegsminister, zum andern Teil die Generalgouverneure die oberste entscheidende militärische Stelle sind. Eine jede dieser beiden Behörden gestattet die Bewaffnung der unter ihren Befehlen stehenden Truppen nach ihren Ansichten und Erfahrungen; dieser hat als Vorbild Japan im Auge, jener Deutschland, ein andrer wieder Frankreich usw., je nachdem er früher Instrukteure aus diesem oder jenem Lande oder Beziehungen zu diesem oder jenem Militärstaate gehabt hat.

So finden wir bei der chinesischen Infanterie neben dem deutschen Infanteriegewehr 98, dem Mausergewehr Modell 88 und vereinzelten andern Modellen das japanische Muratagewehr Nr. 31 und verschiedne nach dem Mauser- und Muratagewehr in den Arsenalen in Tientsin, Hanang, Kiangnan, Kanton, Fuchou, Techou, Lokou, Nanchangfu, Sianfu, Changcha, Chengtufu und Tengtschou hergestellte, ganz brauchbare chinesische Gewehre. Andauernd Fortschritte macht von diesen Arsenalen das von Hanang, das in der Leitung, im Personal und im Material am höchsten unter ihnen allen steht und täglich etwa 35 Gewehre (meist das deutsche Gewehr Modell 98) und monatlich ungefähr 15 Stück Schnellfeuergeschütze (meist 3,7-Zentimeter-Geschütze) herstellt. Zur Vergrößerung dieses wirklich etwas leistenden Arsenals hat kürzlich noch das chinesische Finanzministerium 300000 Taëls (etwa 1 Million Mark) bewilligt. Von Maschinengewehren sind neben den dänischen Madsengeschützen meist Vickers Maximgeschütze in der heutigen chinesischen Armee vertreten. Die Kavallerie ist neben andern Waffen vielfach mit deutschen Karabinern, Modell 88, ausgerüstet. Auf die Vervollkommnung dieser Truppe scheint von den maßgebenden Stellen am wenigsten Wert gelegt zu werden. In der Bewaffnung der chinesischen Artillerie haben bisher von allen fremden Militärmächten wohl am meisten die Japaner gesündigt, die besonders nach dem Feldzug mit Rußland ihre durch den Krieg stark mitgenommnen, äußerlich aber wie neu hergestellten Kanonen häufig in Wuchang und Nanking angebracht haben. Man findet deshalb in der chinesischen Armee noch Modelle ganz alter Herkunft aus den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die aber neuerdings aus den neu reorganisierten Divisionen nach und nach fast ganz ausgestoßen und an die sogenannten „Hsuen-fang-tui", die Grenzverteidigungstruppen, abgegeben werden. In den letzten Manövern (Herbst 1908) sah man

bei der elften und neunten Division nur ganz vereinzelt Schneider-Creuzot-Geschütze, da diese den Chinesen anscheinend wegen ihres komplizierten Mechanismus nicht mehr zusagen, mehr waren vertreten 5,7-Zentimeter-Krupp-Gebirgsgeschütze und am meisten 7,5-Zentimeter-Krupp-Schnellfeuerfeldgeschütze.

Seit zwei Jahren geht nun schon die chinesische Heeresleitung damit um, ihr Heer einheitlich zu bewaffnen. Schon lange hat die Artillerieprüfungskommission vom Kriegsministerium den Auftrag erhalten, sich nach eingehender Prüfung verschiedner ausländischer Geschützmodelle für ein bestimmtes als einheitliches in die Armee einzuführendes Geschütz zu entscheiden. Und hierin ist vielleicht in einiger Zeit die Entscheidung zu erwarten, nachdem die Probeschießübungen mit je vier Geschützen der Firma Krupp in Essen und Schneider im Creuzot, die bei Tschang-Sin-tien im Beisein der beiden Vizepräsidenten des Kriegsministeriums, Shou-Chün und Yin-Chang, abgehalten wurden, im Januar dieses Jahres beendet worden sind. Die Kruppschen Geschütze sollen hierbei am besten abgeschnitten haben.

Sehr viel ist in den letzten Jahren für die Truppenausbildung in größern Verbänden nach modernen Grundsätzen geschehen. Fast in jedem Jahre finden bei den neuformierten Divisionen Manöver mit Gegenseitigkeit statt. So im November vorigen Jahres zwischen den gemischten neunten und elften Divisionen, von denen die erste die Nordarmee, die andre die Südarmee bildete. Zusammen waren etwa 23000 Mann aufgeboten. Die Oberleitung der Manöver ruhte in der Hand des Vizepräsidenten des Kriegsministeriums und Oberkommissars Yin-Chang, dem als Generalstabschef General Teng-Kuo-chang und als Oberschiedsrichter General Ha-Han-chang vom Kriegsministerium beigegeben waren.

Was die Ergebnisse der Manöver anlangt, so machten im allgemeinen die Truppen beider Divisionen einen gut einmarschierten Eindruck. In den Vormanövern, die wochenlang vorher stattgefunden hatten und von der Witterung wenig begünstigt gewesen waren, den Regiments-, Brigade- und Divisionsmanövern, war allerdings die Zahl der Mannschaftserkrankungen nicht gering gewesen; in den Hauptmanövern aber, die bei prächtigstem Herbstwetter stattfanden, konnte man von Erkrankungen kaum reden; es waren auf dem Manöverfelde auch fast gar keine Nachzügler zu sehen. Dieser günstige Erfolg mag zum großen Teil der durchweg guten Unterbringung und Verpflegung der gegeneinander manövrierenden Truppen zuzuschreiben sein.

In taktischer Hinsicht zeigte namentlich die Infanterie wesentliche Fortschritte, auch die Artillerie war gegen das Vorjahr etwas schneller in der Stellungnahme und Feuereröffnung. Wohl der größte Fehler der chinesischen Manöver ist der, daß sie in allen Einzelheiten zu sehr vorbereitet sind, und daß infolgedessen die Führer aller Grade zu wenig auf Initiative erzogen werden.

Unser knapp gehaltnes Bild von der Gegenwart und Zukunft des Heerwesens Chinas wird gezeigt haben, daß der Weg des Fortschritts fast auf allen militärischen Gebieten mit Erfolg beschritten worden ist. Wie viel An-

ſtrengungen und pekuniäre Opfer aber auch noch nötig ſein werden, die Armee vollzählig, nicht nur auf dem Papier, erſcheinen zu laſſen, ſo viel iſt ſicher: wenn ſie erſt ganz fertig daſteht und dann auch das Hauptnetz der Eiſenbahnen vollendet iſt, wird das ſo oft gedemütigte Reich der Mitte bei Freund und Feind als eine ſehr wohl zu beachtende Macht angeſehen werden.

Kirche und Staat in Frankreich

Von Carl Jentſch

1

Der ſcheinbar plötzliche Abfall Frankreichs von der Kirche iſt ein ſo merkwürdiges und ein weltgeſchichtlich ſo bedeutendes Ereignis, daß man für jede Darſtellung dankbar ſein muß, die dazu beiträgt, es pſychologiſch verſtändlich zu machen. Der zweite Band des Werkes von Desdeviſes du Dézert*) (er iſt jetzt Doyen de la Faculté des Lettres in Clermont-Ferrand) erfüllt die in dieſer Beziehung am Schluß der Analyſe des erſten ausgeſprochne Erwartung. Der erſte Band ſchloß mit Napoleons Konkordat. Dieſes war durchaus ein Produkt politiſcher Berechnung. Napoleon ſoll bei der Unterzeichnung gelacht haben, und bei der zur Verkündigung und zur Vereidigung der Biſchöfe in Notre-Dame veranſtalteten Feier hatten die hohen Staatsbeamten und Generale Mühe, das Lachen zu verbeißen. Beim Verlaſſen der Kathedrale fragte der Erſte Konſul den General Dalmas, wie ihm die Feierlichkeit gefallen habe. „Es war ſehr ſchön; nichts fehlte als die Million Menſchen, die beim Niederreißen deſſen, was Ihr wieder aufrichtet, ihr Leben eingebüßt haben.“ Es folgten: der Streit mit dem Papſte wegen der dem Konkordat bei der Publikation angehängten organiſchen Artikel, die Salbung zum Kaiſer (die Krönung hat Napoleon bekanntlich eigenhändig vollzogen), die er trotz allem Toben vom Papſte nur dadurch erlangen konnte, daß er vorher ſeine Ehe mit Joſephine kirchlich einſegnen ließ, die Okkupation des Kirchenſtaats und die Gefangennehmung des Papſtes. In Fontainebleau entlockte und erpreßte „der große Komödiant“ dem todmatten Greiſe alle Zugeſtändniſſe, die er haben wollte. Das war 1812 vor dem Abmarſche nach Rußland. Nach der kläglichen Rückkehr fand der Kaiſer den in Paris beliebt gewordnen Pius unbequem, und damit ſich ſeiner nicht die 1813 anrückenden Öſterreicher bemächtigten, ließ er ihn nach dem Süden transportieren. Der Transport glich einem Triumphzuge. Ärgerlich fragte ein Staatsbeamter einen Bürger: „Was wollt ihr

*) L'Eglise et l'Etat en France. Tome second. Paris, Société Française d'imprimerie et de librairie 15 rue de Cluny. 1908. Über den erſten Band iſt im elften und zwölften vorjährigen Hefte berichtet worden.

denn mehr aufbieten, wenn der Kaiser einmal kommt?" „Der Kaiser? Wenn der sich sehen ließe, würden wir ihn ins Wasser werfen." Das Volk hatte eben die ewigen Blutopfer satt.

Nach der Restauration spaltete sich die politische Welt Frankreichs natürlicherweise in Legitimisten und in Anhänger der beseitigten Regierungsformen, von denen sich die republikanische zuletzt behauptet hat — wohl weniger deswegen, weil das französische Volk von Natur auf die Republik angelegt wäre (bekanntlich hat es gar kein Talent zur Selbstregierung und ist das polizeifrömmste und am meisten bureaukratisch regierte in ganz Europa), als weil der Stamm seiner Imperatoren verdorrt und abgestorben ist. Dem Klerus war die Stellung, die er zu nehmen hatte, durch seine Schicksale gewiesen, nur hätte er, meint Desbevises, die Schwenkung mit etwas mehr Anstand und in unauffälliger Weise vollziehen sollen. Zehn Jahre hindurch hatte er jeden kaiserlichen Sieg mit einem Tedeum gefeiert und hatte den kleinen Franzosen den Regierungskatechismus eingebleut, in dem es hieß: „Die Christen schulden dem Fürsten, der sie regiert, und wir im besondern schulden unserm Kaiser Napoleon Liebe, Hochschätzung, Gehorsam, Treue, ferner den Militärdienst und Steuern zur Erhaltung und Verteidigung des Reiches und des Thrones. Denn er ist es, den in einer schwierigen Lage Gott erweckt hat, den öffentlichen Gottesdienst der heiligen Religion unsrer Väter wiederherzustellen und diese Religion zu beschützen. Er hat uns mit seiner Tatkraft und tiefen Weisheit die öffentliche Ordnung wiedergebracht und erhalten; er verteidigt den Staat mit seinem mächtigen Arm; er ist durch die vom Hohenpriester, dem Oberhaupt der Kirche, empfangne Weihe der Gesalbte des Herrn geworden. Nach den Worten des heiligen Apostels Paulus würden sich solche, die ihre Pflichten gegen unsern Kaiser nicht erfüllten, gegen die von Gott gesetzte Ordnung auflehnen und die ewige Verdammnis zuziehen." Und im Jahre 1815 ist nun der Gesalbte des Herrn plötzlich ein Usurpator, ein Tyrann, ein Scheusal, der Korse geworden. Von der Kanzel herab beschuldigt man ihn, den Papst geschlagen, mit Füßen getreten und an den Haaren herumgezerrt zu haben. Man zählt die Greueltaten auf, deren sich die blutdürstigen Generale Napoleons schuldig gemacht hätten. „Man vergißt allen Ruhm der Trikolore und sieht in ihr nur noch das höllische Abzeichen des Königsmords und der Rebellion." Diese unklugen Kundgebungen hätten der Kirche fortan den Charakter einer politischen Partei, und zwar einer reaktionären Partei aufgedrückt. „Die Ultras rufen Beifall; das Volk wundert sich — und später wird es sich daran erinnern. Solche Erinnerungen sind es, die die Leute wütend machen, Leute, die größtenteils von Natur friedfertig sind und weiter nichts verlangen, als daß man sie in Ruhe leben lasse."

Napoleon hatte die Kirche wieder aufgerichtet, weil er wahrnahm, daß das Landvolk an seinem alten Kultus hing. Der Widerwille gegen die Greuel der Revolution und der Schrecken der napoleonischen Eroberungszüge

förderten in ganz Europa eine Rückkehr auch der Gebildeten zur Religiosität, die sich, je nachdem, in den Formen romantischer Poesie oder politischer Reaktion vollzog. In Frankreich wurde die Romantik von Chateaubriand in Mode gebracht, eine auf die päpstliche Autorität gegründete Staatstheorie von De Maistre und Bonald begründet. Lamennais, der anfangs den beiden Autoritätsaposteln nahe stand, sah später in der von seiner optimistischen Phantasie verklärten katholischen Kirche den Hort der Freiheit und des Völkerglücks und endete zuletzt als exkommunizierter Kirchenfeind. Desdevises hat recht, wenn er schreibt, greife man nach der Lektüre in einem Buche Lamennais zu der Enzyklika Mirari, mit der Gregor der Sechzehnte 1832 das Verdammungsurteil über ihn verhängte (ohne ihn zu nennen), so sei einem, als ob man aus hellem Sonnenschein in einen Kerker gerate. Eine Zeit lang war Lamennais mit den Ultramontanen Hand in Hand gegangen. Diesen führte der begeisterte Freiheitsapostel so bedeutende Kräfte wie die des Grafen Montalembert zu. Diese Kräfte konzentrierten sich in der Zeitschrift L'Avenir und kämpften vor allem für die Freiheit, d. h. für die Verkirchlichung der Schule. Weit über Frankreich hinaus wirkten Montalemberts glänzende Kammerreden, deren eine (16. April 1844) mit dem Satze schloß: „Wir sind die Söhne der Kreuzfahrer, wir werden nicht zurückweichen vor den Söhnen Voltaires." Mit den Söhnen Voltaires sind zunächst die Mitglieder der Universität gemeint, die Napoleon gegründet und der er das Unterrichtsmonopol verliehen hatte. (Desdevises beschreibt ausführlich ihre Organisation.) Die verbündeten Legitimisten, Ultramontanen und die Leute des Avenir, die aufrichtig glaubten, damit die Sache der Freiheit zu fördern, arbeiteten eifrig daran, dieses Institut zu desorganisieren, seine Wirksamkeit einzuschränken, und was davon übrig blieb, der Aufsicht der Bischöfe zu unterwerfen. Daß das Konkordat die Bischöfe, deren Macht im alten Frankreich vielfach beschränkt gewesen war (durch Domkapitel, durch exemte Abteien, durch das private und das Staatspatronat, das in der Besetzung der Pfarreien mit dem Bischof konkurrierte), zu souveränen Herren ihrer Diözesen gemacht hatte, und daß nun die sämtlichen Seelsorgegeistlichen einer Diözese auf das Kommando des Bischofs einschwenken mußten wie ein Regiment, gehört mit zu den Umständen, die den eigentümlichen Gang der Dinge nach 1815 erklären. Nachdem der Avenir vom Papste verurteilt worden war, ging er ein; Montalembert und seine Freunde unterwarfen sich und kämpften, vorläufig ohne ketzerische Seitensprünge, im Bunde mit den Ultramontanen weiter, Lamennais aber, jeder Rücksicht überhoben, schleuderte seine Paroles d'un Croyant in die gärende Zeit. Er sagt darin ungefähr dasselbe, was sozialistische Agitatoren zu sagen pflegen, nur sagt er es als gläubiger Christ und in der edeln Sprache, die vom Enthusiasmus einer reinen uneigennützigen Seele und von einer genialen Phantasie eingegeben wird. Das Königtum ist ihm der böse Genius der Menschheit; es vernichtet die Religion, die Wissenschaft, das Denken, mauert die Völker in ihre Grenzen ein, stiftet Zwietracht, um zu herrschen, terrorisiert

und entwürdigt das Volk, besticht die Priester und macht aus ihnen seine Büttel. Namentlich zwei Monarchen, der russische und der österreichische Kaiser, sind wahre Henker. Nirgends kann die arme geplagte Menschheit Rettung und Schutz vor diesen ihren Henkern finden als bei Gott und bei Christus, dem barmherzigen Erlöser. Gott will, daß die Menschen frei seien. „Er hat die Glieder seiner Kinder nicht gemacht, sie mit Henkerswerkzeugen zermalmen, noch ihre Seelen, sie durch die Knechtschaft martern zu lassen. Er hat sie zu Nationen geeint, und alle Nationen sind Schwestern; wer die Familien, die Nationen untereinander verfeindet, der trennt, was Gott geeint hat, und verrichtet Satanswerk." Der schriftstellerische Erfolg dieses „Meisterwerks" war groß, aber auf die kirchliche Entwicklung übte es, als das Buch eines „Abgefallnen", keinen Einfluß. Die ultramontane Frömmigkeit betätigte sich in einer der Compagnie du Très-Saint-Sacrement des siebzehnten Jahrhunderts sehr ähnlichen „Kongregation", die sich in eine Anzahl frommer und wohltätiger Vereine und Oeuvres verzweigte und die ultramontane Partei in ihrem Vordringen auf dem politischen Gebiete mächtig förderte. Die Masse, schreibt Desdevises, war damals (wie heute!) religiös indifferent und arbeitete ums tägliche Brot. Die geräuschvolle Politik besorgten die zwei feindlichen Parteien: die der klerikalen Royalisten und die der freidenkerischen Antiroyalisten. Die Feindschaft zwischen dem Priester und dem Philosophen, meint er, sei keineswegs eine aus der Natur der Dinge entspringende Notwendigkeit; der Glaube und die Wissenschaft vertrügen sich ganz gut miteinander, beide hätten dasselbe Endziel: die Vervollkommnung des Menschen. Aber die Gläubigen seien exklusiv und intolerant, könnten es nicht über sich gewinnen, eine von der ihren abweichende Überzeugung zu achten; das sei der Ursprung der Todfeindschaft. In Frankreich komme nun noch hinzu, daß der Franzose das Wesen der Freiheit nicht begreife, nicht imstande sei, Organisationen wie die kirchlichen Orden sich frei entfalten zu lassen und damit eine Staatsaufsicht zu verbinden, die Ausschreitungen verhütet; er zeigt das an der kirchenpolitischen und Unterrichtsgesetzgebung, deren Geschichte er erzählt.

Eine verhängnisvolle Wendung führte der Sturm von 1848 herbei. Die sozialistische Bewegung, die in der Junischlacht daniedergeworfen wurde, jagte den Bourgeoisgemütern einen solchen Schrecken ein, daß sogar der Philosoph Cousin erklärte: „Es bleibt uns nichts übrig, als uns den Bischöfen in die Arme zu werfen", und daß Thiers in allen Unterrichtsanstalten Verschwörerklubs sah. Leute, die nichts besitzen, dürften nicht unterrichtet werden, denn der Unterricht mache sie lüstern nach Besserung ihrer Lage. Die Universität sei den Phalansteriern in die Hände gefallen. „Mein Haß gilt dem Feinde, der Feind aber ist die Demagogie; ihr werde ich die katholische Kirche nicht ausliefern, denn sie ist das letzte Bollwerk der bürgerlichen Ordnung." Es war ein Geistlicher, Dupanloup, damals noch Abbé, der zur Mäßigung riet, dem Staate, seinem Organ, der Universität, gewisse

Rechte wahren wollte. Er ward Verräter gescholten, und die Ultras nannten sogar das von Falloux vorgeschlagne Gesetz, das angenommen wurde, ein Gesetz gegen die Unterrichtsfreiheit. Das war es freilich, jedoch in einem andern Sinne, als es die Ultramontanen meinten. Es habe, schreibt Desdevises, die Universität, also die nichtkirchlichen Gelehrten, einem eisernen Regiment unterworfen, dessen Andenken noch in der Seele aller lebendig sei, die unter ihm gelitten hätten. Nur einen Anwalt hatte die Universität gefunden: Viktor Hugo. Dieses Unterrichtsgesetz, sprach er, „ist das Werk der klerikalen Partei, und der sage ich: ich traue euch nicht. Instruire, c'est construire, je me méfie de ce que vous construisez. Je ne veux ni de votre main ni de votre souffle sur les générations nouvelles. Votre loi a une marque. Elle dit une chose, elle en fait une autre; c'est une pensée d'asservissement, qui prend les allures de la liberté. Vous ne voulez pas du progrès; vous aurez la révolution." Bei solcher Stimmung mußte die Bourgeoisie nicht bloß den ersten besten, sondern auch den ersten schlechtesten willkommen heißen, der das Staatsruder mit festem Griff in die Hand nahm, und selbst der liberale Idealist und ritterliche Romantiker Montalembert hat erklärt: „Man billigt nicht alles, was Louis Napoleon getan hat, wenn man für ihn stimmt; wir haben nur die Wahl zwischen ihm und dem Ruin des Landes. Und für die Religion hat er Großes geleistet: die Freiheit des Unterrichts verbürgt, den Papst mit französischen Waffen wieder in seine Herrschaft eingesetzt, der Kirche ihre Konzilien, ihre Synoden, ihre volle Würde wiedergegeben, sodaß die Zahl ihrer Kollegien, ihrer Vereine, ihrer frommen Werke beständig wachsen konnte." Von den liberalen Katholiken blieb nur der eine Lacordaire der Sache der politischen Freiheit treu. Er trennte sich von Montalembert und sprach am 10. Februar 1853, wo Napoleon schon Kaiser war, in einer Predigt: „Man kann viel Geist und dabei eine gemeine Seele haben; man kann seiner Intelligenz nach ein großer Mann und dabei ein erbärmlicher Charakter (un misérable par le cœur) sein. Wer, sei es auch in der löblichen Absicht, das Vaterland zu retten, verwerfliche Mittel anwendet, der bleibt ein verächtlicher Mensch." Die oben charakterisierte Bourgeoisstimmung hat sich den Kaiser, unter dessen Herrschaft man ebensogut Reichtümer aufhäufen konnte wie unter Louis Philipp, gern gefallen lassen und nach seinem Sturz dafür gesorgt, daß die Republik beinah drei Jahrzehnte so konservativ blieb, wie sie Thiers gewünscht hatte. Zur Darstellung des französischen Gelehrten liefert mir ein Feuilletonist eine hübsche Ergänzung. Der Deutschpariser Karl Eugen Schmidt, den ich in einem der Theaterartikel zitiert habe, schildert in Nummer 2315 der Wiener Zeit den Pariser Bürger — und er versteht unter diesem Wort alles vom Fabrikanten bis zum anständigen Fabrikarbeiter — als den spießbürgerlichsten aller Spießbürger der Welt. Als einen Menschen von chinesischer Ausdauer in der Arbeit und schmutzigem Geiz, der, abgesehen von der Liebe zu seinen Kindern, deren Zahl er auf höchstens zwei beschränkt, kein andres Interesse kennt, als ein Kapital oder ein

Kapitälchen zu sparen, das fast immer in der sichern, niedrig verzinsten Rente angelegt wird, und der auf seinem Sparstrumpf oder seinen Rententiteln hockt, ohne Wagemut, ohne Unternehmungslust und ohne sich, wenn nur seine Rente gesichert ist, um das zu kümmern, was sonst in der Welt vorgeht; ein Mensch, der schlechterdings keine Ideale hat, auch keine politischen. Die Schilderung mag ein bißchen übertrieben sein, und Desdevises, der für seine Person feuriger Idealist ist und sein Volk, sein Vaterland liebt, wird dagegen protestiern, aber der Gang der Ereignisse scheint doch zu beweisen, daß die Idealisten und die Enthusiasten (die wirklichen Enthusiasten, nicht die Drechsler und Nachbeter schöner Phrasen) nur eine schwache Minderheit ausmachen (wie übrigens auch sonst in der Welt, wenigstens was die über dreißig Jahre alten Bürger betrifft), und daß die Masse vorwiegend vom kleinlichen individuellen Interesse beherrscht wird. Der Unterschied des französischen vom deutschen Nationalcharakter in dieser Hinsicht läßt sich vielleicht dahin bestimmen, daß der französische Enthusiast enthusiastischer ist als der deutsche (wobei man an die Flasche Rotwein zu denken hat, mit der im Leibe nach Bismarck der Franzose geboren wird, auch daran, daß der romanische Enthusiasmus mehr in der Phantasie, der germanische mehr im Gemüt wurzelt), während der Philister in höherm Grade ängstlicher Ordnungsmensch ist als der deutsche. Und das Philisterium muß in Frankreich schon der geringen Kinderzahl wegen stärker überwiegen als bei uns, da sie bewirkt, daß die jüngern Jahrgänge schwächer besetzt sind. Jedenfalls erklärt sich aus solcher Beschaffenheit der Masse ganz gut ihre Haltung in den kirchlichen Fragen. Sie hat den Ordens- und den Säkularklerus, den ihr die Regierungen im Bunde mit Enthusiasten bescherten, ganz gern gehabt, weil er der Polizei die „Kanaille" bändigen half, weil er ihre Kinder wohlfeil unterrichtete, und weil er den Söhnen wie den Töchtern der Unbemittelten eine mit geringen Kosten oder ganz kostenlos zu erlangende Versorgung bot. Aber dieses aus kluger Berechnung entsprungne Wohlwollen war keineswegs eine starke und glühende Liebe, die zu Opfern bereit gewesen wäre, als die konservativen Machthaber den freidenkerischen Platz gemacht hatten und die Bureaukratie eine diesen genehme Kammermehrheit zu liefern hatte. Die Bourgeoisie fand keinen Grund, sich der Kirche zuliebe in Unannehmlichkeiten zu verwickeln, weil die aus Finanzmännern und Intellektuellen bestehende regierende Gruppe das Militär und den Beamtenapparat nicht weniger fest in der Hand hatte und Ruhe und Ordnung nicht weniger sicher verbürgte, als es die Könige und die Imperatoren vermocht hatten. Erst die drohende Einkommensteuer und Arbeiterversicherung dürfte einen Stimmungswechsel in der Pariser Bourgeoisie herbeiführen, deren Charakteristik natürlich auch auf die Provinzbürger und die Bauern paßt, auf diese wahrscheinlich am allermeisten, soweit bei ihnen nicht noch — wohl mehr in altem Aberglauben als in echter Frömmigkeit — tief wurzelnde kirchliche Gewohnheiten mächtig sind. Das Wesentliche dieser Auffassung hat Desdevises schon damit gegeben, daß er die zwei feindlichen Parteien

nicht als die beiden Hälften des Volkes auffaßt, sondern sie dem „arbeitenden Volke“ entgegensetzt.

Die antikirchliche zur Herrin der Situation zu machen, haben die Ultramontanen trefflich verstanden. Sie haben sich des durch die Revolution vom Liberalismus kurierten neunten Pius bemächtigt, der sich Antonelli ergab, „einem gemüt- und ehrlosen Intriganten“, und ganz und gar einer abergläubischen Bigotterie verfiel. Die aus dieser hervorgehenden Maßregeln: Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis und der Unfehlbarkeit, Syllabus und Enzyklika, hat Massimo d'Azeglio den Selbstmord des Papsttums genannt. Tatsächlich ist dieses geistig tot, wenn auch geistvolle deutsche Theologen immer noch durch Hinwegdisputieren des Sinns und Inhalts der neuen päpstlichen Dogmen das Scheinleben stützen, das ihm die Anhänglichkeit der gläubigen Katholiken und die — Diplomaten verleihen. In Frankreich kam nun zum Unverstande der Bigotterie, die nicht bloß die Wissenschaft sondern auch schon den gesunden Menschenverstand herausforderte, der politische Unverstand. Hätte der Klerus, meint Desdevises, die Unvermeidlichkeit der Republik erkannt und sich 1871 sofort offen und ehrlich für sie entschieden, so hätte er seine Stellung auf lange hinaus befestigt; das von Leo dem Dreizehnten und Lavigerie eingeleitete Ralliement ist zu spät gekommen, der Fanatismus der beiden gegnerischen Parteien war schon zu stark geworden. Die Kirche, schreibt Desdevises, „beobachtete dem Staate gegenüber eine feindselige und übellaunige Haltung, die sich keine monarchische Regierung gefallen lassen würde. Das Wort Katholik nahm die Bedeutung von Feind der Republik an, und die Regierung sah sich gezwungen, ihre Stützen bei den Nichtkatholiken zu suchen: den Protestanten, Juden und Freidenkern, aus denen der politische Kampf allmählich Feinde des Katholizismus gemacht hat, was sie ursprünglich nicht waren. Diese drei Minderheiten würden die katholische Mehrheit schwerlich bezwungen haben, wenn ihnen nicht die Freimaurerloge ihre hierarchisch gegliederte Intelligenz und ihre wohldisziplinierten Mannschaften zur Verfügung gestellt hätte. Da ich ihr nicht angehöre, kenne ich weder ihre Organisation noch die Ziele, die sie anstrebt, so genau, daß ich davon sprechen könnte; ich glaube nur eben, daß sie auf die Führer der republikanischen Partei überwiegenden Einfluß gewonnen und dieser Partei den antiklerikalen Geist eingehaucht hat. Von der Kirche hartnäckig und mit wahrer Wut bekämpft, konnte die Republik nicht umhin, ihrerseits die Kirche zu bekämpfen. Für diesen Kampf stand ihr eine zuverlässige Waffe zur Verfügung: der Unterricht. Das hat die Republik auch erkannt. Aber anstatt die Kirche durch die Wissenschaft zu erobern, versuchte sie, die Nation von der Kirche loszureißen, ohne zu beachten, daß dabei Lebensinteressen der Nation gefährdet wurden. Ich habe gute Gründe zu glauben, daß es verhältnismäßig leicht gewesen sein würde, die Kirche in friedlicher Weise zu erobern. Man hätte die jungen Kleriker zum Besuch der Universitäten zwingen, nur Promovierte als Professoren der Theologie anstellen, mit allen anständigen

Mitteln die geistige Emanzipation des Klerus fördern, die höhern kirchlichen Ämter nur den Unterrichtetsten verleihen, nur wissenschaftlich gebildete Männer von Charakter und freiem Geiste (de larges idées) zu Bischöfen wählen sollen. Auch hätte man leicht einige wohl vorbereitete Theologiestudierende zu ihrer weitern Ausbildung nach Deutschland oder nach Nordamerika schicken können. Zwanzig Jahre einer solchen Praxis würden der Kirche einen ganz andern, einen freiheitliebenden Geist, eine republikanische Seele eingehaucht haben. Ich kenne Geistliche, die ihre Ausbildung in unsern Schulen empfangen haben, und die ein Urteil darüber abgeben könnten, ob ich mich täusche." Darüber könnte auch die preußische Regierung einige Auskunft geben, da ja das von Desdevises empfohlne Rezept ungefähr das Falksche ist. Unsre Politiker, fährt Desdevises fort, haben es vorgezogen, der Kirche den Krieg zu erklären und das jus talionis: Aug um Aug, Zahn um Zahn anzuwenden. Freilich hat die Kirche ihre Feindseligkeit in diesem Kriege womöglich noch gesteigert. „Sie hat jede der Freiheiten, die die bürgerliche Gesellschaft für sich in Anspruch nehmen muß, als ein Attentat auf ihre eigne Freiheit denunziert; sie hat allen Unterrichtsgesetzen eine ebenso hartnäckige als unpolitische Opposition gemacht, die nicht wenig zur Vernichtung ihrer Popularität beigetragen hat; sie hat den höhern Unterricht für Mädchen mit dem Anathem belegt und verhöhnt; sie hat gezetert, als das Gesetz über Ehescheidung gegeben und die Verpflichtung zum Militärdienst allen Bürgern ohne Ausnahme, auch den zukünftigen Klerikern, auferlegt wurde, sie hat über Beraubung geschrien, als man den geistlichen Grundbesitz den Bestimmungen des gemeinen Rechts unterwarf; sie hat sich mit dem Boulangismus kompromittiert, hat in geräuschvoller Weise an der antisemitischen Bewegung teilgenommen. Sie hat in einem unerträglich gehässigen Tone polemisiert, und sie hat sich so ziemlich durch alle jene Ausschreitungen versündigt, die sie ihren Gegnern vorzuwerfen pflegt. In diesem leidenschaftlichen Parteikampfe sind von beiden Seiten Massen kostbarer Energie verschwendet worden, die wahrhaftig besser angewandt werden konnten. Und indem Frankreich zuschauen mußte, wie die Klerikalen und die Antiklerikalen einander unaufhörlich beschimpften und herunterrissen, hat es den letzten Rest von Achtung vor religiösen und philosophischen Idealen verloren. Im Parteitreiben hat man sich an Unversöhnlichkeit und an brutales Benehmen gewöhnt; die Zahl der religiös Indifferenten und der Amoralisten hat zugenommen; wie man sich über Gott lustig macht, so nicht minder über das Vaterland, über Recht und Gerechtigkeit, über Pflicht und Rechtschaffenheit. Das Geld und der Genuß sind die Götzen der Masse, Erfolg haben der Inbegriff aller Philosophie (l'arrivisme est la philosophie du jour)."

In den folgenden Kapiteln stellt Desdevises das geistige Leben der beiden feindlichen Parteien dar, wobei denn natürlich die „Katholiken" als die bedeutend ärmern erscheinen. Er befleißigt sich dabei strengster Objektivität und läßt, um ein treues Bild zustandezubringen, die Vertreter der Poesie

und der Wissenschaften selbst reden. Nur möge man diese Objektivität nicht für Gleichgiltigkeit halten. „Wir umfassen alle Menschen, die guten Willens sind, mit derselben Liebe. Keine Schule, auch keine Kirche kann sich hienieden des Besitzes der absoluten Wahrheit rühmen. In den Schriften, die wir anführen, in den Worten, die wir nachsprechen werden, kommt vieles vor, was uns tief ergriffen hat; aber von dieser persönlichen Empfindung verraten wir nichts, damit sich die dieser unparteiischen Darstellung zugrundeliegende Idee dem Leser von selbst aufdränge.“ Er beginnt mit der Lyrik, zitiert eine Charakteristik der katholischen Gemütsverfassung, die Hanotaux entworfen hat, und bemerkt dazu: „Wer sollte es glauben, daß soviel latente Poesie nur sehr selten einen Interpreten von wirklicher literarischer Bedeutung gefunden hat, und daß in dem so lyrischen neunzehnten Jahrhundert katholische Dichter seltne Ausnahmen sind?“ Das ist wohl eigentlich nicht verwunderlich; zur Schaffung poetischer Kunstwerke gehört eben doch außer einem Schatz poetischer Ideen und der poetischen Stimmung auch ein gewisser Grad ausgebildeter Intelligenz, und die Intelligenz war aus der Kirche ausgewandert, von der Kirche selbst zur Auswandrung gezwungen worden. Bedeutenderes als die katholischen Dichter, Denker und Gelehrten haben die katholischen Polemiker geleistet, deren Leistungen allerdings nicht gerade erfreulich sind. Von Louis Veuillot, dessen Ehrlichkeit, Tüchtigkeit und großes Talent anerkannt werden, erhalten wir ein interessantes Charakterbild. Den Bischöfen, die er tyrannisierte, war dieser publizistische Diktator sehr unbequem; der Bischof Perraud von Autun äußerte einmal, wenn er eine Million besäße, so würde er sie dazu verwenden, Veuillots Organ, den Univers, zugrundezurichten.

Wilhelm von Polenz

Von Heinrich Spiero

Wilhelm von Polenz wurde am 14. Januar 1861 auf Schloß Obercunewalde in der sächsischen Oberlausitz geboren und ist dort am 13. November 1903 gestorben. Wenn jetzt, fünf Jahre nach seinem zu frühen Tode, seine gesammelten Werke in einer wohlfeilen Ausgabe (zehn Bände, bei F. Fontane u. Co., Berlin) erscheinen, so handelt es sich dabei — man darf mit einiger Bitterkeit vielleicht sagen: ausnahmsweise — nicht darum, einem Verkannten oder doch nicht genug Geliebten und Geschätzten endlich die verdiente Ehre anzutun, sondern diese Ausgabe soll nur der allgemeinen und berechtigten Liebe, die Wilhelm von Polenz genießt, gerecht werden, soll seinen Verehrern die Möglichkeit bieten, seine Werke handlich und unzerstreut beieinander zu haben und sie so denen weiterzugeben, die ihn noch nicht genügend kennen. Gewiß ist Wilhelm von

Polenz viel zu früh gestorben, ein Mann in der Blüte gefunden, frischen, offnen Wesens, ein Deutscher, der eben noch ausgezogen war, jenseits des Ozeans das Land der Zukunft zu studieren und seinen Volksgenossen darüber zu berichten. Und dennoch war sein Fortgang in jene Bezirke, aus denen er uns nimmer wiederkehren wird, nicht zu früh in dem Sinne, daß er sein schriftstellerisches Lebenswerk noch nicht vollendet hätte. Wilhelm von Polenz hat den Rahmen, den die eigne Begabung ihm spannte, in ruhiger, jeder Nervosität barer Arbeit ausgefüllt, mit sichrer Hand Werk an Werk gereiht und uns eine Anzahl von Bänden hinterlassen, aus denen nun ein ganzes, gern und mit Ernst gelebtes Leben zu uns spricht. Ein deutsches Leben, das in gärenden Zeiten unruhiger Kämpfe verlief. Zum Bewußtsein erwacht, in der Zeit des jüngstdeutschen Sturmes und Dranges, fühlte sich diese Begabung völlig einig mit den Altersgenossen, unbefriedigt wie sie von der matten Poesie, die um die Wende der siebziger und achtziger Jahre noch das literarische Leben beherrschte und die wirklich großen Dichter der Zeit wie der jüngsten Vergangenheit nicht zur Geltung kommen ließ; unbefriedigt von dem politischen Gang der Zeit und zugewandt den neuen sozialen Verheißungen, die der alte Kaiser und Bismarck eben verkündigten; unbefriedigt von dem Materialismus der Gesellschaft auf dem Lande, der Geburtsscholle, und in der zweiten Heimat, der Großstadt, und bald auch wieder nicht befriedigt durch die Wurzellosigkeit eines großstädtischen Literatentums, das neue Wege gehen wollte; nicht ausgefüllt durch eine Kirchlichkeit, die dem jungen Herzen durch unverständige, lebenslose Lehren nahegebracht worden war, voller Sehnsucht nach dem Born echten Christentums.

So war der junge Polenz, und so entwickelte er sich allgemach in den dreizehn Jahren seines Schaffens. Er begann wie seine Altersgenossen, bis auf Kleinigkeiten hinab. Er widmete in einem seiner ersten Bände jede Novelle und jedes Gedicht einem seiner literarischen Kampfgenossen, wie einst Otto Erich Hartleben, und er weihte sein Drama „Andreas Bockholdt“ „den Menschen, die es ihm gegeben hatten“, wie Gerhart Hauptmann seine „Einsamen Menschen“ denen, „die dies Drama gelebt haben“. Aber er blieb nirgends, äußerlich nicht und erst recht nicht innerlich, im Revolutionären stecken, sondern drang über die meisten Gleichaltrigen und auch über Gerhart Hauptmann selbst, so wenig er diesen als Dichter erreichte, zu positiver Auffassung und Bezwingung des Lebens als eines Ganzen vor. Sein sehr ungleicher erster Roman „Sühne“ (1890), der im Titel und ein wenig auch im Problem mit dem fast gleichzeitigen Werk seines Freundes Georg von Ompteda „Die Sünde“ verwandt ist, zeigt schon ganz den sozial empfindenden Menschen, der das Proletariat studiert, den Mann voll religiöser Kämpfe und den anteilvollen Beobachter seelischer Konflikte. Kein Wunder, daß ein Ehebruch inmitten der Handlung steht, und an dieser Tat wird nichts verschönert, es wird auf der andern Seite auch nicht moralisiert, aber so wenig der Verfasser Partei nimmt, so wenig erläßt er seinen Helden die vollen Konsequenzen ihrer Handlung.

Mit Naturnotwendigkeit gehn sie beide zugrunde, weil ihren Beziehungen der tiefe, sittliche Gehalt einer letzten großen Neigung fehlt, weil sie nur in dem Sturm einer vorüberbrausenden Sinnlichkeit wurzelt. Und das Schlußgelöbnis des alternden, verlaßnen Ehemanns, das Kind dieses ungeweihten Bundes „zu einem tüchtigen, christlichen Manne zu erziehn", weist schon in die Richtung hin, die Polenz dann fortschreitend einschlug.

Freilich hatte er noch manchen Pfad zu begehn, bevor er zur Meisterschaft emporstieg. Fast fremd wirkt die stark zugespitzte Novelle „Die Versuchung" innerhalb von Polenzens Schöpfungen; er war für diesen Stoff, die Verstrickung eines jungen Theologen in ein unreines Verhältnis, nicht recht organisiert. Ihm fehlte die Grazie, mit der Guy de Maupassant, an den Adolf Bartels in seiner vortrefflichen Einleitung der Gesamtausgabe mit Recht erinnert, die Grazie, mit der dieser Gallier und auch mancher Deutsche einen solchen Vorwurf behandeln und über das Peinliche hinweg zur Poesie tragen konnten. Und auf der andern Seite fehlte ihm die Gabe des Dramatikers, um seinem Drama „Heinrich von Kleist" und dem spätern, verwandten „Andreas Bockholdt" den wirksamen Bau zu errichten. Es sind beides psychologische Stücke, aber Polenzens Kunst ist auf der einen Seite nicht fein genug, daß er die volle Differenzierung erreichte, die so schwierige Konflikte verlangen: zuerst Kleists Stimmungen hart vor dem Todesgang und das Gegenspiel der Henriette Vogel, dann die Geschichte eines Gefängnisarztes, der die Arbeit vieler Jahre, seine Familie, seine ganze Seele an ein falsches Idol der Bekehrung seiner Pfleglinge hingeopfert hat. Und dann fehlt Polenz, der immer breit, geräumig erzählt, die Schlagkraft, die das Drama verlangt: er hatte hierfür zu wenig von Wildenbruch oder Sudermann, für das übrige zu wenig von der intimen Versenkung Gerhart Hauptmanns. Und so bleiben diese Dramen, wie das letzte „Junker und Fröner", nur bezeichnende, aber nicht ausgeglichne und in sich dauerhafte Werke. Es geht ihm da genau so, wie ich es für das gleich energische Erzählertalent Jakob Julius Davids hier ausgeführt habe.

Nun aber kam, 1893, der erste große Volksroman „Der Pfarrer von Breitendorf". Mit ihm kam Polenz erst ganz auf den Boden, auf dem er nun zu Hause blieb: zur breiten Darstellung von Konflikten, die nicht nur in der Zeit, sondern in der Tiefe der Menschenbrust und in der Tiefe des Volkstums wurzeln, zur liebevollen Schilderung deutscher Zustände, in denen er, dem großen und dem kleinen aufs treuste zugewandt, mitlebte und mitlitt. Der „Pfarrer von Breitendorf" gibt den Roman eines jungen Geistlichen, der lockende Aussichten auf eine große städtische Laufbahn ausgeschlagen hat, um in der neuen Welt eines Dorfes gleichgiltige und abgewandte Seelen wieder der Kirche und dem Glauben zu gewinnen. Und dieser Pfarrer Gerland gelangt dabei selbst vom Glauben der Kirche hinweg zu einem unkirchlichen oder doch unkonfessionellen Christentum, einem Christentum der freien Luft. „Das eigne Ich zur Geltung bringen, auf die Innenstimme lauschen, die unsterbliche Seele zu Gott entwickeln, das war die neue Anschauung, die täglich in ihm

an Kraft gewann." Und da er das in den „verklausulierten Lehren der Professionstheologie" nicht findet, zieht er den Talar aus, um ein Volkslehrer zu werden. Sicherlich also ein Konflikt, der immer wieder durchlebt wird, und den in jenen Zeiten der Mann an der eignen Seele durchmachte, dem Polenz das Buch dankbar gewidmet hat: Moritz von Egidy. Es leben hier neben den innern auch äußere Zusammenhänge, denn Egidy war ja Stabsoffizier des Königshusarenregiments in Großenhain, dem Polenzens Freund Ompteda, dem der Christusmaler Fritz von Uhde angehörten. Aber dennoch will es mir scheinen, daß sich Polenz weder mit Egidy noch mit seinem Pfarrer von Breitendorf ganz gleich setzte, denn er stellte seinem Helden in einer sehr reizvollen Mädchengestalt die Tochter eines erklärten Atheisten gegenüber, die zu einem ganz positiven, kirchlichen und dabei durchaus lebensvollen Christentum gelangt. Und wer wollte leugnen, daß die Ansicht Gerlands von der Professionstheologie schief und ungerecht ist und sein muß, weil ihm, wie seinem unglücklichen Freunde, dem Selbstmörder Diakonus Fröschel, das Pastorenamt fast nur in kraftlosen, formelstarren Bekennern entgegentritt.

Ich nannte Gerland den Helden des Buches; das ist freilich nur in beschränktem Maße richtig, denn schon hier fällt es auf, daß Polenz in den Mittelpunkt seiner Werke im Grunde niemals heldenhafte Menschen stellt, sondern, darin ganz der Sohn der naturalistischen Bewegung, sozusagen gewöhnliche Menschen, keine Ausnahmenaturen, sondern guten, aber feinfühligen Durchschnitt. So diesen Pfarrer Gerland, so später den Gutsbesitzer des „Grabenhägers", den Schriftsteller von „Wurzellocker", den Büttnerbauern, Thekla Lüdekind, und wie sie alle heißen. An solchen Beispielen zeigt Polenz Stände, Zeiten, Entwicklungen. Und daß ihm dennoch fast nichts und in den reifsten Werken gar nichts im beschränkten Naturalismus stecken bleibt, dankt er der Innigkeit und Wärme, mit der er sein Volkstum im ganzen umfaßt und durchdringt. Mit leidenschaftlichem Schmerz sieht er es schon im Beginn seiner Arbeit tief gespalten, und man fühlt, daß er gleich seinem Pfarrer gern mit seinem Leben die Brücke schlagen möchte zwischen den einander verständnislos gegenüberstehenden Schichten. „Mehr und mehr erkannte er, welcher Abstand zwischen ihm, dem Gebildeten, und diesen Unkultivierten bestand. Sie waren anders geartet, standen auf einer tiefern Stufe, fühlten, dachten, urteilten anders als er, sie hatten ihre besondre Sittenlehre, Rechtsanschauung und Religion. Bei tausend Anlässen drängte sich ihm diese Bemerkung auf, die er anfänglich als vermessen weit von sich weisen wollte. Das gab ihm viel zu denken. Hier war Mensch und Mensch, Christ und Christ, und dennoch grundverschiedne Wesen — ein größerer Unterschied als der, den Rasse, Nation und Konfession begründen — ein Unterschied im Fundamente." Man denkt an die beiden Nationen Disraeli-Beaconsfields.

Dem „Pfarrer von Breitendorf" folgten 1895 und 1897 der „Büttnerbauer" und der „Grabenhäger", Polenzens bedeutendste Dichtungen, zugleich

zwei der größten Werke, der besten Romane, die wir überhaupt in diesen Jahrzehnten empfangen haben. In diesen beiden vor allem wird der Schriftsteller Polenz, dessen Verwandtschaft mit Jeremias Gotthelf Bartels glücklich hervorhebt, zum Dichter. Er schreitet über die Scholle, der seine Kindheit und dann wieder seine reifen Mannesjahre zu eigen waren, und findet auf ihr den Ertrag, den er dann in die Scheuer bringt. Gustav Freytag hatte liebevoll aber doch als Städter, als Bürger das Land geschildert und die drohenden Mächte der Zerstörung, die dem schlecht wirtschaftenden Gutsbesitzer drohen; bei Polenz kam dieses Empfinden aus der Herzenstiefe eines gebornen und überzeugten Landedelmannes, der freilich nicht genug harte Worte finden konnte für den brutalen Klassenegoismus vieler seiner politisch geeinten Standesgenossen. „Diese lachenden Fluren — Gottes Segen schien auf ihnen zu ruhen. Der Acker wollte seinem Pfleger so gerne zurückerstatten mit Zinsen, was er an Liebe auf ihn verwendet. Der Boden wollte dem die Treue halten, der ihm treu gewesen war. Halm an Halm drängte sich. Konnte der, dem solche Ernte in die Scheuer lachte, nicht guten Mutes sein? Durfte es dann wirklich eine Macht geben auf der Welt, die ihm diesen Ernteſegen, den der liebe Gott doch für ihn hatte wachsen lassen, streitig machte? Es kam wie ein großes, dunkles Gespenst über die Felder gehuscht, ohne Beine und doch schnellfüßig — der Schatten einer treibenden Wolke. Es löschte allen Glanz von den Ährenwellen, es wischte die Farbenpracht der bunten Fluren aus, es legte sich wie ein düstrer Ton über alles. Der Schatten eilte über Haus und Hof, über die Feldmark in ihrer ganzen Breite, dem Walde zu.“ In solcher Darstellung lebt die tiefe Anhänglichkeit des Landkindes an das Vatererbe, dem es Gefahr drohen sieht, und aus solcher Empfindung hervorgequollen wirkt nun die Geschichte Traugott Büttners mit starker Eindringlichkeit. Ein Bauer mit allen Vorzügen und allen Fehlern seines Standes, wieder kein heldenhafter Charakter, sondern ein guter, dabei ganz individuell gegebner Vertreter des reinen Typus, fällt der eignen Ungewandtheit, seinem altväterischen Beharren, der Überschuldung und der Ausbeutung durch schurkische Ehrenthals zum Opfer, die nun fünfzig Jahre jünger sind als die Wucherer Gustav Freytags, aber nicht menschlicher, nur geschickter geworden sind und das Recht auf ihrer Seite haben. Der Selbstmord des verzweifelten, ganz einsam gewordnen Bauern im Frühling, angesichts der eben sich frisch begrünenden Felder, ist poetisch wohl Polenzens Meisterleistung.

Meisterlich auch, wenn auch mehr ein kleiner als ein großer Zug, wie sich dieser Bauernstamm zur Stadt stellt, wie der junge Büttner mit weitaufgerißnen Augen die proletarische Agitation der Großstadt in sich aufnimmt: „Gustav hatte das Bewußtsein, etwas Großes erlebt zu haben. Eine Ahnung war ihm aufgegangen, daß es Kämpfe gab in der Welt, von denen er daheim, wenn er hinter den Pferden einhergeschritten war, sich nichts hatte träumen lassen. Ein Vorhang war weggerissen worden vor seinen Augen, der ihm eine ganze Welt verborgen gehalten hatte.“ Wie unter andern ländlichen Verhältnissen, in einer

andern Gegend dieſe ſozialpolitiſche Agitation, die der junge Verſammlungsbeſucher anſtaunt, ihre Wellen auf die Güter und die Dörfer hinaus ſchlägt, wie zugleich das mobile, raſch erworbne Kapital in alte Herrenſitze einzieht, das gibt nun der „Grabenhäger“, rein äſthetiſch genommen Polenzens beſtes Werk, ohne die Stärke des „Büttnerbauern“, aber vielleicht noch abgeſchliffner. Es fehlen die ganz großen, draſtiſchen Szenen, wie jener Selbſtmord, aber es liegt eine zuſammenhängende Reihe von Bildern vor uns, deren Ausmalung überall gleichmäßig die Hand eines feinen Poeten verrät. Wieder tönt das Wort „Pflicht“, wie ſo oft bei Polenz, durch die Zeilen. Der junge Rittergutsbeſitzer von Kriebow lernt erkennen, daß er die lange vernachläſſigte und durch ſkrupelloſe Geldausgaben verſchuldete väterliche Flur nur halten kann durch eigne, nimmermüde Arbeit. Und er erkennt, daß er verantwortlich iſt auch für die, die ihm bei der Arbeit helfen, die nicht ſeine Fröner ſind, ſondern ſeine ihm anvertrauten Mitarbeiter. Nicht auf Verwiſchung der Unterſchiede geht Polenz aus, aber auf Hervorhebung deſſen, was über jene vom Pfarrer von Breitendorf empfundne Kluft Menſchen und Volksgenoſſen einigt. Was der freiherrliche Held der Dorftragödie „Junker und Fröner“ als Sohn einer längſt vergangnen Zeit nur dunkel ahnt, wird in Erich von Kriebow lebendig. Er ſtreift die Anſchauung ab, die den Menſchen halb unbewußt nach adlicher Abkunft und äußerer Korrektheit bewertet, und tritt mit dem einfachen, armen Landedelmann und dem bürgerlichen Beſitzer der Nachbarſchaft arbeitend in eine Reihe. Dabei aber hilft ihm ſeine Frau, eine Geſtalt von großer Feinheit, die in einer weichen, aber ganz reinen Seele ihm zuliebe vieles überwindet und den Äußerlichen zur innern Glückſeligkeit zurückführen hilft. Neben ihr ſteht hier nun auch der Pfarrertypus, den Polenz wohl als den endgiltigen Geiſtlichen ſeines Herzens empfand, der treue Sohn der Kirche, der aber aus ihr eine ſoziale Kirche machen will, nicht im Sinne einer Herrſchermacht, ſondern im Sinne einer Dienerin nach den Worten unſers Heilands.

Man darf nicht ſagen, daß ſich Wilhelm von Polenz mit dieſen beiden Werken ausgegeben hätte; aber er hat ſie nicht wieder übertroffen oder erreicht. Seine andern Romane geben alle kein reſtloſes Bild, und in ihnen zeichnen ſich die Schwächen von Polenzens Darſtellungskunſt ſehr viel deutlicher ab. In ihnen tritt wieder, wie in dem erſten, eine ungefüge Breite hervor, ſie zeigt ſich etwa in der unnötigen Aufrollung vieler Lebensläufe, die für die eigentliche Verflechtung der Handlung kaum von Intereſſe ſind und ablenken, anſtatt weiterzubringen; er fühlte ſich eben in dieſen neuen Problemen nicht ſo zu Hauſe wie in jenen der beiden Meiſterbücher. „Thekla Lüdekind“ iſt ein liebenswertes Buch, aber die Heldin macht uns nicht recht warm. Die eigentliche Frauenbewegung, deren Grenzen und deren Berechtigung Polenz wohl ſah, wollte er nicht geſtalten; aber die Konzentration auf ein Herzensſchickſal iſt auch wieder nicht voll gelungen; es fehlt Thekla von Lüdekind der ebenbürtige Gegner, ebenbürtig in ſeiner menſchlichen, nur anders gewandten Kraft und ebenbürtig in der dichteriſchen Bezwingung durch ſeinen Darſteller. Und ebenſo

fehlt in dem Literatenroman „Wurzellocker" der Mann, der uns wirklich nahe kommt. Der Dichter Fritz Berting ist nicht über den auch von andrer Seite so oft dargestellten Typus der Menschen hinaus gelungen, die, wie Fontane sagt, das Moralische aus dem ästhetischen Fonds bestreiten. Wir glauben nicht recht, was wir doch glauben sollen: daß er wirklich ein bedeutender Künstler ist, und verstehn im Grunde nicht, warum Heinrich Lehmfink, sein positiver Gegenspieler, eine prächtige Gestalt, den Mann so ernst nimmt. Auch kommt es der Schilderung des Literatentreibens, in dem einzelne glänzende Typen auftauchen, wie der Journalist Silber-Karol, nicht zugute, daß es Polenz nach Dresden verlegt hat. Ich meine, er fühlte nicht die Kraft und die Sicherheit in sich, es in Berlin oder München, in dem ganzen Strudel jener tollen Jahre zu gestalten, in denen auch seine schriftstellerische Arbeit begann. Aber wiederum lebt eine warmblütige und reizvolle Mädchengestalt in diesem Milieu, Bertings Geliebte Alma, und da ist es denn freilich für Polenz bezeichnend, wie echt und voll er diese Frau gibt, weltenfern von jener Verhältniständelei, die wir sonst so oft, zuletzt noch, unerfreulich genug, in Arthur Schnitzlers „Weg ins Freie" auftauchen sahn. Nicht der seiner Pflicht vergeßne Liebhaber, sondern sie behält noch im Tode das letzte Recht, ein Abschluß, der ebenso dichterisch wie ethisch ganz positiv und gerade in diesem Roman „Wurzellocker" wurzelecht wirkt.

Der unvollendete Roman „Glückliche Menschen" hätte über diese Arbeiten hinaus vermutlich wieder ein Meisterbuch ergeben. Man fühlt ordentlich, wie Polenz das Herz schlug, wenn er hier wieder seine Liebe zur Scholle ganz ausströmen lassen konnte: „Ernst hatte es früher nicht so gewußt, daß der ganze Beruf des Landmanns auf Glauben gestellt ist. Der Mann, der vom Erdreich das Wachsen und Gedeihen seiner Früchte verlangte, mußte an viele, viele verborgne Dinge glauben, die er nicht erklären konnte; er mußte hoffen können, während er im herbstlichen Nebel lebte, daß die Sonne wieder scheinen und daß sie aus der braunen Scholle das Wunder der grünen Halme erst und der wogenden Ährenfelder später hervorzaubern werde. Nichts stärkte den Glauben an die Kraft des Lebens und an den Reichtum der ihm innewohnenden, unerforschlichen Keime so innig wie das langsame, aber unaufhaltsame Emporsteigen der jungen Ernte aus den kahlen Feldern.... Nun erschienen sie alle wieder, die alten Bekannten, von denen wir in den trüben Wintertagen glaubten, sie seien auf Nimmerwiedersehn verschwunden.... Das war die erste rührende Kindesschönheit des Frühlings, die alles verheißt und leicht an das Größte glauben macht." Wieder sollte hier, wie im „Grabenhäger", das Leben eines persönlich freilich anders gearteten Rittergutsherrn geschildert werden, und wir haben den Glauben, daß es der Hand gelungen wäre, die die Feder zu früh niederlegen mußte.

Polenzens spätere Novellen, Dorfgeschichten, sind lockere, nicht ohne Laune gegebne Skizzen. Dörfliches Kleinleben können wir verfolgen, bäuerliche Starrheit und Verschlagenheit, dann aber wieder kurz gegebne Geschicke von schwerer

Trübe, Lebensausschnitte aus dem Dasein armer Sachsengänger, das Schicksal Verstoßner, wie es schon die ersten Novellen an andern Stoffen gegeben hatten. Plastisch tritt aus dem Kreise der kleinern Schwestern die 1899 erschienene Novelle „Wald" hervor. Hier handelt es sich nicht um Standestypen, um große, breite Lebensschilderung wie in den Romanen der Reife, sondern um zwei Menschen, die in der Abgeschlossenheit eines riesigen Forstes mit Naturnotwendigkeit über die Schranken einer liebeleeren Ehe hinweg durch ihr Blut zueinander getrieben werden. Mit feiner Kunst spinnt Polenz seine Gestalten und uns mit ihnen in das Schweigen und das lautlose Werden des Waldes ein, der dieses Geschickes Werden und Fallen umgibt. Ganz unsensationell, ohne die Zuspitzung seiner ersten Novelle verläuft der Konflikt bis zu einem Ende, das unvermittelt erschiene, wenn es nicht wie aus dem Walde selbst herausgeschritten käme; denn als Opfer des Waldes fällt der Held der Erzählung von der Hand eines Wilddiebes, fällt, da er eben seine Pflicht erkannt hat und ausgegangen ist, seine Schuld durch männlich offne Tat zu sühnen. „Wald" ist eins der schönsten unter den Werken, die dieser Dichter uns hinterlassen hat, zugleich das mit den stärksten lyrischen Reizen.

Wilhelm von Polenz war kein Poet wie etwa Detlev von Liliencron oder Carl Spitteler, weder so groß noch so ganz absoluter Dichter. Mit Gotthelf war er verwandt, aber doch nicht Volksschriftsteller wie dieser, sondern weit mehr Kulturschriftsteller, weniger naiv, wie es der große Schweizer trotz seiner umfassenden Bildung immer blieb, aber darin freilich ihm und Gustav Freytag nahe, daß er die Wirkung auf sein Volk immer im Auge hatte. Er war in jeder Zeile echt und wahr, unromantisch und schon darum nicht gut Zola an die Seite zu stellen, mit dem ihn Bartels zusammenhält. Er sah ja das Leben, soweit es sich ihm auftat, viel klarer und echter als der große Franzose. Und ich empfinde nicht recht, warum Bartels diese Parallele überhaupt gebraucht. Ich meine, es genügt zu sagen, daß Polenz ein großer Schriftsteller, ein bedeutender Lebensdarsteller, vor allem ein ganz natürlicher Schriftsteller war, wenn auch selten ein naturalistischer, was nicht immer dasselbe ist. Er hat von den Gesetzen der Flur gesagt: „Stille sein in Frömmigkeit lehren sie uns, aber auch jenen unbezwinglichen Optimismus, der Glauben gibt, Glauben an das Leben, den Mut, es auf uns zu nehmen, das Bewußtsein unsrer Kräfte und den Willen, sie zur Entfaltung zu bringen." Ein echt deutsches Bekenntnis im Sinne jenes tiefen Raabischen Wortes, das da beginnt: „Was wird, wird still; eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm." Und so bedeutet denn Wilhelm von Polenz gerade in Zeiten, da die Dichter dem politischen Leben, den täglichen Nöten unsers Volks abgewandt dastehn, eine kaum zu überschätzende Kraft. Er kann uns da selbstverständlich viel mehr sein als große Ausländer, mögen sie ihn auch poetisch überragen. Und er hat durchaus das Zeug dazu, mit seinen besten Werken, auch rein auf das Dichterische hin angesehn, noch sehr lange zu leben. Auch sein „Büttnerbauer" ist, wie Gotthelfs erstes Werk,

ein „Bauernspiegel“, freilich ästhetisch größer und für uns, insbesondre uns Norddeutsche und Jüngere, wertvoller und vertrauter. Wir haben, wie ich oben gesagt habe, an ihm erfreulicherweise nichts gutzumachen, aber wir wollen dafür sorgen, daß sein Gedächtnis und seine Werke unverstellt und unverschüttet weiterleben.

Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

(Fortsetzung)

Hiroshima, Oktober 1903

ieder im Joch, und froh darüber! Ich habe den dritten Kindergarten mit dem Geld von zu Hause eröffnet. Es ist freilich nur ein kleiner, achtzehn Kinder im ganzen — es kamen fünfundsiebzig Anmeldungen —, doch es ist immerhin ein Anfang. Du hättest die Mütter sehn sollen, wie sie sich drängten, bettelten und flehten, daß ihre Kinder aufgenommen werden möchten. Die kleinen Kerlchen weinen und winseln, wenn sie wieder heimgehen müssen. Ich könnte wahrhaftig zum Straßenräuber werden, um nur genug Geld zu kriegen, damit ich diese Anstalt fortsetzen kann.

Meine Übungsschule für Helferinnen ist so interessant wie nur möglich. Als ich die Mädchen vor zwei Jahren übernahm, hatten sie das dritte Lesebuch. Mit zwei Ausnahmen habe ich sie alles gelehrt, was ich selbst zu Haus im Kursus gehabt habe, und außerdem können sie nun Englisch. Sie sind sehr ehrgeizig, und was glaubst du wohl, daß ihr Lebensziel ist? So lange zu lernen, bis sie ebensoviel wie ich können! Ach, Kameradin, ich möchte mein Gesicht vor Scham verstecken, wenn ich an die vielen versäumten Gelegenheiten in meinem Leben denke. Du weißt nur zu gut, was für ein elendes bißchen Wissenskram ich besitze, aber etwas weißt du nicht, nämlich wie ich studiert, gearbeitet und bis Mitternacht aufgesessen habe, um dieses Stückwerk in etwas für meine Mädchen Nützliches zu verwandeln. Wenn sie schon unter einer oberflächlichen, albernen Lehrerin wie mir solche Fortschritte machen, was würden sie erst bei einer klugen Frau lernen?

Ich wünschte, du könntest mich heute abend sehn, wie ich hier sitze, umgeben von meinem ganzen Hausrat. Das Zimmer ist hell und gemütlich, und augenblicklich habe ich eine Stubengenossin. Es ist ein armes krankes Mädchen aus der Übungsschule, die ich pflege, seit ich wieder hier bin. Sie ist aus einer armen Familie auf dem Lande, ihre Mutter ist tot, und ihr Familienleben ist sehr unglücklich. Sie weint herzbrechend, wenn wir davon reden, sie heimzuschicken, und fleht mich an, ich möchte ihr doch helfen, gesund zu werden, damit sie ihre Studien fortsetzen könne. Natürlich ist sie eine große Last für mich, aber ich stehe ein wenig zeitiger auf und gehe ein wenig später zu Bett, und so läßt sichs machen. Wir fangen an, uns über die Kriegswolken, die über diesem kleinen Aquarellgemälde hängen, zu beunruhigen. Das wilde alte Rußland setzt ihnen arg zu, und die Japaner werden sich nicht mehr viel bieten lassen. Sie üben und marschieren und exerzieren schon auf Tod und Leben. Von Kuri, dem Kriegshafen her, hören wir den Donner der Kanonen, mit denen immerzu geübt wird. Auf dem Paradeplatz, in den Kasernen und auf den Landstraßen schreiten die Vorbereitungen vorwärts. Hohe Offiziere von

des Kaisers Leibwache sind eingetroffen, um Paraden abzuhalten. Leute, die Bescheid wissen, sagen, der Krach muß kommen. Wenn du also hörst, daß ich als Rotekreuzschwester auf dem Kriegsschauplatz bin, so wundre dich nicht.

Hiroshima, November 1903

Ich bin heute abend so müde, daß ich meine Hände falten, meine Fußspitzen gen Himmel drehen möchte und sprechen: Es ist genug! Wenn das Besiegen von Schwierigkeiten Charaktere bildet, so werde ich am Ende meiner Zeit so viele haben als die Chinesen Buchstaben im Alphabet. Der Ärger fängt früh morgens an, wenn die Magd das Feuer anmacht und die Asche anstatt der Kohle auf den Rost schaufelt, und hört erst auf, wenn ich ins Bett steige und das Bettuch unter der Matratze und das Kissen am Fußende finde.

Es würde längst nicht so ermüdend sein, wenn ich einmal loslegen und meinen Zorn auslassen dürfte; aber nein, ich muß immer nett und sanft und höflich sein und darf nie vergessen, daß ich ein Vorbild bin.

Was ist denn mit euch zu Hause los, warum schreibt ihr nicht? Sonst hatte ich zehn und zwölf Briefe mit jeder Post, und nun heule ich schon fast vor Freude, wenn ich nur einen bekomme. Daß ich fleißig bin, bedeutet nicht etwa, daß ich nicht Zeit habe für Heimweh. Weißt du, Gefährtin, du wirst nie verstehn, was Einsamkeit bedeutet, bis du einmal weit entfernt bist von allen, die du liebst. Ich habe versucht, tapfer zu sein, aber es ist mir nicht immer großartig gelungen. Was ich gelitten habe — ach, laß uns nicht davon reden. „Klein Deutschland" sagte: Leben heißt Lieben, Lieben heißt Leiden! Und doch sind es die, die wir lieben, für die wir bereit sind zu leiden und zu sterben, und ohne dies ist das Leben eine Leere, ein Segel ohne Wind, ein Rahmen ohne Bild.

Nun kommt vielleicht morgen einer von deinen dicken Briefen, darin wirst du mir erzählen, wie edel ich bin, und wie meine Seele wächst und so fort. Und ich werde solch eine steife Oberlippe dabei bekommen, daß meine Vorderzähne in Gefahr sein werden. Man braucht eine steife Oberlippe und ein steifes Gewissen und alles übrige auch steif, um es hier draußen auszuhalten.

Aus dem oben stehenden Erguß wirst du wahrscheinlich schließen, daß ich blaß und niedergeschlagen bin. Nein, im Gegenteil! sagte der seekranke Franzose, als man ihn fragte, ob er diniert habe. Ich bin frisch und munter und habe in meinem Leben nie so viel Farbe gehabt. Die Arbeit blüht, und ich muß dankbar sein für alles mögliche.

Unser kleiner Hausstand ist diese Woche durch den Tod unsers Kochs ganz außer Rand und Band gekommen. Gestern abend um sieben fand das Begräbnis statt vom Wärterhaus am Tore aus. Die Schatten, die auf die Papierschirme fielen, als sie ihn zum Begräbnis bereiteten, erzählten eine schauerliche Geschichte. Der Mangel an Zartgefühl, die Roheit, das absolute Unverständnis für die Erhabenheit des Todes standen schon an der Tür geschrieben. Ich war in der Kapelle und schaute mit traurigem Herzen zu. Nachdem sie den armen alten Körper in sitzender Stellung in eine Art viereckigen Kübel gezwängt hatten, brachten sie ihn heraus zu den Kulis, die ihn in den Tempel und dann in das Krematorium trugen. Die Laternen flackerten unruhig und warfen große, groteske Figuren, die in teuflischer Luft auf dem Rasen zu tanzen schienen. Die Träger lachten und schwatzten, schulterten endlich ihre Bürde und trotteten so vergnügt davon, als ob sie zu einem Feste gingen. Nie bisher habe ich die Grausamkeit des Heidentums so schneidend empfunden. Keine Strafe der Ewigkeit kommt dem Verluste gleich, den sie in diesem Leben haben, dadurch daß sie nicht an einen persönlichen Gott glauben.

Wie herrlich muß es gerade jetzt zu Hause sein! Die Buchen sind über und über grün und golden und die Ahornbäume flammendrot. Ich denke auch an die Schatten am alten Eiskeller. Jeden einzelnen kenne ich auswendig, und oft kommen sie und plagen mich wie viele andre Schatten der traurigen Vergangenheit.

Hiroshima, Dezember 1903

Hurra, Kameradin! Ich habe einen Ferientag und habe jeglichem Rache geschworen, der an meine Tür kommt, ehe ich meine Weihnachtsbriefe vollendet habe. Ich wünschte, ich wäre ein Arzt und eine Krankenschwester und ein Gelehrter und ein Zauberer und ein Philosoph und ein Heiliger, alles, alles in einem! Ich brauche sie alle bei meiner Arbeit.

Ich bin in dieser frohen Weihnachtszeit von Pontius zu Pilatus gelaufen mit Bandagen, Wärmflaschen, Umschlägen, Pflastern und Medizinflaschen. Wir haben ein wahres Hospital gehabt. Alles, was ich an Weihnachtsgeld gespart hatte, um Geschenke für euch zu kaufen, ist für Lebertran draufgegangen, und Miß Lessing, die gute Seele, geht diesen Winter ohne Mantel, aus demselben Grunde. Wenn man ein Mädchen um das bißchen Bildung, was sie erlangen kann, kämpfen sieht und weiß, was für Opfer gebracht werden, so haßt man geradezu seinen alten Putz und möchte alles, was man besitzt, in Bargeld einwechseln, um ihr zu helfen. Wir Lehrerinnen alle verzichten diesen Winter auf geheizte Zimmer; freilich ist es ziemlich gruslich, kalt ins Bett zu gehn und am nächsten Morgen in derselben Verfassung aufzuwachen. Wenn ich erst heim in unser Haus mit Zentralheizung komme und gar noch Sahne in meinen Kaffee kriege, werde ich mir zu verschwenderisch vorkommen, um respektabel zu sein.

Wir haben noch keinen neuen Koch finden können, seitdem der alte starb, und diese Tatsache scheint bekannt geworden zu sein; denn alle reisenden Brüder und Schwestern Japans kommen auf Besuch. Eins nach dem andern schneit herein, und wir dürfen abends auffitzen und Martha und Maria zu gleicher Zeit sein. Manchmal möchte ich am liebsten meinen Hut nehmen und fortlaufen und nicht aufhören mit laufen, bis ich auf einen andern Planeten gerate. Aber schließlich bin ich doch nicht aus Reißausmaterial gemacht und habe jedenfalls die Genugtuung, auf meinem Posten ausgehalten zu haben.

Heute schneit es, aber Mutter Erdes Versuch, weihnachtlich auszusehn, gerät ebenso daneben wie der meine. Die Blätter sind noch alle auf den Bäumen, mancherlei Blumen in Blüte, die scharlachroten Geranien sehn heiß genug aus, um die Schneeflocken daneben zu schmelzen.

Meine große Kiste ist angekommen, und ich spare sie für morgen. Hier und da gehe ich zu ihr hinaus und setze mich einmal darauf, um fidel zu bleiben. Dies ist das dritte Weihnachten in der Fremde; noch eins, und dann —!

Wir haben zu viel Krankheit gehabt, als daß wir die Ferien hätten genießen können, aber ich habe den Kindern wenigstens einen Fischteich gegraben, und jedes der Kleinen wird ein Geschenk bekommen, das einen Viertel Pfennig kostet. Ach, hätte ich doch hundert Dollars für sie!

Heut nacht, wenn das Licht gelöscht ist, wird meiner kleinen Patientin ihr Strumpf an dem einen Bettpfosten hängen und meiner am andern. Ich glaube nicht, daß es St. Nikolaus übers Herz bringt, daran vorbeizugehn, nicht wahr?

Hiroshima, Januar 1904

Der Januar ist gekommen, und ich danke euch Lieben allen für die herrliche Weihnachtskiste. Wie du dir wahrscheinlich dachtest, Kameradin, war unser Fest nicht gerade lustig. Der Winter war hart, die Kriegsaussicht hat den Preis der Nahrungs-

mittel sehr in die Höhe getrieben, die kranken Mädchen in der Schule brauchten viel Medizin und Feuerung, und so haben Miß Lessing, Miß Dixon und ich tüchtig an den Enden ziehn müssen, damit sie beim Jahresschluß aneinanderlangten. Keine von uns hat sich diesen Winter ein neues Kleidungsstück geleistet. Um so mehr waren wir, als unsre Kisten kamen, geblendet von all der Pracht.

Sie kamen spät abends, und wir standen aus dem Bett auf, um sie zu öffnen. Das erste, was ich erwischte, war eine sehr zerknüllte kleine Papierpuppe mit Klein-Bettys Namen auf dem Rücken in großen krakligen Buchstaben.

Während der folgenden fünf Minuten hatte ich genug zu tun, um die Schluchzer und Klöße in meinem Halse runterzuschlucken. Aber Dixie hatte Pfefferminzkandis in ihrer Kiste, den ersten, den ich gesehn habe, seit ich fort bin, also setzte ich meinen reizenden neuen Biberhut auf, der zu dem ausgeschnittnen Kleid und den roten Schuhen besonders schick aussah, placierte mich vor die Kiste und aß Pfefferminzkandis. Beides, der Hut und der Kandis, stellten mein Gleichgewicht so ziemlich wieder her, aber die Papierpuppe wagte ich an jenem Abend nicht mehr anzusehn!

Du fragst, ob es mir etwas macht, das schöne Crêpe de chine-Kleid, das dir nicht steht, zu tragen. Nun, weißt du, es gab eine Zeit, wo ich die abgelegten Sachen andrer Leute geringschätzig verachtet haben würde, aber ich gebe dir mein Wort, keine Königin in ihrer Krönungsrobe fühlt sich so erhaben wie ich in diesem Kleide. Manchmal probiere ich, deine Persönlichkeit darzustellen. Ich sehe dann groß und anmutig aus und würdevoll und denke mir aus, wie es ist, wenn man gut und klug und bezaubernd ist. Außerdem weiß ich dabei mit Genugtuung, daß ich selbst dem Kleide recht gut stehe. Es sitzt ohne jegliche Falte, und nächsten Sommer mit meinem großen schwarzen Hut! — Na, wenn „Klein Deutschland" mich sieht, dann passiert etwas!

Letzthin hatte ich ein Erlebnis. Miß Lessing und ich kamen mit dem Zuge von Miyajima zurück, und uns gegenüber saß ein altes Paar, das uns bald erzählte, daß sie noch nie Ausländer gesehn hätten. Sie waren arglos wie Kinder, und nach einer Weile kam der alte Mann herüber und fragte, ob er sich meine Jacke besehn dürfe. Ich hatte nichts dagegen, er legte also seine Hände leicht auf meine Schultern und drehte mich um und um und betrachtete die Jacke. Aber, sagte er auf Japanisch zu Miß Lessing, wie kommt sie nur hinein? Ich zog sie aus, ihm das zu zeigen, und enthüllte dabei neue Wunder. Er ging zu seiner Frau zurück und kam nach einer langen Verhandlung und vielen neugierigen Blicken wieder. Er wisse, daß er sehr aufdringlich sei, sagte er, aber ich wäre so außerordentlich freundlich, und würde ich ihm sagen, warum ich ein Stück Leder um meine Taille hätte und würde ich, bitte, mein Kleid ausziehen und ihm zeigen, wie man das anlegt? Er war sichtbar enttäuscht, als ich ablehnte, aber stellte doch noch eine Frage, nämlich ob wir in unsern Hüten schliefen. Als er abstieg, versicherte er, daß er in seinem ganzen Leben nichts so Interessantes gesehen habe, und daß er seinen Dorfleuten viel Schönes erzählen würde. Es gibt draußen nichts, was man sieht, und nichts, was man tut, das nicht seine lustige Seite hätte.

Doch der erste Glanz des Landes ist ein wenig verdüstert, nicht daß das Interesse geschwunden wäre, aber ich habe eingesehen, daß die Schönheit und das Malerische zum großen Teil oberflächlich ist. Wenn ich je in einer andern Welt Traktate auszuteilen haben sollte, so werde ich in jedes ein Stück Seife wickeln; denn davon überzeuge ich mich mehr und mehr: der sicherste Weg zum Himmel ist für die Heiden der Seifenweg!

Während der Ferien versuchte ich, die graue Substanz, die in meinem Kopfe sein soll, ein wenig aufzufrischen und um ein oder zwei Krümchen zu vermehren. Aber — wie ein Mädchen von einem Kleinen aus dem Kindergarten sagte —

meine Intelligenz wollte nicht arbeiten. Psychologie in leichtfaßliche Sätze zu fassen, Dinge zu erklären, die ich selbst nicht ganz klar durchschaue, mit der Verständigung in der fremden Sprache kämpfen und zu versuchen, den orientalischen Geist zu okzidentalisieren, das ist eine harte Aufgabe für einen, dessen Wissen nicht weit her ist. Wenn ich heimkomme, bin ich vielleicht nur noch eine alberne, kindisch glückliche, alte Madam, die sich keinen Deut darum kümmert, ob ihre Haut glatt ist oder nicht.

Die Kriegsaussicht wird immer ernster. Draußen im Binnenmeer eilen die Kriegsschiffe hin und her mit geheimen Aufträgen. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß es keinen Krieg geben möge, aber wenn es doch sein soll, so wünsch ich, daß die Japaner das russische Reich ganz von der Landkarte wegwischen!

Hiroshima, Februar 1904

Ich bin atemlos! Seit drei Wochen bin ich auf der Jagd bergauf und bergab, auf die Spitze tannenbestandner Berge, in die nebligen Schluchten tiefer Täler, auf und ab am silbernen Fluß, hin und her auf der bereiften Straße! Wonach? Nach meiner verlornen Fassung, diesem kostbaren Besitz, an den ich mich, wie du sagtest, klammern sollte, den ich festhalten sollte wie meine Zähne und meine Haare. Als ich also merkte, daß sie weg war, ging es hinterher in eifriger Verfolgung. Doch nie bekam ich auch nur ihre Rockschöße zu sehen bis zum letzten Sonntag, wo ich den Wettlauf aufgab und mir vornahm, den alten Kampf der Empörung des „Wider den Stachel Löckens" auszufechten.

Es war ein prächtiger Tag, die Pflaumenbäume blütenweiß, die Gewürzsträucher duftschwer! Der Fluß plätscherte fröhlich, und die ganze Erde brach hervor mit neuem, zartem Leben. Ein naseweiser kleiner Vogel saß auf einer alten Steinlaterne und sang direkt auf mich los. Du bist eine rechte Jammerbase, sagte er. Komm heraus! Es ist viel lustiger, Würmer zu fangen und im Sonnenschein herumzufliegen als im Hause zu hocken und Trübsal zu blasen. Jetzt lachte er mich gar noch aus! Ich ergriff meinen Hut und stürzte hinaus, ihm immer nach. Und als ich heimkam — siehe da! ich hatte meine Fassung wiedergefunden!

Heute in der Schule fragte ich meine Mädchen, was Glück sei. Eine der Neuen blickte schüchtern empor und antwortete: Sensei, ich glaube, das bist du! Wie ein Heuchler kam ich mir vor, aber es freute mich doch, daß ich wenigstens äußerlich heiter geblieben war. Eins sage ich dir, wenn ich nicht hier draußen mein wirkliches Ich finde und meine Seele in ihrer ganzen Schwachheit und Blöße erkenne, dann geschieht es gar nie. Zu Hause, wo man von Konventionalität, Sitte und den hundert kleinen Interessen des täglichen Lebens eingeengt ist, da ist die Chance, sich selbst zu erkennen, sehr klein. Aber in der Fremde, entblößt von allem in der Welt außer dem Ich, in grabesähnlicher Einsamkeit, unter neuen Bedingungen, gegenüber von neuen Aufgaben, da hat man reichlich Gelegenheit, seinen Wert selbst einzuschätzen. Ich kann aber trotz all der schönen Worte nicht sagen, daß das Resultat mich gerade eingebildet machen könnte.

Ich passe nämlich in das Leben hier draußen wie ein viereckiger Pflock in ein rundes Loch. Weder bin ich eine „Geweihte" noch „zur Mission berufen". Ich liebe vielmehr die Welt und das Fleisch, wenngleich ich mir aus dem Teufel nicht viel mache. Ich glaube nicht, daß der Herr den Koch stehlen läßt, damit ich desto geduldiger sei; und ich bitte nicht um Erleuchtung, wenn ich mir ein Paar neue Schuhe kaufe. Wenn meine Stellung schier unerträglich wird, so sehe ich der Angelegenheit immer offen ins Gesicht und bedenke, daß, wenn es hart für den Pflock ist, es ebenso hart für das Loch ist; und daß, wenn sie es aushalten können, ich es wahrscheinlich auch kann.

Du erkundigst dich nach meiner Lektüre. Gewiß, ich lese in jeder freien Minute, vor dem Frühstück, auf dem Wege zur Schule und abends im Bett. Von zu Hause schickt man mir regelmäßig Monatshefte, und die geben mir Lesestoff auf lange.

Nebenbei gesagt, ich wünschte, du schriebst mir einmal ganz genau, wie es Jack geht. Du sagtest, er arbeite zu toll und sähe ganz abgehetzt aus. Es sah ihm doch zu ähnlich, darauf zu bestehn, daß er seines Gewissens wegen nach dem Süden müsse. Er würde uns auslachen, wenn er das hörte, aber es ist so. Er mag wohl irreligiös sein und über Kirchen und all so was spotten, aber er hat ein strenges, eisernes, unbehnbares Gewissen wie keiner sonst. Ich wünschte, er machte eine Pause. Siehst du, hier draußen, so weit fort von euch allen, kann ich nicht umhin, mich zu sorgen, wenn eins von euch auch nur ein bißchen krank ist. Jack liegt mir schon tagelang auf dem Herzen. Willst du ihn nicht veranlassen, zu verreisen, sage aber nicht, daß ich dich darum bat! Er würde sich die Haare kräuseln, wenn du es verlangtest!

Die Kriegsvorbereitungen schreiten stetig fort, und es macht einen ziemlich beklommen, es näher und näher kommen zu sehen. Hiroshima wird ein Zentrum der militärischen Bewegungen sein und natürlich auch unter Militärgesetz stehn. Es wird uns aber nur insoweit betreffen, als man unsern Spaziergängen Beschränkung auferlegen wird. Wir werden wohl nicht viel herumlaufen mögen, wenn die Stadt so voll von fremden Soldaten ist. Zwei große Kriegsschiffe, die Japan kürzlich von Chile gekauft hat, sind unterwegs aus Schanghai. Ein Regiment nach dem andern überschwemmt Hiroshima und schifft sich dann nach Korea ein. Das alles geht mir sehr nahe, und unsre Japaner sehen stumm auf meine Begeisterung mit ihren kalten, lächelnden Augen.

Meine arme kleine Kranke wird immer schwächer. Sie ist eine stete Sorge und Last, aber sie hat kein Geld, und ich kann sie nicht zurück in ihr elendes Zuhause schicken. Die andern finden es sehr töricht von mir, daß ich die Sache sich so hinschleppen lasse, und sie haben wohl recht. Sie wird nie wieder gesund werden, und sie kann noch monatelang so fortleben. Aber wenn sie sich mit ihren schwachen Händen an mich klammert und versichert, daß sie besser sei und bald gesund werden würde, wenn ich sie nur bei mir behielte, dann rührt sie mein Herz. Ich habe einen alten Klappstuhl für sie geflickt und ein Fenstergärtchen angelegt und versucht, das Zimmer so freundlich wie möglich zu machen. Sie muß fast den ganzen Tag allein sein, aber sie ist so geduldig und sanft und läßt mich nie eine Klage hören. Heute früh drückte sie meine Hand an ihre Brust und sagte sehnlich: Sensei, es macht traurig, immer mit der Gesundheit zu spielen.

Miß Leising hat versucht, sie in ein Hospital zu bringen, aber sie wollen keine Unheilbaren nehmen. Jacks Hospitalplan ist doch nicht so töricht, wie es mir früher schien. Wenn es noch mehr solche freundlose und hilflose Kinder in der Welt gibt, dann sollte man alle großen Karrieren der Welt dafür hingeben, um ein dauerndes Heim für sie zu gründen!

Hiroshima, März 1904

Ach könntest du doch hier sein und all das Schauerliche mit erleben! Der Krieg ist tatsächlich ausgebrochen, und wenn du mich sehen könntest, wie ich mitternächtlich zum Fenster hinausliege, nach einem Extrablatt brülle und dann wie toll herumjage nach jemand, der es mir übersetzt und in wilder Lust bei jedem Sieg, den dieses tapfere kleine Land gewinnt, herumtanze, du würdest daraus schließen, daß ich noch ebenso grün bin wie früher. Ich sage dir, ich könnte auf mein Vaterland nicht stolzer sein! Gewinnt das mutige kleine Japan drei Schlachten über jene dicken, brutalen, eingebildeten Russen! Potztausend! ich möchte gerade hinlaufen und den Kaiser umarmen!

Und die Schülerinnen! Nun, deren sanfte Gesichter sind tatsächlich verklärt vom Feuer des Patriotismus. Einmal wöchentlich kommt eine gelernte Pflegerin und hält Vorträge über Krankenpflege, und hinterher finde ich in jeder Ecke eine Schar Mädchen, die das Verbinden üben. Selbst die sittsamste kleine Maid nährt die Hoffnung, daß ihr Schicksal sie hinaus aufs Schlachtfeld führen könnte, oder daß sie auf irgendeine Weise dem Vaterlande dienen dürfe. Ich fürchte, ich halte keine regelrechten Schulstunden in diesen Tagen, aber es kommt mir vor, daß Mut, Seelenadel und Aufopferung der Aufmerksamkeit ebenso wert sind als „Vorstellungsreihen und Apperzeption".

Ein englischer Gast, der alles Japanische haßt, sagt, mein Enthusiasmus sei ein Ärgernis; aber das macht mir nichts. Mein Enthusiasmus bekommt ja eben erst die Augenzähne. Das ganze Land ist in Aufruhr, und sogar ein hölzerner Indianer würde sich mit aufregen.

Jeden Nachmittag gehn wir hinunter ans Meeresufer und beobachten die Vorbereitungen für eine lange Belagerung. Hunderte von großen Schiffen füllen den Hafen, von den kleinen ganz zu schweigen, und Tausende von Kulis arbeiten wie toll. Ich könnte dir manchmal Interessantes erzählen, aber ich fürchte den Zensor. Wenn er alle meine Briefe an euch entziffert, wird er am Ende des Krieges Nervenfieber bekommen.

Auf vielen solchen Kriegsschiffen besorgen Frauen das Kohlentrimmen. Sie tragen die schweren Körbe voll an jedem Ende einer Stange, die sie auf die Schulter schwingen, und haben immer ein kleines Kind dabei auf dem Rücken. Die Weise, in der die Frauen hier arbeiten, ist etwas ganz entsetzliches. Oft ziehen sie ein Gewicht, das bei uns eine Pferdekraft erfordern würde. So schleppen sie sich an uns vorbei, wie Männer gekleidet, mit offnem Munde und zusammengekniffnen Augen, aller Verstand, alles Interesse von ihren Gesichtern geschwunden.

Eines Tages, als Miß Lessing und ich gerade am Wegrande ausruhten, hielt so eine Frau gerade vor uns an, um Atem zu schöpfen. Sie schob eine schwere Karre, und ihr armer alter Körper zitterte von der Anstrengung. Ihre Beine waren bloß und ihre Füße von den Steinen zerschnitten. Der Ausdruck auf ihrem wettergebräunten Gesicht war absolut blöde, und die Hände, die ihre Pfeife anzündeten, sahen schwarz und knotig aus. Miß Lessing hat ein wahres Talent, mit den Leuten anzubändeln; ich glaube, die Ursache ist ihr gutes, freundliches Gesicht, aus dem ihre Seele leuchtet. Sie fragte die Alte, ob sie sehr müde sei. Da blickte jene auf, als ob sie uns eben erst bemerkt hätte, und nickte. Dann trat ein sonderbarer Ausdruck auf ihr Gesicht, und sie fragte Miß Lessing, ob wir solche Leute seien, die einen neuen Gott hätten. Miß Lessing erklärte ihr, daß wir Christen wären. Mit einem Sehnsuchtsblick, den ich nirgends sonst außer im Auge eines Hundes bemerkt habe, sagte sie dann: Wenn ich deinen Gott mit Opfern und Gebeten bezahlte, glaubst du, daß er meine Arbeit dann leichter machen würde? Ich bin so müde! Miß Lessing ließ sie neben sich aufs Gras setzen und redete mit ihr auf japanisch über den neuen Gott, der sich seine Hilfe nicht bezahlen läßt, und der etwas in ihr Herz legen könnte, das ihr Kraft zum Tragen jeder Bürde gäbe. Ich konnte nicht viel von dem, was sie sagten, verstehn, aber ich hielt ganz für mich allein eine kleine Andacht.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 19. April 1909

(Die neuen Wirren in der Türkei. Die auswärtige Lage. Fürst Bülow und Tittoni. Der Kampf um die Reichsfinanzreform.)

Mitten in den Nöten, die uns die Reichsfinanzreform verursacht, sonnte sich unsre öffentliche Meinung eine Zeit lang in den wärmenden Strahlen, die die Erfolge unsrer auswärtigen Politik über uns ausgegossen haben. Aber auch in der politischen Jahreszeit herrscht gegenwärtig Aprilwetter. Kaum hat sich der gute deutsche Philister nach langem Mißvergnügen einmal wieder behaglich dehnen und in die Brust werfen können, so verkriecht sich die Sonne schon wieder hinter einer dicken, dunkeln Wolkenwand. Die neuen Wirren in der Türkei haben einmal wieder die Illusionen zerstört und gezeigt, daß der Zündstoff noch immer daliegt. Es braucht nur ein Funke hineinzufallen, und die große Feuersbrunst ist da, die man doch eben noch auf lange Zeit verhütet zu haben glaubte.

Es würde ganz und gar verfrüht sein, schon jetzt über die Tragweite der Ereignisse in Konstantinopel ein Urteil zu fällen. Augenblicklich gibt es wohl nur verschwindend wenige Europäer, die auch nur annähernd mit Sicherheit sagen können, was diese Vorgänge in Wirklichkeit zu bedeuten haben. Für die unbeteiligte politische Welt ist zunächst nur sichtbar, daß das jungtürkische Komitee zurzeit aus der Rolle einer unverantwortlichen Nebenregierung verdrängt worden ist, daß der Sultan die Macht zurückgewonnen hat, die er unter normalen Verhältnissen nach der Verfassung eigentlich haben sollte, aber nach der unblutigen Revolution, die das absolute Regiment brach, dem jungtürkischen Komitee tatsächlich überlassen mußte. Wir wissen ferner, daß der Sultan den Schutz der Verfassung zugesagt hat, und daß auch, abgesehen von den persönlichen Absichten des Sultans, an eine wirkliche oder gar dauernde Wiederkehr des alten Regiments von den einflußreichen Türken und den Kennern der Türkei niemand glaubte. Darüber hinaus kann man keine bestimmten Ansichten äußern, ohne den Boden der beglaubigten Tatsachen zu verlassen und das Gebiet der subjektiven Meinungen, der Vermutungen und Kombinationen zu betreten. Das jungtürkische Komitee, das scheinbar gestürzt und zersprengt war, hat es verstanden, die Korps von Saloniki und Adrianopel zu seinen Gunsten in Bewegung zu setzen, sodaß jetzt vor Konstantinopel eine ansehnliche Truppenmacht steht, die die neue Regierung nicht anerkennt. Was sich daraus weiter ergeben wird, kann in diesem Augenblick unmöglich vorausgesagt werden. Es ist auch nicht unsre Aufgabe, an dieser Stelle auf die Einzelheiten der Vorgänge in der Türkei einzugehn; hier kommt nur in Betracht, welche Rückwirkungen diese Ereignisse auf die deutsche Politik haben können, und wie sich die Lage des Deutschen Reichs unter diesen Umständen gestaltet.

Da wird man vor allem eins beachten müssen. Wie man auch das in Konstantinopel Geschehene deuten und was für Folgen man ihm auch zuschreiben mag, darüber kann doch niemand, der nur einmal versucht hat, von dem Leben und der Weltanschauung des Orients eine Vorstellung zu gewinnen, im Zweifel sein, daß wir es hier mit einer Bewegung zu tun haben, die unmittelbar aus den besondern Verhältnissen der türkischen Welt heraus entstanden ist. Es ist ganz ausgeschlossen, daß irgendwelche außerhalb der Verhältnisse liegenden Ursachen dabei im Spiel gewesen sind. Die Kräfte, die dabei in Bewegung gesetzt worden sind, gehorchen keinen Einwirkungen von außen. Dagegen wäre es sehr merkwürdig und kaum zu erklären gewesen, wenn die jungtürkische Bewegung gar keinen aus den religiösen Traditionen entspringenden Widerstand zu überwinden gehabt hätte. Daß der Absolutismus, besonders in der Form, die er zuletzt in der Türkei an-

genommen hatte — wo die Zentralgewalt ihre Ohnmacht gegenüber den tausend Regungen der von moderner Kultur und modernem Verkehr beeinflußten Kräfte durch Spionage und andre demoralisierende Mittel auszugleichen suchte —, seine Rolle vollständig ausgespielt hatte, davon konnte man nach der Art, wie sich die Umwälzung vollzogen hatte, wohl überzeugt sein. Ob aber mit den Gebrechen des alten Systems auch alle religiösen Traditionen und alle aus dieser religiösen Tradition geschöpften Rechtsbegriffe, die aus dem innersten Wesen des Orients geboren sind, und mit denen das ganze Leben des Orients seit nahezu dreizehn Jahrhunderten verquickt ist, mit einemmal dahinschwinden würden wie der Schnee unter den Strahlen der Frühlingssonne, das war doch sehr fraglich, wenn auch die Zuversicht des zur Herrschaft gelangten Jungtürkentums das Selbstbewußtsein der europäischen Kulturwelt in der Neigung, diese Entwicklung für selbstverständlich zu halten, bestärken mochte. Jetzt hat sich nun doch herausgestellt, daß die Jungtürken die soeben bezeichneten Kräfte, die sich die Fehler des neuen Regiments, seine gelegentlichen Verstöße gegen die korrekte Handhabung der Verfassung und seine Nichtachtung der eingewurzelten religiösen Vorstellungen zunutze gemacht und in der Stille ihre Minierarbeit getrieben haben, erst niederkämpfen müssen. Mit welchen Mitteln das geschehen wird, ist in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch unklar. Die Gegner der Jungtürken haben natürlich, ohne die Verfassung zu beseitigen, doch die persönliche Autorität des Sultans wieder in den Vordergrund gebracht. Das war zunächst eine natürliche Folge der Ereignisse selbst. Wer die Wiederherstellung des „Scheria“ — der aus dem Koran und der religiösen Tradition entnommen Rechtssätze — forderte, der konnte auch den Kalifen nicht übergehn. Die Jungtürken beschuldigen deshalb den Sultan, den Putsch veranlaßt zu haben; es gibt indessen noch keine sichern Anhaltepunkte dafür, wie weit der Sultan seine Hand im Spiele gehabt hat. Man sieht aber, wie unsicher und unberechenbar das alles noch ist, und wie unmöglich es ist, daß diese innern Kämpfe, die eine spezifische und dabei in ihrem Verlauf gar nicht zu übersehende Lebensäußerung der orientalischen Welt sind, etwa durch europäische Einflüsse mit bewußter Absicht hervorgerufen sein könnten.

Trotzdem ist es behauptet worden. Auch denen, die es zufällig nicht in der Zeitung gelesen haben sollten, braucht man kaum noch erläuternd zu sagen, daß in der englischen und russischen Presse Deutschland beschuldigt wird, den Sultan und die Vertreter des alten Regime zu ihrem Anschlag gegen die Jungtürken angestiftet zu haben; die Auffassung, daß Deutschlands gute Beziehungen zur Türkei lediglich den Charakter persönlicher Freundschaft für Sultan Abdul Hamid tragen und im Grunde der Vorliebe der deutschen Regierung für jede Art von Despotismus und Tyrannei entspringen, gehört ja bekanntlich zu dem eisernen Bestand dieser Art von Presse bei ihren Urteilen über die Weltlage und die deutsche Politik. Von dieser Darstellung hebt sich dann namentlich die Selbstbespiegelung Englands als eines Schützers der Freiheit in der ganzen Welt besonders wirkungsvoll ab. Leider sind unsre lieben Freunde im Auslande diesmal nicht die allein Schuldigen. Auch unsre Anglophoben haben glücklich herausgefunden, daß die Wirren in der Türkei von England gemacht worden seien, damit sich Deutschland seiner Erfolge in der österreichisch-serbischen Streitfrage nicht freuen könne, Rußland aber durch neuentstandne Schwierigkeiten auf der Balkanhalbinsel — wobei man das Eingreifen Bulgariens in Rechnung stellt — Gelegenheit zur Einmischung erhalte und sich England für diesen Liebesdienst desto fester verbunden erachte. Nun ist es zwar eine sehr schöne Sache um scharfsinnige Kombinationen, durch die kluge Leute dem schwerfälligern Geist der in die Irrgänge der Diplomatie nicht Eingeweihten aufhelfen wollen, aber diesmal fehlt uns denn doch solcher Botschaft gegenüber ganz und gar der Glaube. Die Gründe haben wir schon auseinandergesetzt, aber wir müssen ihnen auch das Bedauern hinzufügen, daß einige deutsche Stimmen der

englischen Presse in diesem Falle auf das Gebiet beweisloser Verdächtigungen gefolgt sind, statt den Vorteil festzuhalten, den die kalte Ruhe des Machtbewußtseins und des guten Gewissens stets gegenüber der Nervosität und Hysterie des Neides und Hasses hat.

Schlimmer ist, daß viele unsrer Landsleute gegenüber den Schwierigkeiten, die wieder am Horizont auftauchen, die gute Laune verloren haben, die ihnen der Ausgang der serbischen Krisis verursacht hatte, und nun meinen, der Erfolg des Zusammengehns mit Österreich-Ungarn sei doch wohl nicht allzuviel wert gewesen. Man möge sich aber erinnern — und den Beweis für die Richtigkeit dieser Tatsache wird man auf allen Blättern der Weltgeschichte finden —, daß jeder Erfolg ein verstärktes Einsetzen der Gegenkräfte mit Notwendigkeit auslöst. Was viele jetzt für eine unliebsame Störung der Behaglichkeit, auf die sie Anspruch erheben, halten, ist die selbstverständliche Folge der Ereignisse, die wir mit solcher Befriedigung als Erfüllung unsrer nationalen Wünsche begrüßt haben. Es ist natürlich leichter und bequemer, von der Regierung und der Diplomatie einen Erfolg nach dem andern zu verlangen, sich in diesem Erfolge zu sonnen und dann die Anstrengungen der fremden Mächte, den Schwerpunkt wieder zu ihren Gunsten zu verschieben, den Fehlern unsrer Diplomatie zur Last zu legen und übellaunig und verzagt die Rückschläge zu beklagen. Aber wie die ganze Kette von Anfeindungen und Intrigen, denen Deutschland in den letzten achtunddreißig Jahren ausgesetzt gewesen ist, darauf zurückgeführt werden muß, daß das Ausland uns Bismarck und die Reichsgründung noch nicht verziehen hat, so läßt sich auch im einzelnen nachweisen, daß jeder Erfolg unsrer Politik neue Schwierigkeiten nach sich gezogen hat. Die Rede des Fürsten Bülow vom 29. März 1909 erinnert in gewisser Beziehung an die berühmte Rede des Fürsten Bismarck vom 19. Februar 1878. Auch diese Rede zog damals das Fazit der deutschen Politik, nachdem ein Orientkonflikt zu Ende geführt worden war — damals freilich durch eine gewaltsame Lösung —, und ließ das Gewicht erkennen, das Deutschland allein durch die Existenz seiner Machtmittel in die Wagschale zu legen hatte. Dieselbe Politik, die Bismarck in jener Rede festgelegt hatte, und die er auf dem Berliner Kongreß nachher durchführte, diese Politik, die so maßvoll und russenfreundlich war, daß sie von dem eifrigern Teil der nationalen Presse kurz vorher noch bekämpft worden war und nur deshalb widerstrebend anerkannt wurde, weil eben die ungeheure Autorität Bismarcks dahinterstand — diese nämliche Politik zog ihm die wütende Feindschaft der nationalistischen öffentlichen Meinung in Rußland zu, weil das mit den Waffen siegreiche Rußland seine Erwartung nach allen Opfern enttäuscht sah, daß der Schwerpunkt der europäischen Politik von Berlin nun wieder nach Osten hinübergleiten werde. In demselben Augenblick, wo öffentlich festgestellt werden kann, daß Deutschland durch die bloße Entschlossenheit, von seiner realen Macht Gebrauch zu machen, die Pläne andrer Mächte durchkreuzen kann, ist auch der Antrieb der sich behindert fühlenden Mächte da, diesen Einfluß zu brechen. Das Barometer dieser deutschfeindlichen Bestrebungen ist auch jetzt wieder ein Teil der englischen Presse. Dort wird wieder nach Leibeskräften gehetzt und verleumdet. Die Flottenangst, von der die in auswärtigen Fragen wenig gebildete und stets einseitig geleitete öffentliche Meinung Englands jetzt erfüllt ist, gibt nur die erwünschte Handhabe zu dieser Hetzarbeit. Wir müssen trotzdem diesem widrigen Treiben gegenüber die Ruhe bewahren, freilich auch ein wachsames Auge darauf haben. Wenn einstweilen dieser Lärm scheinbar auch von der englischen Regierung begünstigt wird, so darf man freilich auch nicht vergessen, daß die liberale Regierung diese Stimmungen benutzen muß, ohne die sie in den Reihen ihrer Anhänger keine Unterstützung für den als notwendig erkannten Ausbau der englischen Wehrkraft finden würde. Immerhin sind die leitenden Männer in England und die Mehrheit der gebildeten Kreise der Nation besonnen genug, um die letzten Konsequenzen dieser wahnwitzigen Stimmungen zurückhalten

zu können, sodaß man sich auch hüten muß, die Bedeutung dieser Hetzereien zu überschätzen.

Die Anwesenheit des Fürsten Bülow in Venedig hat Italiens auswärtiger Minister Tittoni benutzt, eine Zusammenkunft zu veranstalten, die, wie von vornherein anzunehmen ist, den Wert und die Bedeutung hatte, den jede Aussprache zwischen zwei leitenden Staatsmännern großer Mächte in einer schwierigen politischen Lage haben muß. Wenn in verschiednen Blättern behauptet worden ist, es sei über die Verlängerung des Dreibundes verhandelt worden, so ist das falsch, weil überhaupt der Zeitpunkt zu solchen Verhandlungen noch gar nicht gekommen ist. Überhaupt handelte es sich nicht um bestimmte Verhandlungen im Sinne eines politischen Programms dieser Zusammenkunft, sondern um einen durch die Gelegenheit gebotnen Meinungsaustausch über alle möglichen Tagesfragen. Dieser Meinungsaustausch aber war bei der von uns oft betonten eigentümlichen Doppelstellung Italiens als Mittelmeermacht und als Glied des Dreibunds nicht minder wichtig und nützlich.

Die Osterferien des deutschen Reichstags sind nun zu Ende, der Reichskanzler ist nach Berlin zurückgekehrt, und wir nähern uns den Entscheidungen, die in der Reichsfinanzreform fallen müssen. Die Bewegung zugunsten der erweiterten Erbschaftssteuer, die in der Umwandlung der Nachlaßsteuer in eine Erbanfallsteuer bestehn soll, hat weitere Kreise gezogen, und man darf wohl hoffen, daß sie ihre Wirkung auf die Haltung der Konservativen nicht verfehlen wird. Denn es handelt sich bei dieser ganzen Bewegung nicht um „Damaskuswunder", wie die Deutsche Tageszeitung fortfährt, mit Spott und Bitterkeit zu predigen, wenigstens nicht um Damaskuswunder in dem Sinne, daß die Leute plötzlich zu Freunden einer Einrichtung werden, deren Gegner sie erst gestern noch gewesen sind, sondern um das Wachsen der Einsicht, daß es wirklich keinen andern Ausweg aus den bestehenden Schwierigkeiten gibt, und daß man vor die Wahl gestellt ist, entweder die Reichsfinanzreform scheitern zu lassen oder gewisse Bedenken zurückzustellen, die man bisher gegen die erweiterte Erbschaftssteuer noch gehegt hat. Nur darin ist vielleicht auch in der Stellung zu der sachlichen Bedeutung dieser Steuer in konservativen Kreisen eine Änderung eingetreten, daß man anfängt, die Bedenken, die noch keineswegs geschwunden sind, auf ein richtiges Maß zurückzuführen, sie von dem Beiwerk der Übertreibungen, das die demagogische Verhetzung des Bundes der Landwirte damit verquickt hat, zu trennen und zwischen diesen wirklichen Bedenken und der Möglichkeit des Scheiterns der Reform wieder vernünftig abzuwägen. So ist auch die Massenversammlung zu verstehn, die die deutsche Mittelstandsvereinigung in den Ostertagen in Berlin veranstaltet hat. Man würde irren, wenn man die Vertreter dieser sogenannten Mittelstandsbewegung für Freunde der Erbschaftssteuer und ähnlicher Besteuerungen der Hinterlassenschaften halten wollte. Es handelte sich nur um Durchbrechung des terroristischen Banns, unter dem das Agrariertum diese Kreise mit Hilfe von wüsten Übertreibungen und Irreführungen hielt, sodaß es endlich einmal möglich wurde, auch in diesen Kreisen zunächst eine Vorstellung von dem wahren Sachverhalt zu erwecken und dadurch die Bahn frei zu machen für die vernünftige Überzeugung, daß es trotz manchen Bedenken einen andern Weg zur Durchführung der Reichsfinanzreform, die auch für den Mittelstand eine Lebensfrage ist, tatsächlich nicht gibt. Auf der Grundlage dieser Einsicht nimmt denn auch der Abfall von der agrarisch approbierten Anschauung beständig zu. Wir werden vielleicht in einer der nächsten Betrachtungen Gelegenheit haben, auf eine andre Abbröcklung von dem Gebäude der agrarischen Macht zurückzukommen. Es ist die Ansiedlerbewegung in der Ostmark, wo die kleinen Besitzer in die Lage versetzt worden sind, sich gegen die Bestrebungen des Großgrundbesitzes wehren zu müssen. Doch das erfordert eine eingehende Erläuterung. Hier sei nur die Hoffnung ausgesprochen, daß die konservative Partei den Augenblick nicht verpassen wird, wo sie

noch die freie Wahl hat, entweder dem Staatsinteresse im Sinne der alten gesunden Parteigrundsätze zu folgen oder vor einer Organisation wirtschaftlicher Sonderinteressen zu kapitulieren. Wie sie bei freier Wahl entscheiden wird, ist uns nicht zweifelhaft, aber es könnte sein, daß es für eine freie Wahl zu spät wird und bedingungslos kapituliert werden muß.

Aus dem Wirtschaftsleben 17. April 1909

(Liegt die gesetzliche Regelung des Depositenwesens im öffentlichen Interesse? Zweimonatsbilanzen der Banken.)

In etwa sechs bis acht Wochen wird die Bankenquetekommission aufs neue zusammentreten, um über Punkt 6 des Fragebogens (Grenzboten Nr. 45, 1908, Seite 302) zu beraten. Man hatte die Beratung der Frage 6, die Regelung des Depositenwesens, auf später verschoben, weil sie angeblich mit den ersten fünf Fragen, die die Stärkung der Reichsbank betreffen, nichts zu tun hat. Tatsächlich wird jedoch die Stellung der Zentralnotenbank in der heutigen Volkswirtschaft durch die Entwicklung der Depositenbanken so stark beeinflußt, daß man Punkt 6 als den für die Reichsbank wichtigsten Punkt des Fragebogens bezeichnen kann. Wir haben in London das warnende Beispiel. Die Gesetzgebung beabsichtigte dort, der Bank von England eine überragende Stellung im Bankwesen einzuräumen. Die Entwicklung des Depositenbankwesens hat jedoch diese Absichten vollständig durchkreuzt und die Bank von England heute zu einem in mehrfacher Beziehung reformbedürftigen Institut gemacht. Handels- und Bankkreise sind in England in der letzten Zeit mit zahlreichen Reformvorschlägen auf den Plan getreten, die teils eine direkte Stärkung der Zentralbank, teils eine Reformierung des Privatbankwesens bezwecken. Ein Grundübel des englischen Bankwesens, das Halten zu geringer Barvorräte, soll bekämpft werden. Das Metallfundament für das von den Banken errichtete — bewunderungswürdige — Kreditgebäude ist in England wie in Deutschland zu schwach geworden. Aus dieser Entwicklung ergibt sich für die Bankwelt ohne weiteres die Verpflichtung, der Öffentlichkeit einen möglichst weitgehenden Einblick in die Art der Geschäftsführung und den Stand des Vermögens zu gewähren.

Obwohl die englischen Banken seit langem halbjährlich und die bedeutendsten Londoner Institute auf Lord Goschens Veranlassung sogar monatlich Bilanzen veröffentlichen, gehn die Forderungen der englischen Sachverständigen doch mit Recht noch weiter. Man hält noch immer für die Banken die Versuchung, die bei ihnen konzentrierten gewaltigen Kapitalien leichtsinnig zu verwenden, für zu groß und fordert deshalb von sämtlichen Banken und Bankiers Monatsbilanzen, die auf Grund des Durchschnitts der täglichen Salden gezogen sind, um so die Möglichkeit eines künstlichen Zurechtstutzens der Bilanzen am Monatsschluß möglichst zu beschränken. Die Weigerung der Bankwelt, diese Forderungen zu erfüllen, bezeichnet Withers*) als durchaus unwürdig der hohen Traditionen des englischen Bankwesens.

In Deutschland hat man den Einfluß der zunehmenden Kapitalkraft der Privatbanken auf die Reichsbank sehr wohl erkannt, das ist erst kürzlich, wie wir im März berichtet haben, von einer ersten Autorität festgestellt worden.**) Die in den letzten beiden Jahren von allen Seiten geförderte Entwicklung des Scheck- und Überweisungsverkehrs wird in verstärktem Maße dazu beitragen, die Barbestände der Banken zu vermindern, das metallne Fundament des deutschen Kreditgebäudes zu schmälern. Der Anschluß der Staatskassen an den Giroverkehr machte im ver-

*) The Meaning of Money. London, 1909. Zweite Auflage. S. 117.

**) Man darf den Fortsetzungen der heute im Bankarchiv begonnenen Veröffentlichung des Vortrages: Die Stellung der Zentralnotenbanken in der heutigen Volkswirtschaft, von Dr. Karl von Lumm, mit größtem Interesse entgegensehen.

gangnen Jahre in Sachsen, Preußen und Elsaß-Lothringen weitere Fortschritte; im Königreich Sachsen schlossen sich 151 Gemeinden zu einem Gemeindegiroverband zusammen, und der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes schlug die Errichtung eines Reichsclearings für ganz Deutschland unter Leitung der Reichsbank vor. Die Vorteile dieser Bewegung sind in den Grenzboten hinreichend betont worden, doch darf man auch die Nachteile eines zu ausgedehnten Scheckverkehrs nicht übersehen. Professor Schuhmacher in Bonn hat bei einer Besprechung der amerikanischen Geldkrisis auf die Nachteile des starren amerikanischen Schecksystems gegenüber dem elastischen deutschen Notensystem hingewiesen. Hier liegt in der Tat die Grenze, über die hinaus die bargeldersparenden Zahlungsmethoden mehr Schaden als Nutzen stiften würden, wenn nicht in irgendeiner Weise Vorsorge getroffen wird, daß die Barreserven des Landes jederzeit, auch in Krisenzeiten, groß genug sind und die Stellung der Zentralbank nicht geschwächt wird.

Als die Reichsbank vor etwa drei Jahren begann, durch Erhöhung der Mindestguthaben im Giroverkehr ihre Position zu stärken, konnten die Banken zur Abwehr bereits darauf hinweisen, daß sie sich auf der Grundlage ihres immer mehr wachsenden Filialnetzes ihren eignen Giroverkehr schaffen würden. Eine doppelte Gefahr drohte also: auf der einen Seite die Verminderung der Barreserve überhaupt, auf der andern eine direkte Schädigung der Zentralnotenbank durch Beeinträchtigung eines ihrer wichtigsten Geschäftszweige.

Wenn nun die Regelung der Depositenfrage im Herbst 1908 auf einige Monate verschoben worden ist, so geschah das wohl, weil man Zeit gewinnen wollte, um die so eminent wichtige Frage nach allen Seiten hin zu erwägen. Eine übereilte falsche Lösung der Frage könnte dem gesamten Wirtschaftsleben den größten Schaden zufügen. Die Erfahrungen mit dem Börsengesetz mahnen zur Vorsicht. Wir dürfen nie vergessen, was die Banken dank der freien Verwendung der ihnen anvertrauten Gelder in den letzten Jahrzehnten für die deutsche Volkswirtschaft geleistet haben.

Fragen wir jedoch: Erscheint es im öffentlichen Interesse geboten, für die Sicherheit und Liquidität der Anlage von Depositen und Spargeldern auf dem Wege der Gesetzgebung Sorge zu tragen? so ergibt sich schon aus dem vorstehenden eine bejahende Antwort, deren Berechtigung noch weiter erwiesen wird, wenn man sich die Natur der sogenannten Depositen klarmacht.

In Bankkreisen wird ein Bedürfnis für die Sichrung der Bankdepositen bestritten, weil sie keine Spargroschen kleiner Leute seien. Demgegenüber möchten wir behaupten, daß dennoch ein nicht unbedeutender Teil aus Spareinlagen besteht, die angelockt wurden teils durch irreführende Firmenbezeichnungen, teils durch die imponierende Höhe der eignen Mittel der Banken. Die an den Depositenkassen in großen Lettern angebrachte Reklame „hundert Millionen Mark Aktienkapital, fünfzig Millionen Reserven“ oder ähnlich wirkt absolut sicher gerade auf die untern Kreise der Bevölkerung zumal in Zeiten hoher Depositenzinsen.

Der größte Teil der Bankdepositen besteht aber aus Betriebsmitteln der Kaufleute und den infolge der Propaganda für Ausbreitung des Scheckverkehrs eingezahlten Guthaben aller Gesellschaftskreise, die von Tag zu Tag, von Woche zu Woche zur Bestreitung der täglichen Ausgaben abgehoben werden. Gerade dieser Teil der Bankdepositen, der die Betriebsreserve der deutschen Wirtschaft darstellt, muß dauernd liquide erhalten werden. Als liquide Deckung können nun wohl die Wechselbestände der Banken angesehen werden, aber die Anlage der Depositen in leicht realisierbaren Werten allein genügt noch nicht. Als wichtige Ergänzung muß für Krisenzeiten jederzeit eine ausreichende Barreserve vorhanden sein. Man braucht nicht erst auf die Bankkonkurse des Jahres 1908 zu verweisen oder auf die Mißstände im deutschen Bankwesen, die Lansburgh durch seine verdienstvolle Statistik

sämtlicher deutschen Aktienbanken aufgedeckt hat, um darzutun, daß die gesetzliche Regelung des Depositenwesens im öffentlichen Interesse liegt. Unsre Aktienbanken sind ja auch ihren Aktionären gegenüber verpflichtet, deren Privatinteressen hauptsächlich zu wahren. Diese aber können nur allzuleicht mit den öffentlichen Interessen kollidieren.

Es fragt sich demnach nur, in welchem Umfange die gesetzliche Regelung erfolgen soll. Dreierlei ist denkbar. Die Kreditinstitute werden angehalten, in kurzen Zwischenräumen regelmäßig ausführliche Bilanzen nach vorgeschriebnem Muster zu veröffentlichen, oder es wird ihnen die Verpflichtung auferlegt, sich hinsichtlich der Deckung der Spar- und Depositengelder Normativbestimmungen zu unterwerfen, die nicht nur die Sicherheit, sondern auch die Liquidität der Gelder gewährleisten. Schließlich käme in Betracht, allen Kreditinstituten gesetzlich die Abführung einer gewissen Barreserve an die Reichsbank vorzuschreiben. (Wir lassen den wiederholt gemachten Vorschlag, die Banken in reine Depositen- und Spekulationsbanken zu trennen, für heute ganz außer Betracht.)

Die Berliner Großbanken haben rechtzeitig erkannt, daß sie sich dem Wunsche nach häufigerer Veröffentlichung von Bilanzübersichten nicht mehr verschließen konnten. Was den Londoner Banken schon seit Jahren möglich war, mußten auch unsre Großbanken durchsetzen können, und so haben sich acht Berliner Banken freiwillig in einem Schreiben an den Präsidenten der Bankenquetekommission bereit erklärt, in zweimonatigen Zwischenräumen Bilanzübersichten zu veröffentlichen. Die erste Zweimonatsbilanz, aufgestellt am 28. Februar, wurde Ende März veröffentlicht. Ob nach diesem Vorgehen der Banken eine gesetzliche Regelung wird vermieden werden können, ist mehr als zweifelhaft. Nur sehr wenige Provinzbanken sind dem Beispiele der Großbanken gefolgt, und selbst von diesen hat eine, die Berliner Handelsgesellschaft, geglaubt, sich ausschließen zu dürfen.

Hält man die Depositen durch größere Öffentlichkeit der Bilanzen für hinreichend gesichert, so würde damit der Presse eine große Verantwortung zugeschoben werden, da sie durch fortwährende Beobachtung und Kritik das Publikum über die Sicherheit der verschiednen Institute unterrichten müßte. Dazu müßte jedoch der Presse erst durch ein wesentlich erweitertes durchsichtiges Bilanzschema die Möglichkeit verschafft werden.

Dem Vorschlage, die Kreditinstitute zur Anlage der Depositen nach bestimmten Grundsätzen zu zwingen, ist unsers Erachtens nicht beizustimmen, jedenfalls nicht für die größern Banken, deren Bewegungsfreiheit dadurch zu stark beschränkt werden würde.

Die größte Beachtung verdient dagegen, wie wir erneut betonen möchten (vgl. Grenzboten Nr. 18 1908, Seite 212 ff.), der Vorschlag des Präsidenten der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse Heiligenstadt, die Kreditinstitute zu veranlassen, ein bis zwei Prozent der fremden Gelder als Barreserve an die Reichsbank abzuführen. Schon ein Prozent der fremden Gelder würde bei einem Gesamtbestande von 24 Milliarden Mark (Banken 8,4, Kreditgenossenschaften 2,6 und Sparkassen 13 Milliarden Mark) eine Reserve von 240 Millionen Mark ergeben. Selbst wenn die Reserve zunächst durch Inanspruchnahme der Reichsbank durch Wechseleinreichungen geschaffen würde, so müßte sie sich doch, wie Dr. Anton Arnold im Bankarchiv (Jahrgang 1907, Seite 55 bis 61) in einer ganz vorzüglichen Abhandlung über die Bedeutung der Giroguthaben für die Bankpolitik nachweist, allmählich auf dem Wege des Inkassos der fällig werdenden Wechsel in Barmittel verwandeln und würde nunmehr die Möglichkeit bieten, im Notfalle den dreifachen Betrag in Noten auszugeben.

Die folgende Übersicht gibt die Bilanzen der acht Berliner Großbanken und der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt in Leipzig. Eine eingehende Kritik der einzelnen Positionen behalten wir uns für später vor, sobald mehrere der Zweimonatsbilanzen veröffentlicht sein werden.

	Deutsche Bank		Dresdner Bank		Diskonto-Ges.		Darmstädter		Schaaffhaus.		Com. u. Disk.		National-Bank		Mitteld. Cr.		Allg. Deutsche Credit-Anstalt	
	31. Dez. 1908	28. Febr. 1909	31. Dez. 1908	28. Febr. 1909	31. Dez. 1908	28. Febr. 1909	31. Dez. 1908	28. Febr. 1909	31. Dez. 1908	28. Febr. 1909	31. Dez. 1908	28. Febr. 1909	31. Dez. 1908	28. Febr. 1909	31. Dez. 1908	28. Febr. 1909	31. Dez. 1908	28. Febr. 1909
Aktiva																		
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons	104,03	55,71	44,13	22,57	38,09	15,12	37,24	19,71	13,73	10,49	14,30	8,48	11,86	5,60	7,04	5,77	13,51	7,35
Wechsel und deutsche Schatzanweisungen	571,56	684,79	248,67	243,91	158,93	197,15	147,29	141,11	75,46	77,93	69,24	80,81	59,89	53,15	31,10	29,29	77,91	92,84
Guthaben bei Banken und Bankiers	60,82	47,78	33,38	53,58	42,79	51,01	25,71	20,73	9,57	8,02	17,37	13,60	10,42	8,19	3,27	2,28	5,56	7,78
Reports und Lombards	222,12	210,73	85,04	102,54	58,10	55,63	65,29	84,13	34,20	31,12	44,14	46,30	54,09	61,16	15,61	19,86	7,52	7,45
Vorschüsse auf Waren u. Warenverschiffungen	60,37	51,38	28,81	39,67	78,43	87,11	—	10,72	—	—	19,63	11,67	—	—	0,57	1,00	18,27	18,25
Eigne Wertpapiere	55,68	50,48	61,03	61,15	29,49	32,64	47,78	51,03	42,34	46,13	33,40	38,36	21,17	24,48	5,27	5,36	18,31	19,52
Konsortialbeteiligungen	36,84	29,62	42,30	42,18	64,43	53,32	46,84	47,12	33,59	29,85	12,14	11,04	33,29	31,68	8,59	7,88	9,67	8,80
Dauernde Beteiligung b. andern Bankinstituten und Bankfirmen	78,92	73,32	27,21	31,66	100,92	102,40	33,31	35,41	27,70	24,59	10,09	10,07	—	—	2,23	2,43	16,76	16,76
Debitoren in laufender Rechnung	616,23	662,55	444,70	462,02	294,00	278,30	263,21	264,77	318,84	307,30	141,20	147,98	139,95	144,47	96,56	99,39	194,05	190,69
Passiva																		
Aktienkapital	200,00	200,00	180,00	180,00	170,00	170,00	154,00	154,00	145,00	145,00	85,00	85,00	80,00	80,00	54,00	54,00	90,00	90,00
Reserven	101,83	101,83	51,50	51,50	57,59	57,59	30,25	30,25	34,16	34,15	12,70	12,70	12,82	12,82	7,43	7,43	37,85	37,85
Kreditoren in laufender Rechnung	779,58	823,49	371,60	415,32	235,00	227,28	283,18	287,95	224,39	202,78	131,11	131,13	145,50	141,03	48,03	49,62	109,30	101,58
Depositengelder	489,24	469,08	224,57	210,14	218,54	212,95	108,81	99,39	72,34	71,50	78,15	76,38	36,86	34,42	18,45	17,60	82,67	89,86
Akzepte und Schecks	231,95	256,36	189,15	211,87	171,01	191,03	88,55	101,03	79,46	84,08	57,13	61,69	50,99	55,90	42,20	43,91	49,77	57,56
Aval-Verpflichtungen	84,31	86,05	35,78	36,28	35,91	36,31	17,20	16,83	44,65	49,76	16,52	16,65	9,29	9,98	3,78	3,85	3,31	3,56
Sonstige Passiven	39,71	39,84	20,05	20,81	20,10	21,03	9,90	10,62	14,58	15,30	6,35	11,57	7,95	8,67	4,63	6,65	10,85	15,84

Wir bemerken nur noch, daß sich die Deutsche Bank von vornherein eine Sonderstellung gesichert hat dadurch, daß sie schon seit Jahren eine getrennte Verwaltung der Depositen und Anlage der Gelder in sichersten Wertpapieren durchgeführt hat. Bemerkenswert ist ferner, daß die Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank) nach der spekulativen Ära Dernburg mit Erfolg in eine Periode innerer Kräftigung eingetreten ist. Das ist um so wichtiger, als die Darmstädter Bank zu den Großbanken gehört, die durch schnelle Vermehrung der Depositenkassen und Filialen auf die Heranziehung von Depositen besondern Wert legen.

Die christliche Gewißheit. Ist die Gewißheit der christlichen Wahrheit von dem Nachweis abhängig, daß die heiligen Schriften von den Männern herrühren, denen sie zugeschrieben werden? Dann würde es schlimm stehen um die Sicherstellung der Wahrheit und die Gewißheit des Glaubens. Der Laie wäre den schriftforschenden Theologen auf Gnade und Ungnade in seinem Glaubensleben ausgeliefert, und da jetzt wohl jeder Nichttheologe soviel weiß, daß die Theologen über die Authentie der biblischen Schriften noch in vollem Streit sind, so müßte er seine Gewißheit bis zur Austragung dieses Streites, das heißt für alle Zeiten suspendieren. Das ist ja in der Tat der Fall bei vielen, die solche Sachlage durchaus nicht beklagen, sondern sie recht bequem finden, bei andern aber der Grund steter Beunruhigung. Ja selbst der theologische Gelehrte darf auf die Resultate seiner historischen Forschung seine Heilsgewißheit nicht bauen, denn diese Resultate muß er als Forscher stets kritischen Einwänden zugänglich erhalten, seine religiöse Gewißheit aber muß einen Grund haben, den die nagenden Wogen der Kritik nicht unterspülen können.

Gibt es nun einen Punkt der Gewißheit um das Christentum, der, von allen wissenschaftlichen Beweisen unabhängig und unbestreitbar, in gleicher Weise dem einfachen Christen wie dem Gelehrten zugänglich ist? Wie sich die Sonne dem Auge als Licht unmittelbar beweist und unter ihrem Einfluß sich die Aufnahmefähigkeit des Auges für das Licht entwickelt, so liegt auch in der christlichen Heilswahrheit die Kraft, das Gemüt unmittelbar ihrer gewiß zu machen. Auch hier liegt dies daran, daß der Mensch, auf Gott hin geschaffen, ein Organ zur Aufnahme des göttlichen Lichtes in sich trägt. Durch die sich in Gottes Wort anbietende Wahrheit wird das Organ geweckt und zur immer völligern Aufnahme entwickelt. Auf diese Erfahrung, deren er gewiß ist, gründet sich letztlich die Überzeugung des Christen. Daß ihm Widerspruch von seiten solcher entgegentritt, die eine derartige Erfahrung nicht gemacht haben, darf ihn nicht befremden und wird seine Gewißheit nicht erschüttern. Denn daß diese ihm zugängliche und gewisse Wahrheit allgemeingiltig ist, geht für ihn evident daraus hervor, daß er erfahren hat, wie durch dieses christliche Heil erst seine Persönlichkeit die Vollendung gefunden hat, die keimhaft in jedem Menschenwesen angelegt ist. Wo diese Entwicklung noch nicht stattgefunden hat, sieht er einen Mangel und die Aufgabe gesteckt, daß sie sich noch vollzieht. Daß eine verkümmerte Persönlichkeit das Organ für die höchste Wahrheit noch nicht besitzt, raubt dieser Wahrheit nichts an ihrer Geltung und dem Christen nichts von ihrer Gewißheit. Dies sind die Grundgedanken einer beachtenswerten Schrift*) des Leipziger Professors D. Ihmels über die christliche Wahrheitsgewißheit.

In dem ersten Teile seines Buches gibt der Verfasser eine geschichtliche Orientierung der Versuche zur Fundamentierung der religiösen Gewißheit, im zweiten

*) Ihmels, D. L., Die christliche Wahrheitsgewißheit, ihr letzter Grund und ihre Entstehung. Zweite, erweiterte und veränderte Auflage. Leipzig, A. Deicherts Verlagsbuchhandlung (Sg. Böhme), 1908. 403 Seiten, Preis 7 Mark.

Teile eine zusammenhängende Darstellung der eignen Ansicht. Für das Studium empfehlen wir, den Anfang mit dem zweiten Teile zu machen. Das Resultat ernster theologischer Arbeit ist hier niedergelegt. Wem es darum zu tun ist, sich in ernster geistiger Arbeit Rechenschaft über den Grund seiner religiösen Überzeugung zu geben, dem muß diese Schrift angelegentlichst empfohlen werden. Lic. Dr. Simon

Zur Urgeschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruch der Geschichte. Unter diesem Titel ist in der Sammlung der Spemannschen Kompendien (W. Spemann, Stuttgart) ein 584 Seiten starker, durch mehr als 1500 Abbildungen illustrierter Band erschienen, dessen Verfasser, Dr. Robert Forrer, sich durch sein Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer längst bei allen Freunden der Urgeschichte einen geachteten Namen erworben hat. Im Vorworte bezeichnet Forrer das neue Buch gleichsam als ein Nebenprodukt der Vorarbeiten zu jenem umfangreichen Reallexikon, geplant als ein Anhang, der die im Lexikon behandelten Zeitabschnitte von der Urzeit bis zum Beginn des christlichen Mittelalters in einer zusammenfassenden Darstellung rekapitulieren sollte, der aber einen solchen Umfang annahm, daß er als eine Beigabe zum Hauptwerke nicht mehr in Betracht kommen konnte. Die weiten Kreise prähistorisch interessierter Laien werden dem Schicksal für diese Fügung Dank wissen, denn so ist ein handliches Werk entstanden, das unsre heutige Kenntnis von den Menschenaffen und primitiven Menschen, von den ersten Geräten und den Eolithen, von der paläolithischen, der transneolithischen, der neolithischen Zeit, der Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit in ebenso sachlicher wie ansprechender und anregender Form vermittelt. Das reiche Illustrationsmaterial des Hauptwerkes ist auch der „Urgeschichte" zugute gekommen: bei weitem die meisten der Abbildungen sind jenem entnommen, aber durch viele neue vermehrt. Wir zweifeln nicht, daß auch der Fachmann zu diesem Buche greifen wird, wünschen jedoch vor allem, daß es in die Hände recht vieler Lehrer, Geistlichen und gebildeter Gutsbesitzer, die in Gegenden ansässig sind, wo gelegentlich prähistorische Funde gemacht werden, gelangen möge. Der Preis von 6 Mark für den schön gebundnen Band ist erstaunlich billig und nur dadurch zu erklären, daß der Verlag bei seinen Kompendien auf einen Massenabsatz rechnen kann. J. A. H.

Henrik Steffens. Lebenserinnerungen aus dem Kreise der Romantik. In Auswahl herausgegeben von Gundelfinger. (Jena, Eugen Diederichs.) Henrik Steffens, Däne von Geburt, doch Deutscher seiner Kunst und seinen Werken nach, gehörte dem Kreise der Romantiker, der Tieck, Gebrüder Schlegel u. a., an. Aus seinen Romanen und Novellen — wenn wir nicht der originellen Romane soviele hätten — würde mancher Entdecker Perlen einer lebendigen und individuellen Prosapoesie herausfinden können. Steffens war ein Eigenbrödler, wie alle Romantiker fand er nicht die letzte Synthese für seine künstlerischen Absichten. Sein subjektives Wesen verleitete ihn nicht nur zu unerhörter Weitschweifigkeit, sondern auch zu psychologischen Analysen, die leicht in die Irre führen. Seine zehnbändige Autobiographie ist voll der Zeugnisse hierfür. Man findet ungemein interessante, über Persönlichkeiten und gewisse Zeitumstände, literarische Beziehungen usw. Aufschluß gebende Partien darin, aber ebenso häufig ganz subjektive Erörterungen, Folgerungen, sodaß man nur mit Vorsicht das Werk benutzen kann. Gundelfinger hat nun aus diesem umständlichen Werke eine 400 Seiten starke Auswahl herausgesichtet und zusammengestellt. Gundelfinger ist ein Mann von feinstem Spürsinn für das Wesentliche und Bedeutsame und von bestem Geschmack, man wird das auch hier wiederum häufig gewahr. So hat er namentlich und mit Recht die

Stellen hervorgehoben, die interessante Aufschlüsse über markante Persönlichkeiten, über das Wesen wichtiger Kulturerscheinungen geben. Auf diese Weise wird uns eine hochbedeutsame Zeit wieder lebendig, verständlich, und das ist doch schließlich das, worauf es ankommt sowohl für den künstlerisch genießenden Leser wie für den Kenner der Zeit, der gern an einer neuen Veranschaulichung seine Vorstellungen mißt. Namensregister und Anmerkungen sowie die schöne Ausstattung sind anzuerkennen; jedoch leistet sich Gundelfinger in seiner Einleitung manche Übertreibung, manch allzu persönliches Urteil. Man kann E. M. Arndt — in seinem Alter — nicht einen „kümmerlichen Gesellen" nennen. Wahrscheinlich kennt Gundelfinger die außerordentlich phantasievollen und sprachlich tiefen Altersgedichte Arndts nicht. Ich empfehle gerade ihm deren Studium.

Hans Benzmann

Shakespeare in deutscher Sprache. Eine neue monumentale Shakespeareausgabe*) ist, obwohl wir keine solche, die einem modernen Geschmack entspricht, besitzen, immerhin ein gewagtes Unternehmen. Shakespeare ist derartig populär in Deutschland, daß alt und jung, reich und arm, sein Genüge in einer sogenannten Klassikerausgabe gefunden hat und findet. Nun gibt es allerdings sehr viele, die sich eine besonders stilvoll ausgestattete Shakespeareausgabe wünschen, eine Ausgabe, die auch wählerisch in der Übersetzung ist, die alle Dramen in einer von einem einheitlich gerichteten Geiste zeugenden Übersetzung wiedergibt und doch jedes Stückes individueller Eigenart voll Genüge tut. Man hat an allen bisherigen Übersetzungen Kritik geübt. Es würde sich wohl lohnen, einmal von jedem Stücke die relativ beste Übersetzung herauszunehmen, sie mit kundigem, untrüglichem Sinn zu berichtigen, wo es notwendig ist, und dann alle diese Meisterleistungen zusammenzustellen. Ob nicht doch Stil und Art der verschiedensten Übersetzer disharmonisch wirkt? Ob dieses subjektive Auswählen dem subjektiven Empfinden und Verstehen, dem Kunst- und Kultursinn der Leser entspricht oder immer entspricht? Es ist ein gefährliches Unternehmen. Aber daß es einmal in die Wege geleitet wurde, ist zunächst anzuerkennen. Friedrich Gundolf, selbst ein Dichter aus der Schule Stefan Georges, der freilich dem Volksdichter Shakespeare nicht gerade nahe steht, hat dieses Unternehmen begonnen. Wir sehen einen sich äußerlich monumental repräsentierenden Band vor uns, den Melchior Lechter etwas üppig in den Zierleistungen, in der Drucktype usw. ausgestattet hat — doch wird die Shakespearestimmung durch diese Mischung von Gotik und Renaissance durchaus nicht gestört. Im Gegenteil, mir scheint diese Feierlichkeit der Größe des Genius und dem Charakter der Zeit, der ja auch er angehört, der Renaissance, zu entsprechen. Leider scheint der Druck von der Gegenseite hier und da durch das Papier störend hindurch. Gundolf hat hauptsächlich die Übersetzungen von August Wilhelm Schlegel herangezogen, die er von offenbaren Fehlern reinigen will, dazu kommen seine Neuübertragungen und die relativ besten nicht-schlegelschen Übertragungen. Der erste vorliegende Band enthält die Römerdramen Coriolanus, Julius Cäsar, Antonius und Kleopatra. Hiervon hat Gundolf den Coriolan und Antonius und Kleopatra übersetzt. Die Übersetzung hat ihre feinen sprachlichen und künstlerischen Reize; doch man muß sich in ihren Ton, gleichsam in ihr Nervensystem erst hineinlesen.

Hans Benzmann

*) Herausgegeben und zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. Gesamte Ausstattung von Melchior Lechter. Erster Band: Die Römerdramen. Broschiert 6 Mark, Leinen gebunden 7,50 Mark, Leder 12,50 Mark. Berlin, Georg Bondi.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Fünfundzwanzig Jahre Kolonialpolitik

Am 24. April konnten wir die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier unſrer Kolonialpolitik begehn. Am 24. April 1884 hat Bismarck den Grund zur Gründung unſrer erſten Kolonie gelegt, indem er die Landerwerbungen des Kaufmanns Lüderitz an der ſüdweſtafrikaniſchen Küſte bei Angra Pequena, heute Lüderitzbucht, unter den Schutz des Deutſchen Reiches ſtellte. Die zahlreichen alten Afrikaner und die erfreulicherweiſe jetzt ebenfalls zahlreichen ſonſtigen Kolonialfreunde haben mit Recht dieſen Tag gebührend gefeiert. Auch die Preſſe hat ihn nicht vorübergehn laſſen, ohne — je nach der Parteirichtung — bei dieſer Gelegenheit wieder einmal feſtzuſtellen, daß wir ſtolz auf unſre Kolonien ſein können und draußen ein achtungswertes Stück Kulturarbeit geleiſtet haben, oder in altgewohnter Weiſe die Schale des Zorns und Hohns über unſre Kolonialpolitik auszuſchütten und — wie zum Beiſpiel das Blatt der Berliner Spießer, die Volkszeitung — kühnlich zu behaupten: „Die einzige greifbare Frucht dieſer viertelhundertjährigen Kolonialpolitik iſt der Erwerb der Inſel Helgoland, bei deren Eintauſch wir Gott ſei Dank wenigſtens einen großen Fetzen Afrika losgeworden ſind.“

Nicht als ob wir dieſem Blättchen irgendwelche ernſthafte Meinung zugeſtehn würden, wir zitieren es lediglich darum, um zu zeigen, daß es doch noch ſonderbare Heilige gibt, die von Kolonialpolitik grundſätzlich nichts wiſſen wollen und jeder Arbeit, für die man nicht ſofort, wie für ein paar Stiefelſohlen, Bargeld bekommt, überhaupt für Unſinn erklären. Andrerſeits ſoll dieſes Beiſpiel zeigen, wie dünn geſät heute derartige Kolonialgegner ſind, wie tief der koloniale Gedanke doch in den letzten Jahren ins Volk gedrungen iſt. Denn abgeſehen von den ſozialdemokratiſchen Parteiblättern, die überhaupt keine eigne Meinung haben dürfen, ſicherlich aber nicht die Meinung

der denkenden Arbeiter vertreten, dürfte die Art, wie sich die Berliner Volkszeitung mit den Kolonien in ihrer heutigen Verfassung abfindet, einzig dastehn. Die übrige Presse steht heute mit seltner Einmütigkeit, wenn auch mit mehr oder minder Verständnis, unsern kolonialen Bestrebungen wohlwollend gegenüber, und es darf ruhig ausgesprochen werden, daß die Mehrheit des deutschen Volkes dies ganz in der Ordnung findet. Bismarck hat in einer seiner kolonialen Taufreden die Befähigung, Kolonialpolitik zu treiben, für uns dahin präzisiert: „Eine deutsche Kolonialpolitik ist nur möglich, wenn sie von der Gesamtheit des nationalen Wollens mit Entschlossenheit und Überzeugung getragen wird.“ Nun, das nationale Wollen haben die letzten Reichstagswahlen überzeugend dargetan. Die Minderheit, die immer noch nicht begreifen will — hat es sich selbst zuzuschreiben. Wir können ruhig über sie zur Tagesordnung übergehn, denn auch sie wird sich in nicht zu ferner Zeit der Macht der Tatsachen beugen müssen. Bei dem einen geht das Begreifen, je nach seinen Beziehungen zum wirtschaftlichen Leben, schneller, bei dem andern langsamer. Die Mehrheit des deutschen Volkes hat immerhin zwanzig Jahre zu der Erkenntnis gebraucht, daß wir zu unserm fernern Bestehen Kolonien nötig haben, und dies ist nicht einmal verwunderlich. Hatten wir uns doch, als die ersten Schritte zur Erwerbung von Kolonien getan wurden, kaum erst in der neuen Rolle als einige Nation und Großmacht zurechtgefunden. Es war darum nur zu verständlich, daß weiten Kreisen des Volkes überseeische Expansionsbestrebungen, die allerlei Konfliktstoffe in sich bargen, unheimlich waren. Das junge Reich arbeitete zudem noch an seiner innern Festigung und war dabei, sich allmählich aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat umzuwandeln. Daß in diesem Entwicklungsstadium nicht nur der Masse des Volkes, sondern auch einem namhaften Teil der Gebildeten die sich daraus ergebenden weltwirtschaftlichen Beziehungen noch ganz unklar waren, ist nur zu verständlich. Und die Notwendigkeit, durch eigne überseeische Gebiete einerseits den Rohstoffbezug, andrerseits den Absatz unsrer emporwachsenden Industrie bis zu einem gewissen Grade sicherzustellen, trat für uns damals noch nicht so deutlich hervor wie heute.

Wir müssen es Bismarck danken, daß er den Bestrebungen eines verhältnismäßig kleinen Kreises von Männern, die vermöge ihrer Stellung im Wirtschaftsleben die nationale Notwendigkeit zu kolonialer Betätigung erkannt hatten, verständnisvoll entgegenkam, obwohl es ihm manchmal schwer geworden sein mag, das junge Reich durch überseeische Abenteuer schon damals zu exponieren. Wie er dachte, beweist der oben erwähnte Ausspruch. Wenn er sich entschloß, das „nationale Wollen“ mit den Bestrebungen eines noch kleinen aber politisch reifen Teiles des Volkes zu identifizieren und sich ohne eine faktische Mehrheit auf koloniale Erwerbungen einzulassen, so beweist das, daß er ein aktives Vorgehen in dieser Hinsicht als dringlich erkannt hatte. Die

Tatsachen haben ihm und den damaligen „Kolonialschwärmern" Recht gegeben. Wenn wir zu jener Zeit nicht energisch zugegriffen hätten, wären wir zu kurz gekommen.

Bismarck hat sich damals vorausschauend über die allgemeine Volksstimmung hinweggesetzt, und es ist daher kein Wunder, daß die anfänglichen Mißerfolge unsrer Kolonialarbeit die herrschende Abneigung gegen „koloniale Abenteuer" noch vertieften und einen langjährigen Kolonialpessimismus erzeugten, der wiederum zielbewußte und rationelle Arbeit draußen zur Unmöglichkeit machte. Man kann es dem Nachfolger Bismarcks nicht allzusehr verübeln, daß er kleinmütig wurde und am liebsten die Kolonien meistbietend verkauft hätte. Der Sansibarvertrag von 1890 unseligen Angedenkens, durch den wir nach dem treffenden Stanleyschen Ausspruch „einen alten Hosenknopf für eine neue Hose" einhandelten, das winzige Helgoland für große wertvolle Kolonialgebiete ist charakteristisch für die damalige Stimmung. So wurden die Kolonien als lästige Anhängsel behandelt und schlecht und recht verwaltet, denn mit einem Kolonialetat, wie er in den neunziger Jahren nach dem üblichen Donnerwetter für die armen Kolonialbeamten bewilligt wurde, ließ sich natürlich nichts Gescheites anfangen. Wehe den Beamten, die sich auf großzügigere Unternehmungen eingelassen hätten!

Daß unter diesen Umständen doch eine ganz gute Grundlage für die jetzige planmäßige Erschließungstätigkeit zustande kam, beweist jedenfalls, daß trotz alledem unsre alten Kolonialpioniere, Kaufleute und Pflanzer, Offiziere und Beamte den richtigen Geist in sich hatten. Was in den Zeiten des Kolonialpessimismus draußen in aller Stille geleistet worden ist, kann sich neben den Leistungen unsrer kolonialen Nachbarn sehen lassen. Zu einem Entwicklungsstadium, wie es heute Deutsch-Südwest nach fünfundzwanzig Jahren aufweist, haben die Engländer in Südafrika hundert Jahre gebraucht, und gegen die Mittel, die dort aufgewandt werden mußten, sind die bisher für Deutsch-Südwest ausgegebnen Summen sehr bescheiden. Und blicken wir nach Ostafrika, so können wir freudig feststellen, daß die Engländer auch dort — abgesehen von der Ugandabahn — im Vergleich zu Deutsch-Ostafrika wenig aus ihrem Lande gemacht haben. Im Verhältnis zu der geringen Hilfe des Mutterlandes ist bei uns Beachtenswertes geschaffen worden, und angesichts der Handelsziffern der Kolonien, die sich seit zehn Jahren vervielfacht haben, kann das Märchen von der Wertlosigkeit unsrer Kolonien nicht standhalten. Unsre Kolonien sind mindestens ebensoviel wert wie die benachbarten der Engländer, Franzosen usw. So ist zum Beispiel Kamerun von einem englischen Forschungsreisenden — ein Engländer muß das ja nach unsern Anschauungen wissen — „das reichste Land der Welt" genannt worden. Und wer möchte heute noch Deutsch-Südwest hergeben, wo sich ein so schönes deutsches Volkstum entwickelt hat, die Farmwirtschaft blüht, und die Diamanten im Sande liegen!

Wie haben wir über die Kämpfe in den Kolonien gescholten, namentlich über den Krieg in Südwestafrika! Gewiß an sich waren diese Kämpfe beklagenswert. Aber so ist eben der Welt Lauf, die Umwandlung von Urländern in Kulturländer ist nie ganz friedlich abgegangen. Uns haben diese Kämpfe jedenfalls gezeigt, was der Deutsche draußen zu leisten vermag, und daß der kriegerische Geist der Väter auch noch in den Söhnen steckt. In diesem Sinne ist der Krieg in Südwest, so traurig er sonst war, für uns ein Glück gewesen. Tausende von jungen Deutschen sind hinausgezogen, haben sich den Seewind um die Nase wehen lassen und gesehen, wie unsre Kolonien in Wirklichkeit sind. Viele sind draußen geblieben und haben Südwest zu ihrer neuen Heimat gewählt, die andern haben den Landsleuten daheim die Augen geöffnet.

Ohne den Krieg hätte es vielleicht noch einmal ein Jahrzehnt gedauert, bis das deutsche Volk erwacht wäre und den Kolonien auf die Beine geholfen hätte. Wirtschaftlich sind wir jetzt auf dem besten Wege dank zahlreicher Eisenbahnen, die unter dem Einfluß des kolonialen Aufschwungs zu Hause fast in allen Kolonien entstanden sind und noch entstehn werden. Gelegentliche Hemmungen können natürlich immer wieder vorkommen, Meinungsverschiedenheiten über wirtschaftliche Methoden entstehn, im großen und ganzen zeigt aber die Entwicklung eine steigende Tendenz. Mißgriffe großen Stils, wie sie zum Beispiel früher die großen Landkonzessionen teilweise darstellten, erscheinen in der Zukunft unwahrscheinlich, dazu sind die Kolonien zu sehr Gemeingut des Volks geworden. Und soweit dies überhaupt möglich ist, werden sie dies auch praktisch werden durch planmäßige Besiedlung der Kolonien mit deutschen Familien.

Mit Stolz und Genugtuung können wir auf die ersten fünfundzwanzig Jahre deutscher Kolonialpolitik zurückblicken. Aber ernste Menschen pflegt eine solche Jubelfeier nicht nur festlich, sondern auch nachdenklich zu stimmen. Wir wollen nicht nur jubeln, daß wir es so herrlich weit gebracht haben, sondern wir wollen auch überlegen, was uns die Erfahrungen dieser fünfundzwanzig Jahre lehren. Mit unsern Eroberungen in wirtschaftlicher Beziehung, wie gesagt, können wir zufrieden sein. Ob aber auch mit unsern moralischen?

Nehmen wir Deutschen in unsern Kolonien bei den Eingebornen die Stellung ein, die erforderlich ist, um eine ungestörte Entwicklung zu gewährleisten, werden wir von den Eingebornen als das unbedingt maßgebende Element im politischen und Wirtschaftsleben der Kolonien angesehen? Leider müssen wir dies verneinen. Unsre alten Kolonialpioniere haben draußen auf der Grundlage des Herrenstandpunkts den Eingebornen gegenüber gelebt und gearbeitet, und sie haben sich trotz ihrer geringen Zahl im allgemeinen diesen gegenüber besser durchgesetzt, als dies heute zu beobachten ist. Heute ist bedauerlicherweise zu bemerken, daß der rechte Respekt vor der weißen Rasse im Schwinden begriffen ist. Die Schuld trägt unzweifelhaft die falsche Humanität,

die neuerdings unser Verhältnis zu den Eingebornen beherrscht. Sicherlich muß die Fürsorge für deren wirtschaftliches und gesundheitliches Wohlergehn eines der wichtigsten Elemente der Kolonialpolitik sein. Es soll den Eingebornen unter uns gut gehn, schon aus dem Grunde, weil sie uns bei unsern kulturell-wirtschaftlichen Bestrebungen brauchbare Mitarbeiter werden sollen. Wir brauchen nicht weiter auf diese Frage einzugehn, denn wir haben sie an dieser Stelle immer wieder besprochen. Wir müssen aber auch hier wieder betonen: Ein noch wichtigeres Element als die soziale Fürsorge für die Eingebornen ist in der Kolonialpolitik das Rassegefühl. Wenn wir erfolgreich kolonisieren wollen, so müssen wir auf alle Zeiten eine Schranke zwischen uns und den Eingebornen aufrichten. Wenn wir nicht von vornherein den Eingebornen von jeder Gleichberechtigung ausschließen und so einer Vermischung beider Rassen unbedingt vorbeugen, so gefährden wir die Zukunft der Kolonien. Und in dieser Beziehung ist Gefahr im Verzug. Wird doch ernsthaft daran gedacht, in Ostafrika den Farbigen die Teilnahme an der Verwaltung zuzugestehn, will man doch sogar den Neger zum Eid nach unsern Begriffen zulassen auf die Gefahr hin, daß die Würde der deutschen Rechtsprechung in den Kolonien aufs äußerste geschädigt wird. Das sind bedenkliche Symptome einer völligen Verkennung unsrer kolonialen Aufgaben. Wenn man dann weiter daran denkt, wie sehr eine starke Mischlingsbevölkerung in Samoa den Mangel an Rassegefühl hervortreten läßt, so kann einem angst und bange werden. Der Herrenstandpunkt in unsrer Kolonialpolitik muß schon stark in Abnahme geraten sein, wenn ein deutscher Gouverneur, wie dies jüngst in Samoa passiert ist,*) sich renitenten Eingebornen gegenüber so weit demütigt, daß er zur Bekräftigung eines schwächlichen Kompromisses auf die samoanische Bibel schwört und diese coram publico küßt! Mit einer derartigen Politik werden wir uns draußen keinen Respekt verschaffen, sondern nur den Bestand unsrer Kolonien in absehbarer Zeit in Frage stellen. Wer sich die Kolonien als echt deutsche Siedlungen denkt, der kann nur wünschen und hoffen, daß die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier unsrer Kolonialpolitik ein Wendepunkt werden möge. Was wir jetzt dringend brauchen, ist mehr Rassengefühl und Rassenstolz! Rudolf Wagner

*) Diese höchst merkwürdige Nachricht ist einem samoanischen Brief an die Deutsche Zeitung entnommen. Sie ist amtlich unwidersprochen geblieben.

Wem gehören die Falklandinseln?

Von S. Fritsch in Detmold

Ende Februar des vorigen Jahres veröffentlichte das Pariser Bureau der argentinischen Zeitung La Prensa folgenden Bericht aus Buenos Aires: „Der italienische Gesandte in Buenos Aires verhandelte mit der argentinischen Regierung betreffs der 1907 in Rom vereinbarten Zusätze zur Weltpostkonvention, die sich auf alle britischen Kolonien erstrecken soll. Dabei figurierten die Falklandinseln als englischer Besitz. Hierauf entgegnete der argentinische Minister des Auswärtigen, daß die Republik die Inseln als ihr Eigentum betrachte und darum die Konvention nicht annehmen könnte, ohne gegen die Zurechnung der Inseln zu den britischen Kolonien zu protestieren." Es sei hier die Besiedlungsgeschichte jener entlegnen, der Magelhaensstraße bollwerkartig vorgelagerten Eilande in kurzen Strichen gezeichnet.

Auf seiner Reise um die Welt gründete der kühne französische Seefahrer Louis Antoine de Bougainville, der im Jahre 1766 an Bord seiner Fregatte La Boudeuse von St. Malo abgesegelt war, an der Ostküste der östlichen Falklandinsel die Station Port Louis, versah die Niederlassung zu ihrem Schutze mit einem acht Kanonen starken Fort und errichtete einen Obelisken von Ton zu Ehren — nicht des damals regierenden fünfzehnten, sondern des vierzehnten Ludwigs. Und da in der Folge noch zahlreiche Fischerfamilien von St. Malo den Weg nach jenen Inseln nahmen, so drückten die Franzosen ihre Besitzergreifung des wenig bewohnten Landes auch in der Namengebung aus und tauften die siebzig Jahre früher nach einem Lord Falkland benannten Inseln um in les Malouines — las Malvinas, ein Name, der im spanischen Südamerika bis zum heutigen Tage der gebräuchliche ist.

Zu derselben Zeit hatte auch eine Besiedlung von England aus auf einem Falkland nordwestlich vorgelagerten Inselchen begonnen, der die Gemeinde Port Egmont ihre Entstehung verdankte. Unvermittelt trat nun Spanien auf den Plan und machte Frankreich seine Hoheitsrechte über die Inseln streitig; tatsächlich gelangte Spanien nach Erlegung einer Geldsumme in ihren Besitz, der aber alsbald von England angefochten wurde. Acht Jahre zog sich die Fehde zwischen den beiden Nebenbuhlern hin, an Ort und Stelle in der Form von militärischen Plänkeleien zu Land und zu Wasser, in Europa in Gestalt eines diplomatischen Federkrieges. Schließlich zog die englische Garnison aus Port

Egmont ab, nicht ohne auf einer Bleiplatte, die an einem Blockhause befestigt wurde, in eingeritzten Lettern feierlich erklärt zu haben: daß die Falklandinseln mit diesem Fort, den Magazinen, Werften, Häfen, Buchten und Zufahrten allein zu Recht und Eigentum gehörten Seiner Höchstgeheiligten Majestät Georg dem Dritten, König von Großbritannien, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens usw. Für Spanien schien die Kolonie aber bald das Interesse verloren zu haben, denn es ließ nach einigen Jahren die Garnison in Port Louis eingehn.

Da legte im Jahre 1820 — sechsundvierzig Jahre waren seit den letzten Ereignissen verflossen — Argentinien als nächster Nachbar und inzwischen unabhängig gewordner Tochterstaat Spaniens die Hand auf die Inseln mit ihren Ruinen und menschenleer gewordnen Stätten, schickte aber erst 1826 einen Hamburger, namens Louis Vernet, mit dem Auftrage nach dort, Port Louis wieder aufzubauen und die verwilderten Viehherden zu zähmen. Eine Abwesenheit des inzwischen zum Gouverneur avancierten Louis Vernet benützend, zerstörte die Besatzung einer nordamerikanischen Korvette die junge Kolonie, um Rache zu nehmen für einige von ihm bestrafte nordamerikanische Robbendiebe. Was nicht getötet wurde, schleppte man in die Gefangenschaft, und 1833 war es dann wieder ein Engländer, der die Flagge seines Landes auf dem vielumstrittnen Boden hißte. Argentinien aber beharrt nichtsdestoweniger auf seinem Standpunkt, daß nicht die Engländer die rechtmäßigen Herren der Inseln seien; und wie die allerneusten Nachrichten lauten, dürfte seine Zähigkeit durch einen bald eintretenden Erfolg belohnt werden. Wenn es verlangend nach der Inselgruppe ausschaut, so liegt der Grund nicht etwa in dem Wunsche nach neuen Weideflächen für seine unermeßlichen Schafherden — deren hat es übergenug und bessere —, sondern weil seine südliche Küste außerordentlich arm an sichern Landungsplätzen ist. Möge es Argentinien gelingen, sein angebornes Recht durchzusetzen.

Daß aber die britische Herrschaft nicht nur auf den Karten „figuriert", sondern seit Generationen dort zur Tat geworden ist, davon konnte ich mich überzeugen, als ich an Bord der Oravia von der Pacific Steam Navigation Company am Pfingstsonntag des Jahres 1902 vor Port Stanley anlangte, das an der Afrika zugekehrten Küste von Ostfalkland auf 52 Grad südlicher Breite und 60 Grad westlicher Länge (von Greenwich) gelegen ist.

Wir hatten am Abend des 14. Mai nach sechsunddreißigstündigem Aufenthalt bei schwerem Unwetter endlich die Bucht von Montevideo verlassen können und hielten nun den Kurs direkt südlich — immer gegen Wind und Wogen kämpfend, die uns der Pampéro mit stürmischer Gewalt entgegenfegte. Das Schiff hob und senkte sich, es krachte in allen Fugen, die Planken stöhnten, jede Schraube erzitterte unter dem Anprall der Wasser, und durch das Brausen des Sturmes klang das betäubende Gekreisch der Albatrosse und der Klageruf der Pinguine. Am dritten Tage beruhigte sich das Meer, und der Morgen

des vierten Reisetages fand unser wackeres Schiff im Haupthandelshafen der Falklandinseln.

Schwarz und bleiern gurgelten die kleinen Wellen um seinen Bug. Sie schlugen einer dickflüssigen Masse gleich an die umschließenden Gestade von traurigem, ödem Aussehen. Kindheitserinnerungen und -vorstellungen wurden wach an die Erzählung vom Lebermeer in der Gudrunsage, wo die alten Wikingerhelden Frute und Wate, auf der Suche nach der Königstochter Hilde begriffen, von dem klebrigen Element wochenlang unentrinnbar eingeschlossen waren.

Der torfige Boden des sanft ansteigenden Geländes, auf dem die Ortschaft liegt, ist mit einem niedrigen Gras von brauner, stumpfer Farbe bedeckt. Kein Baum strebt darüber empor. Der stetig wehende Westwind duckt ihn frühzeitig nieder. Nur ein dunkles Myrtengesträuch fristet am Erdboden kauernd sein armseliges Dasein. Zur rechten Hand, seitlich von der Ortschaft bis an das Meer tretend, erhebt sich schroff und unvermittelt eine seltsam gezackte Felskette aus dunkelm Quarzgestein. Land, Berge, Meer, Himmel — alles zusammen eine düstre Szenerie — alles andre, als die sonnendurchleuchtete, herzerfreuende Pfingststimmung unsrer deutschen Heimat.

Wie man mir sagte, ist dieser melancholische Eindruck fast das ganze Jahr über vorherrschend; erreicht doch die Sommertemperatur kaum 15 Grad Celsius. Allerdings fällt im Winter das Thermometer wenig unter den Gefrierpunkt. Das ist kein Land und kein Klima, die Hände in den Schoß zu legen, wohl aber um eine arbeitsfreudige Bevölkerung, einen kräftigen Menschenschlag zu erziehen. Und es war mir an diesem trübseligsten aller Pfingsttage eine wirkliche Freude, die rotwangigen blühenden Frauengestalten so rüstig zur Kirche schreiten zu sehen; helläugige, gutgekleidete Kinder gingen sittsam neben der Mutter, und auch der Vater, in diesen weltenfernen Gegenden selbst im Äußern den Abkömmling eines auf hoher Kulturstufe stehenden Volkes verratend, fehlte als echter „Britisher" nicht beim sonntäglichen Kirchgange.

Die saubern, regelmäßigen Straßenzüge werden von wohlgepflegten Holzhäusern begrenzt, ab und zu sieht man auch wohl ein Gärtchen, und eine große aus Quadern gefügte Kirche beherrscht etwas erhöht liegend die ganze Ortschaft. Die Zahl der Einwohner von Port Stanley soll nach der letzten Schätzung an tausend Seelen betragen haben; auf der ganzen Inselgruppe zählte man 2000 bis 2300. Vierhundertzehn protestantische Kinder erhalten in den von schottischen Lehrern geleiteten Schulen — die Haupteinwandrung geschah von Schottland aus — guten Unterricht. An der Spitze der kleinern katholischen Schule steht ein argentinischer Priester. Den Haupterwerbszweig der gesamten Inselbewohner bildet die Zucht von Schafen. Das im Innern der Insel Manneshöhe erreichende Tussockgras bietet den sechshunderttausend bis siebenhunderttausend Tieren ausreichende Ernährung. Die Produkte, Wolle oder Häute, lebende Tiere oder gefrorne Hammel, werden auf dem alle vier Wochen

anlaufenden Europadampfer, zuweilen auch von Küstenfahrzeugen nach Punta Arenas befördert. Dieser Ort ist die südlichste Festlandstadt der ganzen südlichen Halbkugel, während es in unsrer Hemisphäre etwa der Lage von Magdeburg entsprechen würde.

Da außer Gerste, Hafer und einigen Gemüsen auf den Falklandinseln nichts gedeiht und auch Baumwuchs nicht vorhanden ist, da hier ferner Bargeld zu den Seltenheiten gehört, so steht der Tauschhandel in üppiger Blüte. Für die ausgeführten Erzeugnisse der Schafzucht bringt vierzehn Tage später das von der Westküste kommende Schiff alles mit heim, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft, zum Bau der Häuser und Boote gehört. Ja selbst die Mitgift für Heiratende wird gar oft, wie zu Schwiegervater Labans Zeiten, in mehr oder weniger vielköpfigen Schafherden ausgezahlt.

Arm, wie die Pflanzenwelt, ist auch die Fauna. Von wirklich einheimischen Tieren kennt man nur eine Art Fuchs, der auf dem patagonischen Festlande Südamerikas einen Verwandten hat. Vom Kontinent eingeführte größere Säugetiere, wie Pferde, Kühe und Schweine, leben zum Teil noch heute verwildert in frei herumstreichenden kleinen Herden. Ferner gibt es eine geringe Anzahl Landvögel und eine zahllose Menge großer und kleiner Wasservögel. Mehrere prächtige Exemplare von Pinguinen und Eidergänsen fielen unsern jagenden Reisegefährten zur Beute. Außerdem ist das Meer in der Nähe der Küsten mit wohlschmeckenden Fischen und allerlei Seesäugetieren bevölkert, nicht zu vergessen den kostbaren Seal, und selten streicht ein Fahrzeug durch die Wellen, ohne nicht von einem Schwarm springender Delphine begleitet zu werden.

Der Tag neigte sich allmählich seinem Ende zu. Ein Passagier nach dem andern fand sich von seinem Landausflug an Bord wieder ein. Die meisten waren schon befriedigt gewesen, nach all dem Schaukeln auf hoher See einmal wieder festen Boden unter den Füßen gehabt zu haben. Die Jäger freuten sich über ihre wertvolle Beute, die Kirchgänger über den Gottesdienst und — das Roastbeef, das ihnen im Anschluß der gastfreie Clergyman in seinem Hause vorgesetzt hatte.

Die Schiffsgeschäfte waren trotz Sonntagsruhe mit der in englischen Häfen immer geübten Pünktlichkeit und Kürze erledigt worden, und unser Kapitän war nun sehr bestrebt, vor Einbruch der Dunkelheit noch die Bucht von Port Stanley zu verlassen. Zwei langgestreckte nahe aneinander tretende Felsrücken, die sich unter dem Wasser weiter fortsetzen, schließen nämlich für die ein- und auslaufenden Schiffe große Gefahren in sich.

Die bleiche Sonne der arktischen Gegenden brach vor dem Scheiden noch auf kurze Augenblicke durch das Gewölk; und über die schneebedeckten Zacken und Zinnen der roten Felswand dahingleitend blieb sie auf den weißen Kreuzen des Friedhofs an der andern Seite der Ortschaft haften. Der Anblick der gespenstisch beleuchteten Kreuze auf dem kahlen, blumenlosen Gottesacker am weltenfernen Meeresstrande hat mich noch tagelang verfolgt, und immer wieder

sah ich auf den Kämmen der grünen Wellenberge, in den Klüften und Tälern des wogenden Ozeans, des nimmer rastenden „Pacifico", jene weißen Kreuze aufleuchten. An jenem Pfingstsonntage habe ich den Eindruck einer grenzenlosen Verlassenheit von den Falklandinseln mit fortgenommen, und ich konnte mich nur schwer zu der Überzeugung bekennen, daß ein kräftiger Zweig des germanischen Völkerstammes in Liebe und Anhänglichkeit mit diesen öden Gestaden verwurzelt sei, wie es in Wirklichkeit der Fall ist. Aber welch unendliche Bedeutung liegt nicht in der Arbeit! Sie erst macht uns die Stätte, wo wir leben, zur wirklichen Heimat.

Die Reichsversicherungsordnung

Von Professor Valentin Wittschewsky in Berlin

2

Die opinio publica in Deutschland unter allen praktischen Leuten geht dahin, die drei großen Versicherungsanstalten zu vereinigen. Der vormalige Staatssekretär Graf Posadowsky, der vor sechs Jahren diesen Satz ausgesprochen, hat den Gedanken einer Verschmelzung der Versicherungseinrichtungen bis gegen Ende seiner amtlichen Laufbahn vertreten. Aus gelegentlichen Mitteilungen ist bekannt, daß man an der zuständigen Stelle nach wiederholtem Wägen und Prüfen die lange vorherrschende Absicht einer Zusammenlegung der verschiednen Organisationen schließlich aufgeben mußte, weil sich zur Durchführung der Einheitsform kein gangbarer Weg darbot, bei dem sich schwere Eingriffe in das innere Wesen der zu selbständigen lebensvollen Gebilden herangewachsnen Versicherungskörper hätten vermeiden lassen. Die theoretische Überlegung mußte vor den praktischen Schwierigkeiten die Segel streichen. Mit stellenweise zu weit getriebner Bedächtigkeit sind die vorliegenden gesetzgeberischen Entwürfe beflissen, durch die als unerläßlich erkannten Reformen nicht allzu rauh das, was nun einmal besteht und sich eingelebt hat, umzustülpen. Trotzdem wird die Neuordnung der Organisationsfrage Widersacher finden: die einen werden der Meinung sein, daß zur Vereinfachung des Verwaltungsapparats, selbst wenn man den Krankenkassen ein großes Maß von Selbstbestimmungsrechten beläßt, sehr wohl noch einige Schritte weiter gegangen werden könnte; in den Kreisen der Berufsgenossenschaften hingegen wird sich umgekehrt Widerspruch erheben, daß deren Befugnisse auf dem Gebiete der Unfallversicherung überhaupt angetastet werden sollen; wieder andre endlich dürften sich dagegen auflehnen, daß das bureaukratische Element fürderhin einen

verstärkten Einfluß in den Versicherungsangelegenheiten gewinnen könnte. Nach unserm Dafürhalten geht die Versicherungsreform nicht über die Grenzen hinaus, die erreicht werden müssen, wenn das Werk nicht bloß eine formelle „Kodifikation" der verschiedenartigen Gesetze unter einer losen Einheitsflagge darstellen soll.

Nachdem von einer materiellen Vereinigung der verschiednen Versicherungszweige aus gewichtigen Gründen Abstand genommen worden ist, erscheint die Einfügung eines gemeinsamen örtlichen Bindegliedes in die Organisation als das Mindestmaß für den einheitlichen Aufbau. Prinzipielle Meinungsverschiedenheiten sollten hierüber eigentlich nicht bestehn, da Regierung wie Reichstag mehrfach ihren Willen übereinstimmend dahin kundgetan haben, daß eine organische Verbindung unter den drei Versicherungsarten herzustellen wäre und lokale Zentren als einigende Mittelpunkte den Unterbau für die gesamte Arbeiterversicherung abgeben sollen. In diesem Sinne waren in der Reichstagssitzung vom 2. März 1905 die Erklärungen des damaligen Staatssekretärs des Innern gehalten, denen von allen Seiten des Hauses Zustimmung zuteil wurde, in diesem Sinne ist auch die Reichsversicherungsordnung ausgearbeitet worden, die das Versicherungsamt als untere örtliche Instanz errichtet.

Das Versicherungsamt wird überall da wirksam hervortreten, wo die Einheitlichkeit der Geschäftsbehandlung infolge der bisherigen Zersplitterung der untern Versicherungsorgane beeinträchtigt ist. Das Amt soll über die Krankenversicherung eine gewisse Aufsicht üben und soll für die Unfall- und Invalidenversicherung die vorbereitende Instanz abgeben. Daneben wird das Amt im allgemeinen alle Aufgaben auf dem Gebiete der reichsgesetzlichen Versicherung übernehmen, die gegenwärtig Sache der untern Verwaltungsbehörde, der Gemeinden und andrer unterer Organe sind. Die Zweckmäßigkeit des Planes ist einleuchtend, denn er sammelt eine buntscheckige Vielheit von Arbeiten, die sich aus der Erledigung der Versicherungsaufgaben ergeben, an einer sachgemäß beratnen Verwaltungsstelle, befreit die Behörden und die ehrenamtlichen Versicherungsträger von einer Menge bureaukratischen Ballastes und begründet einen klar erkennbaren Instanzenzug, der von der erwähnten Unterstufe zum Oberversicherungsamt und von dort zum Reichsversicherungsamt emporführt. Die zu errichtenden besondern Versicherungsbehörden werden zwar durch ihren beamteten Vorsitzenden einen bureaukratischen Charakter erhalten, keineswegs aber auflösend in die Selbstverwaltungsbefugnisse der bisherigen Versicherungsträger eindringen; sie sind nicht einmal durchweg staatliche Organe oder selbständige Behörden, da sie nach dem sachkundigen Ermessen der Landeszentralbehörden auch an vorhandne Verwaltungsbehörden angegliedert werden können und vielfach vorteilhafterweise an den Kommunalverwaltungen Anschluß finden werden. Zudem ist in allen diesen neuen Versicherungsorganen die Mitwirkung von Laien vorgesehen, von denen die Hälfte aus der Mitte der Arbeitgeber, die andre Hälfte aus der Mitte der Versicherten gewählt wird:

die Versicherungsvertreter beim Versicherungsamte, die Beisitzer beim Oberversicherungsamt und die nichtständigen Mitglieder beim Reichsversicherungsamt. Da die Aufgaben der Versicherungsbehörden neben Aufsichtsbefugnissen und ähnlichem zwei Gruppen umfassen: Spruchsachen und Beschlußsachen, so sind gleichmäßig bei allen Versicherungsbehörden besondre Abteilungen hierfür gebildet: Beschluß- und Spruchausschuß beim Versicherungsamte, Beschluß- und Spruchkammer beim Oberversicherungsamte, Beschluß- und Spruchsenate beim Reichsversicherungsamte.

Diese manchem Laien vermutlich müßig erscheinenden Einzelheiten aus dem organisatorischen Aufbau sind von uns mit voller Absichtlichkeit hervorgehoben worden, weil vorauszusehen ist, daß sich gegen diesen Teil der Vorlage ein konzentrischer Angriff von rechts und links richten wird. Gewerkschaften und Industrieverbände könnten gemeinsame Sache machen, um Bestimmungen zu bekämpfen, die „die Selbstverwaltung" antasten. Die Väter der Reichsversicherungsordnung sind einer solchen Opposition offenbar gewärtig und tragen in der „Begründung" emsig alle Gründe zur Rechtfertigung ihres Standpunktes herbei — wie wir meinen, in geschickter und überzeugender Weise. Die Versicherten werden darauf hingewiesen, daß ihrem Hauptbedürfnisse nach rascher und sachlicher Erledigung ihrer Angelegenheiten bei der gegenwärtigen Zersplitterung der Obliegenheiten auf staatliche, kommunale, polizeiliche Behörden und sonstige Stellen nicht genügend entsprochen werden könne. Auch durch die Vereinigung der Versicherung in einer einheitlichen Organisation würden die Unzulänglichkeiten des Nebeneinanderwirkens verschiedner Stellen noch nicht beseitigt werden, deshalb muß die Zuständigkeit eines untern örtlichen Organs für Versicherungsfragen aller Art ein willkommnes Angebot sein.

Desgleichen wird den Arbeitgebern der Nutzen örtlicher Versicherungsstellen näher gerückt. Auf die Dauer sind Einrichtungen solcher Art unentbehrlich, da die Geschäfte unter dem Hin und Her der Verhandlungen leiden und ehrenamtlich nur dann ordnungsmäßig zu erledigen sind, wenn Berufsbeamte und Hilfskräfte in genügender Anzahl den Versicherungsträgern zur Verfügung stehn. Durch eine Zusammenfassung der Obliegenheiten ließe sich an Personal, Zeit, Geld und Arbeit sparen. Dabei wird die örtliche Stelle überwiegend nur solche Geschäfte übernehmen, die schon jetzt von angestellten Beamten verrichtet werden; soweit aber ihre Tätigkeit einen Aufsichtscharakter trägt, wie den Krankenkassen gegenüber, handelt es sich im allgemeinen um die Übernahme solcher Befugnisse, die ohnehin in gleicher oder ähnlicher Weise bestehen, nur daß sie andern Behörden zugelegt sind.

Eine amtliche Versicherung, daß die Regierung nicht entfernt mit dem schwarzen Gedanken umgehe, das bureaukratische Messer an die Kehle der Selbstverwaltung zu setzen, wäre kaum erforderlich gewesen. So einfältig würden nicht einmal irgendwelche „Reaktionäre" handeln, denn auch ihnen müßte einleuchten, daß die deutsche Arbeiterversicherung ihre schönsten Erfolge der

opferwilligen Mitarbeit des deutschen Bürgertums zu danken hat. Ohne dieses starke Aufgebot an freiwilligen Helfern wäre die Unfallversicherung schwerlich über alle Klippen hinweggekommen. Bei der Versicherung gegen Invalidität und Alter kann der Verwaltungsmechanismus auch ohne besondre Fachkenntnisse und über breitere Gebiete befriedigend gehandhabt werden; die Krankenversicherung ferner muß in enger örtlicher Begrenzung, womöglich unter gegenseitiger Kontrolle aller Beteiligten, veranlagt werden; die Unfallversicherung aber war auf ein System zu begründen, in dem sich die territoriale Gliederung mit beruflichen Eigenheiten vereinigte.

Eine Versicherung, die in solchem Umfange wie hier auf die verschiedenartigen Betriebsmethoden und die mit ihnen verknüpften Gefahren Rücksicht zu nehmen hat, kann nur gedeihen, wenn ihr die Hilfe und Sachkenntnis von Männern der Praxis andauernd zuteil wird. Es war daher ein glücklicher Gedanke, bei dem Fürst Bismarck Pate gestanden hat, die Berufsgenossenschaften zu Trägern der Unfallversicherung zu machen. Sie nimmt jetzt 42300 ehrenamtliche Personen und nur 4321 besoldete Beamte für ihre Zwecke in Anspruch, wie sollte dieses gewaltige Korps schon seiner bloßen Kopfzahl nach jemals durch „Bureaukraten" ersetzt werden? Gerade in berufsgenossenschaftlichen Kreisen aber ist das Mißtrauen eingenistet, die Regierung wolle ihnen ein Stück ihrer Selbstherrlichkeit rauben. Von dorther ist denn auch bereits gegen jegliche Schmälerung des bisher behaupteten Rechtsbodens protestiert worden. Den Anstoß hierzu hat eben die Schaffung der untern bureaukratischen Amtsstellen gegeben, denen vom Gesetzgeber auch eine Teilnahme an der Festsetzung der Renten übertragen wird. Das Versicherungsamt soll „den ersten Angriff der Sache haben"; es sammelt das ganze Material, verhandelt mit dem Versicherten unter Zuziehung von Arbeitgebern und Versicherten in paritätischer Besetzung und gibt dann die gesamten Vorgänge zur Entscheidung an den Versicherungsträger ab. Da die Berufsgenossenschaften bisher die ganze Entwicklung einer Unfallsache allein in Händen hatten, so wird ihre Kompetenz durch das Dazwischentreten der vorbereitenden Instanz in der Tat eingeengt. Ob das notwendig ist, darüber werden noch lebhafte Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der Regierung und der Industrieverbände stattfinden. Ohne in der Sache selbst Partei zu nehmen, wird man aber sagen dürfen, daß die Mitwirkung des Versicherungsamts an der Rentenfestsetzung in der vorgesehenen Beschränkung zu wesentlichen Bedenken keinen Anlaß bietet. Wie in der Begründung zur Reichsversicherungsordnung eingehend dargetan wird, haften dem Verfahren der Rentenvermittlung in der ersten Instanz Schwächen an, die bei der schwebenden gründlichen Reform der Versicherungsgesetze nicht bestehn bleiben sollten. Wenn sich aber beim Aufrollen des ganzen Themas auch die Besorgnisse erneut hervorwagen sollten, daß mit den örtlichen Versicherungsämtern die Bureaukratisierung der Arbeiterversicherung gefördert werde, so wird den Angstmeiern hoffentlich entgegengehalten werden, daß mit

der übrigens nur mäßigen Vermehrung des „Beamtenheeres" der Sache selbst ein wesentlicher Dienst erwiesen wird, und daß die Autoritäten des Versicherungswesens neuerdings eine geschlossene berufliche Vorbildung auch für die Beamten der Sozialversicherung fordern.

Die Hinterbliebnenversicherung stellt ein Glanzstück der Reichsversicherungsordnung insofern dar, als sie auf die Lösung eines Problems hinsteuert, dessen Verwirklichung in dieser Weise und in solchem Umfange noch niemals und nirgend unternommen worden ist. Vor einem Jahrzehnt galt die Einbeziehung der Witwen und Waisen in die Sozialversicherung vielfach selbst wohlwollenden Optimisten als ein phantastisches Wagnis, über das sich wohl erbaulich reden und schreiben ließe, das jedoch erst in ferner Zukunft tatsächlich in Erscheinung treten werde. Unleugbar hat man es dem Zentrum zu danken, daß im Reichstag ein der Entwicklung vorgreifender fester Entschluß zustande kam. Wie erinnerlich, ließ das Zentrum bei der ersten Lesung des Zolltarifgesetzes im Jahre 1902 erklären, daß die Mehreinnahmen aus den agrarischen Zöllen für soziale Zwecke verwandt werden und in erster Linie der Witwen- und Waisenfürsorge zugute kommen sollten. Obgleich das Zentrum in den nachfolgenden parlamentarischen Verhandlungen von seinem anfänglichen Standpunkte beträchtlich zurückwich, folgten Regierungen und Mehrheitsparteien nur widerstrebend, unter Äußerungen skeptischer Beurteilung, der ausgegebnen Parole. Die freisinnige Volkspartei wollte sich der ungewissen Zukunftsmusik überhaupt nicht anbequemen, und auf konservativer Seite war man eher geneigt, die anzusammelnden Reserven zur Erleichterung der Invalidenversicherung nutzbar zu machen. Die Sozialdemokratie aber suchte die Anträge des Zentrums in jeder Richtung zu übertrumpfen, indem sie beispielsweise beantragte, das Gesetz nicht erst bis zum Jahre 1910 hinauszuschieben, sondern zugleich mit dem Zolltarifgesetz zu verabschieden, obgleich noch in keiner Weise Klarheit über die Grundlinien einer Witwen- und Waisenversicherung bestand. Ferner sollte auch der Mehrertrag von den Zöllen auf Buchweizen, Hirse, Malz, Obst, Graupen und Grieß für die Versicherungszwecke in Anspruch genommen werden. Diese Liste wurde späterhin noch weiter ausgedehnt; die Mehrerträge aus sämtlichen Nahrungsmittelzöllen sollten den Grundstock für die Witwen- und Waisenversicherung bilden, und was hiernach an Zuschüssen noch fehlen sollte, wurde schlankweg einer Reichseinkommensteuer vom Vermögen derer, die aus der Zollgesetzgebung materielle Vorteile ziehen könnten, zur Last gelegt.

Ob das Zentrum, als es die bekannte Lex Trimborn im Reichstage damals durchdrückte, der Überzeugung gewesen sei, daß sich die Hinterbliebnenversicherung auf diesem schwankenden Boden werde durchführen lassen, ist für die Gegenwart nebensächlich. Der an sich verfehlte Plan hat sich auch in bezug auf das materielle Ergebnis nicht bewährt, denn bis zu Anfang 1909 waren erst 46,7 Millionen Mark dem Hinterbliebnenfonds zugeflossen. Schon

aus diesem Grunde ist es durchaus richtig, daß die Regierung darauf verzichtet, den neuen Zweig der Arbeiterversicherung auf einer so unsichern Unterlage aufzubauen. Man muß dem zustimmen: „Eine befriedigende Lösung ist nur möglich durch Gewährung von Rechtsansprüchen auf bestimmte, von vornherein feststehende Leistungen; der Entwurf will deshalb die Bezüge der Hinterbliebnen von Schwankungen in den dafür zur Verfügung gestellten Einnahmen unabhängig gestalten." An Stelle der Lex Trimborn sollen deshalb gesetzliche Vorschriften treten, die ebenso wie bei der Invalidenversicherung einen festen jährlichen Reichszuschuß zu den Witwen- und Waisenrenten vorsehen. Abgesehen davon sollen die Arbeitgeber und Arbeitnehmer Träger der Versicherung sein. Allgemeine Rücksichten verlangen das. Wenn die Fürsorge für die Hinterbliebnen lediglich dem Reiche obläge, so würde sie aus dem Begriffe der Versicherung herausfallen und einen der Armenpflege verwandten Charakter annehmen. Zugleich würde auch die eigne Verantwortlichkeit des Familienhauptes für die Zukunft seiner Hinterbliebnen geschwächt werden. Die Arbeitgeber aber müssen einen Beitrag aus demselben Grundgedanken heraus leisten, der ihre Heranziehung zu den Kosten der Invalidenversicherung veranlaßt hat. Wie der Arbeitgeber dort für die im natürlichen Verlauf der Dinge eintretende Invalidität des Arbeiters und für die Wirkungen des Alters mit einzustehn hat, so hier für die Folgen des Todes. Mit Rücksicht hierauf ist die Hinterbliebnenversicherung auch in ihrem ganzen Aufbau an die Invalidenversicherung angeschlossen.

Die Verteilung der aus der Reliktenfürsorge erwachsenden finanziellen Lasten auf die Schultern des Reichs, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer wird aus den soeben angeführten überzeugenden Gründen als „sachgemäß" zu erachten sein. Gegen das Prinzip wird deshalb seitens der bürgerlichen Parteien auch schwerlich Widerspruch erhoben werden, und nur beiläufig sei bemerkt, wie rührend selbstlos sich die Sozialdemokratie die Aufbringung der notwendigen Mittel ausmalt. Dort wird veranschlagt, daß dem Reiche als Mehrertrag aus den Agrarzöllen 41 Millionen Mark jährlich zufließen, und daß sich die Reichszuschüsse für die Hinterbliebnen auf nur etwa 8 Millionen Mark belaufen würden; nach dieser sonderbaren Rechnung würde das Reich aus der Hinterbliebnenversicherung einen Jahresprofit von 33 Millionen Mark ziehen. Natürlich soll dieser Gesamtbetrag den Witwen und Waisen zugewandt werden; falls die Leistungen auch dann noch „unzulänglich" sind, soll eine Reichseinkommensteuer auf Einkommen über 6000 Mark jährlich eingeführt werden. Bescheidner kann die Heranbildung der gesamten Arbeiterschaft zu Staatspensionären kaum gedacht werden!

Berechtigter sind die Einwendungen, die an den Umfang und die Höhe der zu gewährenden Fürsorge anknüpfen. Die gesetzliche Regelung der Hinterbliebnenversorgung geht über den allerbescheidensten Rahmen nicht hinaus. Zwar soll die Wohltat den Hinterbliebnen aller Personen, die auf

den Bezug einer Invalidenrente Anspruch haben, zuteil werden, doch ist die Rentenbewilligung von einer Reihe einschränkender Voraussetzungen abhängig. Der Rentenanspruch wird zunächst erst nach Erfüllung der für die Invalidenrente vorgeschriebnen Wartezeit von zweihundert oder fünfhundert Wochen wirksam und soll überhaupt nur für dringliche Fälle gelten. Die Witwenrente ist in Wirklichkeit eine „Witweninvalidenrente", denn sie wird nur der „dauernd invaliden" Witwe gezahlt, d. h. an solche Witwen, „die nicht imstande sind, durch eine Tätigkeit, die ihren Kräften und Fähigkeiten entspricht und ihnen unter billiger Berücksichtigung ihrer Ausbildung und ihrer bisherigen Lebensstellung zugemutet werden kann, ein Drittel desjenigen zu erwerben, was körperlich und geistig gesunde weibliche Personen derselben Art mit ähnlicher Ausbildung in der gleichen Gegend durch Arbeit zu verdienen pflegen". Das Gesetz erkennt also, um den einfachen Sinn aus der verzwickten Einkleidung herauszulösen, nur für erwerbsunfähige Witwen ein unbedingtes Fürsorgebedürfnis an.

Unter Umständen soll auch eine einmalige Barzuwendung in Gestalt eines Witwengeldes gewährt werden, nämlich solchen Witwen, die beim Tode des Ehemannes durch eigne Beitragsleistung die Wartezeit für die Invalidenrente erfüllt und die Anwartschaft aufrechterhalten haben. Umgekehrt kann beim Tode einer weiblichen Person, die den Lebensunterhalt der Familie wegen Erwerbsunfähigkeit ihres Ehemanns ganz oder überwiegend bestritten hatte, dem bedürftigen Witwer eine Witwerrente zugebilligt werden. Waisenrenten gewährt der Entwurf den hinterlassenen ehelichen Kindern eines männlichen und den hinterlassenen vaterlosen Kindern einer weiblichen Versicherten bis zur Vollendung des fünfzehnten Lebensjahres.

Von diesen kurz skizzierten Richtlinien gibt es allerdings eine Menge Abweichungen und Ausnahmen, auf die nur eingegangen werden kann, wenn die Vorlage in ihrer ganzen Breite aufgerollt wird. Doch müssen wenigstens etliche Angaben über die Höhe der Hinterbliebnenbezüge eingeschaltet werden. Indem der Entwurf die Witwen- und Waisenrenten in ein bestimmtes Verhältnis zu der Invalidenrente des Ernährers setzt, folgt er ungefähr den Bestimmungen, die in den bestehenden Pensionsstatuten auch sonst üblich sind. Als Witwenrente sind drei Zehntel der den Beitragsleistungen des verstorbnen Ernährers entsprechenden Invalidenrente in Aussicht genommen. Als Waisenrente sieht der Entwurf beim Vorhandensein einer Waise drei Zwanzigstel und für jede weitere Waise je ein Vierzigstel dieser Beträge vor. Dazu kommt dann der Reichszuschuß, der für jede Witwenrente 50 Mark, für jede Waisenrente 75 Mark jährlich beträgt. Nach der Begründung würde die Witwenrente, bei einer durchschnittlichen Invalidenrente von 275 Mark, 117 Mark betragen, während die Waisenrente bei einer Waise auf 59 Mark, bei zwei Waisen 89 Mark, beim Vorhandensein endlich von acht Waisen 273 Mark ausmachen würde.

Kärglicher können die Rechtsansprüche der Witwen und Waisen, die durch den Tod des Familienhauptes in wirtschaftliche Bedrängnis geraten sind, kaum bemessen werden, wenn der stolze Name von „Renten" überhaupt noch anwendbar sein soll. Die geringen Rentenleistungen fallen um so mehr in die Augen, als sich die schon jetzt üblichen Bewilligungen beim Todesfalle des Ernährers aus den bestehenden Versicherungseinrichtungen vielfach höher stellen. Der Charakter der Dauerrente bedingt natürlich den Unterschied zu der einmaligen Abfindung. Trotzdem bedeutet die Gewährung einer jährlichen Rente einen großen Fortschritt gegenüber den einzelnen Ansätzen zur Hilfeleistung, die bei der Krankenversicherung im Sterbegelde, bei der Unfallversicherung in dem Sterbegelde im Falle der Verunglückung des Versicherten und bei der Invalidenversicherung in der Beitragserstattung gegeben sind. Der Reichstag wird zweifellos ernstlich zu Rate gehn, ob sich eine Aufbesserung der Rentenzahlungen von Anbeginn ermöglichen läßt. Wir fürchten, daß die Prüfung verneinend ausfallen wird. Die Stimmung könnte sogar dahin gehn, daß das Reich vorläufig die neuen Lasten sich selbst und der deutschen Volkswirtschaft nicht aufbürden dürfe. Einem solchen Ausgange wäre auch der bescheidenste Anfang unter allen Umständen vorzuziehen. An eine irgendwie ausgiebige Sicherstellung der Witwen und Waisen hat ja wohl auch niemand gedacht, wenn von der Verwirklichung der Hinterbliebnenversicherung die Rede war. Und schließlich hat die Allgemeinheit ein Recht, nicht nur die einzelne Unterstützung abzuwägen, sondern sich die Gesamtlast vorzuhalten. In ihrer Aufbringung aus allgemeinen Mitteln kommt das Bestreben zur Geltung, ein neues Unterpfand der sozialen Fürsorge zu schaffen. Daß Deutschland in dieser Beziehung vorangehn will, bleibt ein Verdienst, das uns auch nörgelnde Kritik nicht zu nehmen vermag.

* * *

Unser Schlußwort über die Reichsversicherungsordnung kann um so kürzer sein, je länger die vorangegangnen Darlegungen gewesen sind. Die Aussicht, daß die verschiednen Versicherungsgesetze zu einem einheitlichen Ganzen mit einfachem und klarem Aufbau zusammengefaßt werden sollen, ist erfreulich. Und auch die Mittel, die hierzu anzuwenden sind, scheinen im allgemeinen richtig gewählt zu sein. Der gemeinschaftliche Unterbau und der einheitliche Instanzenzug für alle Versicherungszweige entsprechen im wesentlichen den Wünschen, die für die Versicherungsreform gehegt wurden. Die Ausdehnung der Krankenversicherung auf weitere Erwerbsgruppen ist spruchreif geworden. Die Befreiung der Krankenkassen von politischen Bestrebungen wird von allen bürgerlichen Parteien beifällig aufgenommen werden, während für die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Ärzten und den Kassen die Richtlinien abgesteckt sind. Der Hinterbliebnenversicherung als dem jüngsten Sproß am Baume der deutschen Arbeiterversicherung gehören die Hoffnungen, vielleicht

auch die Sorgen der Zukunft.« Zur Abrundung des Ganzen wird zwar manche scharfe Ecke abzuschleifen sein, diese Arbeit wird aber verhältnismäßig geringe Mühe verursachen, wenn der Geist, aus dem das Reformwerk hervorgegangen ist, den Reichstag durchdringt und über Kleinlichkeiten hinweghebt.

H. G. Wells, ein sozialistischer Phantast

2

Eine Ergänzung zu den Ideen, die Wells in seinem Buche Anticipations entwickelt, gibt sein Buch Mankind in the Making, zu deutsch etwa „Menschen im Werden".

Der Mensch der Gegenwart, davon geht Wells hier aus, entbehrt eines Leitgedankens für sein ganzes Leben und Handeln, denn die alten Formeln sind erschüttert und unzulänglich. An ihre Stelle müssen neue treten, die uns hinführen zu einem public spirited life und uns in den Stand setzen, to leave the world better, than we found it. Dabei ist von der Grundtatsache auszugehn, daß das Leben ein Gewebe von Geburten und der Kampf dafür ist, Leben zu erhalten, zu entwickeln und zu vermehren, eine Einsicht, die vor allem durch die Entwicklungslehre gefördert worden ist. Jede menschliche Einrichtung und Bewegung, jedes Unternehmen und jeder Zustand ist also danach zu bewerten, ob er mehr oder weniger beiträgt zu gesunden, hoffnungsvollen Geburten, und nach der quantitativen und qualitativen Förderung, die jede unter ihrem Einfluß geborne Generation von Bürgern durch sie in der Richtung auf einen höhern standard of life erfährt.

In der englischredenden Welt werden, behauptet Wells, in jeder Minute sieben Kinder geboren. Aber nicht nur aus diesen kleinen Wesen alles zu machen, was irgend aus ihnen werden kann, ist eine unermeßlich wichtige und doch vielfach vernachlässigte Aufgabe, sondern es gilt auch, schon auf ein früheres Stadium zurückzugreifen und zu versuchen, möglichst wertvolle Geburten zu bekommen. Das Prinzip, daß sich nur die Tüchtigen vermehren sollen, die Schlechten nicht, ist leicht ausgesprochen, um so schwerer aber durchführbar. Die Analogie des Viehzüchters trifft nicht zu, denn weder ist bei den Menschen Gleichartigkeit das Ziel, wie bei den gezüchteten Tieren, noch handelt es sich bei den Menschen um wenige, meist äußere, leicht erkennbare Eigenschaften. Auch ist es ja keineswegs immer so, daß die Tüchtigen auch tüchtige Abkömmlinge zeugen, die Untüchtigen untüchtige. Solange nicht die Wissenschaft die Vererbungsgesetze weit besser aufgeklärt hat, wird sich der Staat hier des Eingreifens enthalten und es dem einzelnen überlassen müssen, nach bestem Gewissen zu handeln. Nur so viel kann der Staat tun, daß er

alle Gesetze beseitigt, die die Untauglichen gegen die Tauglichen schützen und jenen unverdiente Ehren und Würden sichern.

Ganz unermeßlich wichtig ist es nun für den heranwachsenden Weltbürger, welche Einflüsse auf ihn einwirken, und hier erreicht die Aufgabe der Mutter ihre höchste, unersetzliche Bedeutung. Die öffentliche Massenerziehung hält bestenfalls die Kinder am Leben, ersetzt aber keineswegs die Familienerziehung, mindert dagegen den Eltern das Verantwortlichkeitsgefühl, wie es schon heutzutage viele Institute charitativer Kinderfürsorge tun, und beraubt die Eltern der Erziehung, die sie selbst durch die Kinder erfahren.

Für eine gute Entwicklung des Kindes ist es aber auch nötig, daß es unter einigermaßen günstigen Bedingungen, in einem gewissen, wenn auch ganz schlichten Komfort aufwachse. Um aber dem Kinde solche erträglichen Bedingungen zu sichern, dazu wäre zweierlei notwendig. Zunächst müßte es möglichst verhütet werden, daß Leute unbedacht und ohne Gefühl der Verantwortlichkeit Kinder in die Welt setzen, vor allem dadurch, daß man den unbedachten Eltern nichts von den Lasten abnimmt. Das braucht keineswegs über die armen Kinder herzugehn, wenn man sie ihren Eltern nimmt und anderwärts in Pflege bringt, die Kosten der Erziehung aber mit aller Schärfe von den Eltern beitreibt und sie, wenn sie nichts zahlen, die Schulden in zölibatären Arbeitsanstalten abarbeiten läßt. Es wäre außerdem ein Sanitätsminimum für Wohnungen gesetzlich festzulegen, in denen Familien mit Kindern wohnen sollen, sowie eine gesetzliche Höchstzahl der Bewohner einer solchen Wohnung. Damit aber durch diese Maßregeln nicht viele tüchtige, aber unbemittelte Leute von der Elternschaft zurückgehalten werden, bedarf es zweitens der Einführung eines gesetzlichen Mindestlohnes. Leute, die zu einem solchen zu beschäftigen sich nicht verlohnt, sollen lieber überhaupt nicht beschäftigt werden; sie zu beschäftigen, hemmt die Entwicklung arbeitsparender Maschinen, nimmt den Tüchtigen die Arbeit, macht es den Untauglichen möglich, sich zu vermehren, und hält den nationalen standard of life nieder. Eine Industrie, die nicht gesunde Arbeiter unterhalten kann, mag lieber verschwinden. Der Mindestlohn müßte für eine Familie mit drei bis vier Kindern ausreichen, um den minimum standard of comfort nebst den notwendigen Versicherungen, Rücklagen und dergleichen zu ermöglichen. In wohlorganisierten Industrien, meint Wells, ist dieser Weg schon jetzt nahezu gangbar, in andern, wo die Arbeiterschaft noch stark fluktuiert, bedarf es fester Organisation der Arbeitgeber sowohl als der Arbeiter.

Wells verbreitet sich dann ausführlich über Erziehung und Unterricht des Kindes und bringt dabei, das muß anerkannt werden, unter sehr vielem Sonderbaren oder Trivialen auch manchen richtigen Gedanken vor. Davon geht er — der Gedankenzusammenhang ist hier wie überall bei ihm sehr locker — dazu über, den Einfluß der politischen und sozialen Institutionen auf den Menschen zu besprechen, den er besonders hoch einschätzt. Auch sie

sind nur insoweit daseinsberechtigt, als sie tüchtige, kräftige Menschen heranzubilden förderlich sind. Mit diesem Maß gemessen sind Einrichtungen wie die Erbmonarchie und der erbliche Adel zu verwerfen, denn sie reservieren die leitenden Stellungen im Staate für bestimmte Klassen, ohne für die entsprechende Tüchtigkeit bei diesen Garantie zu leisten. Was aber wäre an ihre Stelle zu setzen, etwa eine Republik nach amerikanischem Muster? Dort ist freilich dem Tüchtigen jede Stellung im Staate offen, dafür herrschen dort aber die Schreier und die Reklame, die Korruption demoralisiert das politische Leben und bringt in die von diesem nicht genügend getrennte Verwaltung ein. Erblichkeit wie allgemeine Wahlen sind nicht geeignet, immer die Tüchtigen an die Spitze zu bringen, und alle Wahlrechtsreformen helfen nichts. An Stelle der Wahlen müßte eine Jury ausgelost werden, groß genug, wirklich die Volksmeinung zu repräsentieren, und klein genug, beraten zu können. Ihr könnten sich dann die Kandidaten für die Volksvertretung präsentieren, sie könnte sie öffentlich befragen, Einsprüche gegen sie entgegennehmen, Nachforschungen über sie anstellen und sie ernennen sowie nach Ablauf einiger Jahre nachprüfen, ob sie ihres Amts noch würdig seien.

Ein weiteres wirksames Mittel der Gesundung des politischen und sozialen Lebens wäre sodann ein vernünftiges System von Ehren und Titeln. Solche widersprechen, wenn sie unvererblich sind und nicht von der politischen Verwaltung erteilt werden, der demokratischen Idee nicht nur nicht, bilden vielmehr ihr notwendiges Komplement. Es müßte ein allgemeines Ehrenzeichen für tüchtige Leute aller Berufe geben, die wirklich Anerkennenswertes geleistet haben; an den Besitz dieses Ehrenzeichens wären etwa bestimmte kleine Privilegien zu knüpfen, zum Beispiel die Qualifikation zum Mitgliede bestimmter Jurys. Es wären dann auch einige höhere Klassen zu schaffen, die etwa zum Vorsitz in bestimmten Jurys oder zur Mitgliedschaft im Oberhause befähigen könnten. Die lokalen Verwaltungskörperschaften sollten jährlich eine gewisse Anzahl solcher Auszeichnungen zu verteilen haben, und dieselbe Befugnis sollte einer Jury von Fachgenossen für hervorragende Leistungen innerhalb des Faches zustehn.

Endlich bedürfte es zu einer Sanierung des öffentlichen Lebens noch einer scharfen Kontrolle des verantwortungslosen Privateigentums, das so demoralisierend wirkt. Verstaatlichung und Kommunalisierung können nach Wells nicht schlechthin empfohlen werden, da der Staat und die Gemeinden zum großen Teil noch nicht reif sind für die Aufgaben, die ihnen dadurch zufallen würden. Ohne weiteres aber ist es möglich, den Reichtum als soziales Amt aufzufassen und von diesem Standpunkt aus Anforderungen an ihn zu stellen. So wäre für die selbständige Übernahme der Verwaltung eines großen Vermögens eine höhere Mündigkeitsgrenze zu fordern, als im übrigen stattfindet, bei schlechter Verwaltung müßten öffentliche Behörden einschreiten, und das Vermögen müßte aus bestimmten Gründen, zum Beispiel Trunksucht,

Verbrechen, ohne weiteres verwirkt werden, bei andern, mildern Tatbeständen müßten kräftige Konfiskationen eintreten. Jeder Übergang großer Vermögensmassen müßte hoch besteuert werden, beim Übergang im Erbwege um so höher, je entfernter die Verwandtschaft des Erblassers mit dem Erben ist. So würde der verhängnisvolle Einfluß des Privateigentums ohne Lähmung des Unternehmungsgeistes eingeschränkt, und ohne daß man zu der rohen „Abschaffung des Privateigentums" zu schreiten brauchte, die manche Sozialisten predigen. Im Gegenteil, ein gewisses Maß von Eigentum garantiert die höchste Freiheit, nur ein Mehr oder ein Weniger führt zur Sklaverei.

Wird so das öffentliche Leben saniert und Gerechtigkeit, Wahrheit und Ehrlichkeit in ihm zu Ehren gebracht, so wird, hofft Wells, sein Einfluß auf die Erziehung unsrer Kinder nicht mehr verhängnisvoll sein, sondern heilsam, und wir werden keine smarten Betrüger oder träge, geistlose Protzen haben, sondern stolze, fähige, reine Menschen.

Gegen Ende der Schulzeit meldet sich dann die sexuelle Frage. Hier gilt es, führt Wells nach einigen Bemerkungen selbstverständlicher Art aus, den unheilvollen Reiz zu bekämpfen, der von der Schundliteratur ausgeht. Zur Abhilfe schlägt Wells allen Ernstes vor, alles, was nicht virginibus puerisque geeignet sei, solle als „nur für Erwachsne" bezeichnet werden, Bücher sowohl als Theatervorstellungen und Konzerte, und solle einen höhern Preis haben, da die Jugend meist nicht viel Geld habe!

Am Ende der Schulzeit scheidet dann eine vernünftig eingerichtete Abgangsprüfung die Kinder, ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen der Eltern, in Minderbegabte, die nunmehr in die untergeordneten Stellungen der Praxis übergehn, und Besserbegabte, für die eine zweite Stufe der Ausbildung beginnt. Auf dieser stehn ihnen drei Hauptkurse zur Wahl. Da ist zunächst ein physikalisch-chemischer Kursus, mit Physik und Chemie als Hauptfächern, ergänzt durch Mathematik, Astronomie und Geologie; er dient vor allem den künftigen Technikern zur allgemeinen Vorbereitung auf ihren Beruf. Da ist sodann ein biologischer Kursus, der sich um den Grundbegriff des Organischen dreht und Biologie, Physiologie, Anatomie, organische Chemie zu Hauptfächern hat; auch die Psychologie stellt Wells hierher unter die Naturwissenschaften, methodisch vielleicht richtiger, als er sich selbst bewußt ist. Dieser Kursus soll besonders zur Vorbereitung der künftigen Mütter geeignet sein, aber auch, sonderbar genug, für Theologen, Volkswirtschafter und Politiker. Da ist dann endlich ein historischer Kursus, der den Philosophen, Theologen, Juristen, Volkswirtschaftern die allgemeinen Grundlagen geben soll. Jeder Kursus soll aber seine Schüler nur vier Tage der Woche in Anspruch nehmen, die übrigen drei Tage der Woche sollen frei bleiben, teils zur Ergänzung, damit sich die Naturwissenschafter einen allgemeinen Überblick über die Geisteswissenschaften verschaffen, die Historiker sich die allgemeinsten Lehren der Naturwissenschaften einprägen, teils für körperliche Übungen und

freies Studium; der Unterricht sollte bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre nicht mehr als dreißig Stunden wöchentlich betragen.

Schon während der drei bis fünf Jahre, die diese zweite Stufe in Anspruch nimmt, werden viele in die Praxis abschwenken, andre nach Beendigung dieser Stufe. Nur eine Auslese bleibt schließlich für die dritte Stufe übrig, die die Spezialvorbildung für die höhern Berufe gewährt. Sie dauert drei bis vier Jahre. Die Vorlesungen will Wells — übrigens auch schon für die zweite Stufe — im wesentlichen durch praktische Übungen, Konversatorien und Examinatorien ersetzt wissen, höchstens ganz spezielle Themen sollen noch den Vorlesungen vorbehalten bleiben; im übrigen soll die Aneignung des Stoffes wesentlich aus den Lehrbüchern erfolgen. Es würde sich lohnen, meint Wells, einen Professor anzustellen mit dem besondern Auftrage, in einem bestimmten Fache ein Lehrbuch immer auf dem neusten Stande der Wissenschaft zu halten und in immer neuen, verbesserten Auflagen herauszugeben; vom wissenschaftlichen Betriebe hat Wells offenbar eine etwas sonderbare Vorstellung. Sodann müßten Bücher aber auch leichter zugänglich sein als jetzt; die Zahl der Bibliotheken müßte vermehrt, ihre Benutzung vereinfacht werden, und sie müßten vielgebrauchte Werke in mehreren Exemplaren anschaffen; die Verleger müßten sich organisieren, um wöchentlich ein Verzeichnis der Neuerscheinungen herauszugeben, die Post müßte die Beförderung von Büchern schneller, einfacher und billiger machen, und die Buchhändler müßten Verteilungsstellen werden, statt Geschäftsleute zu sein — dann könnte es aufhören, wie heutzutage, eine Qual zu sein, sich die Bücher zu verschaffen, die man für seine Entwicklung braucht!

Aus solcher Ausbildung des Bücherwesens würde sich nach Wells eine ungemeine Förderung der geistigen Aktivität und damit eine Erhöhung der geistigen Kultur ergeben. Hinzukommen müßte aber eine Verbesserung der Bedingungen der literarischen Produktion. Denn oft sind die Leute, die auf diesem Gebiete wirklich begabt sind, herzlich ungeeignet, „Geschäft" zu machen, und reiben sich im Kampfe um den Lebensunterhalt auf, ohne ihre Gaben entfalten zu können. Es ließe sich zum Beispiel eine Organisation der Verfasser bilden — Wells schlägt zunächst eine anglo-amerikanische vor. Eine Jury müßte dann darüber entscheiden, wer zur Aufnahme in den Verband qualifiziert sei; den Universitäten und Akademien wäre etwa ein Präsentationsrecht einzuräumen. Die Mitglieder würden dann vom Staate ein Gehalt beziehen, etwa 400 bis 500 Pfund Sterling jährlich; aller Nahrungssorgen überhoben, hätten sie dann Muße, zu schaffen und ihr Bestes zu geben, ohne genötigt zu sein, um des Einkommens willen schnell und viel zu schaffen. Eine Anzahl der Mitglieder könnten dann eine Art Akademie bilden und die doppelten Gehaltsätze genießen. Die Kosten würden nicht unerschwinglich sein — Wells berechnet sie für England auf etwa zehn Millionen Mark jährlich — und würden zum größten Teil gedeckt werden können durch eine

geringfügige Steuer auf alle Bücher von mehr als fünfzig Pfennigen Wert, vielleicht mit einer kleinen Extrasteuer auf die Bücher der so aus öffentlichen Mitteln unterstützten Verfasser; diese müßten außerdem zugunsten der Allgemeinheit auf ein Urheberrecht an ihren Werken verzichten. Will man aber so weit nicht gehn, so ließe sich doch schon durch eine zwingende gesetzliche Regelung des Verlagsvertrags vieles erreichen; es müßte darin bestimmt werden, daß das Urheberrecht jedesmal nach sieben Jahren frei von allen Lasten an den Verfasser zurückfalle, und der Verzicht auf das Urheberrecht müßte ungiltig sein, außer wenn es zugunsten der Allgemeinheit geschähe. Wichtig wäre auch die Ausbildung einer tüchtigen Kritik, die auf das Wertvolle hinzuweisen, das Wertlose abzuweisen verstünde. Von solchen Maßnahmen erwartet Wells den größten Gewinn für das Geistesleben der Nation, und das ist doch das letzthin Wertvolle, dem alles andre dienen muß.

Das also sind die Ziele, denen nach Wells die soziale Entwicklung zustrebt, und die Wege zu ihnen. Dürfen wir Wells glauben, so sind wir gut auf dem Wege jenem zu; denn die neue Republik ist mächtig im Anzuge, jeder Tüchtige ist ihr Vorkämpfer, und vor allem hat sie die Jugend für sich und darum die Zukunft.

Daß Wells auch dort Romane schreibt, wo er als Soziologe auftritt, dürfte jetzt am Ende klar sein. Als Grundgedanke seiner sozialen Anschauungen, soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, erscheint dabei eine einigermaßen mechanische Anwendung des Darwinschen survival of the fittest auf das soziale Leben; was das mit Sozialismus zu tun habe, fragt man sich vergebens. Daß aber ein Mann wie Wells mit einer so dürftigen Weisheit Gehör finden und Geltung erlangen konnte, das wirkt befremdend und läßt sich nur aus einer Eigenart des englischen Geisteslebens verstehn. Waren nicht auch Männer wie Carlyle und Ruskin, die doch wahrlich Führer ihrer Nation sind, wissenschaftliche Dilettanten, so sehr, daß man ihnen Unrecht tut, wenn man sie mit dem Gelehrtenmaßstabe mißt? „Kulturprediger“ hat man sie wohl treffend genannt, und als solche haben sie Großes gewirkt und tun es noch. Zu einem solchen Dilettantismus großen Stils fehlt es bei Wells aber schlechterdings an allem, es fehlt ihm insbesondre die geistvolle Ursprünglichkeit und die Kraft der Persönlichkeit, die jene auszeichnet, alles ist breit und verschwommen, niemals findet er ein prägnantes Wort. So dürfte sein Ruhm, der so schnell erglomm, auch bald wieder verglimmen.

Szeniſche Ausſtattung

Von Georg Stellanus

2. Dekorationen

Es iſt ſonderbar, wie einen die als reich gerühmte deutſche Sprache mitunter im Stich läßt, wenn man das deutſche Wort für einen Gegenſtand oder Begriff ſucht, deſſen bündige Bezeichnung einem in einer andern Sprache bekannt iſt. Sehr oft ſtößt man dabei auf ein Fremdwort, und nicht gar zu ſelten obendrein auf eins, das mehr oder weniger unglücklich unter Verdrehung der urſprünglichen Bedeutung entlehnt iſt.

Für alles Gemalte, das dazu dient, auf der Bühne den Schauplatz der Handlung zu veranſchaulichen, bedient ſich der Franzoſe des Ausdrucks décoration, und die zu dieſem Zwecke verwandten Teile, Kuliſſen, Proſpekte, Soffitten, Verſatzſtücke nennt er décors. Duden ſchreibt das Wort mit dem es von jedem fremden Erdgeſchmack reinigenden k und bezeichnet es als ſoviel bedeutend wie Verzierung. Der deutſche Plural im Sinne der franzöſiſchen décors wäre für unſre Zwecke ſehr willkommen: aber wie würde er lauten? Doch wohl Dekore, ohne Umlaut, wie Majore, Kontore? Da uns hierüber im Duden keine Auskunft erteilt wird, iſt anzunehmen, daß die deutſche Sprache den Plural Dekore nicht kennt, und man wird ſich in der Hauptſache mit dem Worte Dekoration in doppelter Bedeutung behelfen müſſen, als Darſtellung des Schauplatzes und in der Mehrheit zu Bezeichnung der dafür verwandten Teile.

Noch umſtändlicher wird die Sache, wenn man den Künſtler bezeichnen möchte, deſſen Pinſel uns den Schauplatz der Handlung vorzaubert. Der Franzoſe hat décorateur (celui dont la profession est de confectionner des décors). Dekorationsmaler wäre ſchon breitſpurig genug, aber das zieht nicht, man muß ſagen Theaterdekorationsmaler, und iſt der Künſtler bei einer Hofbühne angeſtellt, ſo iſt er Hoftheaterdekorationsmaler. Es gibt auch vierzehnſilbige Hoftheaterdekorationsmalergehilfen, die der Kürze halber des Umſtandes, daß ſie Königliche oder Großherzogliche Hoftheaterdekorationsmalergehilfen ſind, nicht beſonders erwähnen.

Trotz dieſen ſchönen Titeln ſcheint die Theaterdekorationsmalerei nicht überall als vollwichtige Kunſt angeſehn zu werden, denn unter Kuliſſenmalerei pflegt man ein effekthaſcheriges Aufpatzen von Farben zu verſtehn, das man nicht als beſonders rühmlich zu bezeichnen beabſichtigt.

Auf ihrem Gebiete und innerhalb der ihr durch die Natur der Sache angewieſnen Grenzen iſt jedoch die Theaterdekorationsmalerei nicht bloß eine

wahre, sondern obendrein eine sehr schwierige Kunst, die von dem Ausübenden Geschmack, technische Fertigkeit, Bewandertsein auf allen Gebieten der Kunstgeschichte, feinstes Verständnis für Perspektive und Lufttöne, neben diesem allen aber noch etwas erheischt, was als geniale Phantasie bezeichnet werden muß.

Es gibt gute, brave, hausbackne Dekorationen, wie es gute, brave, hausbackne Menschen gibt, man schätzt sie, sie sind korrekt, geschmackvoll, stilgerecht und wohltuend für das Auge, aber es fehlt ihnen das eine, was eine Dekoration zum Kunstwerke macht, der die Phantasie durch die Neuheit und den eigentümlichen Reiz des Gebotnen anregende Zauber.

Auch auf der Bühne kann es nicht immer aus dem vollen gehn, und gewisse Dekorationen, die schlecht und recht ein Zimmer, einen Saal, einen Wald, ein Dorf vorstellen, haben für die Regie einen besondern Wert, weil man sie wie einen guten Pfennig immer und überall gebrauchen kann. An sehr stattlichen Bühnen sind mir zum Beispiel Bäume, sogenannte Mittelbäume bekannt, die sich beim Theatermeister, wenn das die zuständige Instanz ist, besondrer Gunst erfreuen und bisweilen in demselben Stücke zwei- bis dreimal erscheinen, obwohl der Schauplatz in jedem einzelnen Falle um viele Meilen wechselt. Von solchen aufs Dutzend zu bindenden Dekorationen, die um so verwendbarer sind, je weniger sie sich durch irgendeine Besonderheit dem Gedächtnis des Zuschauers einprägen, soll zunächst die Rede sein, da sich im Zusammenhang mit ihnen die allgemeinen Erfordernisse am zweckmäßigsten erörtern lassen: eine solche allgemeine Auseinandersetzung empfiehlt sich, damit gleich von vornherein mit einigen Vorurteilen aufgeräumt werden kann, die ebenso verbreitet wie bedenklich sind.

Manche Theaterdekorationsmaler — in einem Adreßbuch finde ich die erfreulich kürzere Bezeichnung Theatermaler — sind in dem Irrtum befangen, daß Dekorationen recht bunt sein müssen, und doch würde, wenn es Künstler sind, die sich auch in der Historien- und Genremalerei betätigen, keiner von ihnen auf irgendeinem seiner Bilder den seine Figuren umgebenden Raum, sei es nun ein Inneres, sei es Gottes freie Natur, so behandeln, daß er durch seine Buntheit die Harmonie der beabsichtigten Gesamtwirkung beeinträchtigen müßte. Wie in aller Welt wollen sie eine solche Verschiedenheit der Behandlung zweier völlig gleichliegender Fälle begründen? Soll denn die sich auf der Bühne entrollende Handlung nicht möglichst eine Reihe dem Auge wohlgefälliger Bilder sein? Ein Genuß für das Auge gebildeter Zuschauer, durch dessen Betonung die Wichtigkeit des Bühnenbildes weder dem idealen Werte des Kunstwerks noch dem eben so entscheidenden Eindrucke der darstellerischen Leistung gleichgestellt werden soll. Wie der Künstler das außer seinen Figuren innerhalb des Gemälderahmens dargestellte abtönt und jede sich unbescheiden vordrängende Farbe vermeidet, so soll es auch der Theatermaler bei solchen nicht für eine besondre Szene, sondern zu gangbarer häufiger Verwendung gemalten Dekorationen halten. Dem Auge des Zuschauers ist in der Dekoration ein möglichst entschiednes Walten von Lufttönen, durch die alle Lokalfarben ihrer vordringlichen

Pracht entkleidet werden, um deswillen doppelt wohltuend, weil es ohnehin an den Kostümen der auftretenden Personen, wenigstens nach unsern heutigen Theatergepflogenheiten, an primären, oft in beabsichtigtem Kontraste zusammengestellten Farben nicht zu fehlen pflegt. Wo eine normal verlaufende, nicht tumultuarische oder sonst hyperdrastische Handlung in Frage ist, soll dem Auge ein in seinen Farbenkontrasten und in seiner Licht- und Farbenkonzentration wohlabgewognes Bild gezeigt werden: wie ist dies aber möglich, wenn der Künstler die von ihm gemalte Dekoration so behandelt, als wenn es seine Aufgabe wäre, ein selbständig wirkendes Landschafts- oder Architekturbild zu schaffen, dessen Kontraste und Lichteffekte einer Ergänzung und Vervollständigung durch Figuren nicht bedürfen, sondern im Gegenteil schon an sich so wirksam und abgeschlossen sind, daß sie ein Hinzutreten von Figuren wegen der dadurch entstehenden Unruhe nicht vertragen, und was schlimmer ist, das Auge von diesen, die doch im Fokus stehn sollen, auf sich ablenken.

Wer die von Déplechin gemalten Dekorationen in der Erinnerung hat, wird leicht verstehn, was gemeint ist, denn dieser Meister der Theatermalerei war von der Notwendigkeit, über seine „Dekore" den Schleier mildernder und fernender Lufttöne zu breiten so überzeugt, daß bei ihm Landschaft wie Architektur einer sich hinter einem Zauberschleier diskret verbergenden Vision glich: selbst das Innere eines mit ausgesuchter orientalischer Pracht in kunstvoller, phantastischer Weise ausgestatteten großherrlichen Kiosks war so fein abgestimmt, daß sich die Atlashose der Sultanin nicht des intensiven Farbenreichtums der Butterblume zu erfreuen brauchte, um sich leuchtend und siegreich von der Umgebung abzuheben.

Wie sehr die Schauspielkunst mit dem Auge des Zuschauers, schon was die Farbenwirkung anlangt, zu tun hat, ist mir vor sechzig Jahren an einem trac der Rachel klar geworden, die stets dafür sorgte, daß ihre Komparsen in sekundären Farben, orange, violett, grau, braun, einhergingen, während sie allein in das strahlendste Weiß gekleidet war.

Wenn die Darstellenden auf diese Weise durch die Farbe hervorgehoben und gewissermaßen in den Brennpunkt gestellt sind, so geschieht auch das ganz von selbst, was alle kunstverständigen Kritiker mit vollem Recht ersehnen: der Zuschauer, dessen Aufmerksamkeit nicht durch Nebensachen abgelenkt wird, beschäftigt sich nur mit den Darstellenden, und der Raum, in dem die Handlung vor sich geht, bleibt, was er sein soll, Beiwerk.

So ist zum Beispiel graue Holztäfelung mit eingelaßnen Gobelins, deren Farben schon an sich fein abgetönt und wie mit einem Schleier bedeckt sind, empfehlenswert für solche oft gebrauchte Zimmer. Freilich darf diese Art Dekoration nicht in der beliebten Manier gemalt werden, die sich damit begnügt, mit Hilfe „genialer" Farbenkleckse die Hauptsachen anzudeuten, und davon ausgeht, daß das Auge des Zuschauers das Fehlende ergänzen werde. Es soll nicht geleugnet werden, daß es dies allerdings oft in erstaunlicher Weise tut,

und von Bühnen zweiten und dritten Ranges darf ja auch kaum mehr als ein das Auge blendendes und die Phantasie anregendes Ungefähr erwartet und verlangt werden. Aber wenn man die seltnen Dekorationen, auf denen der Künstler das feinere Spiel des Lichts und der Schatten, die oft kaum merklichen, die Täuschung aber um so sicherer hervorrufenden Reize des Halb- und Flachreliefs, die matte oder glänzende Oberfläche des Materials wiederzugeben verstanden hat, gegen ein in der Klecksmanier hergestelltes „Kunstwerk" halten könnte, wie man wohl einen Basarstoff neben ein Stück Lyoner Seidenbrokat legt, um zu sehn, was cheap and nasty, und was dagegen wirkliches Kunsterzeugnis ist, so würde man sich von der Richtigkeit des eben Gesagten recht überzeugen können.

Da sich der Geschmack des Tages und des jemaligen Landes natürlich auch in dem ausprägt, was der Maler für die Bühne schafft, so finden wir in den Zimmerdekorationen unsrer deutschen Theater alle Wandlungen wieder, die der deutsche Geschmack in diesem Punkte innerhalb der letzten Jahrzehnte durchlaufen hat. Schon eine für die „Journalisten" gemalte Zimmerdekoration mutet uns heutzutage ein wenig altväterisch an, und es ist in diesem Sinne gut, daß Dekorationen nur ein kurzes Leben haben. Denn abgesehn von Brandkatastrophen, die ihr Leben immer und überall bedrohen, ist die Abnutzung der gangbaren Stücke sehr groß. Wer hätte nicht schon mit Bedauern auch auf großen Bühnen Prospekte gesehn, deren Himmel nicht mehr recht leuchten wollten, und aus deren Wasserspiegel hier und da die Leinewand auftauchte! Unter Umständen ist das ja, wo es sich nicht um Zimmerdekorationen, sondern um Bleibendes, um Wald, Gebirge, Stadt oder See und um wahrhaft künstlerische Schöpfungen handelt, ein wirklicher Verlust, denn solche Dekorationen würden, wenn sie sich nicht abnutzten, ihrem Wesen nach immer jung bleiben, aber für Zimmerdekorationen, bei deren Herstellung der Natur der Sache nach dem Tagesgeschmacke gehuldigt zu werden pflegt, ist das nicht der Fall: wenn sie verbraucht sind, requiescant in pace.

Unter den für kein besondres Stück gemalten, sondern für den allgemeinen Gebrauch bestimmten Dekorationen liegt in jedem einzelnen Falle die Wahl dem Regisseur ob, und ihn trifft natürlich auch die Verantwortung, wenn die Wahl nicht so ausgefallen ist, wie es wünschenswert gewesen wäre, wenn schlanke ionische Säulen für die Iphigenia in Tauris Verwendung gefunden haben, wenn ein in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts fallendes Stück sich in einem Zimmer abgespielt hat, das im Geschmacke Ludwigs des Vierzehnten dekoriert war, oder wenn man Frau von Maintenon ihr Lever in einem Louis-Quinze-Schlafzimmer hat abhalten sehn. Alles das ist vorgekommen, und nur die, die in der Kunstgeschichte etwas mehr zu Hause waren als der Durchschnittszuschauer, werden diese Anachronismen mit Befremden bemerkt haben.

Es ist immer sicherer, ein früheres als ein späteres Jahrhundert zu wählen, denn was hätte Frau von Maintenon abhalten können, ein Zimmer zu benutzen,

das schon unter Heinrich dem Vierten oder Ludwig dem Dreizehnten eingerichtet worden war, während selbst die Omnipotenz ihres Gatten sie nicht in ein Louis-Quinze-Schlafzimmer versetzen konnte.

Sarcey war sogar noch liberaler: er meinte, man solle ihm nicht mit Stilgerechtem kommen: er wolle die Sachen so sehn, wie er sie sich vorstelle, und auf den Stil pfeife er. Ein rechter Anhalt für den Regisseur war das freilich nicht, denn hätte er auch gewußt, wie sich der Onkel die Sache dachte, und sich dessen Anschauung anbequemen wollen, hätte sich doch ein andrer geistreicher Mann die Sache anders denken und verlangen können, daß man ihm folge.

Aber es gibt hier auch Mißgriffe, die jeder sieht. So habe ich auf der ersten Bühne einer wohlhabenden und als kunstliebend bekannten Stadt den fünften Aufzug der Piccolomini sich abspielen sehn in einem nur mit einem Kachelofen versehenen, weiß getünchten bodenartigen Raum, in dem eine bedürftige Familie vor den Augen des Zuschauers mit erfreulicher Wahrscheinlichkeit hätte verhungern können. Nur einen Tisch, zwei Stühle und die Schatulle, in der sich der offne kaiserliche Brief befand, hatte der Hilfsvollstrecker widerwillig und notgedrungen dalassen müssen.

Ob es denn der Regie unbekannt war, wie Generalleutnants in Kriegszeiten in Bürgerquartieren untergebracht werden? Heutzutage besorgen das die Quartiermacher, und zu Wallensteins Zeiten sorgte der Adjutant dafür, daß seinem Vorgesetzten nichts abging. Wie sich der begüterte Eigentümer einrichtete, dessen Hause die nicht immer willkommne Ehre eines solchen Wohnbesuchs zuteil wurde, kam nicht in Frage. Exzellenz gebührten die besten Zimmer und alles, was er sonst noch brauchen konnte. Hätte der Regie, wenn ihr diese militärischen Gepflogenheiten unbekannt waren, nicht aus Goethes Wahrheit und Dichtung und aus dem, was dort von der Unterbringung des Grafen Thorane berichtet wird, ein leiser Lichtschimmer aufgehn können? Schiller spricht von Piccolominis „Wohnung“: wie mochte, nach dem Wohnzimmer zu urteilen, erst die Dachkammer aussehn, in der die Jammerlager von Vater und Sohn — wahrscheinlich auf Stroh — hergerichtet waren!

Keiner von denen, die der Vorstellung beiwohnten, wird bezweifelt haben, daß sich in den Beständen mehr als eine geeignete Dekoration befand. Man hätte nur wissen mögen, wie man sich die sonderbare Wahl zu erklären habe. Hatte vielleicht der Regisseur als Einjährig-Freiwilliger während eines Manövers beim Bauer einen solchen Fruchtboden mit einem halben Dutzend Kameraden geteilt, und glaubte er nun dieser fidelen Reminiszenz eine historische Rekonstitution schuldig zu sein? Oder hatte ihn gar Piccolominis spätere Äußerung: „O Gräfin, auch mein Haus ist verödet“ irregeleitet?

Mißgriffe bei einer solchen Wahl sind auch in der entgegengesetzten Richtung möglich: der Regisseur kann Dekorationen wählen, die zu prunkvoll sind, die zum Geschmacke und zu den Lebensgewohnheiten dessen, den wir uns als

Eigentümer der Wohnung zu denken haben, nicht passen. Auch das beeinträchtigt natürlich die rechte Wirkung. Einzelne der besten Molièreschen Lustspiele haben sich ja auch bei uns noch auf dem Repertoire erhalten: Tartuffe, der Misanthrope, der Bourgeois-gentilhomme: den Geizigen nenne ich hier mit Fleiß nicht: ein zu seinen Livreen, seinen Pferden und seinen Gastmahlen passendes Zimmer müßte besonders gemalt werden. Es werden für diese Stücke oft dieselben Dekorationen gewählt wie für Szenen, die am Hofe Ludwigs des Vierzehnten spielen. Hier liegt ein Irrtum vor.

Der gebildete Franzose ist auch heutigestags nicht protzig, seine Vorfahren, soweit sie sich nicht in Versailles einen leichten Sonnenstich geholt hatten, waren es womöglich noch weniger als er. Was den zivilisierten Erdenbürger kennzeichnet, der geläuterte Geschmack, der an Hurras und Fanfaren ebensowenig als an Vergoldung und Schnörkeln mehr als eine sehr mäßige Portion verträgt, ließ sie auch bei der Einrichtung ihrer Wohnungen einen Prunk meiden, der sich für Könige schicken mag, aber nicht für Untertanen. Wenn man sich in einigen aus den betreffenden Jahrzehnten stammenden, leidlich erhaltnen vornehmen Häusern des „Faubourgs“ umzusehn Gelegenheit hat, so findet man da nichts überladnes, an die Prachtgemächer des Sonnenkönigs erinnerndes, sondern überall den feinsten, diskretesten Geschmack, dessen wohl verstandner Luxus in der Art besteht, wie, ohne zu reiche Vergoldung und Stukkatur, unauffällige Details durch feine Berechnung der architektonischen Gliederung und Ausschmückung zu einem wohltuenden, wahrhaft künstlerischen und alles andre als prunkvollen Gesamteindruck verwandt sind. Wenn uns der Regisseur in die Salons von Orgon und der Célimène führen will, so wird er wohltun, diesem Umstande Rechnung zu tragen.

Wenn sogenannte geschloßne Zimmer Verwendung finden, das heißt solche, zu deren Herstellung die Bühne unter Wegfall der Kulissen auf drei Seiten von wirklichen, wenn auch nicht allzufesten Wänden umschlossen ist, sodaß nicht bloß im Hintergrunde, sondern auch auf beiden Seiten Türen und Fenster angebracht werden können, die in die Wand wirklich eingelassen und nicht im Winkel zwischen die Kulissen eingebaut sind, so kommt es öfters vor — und jeder von uns wird das gesehn haben —, daß der Wunsch, recht wirklichkeitsgetreu zu sein, den Regisseur veranlaßt, mit Hilfe der bekannten Kastenhalter oder auf sonstige Weise Stoffgardinen und Stoffportieren anzubringen. Man könnte vielleicht glauben, das sei ein recht zweckmäßiger Behelf, da diese Gardinen und Portieren je nach dem Stoff und je nach der Farbe der übrigen Zimmereinrichtung gewechselt werden und so dazu dienen können, aus demselben Zimmer mit geringer Mühe mehrere voneinander verschiedne zu machen.

Man sollte sich jedoch, ehe man hierzu schreitet, die Dekoration genauer darauf ansehn, ob der Maler die Tür, wie in unsern bescheidnern Mietwohnungen, wirklich nur mit einem glatten Gewände umrahmt und nicht vielmehr über ihr eine architektonische Bekrönung angebracht hat. Auf diese, wie es öfters

geschieht, einen Kastenhalter nageln zu lassen, der die Absicht des Künstlers vereitelt, ist ein Lalenbürgerstreich, den kein Regisseur begehn würde, wenn er sich zuvor Zeit genommen hätte, das Werk des Malers aufmerksamer zu betrachten.

Zudem sind ja die üppigen gerafften Gardinen und Portieren da, wo sie nur zur Verschönerung dienen sollen, glücklicherweise so ziemlich abgekommen, und man beschränkt sich neuerdings vielmehr auf schmale, zu beiden Seiten der Tür oder des Fensters glatt herabhängende Schals, die uns der Maler ebensogut wie andern Zimmerschmuck mittelst Farbe vortäuschen kann. Sollte es in einem besondern Falle, zum Beispiel in dem einer mit hellem, blumenreichem Stoffe überzognen Zimmereinrichtung wünschenswert sein, denselben Stoff auch an Tür und Fenster sehn zu lassen, so ist das, auch wenn hierfür besondre Türen und Fenster gemalt werden müssen, keine Sache von der andern Welt, da die das geschloßne Zimmer umgebenden Wände aus Teilen zu bestehn pflegen, die man je nach Wunsch so oder so aneinanderpaßt und zu einem Ganzen zusammenfügt. Auf diese Weise wird zum Beispiel der den Kamin vorstellende Teil beliebig in der Mitte der Hinterwand oder auf einer der Seitenwände angebracht, und Türen und Fenster werden je nach Bedarf hierhin oder dahin verlegt. Der Hauptteil der Dekoration kann also, auch wenn besondre Tür- und Fensterstücke wünschenswert sind, beibehalten werden.

Auf den Wegfall jener Stoffgardinen und Stoffportieren sowie alles andern Aufgenagelten, Drapierten und sonst Hinzugetanen wird hier aus doppeltem Grunde besondrer Wert gelegt. Der eine davon ist, daß sich der Maler, wenn er weiß, er muß alles allein machen, ohne daß ihm andre Gewerke zu Hilfe kommen, ernstlicher bemühen wird, den Entwurf für die Wände des Innenraums, den er darstellen soll, architektonisch zu gliedern und die einzelnen Flächenteile nach den Regeln der Kunst aufzubauen und zu profilieren, während er sich entgegengesetztenfalls wegen der nötigen „Verschönerung“ leicht auf den Tapezierer und den Kunstgärtner verlassen und sich darauf beschränken möchte, glattwändige, bunttapezierte, mit einem beliebigen Holzpaneele versehene und mit den üblichen Stuck-„Ornamenten“ beklasterte Uhukäfige darzustellen, wie sie uns von praktischen Hauseigentümern als menschliche Wohnungen angeboten und, wenn es ihnen glückt, zu möglichst hohem Preise überlassen werden. Da der Mietbewohner, möchte der Dekorationsmaler denken, bescheidentlich selbst dekoriert, um den Uhukäfig wohnlich zu machen, warum sollte der Regisseur nicht dasselbe tun, um ihn dem Zuschauer wohnlich erscheinen zu lassen?

Der andre Grund ist allgemeinerer Natur. Schein und Wirklichkeit, wenn sie zu nahe nebeneinandergestellt sind, vertragen sich wie Hund und Katze, und wenn sie sich so begegnen, ist es allemal der Schein, er mag noch so schön und noch so gefällig sein, der den kürzern zieht. Ein Nichts genügt, ihn zu zerstören. Aber werden wir der Wirklichkeit für diese Zerstörung unsrer

Illusion Dank wissen, wo es uns um anmutige Täuschung zu tun war? Gerade weil es uns im Theater immer um Täuschung zu tun ist, herrscht auf der Bühne der Schein und nicht die Wirklichkeit, und da es so ist, sollte man es sich in jedem einzelnen Falle lieber zwei- als einmal überlegen, ob der Schein, den man aufrechterhalten will und aufrecht erhalten muß, die Wirklichkeit, die man ihm an die Seite zu setzen, die man auf ihn zu pfropfen im Begriff steht, auch vertragen, und ob er nicht vielmehr von ihrer rauhen Berührung leiden und durch sie zugrunde gehen wird? Wird, um auf die beanstandeten Stoffvorhänge zurückzukommen, durch sie nicht auch die bestgemalte Dekoration, die wir ohne sie für Wirklichkeit nehmen würden, sofort als mit Farbe bestrichne Leinewand und Pappe entlarvt? Denn welches Auge wäre so achtlos und ungeübt, daß ihm der Gegensatz von Gemaltem und Wirklichem nicht durch deren unmittelbare Nebeneinanderstellung in peinlicher Weise fühlbar würde! Und als recht bezeichnend für die Tatsache, daß es dem Zuschauer auf der Bühne nicht um die Wirklichkeit, sondern um den Schein zu tun ist, muß hier der Umstand gelten, daß wir nicht an der als bemalte Leinwand und Pappe entlarvten Dekoration, sondern an den unglücklichen Stoffvorhängen Anstoß nehmen, die uns vielleicht für unser Zimmer sehr willkommen sein würden.

Ganz ist ja dem Zuschauer das Enttäuschende dieses Gegensatzes nicht zu ersparen, und wenn zum Beispiel das Stück verlangt, daß eine Flinte an der Wand hänge, die für die Katastrophe von Wichtigkeit sein wird, so kann diese Waffe freilich keine gemalte sein, aber wo es irgend möglich ist, sollte man der Betonung des Kontrasts zwischen Schein und Wirklichkeit auf der Bühne aus dem Wege gehn: es ist schwer, sich im voraus die Ungereimtheiten zu vergegenwärtigen, die er im Gefolge haben kann.

So habe ich einer Vorstellung der Jungfrau von Orleans beigewohnt, bei der in der ersten Szene des vierten Akts die erfreuliche Wirkung einer sehr hübsch gemalten Dekoration des hohen festlichen Saals dadurch beeinträchtigt wurde, daß man in bester Absicht grüne Girlanden um die Säulen geschlungen hatte: „und um die Säule windet sich der Kranz“. Man errät leicht, was der Übelstand war. Da die Säulen des Saals nicht wirklich rund waren, wie sie es zu sein vorgaben, sondern flach wie Plättbretter, so legten sich die um sie geschlungnen Girlanden nicht in der Kurve an, die sie gezeigt hätten, wenn sie sich um einen Zylinder hätten schlängeln dürfen, sondern in gerader Linie, wie es ja nicht anders sein konnte, da sie über flache Pappstreifen gezogen waren. Um zu täuschen hätte man entweder einen für dergleichen festliche Gelegenheiten im Schmucke von Fahnen und Girlanden gemalten Saal zur Hand haben müssen, oder es hätte auf jeder Seite der Bühne eine Kulisse eingeschoben werden müssen, auf der außer Kränzen und Girlanden eroberte Fahnen und Standarten, als Siegesbeute trophäenartig zusammengestellt, zu sehen gewesen wären. Man wäre auch so der Situation

durch eine szenische Andeutung gerecht geworden, während die Annahme, daß sich in dem „weiten Reims" der Kranz nicht ununterschieblich um jede Säule gewunden haben werde, und daß der dem Publikum gezeigte Saal ja ebensogut zu den ungeschmückt gebliebnen Räumen gehört haben könne, kaum den Beifall der Zuschauer gefunden haben würde.

(Schluß folgt)

Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

(Fortsetzung)

Hiroshima, April 1904

Gestern kam die amerikanische Post nach dreiwöchiger Verzögerung. Keins von uns war etwas nütze während des übrigen Tages. Zwanzig Briefe und zweiundfünfzig Zeitungen für mich! Wunderst du dich da noch, daß ich fast ein Loch in den Teppich tanzte! Die Nachrichten von zu Hause waren so froh und erheiternd, und dein Brief brachte einen Sack voll Trost wie für ein Zweijähriges. Es sah dir so ähnlich, diese kleine Landpartie auszudenken und Jack als deinen Helfer anzustellen. Ich verfolgte alles, was du tatest, mit höchstem Interesse von den täglichen Wanderungen im Walde bis zu den gemütlichen Abenden um die Holzfeuer. Ich sehe den alten Jack vor mir, zuerst zu Tode gelangweilt, aber entschlossen, wenn es nötig sein sollte, auf dem Altar der Freundschaft zu sterben, nach und nach aber sich erwärmend, wie er es immer im Freien tut, und zuletzt die Seele der ganzen Gesellschaft. Wer ist Dr. Leet, der mit war? Ich besinne mich, in prähistorischen Zeiten mit einem sehr eleganten Jüngling dieses Namens einen Kotillon getanzt zu haben. Er war Student in Yale, sehr reich und sehr vornehm. Ich trug seine Verbindungsnadel die ganze folgende Woche auf der Brust.

Die amerikanischen Kriegsberichte haben uns sehr amüsiert. Durch die Zeitungen erfahren wir die allerwunderbarsten Dinge über Japan und seine Bewohner. Man versetzt ohne Erröten große Städte von der Küste auf eine Insel im Binnenmeer, man transportiert Truppen von Orten, die keinen Hafen haben, und man erzählt vom Volke unerhörte Gebräuche.

Wir leben noch immer in bewegten Zeiten. Die Stadt ist von Truppen überschwemmt, und überall hemmen uns die Soldaten. Natürlich sind ihnen Ausländerinnen sehr interessant, und oft folgen sie uns und machen lustige Bemerkungen, aber noch kein einzigesmal haben wir Roheiten gehört. Unter all den Tausenden, die hier einquartiert sind, habe ich erst zwei Betrunkne gesehen, und sie waren nur leicht angeheitert von Saki. Es herrscht beste Ordnung und Disziplin, und nach neun Uhr abends sind die Straßen ruhig wie in einem Bergdorfe. Letzthin gingen einmal fünf von ihnen, reine Knaben, in bürgerlicher Tracht mitten

in der Nacht zum Ulk spazieren. Beim Appell fehlten sie, und eine Wache wurde auf die Suche nach ihnen geschickt. Als man sie fand, widerstrebten sie der Arretierung, und drei Minuten später erschienen sie alle in der andern Welt beim Appell.

Aber obwohl die Disziplin so streng ist, scheinen die Soldaten doch zufrieden und glücklich zu sein. Wenn sie dienstfrei sind, bummeln sie durch die Straßen, Hand in Hand wie Schulmädchen, und lachen und schwatzen, als sei das Leben ein einziger, großer Ferientag. Wenn die Zeit kommt, wo sie zur Front müssen, legen sie ihre kleinen bunten Uniformen an und marschieren ebenso vergnügt davon, um den letzten Blutstropfen für ihren Kaiser zu geben.

Ich sage dir, Kameradin, jedesmal, wenn ein Regiment vorbeizieht, möchte ich hinauslaufen und ihnen Mut zurufen. Keine Trommel, noch Pfeife, noch begeisternde Musik haben sie, um ihr Blut zu erregen und ihren Mut zu entfachen, nichts als das ewige Einerlei der viertonigen Trompete. Freilich ist keine Musik nötig, um sie in Gang zu bringen. Sie sind wie kleine Maschinen, deren Perpetuum mobile absoluter, vollkommner Patriotismus ist, der den Tod auf dem Schlachtfelde zu einer der Vergötterung würdigen Ehre erhebt.

Eben schaue ich hinab auf den Spielplatz und sehe jeden Knaben bis hinab zu den Babies im Kindergarten mit einer Bambusflinte bewaffnet. Ihr Üben und Marschieren und Erstürmen von Festungen ist unerhört. Daß der Feind nichts andres ist als Stöcke in allen Winkeln, das macht wenig aus. Einen Feind muß es ja geben, aber der schlimmste Bube in Japan würde lieber sterben als der Russe im Spiel sein. Wenn Kuropatkin nur einen dieser schrecklichen Angriffe sehen könnte, würde er die weiße Fahne aufziehen und sich schleunigst in Sicherheit begeben. Du siehst also, wir sind wohl beschützt, und mit jenen stillen kleinen Soldaten draußen und diesen lärmenden, wütenden kleinen Soldaten hier drinnen befürchten wir keinen Überfall in unsre friedliche Gemeinschaft.

Auf meinen Gängen um die Kasernen komme ich oft am Kochhause vorbei und beobachte, wie die Nahrung in den Eßsaal geschafft wird. Die Reiseimer von der Größe unsrer Wassereimer werden zu sechsen oder achten an eine Stange gehängt und von zwei Männern auf den Schultern getragen. Erst kommt eine lange Reihe solcher Eimer, und dann folgt eine andre lange Reihe mit Suppenschüsseln auf Brettern. Tee wird gewöhnlich nicht zu den Mahlzeiten getrunken, aber nachdem das letzte Reiskorn von den glatten Wänden der Schüsseln gehascht worden ist, gießen sie heißes Wasser hinein und schlürfen es mit lauten Äußerungen des Wohlbehagens.

Letzten Sonntag nachmittag mußten wir zehn hohe Offiziere bewirten, und das war ein guter Spaß. Ihr Englisch und unser Japanisch verquickten sich auf die verhängnisvollste Weise. Einer der Herren zeigte mir mit großem Stolz, um wieviel ihm seine Kleider zu weit seien, damit er reichlich Gelegenheit habe, bei kaltem Wetter mehrere Unteranzüge anzulegen. Er sagte: Diese Hosen haben viel Stoff, sie sitzen nicht wie amerikanische! Sie waren von unsern ausländischen Sachen entzückt und untersuchten alles und jedes ganz genau. Beim Abschied verbeugte sich einer der Offiziere ganz besonders tief vor mir und versicherte, er würde mich auf Erden nie wieder sehen, aber er hoffe, mich im Himmel zuerst zu sehen.

Die Winde aus China wehen gelegentliche, verzweifelte Episteln von Klein-Deutschland herüber, aber sie lassen mich so kalt wie eine Schneewehe auf der Nordseite eines Berges. Die Sonne, die mein Herz schmelzt, muß im Osten aufgehn und einen langen Sommertag dazu wählen!

Hiroshima, Mai 1904

Die Promotion ist vorüber, und meine erste Klasse ging mit Ehren ab. Wenn du je etwas lächerlicheres hörst, so mußt du sofort kabeln. Du hättest mich sehen sollen, wie ich auf dem Katheder stand und Diplome verteilte, es würde dich höchlich erbaut haben.

Gestern abend gab ich der Klasse ein Diner. Es kamen vierzehn Mädchen, von denen nur zwei schon einmal an fremder Tafel gesessen hatten. Zuerst waren sie schrecklich verwirrt, aber bald paßten sie sich der Gelegenheit an, und ihr Ungeschick wurde ihnen zuletzt lächerlich. Ich fürchtete, sie möchten sich mit Messern und Gabeln die Zähne ausbrechen, und die Heldentat, mit dem Löffel Suppe zum Munde zu bringen, stellte sich als dermaßen schwierig heraus, daß ich sie diese aus den Tellern trinken ließ. Für sie war es ebenso unbequem, auf Stühlen zu sitzen, als für mich, auf der Erde zu sitzen, und so ergab sich zwischen den Speisegängen ein ewiges Hin und Her. Nächste Woche fängt die Schule wieder an, und ich beginne mit drei neuen Kindergärten; das macht im ganzen sieben, die ich beaufsichtige. Über diesen Fortschritt bin ich so erfreut, daß ich nicht weiß, was tun vor Freude. Nicht daß ich die Grenzen meines Könnens übersähe; der Himmel weiß, daß ich sie kenne. Wenn ich nur an meine Anstrengungen beim Unterricht der Übungsklasse in Psychologie denke! Letzthin kämpften wir mit dem Begriff „Reflexbewegungen", und eins der Mädchen gab die Definition, wie sie diese verstanden hatte, folgendermaßen: „Reflexbewegung ist Nerventätigkeit. Es ist, wenn man es manchmal nicht weiß, was man tut, und hält viele Botschaft ans Gehirn auf und läßt die Beine die Bewegung machen." Das bißchen Wissen, das ich selbst habe, wird schief und falsch, ehe ich damit fertig bin.

Die Japaner können meine Sprache überhaupt in die wunderlichsten Knoten verdrehen.

Seit meinem letzten Brief an dich habe ich meine kleine Kranke heimgeschickt. Es brach uns allen fast das Herz, aber sie konnte nicht den ganzen Sommer allein hier bleiben, wo niemand da ist, um sie zu pflegen. Ich schreibe ihr jede Woche und versuche, sie heiter zu erhalten, aber für solche wie sie gibt es nur eine Erlösung, und das ist der Tod. Wenn sich Jacks Hospitalplan je verwirklicht, so werde ich meine Dienste als Pflegerin anbieten. Das Schicksal dieses armen Kindes beschäftigt mich dermaßen, daß ich mich danach sehne, allen siechen, heimatlosen Kindern der Welt zu helfen.

Hiroshima, Juni 1904

Es ist Sonntag nachmittag, und anstatt mit den andern Kindern in den Kindergottesdienst zu pilgern, sitzt deine Missionskindergartenlehrerin pflichtvergessen in Schlafrock und Pantoffeln beim Briefeschreiben und läßt ihr goldnes Haar offen den Rücken hinunterhängen. In dieser letzten Woche habe ich mich im einfachen Leben geübt. Es war eine recht nette Zeit; denn wir hatten Frühlingsreinemachen, fünf Gäste, tägliche Gottesdienste, zwei neue Köche und ein Erdbeben. Ich denke, wenn meine Zeit hier um ist, werde ich dazu qualifiziert sein, die Regierung einer kleinen Pazifikinsel zu leiten. Die ganze Stadt ist in Aufruhr; 90000 Soldaten sind augenblicklich hier, und weitere 80000 werden diese Woche erwartet. Jeder Hauswirt muß so viel nehmen, wie er nur unterbringen kann; die Last liegt schwer auf dem Volk.

Wir hörten gestern von dem furchtbaren Unglück, das die Truppen, die am 13. Hiroshima verließen, erlitten haben. Drei Transportschiffe wurden von den Russen versenkt. Fünfhundert Verwundete aus der South-Hill-Schlacht sind zu uns

geschafft worden, und wenn ich ausgehe, treffe ich lange Reihen von Bahren und verdeckte Ambulanzen, die immer noch mehr Leute hereinbringen. Es ist unerträglich, diesem Elend so nahe zu sein und es nicht lindern zu können. Wir sind alle so vom Mitleid, von Entrüstung und Mitgefühl aufgerieben, daß wir das Thema „Krieg" unter uns nicht berühren.

Nun sind bald wieder die Sommerferien da, und ich habe vor, mir im Faulenzen eine Güte zu tun. Ich will nach Karuizawa und mich dort abkühlen und nach Herzenslust ausruhn. Zwei Wochen lang schon fließt der Regen in Strömen. Die Regenzeit ist hier aber nicht eine so höfliche kleine Regenschauergeschichte wie bei euch, es ist ein endloses Herunterschütten, bis sich die alte Erde triefend unterwirft. Ich habe vergessen, wie Sonnenschein aussieht; mein Geist ist schimmlig, und meine Courage modert.

Um die Unannehmlichkeiten noch zu verschlimmern, werden wir von Mosquitos belagert, von den großen, giftigen, die uns mit einem einzigen Stich um einen Finger bringen können. Ich hörte von einem Missionar auf dem Lande, den sie einmal in der Nacht dermaßen plagten, daß er in der Verzweiflung seine Hosen an die Decke hängte, seinen Kopf in das eine Hosenbein hineinsteckte und seine Frau den ihren in das andre stecken ließ, wobei der übrige Teil des Kleidungsstückes als Luftröhre diente.

Es ist fast ein Jahr, daß ich nicht aus Hiroshima herausgekommen bin, ein Jahr mit viel Auf und Ab, sodaß man meinen könnte, ich hätte mir meine Seligkeit mit der Spitzhacke ausgegraben. Nicht daß ich nicht gern kämpfte. Wahres Leben mit seinen Stößen und Püffen, Freuden und Leiden ist tausendmal besser als passives, indolentes Vegetieren. Aber manchmal freue ich mich auf die Zeit, wo ich als ein Engel im ewigen Blau herumlungern werde. Denk nur, wie schön es sein wird, auf ein hübsches, lockiges Köpfchen und ein Paar Flügel reduziert zu sein! Denn das ist die Sorte Engel, die ich zu werden gedenke, ohne müde Beine und ohne ein Herz, das brechen kann. Aber, o weh! es ist sehr wahrscheinlich, daß ich dann Rheumatismus in meine kleinen Flügel bekomme!

Wenn ich überhaupt in den Himmel komme, Kameradin, so wird es auf deiner Leiter geschehn. Du hast mich mit Vertrauen und mit Lob hinaufgeschoben und mit ethischen Veredlungsbüchern, Predigten und Reden festgehalten. Du hast mich schon so hoch gebracht, daß mir schwindelt, wenn ich hinter mich sehe. Wenn ich daran denke, daß ich dich irgendwie enttäuschen könnte, so preßt es mir förmlich die Seele zusammen; und andrerseits schwillt mir das Herz vor Stolz im Bewußtsein, daß ich deinen Glauben an mich rechtfertige.

Karuizawa, Juli 1904

Hier bin ich nun in der Sommerfrische, bequem eingerichtet in einem höchst sonderbaren, doppelhäusigen Gebäude. Die vordere Hälfte ist japanisch und geht auf die Straße; der hintere Teil ist ausländisch und geht auf eine andre Straße, jenseits des Platzes. Beide Teile sind durch einen verdeckten Gang verbunden, der über einen Mühlgraben führt. Im Boden des Ganges mitten über dem Wasser ist eine Falltür, und wenn immer ich hinaussehe, entdecke ich Leute, die dort in der kleinen Öffnung ein Bad nehmen.

Ich habe ein großes, nettes Zimmer und so viel Bedienung dazu, daß es mich fast geniert. Wenn ich abends heimkomme, eskortieren mich drei kleine Mädchen in mein Zimmer. Eine macht das Mosquitonetz auf, eine holt meine Nachtsachen, und die dritte hilft mir beim Ausziehen. Wenn sie alles und jedes besorgt haben, stellen sie sich in eine Reihe, verbeugen sich zusammen und klappern davon.

Der Menükartenschreiber, dem ich oft bei seinem Englisch helfe, verkündet mir stets, wenn mein Bad bereit ist, begleitet mich ins Badezimmer und trägt Schwämme und Handtücher.

Karuizawa hat eine Sommerbevölkerung von rund vierhundert; davon sind dreihundertneunundneunzig Missionsleute! Laßt uns im Verein miteinander singen: Gesegnet sei das Band, das uns verknüpft!

Jedermann an der Tafel arbeitet in irgendeinem Feld. Ein langnasiger, junger Prediger mir gegenüber sieht aus, als habe er von Kindesbeinen an als Missionar gewirkt. Er hat einen schrecklichen Religionsspleen. Nie habe ich jemand getroffen, der Gottes Wort wörtlicher genommen hätte. Er erzählte mir, daß er verlobt sei, und daß er seit drei Tagen den Herrn um Erleuchtung bitte, was für einen Ring er kaufen solle!

Am Sonntag hörte ich meine erste englische Predigt seit zwei Jahren. Sie wurde in einem rohen, kleinen Schuppen, umgeben von Fichtenwald, gehalten, und fast jede Nation war vertreten. Ein junger englischer Geistlicher las den Gottesdienst und sprach dann einige Worte über Aufopferung. Er war einfach und herzlich; in seiner tiefen Stimme zitterte der Ernst, als er erklärte, Aufopferung sei der einzig wahre Weg zum Glück, Aufopferung unsers Ichs, unsrer Wünsche und Begierden für das Wohl und Gedeihen andrer. Und plötzlich stieg es heiß in mir auf, und ich wollte aufstehn und sagen, daß er recht habe, daß ich ganz gewiß wäre, daß dies die Wahrheit sei, daß selbst ein elendes, zertrümmertes Leben wieder Blüten treiben könne, wenn es nur für andre blühen wolle. In einer Art Verzückung ging ich heim, und als ich mich zu Tisch setzte, sagte der langnasige junge Mann: Schade, daß wir keine vernünftige Predigt hatten, es waren so überspannte Leute da! Dies ist jedenfalls ein Ort, wo man der Menschen Schwächen, Torheiten und Überspanntheiten studieren kann. Sie predigen wohl, aber sie handeln nicht danach.

Noch ein Jahr — und ich bin zu Hause! Mein Herz steht fast still, wenn ich es schreibe! Gewiß freue ich mich, daß du im Frühling verreisen willst; du hast dein Leben lang gehofft, Italien zu sehen. Aber, Liebe, ich bin so egoistisch, daß ich dich zurückwünsche für die Zeit, wo ich heimkomme. Es bedarf nur dieser einen himmlischen Stunde, in der ich euch alle zusammen wiedersehe, um die Einsamkeit aller dieser Jahre zu bannen.

Es freut mich, daß Jack und Dr. Leet Freundschaft geschlossen haben. Jack wendet bei der Wahl eines Freundes ungefähr ebensoviel Sorgfalt an als andre Leute bei der Wahl einer Gattin. Sage nur Dr. Leet, daß ich mich freue, daß er mich in einem Winkel seines Gedächtnisses entdeckt hat, aber daß ich längst nicht mehr „der blauäugige Ausbund" bin, als den er mich schildert. Bitte, sage ihm, ich sei schlank, blaß und schwermütig, von einem romantischen, geheimnisvollen Schimmer umwoben! So auszusehen bestrebe ich mich wenigstens!

Ich wußte, daß du Jack herausreißen konntest aus seinem Arbeitstaumel, wenn du nur wolltest. Die Browningabende müssen außerordentlich ergötzlich gewesen sein. Ich sehe euch im Geist, wie zuerst du einige Zeilen lasest, die er erklärte, dann er einige, die du erklärtest, und dann starrtet ihr beide in die Ferne mit „dem unendlichen Sehnen irdischer Herzen". Der gute, brave Jack! Wie die Erinnerungen mich stechen, wenn ich an ihn denke! Was für glückliche, selige Tage habe ich mit ihm verlebt! Sie stehn heute abend vor mir als ein großer, heller Stern des Frohsinns. Als die Tage am dunkelsten waren, als ich den Schritt vor mir nicht mehr sehen konnte, da pflegte er mit einer lustigen Geschichte oder einem Ulk dazwischenzukommen, alles Vorgefallne ignorierend. So erhellte er mir

den Weg durch irgendeine kleine Freude. Was ist er doch für ein Gemisch von Zärtlichkeit und Vorsichtigkeit, von gesundem Menschenverstand und Poesie, von Frohsinn und Ernst! Ich glaube, du und ich, wird sind die beiden einzigen auf der Welt, die seine Höhen und Tiefen verstehn. Freilich sagt er, ich nicht!

Karuizawa, Juli 1904

Seit meinem letzten Brief an dich habe ich das Vergnügen gehabt, sechshundert Fuß tief hinab in den Rachen des Assamayama, des großen Vulkans, zu schauen. Wenn die alte Dame so unhöflich gewesen wäre, mir ihre Zunge herauszustrecken, so wäre ich jetzt ein Häuflein Asche!

Wir ritten abends um sieben ab. Wie du weißt, bin ich schon auf so ziemlich allem Reitbaren geritten vom Besenstiel bis zum Kamel, aber als allerneustes Reittier empfehle ich ein japanisches Pferd. Erst fliegt man rückwärts, dann fliegt man vorwärts, und dazwischen gibts einen tüchtigen Ruck aufwärts. Ein Kuli geht neben dem Kopfe jedes Pferdes und ermahnt es sänftiglich, wenn es sich schlecht benimmt. So ritten wit dreizehn Meilen weit bis zum Fuße des Vulkans. Um ein Uhr nachts stiegen wir ab, ließen einen Mann bei den Pferden und begannen den Aufstieg. Jeder Steiger wurde an einen Kuli festgebunden, der mußte ziehen und die Laterne tragen Es war ein kurioser Aufzug; die absonderlichen Rufe der Kulis beim Beugen und Ziehen und das Schwatzen und Lachen der ganzen Gesellschaft klangen ineinander. Einige Meilen weit bedeckten Kiefern und Unterholz den Rücken des Berges, dann kam eine Strecke absoluter Öde und Verlassenheit. Meilenweit über uns, doch scheinbar zum Greifen nahe, stiegen rote Flammen und feuriger Rauch auf. Die majestätische Klarheit der Sommernacht schwebte um uns, unter uns lag das friedliche Tal mit blinkenden Lichtern aus fernen Dörfern. Es war ein eigentümliches Gefühl, so zwischen Himmel und Erde zu hängen und zu wissen, daß das einzige zwischen dem Tod und mir ein kleiner Kuli sei, der mich an der Bergwand förmlich hinaufzog.

Als wir endlich die Spitze erreichten, zeigte sich ganz schwach das Tageslicht im Osten. Langsam, in unaussprechlicher Pracht ging die Sonne auf. Die großen Flammen, der rote Rauch, die nächtlich so blendend erschienen, sanken in nichts zusammen. Wenn jemand die Kühnheit hätte, die Existenz eines gnädigen, mächtigen Gottes zu leugnen, laß ihn bei Sonnenaufgang auf der Spitze des Assamayama stehn und die Wunder seiner Werke erkennen.

Kaum wagte ich zu atmen, aus Furcht, den Zauber zu zerstören, aber ein tüchtiges Frühstück auf dem Kraterrande ließ die Dinge wieder wirklich erscheinen. Der Abstieg war noch gefährlicher, die Asche lag sehr hoch, und oft mußten wir bis an die Knie darin waten.

Am nächsten Morgen um elf fiel ich mehr tot als lebendig in mein Bett. Gesicht und Hände waren voll Blasen von der Hitze und der Asche, und ich war wund von oben bis unten. Aber ich trug in meiner Seele eine Offenbarung heim, die nie verwischt werden kann.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 26. April 1909

(Zur Reichsfinanzreform: Die Ansprache des Reichskanzlers. Der konservative Antrag auf eine Wertzuwachssteuer. — Die Lage im Orient.)

Unmittelbar nach der Rückkehr von der Reise hat der Reichskanzler einer Anzahl von Abordnungen einen gemeinsamen Empfang gewährt. Diese Abordnungen waren die Wortführer zahlreicher Kreise, die mit Ungeduld einer Lösung der Aufgaben der Reichsfinanzreform entgegensehen, und die über die Art, wie der Reichstag bisher diese Fragen behandelt hat, lebhaftes Mißbehagen, das sich hier und da zum Unwillen und zur Entrüstung steigert, empfinden. Die Tatsache, daß eine Bewegung durch das Land geht, die aus einer solchen Stimmung heraus den Volksvertretern zur endlichen Erreichung des Zieles den Rücken stärken will, kann nicht gut abgeleugnet werden, aber sie ist natürlich den Parteien, die immer noch möglichst viel für sich selbst dabei retten wollen, im höchsten Grade unbequem. Es ist gewiß außerordentlich schwer, die Stärke einer solchen Bewegung, die niemals ganz klar zum Ausdruck kommt, richtig abzuschätzen, aber daß die Parteipresse nicht ohne weiteres als Ausdruck der in den Wählerkreisen herrschenden Stimmungen anzusehen ist, liegt auf der Hand. Denn diese Organe sind im ganzen mehr die Werkzeuge, wodurch die Führer der Parteien auf die öffentliche Meinung ihrer Kreise zu wirken suchen, als die Sprachrohre dieser öffentlichen Meinung selbst. Es fehlt nirgends an gewichtigen Zeugnissen, daß in allen Kreisen des Volkes ein sehr lebhaftes Verständnis für die Nachteile des unfruchtbaren Hin- und Herzerrens der zu lösenden Probleme vorhanden ist. Man ärgert sich, wenn über nichts andres, so doch schon darüber, daß die Sache nicht vorwärtskommt. Man will Gewißheit haben, was denn nun eigentlich werden soll, welche Lasten übernommen werden müssen, wie man sich einzurichten hat. Bei der Empfindlichkeit des heutigen Geschäftslebens, aber auch — wie man hinzufügen muß — seiner Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit ist der unangenehmste Zustand die Ungewißheit. Denn es gibt immer Auskunftsmittel, um irgendeinen unvermeidlichen Druck erträglich zu gestalten, aber solange man einer noch ungewissen Gestaltung gegenübersteht, bleiben nur die vielen kleinen, unberechenbaren Rückwirkungen übrig, die aus der Ungewißheit entspringen. Aber auch abgesehen davon fehlt es dem gesunden Sinne weiter Volkskreise nicht an Verständnis für das unwürdige Schauspiel, das ihnen in den bisherigen Beratungen geboten worden ist. Daß die einzelnen Vorschläge gewissenhaft und dem entsprechend auch mit einem gewissen Zeitaufwande geprüft werden, könnte ja an sich hingehn; was verletzend wirkt, ist das Fehlen jeder Tendenz zur Verständigung, das skrupellose und rücksichtslose Bestreben der Parteien, ihre Meinung durchzusetzen, ohne daran zu denken, daß die Größe und die Eigenart der Aufgabe von vornherein Überzeugungsopfer von allen Beteiligten fordert. Und dieses unwürdige, widerwärtige Feilschen um kleine Parteivorteile in einer großen Lebensfrage des Reichs, bei einer Aufgabe, auf deren Scheitern das Ausland voll Schadenfreude wartet! Wir Deutschen wissen ja allerdings, daß das Reich nicht untergehn würde, wenn es auch nicht glücken sollte, eine völlig befriedigende Lösung zu erreichen. Aber daß ein solcher unglücklicher Ausgang eine schlimme moralische Niederlage für Deutschland bedeuten würde, darüber sind glücklicherweise weite Kreise des deutschen Volkes nicht im unklaren, und es ist notwendig, daß das auch zum Ausdruck kommt.

Es zeugt nicht gerade von gutem Gewissen, wenn die eingeschwornen Parteipolitiker an Kundgebungen dieser Art Anstoß nehmen. Ärgerlich mag es ja für die offiziellen Parteileitungen sein, ihre parlamentarische Taktik durch eine Bewegung im Volke selbst durchkreuzt zu sehen. Aber ärgerliche Tatsachen schafft man nicht durch ungeeignete Einwände aus der Welt. Es kann nur humoristisch wirken, wenn die konservative Presse warnend schreibt, dergleichen „Einwirkungen von außen" auf den Reichstag seien nicht gut. Wenn sich die Volksbewegung mit der Meinung der konservativen Fraktion deckt, macht man bekanntlich sehr gern Gebrauch davon. Und warum auch nicht? Es ist das gute, verfassungsmäßige Recht der Wähler, ihre Meinung in gesetzlich zulässiger Form zu sagen. Wo steht geschrieben, daß sich der konservative Wähler jeder Meinung, die die Fraktion im Reichstage aus irgendwelchen Gründen beschließt, schweigend zu unterwerfen hat? Ebenso seltsam ist es, wenn ein freisinniges Blatt die kleine Zahl der vom Reichskanzler empfangnen Mitglieder der Deputationen dem aus allgemeinen Wahlen des deutschen Volkes hervorgegangnen Reichstag gegenüberstellt, um die Bedeutungslosigkeit dieses Empfangs recht deutlich zu machen. Das ist eins von den Argumenten, die nur durch die Not entschuldigt werden. Denn es kommt doch wohl nicht auf die Zahl von Männern an, die als Wortführer dem Reichskanzler im Kongreßsaal seines Palastes gegenübergestanden haben; das ist eine einfache Raumfrage. Entscheidend ist vielmehr die Frage, wer hinter diesen Sprechern steht. Und da diese Abordnungen ihr Mandat in großen Massenversammlungen empfangen haben, deren Veranstalter ein volles Recht haben, dafür angesehen zu werden, daß sie die öffentliche Meinung sehr beachtenswerter Kreise des deutschen Volkes kennen und vertreten, so wird man ganz im Gegensatz zu der erwähnten freisinnigen Preßstimme überzeugt sein dürfen, daß die Sprecher, die vor dem Reichskanzler erschienen, ein viel größeres Recht hatten, eine bestimmte positive Volksmeinung über die große Frage des Tags zum Ausdruck zu bringen, als die offiziellen Volksvertreter, die die Hoffnungen ihrer Wähler in diesem Falle vorläufig enttäuscht und jedenfalls nicht im Geiste der Wahlen von 1907 gehandelt haben. Der Gipfel der Lächerlichkeit in der Kritik der Presse über den Empfang im Reichskanzlerpalast ist es, wenn dem Fürsten Bülow ein Vorwurf daraus zu machen versucht wird, daß er die Abordnungen überhaupt empfangen und über die Absichten der Regierung außerhalb des Reichstags gesprochen hat. Man gewinnt freilich aus solchen Einwürfen, die — nach einer volkstümlichen Redensart — weder Hand noch Fuß haben, die erfreuliche Überzeugung, daß die Stellung der Regierung in dieser Frage und die Angst der Parteipolitiker vor dem gesunden Verstand des deutschen Volkes doch recht stark sein muß, sonst würde man sich schämen, das Ansehen des Reichstags dadurch stützen zu wollen, daß man der Regierung und dem deutschen Volke in völliger Verkennung der elementarsten politischen Freiheiten gewissermaßen verbieten will, sich gegenseitig auszusprechen.

Der Reichskanzler hat sich überdies in seiner Erwiderung auf die Ansprachen der Abordnungen in sehr bestimmt gezognen Grenzen gehalten. Ja viele Freunde der Regierung werden sogar der Ansicht sein, daß er eher zu wenig gesagt und die Bewegung, deren Ausdruck ihm entgegengebracht wurde, zu wenig ermutigt hat, um nur ja den Schein zu vermeiden, als wolle er mit Hilfe dieser Bewegung einen Druck auf die verfassungsmäßige Arbeit des Reichstags, seine freie Prüfung und Entscheidung ausüben. Übrigens war es bei dem irreführenden Treiben der Parteiagitation wichtig und wertvoll, daß Fürst Bülow die Gelegenheit ergriff, den Standpunkt der verbündeten Regierungen in den Hauptzügen noch einmal festzulegen. Und daß es wirklich der Standpunkt der verbündeten Regierungen

war, nicht die persönliche Meinung des leitenden Staatsmanns, die sich vielleicht doch noch stärkern Einflüssen beugen müßte, das suchte Fürst Bülow durch die Form des Empfangs darzutun. Teils wirkliche, teils im parteipolitischen Interesse erheuchelte Begriffsstutzigkeit hat dem Umstande, daß Fürst Bülow die Deputation an der Spitze einer größern Anzahl von Bundesratsbevollmächtigten mit einer gewissen Förmlichkeit empfing, die Deutung gegeben, das sei aus Vergnügen an der Feierlichkeit geschehen, damit die Sache größern Eindruck mache. Man darf wohl überzeugt sein, daß Fürst Bülow bei den Herren, deren Ansprache er am 20. April entgegennahm, ein so kindliches Gemüt mit gutem Grund nicht vorausgesetzt hat. Er sprach auch ausdrücklich im Namen der verbündeten Regierungen, wie schon aus den Worten hervorgeht: „Es ist der einmütige Wille der verbündeten Regierungen, die Lösung der Frage noch in dieser Session des Parlaments herbeizuführen. Der Reichstag wird nicht auseinandergehn, bevor er endgiltig zur Finanzreform Stellung genommen." Wichtig war es, zu hören, daß die verbündeten Regierungen die Inseratensteuer und die Gas- und Elektrizitätssteuer fallen lassen und auf Ersatzsteuern sinnen wollen, daß sie aber im übrigen an den Hauptgedanken ihrer Vorschläge und namentlich an der Ausdehnung der Erbschaftssteuer in irgendeiner Form festhalten.

Auf diese Regierungskundgebung hat nun die konservative Fraktion des Reichstags eine merkwürdige Antwort erteilt. Sie hat durch die Abgeordneten Dr. Roesicke und Graf Westarp den Entwurf einer Wertzuwachssteuer ausarbeiten lassen, die — wie ausdrücklich erklärt wird — nicht etwa zur Ergänzung des durch die Reformvorschläge noch nicht gedeckten Finanzbedarfs des Reichs dienen, sondern an die Stelle der „nach wie vor abzulehnenden" Erbschaftssteuer treten soll. Die Wertzuwachssteuer soll auf Immobilien und Wertpapiere gelegt werden. Daß der ganze Vorschlag nur die Bedeutung eines taktischen Manövers, einer Demonstration gegen die Regierung und die Blockpolitik hat, geht schon daraus hervor, daß die Grundsätze des Antrags, der in der Finanzkommission eingebracht worden ist, in so unreifer und wenig durchdachter Form aufgestellt worden sind, daß man sie mit der Kölnischen Zeitung von vornherein als totgebornes Kind betrachten muß. Bezeichnend war, daß schon vierundzwanzig Stunden nach Erscheinen der Vorschläge in der Begründung die Schätzungen des Ertrages geändert werden mußten. Es gab eine Zeit — und es war nicht die schlechteste in der Geschichte der Partei —, wo man es im konservativen Lager verschmäht hätte, mit solchen Mitteln zu arbeiten, wo man es nicht über sich gewonnen hätte, ein unbrauchbares, oberflächlich begründetes, eilig zusammengestoppeltes Machwerk unter der Flagge der alten stolzen Partei hinauszusenden, nur um der Regierung Verlegenheiten zu bereiten und ein nützliches Werk aufzuhalten. Aber heutzutage wird eben alles auf die demagogische Wirkung berechnet. Nachdem man dem Volke soviel von der „widerwärtigen" Nachlaßsteuer vorgeredet und mit Übertreibungen, Entstellungen und Schlagworten die Methoden, die man früher mit berechtigtem Stolz verachtete, überboten hat, glaubt man einen besondern Eindruck zu machen, wenn man um jeden Preis eine Ersatzsteuer vorschlägt, auf die man das Stichwort „Besteuerung des unverdienten Vermögenszuwachses" anwenden kann. Dieses Stichwort könnte auch einer sozialdemokratischen Versammlung imponieren, und das Odium der Nichtverwirklichung solcher unverdauten und unausführbaren Vorschläge schiebt man dann sehr bequem der Regierung zu.

Schon der erste Satz der Begründung des konservativen Antrags enthält eine falsche Darstellung. Es heißt da: „Die Vorlage betreffend Besteuerung des Nachlasses hat zur Grundlage die Auffassung, daß durch dieselbe ein unverdienter

Vermögenszuwachs besteuert werden soll." Das ist falsch, absolut falsch, wenn es auch eine bequeme Grundlage der weitern konservativen Beweisführung sein mag. Das Problem geht vielmehr dahin, den Besitz nur nach seiner tatsächlichen Höhe ohne Rücksicht auf die Art und Umstände seiner Erwerbung zur Besteuerung heranzuziehen. Dieser Absicht würde am besten eine Vermögenssteuer entsprechen. Aber die Durchführung einer solchen Steuer ist nicht möglich, ohne daß das Reich in die Rechte der Einzelstaaten eingreift. Es sind bis jetzt nur zwei Wege gefunden worden, eine direkte Vermögenssteuer für das Reich nutzbar zu machen. Der eine Weg ist der, daß das Reich die Steuer durch Vermittlung der Einzelstaaten einzieht. Aber dann läuft die ganze Einrichtung entweder auf einen noch stärkern Eingriff in die Finanzhoheit der Einzelstaaten oder auf eine Vermehrung der Matrikularbeiträge hinaus. Darum ist dieser Weg für ungangbar befunden worden. Bleibt also nur der andre, und der besteht darin, daß die Vermögenssteuer nicht fortlaufend erhoben wird, sondern nur von Zeit zu Zeit bei einer bestimmten Gelegenheit, die von den Einzelstaaten ohne Schaden für ihre Hoheitsrechte und ihre laufende Finanzwirtschaft dem Reiche freigegeben werden kann. Eine solche Gelegenheit ist der Übergang eines Vermögens auf neue Besitzer infolge Todesfalls. Es ist niemals davon die Rede gewesen, daß das Vermögen deshalb besteuert werden soll, weil die neuen Besitzer es „unverdient" erworben haben; ein solcher Unsinn existiert nur in der Phantasie der Gegner des Vorschlags, die sich dergleichen Gründe konstruieren, um darauf losschlagen zu können. Das Vermögen wird weder besteuert, weil es unverdient ist, noch weil irgendein andres Urteil über die Zusammenbringung des Vermögens abgegeben werden soll, sondern einfach, weil es da ist. Die Erbschaftssteuer von der Form der Nachlaß- oder Erbanfallsteuer ist nichts andres als ein sehr niedriger, die kleinen Vermögen ganz frei lassender Zuschlag zu einer Vermögenssteuer, der aus Gründen, die in den komplizierten Verhältnissen unsrer Reichsverfassung liegen, nicht fortlaufend erhoben werden kann und dafür von jedem Vermögen nur von Zeit zu Zeit — in einem Jahrhundert drei-, höchstens viermal; öfter ist es bei direktem Erbgang vom Vater auf den Sohn schon aus physischen Gründen nicht möglich — bei bestimmter Veranlassung erhoben werden muß, wo diese Inanspruchnahme die Rechte der Einzelstaaten nicht berührt. Wenn gesagt wird, der Augenblick eines Besitzwechsels wegen Todesfalls sei zur Erhebung einer solchen Steuer besonders ungeeignet, so läßt sich das nur mit zwei falschen Voraussetzungen begründen. Die eine besteht darin, daß sich der Übergang eines Vermögens in andre Hände bei einem Todesfall in der Regel ohne Störung durch irdische Geschäfte vollzieht, während jeder Mensch, der den Kinderschuhen entwachsen ist, weiß, daß es auch in dem Falle, daß alles peinlich geordnet und durch Testament geregelt ist, niemals ohne geschäftliche Scherereien, Förmlichkeiten, Rechtsakte, Einmischung von Behörden, Unkosten der verschiedensten Art, Verpflichtungen, kleine Kollisionen der Wünsche und Ansichten der Hinterbliebnen und dergleichen abgeht, kurz, hundert Kleinigkeiten, die es sehr gleichgiltig erscheinen lassen, ob noch eine Abrechnung mehr wegen der Steuer zu machen ist. Die zweite falsche Voraussetzung besteht darin, daß der Erbanfall für den Deszendenten als ein bestimmt zu berechnendes Ereignis hingestellt wird, sodaß das Reich, wenn es von den Erben die Steuer einzieht, ihnen etwas nimmt, was sie in bestimmter Höhe und zu einem bestimmten Zeitpunkt zu erwarten das Recht hatten. Wenn nun der Besitzer eines Vermögens, statt zu sterben, noch weitere zehn Jahre in einem erwerbsunfähigen Zustande lebt? Dann müssen doch die Erben die daraus entstehenden Vermögensnachteile ruhig auf sich nehmen. Es kann also doch nicht von einem absoluten Recht des Erben auf das Vermögen des Erblassers in einer bestimmten Höhe die Rede

sein. Wenn also der Staat, dem das Recht auf Besteuerung des Besitzes prinzipiell zugestanden worden ist — das haben ja auch die Konservativen getan —, eine geringfügige Steuer vom Nachlaß einfordert, so ist es lächerlich, das als eine Schmälerung der Rechte der Hinterbliebnen hinzustellen, die im Falle der Einführung einer laufenden Vermögenssteuer wahrscheinlich eine geringere Summe geerbt hätten.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch auf eine Polemik der Kreuzzeitung gegen unsre Ausführungen in Nr. 16 zurückkommen. Auf die unwilligen Bemerkungen des genannten Blattes zu erwidern, halten wir für unnötig, da wir nicht auf Beifall von seiner Seite gerechnet haben. Nur eine sachliche Bemerkung. Die Kreuzzeitung beanstandet es, daß wir die Verantwortung der Regierung und insbesondre des Reichskanzlers für das bekannte Kompromiß in der Reichsfinanzreform abgelehnt haben. Sie deutet an, daß das Kompromiß allerdings dem Eingreifen des Reichskanzlers zu danken gewesen sei; er habe verhindert, daß der „vernünftige" Antrag Herold abgelehnt wurde. Dieses Urteil über den Antrag Herold zeigt zunächst, daß wir uns wohl mit der Kreuzzeitung über die Sache selbst nicht einigen werden. Nach unsrer Meinung war der Antrag Herold inhaltlich eine ebenso schlechte Lösung wie das an seiner Stelle angenommne Kompromiß. Bei dem Antrage Herold kam aber zu seiner inhaltlichen Unbrauchbarkeit noch hinzu, daß er taktisch die Wirkung haben mußte, den Block zu sprengen, die Liberalen auszuschalten und das Zentrum einzuschalten. Und zwar handelte es sich nicht bloß um die Mitwirkung des Zentrums bei einer unbedenklichen, im Interesse des Endzwecks zu begrüßenden Lösung — eine solche Mitwirkung des Zentrums wird niemand ablehnen —, sondern um die dauernde Änderung der politischen Konstellation, wodurch die Regierung wieder unter ein Parteijoch gebeugt, das ganze Werk der Reichsfinanzreform wieder auf ein falsches Geleise geschoben werden sollte. Das Kompromiß taugte zwar inhaltlich, wie gesagt, auch nichts, aber es brachte durch die Verständigung zwischen Konservativen und Liberalen in der Hauptfrage, daß ein Teil des Reichsfinanzbedarfs durch Besitzsteuern gedeckt werden müsse, wenigstens die Möglichkeit, die gänzlich stockenden Verhandlungen über die Verbrauchssteuern wieder in Gang zu bringen. Dadurch wurde die Aussicht offengehalten, die Reform doch noch im Sinne der Regierungsvorschläge zu lösen. In diesem Sinne dazu beigetragen zu haben, daß der Antrag Herold durch das Kompromiß ersetzt wurde, ist das Werk und — wir fügen hinzu — das Verdienst des Reichskanzlers. Die Kreuzzeitung irrt also, wenn sie meint, wir wollten diese Einwirkung des Reichskanzlers leugnen. Aber mit dem Inhalt des Kompromisses hat der Reichskanzler nichts zu tun. Wir stellen das fest, weil die Kreuzzeitung uns vorwirft, nicht richtig unterrichtet zu sein, während sie uns nach guter deutscher Preßunart „offiziös" tituliert. Umgekehrt wird es richtig, wir sind gut unterrichtet, aber nicht offiziös.

In der auswärtigen Politik stehen wir immer noch vor der Frage, welche Entwicklung die Verhältnisse in der Türkei nehmen, und wie sie auf die europäische Politik zurückwirken werden. Wir brauchen uns im Rahmen dieser Besprechung diesmal nur auf wenige Bemerkungen zu beschränken. Die Jungtürken haben in der letzten Woche dank der glänzenden Leistungen der tüchtigen militärischen Kräfte, über die sie verfügen, schnell die Macht zurückgewonnen. Ein vorzüglich geleiteter Aufmarsch hat die Korps von Saloniki und Adrianopel unter der Führung von Mahmud Schewket Pascha mit großer Schnelligkeit vor die Tore der Hauptstadt geführt, worauf sie sich schnell zu Herren der Stadt gemacht haben. Nach heftigem Kampfe sind die Kasernen der Stadtteile Pera, Tophane, Skutari genommen, ist dann auch der Yildis Kiosk zur Übergabe genötigt worden. Sultan Abdul Hamid ist tatsächlich, wenn auch nicht der Form nach, ein Gefangner der Jungtürken.

Die weitere Gestaltung der Dinge ist aber in diesem Augenblick noch schwer zu beurteilen. Eine Frucht dieser Ereignisse scheint aber doch gesichert, die Verständigung zwischen der Türkei und Bulgarien. Schon ist die Unabhängigkeit Bulgariens auch von andern Mächten anerkannt worden. Wenn Deutschland und Österreich-Ungarn mit dieser Erklärung noch zurückhalten, so geschieht das nicht aus Übelwollen gegen Bulgarien, sondern weil beide Mächte zunächst Gewißheit darüber haben müssen, wie die Interessenten der Orientbahn zufriedengestellt werden. Diese Sonderstellung der beiden Zentralmächte wird freilich wieder als Handhabe benutzt, um Mißtrauen gegen sie zu säen. Immer wieder wird das Märchen aufgewärmt, Deutschland habe durch Drohungen einen Druck auf Rußland ausgeübt, in der serbischen Frage nachzugeben. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat erst kürzlich noch die Legende von einer drohenden Depesche Kaiser Wilhelms an Kaiser Nikolaus durch Nachweis der Daten der auf diese Frage bezüglichen Aktenstücke zurückgewiesen. Das wird allerdings nicht allzuviel helfen; wenn eine Lüge nicht vorhält, wird eine neue ersonnen. Neuerdings tritt die englische Presse auch wieder als Hetzerin zwischen Amerika und Deutschland. Aber da wir jetzt schwerlich der Gefahr unterliegen, uns in falsche Sicherheit wiegen zu lassen, so können wir dergleichen mit Gleichmut ertragen.

Ein österreichischer Sozialdemokrat über die demokratische Presse Deutschlands. In der letzten Nummer der Sozialistischen Monatshefte bringt Karl Leuthner, der, wenn wir nicht irren, Chefredakteur des leitenden Blattes der österreichischen Sozialdemokratie, der Wiener Arbeiterzeitung ist, einen Artikel, in dem in sehr verständigem Sinne die Schwierigkeiten technischer und politischer Natur, die einer deutsch-englischen Flottenabmachung entgegenstehen, erörtert werden. Die Einleitung dieses Artikels, den Karl Leuthner „Herrenvolk und Pöbelvolk" betitelt, bringt Betrachtungen über die Haltung der reichsdeutschen demokratischen Presse gegenüber dem Auslande, die wir hier zum Abdruck bringen, da sie, wenngleich die Freude an der scharfen Form den Verfasser zu einer unhaltbaren Verallgemeinerung seiner Vorwürfe verleitet hat, in manchem den Nagel auf den Kopf treffen:

„Harmlosere Tierchen gibt es auf Erden wohl kaum als eine gewisse sehr verbreitete Gattung deutscher Demokraten. Sie mögen neun Zehntel aller antimonarchischen Witze machen, die zurzeit in Europa zu Markte kommen, und vom Mord an Abel bis zur letzten Berliner Messerstecherei alle Übel dieser Welt von den deutschen Zöllen ableiten: ihr Heldentum ist doch nur mit Eisenfarbe bestrichne Pappe. Und wenn sie auch die ehrliche Unmoral unsrer Bordelle, die bekanntlich durchwegs von einem Geiste Petroniusscher Heidenheiterkeit und Juvenalischer Steghaftigkeit des Witzes geleitet sind, über die versteckte, dumpfe Lüsternheit der Sittlichkeitsvereine siegen lassen: sucht nicht den Pferdefuß, sucht lieber gespaltne Hufe. Denn wisset, wie grimmig sie brummen, wie sündhaft zu lachen sie sich bemühen, sie sind doch zahme blökende Schäfchen, und wenn sie ein hoher Herr, namentlich ein ausländischer, der dann gar nicht einmal so hoch gestellt sein braucht, hinter den Ohren kraut, so wackeln sie niedlich mit dem Lämmerschwänzchen.

Eine komische Verbindung von Snobtum, bedientenhafter Ausländerei und Junkerheulmeierei treibt im Vordergrund unsrer Zeitschriften ihr Wesen und kompromittiert die deutsche Demokratie vor aller Welt. Denn nicht mehr unter dem Schatten des Schlapphuts gedeiht die Demokratie, sie lehrt euch vielmehr, wie ihr zu jeder Tageszeit euch englisch zu kleiden habt, und oft könnt ihr zweifeln, ob die Jägerhemden oder der Polizeiübermut der schlimmere Schaden am deutschen Volkskörper seien. Deutsche Studentenkneiperei und deutsche Studentenpaukerei

tadeln sie männlich, aber glaubt mir, nur weil es deutsche Laster sind; wenn ihr beim Fußmatch dem Nebenmenschen den Kopf zertrümmert oder im Boxen den Gipfel des studentischen Strebens erblickt, seid ihr leuchtende Blüten der Humanität und ernste Jünger der Wissenschaft. Diese Art Demokraten hassen den Despotismus und verabscheuen das Blutvergießen, vorausgesetzt, daß der Despot ein Deutscher war, und das Blutvergießen zum Vorteil Deutschlands anschlug. Das älteste Unrecht ist nicht verjährt, wenn es im Verdacht steht, irgendwie in seinen Folgen zur Unabhängigkeit des deutschen Volks geführt zu haben. Weder Genie noch Schönheit mildern das Urteil über längst verstorbne Fürsten und Fürstinnen, falls sie auf deutschen Thronen saßen, ihnen gegenüber wandeln sich alle starken Geister in Bettlakenprüfer nach Behses Manier um: aber dafür durchschnüffeln sie die muffigsten Löcher von Versailles nach Herrlichkeiten der Rokokozeit und halten euch die Parfüms der Maitresse des blödsinnigen Ludwigs des Fünfzehnten als Beweise der ältern, formgesättigten französischen Kultur unter die Nase. Noch ist der polnische Reaktionär nicht gefunden, der sich dazu erniedrigt hätte, Friedrich um seines Feldherrntalents und der Katharina um ihres Cäsarensinns willen die Zerreißung des eignen Vaterlandes zu verzeihen; in Deutschland gibt es Schriftsteller, die es ihrer Nation förmlich als Kulturlosigkeit und Tölpelei vorrücken, das Joch einer militaristischen Fremdherrschaft abgeworfen zu haben. Der feilste Schmierfink eines panslawistischen Blattes würde es abweisen, dem Gegner zu dienen, ganze Scharen von deutschen Blättern dagegen machen auswärtige Politik, indem sie die Times, den Matin und die Nowoje Wremja übersetzen. Auch der Chauvinismus ist eben nur ein Verbrechen, sofern er deutscher Chauvinismus ist. Und der Antimonarchismus? Laßt uns dankbar sein. In den schweren Stunden, die wir dachten und sannen, was wir mit unsrer schwachen Feder doch vielleicht dazu beitragen könnten, das furchtbare Verhängnis des Krieges fernzuhalten, boten uns den einzigen Trost und die einzige Erheiterung gewisse reichsdeutsche Blätter — es waren diesmal, zu ihrer Ehre sei es gesagt, doch nur wenige —, die sich täglich stärker mühten, den Kronprinzen Georg ins Heldenmaß zu recken und seine Gassenbübereien als die Offenbarungen des serbischen Volkszorns zu interpretieren. Wir freuten uns, denn wir wußten doch ein bißchen mehr von dem Unterzeug dieser Herrschaften. Und als dann die Geschichte mit dem Tritt vor den Bauch öffentlich wurde, spitzten wir uns in Neugier darauf, wie die Braven sich nun winden würden. Es lohnte der Neugier. Er war wirklich lesenswert, dieser Ausbruch von Wehmut aus deutscher Demokratenbrust, diese grollende Klage gegen das Schicksal, daß ein ausländischer Prinz, der durch das tägliche Schmähen auf die deutschen Hunde im Sturm die Herzen aller Freiheitsfreunde erobert hatte, nun durch eine unzeitige Aufwallung seines edeln, aber stürmischen Temperaments der Popularität verlustig wurde.

Man gönne uns die Erheiterung. Da an unsern abgestumpften Nerven die gewollte wohlbestallte Wochenkomik versagt, müssen wir uns der ungewollten offen halten, die aus so manchem Quell sogar täglich sprudelt. Wüßten die Leute, wie viele unübertreffliche Witzblätter in deutschen Landen erscheinen, deren Witz nur den Verfassern selbst verborgen ist ... Aber suche jeder selber, und wenn er dann findet, wird ihm auch manchmal das Lachen vergehn. Denn er wird sich besinnen, daß Deutschland leider nicht unter einer Glasglocke steht, daß es in Europa liegt, ja in dessen Herzen. Und er wird sich sagen, daß es doch nicht völlig gleichgiltig sein kann, wenn unsre Nachbarn, die als Nachbarn auch in der Regel unsre Feinde sind, in den Gesinnungen Deutscher sozusagen ein Territorium in unserm eignen Lande finden. Der Haß, der uns trifft — und wo ist der Deutsche Deutschlands und Österreichs heute nicht verhaßt? —, mag sich am Gegensatz der Interessen entzündet haben, er nährt sich ebensosehr am Vorurteil. Im Grunde spricht

aus den grollenden Angriffen der Engländer die staunende Entrüstung, daß die einst so nichtigen und bequemen Deutschen jetzt ein Volk sein und das Recht auf Existenz in Anspruch nehmen wollten. Kann es da ohne Wirkung bleiben, wenn diese Theorie der Herren- und der Pöbelvölker unter Deutschen selbst ihre Vertreter findet, wenn deutsche Schriftsteller das selbe an den Engländern zum Recht machen, was sie Unrecht heißen, wenn es ein Deutscher tut?

Die Deutschen, die seit vierzig Jahren Frieden halten, ihn auch in den Tagen ihrer unzweifelhaften Übermacht nicht gestört haben, bilden die einzige Gefahr für den Frieden Europas: dies ist so ziemlich die gemeinsame Überzeugung und Lehre aller Engländer und aller Panslawisten. Und die sind am besten überzeugt, die am eifrigsten vor Reval die orientalische Krise vorbereitet haben. Die Ränke des englischen Balkankomitees kennt alle Welt, die englischen Umtriebe im Persischen Golf und in Arabien liegen offen zutage: den Russen, auch den demokratischsten Russen, möchten wir es nicht verübeln, daß sie zu alledem schweigen, hat sich doch Rußland vertragsmäßig seinen Anteil an dem zu erhoffenden Raub gesichert. Aber fehlt es etwa an Deutschen, die den rein wirtschaftspolitischen Plan einer Bagdadbahn als Bedrohung des Gleichgewichts im Osten bezeichnen? England hat die Ägypter an die Hundekette eines Preßgesetzes gelegt, das asiatischer Despotenwitz ersonnen, jede Regung freien Geistes zu ersticken, und regiert in Indien über dreihundert Millionen Menschen mit der Geißel der Ausnahmegesetze: wage aber einer zu bezweifeln, daß Britannien der Hort der Freiheit sei! Er läuft Gefahr, in deutschen Landen als Chauvinist gebrandmarkt zu werden. Mit dem Engländer zieht stets das Gefühl herum, daß ihm alles erlaubt, daß in der Befriedigung seiner Interessen das Glück und das Recht der Welt erfüllt sei. Dadurch sind die Engländer ein Herrenvolk, und ihre aristokratische Selbstbewertung hat suggestive Kraft auf alle Schwachen im Geist. Der Bediente hat immer unrecht, er glaubt es zuletzt selber.

Ewigen Gedächtnisses wert scheint mir die Tatsache, daß nach dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges von Deutschen gegen Deutschland der Vorwurf erhoben wurde, es habe durch das Kiautschouabenteuer den armen, Eroberungsgedanken durchaus fremden Zaren verleitet, gleichfalls im fernen Osten auf Landraub auszugehen. Man weiß, wie dieses Selbstzeugnis in der russischen Presse aufgegriffen wurde. In unendlichen Variationen wiederholt gab es den ersten Anstoß zu jener Gedankenbewegung, die schließlich als Neoslawophilentum eine russische Politik der Kriegsdrohung und des Hasses gegen den Germanismus wiedergeboren hat. Und russische Demokraten sind seine eifrigsten Träger. Man spricht sonst von feindlichen Interessen: aber wo walten sie zwischen Rußland und Deutschland? Und wenn sie auch gegeben wären, es sind heute letzten Endes die Völker selbst, die die großen Wendungen des Schicksals bestimmen. Sie aber bewegt mehr das Gefühl als die Erwägung. Spotte man immerhin über Druckerschwärze auf Papier: woher stammt alle Konfliktsstimmung als von dem Wahn des erobernden Pangermanismus, der in russischen und englischen Köpfen rumort? Und woher dieser Wahn, wenn nicht von jahrelanger Bearbeitung der Hirne durch eine zielvolle Propaganda der Lüge? Ich beuge mich vor den Jingoes und den Panslawisten: sie sind unvergleichliche Kenner der Volkspsychologie. Ich kann nicht anders, als ihren Erfindungsgeist bewundern, daß sie alle Tücken der Geschäftsreklame und der Zeitungssensation als Vehikel in den Dienst ihrer Ideen zu stellen verstanden. Ich finde nichts der Konsequenz gleich, mit der sie jedes Ereignis, das der Tag bringt, stets aus der Quelle der deutschen Bosheit abzuleiten wissen, und erst recht nichts ihrer Unbekümmertheit, vor der Verleumdung auch dann nicht zurückzuschrecken, wenn sie aus den finstersten Tiefen der Dummheit geholt werden muß. Es gibt Blätter, die

in jeder Äußerung auf diesen Ton gestimmt sind, die den Deutschen im Feuilleton höhnen, wenn sie im Leitartikel vor ihm gruseln machen. Und alles tagaus tagein, bei jeder Betrachtung bis zur literarischen Notiz, bis zur gesellschaftlichen Anekdote herab. Die Deutschen, die so lau ihr eignes Volk lieben, haben keine Ahnung von diesen Werken des Hasses. Mit der Naivität von Kindern blicken sie meist in die Welt, ihr gutgemeintes Geschwätz von Recht und Gerechtigkeit weckt nur die Verachtung jener gewandten Macher, die die Worte Freiheit oder gerechte Sache anwenden, wie der gerissene Händler von Wohlfeilheit und Reellität redet. Doch diese mögen schließlich sein, was sie wollen, jedenfalls sind sie zum besten Teil ehrlich begeistert und sind eben darum erst recht eine Macht; das kann bloß die Ignoranz leugnen."

Da mag manches zu scharf, manches zu allgemein sein, vieles ist leider Gottes richtig. Leuthner tut indes der deutschen Presse gewiß unrecht, wenn er die Vorwürfe, die außer der sozialdemokratischen Presse nur ganz vereinzelte Zeitungen treffen können, auf die ganze demokratische Presse ausdehnt, die in ihrem weitaus überwiegenden Teil Fragen der auswärtigen Politik als Fragen des gesamten Volkes in durchaus deutschem Sinne behandelt. Daß ein demokratisches Organ während der letzten Balkankrise aus Liebe zu Frankreich unentwegt für die russische Politik gekämpft, von Österreich-Ungarn ein Entgegenkommen in der serbischen Frage, von Deutschland eine Einwirkung auf Österreich-Ungarn gefordert hat und zusammen mit Iswolsky für eine internationale Konferenz eingetreten ist, kann zwar nicht bestritten werden, berechtigt aber nicht zu Schlüssen über die Haltung der deutschen Presse im allgemeinen.

Ruhland. Im 2. Heft habe ich ein Buch von Dr. G. Ruhland ungünstig rezensiert und in einer Anmerkung den Prozeß erwähnt, den er gegen Professor Biermer geführt hat. Herr Professor Ruhland schreibt nun der Redaktion, die Freisprechung seines Beleidigers habe bei allen, die ihn (Ruhland) und die Verhältnisse kennen, ein lebhaftes Kopfschütteln hervorgerufen. Er legt die offizielle Erklärung des Bundes der Landwirte bei (sie steht in Nr. 43 der Deutschen Tageszeitung) und erwartet, daß die darin wiedergegebne Auffassung in den Grenzboten Raum finden werde. Wir erfüllen diese Erwartung durch die kurze Mitteilung, daß der Vorstand des Bundes der Landwirte das Programm Ruhlands abdruckt (dessen erster Satz, die Landwirtschaft sei als die Grundlage der gesamten Volkswirtschaft anzuerkennen, entspricht meiner eignen Überzeugung), seine öffentliche Tätigkeit skizziert, die Grundlosigkeit der gegen ihn erhobnen Beschuldigungen nachweist und schließt, der Bundesvorstand habe nicht den mindesten Anlaß, wegen dieses Prozesses seine Stellung zu Herrn Professor Dr. Ruhland zu ändern. Ausführlicher kann ich auf diese Erklärung nicht eingehn, weil das rezensierte Buch — um dieses allein, nicht um die Person des Verfassers handelt es sich für mich; habe ich doch auch aus der Gerichtsverhandlung nichts mitgeteilt als die Tatsache, daß sie ungünstig für Ruhland verlaufen ist —, weil also dieses Buch nicht wichtig genug ist, ihm noch ein paar Seiten zu widmen. Aus demselben Grunde kann ich einige Ruhland ehrende Äußerungen des Herrn Professor Conrad, die dessen Briefen an jenen entnommen sind, nicht abdrucken. Denn da die beiden Herren jetzt einander feindlich gegenüberstehn, würde der Abdruck den Grenzboten wahrscheinlich eine lange Entgegnung des Herrn Professor Conrad eintragen. Die Leser der Grenzboten wissen jetzt, daß die Gutachten berühmter Professoren den Bund der Landwirte, dem ja Tausende von angesehenen, zum Teil bedeutenden Männern angehören, in seiner Hochschätzung Ruhlands nicht wankend gemacht haben, und das wird ja wohl meine unmaßgebliche Privatmeinung aufwiegen. Carl Jentsch

Wilhelm von Ploennies Gesammelte Werke. Herausgegeben von Karl Noack. Band I: Leben, Wirken und Ende des Freiherrn Leberecht vom Knopf. Darmstadt, H. L. Schlapp, 1909. Wilhelm von Ploennies, großherzoglich hessischer Major a. D., der am 21. August 1871 in Darmstadt starb, ist bis jetzt namentlich durch seine Kenntnisse und Schriften über die Handfeuerwaffen allgemein bekannt und kann wohl als der Schöpfer der Gewehrwissenschaft angesehn werden. Eine wohl ziemlich vollständige, wenn auch gedrängte Übersicht seines Lebens und Schaffens erschien als zweites Beiheft zum Militärwochenblatt 1889. Da aber Plönnies auch als Dichter und Publizist außerordentlich tätig war, so erscheint es als ein glücklicher Gedanke, seine sämtlichen Werke herauszugeben. Dem jetzt hier vorliegenden ersten Bande sollen noch zwei Bände folgen, von denen der eine seine dichterischen und publizistischen Werke, der andre die „Militärischen Briefe“ und schließlich eine Bibliographie seiner gesamten literarischen Tätigkeit enthalten wird.

Stadtbibliothekar Noack in Darmstadt, der die Herausgabe der Ploenniesschen Werke in Angriff genommen hat, beginnt mit der zu ihrer Zeit in allen deutschen Staaten sehr beachteten satirischen Schrift: „Leben, Wirken und Ende weiland Seiner Exzellenz des Oberfürstlich Winkelkramschen Generals der Infanterie Freiherrn Leberecht vom Knopf.“ In allen Staaten suchte man den Vertreter dieser Persönlichkeit und selbstverständlich den Verfasser der Satire, bis man endlich einsah, daß sich „Knopf“ auf keine bestimmte einzelne Person, sondern auf das Gamaschentum in militärischen Kreisen bezog. Wenn sich nun Ploennies auch nicht ohne weiteres als Verfasser bekannte, so leugnete er auch keineswegs, der Verfasser zu sein.

Noack hat sich nun in der hier als Band I der sämtlichen Werke vorliegenden neuen Ausgabe des „Leberecht vom Knopf“ mit ganz erstaunlichem Fleiße der Aufgabe gewidmet, die Bedeutungen der einzelnen Ausdrücke im „Knopf“ sowie die wirklichen Namen der unter den verschiedensten Namen erwähnten Persönlichkeiten zu ermitteln. Das ist ihm in den 21 Seiten umfassenden Anmerkungen, die dem Bande angeschlossen sind, gelungen.*) Jedem Leser, der diese neue Ausgabe des „Knopf“ unter Benutzung der Anmerkungen durchstudiert, muß es klar werden, daß es sich bei „Knopf“ nicht um die bestimmte Persönlichkeit eines klein- oder großstaatlichen Offiziers, sondern, wie ich schon erwähnt habe, lediglich um das Gamaschentum handelt, dem Ploennies mit seiner scharfen Satire zu Leibe rückte.

Jedenfalls gibt uns der hier vorliegende erste Band von Ploennies gesammelten Werken Veranlassung, den weiter in Aussicht gestellten zwei Bänden mit Interesse entgegenzusehn und schon jetzt die Überzeugung auszusprechen, daß Noack auch die Bearbeitung und Herstellung von Band 2 und 3 ebensogut gelingen werde. C. v. H.

Essays. Von Bernhard Shaw. (Berlin, S. Fischer, 1908. Geheftet 5 Mark.) Wer Shaw kennt, wird von ihm nur ein ganz radikales, individuelles, ich möchte sagen, egoistisches Buch erwarten, wenn es sich gar noch um Essays, um die persönlichsten, direkten Meinungsäußerungen handelt. Zunächst: das vorliegende Buch wird niemand enttäuschen, der Sinn und Gefühl für das Wesen wahrhaft eigner Persönlichkeiten hat, für die Kunst eines überragenden Verstandes, für die

*) Zu Seite 231 dieser Anmerkungen möchte ich nur bezüglich der Angaben über den Reichsdeputationshauptschluß anführen, daß dieser auf Grund der Akten des großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs bereits in der 1884 erschienenen Geschichte des großherzoglichen Artilleriekorps sowie in einem Aufsatze im Militärwochenblatt Nr. 60, 1895 Betrachtungen über den Mainfeldzug 1866 Seite 1564 erwähnt ist.

Kritik eines souveränen Geistes. Man wird den hier ungeschminkt ausgesprochnen Ansichten oft sogar mit Heftigkeit widersprechen; aber diese freimütige, wenn auch ganz egoistisch rücksichtslose Art des Bekennens, dieses Dreinschlagen und Demolieren ist von faszinierender Wirkung. Shaw spricht sich — zumeist aphoristisch — über alles mögliche aus, über Kunst, Stil, soziales Leben, über wirtschaftliche, politische und metaphysische Fragen. Er tat dies zunächst in Zeitungsaufsätzen, aus denen Siegfried Trebitsch — der Herausgeber des Buches — diese Aphorismen und längern Ausführungen herausgezogen hat. Selbstverständlich kommt auch hier überall der Realpolitiker zum Ausdruck. Hypothesen und Spekulationen — im philosophisch-politischen Sinne — gibt es für Shaw nicht. Gewissen schmutzigen Geschäften (Frau Warrens Gewerbe) widmete er dieselbe verstandesmäßige liebevolle Kritik wie der Kunst der Duse und der Sarah Bernhardt, die er miteinander vergleicht. Von besonderm Interesse sind namentlich seine geistvollen Ausführungen über englische Schauspieler (Ellen Terry) und Dichter (Oskar Wilde). Von Bedeutung ist seine scharfe Polemik gegen Sozialismus und Anarchismus. Freilich die zersetzende Art Shaws wird gewissen elementarisch und gleichsam vegetativ sich entwickelnden sozialen Richtungen, philosophischen Weltanschauungen und künstlerischen Manifestationen doch auch nicht gerecht trotz ihrer mathematischen Logik und sichern Analyse: das liegt in der Natur der Dinge. An dieser Überkritik zeigt sich die Grenze dieses hervorragenden Geistes, die Mauer, an der seine Skepsis haltmachen muß.

Hans Benzmann

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Das Buch, das seinen eigenen Weg geht, wird alle die, die überhaupt an der religiösen Frage Anteil nehmen, in hohem Maße interessieren, nicht nur Lehrer und Eltern.

Stoffe und Probleme des Religionsunterrichts

Von D. theol. **A. H. Braasch**, Superintendent in Jena

[VI u. 232 S.] gr. 8. 1909. Geheftet Mk. 2,40, geb. Mk. 3,—

„Das ist ein Buch für die Lehrerwelt, wie es die moderne Theologie den Lehrern schuldig ist. Sie dürfen erwarten, daß ihnen Handreichung getan werde, die entstandenen Schwierigkeiten zu überwinden. Das tut auch das Buch im besten Sinne. Der Verfasser bespricht die mancherlei brennenden Fragen auf dem Gebiet des Religionsunterrichts. Aber, wie der Titel des Buches andeuten will, die Hauptprobleme liegen in dem Stoffe selbst. Darum gibt der Verfasser nicht nur prinzipielle Erörterungen, sondern — das ist der Vorzug dieses Werkes — er geht Schritt für Schritt den ganzen Stoff durch, zeigt offen und freimütig ohne Vertuschung die vorliegenden Schwierigkeiten und zeigt den Weg, wie der Unterricht danach wahrhaftig religiös befruchtend sein kann. So stellt der Verfasser dem Religionsunterricht die höchste Aufgabe, und mit ebenso großer Liebe und mit sicherem Verständnis zeigt er im einzelnen die Wege, wie die Lebensschätze der Schrift zu heben und den Schulen zu übermitteln sind. D. Braasch ist ein beredter Zeuge, wie auch vom Standpunkt der modernen Theologie aus der Katechismusunterricht mit ungeteiltem Herzen und mit Freudigkeit erteilt werden kann. Das vorliegende Buch gibt alles in allem in einleuchtender Klarheit eine Ausführung dieses Themas, wie für die Lehrer und Schüler Freude in den Religionsunterricht kommen kann." (Magdeburgische Zeitung.)

„Was an dem Buche noch besonders erfreulich ist, ist die Tatsache, daß ein Mann der Kirche rückhaltlos anerkennt, was weite Lehrerkreise fordern: Religionsunterricht auf Grund der Ergebnisse moderner Forschung." (Blätter für religiöse Erziehung.)

Ausführlicher Prospekt mit Probeabschnitten umsonst und postfrei vom Verlag **B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.**

Politiſche Erziehung und Finanzreform

Wenn je, ſo haben wir in den letzten Wochen und Monaten Gelegenheit gehabt, zu ſehen, wie wenig noch bei uns in Deutſchland der „politiſche Sinn“ entwickelt iſt, und wie not uns noch politiſche Erziehung tut. Ich denke dabei natürlich an die Behandlung, die der Frage der Reichsfinanzreform widerfahren iſt.

Worin liegt der Grund für die merkwürdige Verſchleppung der Reform?

Liegt er etwa darin, daß die Frage nicht wichtig genug iſt, daß wir uns mit ihrer Löſung nicht zu beeilen brauchen? Aber alle Gelehrten und alle Politiker und überhaupt alle, die auch nur flüchtig einmal darüber nachgedacht haben, ſind einig in dem Urteil: Es iſt ein ſehr bedenklicher Zuſtand, wenn ſich das Deutſche Reich im kurzen Lauf eines Menſchenalters und in ſtark ſteigendem Tempo eine Schuldenlaſt von mehr als $4\frac{1}{4}$ Milliarden Mark und eine Schuldenzinſenlaſt von jährlich 160 Millionen Mark aufgebürdet hat — aufgebürdet weſentlich für militäriſche Ausgaben, das heißt für Veranſtaltungen, die zwar auch produktiv ſind in einem höhern Sinne, die aber jedenfalls keine geldwerten, zur Bezahlung unſrer Schuldzinſen tauglichen Erträge abwerfen. Es iſt offenbar: geht dieſe Schuldenwirtſchaft im gleichen Schritt weiter, ſo muß das ſchließlich, wenn nicht zum Bankrott, ſo doch jedenfalls zu einer gefährlichen Erſchütterung unſers Kredits führen. Schon ſeit Jahren klagen wir über den niedrigen Kursſtand unſrer Staatspapiere; er iſt weſentlich nur eine Folge der allzu ſtarken Beanſpruchung des Kredits. Schon vor einem Jahre konnte es ein franzöſiſches Blatt wagen, alles Ernſtes die Kunde zu verbreiten, Deutſchland müſſe, um ſeine dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen, den Spandauer Reichskriegsſchatz angreifen, jene 120 Millionen Mark, die nicht einmal ausreichen würden, unſre Schuldzinſen für ein Jahr zu begleichen. Gewiß war das eine lächerliche Mär, aber ſchon der Umſtand, daß derartiges Zeug erdacht und ernſthaft verbreitet werden kann, iſt dem Anſehen des Deutſchen Reichs mindeſtens nicht förderlich und wirft ein grelles Streiflicht auf die gegenwärtige unhaltbare Lage. Alſo: in der geringen Wichtigkeit der Frage kann der Grund für ihre ſchleppende Behandlung nicht gefunden werden.

Oder liegt der Grund etwa darin, daß wir die Frage nicht lösen können, daß wir zu arm sind, dem Reiche zu geben, was das Reich braucht? Aber man würde sich lächerlich machen, wenn man derartiges behaupten wollte. Deutschland hat im letzten Menschenalter einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt, wie er in der Geschichte selten ist — einen Aufschwung, den das Ausland nur mit Bewunderung betrachtet, und wäre diese Bewunderung auch bloß eine mit Neid und Haß gemischte, ich möchte sagen: knirschende Bewunderung. Die deutsche Industrie hat trotz der gewaltigen sozialpolitischen Lasten, die ihr zugunsten der Arbeiter auferlegt worden waren, die englische Industrie, die vor einem Menschenalter unerreicht dastand, in mehr als einer Beziehung geschlagen. Das deutsche Volksvermögen hat das Vermögen des reichen Rentnerstaates Frankreich schon überholt und das britische jedenfalls erreicht.*) Gegenüber solchen Tatsachen wäre es widersinnig, wenn man behaupten wollte, wir könnten der Finanznot nicht Herr werden.

Aber worin liegt denn nun der wahre Grund, daß wir ihrer doch noch nicht Herr geworden sind? Nun, der Grund liegt nicht darin, daß wir die Frage nicht zu lösen brauchen; er liegt auch nicht darin, daß wir die Frage nicht lösen können; er liegt einzig und allein darin, daß wir sie noch nicht ernstlich genug lösen wollen. Treffend hat Professor Köppe**) schon darauf hingewiesen, daß die größten Schwierigkeiten für die Gesundung unsers Finanzwesens in psychologischen Momenten liegen. Wir haben eben — und ich werde darauf nachher eingehender zurückkommen — zu wenig Verständnis für das Wesen und die Bedürfnisse des Staats und für die staatlichen Notwendigkeiten; noch steht für viele die Partei über dem Vaterland, und der Parteigeist ist in ihnen stärker als die nationale Gesinnung; noch überwuchert bei vielen der Doktrinarismus und die Prinzipienreiterei die nüchterne realpolitische Auffassung.

So zeigt uns ein Rückblick auf die Geschichte der Finanzreformbestrebungen von 1909 an einem lehrreichen Beispiel die Notwendigkeit politischer Erziehung des deutschen Volks.

* * *

Nur an einem Beispiel! Denn diese Notwendigkeit selbst hat eine viel allgemeinere Grundlage.

1. Der moderne Staat ist gegründet auf den Gedanken der allgemeinen nationalen Wehrpflicht.

---

*) Nach den Schätzungen von Steinmann-Bucher „350 Milliarden deutsches Volksvermögen" (Berlin, 1909) soll sich sogar auch hier ein Überschuß von fünfzig Milliarden zugunsten Deutschlands ergeben. Doch wird man die Schätzung dieses Schriftstellers über das deutsche Vermögen wohl um fünfzig Milliarden kürzen müssen, da der Bodenwert von ihm zu hoch angenommen sein dürfte; in den übrigen Positionen seiner Aufstellung dagegen liegt meines Erachtens kein Anlaß zu wesentlichen Kürzungen vor.

**) In seiner Schrift: Am Vorabend der neuen Reichsfinanzreform (Leipzig, 1908), S. 10 f.

Ein Stück dieser nationalen ist die allgemeine militärische Wehrpflicht, daß wir nämlich jederzeit bereit sind, mit der Waffe in der Hand unserm Vaterlande zu dienen. Der Begriff ist uns allen geläufig, und von ihm will ich hier nicht weiter sprechen.

Die allgemeine militärische Wehrpflicht hat aber noch ein Seitenstück. Man kann es bezeichnen als allgemeine politische Wehrpflicht.

Es ist der Gedanke der Selbstverwaltung, der Selbstverwaltung im weitesten Sinne, der Gedanke der Heranziehung des Laienelements zur Lösung oder zur Mitarbeit an der Lösung staatlicher Aufgaben. Denn im modernen Staate werden die öffentlichen Geschäfte keineswegs mehr ausschließlich von Berufsbeamten besorgt. Vielmehr sehen wir in weitem Umfang „Laien", das heißt nicht berufsmäßig vorgebildete Männer aus dem Volk, Männer des allgemeinen Vertrauens mitraten und mittaten. Das gilt von allen Zweigen der Staatsgewalt, von der gesamten τριας πολιτικα des Aristoteles. Es gilt von der Gesetzgebung, wo neben die Regierungen der Reichstag und die einzelstaatlichen Landtage getreten sind. Es gilt von der eigentlichen Verwaltung, wo in starkem Maße die Selbstverwaltung (im engern Sinn) Platz greift; man denke an die Organe der „staatlichen Selbstverwaltung" wie Kreisausschüsse, Bezirksausschüsse, Provinzialräte einerseits, an die Kommunalverwaltungen oder „kommunale Selbstverwaltung" andrerseits! Es gilt endlich auch auf dem Gebiete der Rechtspflege: bei den Verwaltungsgerichten (Kreisausschüssen, Bezirksausschüssen, Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung, Reichsversicherungsamt); bei den Strafgerichten (Schöffen- und Schwurgerichten); bei den bürgerlichen Gerichten (Kaufmannsgerichten, Gewerbegerichten, Kammern für Handelssachen). Alle diese Behörden oder, wenn man Bedenken hat, die Parlamente zu den Behörden im weitern Sinne zu rechnen: alle diese Staatsorgane, deren Zahl damit übrigens noch lange nicht erschöpft ist, sind, wenn nicht ausschließlich, so doch als „gemischte Laienbehörden" neben Berufsbeamten mit Laienbeamten besetzt.

Wir sind nun freilich im allgemeinen gewöhnt, diese Beteiligung des Volks an der Ausübung der Staatsgewalt ausschließlich von dem Standpunkte des Rechts zu betrachten; so sprechen wir bekanntlich von einem Wahlrecht, nicht von einer Wahlpflicht. Aber wenn auch nicht gerade falsch, so ist dieser Standpunkt doch einseitig. Treffend hat man in neuerer Zeit betont, daß insbesondre das sogenannte Wahlrecht eigentlich weit mehr eine Wahlpflicht bedeutet, wenn es auch nach unsrer Gesetzgebung nicht wie zum Beispiel in Belgien eine rechtliche, sondern nur eine sittliche Pflicht ist. Diesen Gedanken der Pflicht — es ist eben der Gedanke der politischen Wehrpflicht — müssen wir aber allgemeiner fassen. Denn bei allen jenen Einrichtungen der Selbstverwaltung im weitesten Sinne kam es keineswegs bloß darauf an, dem Volke neue Rechte zu gewähren, es mit zum Herrn des Staates zu machen, wie sich allerdings wohl manche liberale Politiker die Sache vorstellen; sondern

es kam ganz wesentlich auch darauf an, jene gewaltige Summe von Intelligenz und Lebenserfahrung, die außerhalb des engen Kreises des Berufsbeamtentums aufgespeichert ist, dem Staate zur Verfügung zu stellen und sie ihm dienstbar zu machen; in dem teilweise (zum Beispiel in der Kommunalverwaltung und vor allem im Schöffen- und Geschwornendienst) vorhandnen Amtsannahmezwang hat sich dieser Gedanke der Pflicht zum Rechtssatz verdichtet; aber auch, wo eine rechtliche Pflicht fehlt, ist wenigstens eine sittliche Pflicht vorhanden.

2. Nicht immer hat dieser Gedanke der allgemeinen politischen Wehrpflicht gegolten. Wir in Preußen können seine Anfänge etwa gerade ein Jahrhundert zurückverlegen, nämlich in die Steinsche Städteordnung von 1808, die den Grundstein der Selbstverwaltung bedeutet. Durch die preußische Verfassungsurkunde von 1850, die Reichsverfassung von 1871, die preußischen Verwaltungsreformgesetze seit den siebziger Jahren und andre Gesetze ist der Gedanke dann weiter ausgebaut worden. Jedenfalls ist er durchaus eine Errungenschaft des modernen Staats, und in ihm gerade liegt der hauptsächlichste Unterschied des modernen Staats von dem Staate der vorangegangnen Geschichtsperiode, dem Staate des aufgeklärten Absolutismus, dem Staat etwa Friedrichs des Großen, dem sogenannten Polizeistaat.

Der Polizeistaat ist unzweifelhaft dem modernen Staat viel näher verwandt als dem mittelalterlichen Staat. Schon im Polizeistaat ist die Majestät und Selbständigkeit des Staates erkannt. Schon der Polizeistaat ist nicht mehr wie der mittelalterliche ein Patrimonium des Herrschers oder der Herrschenden. Schon im Polizeistaat ist der Fürst nichts als le premier domestique des Staates. Schon der Polizeistaat hatte seine Pflichten gegen seine Glieder wohl erkannt.

Aber — und darin liegt der gewaltige Unterschied von heute — im Polizeistaat galt der Satz: Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk! Der Polizeistaat war Beamtenstaat, der moderne ist Volksstaat; der Polizeistaat war durchweg gegründet auf den Gedanken des Bureaukratismus, der moderne ist nach Möglichkeit gegründet auf den Gedanken der Selbstverwaltung; der Polizeistaat war die Entmündigung des Volks wegen „beschränkten Untertanenverstandes", der moderne ist seine Mündigerklärung.

3. Aber wie? Ist diese Mündigerklärung zu Recht erfolgt? Durch Einführung der Selbstverwaltung, besonders durch die Verfassungsurkunden ist der beschränkte Untertanenverstand von Gesetzes wegen aufgehoben. Aber ist diese Aufhebung nicht eine Fiktion? Wie groß ist doch die Unkenntnis selbst in den einfachsten Dingen des politischen Lebens! In den Kreisen der Ungebildeten, und weit hinein in die Kreise der Gebildeten! Und das ist schließlich auch kein Wunder, wenn wir bedenken, wie jung noch unsre Selbstverwaltung ist; denn was bedeuten ein oder zwei Menschenalter, was bedeutet selbst ein Jahrhundert im Leben eines Volks! Es ist kein Wunder, wenn wir bedenken, daß wir uns nicht gleich England stützen können auf eine

vielhundertjährige Überlieferung und Erfahrung. Es lag eben eine Art genialen Leichtsinns in dem bekannten Wort Bismarcks, das, speziell auf das Reichstagswahlrecht gemünzt, doch eine viel allgemeinere Bedeutung hat: „setzen wir sozusagen Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können". Bismarck selbst sind später Zweifel gekommen, ob das Wort nicht ein Irrtum war; und in der Tat wird man sagen müssen: reiten können wir wohl, aber fragt uns nur nicht, wie! Indes was wir nicht können, das eben müssen wir lernen. Und so stellt uns die ganze moderne Staatsentwicklung, wenn wir sie nicht überhaupt negieren und zurückrevidieren wollen, vor die Notwendigkeit der politischen Erziehung des deutschen Volks.

* * *

Was aber müßte der Inhalt solcher politischen Erziehung sein?

I. Sicher wird es vor allem und in erster Linie darauf ankommen, politische Kenntnisse zu verbreiten. Eine gewisse Summe positiver Kenntnisse von den Grundzügen der Reichs- und Staatsverfassung und -verwaltung sowie der Staats- und Volkswirtschaft wird man in der Tat billigerweise von jedem verlangen müssen, der Anspruch auf politisches Wahlrecht macht. Gerade in dieser Richtung wird der vielfach und mit Recht geforderte Unterricht in Bürgerkunde manches erreichen können.

II. Aber mit der Kenntnis von Einzeldingen allein ist es nicht getan; noch weit wichtiger ist schließlich das politische Verständnis, der politische Sinn, durch den erst die Einzelkenntnisse ihren richtigen Wert erhalten. Politische Kenntnisse sind gewiß die notwendige Grundlage der politischen Bildung, aber erst durch politisches Verständnis wird dieser Bau gekrönt. Zwei Grundanschauungen aber sind es vor allem, die wir hier lernen müssen, und an denen so recht eigentlich alles das hängt, was man kurz als politischen Sinn bezeichnet — zwei Grundanschauungen, die wir von keinem besser lernen können als von dem Manne, der uns den deutschen Nationalstaat selbst gab, zwei Grundanschauungen, die weit wichtiger sind, als wenn wir uns nach bekanntem und namentlich in alldeutschen Kreisen sehr beliebtem Vorbilde bei jeder Gelegenheit auf ein mehr oder weniger passendes Einzelwort Bismarcks berufen; diese beiden Grundanschauungen aber sind Staatsbewußtsein und Wirklichkeitsbewußtsein.

1. Staatsbewußtsein ist das eine. Das heißt: wir müssen lernen, was wir am Staat und am Deutschen Reiche haben — müssen lernen, uns stolz als Bürger dieses Reichs zu fühlen.

Aber wie merkwürdigen Vorstellungen begegnet man doch noch in weitesten Kreisen über das, was für uns eigentlich der Staat bedeutet! Für viele, wenn nicht für die meisten ist immer noch das Sinnbild des Staates der Polizist, der mit gestrenger Amtsmiene verkündet, daß man dieses tun und jenes lassen muß. Aber das ist wirklich eine kindische Vorstellung, übernommen aus der

Zeit des seligen Polizeistaats; sie müßte längst abgetan sein in der Zeit des modernen Volksstaats. Viele auch glauben den Zerrbildern der Demagogen. Einer von diesen schilderte uns vor einigen Jahren unter traurig großem Beifall den Staat als das herzlose Ungeheuer, das für den Arbeiter nichts habe als Kanonen und Steuerzettel. Und dieser Mann gehörte nicht, wie man wohl annehmen möchte, der sozialdemokratischen Partei an; o nein, er gehört als zweiter Fraktionsvorsitzender zu einer sogenannten eminent staatserhaltenden Partei, zu einer Partei, die in den beiden letzten Jahren ja etwas kaltgestellt war, von deren staatserhaltender Tätigkeit wir aber, sobald der Block zerbricht, wieder erfreuliche Proben werden kosten dürfen.

Gegenüber einer so falschen aber weit verbreiteten Vorstellung kommt es darauf an, der richtigen Erkenntnis zum Siege zu verhelfen, daß uns der Staat nicht wie ein fremder Herr fremd gegenübersteht, sondern daß wir in allerstärkster und allerpersönlichster Weise an ihm interessiert sind. Der Staat ist ja unser Vaterland; er ist — denn für uns ist Staat und Nationalstaat gleichbedeutend — unser Volk, ist nichts andres als unser eignes millionenfach erweitertes Ich: was wir als Einzelkräfte zu verrichten zu schwach sind, das vermögen wir zu verrichten durch unsre im Staate konzentrierte Gesamtkraft. Der Staat ist es, der im Innern unser Eigentum wie unsre (materielle, geistige, künstlerische) Arbeit schützt und fördert; er ist es, der draußen auf weitem Meere und in fernen Ländern den deutschen Kaufmann schirmt und die Absatzmärkte der deutschen Industrie sichert. Was wären wir ohne den Staat! Man braucht sich nur einmal die Folgen einer staatlichen Niederlage, eines unglücklichen Krieges klar zu machen, man braucht sich nur einmal in den gröbsten Umrissen die Unsumme von Not und Elend auszumalen, die in den dann folgenden Bankrotten der Unternehmer und der Arbeitslosigkeit der Arbeiter liegen würde, und man wird ein Verständnis haben für das, was für uns ein starkes Deutsches Reich bedeutet.

Sobald wir uns einmal zu diesem Staatsbewußtsein durchgerungen haben, sobald ergibt sich für uns daraus als notwendige Folgerung der Satz: Das Vaterland über der Partei!

Wir wissen, wie bitter gerade Bismarck von dem Parteigeist gesprochen hat, der mit seiner Lokistimme den blinden Hödur verleite, das eigne Vaterland zu erschlagen. Erschütternd sind Bismarcks Worte: „er ist es (der Parteigeist), den ich anklage vor Gott und vor der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät."

Wir wissen aber auch, welche Hoffnungen Bismarck auf das Erwachen des nationalen Gedankens und des politischen Sinnes gesetzt hat. „In unsrer Jugend, sagt er, ist ein ganz andrer nationaler Schwung und eine großartigere Auffassung des politischen Lebens als in allen meinen Altersgenossen. . . . Ich habe . . . zur deutschen Nation und namentlich zu der

Jugend ... das Vertrauen: die wird mit überlegnen Augen auf die heutige Politik, den Partikularismus der zehn oder zwölf Fraktionen, die hier miteinander kämpfen, zurückblicken. Das ist die Hoffnung, in der ich ruhig sterben werde."

Wir wissen aber endlich auch, daß sich diese Hoffnungen noch nicht verwirklicht haben, daß auch heute noch der Partikularismus der Parteien üppig wuchert.

Aber sollen wir deswegen annehmen, jene Worte Bismarcks hätten nur ein schönes, doch nie zu verwirklichendes Ideal gezeichnet? Das wäre aber doch sonderbar bei dem Manne, den wir sonst immer als den kühlen Realpolitiker zu bewundern gewohnt sind. Es trifft auch nicht zu. Freilich, Parteien wird es immer geben, und der Gedanke, etwa die bisherigen Blockparteien in eine große einheitliche Nationalpartei umzuschmelzen, wäre allerdings eine Utopie. Aber so dürfen wir ja Bismarcks Worte nicht verstehn. Denn nicht darauf kommt es an, daß alle äußern Unterschiede der Parteien restlos verschwinden, sondern nur darauf, daß sich eine unsichtbare Partei der nationalen Leute bildet, die, mögen sie auch in den verschiedensten Parteien stehn und wirken, mögen sie auch in den verschiedensten Dingen verschiedner Meinung sein, doch immer sich geschlossen zusammen finden, sobald eine der großen nationalen Lebensfragen auf dem Spiele steht. Und sollte das etwa auch nur eine Utopie sein? Noch immer hat bisher, so oft Heeresfragen die Losung im Wahlkampfe bildeten, diese unsichtbare Partei der nationalen Leute ihren Willen durchgesetzt. Und ebenso kann man wohl sagen, daß der Gedanke einer starken deutschen Flotte heute ein Gemeingut der Mehrheit des deutschen Volkes ist. Und ebenso läßt sich kaum leugnen, daß Kolonialpolitik von Jahr zu Jahr volkstümlicher wird; und ich glaube, es gehört keine Prophetengabe dazu, um zu sagen: in einem oder zwei Menschenaltern wird kaum noch ein Deutscher verstehn, daß es einmal Leute gegeben hat, die wähnten, Deutschland könne ohne Kolonien auskommen, oder daß es gar einmal einen Reichskanzler gegeben hat, der am liebsten die erworbnen Kolonien wieder verschenkt hätte. Im Hinblick auf diese Dinge dürfen wir wohl hoffen: sobald erst einmal eine Forderung erkannt ist als eine der großen nationalen Lebensfragen, sobald darf sie auch durch die Unterstützung jener unsichtbaren Partei der nationalen Leute ihrer befriedigenden Lösung gewiß sein. Und Ansätze hierfür haben wir ja selbst bei der Frage der Finanzreform gesehen, namentlich im deutschen Volke, in dem sich ja seit Bismarcks achtzigstem Geburtstage schon öfter das nationale Empfinden stärker und unmittelbarer erwiesen hat als im deutschen Reichstage. Für die Stellung des Volks zur Finanzreform aber scheint mir ein bezeichnender Tag der 15. März 1909 gewesen zu sein, der es wohl verdient, unter ähnlichen Veranstaltungen besonders hervorgehoben zu werden. Es war der Tag der Wagner-Delbrück-Versammlung in Berlin, wo Adolf Wagner über die Finanzreform sprechen sollte. Der

Beginn der Versammlung war auf $8^1/_4$ Uhr angesetzt; schon um 7 Uhr wurden die Türen wegen Überfüllung geschlossen; auf der Straße staute sich die Menge derer, die vergebens Einlaß suchten; als endlich Professor Delbrück die Losung ausgab, nach einem andern größern Saale zu ziehn, da flutete die Menschenmenge in breitem Strom unter Jubeln und Hüteschwenken durch die Straßen des Berliner Westens. Wirklich, es war ein eigenartiges, denkwürdiges, seltnes, man möchte fast sagen: wunderbares Schauspiel: Begeisterung für — Steuern! Und das Wunder läßt sich nur daraus erklären, daß sich eben im deutschen Volke schon die Empfindung festgesetzt hat: auch hier steht eine der großen nationalen Lebensfragen auf dem Spiel; es genügt nicht, die Flinte zu tragen, wir müssen sie auch bezahlen; zu unsrer militärischen Rüstung muß die finanzielle Rüstung treten; nur durch Gewehre und Geld ist die Macht eines Staats gesichert.

2. Das zweite Element des politischen Sinnes aber ist Wirklichkeitsbewußtsein. Politik ist nach Bismarcks prächtigem Wort die Lehre vom Möglichen; nur Realpolitik verdient den Namen Politik, das heißt Staatskunst; Doktrinarismus und Prinzipienreiterei sind Todfeinde des politischen Sinns. Wieviel Doktrinarismus aber schleppen wir Deutschen noch mit uns mit! Und gerade die Geschichte unsers Finanzwesens gibt uns dafür lehrreiche Beispiele.

Der ganze Jammer der heutigen Finanznot geht letzten Endes zurück auf die berüchtigte Franckensteinsche Klausel.*) Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie das Reich künstlich hinderte, die ihm eben neu erschlossenen Einnahmequellen voll auszunutzen, und es zwang, einen großen Teil der Erträgnisse an die Einzelstaaten abzuliefern, die ihrerseits in jenen fetten Jahren kaum wußten, was sie mit dem Goldsegen anfangen sollten. Und weshalb diese künstliche Unterernährung des Reichs? Der Reichstag wollte sein sogenanntes Einnahmebewilligungsrecht nicht geschmälert sehen, ein Recht rein formaler Natur, ein Recht ohne jeden materiellen Inhalt, ein bloßes Scheinrecht, das als wirkliches Recht neben dem tatsächlich vorhandnen Ausgabebewilligungsrecht des Reichstags gar keinen Platz und gar keinen Sinn haben würde. Um nicht durch Verzicht oder Einschränkung eines solchen Scheinrechts die Bedeutung des Reichstags zu mindern, deshalb die unglückselige Klausel, die materiell die Finanzkraft des Reichs schwächte und in formeller Hinsicht in unsre Finanzverfassung eine Unklarheit und Verworrenheit und Unübersichtlichkeit hineingebracht hat, wie sie die raffinierteste Bosheit nicht schlimmer hätte ausklügeln können.

Und jetzt wieder der Doktrinarismus bei der Frage der Nachlaßsteuer! Weshalb lehnt man die Steuer ab? Etwa deswegen, weil sie bestimmte, für

*) Vgl. die lehrreichen Berechnungen bei van der Borght, Die Entwicklung der Reichsfinanzen (Leipzig, 1908), S. 126. 127.

unsre Volkswirtschaft hochwichtige Bevölkerungsschichten, insbesondre den ländlichen Grundbesitz zu stark belastet? Das hat man allerdings im Anfang der Debatte wohl angenommen und vielfach behauptet. Im Verlauf der Debatte aber hat man mehr und mehr zugegeben, daß diese Befürchtung durch die weitgehende Rücksichtnahme des Entwurfs auf die berechtigten landwirtschaftlichen Interessen wesentlich vermindert worden ist, und daß sie durch weitere Verbesserungen, die natürlich, wie vor allem die Ersetzung der Nachlaß- durch die Erbanfallbesteuerung, durchaus diskutabel sind, weiter vermindert werden kann; man hat mehr und mehr zugegeben, daß überhaupt die sachlichen Bedenken gar nicht mehr so groß sind. Aber — sagt man — um des Prinzips willen müsse man die Steuer verwerfen; die Steuer sei ein erster Schritt zum Sozialismus; bei einer sozialistischen oder demokratischen Reichstagsmehrheit könne sich aus ihr eine Konfiskation des Privatvermögens entwickeln; der Widerstand hiergegen sei schwerer, sobald einmal der erste Schritt getan sei. Nun, dieselben Gründe kann man doch offenbar gegen jede Vermögenssteuer und vor allem gegen eine Wertzuwachssteuer anführen. Und trotzdem haben wir uns in Preußen nicht gescheut, die Ergänzungssteuer, das heißt eine Vermögenssteuer, zu entwickeln; und trotzdem fordern ferner dieselben Leute, die die sozialistische Nachlaßsteuer verwerfen, im gleichen Atem die, sicherlich im allgemeinen gerechtere, aber doch mindestens ebenso sozialistische Wertzuwachssteuer. Aber es ist überhaupt doktrinär, eine an sich unbedenkliche Maßnahme bloß deswegen zu verwerfen, weil sie unter ganz andern Verhältnissen, nämlich bei einer sozialistischen Reichstagsmehrheit, vielleicht einmal, und das nur bei der Zustimmung des Bundesrats, zu etwas bedenklichem ausarten könnte. Und dieser Doktrinarismus ist im vorliegenden Fall äußerst gefährlich. Hätte man wenigstens noch für das Abgelehnte einen brauchbaren Ersatz vorgeschlagen! Aber nein, dazu war man nicht imstande, sondern man mußte oder muß jedenfalls jetzt klar erkennen, daß unter den gegebnen politischen Verhältnissen die Nachlaß- oder Erbanfallsteuer, die die besitzenden Klassen belastet, in Verbindung mit den Steuern, die den Massenluxus belasten, die einzige Möglichkeit bietet zu einer wirkungsvollen Finanzreform, zu einer Reform, die sich nicht, wie die bisherigen sogenannten kleinen und kleinsten Reformen, auf elendes Flickwerk mit ein- oder zweijähriger Haltbarkeit beschränken würde.

* * *

Besonders auffällig und schmerzlich aber war das Verhalten der Konservativen zu der Reformfrage.

Bisher galten immer zwei Dinge als hervorstechende Eigentümlichkeiten des Konservativismus.

Das eine war ein straffes Staatsbewußtsein. Im Gegensatz zu der individualistischen Anschauungsweise des Liberalismus, wie wir sie namentlich beim ältern Liberalismus und besonders auf wirtschaftspolitischem Gebiete beim Manchestertum

in Reinkultur vorfinden, war dem Konservativismus die etatistische Anschauungsweise eigen, wie denn nicht zufällig die Gedanken des Staatssozialismus konservativen Kreisen entstammen. Von diesem Standpunkte aus muß die konservative auch eine „agrarische" oder besser gesagt eine agrarfreundliche Partei sein; vor allem das Bedürfnis nach nationalwirtschaftlicher Selbständigkeit des Deutschen Reichs in der Lebensmittelversorgung sowie die Sorge um die Erhaltung der nationalen Wehrfähigkeit der Nation lassen uns die Entwicklung zum reinen Industriestaat verderblich erscheinen. Es ist gut, sich hieran zu erinnern, da sich hieraus die Stellung der Konservativen zum Bund der Landwirte ergibt. Die konservative Partei ist eine Agrarpartei nicht deswegen, weil sie es mit dem Landbund aus Partei- und Wahlrücksichten nicht verderben darf, sondern umgekehrt: der Landbund sollte es mit der konservativen Partei nicht verderben, weil sie aus Rücksichten des Staatswohls eine zuverlässige Agrarpartei ist.

Des weitern aber galt bis vor kurzem der Doktrinarismus als Wesensmerkmal des Linksliberalismus. Es war fast ein Dogma, daß freisinnig und doktrinär so ungefähr gleichbedeutende Begriffe darstellten; freisinnig schien fast die Übersetzung des Fremdworts „doktrinär" zu sein. Wir Konservativen waren stolz auf unsern gesunden realpolitischen Instinkt, dem es zum guten Teile zu verdanken war, wenn wir zum Ärger unsrer Feinde als die kleine aber mächtige Partei erschienen, deren Einfluß in keinem rechten Verhältnis zu ihrer nicht allzu großen Mitgliederzahl zu stehn schien.

So hat die konservative Partei mit ihrer Opposition gegen die Erbenbesteuerung in der Tat ihren besten Traditionen ins Gesicht geschlagen. Namentlich die konservativen Kreise, deren Konservativismus kein durch Familienüberlieferung, Beispiel der Berufs- und Standesgenossen usw. genährter „Gewohnheitskonservativismus", sondern reiner „Überzeugungskonservativismus" ist, konnten dieses Verhalten kaum begreifen. Jubeln aber konnten die Kreise, die ein Interesse an der Verbreitung des Märchens haben, daß die konservative Partei in voller Abhängigkeit vom Landbund lebe, und daß die „Intelligenz", daß insbesondre die akademischen Kreise von Rechts wegen nur liberal, schlimmstenfalls rechtsnationalliberal sein dürften; man braucht nur daran zu denken, mit welcher Wollust linke Blätter, die früher in den Kämpfen um die Getreidezölle an dem agrarischen Adolf Wagner kein gutes Haar ließen, die Rüpeleien einer Reihe von Heißspornen in der Versammlung der Steuerreformer ausschlachten, um darzutun, daß für die „Intelligenz" kein Platz im konservativen Lager sei.*)

Noch ist, während ich dies schreibe, die Entscheidung nicht gefallen. Das Schicksal der Blockfinanzreform steht auf des Messers Schneide. Schon einmal

*) Vgl. die treffende Gegenüberstellung in Nr. 20 der Korrespondenz des Bundes der Landwirte S. 91.

befand sich die konservative Partei an einem ähnlichen Punkte wie heute. Es war damals, als sie sich entscheiden mußte, ob sie den Forderungen des Landbundes entsprechend doktrinär genug sein wollte, den Zolltarif scheitern zu lassen. Damals fand sie im letzten Augenblick den richtigen Weg. Wird sie ihn auch diesmal finden? Man muß es wünschen, nicht nur um des Vaterlandes, sondern auch gerade um der konservativen Partei willen!

Gr.-Lichterfelde Dr. jur. K. Kormann

Die Veranlagung der Einkommensteuer und der Ergänzungssteuer in Preußen*)

Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel in Berlin

In Preußen ist für das Steuerjahr 1908 (1907) bei insgesamt 5884373 (5391523) Zensiten die Gesamtsumme von 273974194 (249964330) Mark an Einkommensteuer veranlagt worden, sodaß sich gegen das Vorjahr ein Mehr an Zensiten von 492580 (716324), d. i. 9,14 (15,32) vom Hundert, und an veranlagter Steuer von 24009864 (33169328) Mark, d. i. 9,61 (15,30) vom Hundert ergibt. Dieser Mehrbetrag an Einkommensteuer verringert sich, wenn man nur die zur Erhebung gelangende Steuer, d. i. die veranlagte Steuer abzüglich ihres auf Gewinnanteile von Gesellschaften mit beschränkter Haftung entfallenden und deshalb gemäß Paragraph 71 des Einkommensteuergesetzes neuer Fassung außer Hebung gesetzten Teiles berücksichtigt, um 3365842 (2861875) Mark, sodaß die Zunahme gegen die im Vorjahre veranlagte Steuer noch 20644022 (30307453) Mark oder 8,26 (13,98) vom Hundert beträgt. An jenem nicht zu erhebenden Teile der veranlagten Steuer von 3365842 (2861875) Mark sind insgesamt 8124 (7106) Zensiten beteiligt. Wie im Vorjahre tragen auch im laufenden Steuerjahre zu obigem Mehr der Veranlagung beide Gruppen von Zensiten bei. Die physischen Personen sind bei 5876741 (5384556) Zensiten — mehr 492185 (712127), d. i. 9,14 (15,24) vom Hundert — mit 244427323 (225656571) Mark, also mit einem Mehr von 18770752 (24236505) Mark, d. i. 8,32 (12,03) vom Hundert,

*) Nach der im Auftrage des Herrn Finanzministers vom Kgl. Preußischen statistischen Landesamte bearbeiteten Statistik, Berlin, Verlag des Kgl. statistischen Landesamtes und der „Statistischen Korrespondenz", 1908, Jahrgang XXXV, Nr. 3 und Sondernummer vom 29. Januar 1909.

die juristischen Personen — 7632 (6967) Zensiten — mehr 665 (4197), d. i. 9,54 (151,52) vom Hundert — mit 29546871 (24307759) Mark, also mit einem Mehr von 5239112 (8932823) Mark, d. i. 21,55 (58,10) vom Hundert veranlagt worden. Bei Absetzung des nach Paragraph 71 a. a. O. unerhoben bleibenden Steuerteiles vermindert sich die Steuersumme der physischen Personen um 3076127 (2620469) Mark bei 7969 (6972) Zensiten auf 241351196 (223036102) Mark und die der nicht physischen Personen um 289715 (241406) Mark bei 155 (134) Zensiten auf 29257156 (24066353) Mark.

Das gesamte steuerpflichtige Einkommen der Zensiten beträgt 13526,89 (12351,93) Millionen Mark, und zwar in den Städten 9642,01 (8853,13) Millionen Mark, insbesondre in den Stadtkreisen 7419,88 (6823,48) Millionen Mark und auf dem Lande 3884,58 (3498,80) Millionen Mark.

Bei der erstmaligen Veranlagung im Jahre 1892 betrug die Zensitengesamtzahl 2437886, die Gesamtsumme der veranlagten (= zu erhebenden) Einkommensteuer 124842848 Mark und das steuerpflichtige Einkommen 5961397632 Mark. Seitdem haben sich also die Zensiten schon um 141,37 vom Hundert, also um das Einzweifünftelfache vermehrt; während die veranlagte Steuer um 119,46 vom Hundert, die zu erhebende um 116,76 vom Hundert gestiegen ist, erstere sich also schon fast um das Eineinfünftelfache und letztere um das Eineinsechstelfache vermehrt hat, beträgt die Steigerung bei dem Einkommen 126,91 vom Hundert, also noch mehr als bei der Steuer.

Von der Gesamtzahl der veranlagten 7632 (6967) juristischen Personen bzw. von der Gesamtsumme der auf sie veranlagten Einkommensteuer von 29546871 (24307759) Mark, wovon 29257156 (24066353) Mark zu erheben waren, entfallen auf die Städte 58387 (4876) Zensiten mit 24594567 (19987683) veranlagter und 24319480 (19765392) Mark zu erhebender Steuer, auf das Land 2245 (2091) Zensiten mit 4952304 (4320076) veranlagter und 4937676 (4300961) zu erhebender Steuer.

Von den im Jahre 1908 (1907) zur Einkommensteuer herangezognen juristischen Personen hatten 388 (364) mit 1592697 (1404180) Mark veranlagter, 1589852 (1400518) Mark zu erhebender Steuer, und zwar in den Städten 332 (316) mit 1413373 (1256140) und 1412005 (1255712) Mark, auf dem Lande 56 (48) mit 179324 (148040) und 177847 (144806) Mark Steuer, ihren Sitz außerhalb Preußens; darunter befinden sich 325 (307) Aktiengesellschaften mit 1481604 (1338352) Mark veranlagter, 1479189 (1335162) Mark zu erhebender Steuer, 2 (2) Berggewerkschaften mit 32130 (23360) und 32130 (23360) Mark, 2 (2) eingetragne Genossenschaften usw. mit 61 (66) und 61 (66) Mark, 7 (6) Vereine zum gemeinsamen Einkaufe mit 3683 (2114) und 3683 (2114) Mark und 52 (47) Gesellschaften m. b. H. mit 75219 (40288) und 74789 (39816) Mark Steuer.

Physische Personen. Die Bevölkerungsziffer hat sich nach der zum Zwecke der Veranlagung stattgehabten Personenstandsaufnahme auf 38026556 (37467246) Köpfe gestellt. Einkommensteuerfrei sind hiervon geblieben als Exterritoriale u. dgl. 12847 (13636), als solche, deren Einkommen 900 Mark nicht überstieg, 17945001 (18828834), zusammen 17957848 (18842470), und zwar in den Städten 6443699 (6761409) und auf dem Lande 11514149 (12081061). Hiervon sind Einzelnsteuernde und Haushaltungsvorstände in den Städten 3806743 (3872943), auf dem Lande 4523609 (4593534), zusammen also 8330352 (8466479), d. h. in den Städten 59,08 (57,28), auf dem Lande 39,29 (38,02) und überhaupt 46,39 (44,93) Hundertteile der Einkommensteuerfreien.

Die einkommensteuerpflichtige Bevölkerung (ausschließlich der Freigestellten und ihrer Angehörigen) betrug in den Städten 11227550 (10459950) Köpfe, auf dem Lande 8841158 (8164826), zusammen 20068078 (18624776) Köpfe, darunter Einzelnsteuernde und Haushaltungsvorstände in den Städten 3916371 (3638399), auf dem Lande 2314044 (2108621), zusammen 6230415 (5737020). Die veranlagten Zensiten ergaben 15,45 (14,37) Hundertteile der Gesamtbevölkerung, von ihnen entfielen auf die Städte 3761381 (3471740), das Land 2115360 (1912816), zusammen 5876741 (5384556). Die veranlagte Bevölkerung betrug in den Städten 10416520 (9637235) Köpfe, auf dem Lande 7677055 (7018496) Köpfe, zusammen 18093575 (16655731) Köpfe oder auf einen Zensiten in den Städten 2,77 (2,78), auf dem Lande 3,63 (3,67) und überhaupt 3,08 (3,09) Köpfe. Es kamen also durchschnittlich in den Städten 1,77 (1,78), auf dem Lande 2,63 (2,67) und überhaupt 2,08 (2,09) Angehörige auf einen Zensiten. Mit einem Einkommen von mehr als 3000 Mark sind veranlagt 592651 (559491) Zensiten (physische Personen), und zwar in den Städten 457212 (432963) — in den Stadtkreisen insbesondre 333032 (314977) —, auf dem Lande 135439 (126528), mithin

in den Städten . .	2,59 (2,51)	v. H.	der	Bevölkerung	und	12,16 (12,47)	v. H.	aller	Zensiten
in den Stadtkreisen	2,99 (2,92)	„	„	„	„	„	12,10 (12,34)	„	„	„	„
insbesondre auf dem Lande	0,67 (0,62)	„	„	„	„	„	6,40 (6,61)	„	„	„	„
überhaupt	1,56 (1,49)	„	„	„	„	„	10,08 (10,39)	„	„	„	„

Ein steuerpflichtiges Einkommen von über 100000 bis 500000 Mark hatten insgesamt 3529 (3332) Zensiten oder 0,06 (0,06) Prozent der Gesamtzahl überhaupt, in den Städten 2880 (2734), auf dem Lande 649 (598) Zensiten, ein solches von über 500000 bis 1000000 Mark insgesamt 190 (157) Zensiten oder 0,003 (0,003) Prozent der Gesamtzahl, in den Städten 156 (130), auf dem Lande 34 (27) Zensiten und ein solches von über 1 Million Mark insgesamt 77 (72) Zensiten oder 0,001 (0,001) Prozent der Gesamtzahl überhaupt, in den Städten 54 (53), auf dem Lande 23 (19) Zensiten.

Gegenwärtig hat über die Hälfte der Gesamtbevölkerung ein Einkommen von über 900 Mark, dabei ist zu berücksichtigen, daß zu dem Reste von 47,22 vom Hundert, dessen Einkommen über 900 Mark nicht hinausgeht, ohne Zweifel noch eine große Anzahl von Personen gehört, die durchaus nicht den unbemittelten Schichten anzurechnen ist, so zum Beispiel Söhne und Töchter wohlhabender Bauern, die in fremder Haus- oder Landwirtschaft ein eignes, aber 900 Mark nicht überschreitendes Arbeitseinkommen erwerben, oder Kinder reicher Leute, die ein eignes, der Verfügung des Familienhauptes nicht unterliegendes Zinseinkommen von nicht mehr als 900 Mark besitzen, oder die zeitweilig erwerbslosen Militärpersonen und Strafgefangnen.

Das veranlagte Einkommen der Zensiten beträgt 12795101910 (11747799157), ist also gegen das Vorjahr um 8,91 (13,71) vom Hundert gestiegen.

Von der Gesamtsumme entfallen

auf die Städte	9035676257 (8358055931)	Mark
„ das Land	3759425653 (3389743226)	„

Das Durchschnittseinkommen stellt sich deshalb auf den Kopf der Zensiten

in den Städten	2402,22 (2407,45)	Mark
auf dem Lande	1777,20 (1772,12)	„
überhaupt	2177,24 (2181,76)	„

Betrachtet man hierbei die Regierungsbezirke im einzelnen, so weist das höchste Durchschnittseinkommen wie in den Vorjahren Wiesbaden mit 2838,02 (2910,37) Mark auf; die niedrigsten Beträge haben wiederum Stade mit 1719,79 (1750,44) Mark, Trier mit 1753,32 (1733,95) Mark und Arnsberg mit 1761,25 (1708,17) Mark.

Das Durchschnittseinkommen für Berlin beträgt 2387,70 (2371,54) Mark.

In den Stadtkreisen stellt sich das Durchschnittseinkommen eines Zensiten auf 2508,46 (2505,95) Mark. Am niedrigsten stehn heute Königshütte in Oberschlesien mit 1519,27 (1549,42), Lichtenberg mit 1610,41 (—), Linden in Hannover mit 1614,49 (1562,17), Oberhausen mit 1633,50 (1629,44) sowie Rixdorf mit 1669,91 (1550,59) Mark. Die höchsten Stellen nehmen Deutsch-Wilmersdorf mit 4451,13 (4173,74), Charlottenburg mit 4144,91 (4199,01), Wiesbaden mit 3640,36 (3639,97), Bonn mit 3579,06 (3606,28) und Frankfurt a. M. mit 3578,81 (3684,18) Mark ein. Die Ziffern dieser Aufstellung sind offenbar um so höher, je zahlreicher die Zensiten sind, die weit über 900 Mark Einkommen haben und umgekehrt. Sie werden also am höchsten in den Gemeinden stehn, die viele reiche Einwohner haben. Von dem Wohlhabenheitsgrad der gesamten Bevölkerung geben sie aber kein Bild. Eine Stadt, in der nicht 58,95 (55,96) vom Hundert der Bevölkerung, wie im Durchschnitte der Städte, sondern 80 vom Hundert zur Einkommensteuer veranlagt sind, wird wohlhabender sein als eine andre mit nur 20 vom

Hundert, das Durchschnittseinkommen in der letzten Stadt kann aber weit höher als in der ersten sein, weil sie einzelne sehr reiche Einwohner mehr zählt. Einen ganz zuverlässigen Maßstab für die Wohlhabenheit würde selbst eine völlig gleichmäßige Einschätzung schon deshalb nicht ergeben, weil die immerhin noch zahlreichen Einwohner von nicht mehr als 900 Mark in ihrer Höhenlage nicht näher untersucht werden.

Das veranlagte steuerpflichtige Einkommen der Zensiten mit mehr als 3000 Mark Einkommen beträgt 5450975235 (5156245432) Mark, ist also gegen das Vorjahr um 5,72 (7,86) vom Hundert gestiegen.

Es sondert sich (ohne Berücksichtigung der vom Gesamteinkommen abgerechneten gesetzlichen Abzüge) nach den für diese Zensiten besonders zusammengestellten Einkommensquellen wie folgt:

		überhaupt Mark		vom Hundert	
I.	aus Kapitalvermögen	1701988022	(1610120938)	26,64	(26,66)
II.	„ Grundvermögen	1233155337	(1184561260)	19,30	(19,62)
III.	„ Handel, Gewerbe und Bergbau . .	1832635812	(1743569136)	28,68	(28,87)
IV.	„ gewinnbringender Beschäftigung usw.	1622125270	(1500083970)	25,39	(24,84)
	zusammen	6389904441	(6038335304)	100	(100)

Das Einkommen aus allen vier Einkommensquellen ist hiernach gegen das Vorjahr absolut gestiegen; ihre Rangordnung ist aber dieselbe geblieben wie im Vorjahre, indem an erster Stelle Handel, Gewerbe und Bergbau, an zweiter Kapitalvermögen, an dritter die gewinnbringende Beschäftigung und an letzter das Grundvermögen steht. Der Anteil am Gesamteinkommen hat bei den Einkommensquellen zu I, II und III abgenommen, während bei denen zu IV entsprechend gewachsen ist.

Den größten Anteil an dem Einkommen aus Kapitalvermögen, aus Handel, Gewerbe und Bergbau sowie aus gewinnbringender Beschäftigung weist wiederum die Rheinprovinz auf, nur bei dem Einkommen aus Grundvermögen nehmen die Provinz Brandenburg und der Stadtkreis Berlin die ersten Stellen ein. Betrachtet man — abgesehen von Berlin, dessen Anteile an dem Gesamteinkommen aus jeder der vier Quellen nur zwischen einem Achtel und einem Sechstel der betreffenden Gesamtbeträge schwanken — die Regierungsbezirke, so stehn an der Spitze bei dem Einkommen aus Kapitalvermögen Potsdam mit 14,77 vom Hundert, aus Grundvermögen Potsdam mit 15,30 vom Hundert, aus Handel, Gewerbe und Bergbau Düsseldorf mit 12,34 vom Hundert und aus gewinnbringender Beschäftigung wie auch beim Einkommen aus Kapital- uud Grundvermögen, wohl infolge des Einflusses der Gemeinden in der unmittelbaren Nähe von Berlin, wieder Potsdam mit 16,13 vom Hundert, während die Anteilsziffern der Regierungsbezirke Allenstein und Sigmaringen bei allen vier Einkommensquellen, Stralsund bei drei, Gumbinnen, Stade, Osnabrück und Aurich bei je zwei und Koblenz bei einer zu den fünf niedrigsten der Einkommensarten gehören.

Hinsichtlich der Hauptergebnisse der Ergänzungssteuerveranlagung in Preußen für den Zeitraum 1908/10 ist festzustellen, daß diese kürzlich erfolgte Neuveranlagung sowohl im Vergleiche zur erstmaligen Veranlagung im Jahre 1905 wie namentlich zu der letztvorhergegangnen ein überaus günstiges Ergebnis gehabt hat. Gegen 1895 haben sich die Ergänzungssteuerzensiten schon um etwas über drei Zehntel, deren Vermögen und Steuer sogar bereits um wesentlich mehr als zwei Fünftel vermehrt. Insbesondre von 1905 auf 1908 war die Zunahme der Zensitenzahl (um fast ein Elftel) sowie der Vermögens- und der Steuersumme (je um etwas über ein Neuntel) größer als je zuvor.

Gemäß der im Königlichen statistischen Landesamte bearbeiteten Ergänzungssteuerstatistik betrug

nach der Veranlagung für		die Gesamtzahl der Ergänzungssteuer-Zensiten	deren steuerpflichtiges Vermögen Mark	deren Ergänzungssteuer Mark
1895		1152332	63857171354	31045836
1899/1901 . . .		1227583	70042198554	34183121
1902/1904 . . .		1297485	75657476085	36916588
1905/1907 . . .		1379221	82410286903	40268723
1908/1910 . . .		1502570	91653297197	45007543
1908 gegen	1895	+ 30,4 v. H.	+ 43,5 v. H.	+ 45,0 v. H.
	1905	+ 8,9 „ „	+ 11,2 „ „	+ 11,8 „ „
1905 „	1902	+ 6,3 „ „	+ 8,9 „ „	+ 9,1 „ „
1902 „	1899	+ 5,7 „ „	+ 8,0 „ „	+ 8,0 „ „

Von dem gesamten steuerpflichtigen Vermögen der Zensiten entfällt

auf die Städte	58446423968 (52121707477)	Mark
„ das Land	32206873229 (30288579426)	„

Das Durchschnittsvermögen jedes Zensiten stellt sich daher

in den Städten auf	80161,66 (78227,58)	Mark
auf dem Lande „	42932,72 (42484,17)	„
überhaupt „	60977,69 (59751,33)	„

In den Stadtkreisen beträgt das Durchschnittsvermögen 104805,54 (103089,90) Mark, darunter in Charlottenburg 192404,33 (181524,21) Mark, in Frankfurt am Main 186286,34 (189166,87) Mark, in Wiesbaden 169302,75 (160712,41) Mark, in Düsseldorf 154771,56 (144207,67) Mark, in Deutsch-Wilmersdorf 154277,79 (—) Mark, in Essen an der Ruhr 142707,34 (170606,45) Mark, in Bonn 141963,73 (136001,91) Mark und in Berlin 139956,53 (140556,51) Mark.

Das steuerpflichtige Vermögen der sämtlichen Zensiten ist sonach um 9,24 (6,75) Milliarden Mark gleich 11,22 (8,93) vom Hundert — in den Städten um 6,32 (4,54) Milliarden Mark gleich 12,13 (9,54) vom Hundert, auf dem Lande um 2,92 (2,21) Milliarden Mark gleich 9,63 (7,88) vom Hundert —, das des einzelnen Zensiten durchschnittlich um 1246,36 (1440,46) Mark gestiegen.

Die Anzahl der Zensiten mit einem Vermögen von mehr als 6000 bis 20000 Mark beträgt 731729 (674351) oder 48,70 (48,89) vom Hundert der Gesamtzahl. Ein Vermögen von mehr als 500000 Mark besitzen nur 1,40 (1,35) vom Hundert aller Zensiten.

Die Anteilsziffern an dem Gesamtvermögen verteilen sich auf die einzelnen Regierungsbezirke und Städte in der gleichen Weise wie bei der Einkommensteuer.

Das Sollaufkommen der Ergänzungssteuer beträgt 45007543,40 Mark (40268723,20) und verteilt sich auf die Städte mit 29421227,60 (26160940,40) Mark, auf die Stadtkreise insbesondre mit 22403049,40 (19627325,60) Mark und das Land 15586315,80 (14107782,80) Mark. Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen in den Städten 1,66 (1,61) — in den Stadtkreisen 2,01 (2,00) —, auf dem Lande 0,77 (0,71) und überhaupt 1,18 (1,11) Mark.

Die veranlagte Bevölkerung, das heißt die Zahl der Ergänzungssteuerzensiten mit Einschluß der Angehörigen bezifferte sich im Jahre 1908 auf 5357396 Köpfe, d. i. 140,9 vom Tausend der Gesamtbevölkerung, gegen 4996892 = 137,8 vom Tausend im Jahre 1905, 4772815 = 138,1 vom Tausend im Jahre 1902, 4591625 = 139,2 vom Tausend im Jahre 1899 und 4347875 = 141,1 vom Tausend im Jahre 1895. Sie haben sich also von 1905 auf 1908 beträchtlich schneller als die Gesamtbevölkerung vermehrt, nachdem sie im Verhältnis zu dieser von 1895 bis 1905 ununterbrochen zurückgegangen war.

Dieses steuerpflichtige Vermögen stellt keineswegs den gesamten Besitz aller Privatpersonen in Preußen dar. Zu den „besitzenden" Klassen gehören vielmehr auch sehr zahlreiche Personen mit Vermögen bis zu 6000 Mark, also von noch nicht steuerbarer Höhe (im Jahre 1908 4669534 gegen 3291775 im Jahre 1905), sowie viele (im Jahre 1908 304998 gegen 307980 im Jahre 1905) mit einem jenen Betrag übersteigenden Vermögen, die aber gleichwohl auf Grund der Paragraphen 17 Ziffer 2 und 3 und 19 Absatz 2 des Gesetzes, weil sie kein steuerpflichtiges Einkommen haben oder aus besondern persönlichen Befreiungsgründen (Witwen, Waisen usw.) oder wegen beeinträchtigter wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit von der Ergänzungssteuer frei geblieben sind. Unzweifelhaft befindet sich im Besitze aller dieser Personen zusammen noch ein ebenfalls nach Milliarden zu beziffernder Vermögen.

Die zur Ergänzungssteuer Veranlagten bilden zusammen mit jenen auf Grund des Paragraphen 17 Ziffer 2 und 3 oder Paragraph 19 Absatz 2 des Gesetzes von der Ergänzungssteuer Freigestellten die Gesamtheit derer, die über ein Vermögen von mehr als 6000 Mark verfügen. Ihre Zahl machte aufs Tausend der Gesamtbevölkerung im Jahre 1908 einschließlich der Angehörigen 171,4, ausschließlich dieser 47,5, im Jahre 1905 170,6 und 46,5, im Jahre 1902 171,8 und 46,2, im Jahre 1899 173,7 und 45,9 und im Jahre 1895 186,7 und 49,1 aus.

Auch aus dieser Steigerung schließt die erwähnte Statistik mit Recht, daß die Wohlhabenheit der preußischen Bevölkerung in der Zunahme begriffen ist.

Schließlich ist festzustellen, daß das gesamte Veranlagungssoll der Einkommen- und Ergänzungssteuer 318 981 737,40 (290 233 053,20) Mark oder auf den Kopf der Bevölkerung 8,39 (7,75) Mark beträgt, das gesamte Erhebungssoll 315 615 895,40 (287 371 178,20) Mark oder auf den Kopf der Bevölkerung 8,30 (7,67) Mark.

Kirche und Staat in Frankreich

Von Carl Jentsch

2

Am grellsten tritt die geistige Rückständigkeit des französischen Katholizismus in den Seminarien hervor, in denen die künftigen Priester herangebildet werden. Knabenseminare gibt es auch in Deutschland, in Preußen, aber ihre Pfleglinge besuchen ein vom Staate anerkanntes und nach seinen Vorschriften eingerichtetes, unter seiner Aufsicht stehendes Gymnasium. Die französischen petits seminaires dagegen liefern nicht bloß die Verpflegung und die Hauszucht sondern auch den Unterricht, und was für einen Unterricht! „Die Wahl der Lehrer hängt ausschließlich vom Belieben der Bischöfe ab. Manche Bischöfe ziehen solche vor, die an der Universität promoviert haben; andre huldigen nicht »dem Fetischismus der Grade« und verwandeln mit einer Handbewegung einen Seminaristen in einen Professor. Wie es dabei zugeht, davon gibt die folgende Anekdote einen Begriff. Ein Seminardirektor sagt einem jungen Kleriker: »Sie werden den Unterricht in der Mathematik übernehmen.« — »Ich? Ich verstehe ja nichts von Mathematik.« — »Sie müssen sie eben lernen.« — »Aber ich habe nicht die geringste Anlage dafür, bringe zur Not ein Additionsexempel zustande.« — »Gott wird Ihnen die für Ihren Beruf erforderliche Gabe verleihen, und der Gehorsam wird das übrige tun.« Für den Unterricht und die Erziehung in den Priesterseminarien (grands seminaires) gelten die Grundsätze, die der italienische Jesuit Zocchi in einem in Frankreich viel benutzten Handbuche aufgestellt hat: »Wer den Geist des Apostolats in sich aufnehmen will, der muß seine verdorbne Natur unters Joch zwingen und womöglich ausrotten. Die Aspiranten ans Priestertum müssen deshalb mit einer klugen aber unbeugsamen Disziplin der Autorität unterworfen werden, die der Zeitströmung, der aufreizenden Diskutier- und Kritisiersucht, dem Geiste der Unabhängigkeit, der Anmaßung und des Hochmuts nicht das mindeste Zugeständnis macht. Mit einer Hand von Eisen, die die Umklammerung keinen Augenblick lockert, müssen sie unter dem Joche festgehalten

werden. Wenn der Direktor die liberalen Ideen mit der gehörigen Entschiedenheit bekämpft, können solche, wo sie vorhanden sind, auf die Dauer nicht verheimlicht werden; der davon Angesteckte wird entweder austreten, oder sein Wille wird gebrochen werden. An die Universität dürfen nur so viel Zöglinge geschickt werden, wie schlechterdings notwendig ist — nicht einer mehr; man darf sie nur so lange, als unbedingt gefordert wird, dort lassen, nicht eine Minute länger.« Der Unterricht in der Theologie beschränkt sich demgemäß auf das Einpauken und Wiederkäuen alter Schmöker und auf das Verdammen aller Ansichten, die den kirchlich approbierten entgegengesetzt sind. Der so ausgebildete Kleriker hat keine Kenntnis von dem geistigen Leben der Gegenwart, keine Fühlung mit ihm, ist unfähig, auf moderne Menschen, auf die heutige Wirklichkeit einzuwirken. Und weil er diese Welt nicht versteht, verdammt er sie. Die von Klerikern geleiteten Blättchen finden, daß ganz Frankreich in Grund und Boden verderbt sei, daß es nichts darin gebe, was taugte; sogar die Legitimisten taugen nichts. Am 4. Juni 1871 schrieb ein solches Blättchen (Dimanche des familles): »Sodom, Gomorrha, Babylon, Jerusalem sind zur Strafe für ihre Verbrechen untergegangen. Aber wenigstens hat sich Gott, sozusagen, die Mühe genommen, sie selbst zu zerstören. Paris hat er nur im Anfang des Krieges noch seines Blickes gewürdigt, hat es mit einem eisernen Preußenringe eingeschlossen und gepeinigt. Dann hat er sich abgewandt. Und da hat sich denn Paris gleich einem tobsüchtigen Narren selbst den Bauch aufgeschnitten und seine Eingeweide unreinen Hunden zum Fraß vorgeworfen.« Machen wir hier halt, schreibt Desdevises, denn wir stehn hier an der Grenze, jenseits deren die Einfalt in Raserei umschlägt, und wir haben versprochen, sie nicht zu überschreiten.“ Desdevises folgt in Sprache und Darstellung den klassischen Mustern der besten Zeit der französischen Literatur und hält sich auch in der Polemik frei von allem, was nur im entferntesten an Roheit und Gemeinheit erinnern könnte. Das Kapitel, worin er diese Jämmerlichkeiten erzählt, hat er Les Attardés et les Violents überschrieben.

War die Darstellung des katholischen Geistes insofern leicht, als er ein einheitlicher Geist ist, so hat es der Verfasser, wenn er sich den Gegnern zuwendet, mit einem Chaos zu tun. Um dieses einigermaßen zu bewältigen, teilt er es in die drei Gruppen: Les dissidents, les adversaires, les ennemis. Mit den Dissidenten meint er die Protestanten, die Juden und die Katholiken, die der Kirche den Rücken gekehrt haben, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Von den zuerst genannten schreibt er: „Eine rührige und charaktervolle (sérieuse) Minderheit, in Intelligenz und Sittlichkeit über dem Durchschnitt der Nation stehend, zählen die Protestanten des neunzehnten Jahrhunderts zu den unterrichtetsten, arbeitsamsten und rechtschaffensten Söhnen des Vaterlands; sie haben sich im allgemeinen als begeisterte Vorkämpfer des Rechts und der Freiheit bewährt.“ Er berichtet über die Streitigkeiten zwischen den Orthodoxen und den Liberalen. Diese erfreuen sich der Mehrheit und haben sich im Oktober 1906

in Jarnac auf ein Programm geeinigt, das von manchen deutschen Theologen als liberal nicht anerkannt werden würde, denn es bekennt sich zum Glauben en Jésus-Christ, le fils du Dieu vivant, don suprême du Père à l'humanité souffrante et pécheresse, le Sauveur qui, par sa vie sainte, son enseignement, sa mort sur la croix, sa résurrection et son action permanente sur les âmes et dans le monde, sauve parfaitement tous ceux qui, par lui, s'unissent à Dieu. Doch proklamiert die Versammlung das Recht und die Pflicht, nach den Regeln der wissenschaftlichen Methode frei zu forschen (de pratiquer le libre examen) und an der Versöhnung des modernen Denkens mit dem Evangelium zu arbeiten. Die unkirchlichen Denker sind größtenteils erklärte Kirchenfeinde geworden. Der Hegelsche Pantheismus hat teils dem Mode gewordnen Monismus teils einer Humanitätsphilosophie Platz gemacht, die sich als Religion gebärdet. Die verbündeten Sozialisten und Freidenker, schreibt ein Apostel dieser Philosophie, „werden die Religion der Menschheit und den Kult der Arbeit organisieren. Ihre Kirchen werden die Volkspaläste sein, die Werkstätten, in denen Rohstoffe für den Gebrauch tauglich gemacht werden, kolossale und prachtvolle Theater, in denen vor einer ungeheuern Menge die ruhmvollen Ereignisse der Weltgeschichte, die Großtaten unsrer Gattung verherrlicht werden. Ihre Heiligen werden die typischen Vertreter der nützlichen Arbeit sein. Ihre Hymnen werden keine Ähnlichkeit haben mit dem Dies irae oder dem Tedeum, sondern die Korporationen, die Berufsstände, die Taten der Helden und die Leiden obskurer unterdrückter Demokraten verherrlichen. Daneben kann ein bürgerlicher Ritus eingerichtet werden von der Art, wie ihn der göttliche Robespierre versuchte. Die Evangelien werden durch Romane ersetzt." Man malt, fährt Desdevises fort, eine ideale Menschheit, die an die Stelle der Gottheit tritt. Das Volk schwingt sich zwar zu einer so erhabnen Vorstellung von sich selbst nicht auf, aber der Gedanke, daß es, nachdem es ein Souverän geworden ist, nun auch noch Gott werden soll, gefällt ihm nicht schlecht. In religiöser Beziehung ist es indifferent, hegt jedoch in seinem Herzen noch ein Restchen von Anhänglichkeit an den Glauben, empfindet mitunter eine flüchtige Anwandlung von Bedauern über den Verlust des Glaubens. Ein Mitarbeiter der Wiener Neuen Freien Presse habe diese Geistesverfassung sehr hübsch charakterisiert mit den Worten eines Pariser Bürgers: „Irgend was gibts ja wohl da droben; aber was das ist, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, lohnt doch nicht die Mühe." Indem man nicht bloß das Gottesgnadentum der Monarchie sondern überhaupt alles preisgegeben hat, was irgendeiner Institution eine höhere Weihe verleihen könnte, ist, wie namentlich die Witzblätter beweisen, der Sinn für Autorität vollkommen vernichtet worden. Allerdings pflegt der Oppositionsmann, der „auf die andre Seite der Barrikade gelangt" (Minister oder Kammerpräsident wird), in diesem Punkte seine Ansicht zu ändern, aber wenn er jetzt die Autorität verteidigt, so halten sich seine alten Anhänger die Ohren zu, die ihm mit Andacht lauschten, als er in seinen heroischen Tagen der Autorität den Krieg erklärte.

Von dem Haß der Intellektuellen gegen die Kirche hat Quinet schon 1857 eine nette Probe gegeben mit dem Ausspruch: „Das Papsttum muß man nicht allein widerlegen sondern vertilgen; nicht bloß vertilgen, sondern verächtlich machen; nicht bloß verächtlich machen, sondern nach dem bei den Germanen gegen Unkeusche geübten Brauch im Schmutz ersticken.“ Und heute gesteht Anatole France dem Christentum nicht einmal poetischen Wert mehr zu; er sieht in der Kirche nur noch die große Unterdrückerin des Menschengeschlechts und in ihrer Religion nichts als groben Aberglauben und mechanisch geübte Bräuche; sie habe jede moralische Autorität eingebüßt. Nur noch die Gewohnheit habe sie für sich, und aus der Indifferenz ziehe sie Vorteil. Für die Gedankenlosen „ist die Kirche eine mehr bürgerliche als religiöse Institution, halb Standesamt und halb Konzertsaal, man begeht darin die Hochzeits-, Kindtauf- und Leichenfeierlichkeiten. Die Frauen prunken darin mit ihren Toiletten, und die Bourgeoisie, die jüdische nicht ausgenommen, hat ihre Gründe, sie immer noch einigermaßen zu stützen.“

Desdevises hat sich Mühe gegeben, die eigentliche Quelle dieser Todfeindschaft zu ergründen, die ihm durch die dargelegten Versündigungen der ultramontanen Partei noch nicht hinlänglich motiviert zu sein schien, und er hat eine instinktive Abneigung gefunden, die sich gar keine Mühe gibt, nach rechtfertigenden Gründen zu suchen. Einen Antiklerikalen, einen gut unterrichteten und liebenswürdiger Mann, fragte er einmal, was ihn veranlasse, den Klerus zu bekämpfen, der ihm doch rein nichts anhaben könne, sodaß es in seiner Lage gar keinen Unterschied mache, ob die Kirche existiere oder nicht existiere. Der Herr wußte nichts zu erwidern als: c'est ennuyeux de rencontrer ces ensoutanés sur le trottoir. Und bei einem Bankett in Clermont-Ferrand sprach einmal ein Minister. Die ministerielle Philosophie, bemerkt Desdevises etwas spöttisch, n'avait rien d'inaccessible et ne donnait pas le vertige. Aber für die meisten der Anwesenden sei sie doch noch zu hoch und zu fein gewesen, und ein Abgeordneter habe zu seinem Nachbar gesagt: „Was soll uns das? So muß man die Sache nicht anfassen. Man muß schreien: Nieder mit den Pfaffen! Das genügt.“ Was sollen wir, faßt Desdevises zusammen, aus dieser Übersicht schließen, die uns von Renan bis zu diesem Bankett geführt hat? Genau dasselbe wie aus der des katholischen Frankreich, die mit Lacordaire anfing und mit dem „Familiensonntag“ endete. Wir sehen auf beiden Seiten eine Gesellschaftsschichtung, die erhabne Geister als Führer, eine aus Mittelmäßigkeiten bestehende Gefolgschaft und einen Sumpf von Gemeinheit, Albernheit und Gehässigkeit enthält. Es ist das die Struktur jeder menschlichen Gesellschaft, und wenn sie auch die des katholischen wie des antikatholischen Frankreichs ist, so hat man nicht das Recht, eine dieser beiden Gesellschaften zu verurteilen. „Das katholische und das antikatholische Frankreich sind die beiden legitimen Töchter der einen Mutter; sie sind Schwestern; sie gleichen einander Zug für Zug; sie haben dieselben Vorzüge und dieselben Fehler, denselben Geist der

Logik und denselben Ehrgeiz, dieselbe Hochherzigkeit und dieselbe Leidenschaftlichkeit, dieselbe Unfähigkeit, ein Joch zu ertragen, und dasselbe Bedürfnis der Autorität. Denken wir uns statt dieser beiden Hälften unsrer Nation zwei junge Mädchen, die, unter demselben väterlichen Dach, in gleicher Weise einander ähnlich wären und in ihrem Charakter dieselben Widersprüche aufwiesen. Würden sie in Frieden miteinander leben? Wenn es der Fall wäre, so müßten sie sehr freien Geistes sein, und sie würden dann einander innig lieben. Aber wahrscheinlich werden sie im Kriege miteinander leben. Hier liegt die Lösung des Problems. Die beiden Frankreiche bekriegen einander, weil sie nicht wahrhaft frei sind, weil sie einander nicht lieben. Das alle andern Interessen überragende Interesse des Vaterlands aber fordert, daß sie einander lieben und in Eintracht leben. Sehn wir zu, was man getan hat, sie frei zu machen und sie miteinander auszusöhnen." Es klingt ein wenig pleonastisch, daß sie einander bekriegen, weil sie einander nicht lieben, und es fehlt die Hervorhebung der Tatsache, daß das Spaltende der Gegensatz zweier Überzeugungen ist, deren jede ihre Gegnerin für verderblich hält, was Grund genug zu erbitterter Feindschaft ist, woneben noch ganz gemeine Instinkte, um von selbstsüchtigen Interessen und klugen Berechnungen zu schweigen, die Feindschaft auch bei solchen entzünden und nähren, die nach Überzeugungen gar nicht fragen. Lebhaft empfundne Überzeugungen machen leicht fanatisch, besonders wenn es sich dabei um die Religion handelt. Der Fanatismus verleiht organisatorische Kraft, und das wirkt nun verhängnisvoll bei den Franzosen, die, wie gesagt, kein Talent zur Selbstregierung haben, darum auch nicht zur Organisation von berufsständischen und sozialen Interessenverbänden, die die natürliche und gesunde Grundlage für die politische Parteibildung abgeben. So fällt denn die inaktive Masse den beiden Fanatismen zur Beute, die allerdings nicht reine Fanatismen bleiben, sondern, zum Teil mit kluger Berechnung, zur Maskierung selbstsüchtiger Interessen benutzt werden. Der zahlreiche Säkular- und Ordensklerus kämpft um seine Macht, seine Ehre, sein Einkommen, zuletzt um seine Existenz, und die Bourgeoisie, die zwar innerlich den Freidenkern näher steht als den Frommen, sich aber doch für eine Weltanschauung an sich schwerlich begeistern würde, schwenkte vom „staatserhaltenden" Klerus zu den Antiklerikalen ab, als sie bemerkte, daß das Volk in dem entbrannten Kampfe der Kirche kühl gegenüberstand, und es als kluge Taktik erkannte, den Haß und die Gier der Arbeiter von sich auf die Pfaffen und auf die Milliarde der Kongregationen abzulenken. Es wird ihr nicht angenehm gewesen sein, daß der Doktrinarismus der Combisten den Konflikt so radikal gelöst und die Kirche mit Hilfe der verbohrten Kurie einfach totgeschlagen hat. Denn sie kann nun nicht länger den schwarzen Popanz als den zunächst zu bekämpfenden Feind der Republik, der Freiheit und der Brüderlichkeit vorschieben, sondern muß, nachdem auch die Milliarde vollends zerronnen ist, an die Lösung der bösen sozialen und Finanzfrage gehn. (Desdevises erwähnt dieses Motiv für die Haltung der Bourgeoisie nicht; sollten wir Deutschen uns

irren, wenn wir es als selbstverständlich voraussetzen? Die Abwehr der klerikalen Übergriffe war natürlich eine unabweisbare Notwendigkeit für den Staat; hier handelt es sich nur darum, zu erklären, wie daraus ein Kampf auf Tod und Leben geworden ist.) Das alles wird man sich auch bei der folgenden Betrachtung des französischen Gelehrten gegenwärtig halten müssen, die mir übrigens aus der Seele geschrieben ist.

Waldeck-Rousseau hatte in Toulouse gesprochen: „Zwei Jugenden, die weniger ihre soziale Lage scheidet als die Erziehung, die sie empfangen, wachsen auf, ohne einander zu kennen, und können dann, wenn sie sich im Leben begegnen, einander kaum noch verstehn. Die eine wird immer demokratischer und läßt sich von der revolutionären Strömung fortreißen, die andre hat sich mit Lehren vollgesogen, von denen man kaum begreift, wie sie das achtzehnte Jahrhundert überleben konnten. Wie könnte feindlicher Zusammenprall ausbleiben?" Diese Begründung der antiklerikalen Gesetzgebung, schreibt Desdevises, wirkt bestechend, und ich selbst scheine sie mit meiner Charakteristik der beiden Frankreiche zu stützen; dennoch lehne ich sie ab. „Die beiden Frankreiche können und sollen in Frieden miteinander leben. Will eins das andre unterdrücken, so ist das eine Ungerechtigkeit, und gelänge es, so wäre das kein Glück. ›Ein Glaube, ein Gesetz, ein König‹, das ist eine tönende Phrase, allenfalls eine brauchbare Wahlparole, sonst nichts. Der einheitliche Nationalgeist (l'unité morale) ist eine Schimäre. Wenn ihr die Politiker nachlaufen, so büßen sie den Sinn für Recht und Gerechtigkeit und die Achtung vor der Freiheit ein. Er ist ein Phantom, das die ihm Huldigenden gewaltsam bis an Abgründe fortreißt, an die sich ein besonnenes Volk niemals hinanwagen wird. Der zivilisierte Mensch hat das Recht auf Autonomie und volle Gedankenfreiheit. Er will nicht auf Kommando denken, will für recht und gut halten, was nach seinem eignen Urteil recht und gut ist. Diese Freiheit, die nur zu Recht besteht, wenn sich ihrer alle erfreuen, zeugt Parteien. Parteien gibt es bei allen freien Nationen; nur die geknechteten und unwissenden kennen kein Parteileben. Die Parteien sind gesetzlich erlaubt; sie mögen so weit voneinander abweichen, wie sie wollen; sie mögen einander mit Reden, in Büchern und in der Presse bekämpfen; aber das Recht, einander gewaltsam umzubringen, das haben sie nicht. Solange sie die vom Recht gezognen Grenzen nicht überschreiten, ist ihre Wirksamkeit fürs Vaterland nützlich. Sie regeln die politische Tätigkeit, indem sie für die verschiednen Bevölkerungsgruppen einigende Schwerpunkte schaffen und die verschiednen sozialen Massen im Gleichgewichtszustande erhalten. Wenn die Angehörigen aller Parteien die Steuern zahlen, ihrer militärischen Dienstpflicht genügen und die öffentliche Ordnung nicht stören, so ist damit die nationale Einheit hinlänglich gesichert; diese verträgt sich ganz gut mit so viel verschiednen Meinungen, als der Staat Einwohner zählt." Er beleuchtet seine These mit einem hübschen Beispiel. „Ein wirklich freies Land gleicht einem Zinshause, dessen Eigentümer außerhalb wohnt und sich niemals sehn läßt. Dessen Notar zieht den Mietzins ein, ein Architekt

hält das Gebäude imstande, der Hausmeister sorgt für Ordnung, Reinlichkeit und Sicherheit. Im Souterrain und im Hofe arbeiten Handwerker, das Erdgeschoß besteht aus Läden, deren Inhaber im Zwischengeschoß wohnen; den ersten Stock hat eine Gutsbesitzerfamilie inne, die den Winter in Paris zubringt, und die einem Spezialisten einige Zimmer abgelassen hat unter der Bedingung, daß er nur wenige vornehme Kunden annimmt. Im zweiten Stock wohnen ein Advokat und eine Witwe mit ihren Töchtern; im dritten etliche neuvermählte Paare; im vierten Ministerialbeamte und Professoren; noch näher dem Himmel ledige Werkmeister und Studenten. Alle diese in Geburt, sozialer Lage und Denkungsart so verschiednen Menschen leben in Frieden, weil jeder für sich bleibt, seinem Beruf obliegt und den Nachbar in Ruhe läßt. Sie unterhalten keine Beziehungen zueinander, aber sie grüßen sich, wenn sie einander auf der Treppe begegnen. Nie gibt es Lärm und Zank; stößt einem ein Unglück zu, so äußert man seine hilfbereite Sympathie mit zarter Zurückhaltung. Daneben denke man sich ein andres Haus, dessen Verwalter, ein unangenehmer Mensch, eine Wohnung darin bezieht. Im Hofe, auf der Treppe, trifft man immer entweder ihn oder einen seiner Leute. Er muß alles wissen, was im Hause vorgeht; er will, daß alle seine Mieter dieselben religiösen, moralischen und politischen Ansichten haben wie er. Er hat seine Günstlinge unter ihnen und andre, die er nicht leiden kann; bald begegnet er den Bewohnern hochmütig, bald ist er familiär mit ihnen; er handelt nur nach Launen; heut will er sein Haus säubern, morgen duldet er die ärgsten Unordnungen; er spricht scharf und grob, macht Szenen, steckt alle mit seinen schlechten Manieren an, sodaß jeder den andern beargwöhnt, ausspioniert, haßt, und das Haus eine Hölle wird." So sieht ein schlecht regiertes Land aus. Wozu nur zu bemerken wäre, daß die Einwohner eines Landes doch nicht so ganz für sich und ohne Beziehung zum Hausherrn und zum Nachbar leben können wie die Mieter eines Zinshauses. Wenn zum Beispiel der Zins nicht ein für allemal bestimmt und nicht jeder Mieter vom andern völlig unabhängig wäre (bleiben Wohnungen leer stehn, so kriegt eben der Eigentümer keinen Zins), wenn der Zins in solidum aufgebracht werden müßte, sodaß die Mieter ihn unter sich zu repartieren hätten, dann würde es an Differenzen, wie wir sie bei unsern ewigen „Finanzreformen" erleben, nicht fehlen.

Die Geschichte der kirchenpolitischen und der Schulgesetzgebung der letzten Jahre, die Desdevises ausführlich erzählt, ist uns allen ja noch in frischer Erinnerung. Nur einige Urteile des Verfassers sollen erwähnt werden. Die Leistungen der Kongregationen findet er bewundrungswürdig. Für alle sozialen Bedürfnisse der Zeit haben sie mit ihren Findelhäusern, Krippen, Kleinkinderbewahranstalten, Fortbildungsschulen, Erholungsstätten für junge Arbeiter, gemeinnützigen Vereinen und Genossenschaften, Kranken-, Idioten-, Irren-, Rettungshäusern gesorgt. Die über das ganze Land verbreiteten Schulbrüder (die noch heute im Laienrock als Privatpersonen einen großen Teil des Elementarunterrichts besorgen) haben nicht wenig zur Herstellung der nationalen

Einheit beigetragen: sie haben das Schriftfranzösisch in die entlegensten Dörfer getragen und den Dialekt verdrängt. Sie zuerst haben dem vordem auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkten Elementarunterricht als neue Fächer das Zeichnen, die Musik und die Unterweisung in den für Ackerbau und Gewerbe notwendigen Kenntnissen beigefügt. Freilich hafte dieser ganzen großartigen und aufopferungsvollen Wirksamkeit ein schlimmer Makel an, derselbe, den er schon an den Wohltaten der Sakramentsgesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts gerügt hat: daß sie nicht uninteressiert war. „Gebet, aber fordert keine Gegengabe, weder für euch noch selbst für Gott. Das Almosen muß wirklich ein Geschenk sein und nicht ein Mittel, den Armen zur Frömmigkeit oder vielmehr zur Heuchelei zu erziehen. Indem die Kirche diese Wahrheit übersah, hat sie beinahe die ganze Frucht ihrer Anstrengungen und Opfer eingebüßt; in den Gemütern der Ungebildeten, der Rohen und Gemeinen haben ihre Wohltaten keine andre Empfindung hinterlassen als Groll über den Zwang zur Lüge. Man darf nicht sagen: gehe in die Messe, und ich werde dir Brot geben. Freilich darf man auch nicht sagen: gehe nicht in die Messe, und ich werde dir ein Amt geben. Beides ist gleich verwerflich und macht den Wohltäter in den Augen des Hilfsbedürftigen verächtlich." Ich habe seinerzeit hierzu schon bemerkt, daß das zwar für die Wohltätigkeit gelten mag, soweit sie im Interesse der Kirche geübt wird, daß aber die moderne Charitas von reinen Geschenken nichts wissen sondern durch die Wohltat zu Rechtschaffenheit, Ordnung und Arbeitsamkeit erziehen will, wobei allerdings der Zwang zur Heuchelei nicht so selbstverständlich ist wie bei der Forderung religiöser Übungen, jedoch auch nicht überall und immer ganz ausgeschlossen bleibt. Außerdem ist zu beachten, daß reine Menschenliebe selten und keinenfalls so allgemein zu schweren Opfern begeistert wie der religiöse Enthusiasmus, was man bedauern mag aber vorläufig nicht ändern kann. Wenn man einigen Orden ihre industriellen Erfolge zum Vorwurf gemacht hat, so ist das nach Desdevises ebenso ungerecht wie der Neid, mit dem die Antisemiten den Juden ihre Gewinne nachrechnen. Daß sich freilich einige Frauenklöster in Zwangsarbeitanstalten verwandelt haben, die die ihnen anvertrauten Waisenmädchen dazu mißbrauchten, sich an ihnen zu bereichern, müsse entschieden gemißbilligt werden. Der Staat hat eben seine Aufsichtspflicht versäumt, und als er sich „in einem Anfall übler Laune" seiner Pflicht erinnerte, da vernichtete er die Kongregationen, statt sie unter eine gesetzlich geregelte Aufsicht zu stellen. Das Schicksal der Ordensbrüder und -schwestern hat sich sehr verschieden gestaltet. Viele sind dem Mangel preisgegeben und zudem einer Wohn- und Wirkungsstätte beraubt, in der sie sich glücklich fühlten. Andre haben Kapitalien ins Ausland mit fortgenommen. „In der Schweiz hat die Bundesregierung mit dem Gelde unsrer Mönche die Eisenbahnen angekauft."

Das Verhalten der Kurie in dieser entscheidenden Periode ist nach Desdevises von Anfang bis zu Ende eine ununterbrochne Kette unglaublicher Torheiten gewesen. Bekanntlich hat das unverständige Rundschreiben, in dem sich der

Papst über den Besuch Loubets beim König von Italien beschwerte, den ersten Vorwand dargeboten. Hätte man einen solchen nicht gewünscht, meint Desdevises, so hätte man die päpstliche Anmaßung ignorieren können. Man hätte sich dann vielleicht daran erinnert, daß im Jahre 1883 der König Alfons von Spanien in Paris insultiert worden war, weil er aus Berlin kam und bei einer Jagd die Uniform seines ihm vom Kaiser Wilhelm verliehenen Ulanenregiments trug; das sei eine weit ärgere Beleidigung der deutschen Regierung gewesen als die der französischen durch das päpstliche Schreiben zugefügte; trotzdem habe sich der Kaiser damit begnügt, dem spanischen König einen für die Pariser wenig schmeichelhaften Brief zu schreiben. Die klägliche Lage, in die der französische Klerus versetzt worden ist, führt Desdevises ganz richtig auf das Unfehlbarkeitsdogma zurück. Dem Unfehlbaren wagen die französischen Bischöfe nicht zu widersprechen, auch wenn er etwas so Unvernünftiges befiehlt wie den Ungehorsam gegen ein Gesetz, dessen Beobachtung dem Klerus die Existenz und die Fortführung der Seelsorge gesichert haben würde. Die Gewissen würde die Gründung von Kultusgenossenschaften nicht verletzt haben, denn das „Ketzerische" des Gesetzes besteht nur darin, daß der Papst und die Hierarchie ignoriert werden; aber dieser Ketzerei der Gesetzgeber brauchen sich die Priester, die mit ihren Bischöfen, und die Bischöfe, die mit dem Papste ungehindert verkehren dürfen, nicht mitschuldig zu machen. Als ein wirkliches liberales Trennungsgesetz läßt freilich Desdevises das französische, das den Gottesdienst unter Polizeiaufsicht stellt, nicht gelten. Kein Engländer, kein Amerikaner, hat ein englischer Prälat im Matin gesagt, würde ihm diesen Namen zugestehn. „Wir Engländer leben unter einem solchen Gesetz; wir machen in unsern Kirchen, was wir wollen, und brauchen darüber keinem Menschen Rechenschaft abzulegen. Trennung vom Staate bedeutet Freiheit, und wir erfreuen uns der Freiheit." Die Haltung der armen Priester, von denen sich jetzt ein paar tausend mit Acker-, Garten- und Handwerksarbeit ernähren, beschreibt Desdevises als heroisch. Einer hat ihm gesagt: Wir fühlen uns glücklich in der nun erlangten Unabhängigkeit und sind stolz darauf; niemand kann uns mehr nachsagen, daß wir Priester geworden seien, um in Müßigkeit fett werden zu können. Doch mit solchem Heroismus kann wohl eine junge Kirche, der die Zukunft gehört, begründet und ausgebreitet werden, eine alte morsche dagegen, die, hartnäckig an längst verjährten uralten Ansprüchen festhaltend, allen Forderungen der Gegenwart widerspricht, sich nicht gar lange halten: ihr Klerus, der keine Existenz mehr zu bieten vermag, büßt den Zuwachs ein. Soeben lese ich eine Betrachtung des Temps über den schon sehr fühlbaren Priestermangel, in dem es heißt: „Wenn die Gewissensfreiheit streng geachtet wird, dann wird die Kirche von Frankreich an Entkräftung eines natürlichen Todes sterben." Desdevises hofft, sie werde durch Regeneration diesem Tode entgehn. Er hofft auf eine liberale Kirche, in der die Grundsätze, die jetzt schon von amerikanischen Prälaten verkündigt werden, allgemein zur Geltung gelangen und noch erweitert werden. Und solange wir eine solche katholische

Kirche (deren Möglichkeit bekanntlich nicht bloß von der Mehrzahl der gläubigen Katholiken sondern auch von ihren Gegnern bestritten wird) nicht haben, wollen wir wenigstens Christen bleiben. Denn der unchristliche Geist, führt er in den augenscheinlich von ernster und schmerzlicher Sorge inspirierten Schlußsätzen aus, ist daran, die Familie zu zerstören und die Vaterlandsliebe zu vernichten. Für die solide Grundlage und Wurzel der europäischen Moralität, die Gottes- und Nächstenliebe, sei die Solidarität, die man jetzt anpreise (in Deutschland ist mehr die Phrase von der biologischen Anpassung Mode), kein Ersatz; die Solidarität sei eine Tatsache, aber keine Tugend, keine Gesinnung.

Frankreich ist das einzige Land, dessen Regierung einmal offen und ein zweitesmal unter dem Schein der Freigabe der Religion auf die Vernichtung der Religion ausgegangen ist. In Deutschland bemühen sich die Regierungen, zum Teil mit zweifelhaftem Erfolg und zum Teil mit offenkundigem Mißerfolg, dem Volke die Religion zu erhalten. Am kräftigsten gedeiht diese in den angelsächsischen Staaten, wo, nachdem man mit der früher üblichen Praxis der Unterdrückung der Dissidenten völlig gebrochen hat, alle Kirchen, Sekten und Meinungen wirkliche Freiheit genießen. Ein sehr anziehendes Bild von dem religiösen Leben in Kanada entwirft (im Märzheft der Deutschen Revue) der Monsignore Graf Vay von Vaya. Keine weltliche Macht zwingt oder treibt dort die Leute in die Kirche oder zum Religionsunterricht, aber die Behörden, die Brotherrschaften, die Bahngesellschaften sehen ein, wie wichtig die Pflege des religiösen Lebens den Besiedlern des ungeheuern Landes ist, und erleichtern nach Möglichkeit den Besuch der von den Wohnstätten meist weit entfernten Kirchen. (Nebenbei bemerkt, ist er entzückt von der leiblichen und moralischen Gesundheit, der Zufriedenheit und dem Glück dieser agrarischen Bevölkerung, mit der das verzehrende Dollarfieber, die Konkurrenzhetze, die innere Leere der Wohlhabenden und die tiefe Entwürdigung vieler Lohnarbeiter in den Geschäftszentren und in manchen Fabrik- und Grubendistrikten der Vereinigten Staaten auffällig kontrastiere.)

Die älteste Kunst der Germanen

Von Karl Oehring

Es gibt drei Arten von Geschichtsbetrachtung: die spiritualistische, die geistige und sittliche Kräfte und Gesetze zur Grundlage der Erkenntnis nimmt, die materialistische, die alle weltgeschichtlichen Vorgänge aus dem Milieu der Völker, aus ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage erklären will, und als die neuste Art der Betrachtung: die anthropologische, die die Ursache der Geisteskräfte und des Milieus in der Rasseneigentümlichkeit sucht und deshalb diese als Ausgangspunkt ihrer Folgerungen und Schlüsse benutzt. Gewiß wird keine dieser Theorien

der andern auf die Dauer ganz entraten können, denn mag ein Napoleon auch ein rassenreiner Germane gewesen sein, so folgt hieraus noch nicht der Gang seines Lebens, und selbst aus seiner ihm eigentümlichen Begabung heraus kann ohne Zuhilfenahme der Zustände seiner Zeit noch kein vollkommnes Bild seiner Natur geschaffen werden. Immerhin hat die anthropologische Geschichtsbetrachtung so viel interessante Ausblicke eröffnet, daß ihre Hilfe nicht mehr entbehrt werden kann.

Eigentlich ist es ja selbstverständlich, daß auch die Kunstgeschichte die Einflüsse dieser neuen Auffassung spüren mußte. Niemals aber war in dieser Hinsicht ein derart geschloßnes und in sich abgerundetes Ganze geschaffen worden, wie das soeben im Verlage von Degener in Leipzig erschienene Werk von Professor Albrecht Haupt: Die älteste Kunst, insbesondre die Baukunst der Germanen. Der Titel ist so zu verstehn, daß sich auch „die älteste Kunst" auf Germanen bezieht, denn es ist der Wunsch des Verfassers, „daß in dem unübersehbaren Mosaikbilde der Kunst auch eine bescheidne Ecke als der ältesten germanischen zugehörig anerkannt würde, und daß die heute durch so manche schwere Einwirkung auseinandergetriebnen germanischen Völker sich ihrer gemeinsamen, künstlerischen Kindheit mit einiger Freude erinnerten". Wir finden also demgemäß in diesem Werke mit großer Liebe und Sorgfalt alles das zusammengetragen, was uns noch als kümmerliche Reste einer einstmals so reichen Blüte germanischer Kunst erhalten ist. Auf langjährigen Studienreisen und Museumswandrungen besonders durch Deutschland, Italien, Frankreich und Spanien hat sich der Verfasser den Überblick über die so außerordentlich weit verbreitete typisch germanische Kleinkunst und Baukunst verschafft, und die Ergebnisse und Folgerungen sind so mannigfach, daß sie nicht nur für den Kunstgelehrten, nicht nur für den Anthropologen, nicht nur für den Baukünstler, sondern für jeden gebildeten Germanen von höchstem Interesse sind. Die kurzen nachfolgenden Betrachtungen können nur das wichtigste andeuten, man nehme das Werk selbst zur Hand.

Für den Anthropologen zerfällt die Kunstgeschichte in große Abschnitte, die durch die Wandrung der Rassen und die Überschiebung der Völkerschichten hervorgerufen und begrenzt werden. Das Ideal der Romanen, der Ägypter oder der Chinesen kann und darf niemals das Ideal der Germanen werden. Das ist gerade der Kernpunkt der ganzen Theorie, daß eine jede Rasse eine ihr rassenеigentümliche Art des Lebens und Denkens hat, und daß nur dann die Richtung des Denkens abgelenkt wird, wenn andre Rassenelemente in den Vordergrund treten; sobald aber die frühere Rasse wieder die Oberhand gewinnt, sobald ist auch die erste Denkart wieder sichtbar. Diese Theorie läßt sich wahrscheinlich mit ziemlicher Genauigkeit bis in einzelne Persönlichkeiten hinein verfolgen. Es hat ja nicht an Versuchen dieser Art gefehlt — ich erinnere nur an Ludwig Woltmanns genaue Untersuchungen in Italien und Frankreich —, und es erklärt sich die Gegensätzlichkeit und Disharmonie unsrer modernen deutschen Literatur

dem Anthropologen sehr leicht aus dem eigentümlichen Rassengemisch unsers Vaterlandes, dieser Satz wird aber auch mit Erfolg auf die großen Gebiete der Kunstgeschichte übertragen. Wir sehen, wie die Ideale der Griechen noch mit einiger Genauigkeit von den Römern übernommen werden, sobald sich aber die Germanen der Elemente der römischen Baukunst bemächtigen, wird sowohl in Italien als auch im Norden etwas ganz andres geschaffen, trotzdem man sicherlich anfänglich bemüht war, römische Baukunst nachzuahmen. Es entsteht die sogenannte romanische und gotische Baukunst, die in dem rassenreinen Norden auch rein, in dem rassengemischten Süden in eigentümlicher Mischung mit römischen Elementen auftritt. Umgekehrt darf man schließen, daß da, wo derart gleichartige Kunstgebilde wie in Deutschland, Frankreich, England usf. hervorgebracht werden, auch dieselbe Rasse gewohnt haben muß. Sobald in Italien die Überflutung mit Germanen aufhört, taucht auch der alte Römergeist wieder auf, man studiert das Alte, und es entsteht die italienische Renaissance. Die Einflüsse dieser neuen Geistesrichtung machen sich auch in andern Ländern geltend, aber was wird hier aus der italienischen Renaissance? Jeder Gebildete kennt die Merkmale der sogenannten deutschen und der französischen Renaissance. Erst der Internationalität eines Jesuitenordens, der auf strengste Geistesunterjochung seine Grundlage gebaut hat, und ähnlicher internationaler Gesellschaften blieb es vorbehalten, die Rasseneigentümlichkeiten zu verwischen und auch einen internationalen Baustil entstehn zu lassen. In den Zeiten des gesteigerten Verkehrs und mithin der gesteigerten Rassenmischung zwischen den Völkern müssen sich natürlich auch die Eigenarten im Denken und Fühlen immer mehr abschleifen, und doch bleibt stets noch ein guter Rest sowohl von Rassenreinheit in unsrer heutigen Zeit bei Völkern, die so abgeschlossen leben wie das englische, isländische, norwegische und schwedische, als auch ein guter Rest von Rasseneigentümlichkeiten selbst in unserm deutschen Volke, das so vielen fremden Einflüssen unterworfen ist.

Was hat denn nun die germanische Rasse in der Kunstgeschichte geleistet, und was ist das Charakteristische der germanischen Kunst? Die Lektüre von Professor Albrecht Haupts Werk kann jeden Germanen nur mit der größten Freude erfüllen, es ist ja aber auch wirklich an der Zeit, mit den alten Vorurteilen gegen unsre Altvordern, als hätten sie gar nichts für Kultur und Kunst geleistet, als wären sie als echte Barbaren überall vandalierend aufgetreten, zu brechen. Ich entsinne mich noch recht gut, mit welcher Entrüstung wir oft die Worte unsers sonst so hochverehrten Professors, dessen Namen ja nichts zur Sache tut, aufnahmen, wenn jener einmal wieder gegen das künstlerische Schaffen unsrer Rasse loszog. Italien war Trumpf, die altchristliche Baukunst Verfall, die gotische Kathedrale ein häßlicher Korridor, die deutsche Renaissance Mißverständnis und Karikatur. Es regte sich damals in uns instinktiv das Rassebewußtsein und der Rassestolz, und es ist auch gerade unserm Volke dringend not, daß dieser Stolz, der frei von Hochmut ist, weiter erwächst; lange genug

haben wir uns selbst verkleinert und nach andern Völkern hingeschielt. Wir haben, wie uns dieses Werk belehrt, auch wirklich alle Ursache, stolz auf unsre Rasse zu sein, denn wie reich das Leben unsrer Vorfahren an künstlerischer Gestaltung war, als sie in die Geschichte traten, das zeigen uns die geradezu massenhaft erhaltnen Urnen, Waffen, Schmuckstücke. Wer kennt nicht die eigentümlich verschlungnen typisch germanischen Ornamente in den Ton geritzt, auf Goldplatten als goldne Rippen aufgelötet und mit buntem Glase oder Edelsteinen ausgefüllt, auf Eisenplatten mit Silber- und Goldauflagen tauschiert, in Leder gepunzt, in Holz geschnitzt! Die Fundstätten beweisen, daß diese germanische Kunst über ganz Westeuropa verbreitet war und überall denselben Charakter trug. Aber dies alles wird von der Kunstgeschichte als gering geachtet, es fragt sich, was haben die Germanen in Malerei, Plastik und Baukunst geleistet? Die Fähigkeiten in der Malerei und Plastik bildeten sich erst aus, nachdem die hellhaarigen Menschen des Nordens mit den Römern in engere Fühlung gekommen waren, und auch dann sind die Fortschritte nur langsam, aber man denke doch daran, daß auch das so hochbegabte Volk der Griechen einige Jahrhunderte gebraucht hat, um zu seiner bewundernswerten Kultur zu gelangen. Kennzeichnend bleibt dem germanischen Ornament, denn auch die Plastik, die Wiedergabe menschlicher Wesen, tritt zuerst in Flachreliefs rein ornamental (zum Beispiel am Portalpfeiler von S. Miguel de Lino in Spanien) auf, eine rillenförmige Bearbeitung des Materials. Der Hauptwert wird auf die Kontur gelegt, die durch tauförmige Bänder betont ist. Das Ganze eine Technik, die sich aus der Übertragung der von jeher gepflegten Holzschnitzerei auf den Stein erklärt. Das Ornament verbreitet sich in strengem Gegensatz zu dem der romanischen Völker, die eine gewisse rhythmische Bewegung erstreben, in stiller Ruhe gleichmäßig über die zu schmückende Fläche. Was den Geist der Darstellungen anlangt, so finden wir all das in Geschichten bis in unsre heutige Zeit nachwirkende Spuk- und Gespensterhafte hier in greulichen Fratzen dargestellt. Diese eigentümliche Art, die bald schreckhaft, bald grotesk komisch wirken will, zeigt sich in der romanischen Kunst an Kapitälen und Säulenfüßen bis ins dreizehnte Jahrhundert, in der gotischen Zeit an Wasserspeiern und Fialen, in der Renaissance besonders in der Schmiedetechnik bis ins achtzehnte Jahrhundert. Die berühmten Masken Böcklins am Baseler Museum lassen germanische Eigenart wieder aufleben. Es sprechen sich in jenen Darstellungen die seelischen Nöte und Ängste eines in strengerm Klima in hartem Kampfe lebenden Volkes aus. Die eigentümlichen Schlangenwindungen des Ornaments finden ihre Erklärung in dem uralten Zeichen des Hakenkreuzes oder der Swastika. Die Zeichnung ist immer vollkommen frei von der Symmetrie und der minutiösen Durchbildung der Antike, dafür tritt die Persönlichkeit in den Vordergrund. Das Ornament ist stets nur Flächenschmuck und entbehrt der struktiven Durchbildung der griechischen Formen, „es ist mit Halten und Tragen nirgends beauftragt“. Persönliche Freiheit ist der Grundsatz des Germanen, Gebundenheit der des Romanen.

Von der Baukunst ist wenig oder nichts erhalten geblieben, teils weil die Gebäude sämtlich in Holz errichtet waren und dieses Material natürlich weder der Witterung noch dem Feuer genügend Widerstand leistet, teils weil jene ältern Bauten, auch wenn sie sich glücklich hinübergerettet hatten, massiven Neubauten weichen mußten. Wir können uns daher ein Bild jener Baukunst nur mühsam aus Geschichtsbeschreibungen römischer Schriftsteller und den Abbildungen römischer Reliefs, aus den erhaltnen Volksgesängen und endlich aus dem Einfluß rekonstruieren, den folgerichtig der ältere Holzbau auf die jüngere germanische Baukunst ausübte. Diese letzte Methode eröffnet manchen wichtigen Einblick. Es ergibt sich, daß der Hufeisenbogen, der bisher immer für eine arabische Erfindung galt, die folgerichtig aus dem germanischen Holzbau abgeleitete Form ist. Die kreisförmig ausgeschnittnen Kopfbänder erhalten zum bessern Verband am Berührungspunkt mit der Stütze einen kleinen Anlauf, und der Hufeisenbogen ist fertig. Nur so kann man es ja erklären, daß diese Bogenform schon auf alten westgotischen Grabsteinen im Zusammenhang mit nordischen Kerbschnittmustern auftritt, und daß er in den westgotischen Kirchen Spaniens (S. Juan Bautista in Baños 661) und Frankreichs (Zentralkirche in Germigny-des-Près, allerdings erst 806) sowie sogar in Deutschland (Göllingen bei Sondershausen) als Bogenform vorkommt. An der stets in den Steinbalken eingeschnittnen Schmuckform, die also niemals über die äußere Fläche hinaustritt, im Gegensatz zu der Antike, erkennt man, wie tief die Holztechnik in das Gefühl der germanischen Baukünstler eingedrungen war. Überblattungen, aus der Zimmermannskunst übernommen — vielleicht ist auf diese Weise der Hakenstein in den Bogen des Theoderichgrabes in Ravenna entstanden —, der rein dekorativ auf den horizontalen, steinernen Türsturz aufgezeichnete Rundbogen, aus dem sich das mittelalterliche Tympanon entwickelt, die in nordischen Mustern des Holzschnittes durchbrochnen Fensterplatten, die Vorläufer der mittelalterlichen Maßwerke zeigen die lebhaften Berührungspunkte mit der alten Holztechnik. Die Zimmermannskunst hat sich aber neben dem Steinbau fortentwickelt, der stehende Blockbau allein starb aus, in den Ornamenten unsrer mittelalterlichen und neuzeitlichen Fachwerkbauten aber erkennen wir unschwer uralte germanische Art. In Norwegen ist ja der Zusammenhang mit der alten Kunst noch fühlbarer. Überall sehen wir aber in der Ornamentik des Steinbaus den lebhaftesten Einfluß der Holztechnik — das Zangenornament des Theoderichgrabes, die ganze mittelalterliche Art der Zeichnung an Friesen, Eckſäulchen, Kämpfersteinen usf., in der Renaissance zum Beispiel die eigentümliche kerbschnittartige Bearbeitung der Bausteine in Niedersachsen (Hameln) ist Holzkunst. Wir entnehmen daraus sowie aus den Beschreibungen des Bischofs von Poitiers Venantius Fortunatus (560) und vielen andern, endlich auch aus dem Wortschatze des Ulfilas, daß die Römer eine weitverbreitete, im Volke tief wurzelnde Kleinkunst und Baukunst vorfanden.

Der Verfasser führt uns dann in abwechslungsreicher Aufeinanderfolge die Bauten der Ost- und Westgoten, Franken und Angelsachsen im ersten

Jahrtausend vorüber. Die Tätigkeit der Vandalen in Afrika, die gewiß nicht unbedeutend ist, bleibt noch zu durchforschen. Man kennt aus Beschreibungen die Thermen der Könige Thrasamund und Hilderich, eine Basilika, einen Palast sowie die Stadt Alikana, die von den Vandalen erbaut sein sollen.

Jedenfalls ist durch diese Arbeit der alte Aberglaube von dem Vandalismus der germanischen Völker ein für allemal zerstört. Daß in Kriegszeiten Kunstschätze verloren gehn oder zerstört werden, das haben wir ja noch in der Neuzeit erfahren müssen, in Friedenszeiten aber hat der große Theoderich viel getan, um römische Kunstschätze vor der Zerstörungslust des römischen Klerus zu bewahren, und alle germanischen Volksstämme haben darin gewetteifert, ihre Denkart in künstlerischen Arbeiten darzutun. Fortan sollte nun der heranwachsende Germane hier eine Anregung zum Studium seiner Rassenkunst finden; er würde sich diesem Studium mit mehr Eifer und Liebe hingeben als dem ihm aufgezwungnen Studium der Antike, er würde sich selbst und seine Kraft finden und nicht mehr erst lange nach dem ihm eignen Wege suchen müssen. Es liegt unbewußt in unsrer Zeit des erwachenden Germanentums das Suchen nach jener alten verschollnen Ausdrucksweise, und bedeutende moderne Künstler gestalten oft instinktiv in uralten germanischen Formen. Das macht, weil unsre Rasse mächtig in den Vordergrund getreten ist und im Begriff steht, noch einmal unvergängliche Denkmäler germanischer Kultur der Nachwelt zu überlassen. Da klingt dieses Buch wie ein Weckruf, „unser Eigenstes wieder neu zu beleben, uns wieder ganz auf uns selbst zu besinnen und zu versuchen, aus den Urgründen unsers Wesens das Beste nur für unsre eigne Zukunft hervorzuholen, um endlich auch unsrerseits in der Geschichte der Menschheit die uns zugewiesne Stelle einnehmen zu können".

Gefängnisbilder

Von Gertrud Petersson, Strafanstaltsoberbeamtin in Köln am Rhein

Buchthaus, Gefängnis — mit leisem Schauer hören alle, die jenseits der Mauern stehen, diese beiden Worte! Mit scheuen und doch neugierigen Blicken werden die vergitterten Fenster, die hohen Mauern gemustert. Was spielt sich hinter ihnen ab, ist es nicht, als wären die Mauern dazu da, der Sonne den Weg zu versperren, als sollten sie Schatten werfen, Schatten über das Leben der Menschen, die oft nur ein unerträglich schweres Schicksal hinter sie trieb? Es ist nicht der Schatten, den man an einem heißen Sommertage sucht, er ist nicht kühl und erquickend, schwer legt er sich auf das Gemüt eines jeden; es ist, als wäre die Luft voller Tränen. Wer jemals gesehen hat, wie sich das schwere Tor schloß hinter einem Unglücklichen, wie er für Jahre, ja vielleicht für immer Abschied nehmen mußte vom Leben, der wird sich auch nicht des Mitgefühls haben erwehren können, das ihn bei dem Anblick dieser Unglücklichen ergreifen mußte.

Als ich zum erstenmal Gelegenheit hatte, einen Einblick in den Tageslauf der Gefängnisse zu gewinnen, sah ich mit einem gemischten Gefühle die schwere Pforte hinter mir ins Schloß fallen. Ein leises Grauen überfiel mich, als ich nun plötzlich in nahe Berührung treten sollte mit dem Abschaum der Menschheit. So glaubte ich damals von den Insassen der Gefängnisse sprechen zu müssen. Weil ich sie nicht kannte. Abschaum — fast möchte ich lachen, wenn ich heute daran zurückdenke. O gewiß, es sind viele dort, die nicht wert sind, Menschen zu heißen, aber wie viele, wie unendlich viele hat eine einzige unüberlegte oder vielleicht erst durch schwere Qualen erzwungne Tat dazwischen geworfen und ihnen das brennende Mal der Schande für ewige Zeiten auf die Stirn gedrückt. Mögen sie sich innerlich noch so frei von Schuld fühlen, mögen sie sich durchgerungen haben zu der Erkenntnis: du hast gebüßt, was du verbrochen, niemand erlöst sie von der schweren, stetig leise klirrenden Kette, die sie sich selbst angelegt haben, und die ihr tiefstes Innere langsam wundreibt bis zum Erliegen.

Gewiß, es ist nicht anders möglich, Mitleid muß man haben für die verkommenste Gestalt, für den schwersten Verbrecher ebenso wie für den, den ein schweres Unglück, ein nach menschlichen Begriffen unbegreifliches Geschick zum erstenund einzigenmale hinter diese Mauern trieb.

Der erste Eindruck, den ich vom Gefängnis erhielt, war eigentlich mehr der eines Krankenhauses; ich meine auch, ein rechtes Gefängnis muß sein wie ein Krankenhaus, muß es doch Schwerkranke in seinen Mauern aufnehmen, und ein rechter Angestellter im Gefängnis muß sein wie ein tüchtiger Krankenpfleger, dessen geübtes Auge wie ein Arzt die Krankheit erkennt und bald die rechten Heilmittel anzuwenden weiß. Da sind zuerst die leicht erkrankten. Sie bedürfen nicht besondrer Pflege; Ruhe tut ihnen not. Sie haben sich selbst verloren auf der Jagd nach dem Glücke, im Lärm der Welt. In der Stille der Zelle finden sie sich wieder. Nur Geduld muß man mit ihnen haben und vorsichtig mit zarter Hand die Wunde berühren, damit sie nicht zu eitern beginnt.

Dann kommen die Schwerkranken. Vielleicht hat die Krankheit lange vor dem Ausbruch in ihnen gesteckt, vielleicht sind sie plötzlich und mit voller Gewalt von ihr überfallen worden. Sie bedürfen einer steten und sehr sorgsamen Pflege. Es ist vor allem nötig, die Ursache der Krankheit zu erkennen. Oft sitzt der Keim tief und fest, oft tief versteckt so überwuchert von Haß und Rache oder Gleichgiltigkeit, oft auch von Selbstbewußtsein und Überhebung, daß nur ein rücksichtsloses hartes Aufrütteln, die bitterste Medizin, diesen Menschen Heilung bringen kann. Zur dritten Kategorie gehören die Menschen, die unheilbar krank, mit ansteckender Krankheit behaftet, immer wieder zur Heilung eingeliefert werden, bei denen wohl eine scheinbare Besserung eintritt, die aber stets kränker wiederkehren. Sie sind unheilbar krank, und ohne sich einen Vorwurf zu machen, versuchen sie alle, die sich in ihrer Nähe befinden, mit in ihren Sumpf hinabzuziehen. Ihr Innenleben ist schon tot, nur Genußsucht und Freude an andrer Leid sind zurückgeblieben und vereinen sich mit Roheit, Faulheit und Heimtücke, sehr oft auch, und dann am gefährlichsten, mit Heuchelei. Glücklicherweise ist ihre Zahl nicht überaus groß, und nur vereinzelt trifft man sie an; wo sie aber sind, da sind sie die Qual der Beamten und der größte Verderb für ihre Gefährtinnen.

Zuletzt kommen noch die Sträflinge, die gar nicht krank sind, sondern nur schwach. Es ist aber eine gefährliche Schwäche, die das Leben zerstören kann. Eigentlich gehören diese Menschen nicht hierher. Man müßte sie in tüchtige, ernste Familien tun. Meist sind sie noch jung, und das Gefühl der Schwäche lastet schwer auf ihnen. Sie wissen selbst nach langem Nachdenken nicht, den Grund, die Ursache

ihrer Schuld anzugeben, und verzehren sich in bittrer Reue über ihr selbstverschuldetes Leid. Zur Besserung aber fehlt ihnen die Kraft, und wenn sie nicht früh eine starke, feste Hand in andre Bahnen zwingt, so gehen aus dieser Art Menschen solche hervor, die in großer Anzahl unsre Zuchthäuser und Gefängnisse bevölkern, die Gewohnheitsdiebinnen, Betrügerinnen und Hehlerinnen. Von allen ist diese Art Menschen am schwersten zu behandeln, weich wie Wachs, mit den Tränen stets bei der Hand, mit reicher Phantasie sind sie ganz dazu angetan, leichtgläubige Beamte zu täuschen. Sie sind fleißig und gefällig, und solange sie im Gefängnisse sind, meist peinlich sauber. Das letzte beweist schon, daß gute Eigenschaften in ihnen schlummern.

Als ich als junge Anfängerin das Zuchthaus betrat, packte mich schwere Sorge, als man mir die Schlüssel übergab. Die Schlüssel zu den Türen hatte ich nun, aber die zu den Herzen sollte ich mir suchen. Ich traf es gut. Mein erster Zellenbesuch führte mich zu einer Brandstifterin; mit fünf Jahren Zuchthaus büßte sie ihre unselige Tat. „O Fräulein, nur noch fünfhundert Tage und morgen nur noch vierhundertneunundneunzig", das waren die Worte, mit denen sie mich empfing. Voller Freude zeigte sie mir die Bilder ihrer Angehörigen, ihrer Kinder, die sie im zartesten Alter verlassen mußte. Glühende Sehnsucht, gläubige Hoffnung im Herzen, lag das Leben nach der Strafe vor ihr wie ein einziger langer Sonnentag. Ich habe seitdem gelernt, daß nur die heißen Hände der Hoffnungslosen leer sind, sie gehen einen rauhen steinigen Weg, die Sonne sticht sie, und im Schatten fröstelt es sie. Nicht die dicken Mauern des Gefängnisses vermögen die Angst zu bannen, mit der die Hoffnungslosen dem Leben wieder entgegensehen.

Im allgemeinen findet man die Hoffnungslosigkeit im Gefängnisse viel seltner als draußen im Leben. Hilfreiche Hände strecken sich den Gefangnen entgegen; jederzeit finden sie Gelegenheit, ihr Herz zu erleichtern. Die Beamten vergessen bei den vielen tausend Sorgen und Nöten, die ihnen täglich und stündlich rückhaltlos anvertraut werden, fast ihr eignes Leben. Die Gefangnen wissen, daß sie jederzeit Rat und Hilfe bei den Oberbeamten, und soweit es möglich ist, auch bei den Unterbeamten finden. Kein gewissenhafter Beamter wird in seinem Berufe die Worte kennen „Ich habe keine Zeit", und nichts wäre gefährlicher als ein gleichgiltiger Beamter. Was hundert ernste, treue Worte mühsam aufgerichtet und erreicht haben, kann ein einziges Wort, eine täppische Hand, in einem Augenblick und für immer zerstören. Es gibt keine empfindlichern Seelen als die der Gefangnen. Das lange Alleinsein, das stete Nachdenken und viele Sprechen über sich selbst erzieht sie außerdem leicht zu Egoisten. Es ist ja natürlich, daß der Strafanstaltsbeamte, nachdem er sich bei dem ersten Besuche soviel wie möglich über die Straftat sowie über das Vorleben der Gefangnen unterrichtet hat, bei seinen weitern Besuchen das oft sehr abgestumpfte Interesse der Leute zu wecken versuchen wird. Es gibt ja so vieles, über das gesprochen werden kann, und das uns besser als das Studium der Untersuchungsakten über den Menschen vor uns aufklären wird. Aber das geistige Leben mancher Sträflinge ist so gering, daß etwas andres als das eigne Ich und das eigne körperliche Wohl oder Unbehagen völlig ohne jedes Interesse für sie ist.

Ich möchte nun einen Blick werfen lassen in eine Zelle, die mir immer besonders licht und sonnig erschien. Sind die Fenster in dieser Zelle größer, sind die Wände nicht so schmucklos? Nichts von alledem, aber diese Zelle beherbergt eine Mutter mit ihrem Kinde. Im Gefängnis hat es die Mutter geboren, und da es der Arzt bestimmte, wurde ihr das Kind belassen. Jämmerlich zart und elend war das kleine Geschöpfchen, als es zur Welt kam. Ohne Freude wurde es empfangen, da es unehelich geboren, und nur mit Widerwillen sah die Mutter das langsame

Gedeihen. Was aus dem Kinde geworden, wäre es in der Freiheit geboren, war uns allen klar; das finstere Gesicht der Mutter, ihre rauhe, gleichgiltige Art gegen das Kind sagten es uns zur Genüge. Nach den Beamten streckte es die Ärmchen aus, die Beamten begrüßte es mit Jauchzen und Jubeln, kein Lächeln galt der Mutter. Aber der kleine Mund verzog sich zum Weinen, wenn die harten Hände es berührten. Ganz allmählich aber vollzog sich in dem Herzen der Mutter eine Wandlung. Erst war es nur ein Wundern, ein unzufriednes Gefühl; weshalb strebte das Kind zu den Beamten und nicht zu ihr? bis ihr dann klar wurde, daß ihr Kind nicht nur Pflege, auch Liebe brauchte. Wir sahen, wie sich ihr Herz entfaltete, und wie sie sich langsam die Liebe ihres Kindes mit scheuer Zärtlichkeit erwarb. Sie brauchte bald nicht mehr eifersüchtig auf uns zu sein. Noch wenig Wochen, und die beiden verlassen das Gefängnis. Dem Kinde ist eine gute Pflegestelle besorgt, und der Mutter sind die zarten Händchen des Kindes ein Halt geworden, der stärker ist als die treueste Fürsorge, und von dem wir wissen, daß er sie stützen wird für das ganze Leben.

Gleich die nächste Zelle beherbergt eine unheilbar Kranke. An Jahren noch jung und doch im innersten Kern verfault und verbraucht. Roh und gemein, wie sie ist, ist sie nur durch strenge Strafen zu bändigen. Ein bewegtes Leben liegt hinter ihr; nacheinander Maitresse eines reichen Mannes, Sängerin, Artistin, Kellnerin. Sie spricht drei Sprachen geläufig und ist auch sonst ein gewandtes und kluges Mädchen. Wegen Diebstahls verbüßt sie eine längere Zuchthausstrafe, und wenn sie wieder frei ist, erwarten sie schon mit Sehnsucht die Opfer, die sie hier im Zuchthaus mit in ihren Schlamm hineingezogen hat. Denn die sorgfältigste Aufsicht ist nicht imstande, den Verkehr der Gefangnen untereinander gänzlich zu unterdrücken. Der Spaziergang allein führt die Leute schon zusammen, und ein Blick, eine Kopfbewegung, ein Wink mit der Hand genügt vollkommen zur Verständigung. Zuchthaus und Gefängnis müßten von diesen Elementen gesäubert werden; es müßten zur Aufnahme dieser notorisch verkommnen Menschen besondre Anstalten eingerichtet werden. Es ist mit ihnen wie mit den epidemisch Kranken, man wird diese auch nicht mit den andern Kranken zusammentun; dort fürchtet man die Ansteckung, und wie sehr muß man sie erst in den Strafanstalten fürchten! Der Boden ist vorgeackert zur Aufnahme des Bösen, ein Körnchen genügt, um schlimme Frucht zu bringen.

Zum Schluß möchte ich den Leser bitten, mir noch in das Lazarett zu folgen. In große, helle, luftige Räume, in denen hohe Fenster Sonne und Licht Einlaß gewähren. Blendend saubere Betten, kein Stäubchen auf dem blankgewachsten Fußboden; vor jedem Bette ein saubrer Nachttisch und auch hier wie in jeder Zelle ein Testament. Wie oft mögen heiße, zitternde Hände nach diesem letzten Trost gegriffen, und wie oft wohl mögen sich in diesen Räumen harte, verbitterte und festverschlossene Herzen geöffnet haben. Hier fällt die Schranke, die den Gefangnen von dem Beamten trennt, hier spricht nur der Mensch zum Menschen. Alles, was es an Leid in den Strafanstalten gibt, häuft sich hier auf zur unermeßlich bittern Qual, wenn sich diese Türen öffnen zur Aufnahme kranker Sträflinge. Wenn je, so ist der Mensch in der Krankheit weich, doppelt empfindet er im schwachen, hilfsbedürftigen Zustande ein freundliches Wort.

In dem großen, sogenannten Schwindsuchtszimmer, das wir jetzt betreten, liegt nur eine Kranke. An ihrem Bette steht schon der Tod, noch wenig Tage, und er wird seine kalte Hand ruhespendend auf das arme Herz legen. So rauh das Leben war, sie ist ausgesöhnt. All den Jammer, all die Not in ihrem Leben sieht sie nicht mehr. Nur von frohen Stunden spricht sie, und wir alle wissen, wie spärlich sie waren. Im zartesten Alter Waise geworden, mußte sie schon vom

achten Jahre an Kindermädchen sein. Schlechte Behandlung, schlechtes Essen und das ewige Herumtragen schwerer, unruhiger Kinder machten aus dem schwachen Kinde ein krankes Mädchen. Erwachsen fand sie nicht mehr Stellung in fremden Häusern; sie versuchte es mit Nähen, aber sie verdiente nicht genug zum Leben. Die Not zwang sie, die Hand nach fremdem Eigentum auszustrecken. Wieder und wieder stahl sie, und immer dreister wurde ihre Tat. Strafe häufte sich auf Strafe, und nun am Ende ihrer ersten Zuchthausstrafe streckt Gott die Hand aus: „Es ist genug."

Nur wenig Tage vor ihrem Strafende schloß sie die Augen für immer, und an einem stürmischen, regnerischen Apriltage trug man den schmalen, schwarzen Armensarg an meinem Fenster vorbei über den Anstaltshof hinaus zum Friedhof; nur der Geistliche folgte dem Sarge. Ich werde es nie vergessen, wie Geistlicher und Träger sich mühsam durch den Sturm kämpften, mit klopfendem Finger schlug der Regen an den Sarg, als mißgönne das Leben seinem Opfer noch jetzt den Schlaf. Zerfetzte Wolken jagten am Himmel, und dann fiel plötzlich schon fast am Ausgange der Anstalt für einen Augenblick ein heller Sonnenstrahl versöhnend auf den traurigen Zug.

Versöhnung! Dieses Wort ist es, das uns Strafanstaltsbeamten als oberstes Gebot, als heiligste Pflicht im Herzen stehen muß; niemand ist wie wir imstande, in den Herzen von Menschen zu lesen; niemand sieht so viel Haß und Rachsucht, Verachtung und Zorn wie wir. Und darum, wenn es gelungen ist, ein Kindesherz zu den versöhnten Eltern zurückzuführen, einem irregegangnen Weibe den Weg zum Gatten zurückzubahnen, wenn zertretne Herzen aufgerichtet, verbitterte versöhnt sind, dann erst wird der Strafanstaltsbeamte von seiner Arbeit sprechen können, und erst dann, wenn in unser aller Herzen die herrlichen Worte stehen: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle", wird die Strafanstalt auf ihre Insassen den Einfluß haben, den hochherzige Männer für sie ersehnen.

Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

(Fortsetzung)

Hiroshima, September 1904

Zurück in Hiroshima! Komischerweise bin ich dieses Jahr recht froh, wieder ins Joch zu kommen. Die Leitung von drei Kindergärten während des Morgens, Schule am Nachmittag und die Führung vier verschiedner Rechnungsbücher neben Mutterabenden und Andachten würden mich einst überwältigt haben.

Das einzige, was mich ärgert, sind die Gäste. Wenn doch ein netter, zeitgemäßer Zyklon dahergesaust käme und alles fahrende Volk wegfegte, um es fein säuberlich in einem weltentfernten Winkel abzusetzen! Ich wäre ihm ewig dankbar. So ein liebevoller Missionsbruder schrieb letzte Woche an uns, er käme mit Frau und drei Kindern, um bei uns zu logieren, bis sein Haus fertig wäre, und er wisse, daß wir uns auf ihn freuen würden! Ganz entzückt, natürlich! Einer Pension vorzustehn — das fehlte gerade noch, um meiner verkrachten Laufbahn den Rest zu geben! Es ist gegen die Landessitte, jemand Gastfreundschaft zu verweigern, folglich beehrt man uns, sobald man in Verlegenheit ist.

Die Wogen meines Zornes brechen sich an Miß Lessing, weil sie sich dergleichen Unverschämtheiten gefallen läßt; aber sie bleibt ruhig und heiter wie der große Buddha von Kamakura. Heute morgen sind Mundharmonikas und gekochte Tomaten mein spezieller Kummer. Unser Koch hat eben gekochte Tomaten erfunden, und sie scheinen eine schwerempfundne Lücke in seiner Seele auszufüllen. Trotz allem Protest bringt er sie zum Frühstück, zum Mittagessen und zum Tee auf den Tisch; und die Hausgemeinschaft sitzt mit beleidigten Gesichtern davor und macht mich stillschweigend dafür verantwortlich. Bezüglich der hundertundeinen Harmonika, die schon vor dem Frühstück ihr Quieken und Schnarren beginnen, will ich meine Gedanken lieber für mich behalten.

Heute bringen sie die Verwundeten von Liaoyang herein, und wir halten uns entfernt von den Fenstern, um es nicht mit anzusehn. Da kommen nun jene fröhlichen, starken Burschen, die vor so kurzer Zeit unsern Ort verließen, auf Bahren zurück, verkrüppelt und entstellt für das Leben. Als ich gestern ausging, sah ich wohl zweihundert, die eben mit dem Transport gekommen waren und auf Ärzte und Pflegerinnen warteten. Männer, die ihre Kleider wochenlang nicht gewechselt hatten, zerlumpt, blutig und entsetzlich beschmutzt. Verwundet, todesmatt und krank, fast alle menschlichen Züge von den Gesichtern verwischt, so lagen und saßen sie am Boden und warteten der Pflege. Vielen waren die Wunden noch nicht wieder nachgesehn worden seit einem hastigen Verbande auf dem Schlachtfeld. Ich glaubte zu wissen, was Krieg bedeutet, aber ich sehe ein, daß ich nicht den leisesten Begriff von seinen wirklichen Schrecken hatte. Miß Lessing versucht, Erlaubnis zum regelmäßigen Besuch der Lazarette für uns zu bekommen, aber die Beamten lassen Ausländer nicht gern hinter die Kulissen sehn.

Eben steckte ich den Kopf aus dem Fenster und fragte den Koch nach der Zeit. Er rief zurück: Weiß nein! Uhr ist eingeschlafen. Er redet kein mehr!

Da will ich nur dem Beispiel der Uhr folgen!

Hiroshima, Oktober 1904

Endlich bin ich im Lazarett gewesen. Seitdem denke, sehe und rede ich nichts andres als von den armen, zerschlagnen Soldaten. Gestern schickte die Behörde die Erlaubnis, daß man dankbar sein würde, wenn die fremden Lehrerinnen den Kranken ein wenig Musik machen wollten. Wir hatten aber kein andres Instrument als unser Harmonium. Also banden wir es auf einen Karren und marschierten nebenher durch die Straßen. Ich bekam fast Lachkrämpfe über unsern absurden Aufzug und gab vor, Miß Lessing sei der Leierkastenmann und ich der Affe. Aber ach, Kameradin! Als wir ins Lazarett kamen, vergingen einem die Dummheiten gründlich. Tausende von Verstümmelten und Sterbenden, tatsächlich in Stücke geschossen von den russischen Kugeln! Ich kann nicht davon reden. Es war zu furchtbar, um es zu beschreiben.

Wir rollten unser Harmonium in einen der Krankensäle, und die beiden Lehrerinnen sangen, während ich spielte. Es war rührend, zu sehn, wie die Männer aufhorchten. Das Zimmer war so groß, daß die Leute, die weit hinten lagen, nichts verstehn konnten; da trugen die kleinen Pflegerinnen die Genesenden auf dem Rücken herbei.

Eine Stunde lang trat ich das keuchende alte Instrument, wobei mir die Tränen immerfort über die Wangen liefen. So lang ich lebe, will ich mich nie mehr über die Harmonikas der Kinder lustig machen. Die Freude, die unser Spiel an jenem Nachmittag machte, rechtfertigt ihre Existenz.

Und dann — bereite dich auf das Schlimmste vor — dann verteilten wir Traktate. Ja gewiß, ich machte auch mit, trotz allem Spotte darüber, und — kannst dus glauben — alle Männer, die irgend gehn konnten, drängten sich an uns heran

und bettelten um welche, und die andern folgten uns flehentlich mit den Augen und streckten uns aus den Betten die Hände entgegen. Sie waren so toll auf etwas zum Lesen, daß sie sogar bereit waren, über den fremden Gott zu lesen. Es war schon spät, als wir heimgingen, und ich verfügte mich stracks zu Bett und ließ meinen Empfindungen freien Lauf. Alle Schrecken des Krieges hatte ich zum erstenmal ernstlich erkannt und empfunden, und meine innerste Seele empörte sich dagegen. Sie sagen, man gewöhnt sich nach einigen Besuchen an den Anblick im Hospital; aber ich hoffe, daß ich nie zu der Überzeugung kommen werde, daß es recht ist, starke nützliche Menschen zu töten oder fürs Leben zu verstümmeln, um einen Streit zu schlichten.

Ehe wir in die Säle gingen, führte uns der wachthabende Arzt durch das ganze Gebäude, zeigte uns, wo die Bandagen gewaschen und gereinigt, wo die Instrumente geschärft und repariert, wo die Bahren, Krücken und Verbandkästen aufbewahrt werden. Wir kamen auch durchs Postamt, wo die Sendungen nach und vom Kriegsschauplatz besorgt werden. Es war rührend, die vielen Briefe zu sehn, die uneröffnet zurückgekommen sind. Zweihunderttausend kranke Soldaten werden in Hiroshima verpflegt, und eine so systematische Verwaltung, solche Reinlichkeit und Ordnung gibts gewiß nicht wieder. Ich habe Jack tausendmal hergewünscht; es würde ihn in seine Seele hinein freuen, die Befähigung und das Geschick dieser prächtigen kleinen Ärzte und Pflegerinnen zu sehn.

Hiroshima, November 1904

Morgen werdens vier Wochen, daß ich keinerlei Nachricht aus Amerika bekommen habe. Es ist, als ob nichts mehr über den Ozean herüberkäme, selbst die Wellen nicht.

Mein Denken und Schaffen geht augenblicklich nicht über Kindergärten und Lazarett hinaus. Den täglichen Fortschritt meiner klugen Kinder zu sehn, ist ein beständiger Antrieb. Die Hospitalbesuche aber sind eine freiwillig übernommene Aufgabe, die durch Wiederholung nicht leichter wird. Du weißt, wie ich vor dem Anblick des Schmerzes zurückschrecke und mein ganzes Leben hindurch danach gestrebt habe, Unangenehmes zu umgehn. Nun also, es ist eine Qual, Tag für Tag die schrecklichsten Schmerzen mit ansehn zu müssen. Aber angesichts der größern Lebenswerte, des nahen Riesenkampfes, der Todeskämpfe Kranker und Verwundeter, der Leiden und Tränen von Frauen und Kindern verlieren sich meine eignen kleinen Kümmernisse im Gewirr, und mein einziger, verzehrender Wunsch ist zu helfen, zu lindern, wo ich nur irgend kann.

Letzte Woche nahmen wir außer dem Instrument zwei große Körbe voll Blumen für die Schwerkranken mit. O wenn ich dir nur begreiflich machen könnte, wie sie die Blumen schätzen! Männer, die so krank waren, daß sie nicht den Kopf heben konnten, ja Sterbende streckten ihre Hände nach einer Blume aus und lagen damit still zufrieden da. Einer, der beide Arme verloren hatte, bat mich um eine, als mein Korb gerade leer war. Ich hätte meinen Monatsgehalt hingegeben für eine Rose, aber alles, was ich noch hatte, war ein verwelktes kleines Stiefmütterchen. Er bedeutete mir, ihm dies zu geben und in eine zerbrochne Flasche, die an der Wand hing, zu stecken, damit er es sehn könne.

Wenn ich nicht manchmal Ablenkung hätte, könnte ichs nicht aushalten. Gestern war des Kaisers Geburtstag, und wir hatten frei. Ich unternahm mit einigen Mädchen einen langen Bummel über Land. Die Felder waren leuchtend gelb, schwer und reich von Weizen bestanden und der Ernte wartend. Tiefviolett ragten die Berge, und der Himmel war so lieblich blau, daß die ganze Welt ein Ort des Glückes und der Freude zu sein schien. Herbsteszeit in Japan bringt nicht Gedanken

an Tod und Verwesung, sondern vielmehr den Übergang in eine wundervolle Ruhe, in Träumerei und Weltvergessenheit. Solcher Friede schwebte über der Landschaft, daß man kaum glauben konnte, daß die langen, schwarzen Linien auf der fernen Landstraße Verwundete seien, die auf ihren Bahren ins Lazarett gebracht wurden.

Hiroshima, Dezember 1904

Letzten Sonnabend fuhr ich über die Bucht, um einen unsrer Zweigkindergärten zu besuchen. Viele russische Gefangne sind auf dieser Insel einquartiert, und es interessierte mich außerordentlich, zu sehn, wie gut sie es haben. Japanische Beamte unterhalten sie aufs beste mit Konzerten, Picknicks usw. Stelle dir vor, daß eine Schar der großen muskulösen Männer mit zwei kleinen japanischen Wachen auf einen Tagesausflug gelassen werden! Natürlich ist es rein unmöglich, von der Insel zu entkommen, aber ich glaube gar nicht, daß sie gern möchten. Man hat tatsächlich einen Koch aus Wladiwostok kommen lassen, damit sie russische Nahrung hätten, und das Beste auf dem Markte kommt zu ihnen. Die Gefangnen, die ich sah, waren sehr vergnügt und schienen sich wie Schulbuben zu amüsieren. Freilich! es ist allerdings tausendmal bequemer, Gefangner in Japan zu sein als Soldat in der Mandschurei.

Heute blieben wir nur wenig Minuten zum Besuch im Lazarett, aber ich bin froh, daß ich mitging. Als mich der Arzt durch einen der Säle mit Schwerkranken führte, sah ich einen großen, verwilderten Russen mit einem so bösen Gesicht daliegen, daß ich ihm mein Sträußchen kaum anzubieten wagte. Aber ich wollte ihn doch nicht übergehn und legte es zaghaft unten auf sein Bett. Wie groß war mein Erstaunen, als er nach dem ersten Blick darauf beide Hände vors Gesicht schlug und schluchzte wie ein krankes Kind. Hast du Schmerzen? fragte ihn der Arzt. Nein, sagte er kurz, ich habe Heimweh! Ach, Liebe, da wars aus mit meiner Fassung! Wußte ich nicht besser als irgend jemand, wie ihm zumute war! Ich kniete vor seinem Bett nieder und streichelte ihn und sagte ihm, wie leid er mir tue, obwohl er kaum ein Wort davon verstand.

Und heute früh hätte ich tanzen und singen mögen, als ich hörte, daß er operiert worden sei und nach Hause dürfe. Fast täglich finden feierliche militärische Begräbnisse statt, und sie sind tief ergreifend. Gestern wurden zweiundzwanzig Offiziere zusammen begraben, und die Schule stand eine Stunde Spalier, um sie zu ehren. Der Leichenzug war höchst wirkungsvoll mit den buddhistischen Priestern in prächtigen Roben und den Leidtragenden in Weiß und Blau. Zuerst kam der viereckige Kasten mit der Asche, dann das Pferd des Offiziers und dann Kulis mit kleinen Bäumen für die Gräber. Es folgte ein großes Bild des Verstorbnen und etwa sein Schwert oder Mantel. Dann kamen die glattrasierten Priester in herrlicher Gewandung und zuletzt die Leidtragenden, die kleine Bretter mit Reiskuchen trugen, die auf das Grab gesetzt werden. Die Frauen, Mütter und Töchter fuhren in Jinrikschas, demütig, mit gefalteten Händen und niedergeschlagnen Augen. Solche ruhige, ergebne Gesichter habe ich nie gesehn, manches bleich und verhärmt, aber jedes vollständig beherrscht. Unter ihnen allen gab sich nur eine einzige ihrem Schmerze hin, eine gebeugte alte Frau mit dünnem, grauem Haar, das kurz abgeschnitten war; sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Sie hatte zwei Söhne in einer Schlacht verloren, und der Aufschrei ihres kummervollen Herzens war mächtiger als alle religiösen Vorschriften.

Hiroshima, Dezember 1904

Besinnst du dich auf die Worte eines Iren: Unser Leben könne recht sorglos sein, wenn es nicht ums Vergnügen wäre? Nun siehst du, auch mir würde es ganz gut in Japan gehn, wenn nicht die fröhlichen Weihnachten wären. Dann ergreift mich ein so entsetzliches Sehnen nach meinen Lieben und nach christlichen Landen, daß

ich zittere wie die Nadel in der Nähe des Magneten. Aber nächste Weihnachten! Ich springe bis an die Decke, wenn ich nur daran denke.

Die Schule des Lebens ist so wie so nicht leicht. Wenn aber eine Schwache, wie ich, um drei Plätze zu hoch gesetzt wird, so ists mehr als schlimm für sie. Aber es kommt mir nicht auf den Kampf um das Heimweh an, wenn ich nur gut abschließe. Als ich her kam, gab es zwei Kindergärten, nun sinds ihrer neun, außer der großen Übungsschule. Jede andre hätte ebensoviel für das Gedeihen der Arbeit tun können; aber eins steht fest: die Arbeit konnte nicht für jede andre das sein, was sie mir war. Äußerlich bin ich derselbe Sausewind wie früher, aber innen siehts gar anders aus, Kameradin, das mußt du mir eben glauben. Ich fange an die Schicksalsschläge ähnlich aufzufassen wie früher das Kräuseln der Haare mit dem heißen Eisen — es riß und brannte mich manchmal, aber das machte nichts, wenn ich nur schöner wurde. So dienen mir jetzt meine Kümmernisse als eine Art Lockenbrenner für meinen Charakter.

Dein plötzlicher Entschluß, deine für den Frühling geplante Reise nach Europa aufzugeben, ist mir ein Rätsel. Ich kann mir nach all dem Planen und Träumen nicht denken, was deinen Sinn so vollkommen geändert haben mag. Dir scheint jetzt nicht mehr das geringste daran zu liegen. Kameradin, ich verlange eine ausführliche Erklärung! Du hast mir alle Taschen umgekehrt, um hinter meine Geheimnisse zu kommen. Wie steht es mit deinen? Hast du einen Lebenszweck gefunden? Wirst du Opernsängerin, Abstinenzrednerin oder so etwas ähnliches? Du bist so schrecklich tugendhaft, daß ich auf das Schlimmste gefaßt sein muß.

Ich wünschte, es hörte nun bald auf zu regnen. Die Berge sind hinter grauen, undurchdringlichen Nebeln versteckt, und das trip, trip! des Regens von Dach und Baum ist keine erheiternde Musik. Ich gebe mir die größte Mühe, es mir im Zimmer behaglich zu machen. Auf dem Rost habe ich ein tüchtiges Feuer aufgetürmt und im Herzen all die Lichtlein vor den kleinen Schreinen angesteckt, und nun räuchere ich Weihrauch für die Geliebten, die ich hatte und noch habe.

Nach dem Tee ließ der Regen ein Weilchen nach, und ich stürzte ins Freie. Ich hatte den ganzen Morgen hindurch Weihnachtsmärchen gelesen, und die erinnerten mich so stark an zu Hause, daß mir ziemlich schwummrig wurde. Mein Spaziergang brachte mich aber bald wieder völlig ins Gleise. Ein kahler, zahnloser Alter hielt mich unterwegs an und fragte, woher ich käme. Als ich es ihm sagte, meinte er, das sei doch zu wunderbar, und wünschte mir viel Vergnügen. Dann rannte eine Frau mit ihrem Kinde auf dem Rücken heraus und bat mich, dem Kinde mein Haar zu zeigen. Ein halb Dutzend Kinder und zwei Hunde liefen immer hinter mir drein, und ein alter Mann und seine Frau lehnten am Brunnen und lachten laut auf, weil Ausländer so komisch wären.

Wenn also jemand meint, Japan sei ein recht passender Schmollwinkel für ihn, so irrt er sich gewaltig. Ich trat meinen Spaziergang in der Laune eines Napoleon auf Sankt Helena an, und ich kam fidel, aufgekratzt, heißhungrig zurück.

Ich habe diesen Winter auch probiert, Gedichte zu lesen, aber ich komme nicht recht weiter. Das kommt davon, daß ich fünf Pfund zugenommen habe, und ich fürchte, ich werde zu dick. Ich weiß nur eine dicke Person, die Gedichte gern hatte, und diese häkelte Sofadeckchen!

Übrigens habe ich nun auch stricken gelernt! Siehst du, so und so oft muß ich die liebenswürdige Wirtin spielen und koche doch dabei innerlich wie ein Vulkan. Darum entschloß ich mich, etwas zur Hand zu nehmen, an dem ich meine Wut auslassen könne. Es ist ganz erstaunlich, wieviel schlechte Laune man in ein Strickzeug hineinstricken kann.

Kioto, Dezember 1904

Du bist nicht mehr darüber erstaunt als ich selbst, daß ich in Kioto bin. Eine der hiesigen Lehrerinnen, eine große, weitherzige, herrliche Frau, die wußte, daß ich gern etwas für die kranken Soldaten tue, lud mich für eine Woche ein, um den Roten-Kreuzschwestern zu helfen.

Sechs Tage lang sind wir zu jedem Zuge auf der Station gewesen und haben an die Soldaten, die auf den Kriegsschauplatz fahren oder von dort zurückkommen, Tee und Bücher verteilt. Wir arbeiten Seite an Seite mit buddhistischen Priestern, Damen von Rang und Kulis und bedienen in fünfzehn Minuten einhundert bis vierhundert Leute. Während der Zug hält, herrscht ein wüstes Gedränge, ein tolles Arbeiten, und die wilden Banzai-Rufe der Soldaten, sobald sie den Tee gewahr werden, zeigen, wie willkommen wir mit unserm heißen Tee sind.

Aber manche Szenen brechen einem fast das Herz. Ich bin schon ganz abgestumpft, soviel Lebewohls und Abschiede habe ich mit ansehen müssen. Einer der Leute ging zum viertenmal hinaus, jedesmal wurde er verwundet heimgebracht. Keinen Blick wandte sein Weib von ihm, bis der Zug abfuhr, und das Lächeln, mit dem sie ihn gehn ließ, war herzzerreißender als alle Tränen, die ich je gesehen.

Rührend war es, ein altes Elternpaar zu beobachten, die vier Tage lang zu jedem Zuge kamen, um ihrem einzigen Sohne Lebewohl zu sagen. Sie sind so altersschwach, daß man ihnen die Stufen hinauf und hinab helfen muß, und jedesmal wenn der Zug kommt und geht und ihren Sohn nicht bringt, wanken sie Hand in Hand zurück auf die Straße, um in einem Winkel weitere endlose Stunden zu harren.

Den einen Weg tragen die Züge frische, begeisterte Burschen voll Lust und Mut, und nach der andern Seite fahren in viel größerer Anzahl die stillen Züge mit den Kranken, Verwundeten und Toten.

Wir gehn zu fünf Zügen am Tage und zu einem um zwei Uhr früh. Ich habe mich gewöhnt, in der Zwischenzeit aufrecht auf einer harten Bank sitzend zu schlafen. Die tapfern kleinen Japanerinnen haben dies schon immer getan seit dem Ausbruch des Krieges.

Meine Erlebnisse auf dem Bahnhofe zogen noch eine andre recht reizvolle Folge nach sich. Wahrscheinlich ist die Vorsitzende des Roten-Kreuzvereins eine königliche Prinzessin, wirkliche Cousine des Kaisers. Sie hörte durch ihren Sekretär von mir und den kleinen Diensten, die ich hier und in Hiroshima geleistet habe, und befahl mich darum zu einer Audienz, um mir persönlich zu danken.

Es erschien mir sehr lächerlich, formelle Anerkennung für die Verteilung von Tee und Sträußchen erhalten zu sollen, aber ich war eckig darauf, die Prinzessin zu sehen, also warf ich mich zeitig gestern früh in meinen Staat und machte mich mit einem Dolmetscher auf den Weg.

Das Haus war ein wahres chinesisches Vexierbild, und man gab mich von Hand zu Hand, bis ich ganz schwindlig war. Endlich betraten wir einen langen, wundervollen Saal, an dessen Ende in einer Robe aus Purpur und Gold, übersät von weißen Chrysanthemen die königliche Dame saß. Gerade wollte ich meine tiefste Verbeugung machen, als sie mir zu meinem Erstaunen mit ausgestreckten Händen entgegenkam und mich auf Englisch anredete. Dann überschüttete sie mich mit so viel Fragen nach dem Kindergarten, daß ich ganz vergaß, daß sie ein Glied des königlichen Hauses sei mit vielen Orden, und daß mir die Etikette zu sprechen verbot, außer wenn ich angesprochen wurde. Sie war so zugänglich und interessiert, daß ich ihr einen langen Vortrag hielt. Dann erzählte sie mir ein wenig aus ihrem

Leben, und ich hätte gern mehr gehört. Es scheint, daß gewisse weibliche Abkömmlinge des königlichen Geschlechts nicht heiraten dürfen. Diese Dame wurde — weil sie lebhaft und ehrgeizig ist — eine buddhistische Priesterin mit eignem Tempel und vielen Unterpriesterinnen. Diese sind junge Mädchen, alle miteinander. Du hättest sie sehen sollen, wie sie meine Kleider, Haare und Ringe beschauten. Die Prinzessin selbst ist eine Frau von brillanter Begabung und hervorragenden Kenntnissen.

Natürlich gab es Tee, und wir saßen am Boden, schwatzten und lachten höchst vergnügt zusammen. Als ich ging, sagte man mir, die Prinzessin wünsche sofort meine Photographie, und am nächsten Tage solle ich dafür sitzen. Ich fürchte, ich muß es mir gefallen lassen.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 3. Mai 1909

(Drohende Krisis wegen der Reichsfinanzreform. Der Thronwechsel in der Türkei. Das unabhängige Bulgarien. Die Geburt der holländischen Thronerbin. Monarchenbegegnungen.)

In der letzten Woche ist die innere Lage immer kritischer geworden. Sie spitzt sich nachgerade so zu, daß man anfangen muß, mit einem verhängnisvollen Ausgange zu rechnen, d. h. mit der Möglichkeit, daß die Konservativen die Reichsfinanzreform zum Scheitern bringen. Wir haben schon den konservativen Antrag besprochen, der als Antrag Dietrich und Genossen in der Finanzkommission des Reichstags eingebracht worden ist und die Einführung einer Wertzuwachssteuer auf Immobilien und Wertpapiere zum Ziele hat. Diese Steuer soll nach Absicht der Konservativen an die Stelle der Erbanfallsteuer treten, von der die Partei nach wie vor nichts wissen will.

Wie zu erwarten war, wurde der Antrag Dietrich außerhalb der konservativen Partei allgemein als ein taktischer Vorstoß angesehen, der als eine Kraftprobe gedacht war. Die Partei hatte Zeit genug gehabt, über einen etwa möglichen Ersatz für eine erweiterte Erbschaftssteuer nachzudenken. Trotzdem waren keine ernsthaften Vorschläge gemacht worden. Kaum aber hatte der Reichskanzler im Namen der verbündeten Regierungen bekundet, daß aus triftigen Gründen an der Erbanfallsteuer festgehalten werden müsse, so fand sich plötzlich ein konservativer Vorschlag, der die Erbanfallsteuer ersetzen sollte. Dieser Vorschlag war derart oberflächlich und unreif, daß ihn die Partei um der eignen Reputation willen wohl nicht eingebracht hätte, wenn es ihr nicht darauf angekommen wäre, um jeden Preis irgend etwas vorzuschlagen. Der Gedanke einer Wertzuwachssteuer lag allerdings in der Luft, aber es handelte sich dabei vornehmlich um Besteuerung des Wertzuwachses von Immobilien, und diese konnte nicht als Ersatz der Nachlaß- oder Erbanfallsteuer angesehen werden. An die gänzlich aussichtslose und undurchführbare Wertzuwachssteuer auf Wertpapiere war nicht zu denken. Aber dieser Teil des Antrags diente dazu, der Sache eine Form zu geben, bei der der ländliche Grundbesitz wenigstens

einen möglichst geringen Teil der „Besitzsteuer" zu tragen hatte, zu der man sich nun einmal verpflichtet hatte. So schien der Antrag Dietrich doch vom konservativen Standpunkt aus geeignet, dem Widerstand gegen die Erbanfallsteuer noch einmal einen festen Rückhalt zu geben. Wurde der Antrag ordnungsmäßig abgelehnt, so hatte die Fraktion im Notfalle leichtere Arbeit, wenn sie doch schließlich genötigt wurde, nachzugeben. Dann konnte sie dieses Nachgeben besser vor dem agrarischen Terrorismus rechtfertigen.

Die Konservativen hatten aber in der Hitze dieses Kampfes die Stellung des Zentrums offenbar falsch berechnet. Am 27. April hatte der Führer der konservativen Reichstagsfraktion, Herr v. Normann, an Vertreter der verbündeten Regierungen und der bürgerlichen Parteien des Reichstags Einladungen zu einer Besprechung ergehn lassen, wobei die Stellung der Parteien zum Antrag Dietrich in den Grundzügen festgestellt werden sollte. Im Namen der verbündeten Regierungen sprach sich bei dieser Gelegenheit Staatssekretär Sydow sehr bestimmt dahin aus, daß der Gedanke einer Wertzuwachssteuer nicht zurückzuweisen sei, keinesfalls aber als Ersatz für die Erbanfallsteuer gelten könne. Eine Steuer der bezeichneten Art auf Wertpapiere erscheine vorläufig als undurchführbar, wie dies auch der Reichsbankpräsident Havenstein näher ausführte. Auch die Reichspartei stellte sich im wesentlichen auf den Regierungsstandpunkt, während sich die Wirtschaftliche Vereinigung inhaltlich mehr auf den Boden des konservativen Antrags stellte und ihn nur nicht als Ersatz der Erbanfallsteuer, vielmehr lediglich als ihre Ergänzung gelten lassen wollte. Die liberalen Parteien, Nationalliberale und Freisinnige, bekundeten ihre Ansicht, daß der konservative Antrag nicht ernst zu nehmen sei, dadurch, daß sie sich bei der Besprechung vollkommen passiv verhielten.

Das Zentrum jedoch ersah seine Gelegenheit. Es erkannte die tatsächliche, wenn auch vielleicht so nicht beabsichtigte Wirkung des konservativen Vorgehens und war entschlossen, die Lage auszunutzen, um die Regierung womöglich in die Zwangslage zu bringen, daß sie entweder die Reichsfinanzreform scheitern lassen oder vor dem Willen der vereinigten Klerikalen und Konservativen kapitulieren müßte. Der Abgeordnete Spahn gab bei der erwähnten Besprechung im Namen des Zentrums die Erklärung ab, daß die Fraktion einstimmig beschlossen habe, dem Antrag Dietrich zuzustimmen. Schon einige Tage vorher hatte gleich nach dem Bekanntwerden des konservativen Antrags die Zentrumspresse in Umschmeichlung der Konservativen und in heftigen Ausfällen gegen die Liberalen alles Menschenmögliche geleistet. Es war offenkundig, daß das Zentrum dabei nur die taktische Wirkung des Antrags im Auge hatte, daß es die Konservativen als Sturmbock gegen den Block und gegen den Reichskanzler gebrauchen wollte. Durch dieses Vorgehen ist nun wirklich die Möglichkeit nahegerückt, daß die Reichsfinanzreform scheitert. Denn die Stellungnahme des Zentrums hält die Konservativen in der Gegnerschaft gegen die Regierung fest, da unter diesen Verhältnissen die Möglichkeit besteht, daß ihr Wille in einem förmlichen Beschluß des Reichstags zum Ausdruck kommt.

Nun hat freilich inzwischen die Beratung des Antrags Dietrich in der Finanzkommission stattgefunden, und das Ergebnis dieser Beratung läßt den Schluß zu, daß es den Konservativen trotz der Unterstützung des Zentrums nicht möglich sein wird, ihren Wunsch im Plenum durchzusetzen. Die Kommission hat zwar die Wertzuwachssteuer auf Grundstücke im Prinzip angenommen, die Wertzuwachssteuer auf Effekten jedoch nur in der hypothetischen, verklausulierten Form, die sich damit einverstanden erklärt, falls sich ein Weg zu ihrer Durchführung finden sollte. Ist das schon durchaus nicht im Sinne der konservativen Partei, so kommt noch hinzu, daß

der konservative Antrag selbst, der die Wertzuwachssteuer nicht nur einführen, sondern sie ausdrücklich als Ersatz für die Erbschaftssteuer bezeichnet wissen wollte, der also den förmlichen Verzicht auf die Erbschaftssteuer enthielt, von der Kommission abgelehnt wurde. Daraus folgt freilich noch nichts für das endgiltige Schicksal des Antrags im Plenum — denn dort kann er bei der zweiten Lesung wieder eingebracht werden —, aber der Erfolg eines solchen Vorgehens wäre doch, wenn man die herkömmlichen parlamentarischen Gepflogenheiten berücksichtigt, mehr als zweifelhaft. Wie unsicher und unberechenbar aber die Lage trotz alledem ist, zeigt sich darin, daß die Kommission auch die Erbanfallsteuer abgelehnt hat, wie es allerdings nach den Entschließungen der konservativen Fraktion und der gegenwärtigen Lage zu erwarten war. Es klafft also eine Lücke in den Beschlüssen der Kommission, und diese Lücke muß auf irgendeine Art vom Plenum ausgefüllt werden. Wie das geschehen soll, entzieht sich zurzeit jeder Beurteilung. Wenn die Konservativen, was man ja wünschen muß, aus den Erfahrungen in der Kommission den Schluß ziehen, daß ihr Versuch, an die Stelle der Erbanfallsteuer etwas andres zu setzen, mißlungen ist, so müßten sie sich, wenn sie konsequent und patriotisch sein wollen, aufs neue überlegen, wie sie ihrer Zusage, an der Reichsfinanzreform mitzuwirken, und ihrer Überzeugung, daß diese Reform durchaus zustandekommen müsse, gerecht werden können. Sie müßten dann entweder einen neuen Vorschlag machen — und es wäre wunderbar genug, wenn es wirklich noch einen ausführbaren Gedanken gäbe, auf den bisher noch kein Mensch gekommen ist —, oder sie müßten endlich erkennen, daß es unter den Möglichkeiten, eine Besitzbesteuerung im Reiche ohne Verletzung der einzelstaatlichen Rechte und der Reichsverfassung durchzuführen, außer der erweiterten Erbschaftssteuer kaum eine andre gibt, und daß unter den Übeln, die mit einer Besitzsteuer im Reiche in Kauf genommen werden müssen, die mit einer Erbanfallsteuer verbundnen immer noch die verhältnismäßig geringsten sind.

Man darf sich aber nicht verhehlen, daß auch die Möglichkeit besteht, daß die konservative Partei ihre Mitwirkung an einer Reichsfinanzreform, die nicht ihren Wünschen gemäß ausfällt, überhaupt verweigert, indem sie ihre Parteimeinung als Gewissenspflicht bezeichnet und die Verantwortung für das Scheitern des Werks der Regierung zuschiebt, die nach Meinung der Agrarkonservativen etwas vorgeschlagen hat, was zum Schaden des Vaterlandes dient. Man muß anerkennen, daß der Vorwurf, hier werde die Partei über das Vaterland gestellt, nicht ohne weiteres verfangen kann, denn im allgemeinen ist es natürlich denkbar, daß eine Partei in der Tat gelegentlich das Interesse des Vaterlandes besser zu wahren versteht als eine vielleicht nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe stehende Regierung. Die Frage ist nur, ob eine Partei in den Kreisen, die ihr Gefolgschaft leisten, und solchen, die sie womöglich noch gewinnen und dauernd an sich fesseln will, den Glauben zu erzeugen versteht, daß sie in einem bestimmten Falle wirklich das Wohl des Vaterlandes besser wahrnimmt als die Regierung. Die konservative Partei glaubt dank der skrupellosen Arbeit des Bundes der Landwirte in dieser Lage zu sein; sie hat vielleicht ein Recht, das zu glauben und weiter daraufhin überzeugt zu sein, daß ihr in den eignen Reihen ihr Verhalten nicht als Parteisucht, sondern als Gewissenspflicht ausgelegt wird. Aber schließlich sind doch die Konservativen, die dem Bunde der Landwirte durch dick und dünn folgen, nicht die einzigen Konservativen, die es überhaupt gibt. Jeder, der in konservative Kreise kommt, die ihre politische Anschauung nicht aus einem wirtschaftlichen Interessenkreis, sondern aus ihrer Auffassung von Staatsbürgerpflichten gewonnen haben, wird ganz andre Eindrücke erhalten. Alle die ehemaligen Offiziere und

Beamten, die ihr Urteil nicht direkt von der Kreuzzeitung oder der Deutschen Tageszeitung abhängig machen — es gibt ja freilich auch solche —, die Vertreter des städtischen Mittelstandes, soweit sie aufgeklärt worden sind, selbst die Landwirte in den Gegenden, in denen die verschiednen Erwerbsgruppen weniger kastenartig abgeschlossen, vielmehr durch regere gegenseitige Beziehungen miteinander verbunden und aufeinander angewiesen sind, die darum weniger aus wirtschaftlichem Sonderinteresse als aus Prinzip konservativ sind — im Königreich Sachsen, in Thüringen, in Süddeutschland —, alle diese Konservativen sehen mit wachsendem Mißbehagen auf die Methoden und die Mittel, mit denen die Führung der Gesamtpartei entgegen allen Traditionen die ihrer Meinung entgegenstehenden Staatsinteressen nicht sorgfältig abwägt und prüft, sondern rücksichtslos beiseite stößt. Während es sonst die Stärke und der Stolz der konservativen Partei war, dem Doktrinarismus der Liberalen einen mitunter brutal wirkenden Sinn für das Wirkliche, dem demokratischen Radikalismus einen von den Gegnern oft rückständig gescholtnen, auch in der Tat oft engherzigen, aber immer ehrlichen Instinkt für die Staatsraison entgegenzusetzen, unterscheiden sich heute die Methoden der konservativen Partei in nichts mehr grundsätzlich von denen der Sozialdemokratie. Vor allem begegnen wir darin derselben Unwahrhaftigkeit und Hinterhaltigkeit. Das könnte vielleicht weniger eine Eigentümlichkeit der Partei als ein Zeichen der Zeit, eine Krankheit des heutigen Parteilebens überhaupt sein. Aber wir können unmöglich glauben, daß die konservativen Kreise im Lande von dieser Zeitkrankheit so sehr angesteckt sein sollten, wie es nach den Kundgebungen der offiziellen Parteiorgane angenommen werden müßte. In diesen Kreisen überwiegen doch zu sehr die guten Patrioten, die nüchternen Köpfe, als daß sie dauernd bei einer Ansicht verharren könnten, die nur durch Verheimlichung und Entstellung der Wahrheit möglich ist. Es fehlte schon längst nicht an Anzeichen, daß diese unsre Meinung durch die Wirklichkeit bestätigt wird. Wir erinnern hier nochmals an die Haltung der sächsischen Konservativen, auch der in Württemberg und Thüringen, an zahlreiche kleinere konservative Lokalvereine und Verbände, die durch hochmütige Abfertigungen von der Deutschen Tageszeitung nicht aus der Welt geschafft werden können. Wir erinnern ferner an die Fahnenflucht sehr tüchtiger und überzeugungstreuer Mitglieder aus den konservativen Vereinen. Jetzt lesen wir auch in den Berliner Neuesten Nachrichten eine charakteristische Zuschrift aus Ostpreußen, in der es unter anderm heißt:

„Bei dem, wie es scheint, schier unüberwindlichen Widerstande, den der Erbanfallsteuer von neuem innerhalb des Blocks lediglich die Hochagrarier entgegensetzen, wird es eine große Überraschung hervorrufen, wenn ich behaupten und erklären darf, daß der agrarische Osten die Erbanfallsteuer will. Nur verstehe man hier unter agrarischem Osten nicht die Mandel konservativer Reichstagsabgeordneter aus Ost- und Westpreußen, sondern die konservativ-agrarische Wählerschaft. Ich bin in den letzten Wochen mit Hunderten von konservativen Landwirten zusammengekommen, die durchweg keine Ahnung hatten von der Steuerfreiheit des Besitzes bis zu 20000 Mark, von der steuerlichen Feststellung des ländlichen Besitzwerts durch öffentliche Kreditinstitute, deren Taxen den Besitz nur bis zu etwa 60 vom Hundert seines Verkaufswerts ergreifen und last not least von der Erleichterung der Steuerzahlung in Raten durch zwanzig Jahre. Eine oft starke Erbitterung bemächtigt sich der Landwirte, wenn sie gewahren, daß ihnen alles für sie wesentliche bezüglich der erweiterten Erbschaftssteuer von seiten der konservativ-bündlerischen Redner und Zeitungen nicht gesagt worden ist. — Hätten die liberalen Parteien jetzt die Mittel und die Kräfte, eine intensive Aufklärungsarbeit in Ost- und Westpreußen leisten zu lassen, die Provinzen würden dem Konservatismus verloren gehen.

Nirgends haben die Bündler sachliche Aufklärung geboten, nirgends den leicht zu führenden Nachweis zu bringen versucht, daß keine Besitzsteuer gerade den landwirtschaftlichen Besitz so milde erfaßt wie die erweiterte Erbschaftssteuer. Man suchte das Land hermetisch abzuschließen gegen alle Wahrheit und Wahrhaftigkeit."

Indessen wir wollen immerhin mit der Möglichkeit rechnen, daß die konservative Reichstagsfraktion diese Strömungen in der eignen Partei für nicht beachtenswert hält und sich auch fernerhin vom agrarischen Terrorismus beherrschen läßt. Dann stehen wir in der Tat vor einer schweren Krisis. Was wird Fürst Bülow machen, wenn er an den Patriotismus der Agrarier vergebens appelliert? Es bleibt ihm eigentlich nur die Wahl zwischen Auflösung des Reichstags oder Rücktritt. Nun hat sich Fürst Bülow, wie in gutunterrichteten politischen Kreisen wohlbekannt ist, dahin ausgesprochen, daß er aus wohlerwognen Gründen dem Kaiser nicht zu einer Auflösung des Reichstags raten will, dagegen fest entschlossen ist, auf seinem Rücktritt zu bestehen, wenn die Reichsfinanzreform auf der von ihm für allein tragfähig und ausreichend gehaltnen Grundlage scheitert und anstatt des nationalen Werks ihm eine einseitig zusammengestoppelte, halbe Arbeit aus der Hand des Zentrums geboten wird.

Dieser Entschluß ist vom Standpunkt des Fürsten Bülow aus vollkommen korrekt und verständlich, überdies den Konservativen gegenüber so loyal, wie diese Partei es nach ihrer letzten Haltung jedenfalls nicht verdient hat. Wie würde aber dieser Entschluß im Lande aufgenommen werden? Zweifellos würde er in allen Kreisen, die als zuverlässige Stützen vaterländischer Politik angesehen werden können, als ein schweres Unglück empfunden werden, nicht am wenigsten auch in den Kreisen, die durch ihren verblendeten Eigensinn diese Lage herbeigeführt haben. Und wenn sie es jetzt nicht empfinden, weil sie sich mit Hilfe der agrarischen Scheuklappen in einer Richtung festgerannt haben, so wird doch sehr bald der Tag der Ernüchterung und der Reue kommen. Fürst Bülow genießt den für ihn ehrenvollen Haß der Ultramontanen und Sozialdemokraten. Er hat ferner zu Gegnern jene leider nie aussterbende Spezies von politischen Maulwürfen, die in den hohen Regionen des Staats und der Gesellschaft ihr Wesen treiben und aus Ehrgeiz und Intrigensucht gegen jeden erfolgreichen Staatsmann wühlen, der das Vertrauen des Kaisers in höherm Maße besitzt, als sie selbst es für nötig halten. Fürst Bülow erfreut sich nicht minder der Gegnerschaft eines Häufleins von Politikastern, die Politik zu machen glauben, wenn sie möglichst oft mit der Faust auf den Tisch schlagen, und endlich der Gegnerschaft der für praktische Politik ebenso unbrauchbaren radikalen Gruppe, die sich Demokratische Vereinigung nennt. Im übrigen wird von allen Seiten — auch von solchen, die in Einzelfragen, und sogar in recht vielen Einzelfragen andrer Meinung sind als der Reichskanzler — das Verdienst seiner staatsmännischen Persönlichkeit mit aufrichtigem Dank anerkannt, und man ist sich sehr wohl bewußt, daß der Gang der Staatsmaschine schweren Erschütterungen ausgesetzt sein würde, wenn Fürst Bülow zurückträte. Man wird deshalb wohl die Frage aufwerfen dürfen, wie es die konservativen Wähler im Lande, auch die agrarischen, sobald sie aufgeklärt worden sind — und dieser Augenblick muß doch einmal kommen —, aufnehmen werden, wenn die Träger ihrer Mandate im Reichstage die Schuld einer solchen schweren Krisis auf sich laden.

Aber wir wollen diese Frage einmal beiseite lassen und dafür die andre stellen, was denn werden könnte, wenn Fürst Bülow die Bürde des Reichskanzleramts von sich würfe. Da darf man doch nicht ganz vergessen, daß die politischen Vorschläge, die wir als die Politik des Fürsten Bülow bezeichnen, weil sie aus seiner politischen Initiative hervorgegangen sind und von ihm verantwortlich vertreten werden, jetzt zugleich die Politik des Kaisers und der Bundesregierungen darstellen.

Das würde zwar verfassungsrechtlich kein Hindernis sein, denn die formelle Verantwortung des leitenden Staatsmanns in konstitutionellen Monarchien hat ja gerade den Zweck, den Monarchen vor dem Vorwurf der Inkonsequenz zu schützen, wenn ein politischer Systemwechsel nötig ist. Tatsächlich liegen bei uns im Reiche in diesem Falle die Verhältnisse anders. Die Vorschläge, die der Reichskanzler dem Reichstage gegenüber zu vertreten hat, sind selbst Kompromisse der Regierungen der Bundesstaaten und stehn in so engen Beziehungen zu den staatsrechtlichen Notwendigkeiten im Reiche, daß auch ein Reichskanzlerwechsel nicht immer gestattet, irgendwelchen Parteien zuliebe andre Wege einzuschlagen. Die Frage lautet längst nicht mehr: Kann oder will Fürst Bülow die Reichsfinanzreform ohne Erweiterung der Erbschaftssteuer machen? — sondern sie lautet: Können die verbündeten Regierungen noch die Forderung einer erweiterten Erbschaftssteuer fallen lassen? Es kann nur eine Antwort darauf geben: Sie können es nicht mehr, mag Reichskanzler sein, wer will. Und darum würde ein neuer Reichskanzler den Ausweg aus der durch die konservative Opposition heillos verfahrnen Lage doch nur durch eine Auflösung finden können, zumal da es höchst unwahrscheinlich ist, daß der Kaiser unter solchen Umständen einen Reichskanzler nach dem Herzen des Zentrums und der konservativen Fronde wählt, und der andre Ausweg, der einfache Verzicht auf eine wirkliche Reichsfinanzreform, eine Unmöglichkeit ist. Wie würden die Neuwahlen aber ausfallen? Eine schwere Niederlage der konservativen Partei wäre wohl unausbleiblich, denn die Erbitterung der Wähler über einen solchen Ausgang der Parteitaktik würde wohl stärker sein, als das Selbstbewußtsein der Fraktion und des Bundes der Landwirte zu ahnen scheint. Den Gewinn würde aber nicht der Liberalismus, sondern die Sozialdemokratie davontragen. Denn — und nun kommen wir auf den Punkt, worin die Konservativen Recht haben — die Liberalen haben die Zeit ihrer Mitarbeit an der Blockpolitik nicht genügend ausgenutzt, um durch einen vor aller Welt abzulegenden Befähigungsnachweis für praktische, fruchtbare Politik ihre Zukunft in den für liberale Ideen empfänglichen Volkskreisen fest zu gründen. Sie haben bei dem ihnen entgegenkommenden Vereinsgesetz und dem Börsengesetz mit Ach und Krach der Regierung gerade so weit die Hand geboten, um die Konservativen mißtrauisch zu machen, daß der Name der Blockpolitik nur einen liberalen Kurs decken solle, und sind dann bei der ersten großen Aufgabe, bei der es wirklich darauf ankam, daß Liberale und Konservative mitarbeiteten und beide ein Stück ihrer Grundsätze der nationalen Sache opferten, wieder ganz in die alte Unfruchtbarkeit und den unfähigen Doktrinarismus zurückgefallen. Sie haben einen Anlauf genommen, indem sie die Erhöhung der Verbrauchssteuern im Prinzip zugestanden, und sind dann bei der Arbeit unter den Bedenken, die sie aus den Zeiten der öden Prinzipienreiterei mit sich herumschleppen, kläglich zusammengebrochen. Woher wollen die Liberalen den Kredit bei der Bevölkerung gewinnen, daß sie es besser machen als die Konservativen? Das Schelten auf den „Egoismus" der Agrarkonservativen wirkt wohl als Kritik, aber nicht positiv aufbauend. Schließlich ist es sogar zweifelhaft, ob nicht im öffentlichen Leben der fähige Egoist dem unfähigen Altruisten den Rang abläuft. Das bloße Bedürfnis nach Kritik an den herrschenden Zuständen in Staat und Gesellschaft wird von der großen Masse immer noch lieber durch das Abgeben eines sozialdemokratischen Stimmzettels bekundet als durch die Wahl eines Liberalen. Der Liberalismus kann sich wirklich befestigen nur durch positive Leistungen, und darin hat er jetzt wieder versagt. Deshalb meinen wir, daß er auch bei Neuwahlen nichts gewinnen würde.

Wir befinden uns also in einer besonders ernsten und schwierigen Lage, und wenn wir heute des Fürsten Bülow besonders gedenken anläßlich der Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres, so knüpfen sich daran besondre Wünsche, daß es

ihm doch vergönnt sein möchte, aus der Krisis einen Ausgang zu finden, der seine bewährte Kraft dem Vaterland erhält.

In der auswärtigen Politik hat die letzte Woche viele bedeutsame Ereignisse gebracht. Zunächst in der Türkei den vollständigen Sieg der Jungtürken durch die Einnahme von Konstantinopel und die Absetzung des Sultans Abdul Hamid sowie die Thronbesteigung seines Bruders Mehemed Reschad unter dem Namen Mehemed V. Abdul Hamid hatte in den dreiunddreißig Jahren seiner Regierung zweifellos große Erfolge erreicht und das Ansehen der ottomanischen Regierung unter den Mächten wesentlich erhöht, aber er hatte das nur zustande gebracht durch ein System, das in der Verwerflichkeit und Furchtbarkeit der Mittel seinesgleichen suchte. Ein entsetzliches Spionagesystem und unerbittliche Grausamkeit und Habgier hatten ihm den Erfolg ermöglicht. Solange die Türken selbst dieses Regiment des hochbegabten Tyrannen ertrugen, war es schwer, das Maß seiner persönlichen Schuld an dieser Demoralisation zu bestimmen. Die Art jedoch, wie die verfassungstreue Armee diese Macht gebrochen und die Wiederherstellung von Gesetz und Ordnung in die Hand genommen hat, verdient die höchste Bewunderung aller derer, die auch nur einigermaßen die Schwierigkeiten, die in den Verhältnissen liegen, zu würdigen wissen. Man darf der neuen Regierung Glück wünschen, daß sie diese Lösung herbeigeführt und dabei soviel Mäßigung geübt hat, obwohl sie entdeckt hat, daß der reaktionäre Schlag vom 13. April ein heimtückischer Streich war, bei dem der abgesetzte Herrscher entgegen seinem geleisteten Eide die Hände im Spiele hatte.

Mit diesen Ereignissen steht im Zusammenhang die endgiltige Beilegung des türkisch-bulgarischen Streitfalls. Nachdem sich die Türkei mit Bulgarien auseinandergesetzt hat, ist dieser Balkanstaat als unabhängiges Königreich und Fürst Ferdinand als König der Bulgaren anerkannt worden. Da zugleich Garantien für die Wahrung der Interessen der an der Orientbahn beteiligten Kapitalisten gegeben worden sind, hat auch Deutschland sowie Österreich-Ungarn diese Anerkennung ausgesprochen.

Mit warmer Anteilnahme hat das deutsche Volk auch die endliche Erfüllung der Hoffnungen unsrer holländischen Nachbarn auf Sicherung ihrer Thronfolge begrüßt. Im Haag ist am 30. April die Ehe der Königin Wilhelmine durch die Geburt einer Prinzessin gesegnet worden. Die Sympathien für das alte Haus der Oranier, das nun durch die Verbindung mit einem Fürsten aus deutschem Blut einem neuen Aufblühen entgegensieht, sind auch in deutschen Landen auf das herzlichste hervorgetreten.

Der Kaiser weilt noch auf Korfu, aber bald wird er die Heimreise antreten und am 12. in Brindisi mit König Viktor Emanuel, am 14. in Wien mit Kaiser Franz Joseph zusammenkommen. Man darf an diese Begegnungen wohl die Hoffnung knüpfen, daß sie wieder etwas zur Befestigung und Klärung der friedlichen Aussichten in der europäischen Politik beitragen werden.

Junge Richter und junge Rechtsanwälte. Der unter diesem Titel in den Nummern 45 und 47 des vorigen Jahres erschienene Aufsatz von Dr. Eugen Josef hat in den Kreisen der jüngern Juristen manchen Widerspruch gefunden. In der Nummer 4 (15. April) der Deutschen Richterzeitung, Organ des deutschen Richterbundes (Helwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover) ist nun eine Erwiderung aus der Feder von Amtsrichter Dr. Kraft in Perl a. d. Mosel erschienen, auf die wir unsre Leser aufmerksam machen wollen.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Englands Landheer und die Reichsverteidigung

Wer etwa der Meinung sein sollte, die englische Regierung arbeite nur an der Vervollkommnung ihrer maritimen Verteidigungskräfte und suche durch ihre fortwährende Verstärkung die Besorgnis im Lande vor der sogenannten deutschen Invasionsgefahr zu verscheuchen, der dürfte sich in einem gewaltigen Irrtum befinden. Allerdings hat sich die öffentliche Meinung in England in der letzten Zeit hauptsächlich mit den Parlamentsverhandlungen über den Flottenetat beschäftigt, und nur fast nebensächlich ist bei den Etatsberatungen auch von den andern Mitteln der Wehrkraft, der Armee, die Rede gewesen. Aber hinter dieser scheinbaren Oberflächlichkeit steckt der regste Eifer, und wer sich die Mühe gibt, der energischen und rührigen Arbeit des Kriegsministers Haldane immer auf dem Fuße zu folgen, der wird finden, daß das englische Heer durchaus nicht wie ein Stiefkind behandelt wird, sondern kräftig fortschreitet auf dem Wege, den der Plan des Ministers für die Organisation der Armee vorgezeichnet hat. Das jüngste Beweisstück für die Richtigkeit dieser Behauptung ist der von Herrn Haldane kürzlich vorgelegte und im Parlament von ihm vertretene Voranschlag seines Ressorts für das Jahr 1909/10. Daraus geht zunächst, was die rein materielle Seite anlangt, hervor, daß die diesmaligen Gesamtforderungen für die Armee in Höhe von 27435000 Pfund Sterling gegen das Vorjahr um 24000 Pfund Sterling zurückbleiben. Diese Verminderung der Ausgaben ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß der Minister in Ausführung des Cardwellsystems, das eine übereinstimmende Zahl von Truppeneinheiten im Mutterlande und in sämtlichen Kolonien anstrebt, von den Besatzungstruppen in Südafrika vier Bataillone, ein Kavallerieregiment und eine Pionierkompagnie zurückziehen will. Die Kopfstärke des regulären Heeres auf Friedensfuß würde dadurch um 1800 Mann verringert werden und sich auf 185000 Mann stellen. Die Ersparnisse wären voraussichtlich noch bedeutender gewesen, wenn nicht die notwendige Beschaffung von

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Haubitzen für die Feldartillerie sowie das Anwachsen des Territorialheeres und der Armeereserve die Einstellung großer Beträge in den Etat notwendig gemacht haben würde. Aber gerade in dem weitern Ausbau der Territorialarmee sieht der Minister eine seiner wichtigsten Aufgaben und widmet ihr die größte Aufmerksamkeit. Anfänglich hatten bekanntlich die Bemühungen des Ministers, aus den Freiwilligenformationen ein leistungsfähiges Territorialheer, das zur Verteidigung des heimatlichen Grund und Bodens bestimmt ist, zu schaffen, wenig Erfolg, und schon triumphierte die Opposition, daß dieses Reformprojekt der Regierung Schiffbruch gelitten habe. Aber schon in der zweiten Hälfte des vergangnen Jahres ließ der Widerstand der Gegner nach und hörte ganz auf, als sich die Lücken in den Reihen der Territorialeinheiten zusehends füllten und Meldungen von Rekruten in immer steigender Zahl einliefen. So ist denn bis zu diesem Augenblick erreicht, daß nach Jahresfrist von dem gesetzlich festgelegten Stande der gesamten Territorialarmee von 313814 Mann einschließlich der Offiziere schon 237561 Mann vorhanden sind. Es fehlen also noch rund 80000 Mann, die der Wahrscheinlichkeitsberechnung nach bis spätestens zum Herbst dieses Jahres aufgebracht sein dürften. Der schnelle Erfolg in letzter Zeit bezüglich des Zulaufs der Territorialen ist zum nicht geringen Teil der wirksamen Reklame durch Werbeleute, namentlich im Londoner Bezirk, zuzuschreiben, der heute mit seinen 30460 Mann an der Spitze der elf Territorialbezirke des vereinigten Königreichs steht, während er noch vor kurzem fast mit der geringsten Zahl dienstbereiter Territorialmannschaft verzeichnet war. Aber der weitere Plan Haldanes hinsichtlich der Organisation des Territorialheeres geht noch über die ersten bis jetzt vollzognen Maßnahmen hinaus und soll erst seinen Abschluß finden, wenn es gelungen sein wird, die Ergänzung für die Territorialformationen erster Linie so weit zu steigern, daß sich aus den entlassenen Jahresklassen eine Reserve der Territorialarmee bilden läßt. Der Minister will mit andern Worten für die Home Army eine ähnliche Verstärkungsbasis für den Mobilmachungsfall schaffen, wie sie für die Expeditionary Force in der Spezialreserve schon vorhanden ist. Ähnliche Fortschritte wie die Territorialarmee hat auch die Spezialreserve gemacht, die sich, wie bekannt, aus der frühern Miliz entwickelt und dazu da ist, die Feldarmee im Falle einer Mobilmachung und während des Krieges zu ergänzen. An ihrem Sollbestande von 80000 Mann fehlen zurzeit nur noch 10000 Mann. Daneben aber hat der Minister, wie aus seinen Darlegungen im Parlament hervorgeht, das reguläre Heer, die Expeditionary Force, nicht vernachlässigt, es ist ihm im Gegenteil auch hier gelungen, im abgelaufnen Jahre die Schwierigkeiten der Rekrutierung zu verringern, was daraus hervorgeht, daß sich 2250 junge Leute mehr als das Jahr zuvor anwerben ließen.

Wie dem Ganzen, so wendet Minister Haldane auch den einzelnen Heereseinrichtungen und Waffengattungen sein volles Interesse zu. Bisher ist er

nach dieser Richtung beim regulären Heere für die Hauptwaffe, die Infanterie, besonders tätig gewesen und hat hier durch die schon erwähnte Spezialreserve erreicht, daß sich der Übergang auf den Kriegsfuß ohne Schwierigkeiten vollziehen kann. Für die Kavallerie sollen nun ähnliche Vorsorgen durch die Errichtung von Depots geschaffen werden, nachdem sich die zur Zeit des südafrikanischen Krieges vorhandnen Reserveeskadrons ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen gezeigt hatten. Vorderhand handelt es sich um die Organisation von sechs Depots, die den vierzehn Kavallerieregimentern im Mutterlande den nötigen Rückhalt im Mobilmachungsfalle durch die Aufstellung je eines Reserveregiments für jedes reguläre Kavallerieregiment geben sollen. Im Frieden sind die Depots als Ausbildungszentralen sowohl für die reguläre Reiterei als für die zum Territorialheere gehörende Yeomanry gedacht. Eine wichtige Maßnahme zur Erhöhung des Standes und zur Aufbesserung des Pferdematerials der Kavallerie sieht der Minister in der von ihm empfohlnen Bildung einer Reserve zugerittner Pferde, die in der Art geschaffen werden soll, daß während drei aufeinanderfolgender Jahre jedes Regiment zweihundert solcher Pferde erhält. Freilich fügt der Minister diesem Vorschlage die ernste Forderung hinzu, daß, bevor an seine Ausführung herangegangen werden könne, zunächst einmal volle Klarheit über den Pferdebestand im vereinigten Königreiche gegeben werden müsse. Es müßten dazu, ähnlich wie beim deutschen Heere, Pferdevormusterungskommissare ernannt und durch sie eine zuverlässige Listenführung über das gesamte brauchbare Pferdematerial eingerichtet werden. Schätzungsweise verlautet, so wiederholte Haldane, daß in ganz Großbritannien mehr als 600000 für militärische Zwecke geeignete Pferde vorhanden seien, aber es sei notorisch, daß man ein Jahr gebraucht habe, um nur 60000 davon ausfindig zu machen. Nun würden aber im Kriegsfall insgesamt für das reguläre Heer und die Territorialarmee 156000 Pferde benötigt, von denen nach dem Friedensstande der Truppen 15000 vorhanden und weitere 25000 in Listen geführt würden, sodaß noch 116000 fehlten. Um sie jedoch im Lande aufzubringen, würden unter den heutigen Verhältnissen etwa zwei Jahre vergehn, während doch im Ernstfall innerhalb von acht Tagen das Pferdeaushebungsgeschäft abgewickelt sein müsse, wenn es sachlich organisiert wäre und der Armee in ernster Stunde von Nutzen sein sollte. Bei der Artillerie behandeln die Vorschläge des Ministers hauptsächlich die Neuaufstellung von sechs Haubitzbatterien, je eine für jede Division des regulären Heeres. Diese Verstärkung der Feldartillerie war schon seit einiger Zeit von der Heeresverwaltung ins Auge gefaßt worden, aber ihre Ausführung stieß auf Schwierigkeiten, weil das geeignete Geschütz nicht vorhanden war. Das Hindernis ist nun überwunden, seit die Coventrywerke aus der Konkurrenz gegen Woolwich, Armstrong und Vickers siegreich hervorgegangen sind und eine 4,5-inch-Schnellfeuerhaubitze konstruiert haben, die nicht viel schwerer sein soll als das

18-Pfünder-Feldgeschütz der fahrenden Artillerie. Mit ihrem Granatgeschoß von 35 Pfund soll bis auf eine Entfernung von 7000 Yards gefeuert werden können, und bei einem Probeschießen mit Lyddit granaten sollen bombensichre Eindeckungen durchschlagen und halbpermanente Anlagen noch auf weite Entfernungen völlig vernichtet worden sein. Für die sechs neuen Haubitzbatterien will Haldane zwei von den vorhandnen elf Feldartillerieausbildungsbrigaden zu je drei Batterien eingehn lassen. Diese Brigaden oder Abteilungen waren nach dem Heeresreformprojekt des jetzigen Kriegsministers aus der Umwandlung von 33 Feldbatterien entstanden und sollten hauptsächlich der Ausbildung der Spezialreservisten der Artillerie dienen. Sie haben aber ihren Zweck doch wohl nur teilweise erfüllt und sollen auch deshalb verringert werden. Jedenfalls aber waren die elf Brigaden für 15000 Spezialreservisten auch zu wenig, und in Zukunft soll darum jede der noch verbleibenden Brigaden nur tausend Reservisten ausbilden. Durch die Aufstellung der sechs Haubitzbatterien bleibt die Zahl der 99 Batterien, über die das Feldheer zurzeit verfügt, unverändert, nur ihre Verteilung wird derart verändert, daß 72 Batterien der Feldartillerie und 18 an sechs Ausbildungsbrigaden überwiesen werden; die noch übrigen neun Batterien sind für besondre Zwecke bestimmt. Diese Zwecke sollen ähnlich wie bei den Ausbildungsbrigaden in der Unterweisung dreijähriger Mannschaften der Artillerie des regulären Heeres und der Territorialfeldartillerie bestehn; im Notfalle können diese Batterien auch zur Verstärkung der Expeditionary Force herangezogen werden. Die Bestimmung der sechs Ausbildungsbrigaden bleibt in der Hauptsache dieselbe wie bisher. Dazu kommt nur noch, daß sie ebenfalls dreijährige Leute ausbilden sollen, und daß sie im Mobilmachungsfalle dieselbe Rolle wie die Depots der Infanterie und Kavallerie übernehmen sollen. Haldane berechnet den Bedarf der Feldartillerie des regulären Heeres im Mobilmachungsfall auf 27072 Mann, dazu 6612 Mann für Abgänge nach den ersten sechs Monaten eines Feldzuges, zusammen also 33684 Mann, und er glaubt, daß sich die Ausbildung der Artillerie nach dem neuen Verteilungsplan der Batterien besser und mit geringern Kosten als früher erreichen lassen werde.

Höchst beachtenswert an der hier besprochnen großen Etatsrede des Kriegsministers sind endlich noch seine Darlegungen über eine schon jetzt vorhandne siebente Division des Feldheeres. Als solche sieht der Minister die regulären Truppen der in Malta, Ägypten und Südafrika stehenden drei Brigaden an, die den Vorteil hätten, daß sie infolge des hohen Standes ihrer Bataillone von je 840 Köpfen*) und ihrer vollständigen Ausrüstung mit Transportmitteln und andern Bedürfnissen bei einer etwaigen Mobilmachung sofort marschbereit wären. Diese Bereitschaft und dazu die verhältnismäßig

*) Die Bataillone in Ägypten sind zurzeit allerdings nur 760 Mann stark, sollen aber demnächst schon auf den Stand von 840 Köpfen gebracht werden.

geringen Entfernungen, die die drei Brigaden voneinander trennen, ermöglichten eine schleunige Verwendung der geschlossenen Division in Ägypten oder anderswo, ohne daß dazu erst aus der Heimat oder von Indien Truppen abgewartet zu werden brauchen. Unter Umständen könnte diese rasche Bereitstellung der siebenten Division und ihr alsbaldiges Eingreifen bei Aufständen oder dergleichen sogar die Inanspruchnahme von irgendwelchen Teilen der Expeditionary Force unnötig machen. Dadurch würde der Nutzen dieser Division natürlich um so größer sein.

Nun ist es aber eine durchaus falsche Auffassung, wenn vielfach geglaubt wird, der englische Kriegsminister beschränke sich in seinen vielerlei Bemühungen lediglich auf die vorerwähnten Reformen zur Vermehrung und bessern Bereitschaft der Wehrkräfte im Mutterlande. Ganz im Gegenteil betrachtet Haldane diese Maßnahmen und Pläne nur als einen Teil seines großen Werkes, dessen Krönung in der Organisation aller verfügbaren Mittel zur Verteidigung des Reiches bestehn soll. Allein dieser imperialistische Gedanke des Ministers ist von hohem Interesse und der Betrachtung wert, denn er ist entstanden aus der Idee, daß das mächtige britische Reich seine Stellung in der Welt und seinen Einfluß nur dann aufrecht und wirksam erhalten könne, wenn es in der Lage sei, überall seinem Willen durch ansehnliche militärische Kräfte den nötigen Nachdruck zu geben.

Als im Jahre 1907 bei der Imperial Conference zu London ein Meinungsaustausch über diese Wünsche der Zentralregierung unter den beteiligten Ministern stattfand und zum erstenmal die Rede auf die Einrichtung eines Reichsgeneralstabs und einer Reichsarmee kam, wurde von allen Seiten dem Grundgedanken zugestimmt und die Nützlichkeit einer gemeinsamen Reichsverteidigung vollauf anerkannt. Gegen die Möglichkeit der Ausführung dieser Pläne im einzelnen erhoben sich aber bei den Vertretern der Kolonien mancherlei Bedenken, die zunächst darauf hinausliefen, daß der englische Generalstab selbst eine noch viel zu junge Institution sei, als daß er nach kaum mehr als halbjähriger Tätigkeit schon als Mittelpunkt der Ausbildung für ausgesuchte Offiziere im Mutterlande und von auswärts angesehen werden könne. Und gegen die Aufstellung eines Reichsheeres wurde geltend gemacht, daß auch in dieser Hinsicht das englische Vorbild noch mancherlei zu wünschen übrig lasse, daß das Heeresreformwerk hier noch lange nicht abgeschlossen sei, und daß es deshalb an einer einheitlichen Grundlage für den Heeresersatz und für Ausbildung fehle. Mit einem Wort, der Plan einer Reichsverteidigung wurde zwar auf der erwähnten Londoner Konferenz erörtert und vom Standpunkte der Nützlichkeit nach jeder Richtung besprochen, aber die verschiednen Vorschläge, die gemacht wurden, führten doch nicht zu einem greifbaren Resultat.

Minister Haldane ließ aber seitdem den Gedanken einer gemeinsamen Reichsverteidigung nicht mehr fallen, und unterstützt von General Nicholson, dem Chef des Generalstabs der Armee, hat er an seiner Verwirklichung weiter-

gearbeitet und bald erreicht, daß man kanadische und australische Offiziere zur Dienstleistung beim Generalstabe in London kommandierte, um dadurch Männer heranzubilden, die geeignet wären, in ihrer Heimat eine dem Mutterlande entsprechende Organisation der Landesverteidigung zu schaffen und Truppen zu führen. Dieser Zweck ist nun teilweise wenigstens schon erreicht, denn die Regierungen in Ottawa und in Melbourne haben kürzlich dem englischen Premierminister die Mitteilung zukommen lassen, daß sie der Bildung eines Reichsgeneralstabes nicht mehr abgeneigt seien. Allerdings hat der Minister der Milizen in Kanada, Mr. Borden, an die Zustimmung die Bedingung geknüpft, daß die kanadische Sektion des gemeinsamen Generalstabes stets unter der Oberaufsicht des „Dominion" bleiben, und daß die gesamte Korrespondenz zwischen dem Generalstab in London und der Kolonie, soweit sie nicht rein geschäftliche Angelegenheiten betreffe, dem Milizminister vorgelegt werden müsse. Auch die Regierung des Commonwealth hat sich in ähnlicher Weise die Kontrolle über ihre Generalstabsoffiziere vorbehalten.

Zur Vollendung des Projekts eines Reichsgeneralstabes fehlt also jetzt nur noch die Zustimmungserklärung aus Neu-Seeland und von der südafrikanischen Kolonie, doch unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß sie alsbald gegeben werden wird. Aufgabe des Generals Nicholson wird es nun sein, die Fortentwicklung des heimischen Generalstabskorps mit fester Energie zu fördern und namentlich für einen guten Nachwuchs zu sorgen, damit das Mutterland auch in dieser militärischen Hinsicht das Vorbild für die Kolonien bleibt. Wie es heißt, arbeitet die Kriegsakademie (Staff college) in Camberley schon mit guten Resultaten, sodaß im Laufe der Jahre von hier aus ein brauchbarer Ersatz für den Generalstab zu erwarten ist, und daß außerdem die Einrichtungen der Akademie als Muster für eigne Schulen in den Kolonien wohl Verwendung finden werden. Ein Seitenstück zur Generalstabsschule in Camberley bildet die in Quetta für die Offiziere des britisch-indischen Heeres bestimmte Akademie. Sie ist eine Schöpfung Lord Kitcheners, des Höchstkommandierenden in Indien, und wurde vor zwei Jahren eröffnet, fast zugleich mit der Bildung eines eignen Generalstabs für die indische Armee. Die Ausbildungsmethode der Offiziere in Quetta ist genau dieselbe wie im Mutterlande. Deshalb hat sich die Schule auch zur Aufnahme und Ausbildung von Offizieren britischer Kolonien erboten, die aus irgendwelchen Gründen die Zentrale in London nicht aufsuchen wollen oder können.

Festzuhalten ist nun entgegen anders lautender Berichterstattung, daß Haldane sehr verständigerweise nicht beabsichtigt, an die Ausführung seines zweiten großen Reformwerks, die Aufstellung einer Reichsarmee, eher heranzutreten, als bis die Organisation des Reichsgeneralstabs abgeschlossen oder zum mindesten in den leitenden Grundsätzen fest zusammengefügt ist. Der Generalstab soll gewissermaßen die Basis bilden, auf der sich ein großes, das Mutterland und die Kolonien jederzeit ausreichend schützendes Heer aufbaut.

Schon aus dieser Tendenz geht hervor, daß es sich bei der beabsichtigten Bildung der Reichsarmee nicht, wie vielfach behauptet worden ist, um einen Vorgang handelt, der aggressive Absichten im Auge hat, sondern daß nur die engere Landesverteidigung und die Reichsverteidigung die gemeinsamen Zwecke sind, die von London aus mit jenem Plane verfolgt werden. Eine weitere Bestätigung des rein defensiven Charakters der neuen Schöpfung liegt darin, daß es sich bei der Entwicklung der Wehrkräfte der Kolonien nicht um eine Erweiterung des regulären Heeres handeln soll. Vielmehr sollen die hierzu gehörenden Expeditionary Forces, die mit sechs Divisionen im Mutterlande und mit zehn Divisionen in Indien stehn und für überseeische Unternehmungen bestimmt sind, nicht verändert werden und keinen Zuwachs erhalten. Nur Milizformationen sollen in den Kolonien ins Leben gerufen werden nach dem Muster der vierzehn Territorialdivisionen der Home Army, und zwar je fünf in Kanada, Australien und Südafrika und eine in Nee-Seeland, sodaß auf diese Weise insgesamt 46 Divisionen (16 + 14 + 16) vorhanden sein werden, die in 23 Armeekorps zusammengefaßt die Imperial Army des britischen Weltreiches bilden sollen. Bei einer Rede, die der englische Kriegsminister kürzlich vor den Studenten des Armstrong College in Newcastle-on-Tyne über seine Pläne der Reichsverteidigung gehalten hat, schloß er mit der Bemerkung, daß es für ihn eine freudige Genugtuung sei, für die Reichsarmee dieselbe Stärke wie die des deutsches Heeres in Aussicht genommen zu haben.

Das Volksvermögen und seine Taxierung

Von Dr. E. Kieseritzky in Breslau

Anläßlich der Reichsfinanzreform ist von verschiednen Seiten über das deutsche Volksvermögen debattiert worden. Während es bisher auf etwas über 200 Milliarden geschätzt wurde, hat Steinmann-Bucher geglaubt, es auf 350 Milliarden annehmen zu müssen, und Delbrück hat in den Preußischen Jahrbüchern ebenfalls viel höhere Schätzungen vorgenommen, wenn er auch die Zahlen Steinmann-Buchers etwas reduziert.

Die Sache soll uns den Anlaß zu einigen grundsätzlichen Erörterungen bieten, die auch ihre praktische Bedeutung haben.

Die neuen höhern Zahlen sind unter anderm darauf zurückzuführen, daß bei der Bewertung die Feuertaxen benutzt worden sind. Wohl ist den beiden Genannten bekannt gewesen, daß diese vielfach als übertrieben gelten. Beide unterschätzen aber weit das Maß, in dem das der Fall ist.

Für Breslau stehn uns jedoch darüber Zahlen zu Gebote, die geeignet sind, uns aufzuklären.*) Zum Vergleiche werden dabei Bautaxen herangezogen, die das Katasteramt zur Kontrolle seiner Einschätzungen für die staatliche Vermögens- und die städtische Grundsteuer benutzt. Die Statistik, die sich auf das Jahr 1904 bezieht, hatte in beiden Schätzungen, in den Steuertaxen und in den Feuertaxen (die letztern wenigstens so weit es sich um die Taxen der öffentlichen Sozietät handelt), Beträge zur Verfügung, die im wesentlichen vor kurzem erst festgesetzt oder revidiert worden waren, sodaß man nicht etwa mit dem Einwande kommen kann, es handle sich zum Teil um veraltete oder schlecht fortgeschriebne Zahlen.

Die Hauptsummen sind die folgenden:

Zahl der Häuser, deren Feuertaxe beträgt in Prozenten des katasteramtlichen Bauwertes:

	bis 100	101/125	126/150	151/200	über 200	unbekannt	Summe
Innere Stadt . . .	191	740	352	108	19	36	1644
Vorstädte	385	1667	2183	1995	301	244	6775
Gesamte Stadt . .	576	2407	2535	2103	320	280	8221

Man sieht, wie gewaltig die Differenzen sind, und man sieht zweitens den großen Unterschied zwischen der innern Stadt und den Vorstädten. Dort ist auch die Feuertaxe größer als die katasteramtliche Schätzung; man kann wohl annehmen, daß sie in den häufigsten Fällen 115 bis 120 Prozent von dieser beträgt. In den Vorstädten liegt aber dieser Satz vielleicht zwischen 140 und 145 Prozent. Und das, trotzdem daß die Feuertaxe im Gegensatze zur Katasterschätzung die unverbrennlichen Grundmauern nicht einschließen soll.

In der innern Stadt müssen sämtliche Gebäude bei der städtischen Sozietät versichert werden. Diese hat wie öffentliche Sozietäten in der Regel das System der taxierten Police, das heißt, grundsätzlich wird (wenigstens bei einem etwaigen Gesamtschaden) angenommen, daß die Feuertaxe mit der Wirklichkeit übereinstimmt, und deshalb wird die Feuertaxe der Schadenberechnung zugrunde gelegt. Die Anstalt hat deshalb ein Interesse daran, daß sich die Versicherungssummen nicht allzusehr von den Tatsachen entfernen. Eben deshalb hat vor einigen Jahren eine allgemeine Nachprüfung stattgefunden.

In den Vorstädten konkurriert diese Sozietät mit Privatgesellschaften, hat aber dort dieselben Taxprinzipien. Ihr gegenüber sind die Privatversicherungen, wie wir noch sehen werden, auch hier in der Minderzahl, aber deren Taxen sind derartig hoch, daß es ihnen gelingt, das Zahlenbild für die Vorstädte völlig zu verschieben.

Bei den Privatgesellschaften gilt die Regel, daß die Versicherungssummen nur für die Berechnung der Prämien maßgebend sind, nicht für die Ent-

*) Breslauer Statistik, herausgegeben vom Statistischen Amt der Stadt. Band 25, Heft 1, Seite 170.

schädigung im Brandfalle. Erst wenn ein Schaden reguliert werden soll, fragt man danach, ob die Taxe mit der Wirklichkeit übereinstimmt oder nicht. Ist sie zu niedrig, so hat der Versicherte einen Teil des Schadens selbst zu tragen; ist sie zu hoch, nun dann wird doch nur der wirkliche Wert des Verbrannten entschädigt. Also die Versicherungsgesellschaft hat nur ein Interesse daran, daß die Versicherungssumme möglichst hoch ist. Denn desto höhere Prämien gibt es, ohne daß größere Risiken übernommen werden. Die Gesellschaften werden wohl nicht auf besonders hohe Taxen hinwirken, aber sie suchen sie jedenfalls auch nicht einzuschränken. Es stimmt zum ganzen System, wenn vielfach überhaupt gar nicht die Taxe eines Bauverständigen gefordert wird, es vielmehr genügt, daß der Besitzer erklärt, er wolle sich für die oder die Summe versichern. Dieser seinerseits ist um so zufriedner, je höher die Schätzung ausfällt, zumal als sie sich dann um so schöner macht, wenn sie einem Geldgeber oder Käufer vorgelegt werden soll.

Nun wird man sagen: es ist doch entsetzlich, daß die Verhältnisse so unsolide sein sollten, wie die Breslauer Zahlen behaupten. Gewiß spielen unreelle Nebenabsichten bei den Feuertaxen eine große Rolle. Aber gerade an der Hand der zitierten Breslauer Tabellen läßt sich nachweisen, daß die Feuertaxen vielfach auch bei geringer belasteten Grundstücken abnorm hoch sind.*) Wie erklärt sich das?

*) Die „Breslauer Statistik" erlaubt die Unterscheidung der Grundstücke, die mit höchstens 80 Prozent der katasteramtlichen Steuertaxe, des sogenannten „Gemeinen Werts" belastet sind. Absolut genommen mag das schon eine hohe Beleihung scheinen. Da aber die „Gemeinen Werte", wie wir noch sehen werden, etwas zu knappe Schätzungen sind, so ist das noch keineswegs abnorm hoch. Tatsächlich waren nur 45 Prozent aller Grundstücke so niedrig beliehen, der Rest höher. Im einzelnen sind die Zahlen folgende:

Bei Häusern, deren Feuertaxe beträgt in Prozenten des katasteramtlichen Bauwertes	Bis 1895 entstandne Häuser			Nach 1895 entstandne Häuser		
	insgesamt	mit höchstens 80 % beliehen		insgesamt	mit höchstens 80 % beliehen	
		absolut	in %		absolut	in %
bis 100	499	333	67	77	46	60
101 bis 125	2147	1292	60	260	102	39
126 „ 150	2154	1030	48	381	71	19
151 „ 200	1553	559	36	550	52	9
über 200	230	86	37	90	11	12
unbekannt	230	142	62	50	14	28
Summe	6813	3442	51	1408	296	21

Die Absicht, etwaigen Käufern mit hohen Feuertaxen zu imponieren, kann auch nur bei neuen Häusern zum zahlenmäßigen Ausdruck kommen. Die ältern befinden sich fast ausnahmslos in festen Händen.

Die obigen Zahlen ergeben danach, daß es freilich sehr viele Fälle gibt, wo die übertriebnen Taxen durch die Rücksicht auf den Beleiher diktiert werden, aber sie ergeben auch, daß es immerhin viel andre gibt, wo solche schlaue Berechnungen nicht in Frage kommen.

Man stellt sich gewöhnlich vor, daß eine wirtschaftliche Taxe auf den „eigentlichen" Wert der Sache gerichtet sein sollte, und dabei wird ganz übersehen, daß jede Taxe nur eine Minimal- oder Maximalschätzung sein kann. Der Bewerbende fragt sich: Was muß ich tun, um möglichst vorsichtig zu schätzen? Bei einer Enteignungstaxe zum Beispiel heißt dann die Antwort: im Zweifel hoch, um nicht zu verletzen; bei einer Beleihungstaxe dagegen: im Zweifel niedrig, damit keine soliden wirtschaftlichen Interessen geschädigt werden.

Freilich wird man einwenden: es gibt doch unzweifelhaft Fälle, wo die Absicht weder auf einen zu hohen noch auf einen zu niedrigen Wert gerichtet ist. Das wichtigste Beispiel ist die Auseinandersetzungstaxe, mit deren Hilfe etwa die Erben ein Vermögen teilen wollen. Der Theoretiker wird dazu neigen, von Werten, zwischen denen er schwankt, den Durchschnitt zu nehmen. Aber der ist eben so zufällig wie die Extreme, aus denen er errechnet ist, und das Schlimme ist, daß die Extreme, weil man kein direktes Interesse an ihnen hat und sie sich scheinbar kompensieren, auch nicht so scharf kontrolliert werden. Tatsächlich werden diese Taxen größtenteils zu hoch ausfallen. Es steckt in jedem Wirtschafter die unbewußte Tendenz, den Wert seines Besitztums zu überschätzen, und diese Tendenz setzt sich unter Umständen zu seinem eignen Schaden durch, wenn er sich nicht die nötige Mühe gibt, zu überlegen: halt! du wirst dich schädigen, wenn du zu hoch taxierst. Den Volkswirten, die glauben, daß der private Wirtschafter auch unbewußt immer ein Ausbund von Verständigkeit ist, wird das freilich nicht einleuchten. Aber wie wollte man anders die angeführten Zahlen deuten, die doch schlagend dartun, daß die Hausbesitzer vielfach viel zu hohe Versicherungsprämien zahlen, ohne das Geringste davon zu haben? Es ist einfach eine naive recht unwirtschaftliche Freude an der Höhe des Wertes des eignen Besitzes. Doch auch davon abgesehen: unzweifelhaft besteht die Neigung, ein ererbtes Gut dem übernehmenden Sohne zugunsten der Miterben zu hoch anzurechnen. Warum läßt sich das jener denn gefallen? Wenn das Anerbenrecht agrarpolitisch gut wirken soll, ist ausdrücklich die Bestimmung nötig, daß die Güter bei der Abfindung der Nacherben nach ihrem Minimalwert zu schätzen sind, sonst läuft es allemal auf eine Übertaxierung und darum auf eine Überlastung des Anerben hinaus.

In allen andern Fällen sind Zweifel über die richtigen Schätzungsgrundsätze viel weniger möglich. Maximaltaxen sind vor allen Dingen neben den genannten Enteignungsschätzungen die meisten Feuertaxen. Auf eine Maximaltaxe läuft es aber auch hinaus, wenn ein Verkäufer seinen Preis kalkuliert. Minimaltaxen sind neben denen für Zwecke der Beleihungen vor allen Dingen eben die Einschätzungen für die Besteuerung. Denn wenn der Taxierende dabei vorsichtig schätzen will, tut er es so, daß er den Steuerpflichtigen möglichst in seinen berechtigten Interessen nicht verletzt, was am besten durch

eine niedrige Taxe erreicht wird. Der Umstand, daß durch eine zu niedrige Taxe andre Steuerzahler auf Umwegen geschädigt werden, ist dem gegenüber nur von sekundärer Bedeutung. Der Katasterbeamte hat zunächst so zu schätzen, daß er sein Ergebnis gegenüber etwaigen Einsprüchen verteidigen kann. Eine charakteristische Ausnahme von der Regel der Minimaltaxierung haben wir dann, wenn es sich um eben verkaufte Grundstücke handelt. Soviel ich weiß, wird in preußischen Städten der gemeine Wert für diese nach dem Kaufpreis festgesetzt, solange er nicht abnorm niedrig ist, also auch wenn er übermäßig hoch sein sollte. Der Erwerber hat sich ja durch den Kauf aller Einwände schon im voraus begeben.

Bei den oben auseinandergesetzten Bedingungen des Versicherungsvertrags der privaten Gesellschaften ist es ohne weiteres verständlich, daß die Feuertaxe als Maximaltaxe zu behandeln ist. Wenn sie zu niedrig ausfällt, wäre ja der Versicherte sein Risiko nicht ganz los, ist sie dagegen zu hoch, so hat er nur ein Mehr an Versicherungsprämie zu zahlen, was nicht ins Gewicht fällt, solange die Taxe nicht ins Maßlose übertrieben wird. Aber auch die Sozietäten, die die taxierte Police haben, arbeiten wohl nicht mehr unter der Voraussetzung, daß die Versicherten meist zu Brandstiftungen neigen. Wie weit es zutrifft, daß ihre Taxen trotzdem aus Vorsicht niedrig sind, kann man nicht sagen. Es wird vielfach behauptet, aber vielleicht vergleicht man dabei zu sehr mit der Praxis der Privatgesellschaften.

Doch, lautet ein Einwand, wo ist denn die Grenze, wenn ich grundsätzlich nach Maximen und Minimen suche? Wenn ich möglichst hohe oder möglichst geringe Werte finden will, dann habe ich kaum einen Grund, nicht nach oben oder unten ins Uferlose fortzuschreiten. Hierauf ist zu erwidern, daß die Vorschrift, Maximen oder Minimen zu wählen, nur gilt, soweit sich bei der Wertfestsetzung Zweifel einstellen. Deren kann es allerdings bei einer Taxe viele geben. Aber selbstverständlich sollen durch die vorstehenden Ausführungen nicht zum Beispiel die erwähnten, weit übertriebnen Versicherungstaxen gerechtfertigt werden. Im allgemeinen wird man aber sagen können, daß die Maximalhöhe um so niedriger und die Minimalhöhe um so höher gesetzt werden kann, je spezialisierter die Taxe ist. Ich schätze nach Extremen, weil ich vorsichtig schätzen will, und je roher die Taxe ist, desto größere Abschläge oder Aufschläge muß ich aus Vorsicht machen. Doch ist das natürlich nur mit vielen Ausnahmen richtig.

Nun kehren wir zu unsern Breslauer Zahlen zurück. Daß die amtlichen Feuertaxen und die ebenfalls amtlichen Steuertaxen so weit differieren, wie es in der innern Stadt der Fall ist, das kann nun nicht mehr wunderbar scheinen.

Immerhin wird man zugeben müssen, daß die Steuertaxen etwas zu niedrig sind. Wenn sie auch Minimaltaxen sind, so brauchen sie es doch nicht mehr zu sein als die Beleihungswerte, und in Breslau waren nach der zitierten Statistik (Seite 116) zehn Prozent der innerstädtischen und zwölf Prozent der

vorstädtischen Häuser höher beliehen, als ihr katasteramtlicher Wert betrug. Da wir nun nicht behaupten können, daß die Besitzverhältnisse in Breslau so abnorm unsolide sind, so ergibt sich nur der eine Schluß, daß eben die Katastertaxen zu gering sind.

Jedenfalls sind aber die Fehler der Steuertaxen ganz unbedeutend neben denen der Feuerversicherungssummen.*) Und wenn wir nun, auf die Schätzung des Volksvermögens eingehend, Vergleiche zwischen beiden ziehen wollen, können wir es zunächst nur in dem Sinne tun, daß wir die Fehler der Versicherungssummen an den Steuertaxen messen, wobei uns diese als im wesentlichen richtig gelten. Der Versuch Delbrücks, die Steuertaxen nach den Versicherungssummen zu korrigieren, ist und bleibt ein Unding.

Delbrück (und ähnlich vor ihm Steinmann-Bucher) setzt die gesamten Brandversicherungssummen in Deutschland mit 180 Milliarden Mark an und kürzt sie wegen der nicht zu leugnenden Überversicherungen auf 160 Milliarden. (Im jüngsten Heft der Preußischen Jahrbücher nimmt er den Wert der versicherten und versicherteren Güter auf 200 Milliarden an und reduziert diese Zahl auf 170.)

Nehmen wir nun aber an, daß die Schätzungspraxis durchschnittlich im Reich ebenso ist wie in Breslau insbesondre. Das ist allerdings kühn, aber

*) Auch die nachstehenden Zahlen charakterisieren gut das Phantastische der Versicherungssummen. Selbstverständlich darf die Feuertaxe nie den Kaufpreis erreichen, der ja auch den Wert des Grund und Bodens einschließt. Aber für die in Breslau aufgelassenen Grundstücke, für die die nötigen Angaben vorliegen, stellen sich die Verhältnisse wie folgt (vgl. Breslauer Statistik, Bd. 19, Heft III, S. 35 ff.):

Jahr	Innere Stadt		Vorstädte		Jahr	Innere Stadt		Vorstädte	
	Fälle, in denen der Preis					Fälle, in denen der Preis			
	höher	niedriger	höher	niedriger		höher	niedriger	höher	niedriger
	als die Feuertaxe					als die Feuertaxe			
1886	56	4	166	130	1893	54	7	165	155
1887	68	8	150	69	1894	45	6	156	170
1888	74	4	149	134	1895	63	8	190	173
1889	77	8	204	128	1896	78	7	212	195
1890	56	6	170	127	1897	84	8	211	202
1891	74	1	198	150	1898	103	8	295	264
1892	52	5	165	114	1899	106	7	408	365

(In den drei letzten Jahren sind die Fälle, wo Preis und Feuertaxe einander gleich waren, in der zweiten und vierten Spalte gezählt, sonst in der ersten und dritten.) Wir glauben, wer diese Zahlen sieht, dem vergeht die Lust, die Feuertaxen zur Kontrolle von Steuerschätzungen zu benutzen. Daß anderwärts keine solchen Mißverhältnisse zwischen Preisen und Feuertaxen konstatiert worden sind, liegt einfach daran, daß die amtliche Besitzwechselstatistik die Feuertaxen nur benutzt, soweit es sich um Sozietäten handelt. Die Feststellung der einzelnen Versicherungssummen privater Gesellschaften macht viel zu viel Mühe. Auch in Breslau ist diese Statistik seit 1900 fallen gelassen worden.

von einer Kühnheit, die sich andre ja auch erlauben.*) Insbesondre habe ich aber auch keinen schlagenden Grund gegen die Annahme, daß sich die Breslauer Sozietätstaxen, wenn sie etwas reichlich sein sollten, damit vom Durchschnitt der andern öffentlichen Anstalten entfernen.**)

In Breslau betrugen nun die Sozietätstaxen in der Innern Stadt wie gesagt 115 bis 120 Prozent der Katastertaxen. In den Vorstädten wird die Anstalt ungefähr 4000 Grundstücke versichert haben, und bei genauerer Prüfung der oben angeführten Zahlen ergibt sich dann, daß es unmöglich ist, daß die Sozietät dort nur um diesen Prozentsatz über die Katasterwerte hinausgeht. Denn die Grundstücke, die dort bis zu 125 Prozent der Katasterwerte versichert sind, machen nicht viel über die Hälfte ungefähr der Sozietätsversicherungen aus. Nehmen wir an, daß Privatversicherungen unter diesen noch gar nicht vorhanden sind, so wird man sagen können, daß in den Vorstädten die Sozietätstaxen kaum wesentlich weniger als 125 Prozent der Katastertaxen betragen. Von dem Rest, der auf die Privatversicherungen entfällt, wird ungefähr die Hälfte bis zu 175 Prozent der Steuertaxe versichert sein, der Rest höher.***) Da die Sozietäten ungefähr 37 Prozent der Versicherungssummen im Reiche haben, so müssen diese also gekürzt werden:

für 37 Prozent im Verhältnis von 120 auf 100
„ 73 „ „ „ „ 175 „ 100

im ganzen um rund 275 pro Tausend. Das heißt, die 180 Milliarden sind nicht auf 160 zu reduzieren, sondern auf 130.

*) Kühn ist es insbesondre, weil wir die Erfahrungen, die wir bei der Immobiliarversicherung gesammelt haben, auch auf die Mobiliarversicherung übertragen. Die Mobiliarversicherung leidet allerdings nicht unter den Nebenrücksichten auf die Beleihung und ähnliches. Tatsächlich sind die Grundlagen aber viel unsichrer. Sachverständige werden dabei wohl viel weniger gefragt, und eine gute Schätzung ist an sich viel schwerer. Den Preisunterschied zwischen neuen und gebrauchten Sachen ist hier viel größer und daher auch die Differenz zwischen Maximal- und Minimaltaxen. Die Interesseversicherung, die den Gebrauchswert und nicht den Verkaufswert der Sachen treffen will, gestattet darum eine sehr reichliche Hinauftaxierung und führt dazu, daß die Abnutzung, die bekanntlich bei Mobilien stärker ist als bei Bauten, gar nicht oder ganz ungenügend fortgeschrieben wird. Die Fehlerquellen mögen also andre sein als bei den Immobilien, geringer sind sie jedenfalls nicht.

**) Die Taxen der Breslauer Sozietät unterscheiden sich von denen der meisten oder allen andern Sozietäten jedenfalls durch den Umstand, daß sie vor kurzem revidiert worden sind, also keine Fälle einschließen, wo die alte Taxe bei der fortschreitenden Abnutzung zu hoch geworden ist. Wenn andrerseits Männer der Feuerversicherung behaupten, daß Sozietätstaxen vielfach zu knapp sind, so mag das ja stellenweise zutreffen, aber häufig wird es doch wohl auch anders sein können. Wie sehr sich selbst Autoritäten der Feuerversicherung täuschen, beweist der Umstand, daß Delbrück von solcher Seite ausdrücklich versichert wurde, die Wirkung der Überversicherung werde wohl durch die der Nichtversicherung wettgemacht (vgl. seine jüngste Veröffentlichung in den Preußischen Jahrbüchern). Davon kann gar nicht die Rede sein.

***) Wer dafür einen genauern Beweis haben will, trage die Zahlen auf Seite 308 in einem Diagramm auf, konstruiere in der angegebnen Weise die auf die Sozietät entfallende Fläche und suche den Ort, an dem der Rest halbiert werden muß.

Wir sind nicht in der Lage, alle weitern Posten der Rechnung von Steinmann-Bucher und von Delbrück nachzuprüfen. Es kommt hier auch nicht darauf an. Nur auf die Taxierung der Bodenwerte sei hier noch eingegangen. Steinmann-Bucher nimmt bei den Großstädten ohne Berlin 3000 Mark pro Kopf der Bevölkerung an, Delbrück reduziert den Satz auf 1800 Mark. Wir können diese Zahl für Breslau einigermaßen kontrollieren. Am Anfang des Jahres 1904 betrug hier der der Besteuerung zugrunde zu legende „Gemeine Wert" sämtlicher bebauter und unbebauter Grundstücke etwa eine Milliarde. Der katasteramtliche Bauwert, der ohne weiteres davon abgesetzt werden kann, betrug zugleich rund 546 Millionen. Es kommen also auf den Grund und Boden 464 Millionen oder, wenn wir die Bevölkerung auf 459000 annehmen, ungefähr 1000 Mark auf den Kopf. Hierbei ist allerdings der steuerfreie Besitz des Fiskus und andrer Körperschaften außer acht gelassen worden und ebenso der Umstand, daß auch die Bodenpreise in den umliegenden Dorfgemarkungen schon unter dem Einfluß der Großstadt stehn. Aber all das kann den Prokopfsatz nicht sonderlich weiter in die Höhe treiben. Man soll auch nicht einwenden, daß die Bodenpreise im Osten noch nicht so exorbitant seien, weil dort überhaupt mehr mit Wasser gekocht werde. Denn erstens ist zu beachten, daß Breslau eine der größten unter den in Frage kommenden Städten ist, und zweitens, daß Baubeschränkungen hier viel weniger den Besitzer einengten als anderwärts, wenigstens bis vor kurzer Zeit. Unter diesen Umständen ist natürlich auch die Delbrücksche Schätzung von 1800 Mark für den Kopf zurückzuweisen.

Hierbei ist allerdings die bisherige katasteramtliche Taxe als Maßstab zugrunde gelegt worden, und das ist nicht ganz richtig. Ein gewisser Zuschlag wäre bei ihnen wohl zulässig, aber kein sehr großer.

Der Delbrücksche Gedankengang spitzt sich dann aber darauf zu, daß vor allem auf dem Lande gesündigt wird. Wie man jedoch sieht, gibt es auch Untertaxierungen in der Großstadt. Unsrer Meinung nach wird überall gesündigt, und kein Stand hat das Recht, sich pharisäisch über andre zu erheben. Delbrück schränkt auch neuerdings seine Behauptungen mehr und mehr ein.

Es ist übrigens zu bemerken, daß auf die von uns verwandten Katastertaxen der Veranlagte nur einen geringen Einfluß hat. Die Gebäudetaxen, die wir zitierten, sind sogar nur für den internen Gebrauch der Behörde bestimmt und kommen gar nicht zur Kenntnis der Steuerpflichtigen. Woher kommt es dann, daß sie so niedrig sind? Wir denken, es liegt wesentlich daran, daß sie verhältnismäßig rohe Taxen sind, roher jedenfalls als die meisten Beleihungstaxen, mit denen wir sie ja verglichen hatten. Wir haben schon gesagt, daß eine Minimaltaxe im allgemeinen um so niedriger sein muß, je weniger genau sie ist.

Die anschließende Frage, ob denn die Steuertaxen so roh sein müssen, können wir hier nicht beantworten. Sie führt uns jedoch auf einen andern

Punkt, der bei der Beurteilung der Veranlagungsergebnisse viel zu sehr übersehen wird. Wir meinen die Oberflächlichkeit der ganzen Ausführung. Wenn man sich unter amtlichen Arbeiten immer etwas besonders Gründliches denkt, so muß man für das Geschäft der Steuereinschätzung eine Ausnahme machen. Es handelt sich um eine Riesenarbeit, die vielfach in der kürzesten Zeit und in der Hetze erledigt werden muß. Da ist es denn kein Wunder, daß sehr viel Fehler unterlaufen. Wenn deshalb bei Durchsicht einer Steuerrolle einem unter Umständen erstaunliche Mißgriffe aufstoßen, braucht man nicht ohne weiteres einen bösen Willen anzunehmen.

Vor allem sollte man aber nie vergessen, daß eine Taxe nicht, wie man es sich so häufig denkt, ein wissenschaftlicher Akt ist, sondern ein wirtschaftlicher. Wenn eine Schätzung wissenschaftliche Erkenntnis wäre, so würde das bedeuten, daß sie Anspruch erhebt, sich ihrer Höhe nach mit einem objektiv gegebnen Wert zu decken. Aber das kann bei Vermögenstaxen nie der Fall sein, weil das objektiv gegebne hier nur das Interesse des Besitzenden an der Sache ist. Und für dies Interesse ist es charakteristisch, daß es eine stetig wechselnde Größe ist. Eine Taxe des Gutes, die seinen Wert fixiert, ändert ihn und ist also keine objektive Erkenntnis.*)

Anders, wenn die Taxe ein wirtschaftlicher Akt ist. Da darf ich eine Tendenz haben, nämlich die, nach der Minimal- oder nach der Maximalhöhe zu schätzen. Und nur dann kann etwas Vernünftiges herauskommen. Taxen, die wissenschaftliche Erkenntnis sein wollen, sind dagegen immer Faxen.

Wenn wir nun im Hinblick auf die Reichsfinanzreform das Volksvermögen schätzen wollen, so haben wir es als Volkswirte zu tun, nicht als Wirtschaftsgelehrte. Und es kann auch gar kein Zweifel darüber sein, welche Tendenz wir bei der Schätzung haben müssen, daß wir nämlich Minimalwerte suchen sollen.

Aber, wird man einwenden, wir wollen doch wissen, ob das deutsche Volk die ihm zugemuteten Lasten wirklich tragen kann; und es würde nur in irreführender Weise entmutigen, wenn wir zu allzu niedrigen Zahlen kommen. Doch was kann denn irgendeine Maximal- oder Minimal- oder Normalschätzung in dieser Hinsicht beweisen? Wir wissen auch ohne all das, daß das Reich das, was ihm aufgebürdet wird, tragen kann, und wir wissen ferner, daß es daran jedenfalls zunächst nicht leicht wird tragen können, weniger um der absoluten Höhe der Steuern und ihres Verhältnisses zu Nationaleinkommen und National-

*) Für die Warentaxe, die ein Verkäufer vornimmt, das heißt das Kalkulieren des Preises, wird jeder zugeben, daß sie keine wissenschaftliche Erkenntnis ist. Das hindert aber gar nicht, daß sie im Grunde objektiver ist als eine Vermögenstaxe, das heißt, sie verändert viel weniger die gegebnen Werte, die sie beziffert. Bei der Vermögenstaxe geschieht das insofern mehr, als die gegebnen Interessen des Besitzers dadurch modifiziert werden, daß diesem die Absicht imputiert wird, zu verkaufen oder durch Neuankauf zu ersetzen usw. Es wird also ein Wert beziffert, der gar nicht vorhanden ist. Selbstverständlich ist dies trotzdem berechtigt, aber nicht als wissenschaftliche Erkenntnis, sondern als wirtschaftliches Verfahren.

vermögen willen, als vielmehr, weil die neuen Lasten mit einemmal in solcher Fülle und zur Zeit einer Depression kommen. Wozu also weitere Statistik? Wir wollen auch durch diesen Aufsatz weniger dartun, wie man das Volksvermögen künftig besser schützen soll, als die Überzeugung wecken, daß man es lieber ganz läßt. Adolf Wagner hat in einem (bei den Drucksachen des Reichsschatzamts zur Finanzreform befindlichen) Gutachten ganz klar darauf hingewiesen, daß die Sache für die Darstellung der Leistungsfähigkeit des Volks ganz wertlos ist.

Aber eine positivere Lehre können wir noch aus Vorstehendem ziehen. Es wird besonders von agrarischer Seite immer betont, daß der sichtbare Besitz (der Grund und Boden) bei der Veranlagung schärfer getroffen wird als der unsichtbare (das Geld usw.). Es wird aber dabei nicht genügend beachtet, daß der Grundbesitz an sich eine unbezifferte Wertgröße ist, und wenn er nun geschätzt wird, eben nach einer geringen Minimalhöhe zum Ansatz kommt. Kapitalien sind dagegen schon an sich beziffert, und der Kapitalist hat daher viel weniger Spielraum bei der Wertberechnung. Auch er setzt in seine Schlußinventur Minimalwerte ein, indem er etwa von dem Ankaufswert und dem Kurswert den wählt, der der niedrigere ist; aber es handelt sich dabei in der Regel doch nur um unwesentliche Abweichungen. Anders beim Grundbesitz, wo tatsächlich meist viel mehr vorhanden ist als der Minimalwert.

Alles in allem: der Kapitalist hat es bei der Veranlagung in der Tat viel mehr in der Hand, zu mogeln, aber der Grundbesitzer hat viel mehr Freiheit, als vorsichtiger Wirt herabzutaxieren. Darum sollten unsre Landwirte nicht gegen die Belastung der Vermögen in der Weise Front machen, wie es geschieht. Auch sie haben ihre Vorteile dabei.

Doch nun wird uns wieder eingeworfen werden, daß man eben aus den letzten Ausführungen erkennen könne, wie ungerecht das Prinzip der Minimalschätzung sei, da es ja den Liegenschaftsbesitz begünstigt. Aber es muß trotzdem an ihm festgehalten werden. Im Grundsatz kann die Steuer nie mehr Vermögen treffen wollen, als ein besonnener Wirtschafter in seine Bilanz einstellen kann; und es kann nur verlangt werden, daß die Besonnenheit nicht listig übertrieben wird. Auch die Bilanzwerte sind aber Minimalwerte, sollen es wenigstens sein. Darum gilt für sie ebenso der Satz, daß Grundvermögen mit verhältnismäßig geringern Beträgen gebucht wird als Kapitalvermögen, natürlich nicht grundsätzlich, sondern nur tatsächlich. Eben die Rücksicht auf das Verfahren des vorsichtigen Haushalters verbietet es auch, bei Landgütern statt des Ertragwerts Kaufpreise der Veranlagung zugrunde zu legen. Diese sind heute, wie bekannt, leider oft Liebhaberwerte und ganz übertrieben. Darf nun ein Käufer deshalb, weil er ein Gut zu teuer gekauft hat, den teuern Preis als Inventurwert immer weiter führen, auch wenn er seinen Irrtum erkannt hat? Er hat doch zuzusehn, daß er abschreibt, was zu viel ist. Wenn er eine Bilanz aufstellen würde, hätte er das durchaus zu beachten. Wie käme der Fiskus dazu, ihn doch mit dem Kaufpreis zu besteuern? Und nun gar in den Fällen,

die bei der Reichsfinanzreform zunächst interessieren, bei den Erbgütern, wo keiner der Steuerpflichtigen den Fehler falscher Wertbildung gemacht zu haben braucht. Wie will man das Recht begründen, sie für die Mißgriffe andrer büßen zu lassen, die unverhältnismäßige Preise für Güter anlegen? Es ist zuzugeben, daß Ertragswerte auf unsichrern Schätzungen beruhen werden als Handelswerte. Aber Delbrück, dessen Vorschlag es ist, diese zu benutzen, hätte nur recht, wenn der klarste Wert auch immer der richtigste wäre. Und das ist eben falsch. Wenn man sich auf diesen Standpunkt stellt, dann ist allerdings eine mehr oder weniger exakt begründete Taxe in jedem Fall richtig, einerlei, nach welchen Grundsätzen sie aufgestellt ist, einerlei, ob es sich um eine Maximal- oder Minimaltaxe handelt. Tatsächlich sind aber die Unterschiede zwischen Maximaltaxen und Minimaltaxen viel zu groß, auch wenn es nüchterne solide Schätzungen sind, als daß es einerlei sein sollte, ob man die eine oder die andre wählt.

Um es noch einmal zusammenzufassen: man muß sich durchaus davor hüten, die Pflicht des vorsichtigen Wirts, bei seinem Vermögensabschluß niedrig zu schätzen, im Grunde für ein Unrecht anzusehn. Nicht damit muß man den agrarischen Kämpen bei dem Streit um die Finanzreform kommen, sondern, wie gesagt, damit, daß diese Pflicht für die Landwirte zugleich einen wesentlichen Steuervorteil bedeutet, den sie gegen etwaige Nachteile aufrechnen sollten.

Parteipolitisches aus Baden

In Baden ist die Agitation für die im Herbst stattfindenden Landtagswahlen schon in vollem Gange. Es sind tiefgreifende Streitfragen, die die Gemüter bewegen. Der Großblock von 1905, das heißt das Bündnis der Nationalliberalen, Freisinnigen, Demokraten und Sozialisten, ist bisher nicht erneuert worden. Innerhalb der Nationalliberalen hatte und fand er eine starke Gegnerschaft. Aber die Partei als Ganzes würde ihm doch vielleicht wieder zugestimmt haben, wenn nicht die in Baden an Zahl sehr schwachen Freisinnigen bei der Verteilung der Wahlkreise eine gar zu große Forderung gestellt hätten. Da die Nationalliberalen sie unmöglich bewilligen konnten, und jene doch hartnäckig blieben, so war von einer Einigkeit der Liberalen keine Rede, geschweige denn von einem Bündnis mit der Sozialdemokratie. Damit ist freilich nicht jegliche Art der Blockbildung ausgeschlossen. Gegenwärtig sind Vereinbarungen zwischen Nationalliberalen und Demokraten getroffen worden, die eine Einigung für einzelne Wahlkreise darstellen. Es ist auch möglich, daß noch mancherlei Übereinkommen mit der Sozialdemokratie, vielleicht stillschweigende, vielleicht sogar offne, geschlossen werden. Jedenfalls wird durch die veränderte Gestaltung

der Dinge die Lebhaftigkeit der Wahlbewegung nicht gemindert. An Stoff für die politische Diskussion fehlt es nicht. Und diese wird noch wesentlich gesteigert durch eine neue Erscheinung, die seit den ersten Monaten dieses Jahres in die Öffentlichkeit getreten ist. Es haftet ihr so viel allgemeines Interesse an, daß sie eine eingehendere Berücksichtigung an dieser Stelle verdient.

Am Schluß des Jahres 1908 veröffentlichte Pfarrer Karl, Diakonissenhausgeistlicher in Freiburg i. B., eine Schrift „Bekenntnisse eines kirchlich-liberalen und bisher nationalliberalen Pfarrers" (Karlsruhe i. B., Buchdruckerei Fidelitas). Sie erschien anonym. Aber der Verfasser legte auf die Anonymität keinen besondern Wert. Man wußte auch sehr bald, daß die Schrift von Pfarrer Karl herrühre. Ihr Inhalt läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß sie eine energische Kritik an dem Verhalten der nationalliberalen Partei Badens, besonders in kirchlichen Fragen, übt; es wird ihr namentlich Mangel an Verständnis und Interesse für die evangelische Kirche vorgeworfen. Pfarrer Karl bemerkt ausdrücklich, daß er nur die nationalliberale Partei Badens, nicht die andrer deutscher Staaten im Auge habe. Er weist selbst darauf hin, daß Württemberg und Preußen andre Verhältnisse haben. In der Tat würden ja auch einem Manne wie dem württembergischen Parlamentarier Professor Hieber gegenüber jene Vorwürfe gar nicht am Platze sein. Karl macht ferner die Einschränkung, daß er seine Angriffe keineswegs gegen einzelne Führer oder Wähler richte, sondern „nur gegen die badische Gesamtpartei". Gegen diese aber geht er sehr energisch vor. Er legt dar, daß sie, mehr geschoben als führend, auf dem besten Wege sei, die Trennung von Staat und Kirche ins Werk zu setzen; daß sie eine starke Neigung zeige, die staatliche Dotation zu beseitigen, und in sittlichen Fragen für die Stellung und die Aufgaben der Kirche eine merkwürdige Verständnislosigkeit bekunde.

Es verdient besondre Beachtung, daß diese Angriffe von einem kirchlich-liberalen und bisher nationalliberalen Manne ausgehn. Man darf also nicht behaupten, daß ihm etwa alte Voreingenommenheit die Feder in die Hand gedrückt hat. Wir haben es vielmehr mit Beobachtungen zu tun, die in denselben Kreisen gemacht worden sind, gegen die sich jetzt die Kritik richtet. Weiter verdient das positive Ziel, das sich Karl setzt, Beachtung: „eine religiös weitherzige konservative Partei, welche den christlichen Charakter des Staatswesens gesetzgeberisch retten und ausbauen will, aber die innerkirchlichen Gegensätze der politischen Arena entzieht." Er will die kirchlich-positiven und die kirchlich-liberalen Kreise vereinigen, ihre Gegensätze sollen literarisch und auf den Synoden durchgekämpft werden, aber nicht im Parlament; hier sollen sie vielmehr als Einheit auftreten. Karl bezeichnet seine Richtung als die „freikonservative, unter stärkerer Betonung des kirchlichen Moments".

Diese Schrift erregte großes Aufsehen und hatte auch die praktische Wirkung, daß ihr Verfasser im Wahlkreis Schwetzingen als Landtagskandidat aufgestellt wurde und hier im Wählerkreise begeisterte Aufnahme fand. Die Aufstellung ging von einem freien Wahlkomitee aus, an dessen Spitze Pfarrer

Dr. Merz steht,*) der früher ebenso wie Karl nationalliberal gewesen war. Nun aber begann die nationalliberale Partei sofort eine heftige Gegenagitation. Wir sprechen selbstverständlich den Nationalliberalen im vollen Umfang das Recht zu, sich gegen die erhobnen Angriffe zu verteidigen, um so mehr, als wir ihre historischen Verdienste höher einschätzen, als Karl es tut.**) Aber kein Zweifel kann darüber bestehn, daß die Art, wie er bekämpft worden ist, durchaus verurteilt werden muß. Auf die rein persönlichen Auseinandersetzungen gehn wir nicht ein (vgl. darüber Freiburger Zeitung vom 23. und 27. März 1909); es ist erfreulich, daß ein nationalliberales Blatt selbst, und zwar ein sehr angesehenes, die Kölnische Zeitung (am 8. April), sie mißbilligt hat. Aber an gewissen Angriffen, die eine wichtige prinzipielle Seite haben, können wir nicht vorbeigehn.

Im Mannheimer Generalanzeiger vom 12. März 1909 erklärte das „nationalliberale Parteisekretariat" recht unverblümt, Pfarrer Karl könne wegen seiner Polemik gegen die nationalliberale Partei die Stellung am Diakonissenhaus nicht weiter behalten, und ein sonst so besonnenes Blatt wie die Straßburger Post bemerkte zu der Frage, ob Pfarrer Karl in seiner Stellung als Leiter des von liberaler Seite reich unterstützten Freiburger Diakonissenhauses nach Recht und Billigkeit seine Propaganda gegen den Liberalismus fortsetzen dürfe, am 15. März 1909: „wir enthalten uns dabei der Einmischung, können uns aber die Bemerkung nicht versagen, daß einerseits ein Zwang nicht ausgeübt werden sollte, und andrerseits der Takt dem Pfarrer Karl sagen mußte, was er unter den gegebnen Umständen zu tun und zu lassen hätte." Der Führer der badischen Nationalliberalen, Dr. Obkircher, aber sagte in seiner Rede vom 7. März in Schwetzingen (den authentischen Text bringt der Mannheimer Generalanzeiger vom 8. März): „Der betritt einen eigentümlichen Weg, der als liberaler Theologe sich mit denen zusammenschließt, die in theologischen und kirchlichen Dingen positiv gerichtet sind.... Das ist ein Irrweg, und der muß zum Unheil führen."

Es ist, als ob es diese liberalen Stimmen darauf angelegt hätten, nachträglich noch recht kräftiges Beweismaterial für die Kritik, die Karl an ihrer Partei geübt hat, zu liefern! Er warf ihr Nichachtung der evangelischen Kirche und ihrer Geistlichen vor — und was liegt in jenen Sätzen andres?! „Wenn

*) Von nationalliberaler Seite hat man es so dargestellt, als ob Karl den Nationalliberalen einen sichern Wahlkreis entreißen wollte. Dies wäre ja nicht unter allen Umständen ein Unrecht. Aber die Verhältnisse liegen tatsächlich ganz anders. Der Wahlkreis Schwetzingen war bisher nicht nationalliberal, sondern demokratisch vertreten. Gegen den demokratischen Abgeordneten ist Karl aufgestellt worden. Als es bekannt wurde, daß in Schwetzingen beabsichtigt werde, Karl aufzustellen, stellten die Nationalliberalen einen Gegenkandidaten in der Person des Stadtpfarrers Klein in Mannheim auf, und zwar so schnell, daß die formelle Proklamierung noch ein paar Tage früher erfolgte als die des Pfarrers Karl. Aber Kleins Aufstellung entsprang nur der Absicht, dem einen Pfarrer einen andern entgegenzustellen.

**) Karl hat übrigens selbst einen sehr scharfen Satz seiner Schrift in öffentlicher Versammlung in Freiburg am 18. März zurückgenommen.

du etwas gegen die Partei sagst, so verlierst du dein Amt!" Und während Pfarrer Karl die Identifizierung des theologischen mit dem politischen Standpunkt beseitigen will, stellt Dr. Obkircher schroff den Satz auf, daß der liberale Theologe politisch nicht konservativ sein dürfe. Wenn nun aber der liberale Theologe meint, daß die Konservativen mehr Verständnis für kirchliche Fragen haben als die Liberalen? Und wenn er ferner selbständige politische Forderungen aufstellt, die in der liberalen Partei nicht befriedigt werden? Tut nichts: weil er liberaler Theologe ist, muß er auch politisch liberal sein! Es kommt hinzu, daß Karl nicht schlechthin in die vorhandne konservative Partei eintreten will; sein Wunsch ist vielmehr die Bildung einer konservativen Vereinigung auf breiterer Grundlage. Es ist schon mit Recht bemerkt worden, daß jenes Verfahren eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Verfahren des bayrischen Episkopats in den Fällen Grandinger und Tremel hat. Diese katholischen Pfarrer sollten ihr Amt verlieren, weil sie als Gegner der Zentrumspartei auftraten. Pfarrer Karl soll sein Amt verlieren, weil er als Gegner der liberalen Partei auftritt. Gegen eine solche Beschränkung der politischen und allgemeinen geistigen Freiheit müssen wir aufs entschiedenste protestieren.

Es berührt bei dieser Sachlage sehr eigentümlich, daß nun weiter gegen Karl der Vorwurf erhoben wird, er wolle ein „evangelisches Zentrum" schaffen. Das Charakteristische des Zentrums liegt darin, daß alle politischen Fragen von einem bestimmten kirchlichen Standpunkt aus beurteilt werden. Karl verlangt ja aber gerade die Ausscheidung spezifisch theologischer Streitfragen aus der Politik; er rückt nur das allgemein Christliche in den Vordergrund. Er betont das den Protestanten und Katholiken gemeinsame. Wenn er hervorhebt, daß die Trennung von Staat und Kirche den Protestanten mehr Schaden bringen würde als den Katholiken, so fügt er hinzu, daß sie auch in deren Interesse nicht wünschenswert sei. Endlich geht aus Karls Schrift hervor, daß er auch selbständige, vom kirchlichen Standpunkt unabhängige politische Anschauungen hat. Eher könnte man Dr. Obkircher die Schaffung eines „Zentrums" vorwerfen, weil er verlangt, daß sich jeder liberale Theologe als solcher zur politisch-liberalen Partei halten müsse.

Neben der Absicht der Bildung eines „evangelischen Zentrums" wirft man Karl namentlich die Unterstützung vor, die er von seiten des katholischen Zentrums finden werde. In der Tat liegt eine Erklärung aus Zentrumskreisen vor, wonach es für Karl stimmen wolle. Aber man darf hier sofort fragen: welchem Kandidaten soll es denn seine Stimme geben? dem Sozialisten? dem Demokraten? dem Nationalliberalen, der in der Unterstützung durch das Zentrum an sich einen Makel sieht? Die Zentrumsblätter erinnern mit Recht daran, daß „die Herren Muser, Heimburger, Venedey und andre linksliberale Abgeordnete viele Jahre lang ihre Kammermandate nur den Zentrumsstimmen verdankten". Diese Herren haben sich in der Tat die Zentrumsunterstützung immer schmunzelnd gefallen lassen. Zum mindesten die Linksliberalen sollten deshalb andern Parteien nicht die Unterstützung durch das Zentrum vorwerfen.

Es kommt ferner darauf an, in welcher Absicht das Zentrum einer Partei beispringt. In Bismarcks Zeit stimmte es in der Regel für Fortschrittler und Sezessionisten (auch gegen Konservative), um die Reichsregierung möglichst in Verlegenheit zu bringen. Es war natürlich ein Widerspruch mit den eignen Prinzipien, wenn es einen Freisinnigen unterstützte. Leider macht es sich derartiger Widersprüche auch heute (so bei der Unterstützung von Sozialdemokraten) noch öfters schuldig. Aber erfreulicherweise können wir seit längerer Zeit doch konstatieren, daß es sich mehrfach sachlichen Erwägungen zugänglich zeigt und nicht bloß den Grundsätzen einer rein äußerlichen Taktik folgt. Es ist eigentlich ein Anachronismus, wenn es heute einem „Freisinnigen" den Vorzug vor einem rechtsstehenden Nationalliberalen gibt (ausnahmslos geschieht es ja auch nicht mehr); zumal da im Reichstag und in den Landtagen die nationalliberale Partei und das Zentrum wiederholt gemeinsam operiert haben. Wir erwähnen ferner, daß sich Pfarrer Karl von jeder Rücksicht auf das Zentrum frei erklärt, und daß der Zentrumsführer Wacker öffentlich und in aller Form geäußert hat: „Wir legen dem konservativen Kandidaten, der mit Hilfe des Zentrums gewählt wird, keinerlei Verpflichtungen auf." Wie es sich aber auch mit diesen Dingen verhalten mag, folgendes dürfte unbestreitbar sein: vom nationalen Standpunkt aus, wie ihn auch die Nationalliberalen in ihrer guten Zeit vertreten haben und glücklicherweise noch heute oft vertreten, ist doch ein Politiker von der Richtung Karls, d. h. ein Freikonservativer, freudiger zu begrüßen als ein Freisinniger oder Demokrat oder Sozialdemokrat. Wem soll nun nach dem Wunsche der badischen Nationalliberalen das Zentrum zum Siege verhelfen?

Karls Kritik gilt nicht sowohl den Personen als vielmehr der badischen nationalliberalen Partei als Ganzem. Er weist auch schon auf das Moment hin, das sie die schiefe Ebene hinabzuschieben droht: es ist das Bündnis mit den Demokraten und Sozialdemokraten. Wenn die Linksliberalen die Einigung des gesamten Liberalismus fordern, so tun sie so, als ob sie von reiner Liebe zu den nationalliberalen Brüdern erfüllt seien. In Wirklichkeit aber wollen sie diese, indem sie sie zärtlich umarmen, erdrosseln: ihre politischen und kirchenfeindlichen Ideale sollen die Nationalliberalen annehmen, oder sie sollen — verschwinden. Eine solche liebe Nachbarschaft droht der nationalliberalen Partei Gefahr.

Noch verhängnisvoller wirkt das Bündnis mit der Sozialdemokratie. Von deren Führern sind stolze Worte über ihre Herrscherstellung gesprochen worden, und wir geben ihnen gern das Zeugnis, daß sie sie auszunutzen wissen. Die Geistlichen, die im Rahmen der Karlschen Bewegung stehn, üben eine soziale Tätigkeit im schönsten Sinne des Worts. Aber sie ist nur da recht erfolgreich, wo die Sozialisten noch nicht die Herrschaft haben. Wo dagegen der sozialistische Terrorismus etabliert ist, bleibt für freie soziale Tätigkeit kein Raum. Wehe unsrer Kultur, wenn die Sozialdemokratie im ganzen Staatsleben maßgebend würde! Wir verargen es den National-

liberalen nicht, daß sie ihre Selbständigkeit „nach rechts" betonen; nur bitten wir, daß sie nicht weniger selbständig „nach links" auftreten möchten. Die letzte badische Legislaturperiode, die unter dem Zeichen des Bündnisses mit der Sozialdemokratie begann, hat doch manche Dinge hervorgebracht, die wohl den Gedanken nahe legten, daß wir einmal bei französischen Zuständen anlangen könnten, und zwar nicht bloß in bezug auf das Verhältnis von Staat und Kirche.

Die Karlsche Bewegung ist ein wichtiges Symptom, insofern sie die Verbreitung der Erkenntnis beweist, daß der von der badischen nationalliberalen Partei eingeschlagne Weg gefährlich ist. Sie ist nicht das einzige Symptom dieser Art. Eben dahin gehört die Tatsache, daß die im Jahre 1907 in Freiburg begründete reichsparteiliche (freikonservative) Vereinigung*) starken Zuzug von Nationalliberalen erhalten hat, die mit jenem Wege nicht einverstanden waren. Und es ließen sich noch mehr Symptome der Art anführen.

Diese Symptome hat die nationalliberale Partei auch keineswegs unbeachtet gelassen. In ihren neuern Äußerungen und Handlungen merkt man schon etwas davon. Man hört jetzt schon manches Wort gegen den Radikalismus. Von hier aus darf man sagen, daß die Karlsche Bewegung selbst dann nicht vergeblich gewesen ist, wenn sie die Zusammensetzung des Landtags nicht unmittelbar beeinflußt. Aber zu wünschen bleibt es, daß die von Karl vertretnen Gedanken auch unmittelbar im Landtage vertreten werden. Denn die damit hergestellte dauernde und lebendige Mahnung übt natürlich eine viel stärkere Wirkung aus. Unsers Erachtens wird die nationalliberale Partei nach links weit fester auftreten können, wenn auf der rechten Seite ein kräftiges Bollwerk errichtet wird.

Die deutsche Shakespeareübersetzung

Von Professor Dr. A. Schröer in Köln am Rhein

1

In den letzten Jahren ist über die Frage der besten deutschen Shakespeareübersetzung ein heftiger Streit entbrannt, dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist. Wenn diese Frage nur eine besondre Frage der philologischen Wissenschaft wäre, so ließe sich ihre Behandlung ganz von selbst in den zünftigen Bahnen regeln. Aber an der Frage sind die weitesten Kreise unsers Volkes mitinteressiert: Shakespeare, obwohl ein englischer Dichter, gilt für uns schon längst gewissermaßen auch als deutscher Klassiker, fast so sehr wie Schiller und Goethe.

*) Was das Verhältnis von Pfarrer Karl zu ihr betrifft, so ist er ihr früh beigetreten. Seine Schrift hat er selbständig, auf eigne Hand veröffentlicht, und ebenso ist seine Kandidatur in Schwetzingen nicht von der reichsparteilichen Vereinigung ausgegangen. Sie hat ihr aber nachträglich ihre Unterstützung gelichen.

Von Jugend auf sind uns Romeo und Julia, Oberon und Titania, Hamlet und Othello, Prinz Heinz und Falstaff usw. nicht weniger vertraut als Wilhelm Tell und die Jungfrau von Orleans, als Egmont und Faust, und Stellen aus Shakespeares Dramen sind in deutschem Gewande bei uns vielfach ebenso zu geflügelten Worten geworden wie Stellen aus Schiller und Goethe.

Da ist es für den deutschen Shakespeareverehrer doch etwas beunruhigend, wenn er immer wieder und gerade in den letzten Jahren immer lauter zu hören bekommt, sein geliebter deutscher Shakespeare sei nicht der richtige, sei vielfach entstellt, von Mißverständnissen voll und müsse gründlich revidiert werden, es sei eine Schmach, sich mit so mangelhaften Übersetzungen zu begnügen, der wirkliche Shakespeare sehe ganz anders aus u. dgl. m.

Nun hat man doch schon wiederholt verbesserte deutsche Übersetzungen herausgegeben, aber es gibt noch immer manchen, der damit noch lange nicht zufrieden ist; mancher andre wieder ruft ungeduldig aus: Was liegt denn daran, ob jede Kleinigkeit pedantisch genau übersetzt ist oder nicht, wenn nur der Gesamteindruck glücklich wiedergegeben ist! Ganz schön, sagt ein dritter, ein besonders philosophischer Kopf, Gesamteindruck ist gut, aber wir wollen doch auch genauer wissen, was zum Beispiel Hamlet oder Richard der Dritte oder Desdemona mit diesem oder jenem Ausdrucke an dieser oder jener Stelle meinen! Gerade Shakespeare ist doch ein zu gedankenreicher, origineller Dichter, als daß wir darauf verzichten sollten, seine Schöpfungen auch genauer analysieren zu können. Wenn zum Beispiel gleich die ersten Worte, die Hamlet spricht, als er das erstemal auf der Bühne erscheint und wir mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen, wie er sich nun benehmen, was er etwa sagen wird, wenn diese seine ersten Worte in der Übersetzung gänzlich mißverstanden sind, so kann das doch auch für den Gesamteindruck nicht gleichgiltig sein! Der König wendet sich, nachdem er eine Art Thronrede gehalten und als erstes Staatsgeschäft dem Laertes den erbetnen Urlaub erteilt hat, nun zu Hamlet und spricht ihn folgendermaßen an:

Doch nun mein Vetter Hamlet und mein Sohn —

womit er das doppelte Verwandtschaftsverhältnis, das darin besteht, daß Hamlet sein Neffe*) und nun zugleich auch sein Stiefsohn ist, in diese entgegenkommende Form kleidet. Hamlet antwortet darauf (nach der Übersetzung der neusten Revision!):

(beiseite) Mehr als befreundet, weniger als Freund.

Also, diese ersten Worte Hamlets sind eine durch nichts zu rechtfertigende grobe Ungezogenheit gegenüber dem König! Denn Hamlet weiß ja hier noch nichts von der fürchterlichen Mordtat, die ihm später erst der Geist seines Vaters enthüllt, ihm ist nur, ohne daß er dafür genügende positive Gründe hat, sein Oheim und Stiefvater sowie die ganze Situation unsympathisch.

*) Für „Vetter" könnte man nämlich geradesogut auch „Neffe" übersetzen, denn das Wort des englischen Originals cousin bedeutet in erster Linie das nächste Verwandtschaftsverhältnis nächst dem direkten zwischen Eltern und Kindern.

Der König spricht ihn freundlich an, wenn auch, wie wir wissen, in heuchlerischer Freundschaft, und will ihm etwas Artiges sagen, indem er ihn direkt „Sohn“ nennt. Und darauf sollte Hamlet ihm ohne weiteres unhöflich gewissermaßen die Freundschaft kündigen?

Denn die Angabe, daß die Worte Hamlets „beiseite“ zu sprechen seien, steht gar nicht im Original, sondern ist eine willkürliche Annahme, um die angeführte Übersetzung plausibel zu machen. Die Unhöflichkeit oder Unziemlichkeit einer solchen Antwort wäre auch kaum geringer, wenn Hamlet die Worte beiseite spräche; denn daß Hamlet vor versammeltem Hofe auf die Anrede des Königs, anstatt zu antworten, etwas in den Bart gebrummt haben sollte, paßt doch ganz und gar nicht in die Situation und nicht zum Folgenden. Wir sehen doch gleich in den darauffolgenden Worten des Königs:

Wie, hängen stets noch Wolken über Euch?

und Hamlets Antwort (die der Übersetzer diesmal nicht beiseite sprechen läßt):

Nicht doch, mein Fürst, ich habe zuviel Sonne,

daß das Verhältnis der beiden äußerlich durchaus höflich zueinander ist, obwohl Hamlet dem König auch da wieder mit spitzen Redensarten, nicht mit groben, antwortet. Beide Antworten Hamlets sind genau in gleicher Weise wortfängerisch, halb ausweichend, halb vorwurfsvoll unzufrieden wie Hamlets ganzes Benehmen von Anfang an. Wie sollte man also die ersten unhöflichen Worte erklären?

Nun, sie sind eben falsch übersetzt, sind mißverstanden! Das Original lautet:

A little more than kin and less than kind,

und das bedeutet nach älterm englischen Sprachgebrauch: ein wenig mehr als verwandt — d. h. mehr als nur Vetter oder Neffe, indem Hamlet allerdings auch noch Stiefsohn ist — aber weniger als wirklicher: leiblicher Sohn! a kind son hieß nämlich „ein legitimer, leiblicher Sohn“. Hamlet erwidert also auf des Königs erste Anrede mit spitzer Höflichkeit: ich bin zwar allerdings mehr als nur ein Verwandter, aber dennoch tut Ihr mir zuviel Ehre an, indem ich nicht Euer wirklicher Sohn bin!

Das ändert die Situation und die ganze Auffassung des Benehmens Hamlets von Anfang an ganz wesentlich! Also, was wird da aus dem Gesamteindruck? Kommt es da nicht doch auch auf das richtige Verständnis einer Kleinigkeit, nämlich der Bedeutung des Wortes kind an?!

Haben da die ernsten Shakespeareverehrer so unrecht, wenn sie immer von neuem nach Verbesserungen der Shakespeareübersetzung rufen? Und wenn sie recht haben, warum bessert man nicht endlich all die Fehler schnell aus und macht damit reinen Tisch? Die Frage ist gewiß nicht müßig, auch für uns Deutsche nicht so ganz untergeordnet, denn wir wollen unsern deutschen Ehrenbürger Shakespeare nicht nur behalten, sondern auch so echt und unverfälscht wie möglich besitzen.

Dies ist aber keine so leichte, einfache Sache, die sich im Handumdrehen erledigen ließe, und die strenge Gelehrtenarbeit ist eine behutsam und langsam

fortschreitende Kunst, die nur erschwert wird, wenn das öffentliche Interesse des Tages laut nach schnellfertiger Ware schreit und ungeduldig wird, daß die Ergebnisse nicht gleich „fehlerfrei" sind. Man hat Jahrhunderte auf die Erklärung Homers und andrer Schätze des klassischen Altertums verwandt und ist damit noch lange nicht zu Ende, und mit Shakespeare sollte man so schnell fertig werden? Andrerseits will unser deutsches Volk doch seinen Shakespeare haben, will und kann nicht warten, bis die Gelehrten jede Kleinigkeit langsam bei der Studierlampe ausgetüftelt haben! Was sollen wir also machen?

Ist es für unser deutsches Volk wichtiger, den englischen Dichter Shakespeare, mit allem unendlichen Apparat von Textkritik und Quellenforschung belastet, hübsch säuberlich philologisch in seiner vermutlichen Urform hergestellt zu bekommen, oder aber unsern deutschen Shakespeare, wie er nun einmal ist, und wie er im wesentlichen schon unsern Großvätern Herz und Sinn erhob, weiter zu genießen?

Nicht immer war das Verhältnis zu den Dichtungen der Vergangenheit oder des Auslandes dasselbe, nicht immer die Art, wie man sich ihrer zu neuen dichterischen Schöpfungen bediente oder sie für den künstlerischen Genuß verwertete. Die Zeit bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts kann man als die naiv nachschöpferische bezeichnen. Die Dichtungen der eignen Vergangenheit oder des Auslands, ja die des klassischen Altertums wurden benutzt, nachgebildet, bearbeitet, nicht um diese Dichtungen als solche neuzubeleben, sondern um etwas eignes, neues daraus zu schaffen, zu dem man sein Material eben nahm, wo man es fand, und wie man es brauchen konnte. Dabei wurde das Benützte im äußern Kostüme und der Vorstellungswelt der Zeit des Nachschöpfers verwertet, nicht weil der Nachschöpfer dabei das Kostüm und die Vorstellungswelt seiner Zeit als die bessern dachte, sondern in aller Naivität, weil er aus diesen gar nicht heraus konnte. Dieselbe Erscheinung sehen wir ja auch in den bildenden Künsten, insbesondre in der Malerei, wenn wir zum Beispiel biblische Darstellungen im Kostüm des mittelalterlichen Rittertums finden, oder wenn in einer Darstellung der Opferung Isaaks Abraham in Gestalt eines Tiroler Schützen gemalt wird, der mit seinem Kugelstutzen seinen Sohn zu erschießen sich anschickt.

Anders aber im achtzehnten Jahrhundert. Schon das siebzehnte Jahrhundert hatte angefangen, nach den Gesetzen künstlerischen Schaffens zu suchen, Theorien aufzustellen; das achtzehnte Jahrhundert ist vollends das Jahrhundert der literarisch-ästhetischen Kritik und Dogmatik, d. h. man sucht, nachdem man allgemein giltige und bindende Gesetze für das künstlerisch Schöne gefunden zu haben glaubt, nach diesen Gesetzen die Dichtungen der Vergangenheit und des Auslandes zu prüfen, zu korrigieren, zu normalisieren. Wenn diese dichterischen Gestaltungen nunmehr auch im Kostüme und der Vorstellungswelt der Zeit der Nachschöpfer erscheinen, so geschieht das nicht mehr aus

Naivität, sondern es geschieht aus dem Bewußtsein der Überlegenheit; darum sind Kostüm und Vorstellungswelt auch nicht mehr ungeschminkte naive Wiedergabe im Geiste der eignen neuen Zeit, sondern künstliche Verschönerung des Alten durch das Eigne, Neue. Die griechischen Götter und Helden erscheinen nicht als feine Rokokokavaliere; sie tragen Helm, Schild und Speer usw., ähnlich denen der alten Griechen, aber freilich sind sie viel zierlicher und frisierter und salonfähiger, sowie es sich für das galante Zeitalter schickte, das vor allem der klassischen Barbarei die klassizistische Regelgerechtigkeit und neumodische Feinheit gegenüberstellte.

So erging es auch Shakespeare, als er zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von den führenden englischen literarischen Kritikern, die zugleich die führenden Schöpfer und Nachschöpfer waren, mit programmatischer Tendenz auf den Schild gehoben wurde. Sie wollten, ergriffen von der unwiderstehlichen Gewalt seiner Schöpfungen, ihn wiederbeleben, ihn aus der „Barbarei" seiner Zeit retten, darum beileibe nicht so wie er war, sondern hübsch gereinigt von all den Schlacken seiner barbarischen Roheit, in der saubern, tadellosen Form des erleuchteten, und wie man meinte, einzig und für alle Zeiten maßgebenden achtzehnten Jahrhunderts.

Die Dichtung der Vergangenheit, ja sogar das alte englische Volkslied, sollte dem verfeinerten Geschmack des theoretisch und dogmatisch wohlgeschulten achtzehnten Jahrhunderts erst in so gereinigter Gestalt mundgerecht gemacht werden. Diese dogmatische Tendenz des Mundgerechtmachens und Bearbeitens trifft ebenso die Form wie den Inhalt, in England wie in Deutschland. Die Herausgeber Shakespeares, allen voran der führende klassizistische Dichter der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, Alexander Pope (1688 bis 1744), änderte den Text nach dem Sprachgebrauche der neuern Zeit, der angesehene klassische Philologe Richard Bentley gab 1732 Miltons Verlornes Paradies heraus, so verändert oder korrigiert, wie er eben meinte, daß Milton geschrieben haben müßte, wenn er so gescheit gewesen wäre wie Bentley! In Deutschland ließ zum Beispiel Franz Heufeld den Shakespeareschen Hamlet 1772 mit glücklichem Ausgange spielen, und Friedrich Ludwig Schröder veränderte den tragischen Schluß von Shakespeares Othello 1776 so, daß Jagos Niederträchtigkeit noch rechtzeitig erkannt wird und alles in Wohlgefallen endet u. dgl. m. Ja die Vorstellung, daß es sich nicht so sehr darum handle, die Dichtungen der Vergangenheit so zu genießen, wie der Dichter selbst sie gedacht, sondern sie so zu behandeln, wie sie dem Geschmacke der jeweiligen Gegenwart passen, haftet selbst Goethe und Schiller noch an. Dies gehört eben zu der Zeit der gesetzgebenden Ästhetik und war nicht nur, sondern ist auch heute noch in gewissem Maße wohlberechtigt, wenn es nämlich mit wirklich künstlerischem Verständnisse geschieht. Auch heute wird man gut tun, Shakespearesche Dramen für die veränderten Verhältnisse unsrer Bühne zu bearbeiten; es handelt sich dabei aber nur darum, daß dadurch das

Wesen der dichterischen Idee nicht verkannt oder verdunkelt wird, daß also der Sinn, den der Dichter in seine Schöpfung gelegt, richtig erkannt und mit uns mundgerechten Mitteln zum Ausdrucke gebracht wird. Aber diese vornehmste Absicht, erst den Sinn des Dichters richtig zu erfassen und in ihn nichts hineinzulegen, was ihm fremd war, und was nur dem subjektiven Geschmacke des Neubearbeiters und seiner Zeit entspringt, diese lag freilich dem dogmatischen achtzehnten Jahrhundert im allgemeinen fern, weil es sich eben von dem Bewußtsein seiner gesetzgeberischen Unfehlbarkeit oder wenigstens Überlegenheit leiten ließ.

Diesem gesetzgeberischen, dogmatischen achtzehnten Jahrhundert steht das neunzehnte, das Jahrhundert der historischen Kritik gegenüber, in der Wissenschaft wie in der literarischen Ästhetik. Mit Beiseitesetzung jedes vorgefaßten Werturteils über die in Frage stehende Dichtung sollte zunächst diese selbst, wie sie sich der Dichter gedacht hatte, in Erscheinung treten. Was der Dichter mit seinen Schöpfungen gewollt, und wie er dieses zum Ausdrucke gebracht, was ihn dazu möglicherweise angeregt, das sollte zunächst deutlich erkannt werden; was wir dann später daraus machen, ist eine andre Frage. Die dichterische Schöpfung mag zu verschiednen Zeiten und zu verschiednen Zwecken in mannigfaltigster Weise verwertet werden, aber vor allem müssen wir sie selbst unverfälscht kennen lernen können, denn leicht wird durch Oberflächlichkeit und Mißverständnis dieser oder jener feine Zug verwischt, des Dichters Sinn verkannt und die reine Quelle künstlerischer Wirkung durch überwuchernde Zutaten und Veränderungen verschüttet. Also das pietätvolle Sichversenken in den Dichter selbst, das Ausschöpfen der ursprünglichen Quelle sollte eine neue Grundlage gewähren für die neue, die historische ästhetische Kritik.

Aus dieser Zeit stammt auch die deutsche Übersetzung Shakespeares, die auf absehbare Zeit hinaus wohl die deutsche Shakespeareübersetzung schlechthin bleiben wird, soweit es sich um die Zwecke der Bühne und der gebildeten Laien handelt, die Übersetzung August Wilhelm von Schlegels (zuerst 1795 bis 1810), fortgesetzt unter Ludwig Tiecks Leitung von Wolf Grafen von Baudissin und Tiecks Tochter Dorothea (zuerst 1825 bis 1833 vollständig erschienen, zweite Gesamtausgabe 1839 bis 1840).

August Wilhelm von Schlegel war wohl für die Aufgabe dichterischer Nachschöpfung bei aller Treue gegenüber dem Original einer der berufensten Übersetzer, so sehr, daß sich seine Übersetzungen wirklich oft wie Originaldichtungen lesen und anhören. Da aber die Kenntnis des Originals zu seiner Zeit noch nicht in dem Maße erschlossen war wie heute, und auch das Verständnis der heute vielfach veralteten Sprache Shakespeares noch geringer war, konnte es nicht ausbleiben, daß zahlreiche Mißverständnisse und Ungenauigkeiten in den Übersetzungen Schlegels und noch mehr in denen seiner Fortsetzer vorkamen. Ja unzähligemal wird man aus dem deutschen Texte überhaupt nicht

klug, und man kann nur mit Hilfe des Originals den gewollten Sinn herausfinden.

Dennoch kann man sagen, daß mit dieser Übersetzung Shakespeare zuerst wirklich ein deutscher Klassiker wurde, und daß mit diesem Unternehmen die Zeit des willkürlichen Verbesserns und Anpassens an den Geschmack der Gegenwart im Prinzip überwunden war, und daß sich die ernsten Verbesserungsbestrebungen, dem Geist des historisch-kritischen neunzehnten Jahrhunderts entsprechend, in der Richtung auf die Treue gegenüber dem Original bewegen.

In den Jahren 1825 bis 1833 erschien die erste Gesamtausgabe, 1839 bis 1840 die zweite, die innerhalb zwanzig Jahren 1843 bis 1863 sechs Auflagen erlebte, und auf die man immer wieder zurückgriff.

Zwar veranstaltete die Deutsche Shakespearegesellschaft 1867 eine revidierte und zum Teil völlig neubearbeitete Ausgabe, und andre Ausgaben, wie die für die Cottasche Bibliothek der Weltliteratur von Max Koch 1880 herausgegebne, haben eine Anzahl andrer Übersetzungen an die Stelle der Schlegel-Tieckschen gesetzt, jedoch kehrt man immer wieder zu dieser selbst zurück. Das große unnachahmliche Geschick besonders der Schlegelschen Nachschöpfungen, die dem deutschen Publikum gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen waren, machte seine Wirkung doch immer wieder geltend. Darum hat auch die Ausgabe von Bernays 1876, ferner die von Oechelhäuser 1891 veranstaltete Volksausgabe in einem Bande zu 3 Mark, die innerhalb zehn Jahren über 30 Auflagen erlebte, und die von Brandl für das Bibliographische Institut in 10 Bänden 1897 bis 1899 veranstaltete Ausgabe die alte Schlegel-Tiecksche Übersetzung zugrunde gelegt.

Freilich, wenn man auch den Wert dieser Übersetzung zugab, konnten und durften sich die ernsten Shakespearefreunde damit nicht auf die Dauer zufriedengeben. Stürmische und recht unerquickliche Erörterungen im Schoße der Deutschen Shakespearegesellschaft, auf die ich hier nicht eingehen will, haben energisch die Notwendigkeit einer gründlichen Revision mit Zurückgehen auf die Originale betont. Das erfreulichste Ergebnis dieser Bestrebungen war die neuste revidierte Ausgabe von Hermann Conrad in 5 Bänden, Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1905, die man bei allen Mängeln, die ihr begreiflicherweise auch noch anhaften, heute als die beste deutsche Shakespeareausgabe bezeichnen muß. Eine noch jüngere Ausgabe von Friedrich Gundolf, Berlin, Georg Bondi, 1909, hat bisher erst einen Band gebracht, nur drei Dramen, Coriolan, Julius Cäsar und Antonius und Kleopatra, bei denen die Textverhältnisse nicht so kompliziert sind wie bei vielen andern Stücken, sodaß ein abschließendes Urteil noch nicht möglich ist; die Ausgabe enthält aber schon manche Verbesserungen.*)

*) Die Übersetzung ist auf voraussichtlich zehn Bände berechnet, Subskriptionspreis pro Band je nach Ausstattung 6 Mark, 7,50 Mark, 12,50 Mark, 17,50 Mark; später erhöht sich der Preis um 3 Mark pro Band. Inzwischen ist soeben auch schon der zweite Band erschienen, enthaltend Romeo und Julia, Othello, Kaufmann von Venedig, das erst- und letztgenannte nach

Szenische Ausstattung

Von Georg Stellanus

2. Dekorationen

(Schluß)

Wirklichkeit! Was ist denn auf der Bühne wirklich? Nichts ist auf ihr wirklich, und wie könnte auch in diesem Reiche des schönen Scheins etwas wirklich sein! Alles ist Täuschung: Mond- und Sonnenschein, Sturm und Donner, die starrenden Klippen, das schaukelnde Schiff, die von ein paar Dutzend Malefizjungen unter einem gemalten Tuche belebten Wogen: echt ist weder der Grund und Boden, auf dem sich die Handlung abspielt, noch der Himmel, der sich über ihm wölbt. Es ist alles Schein, Fiktion und Konvention: die Kunst muß diesen trügerischen Zauber adeln, damit er Daseinsberechtigung habe. Nichts ist gefährlicher als ein Versuch, eine Wirklichkeit auf die Bühne zu bringen, deren wir durch eine jahrhundertlange Konvention zu entraten gewohnt sind. Der Rütlischwur geht auf ebnem Bretterboden vor sich, und das Innere der armseligsten Fischerhütte ist ebenso hoch wie der Saal des reichsten Palastes. Wir sind gewohnt, diese Unwahrscheinlichkeiten für bare Münze zu nehmen: sie stören uns nicht, weil sie uns als etwas erscheinen, das nicht zu ändern ist, und das man deshalb nicht sehen und nicht bemerken darf. Wenn uns aber eine wohlmeinende, gewissenhafte Regie mit vieler Mühe in dem einen Falle einen zwischen Felsenriffen gebetteten, nach hinten zu sanft aufsteigenden Wiesengrund, in dem andern das Innere einer sich nur bis zur halben Höhe des Proszeniums erhebenden Hütte vorführt, so stört das unsre Gewohnheit, und das erste, was wir tun, ist, an den in bester Absicht getroffnen Veranstaltungen zu mäkeln. Die Felsen können uns nicht imponieren, denn sie sind aus Pappe; wo ist das frische Gras, das auf dem Wiesengrund wachsen müßte?

Schlegel-Tieck, Othello aber selbständig von Gundolf übersetzt. Leider bestätigt diese Übersetzung das im Obigen Gesagte nur zu sehr, wie ein flüchtiger Blick auf die zahlreichen Mißverständnisse und Irrtümer erkennen läßt. Nur eine der meistumstrittenen Stellen aus der Schlußszene des Othello, V, II, 347, sei hier erwähnt: Like the base Indian, threw a pearl away, wofür die erste Folio bekanntlich die längst beiseite geschobne Lesart: Like the base Judean ... hat. Ohne eine Ahnung von den zahlreichen zeitgenössischen Parallelen, die den base Indian erklären, zu haben, zieht Gundolf den base Judean vor und übersetzt: „dem schnöden Juden gleich", und auf diese Übersetzung ist er offenbar sehr stolz, denn er widmet ihr sogar eine der wenigen Anmerkungen und fügt mit der ganzen Sicherheit des Dilettanten hinzu: „Fest steht, daß base ein Beiwort moralischer Verwerfung ist, das der Dichter nicht auf den unschuldigen »Indianer« anwenden würde." Das steht doch nur für den „fest", der im Shakespeareschen Englisch schlecht bewandert ist; wenn ein solcher aber Shakespeare übersetzen will, so wäre es doch besser, er schlüge in den wissenschaftlichen Wörterbüchern nach und sähe sich überhaupt in der einschlägigen Literatur ein wenig um! Wichtiger als schöne Ausstattung und Buchschmuck ist doch Gediegenheit des Inhalts.

Und nun gar die Eidgenossen, die so mühsam und polternd zwischen den Hindernissen herum- und über sie wegkraxeln! Und das Innere der Fischerhütte: das Paradies ist sehr ungehalten, weil es nur die vordere Hälfte davon sieht. Wir verwünschen die Regie, die uns an die Unzulänglichkeit des Bühnenbildes erinnert: warum uns auf Mängel aufmerksam machen, die wir nicht empfanden, und die zu beheben außer dem Bereiche der Möglichkeiten liegt?

Es ist vielleicht nicht unrichtig, zu sagen, daß der Kern der Inszenierungsweisheit darin besteht, dem Beschauer die Illusion um jeden Preis zu wahren. Ein Nichts kann sie zerstören. Und das feine Verständnis für diese Gefahr, der Takt, der Ernüchterungen vermeiden lehrt, ist die Kunst des Regisseurs und des Theatermalers.

Doch verlassen wir die Säle, die Salons und die Zimmer, und eilen wir ins Freie, um uns auch da ein wenig umzusehn. Das eigne am Bühnenbild ist hier, daß der Maler der Darstellung unabsehbar flacher Gegenden, einer Wüste, der Dünen, der Heide gern aus dem Wege geht, weil er an beiden Seiten Abschlüsse braucht, Hochragendes, das, auf den Kulissen dargestellt, den Bühnenraum umrahmt: Bäume, Häuser, Türme, Tore, Zelte und dergleichen. Hiervon abgesehn eignet sich Landschaftliches außerordentlich gut für die Bühne, namentlich um der Bäume willen, deren Laub und Geäst auch die Soffitten belebt. Eine Spielart des Landschaftlichen sind die Gärten.

Mit den Gartendekorationen pflegt nicht immer alles in Ordnung zu sein, und das hat seinen guten Grund, denn hier kommt allerhand zusammen, was einem erfreulichen Erfolge im Wege steht. Garten ist Garten, denkt man bisweilen und überläßt Miedings Söhnen das „Arrangement". Man weiß, was dabei herauskommt. Fast auf allen Bühnen ist mir persönlich und peinlich ein Versatzstück bekannt, das übel und böse einen fetten, reich blühenden Rosenstrauch darstellt. Den starken Lorenzen, die das wacklige schwankende Zeug hin und her zu schleppen haben und sofort mit Hammer und Nägeln bei der Hand sind, wenn Juliens Marmorbalkon aus dem Leime zu gehen droht, gefällt der Rosenstrauch, und wenn es nach ihnen geht, darf er in einem Garten überhaupt nicht, namentlich aber dann nicht fehlen, wenn es sich um Liebe, Ständchen und Stelldichein handelt. Ebenso unvermeidlich war früher im „fürstlichen" Garten, der auch Kommerzienräten zugebilligt wurde, der Springbrunnen, die Fontäne, wie er genannt wurde, aber dessen Herrlichkeit ist vorüber, seitdem auch die Kinder und die habitués des Paradieses nicht mehr an ihn glauben wollen, sondern wirkliches, wahrhaftiges Wasser verlangen wie im Zirkus, nur weniger braun oder, um deutsch zu reden, weniger schmutzig. Mit dem Rosenstrauche wäre am Ende fertig zu werden wie ja auch die Fontäne zu Rüste gegangen ist, die eigentliche Schwierigkeit ist vielmehr die, daß vielleicht manche Regisseure und Theatermaler — Gott sei Dank, wieder fünf Silben gespart — in der Gartenkunst vergangner Jahrhunderte weniger zu Hause sind.

Unsre modernen Gärten zeigen uns ja bloß, wie es früher nicht war. Die englische Gartenkunst, die doch im Grunde nichts ist als nachgeahmte und für menschliche Benutzung zurechtgemachte Natur, hat mit den Gärten dahingegangner Generationen seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts so gründlich aufgeräumt, daß man nur hie und da verschont gebliebnen Mustern alter Gartenkunst begegnet.

Es ist kaum nötig, daran zu erinnern, daß die alte Gartenkunst den Garten zu einer künstlichen Fortsetzung, zu einer Ausladung des architektonischen Kunstwerks machte, zu dem er gehörte. Allerdings mit vielen durch

das Klima, die Bauweise und die Lebensgewohnheiten bedingten Verschiedenheiten. Im ganzen genommen war aber doch allen damaligen Gartenstilen das gemeinsam, daß es ihnen um geometrische Formen und Figuren und um effektvolle Perspektiven zu tun war. Das Naturwidrige solchen Beginnens ist oft dargelegt und hart getadelt worden. Es vor zum Teil unverdienten Vorwürfen zu schützen ist hier nicht der Ort: nur das muß gesagt werden, daß diese nach architektonischen Grundsätzen angelegten Gärten oftmals, wenn sonst die Verhältnisse günstig waren, ihren eignen poetischen Zauber hatten, einen Zauber, der mit dem nicht zusammenfällt, den wir bei ihrem Anblick im gegenwärtigen Zustande empfinden, denn was jetzt unsre Phantasie anregt, ist ihr Alter, ihre Verfallenheit, ihre vergangne Größe, sind die Reminiszenzen, die sich an sie knüpfen, während wir sie, wenn es sich darum handelt, uns jene vergangnen Zeiten auf der Bühne wieder gegenwärtig zu machen, so sehen sollen, wie sie damals waren. Und dazu ist es selbstverständlicherweise nötig, daß der Theatermaler nicht bloß infolge seiner Studien wisse, wie sie aussahen, sondern auch vermöge einer besondern, ziemlich seltnen Gabe imstande sei, sich deren damaligen poetischen Reiz zu vergegenwärtigen und ihn uns in seinem Werke fühlbar zu machen.

Um das zu erreichen, muß er jedes Eindringen der modernen Landschaftsgärtnerei ausschließen. Auch wo es unsern Vorvätern nicht um symmetrische Veranstaltungen, sondern zum Beispiel um Schutz vor den Strahlen der höherstehenden Sonne zu tun war, ließen sie der Natur nicht freien Lauf, sondern künstelten mit Senkblei, Zirkel und Schere an ihr herum, und wenn sie ja hier und da die Bäume wachsen ließen, wie sie der liebe Herrgott geschaffen, so brachten sie, damit man wußte, daß man in einem kunstvoll angelegten Garten und nicht im Walde unter Wildschweinen und Bären war, begrenzende und ihrer Idee nach veredelnde Architektur an. Wenn es nicht Arkaden, Kiosks und reichgeschmückte sogenannte Hemizykls waren, so stellten sie wenigstens eine architektonisch stilisierte Bank, eine Statue oder Herme auf. Was in der Berliner Siegesallee für unsern modernen Geschmack vielleicht ein wenig zu dicht gesät ist, entsprach ganz ihrer Idee von der Schönheit gärtnerischer Anlagen, und es würde nur einen Mangel an der rechten Begabung des Künstlers für dergleichen Vorwürfe beweisen, wenn es ihm nicht gelänge, uns den poetischen Zauber, den die Zeitgenossen empfanden, zum Verständnis zu bringen und uns ein genießendes Mitgefühl zu ermöglichen.

Eine Schwierigkeit, deren mißglückte Bewältigung bisweilen dem erfreulichen Eindruck entgegensteht, den eine Gartendekoration sonst vielleicht machen würde, fällt bei den fürstlichen Gärten vergangner Jahrhunderte weg und — glücklicherweise — zugleich mit ihr jede Gelegenheit, den beliebten Rosenstrauch zur Erheiterung des Bühnenbildes anzubringen. Da der stilgerechte Garten jener Tage Blumenbeete und blühende Sträucher, außer in Holland, in der Hauptsache verschmähte und meist nur durch geometrisch gestaltete Rasenflächen, beschnittne Bäume und Sträucher, durch Wasserkünste, Schmuckbauten, Statuen und Perspektiven wirken wollte, so fällt für den Künstler, der es mit einem solchen Garten zu tun hat, die Notwendigkeit weg — Blumen zu malen. Vielleicht wird einer oder der andre Leser denken, daß gerade Blumen ein besonders reizender und malerischer Vorwurf sind: ganz gewiß, aber sie bühnengerecht zu malen, ohne daß etwas daraus wird, was wir wirklich nur deshalb als Blumen gelten lassen, weil wir wissen, daß es Blumen sein sollen, ist eine sehr schwierige Sache. Wenn man sich Blumenpartien, namentlich aus den schönsten und feinsten Blüten, zum Beispiel Rosen,

bestehende darauf ansieht, wie deren Zauber in Freilicht und Sonnenschein wirkt, so wird einem recht klar, warum es dem Theatermaler so schwer wird, ihn wiederzugeben. Ein entzückendes Chaos feinster Formen, zartester Abtönungen, lieblichster Transparenzen, auf das mit neckischer Virtuosität noch ein paar in ihrem reinen Glanz unerreichbare Blitzlichter aufgesetzt sind, und das die große Künstlerin Natur einheitlich zu gestalten weiß, ohne daß es einem gelingt, ihrem Rezept auf die Spur zu kommen. Und das soll man mit Deckfarbe in großer breiter Manier wiedergeben! Wer es zuwege bringt — annähernd, auf die eine oder die andre Weise —, ist ein seltner Künstler. Impressionisten haben hierbei einige Chance, und wers nicht kann, macht sich an größere, robustere Blumen, die ja auch in Blech und Papier leichter nachzuahmen sind, und — stilisiert sie. Solchen wie Sonnenblumen, Pfingstrosen, Kamelien, Kakteen und Lilien läßt sich hier noch am ersten beikommen. Man nimmt gewöhnlich an, der für den feinsten Reiz des Dekorativen so feinfühlig begabt gewesne Makart habe für seine eigenartigen Blumen um deswillen Vorliebe gehabt, weil sie etwas Morbides an sich haben: wahrscheinlicher ist, daß er dahintergekommen war, wie schwer es sei, ohne die Blume als Hauptsache zu behandeln, der Natur das Kunststück höchsten Lichtglanzes bei vollkommenster Farbenharmonie nachzumachen, und daß er sich auf seine Weise mit dem Problem abgefunden hat. Blühende, sich an Pfosten und Veranden auf- und hinrankende Schlingpflanzen, das gelingt noch eher, aber blühende Sträucher und Beete, das ist eine böse Sache. Gerade gewissenhafte Dekorationsmaler, die der Sache auf den Grund gehen wollen, pflegen wenig Erbauliches zutage zu fördern. Noch unerbaulicher sind freilich die in jüngster Zeit in Aufnahme gekommnen, aus nachgemachten Blüten und Zweigen bestehenden Partien, deren Unzulänglichkeit man erst recht erkennt, wenn sie eine Weile gedient haben und aus der Vergänglichkeit des Stoffs, des Papiers und des farbigen Anstrichs kein Hehl mehr gemacht werden kann. Auch hier zeigt sich recht deutlich, wie verhängnisvoll für die Illusion, auf die doch schließlich alles ankommt, das unmittelbare Nebeneinander von Gemaltem und körperlich Dargestelltem ist. Daß die möglichste Verschleierung dieses Gegensatzes zu den schwierigsten, aber wesentlichsten Kunstgriffen der Regie gehört, ist bereits erwähnt worden.

Der für so viele klassische Stücke gebrauchte, dem Zeitalter der Renaissance entstammende Garten ist für den Theatermaler eine der dankbarsten Aufgaben. Mit dem ihm zu Gebote stehenden Material ist er ihr völlig gewachsen, wenn er uns den poetischen Reiz zu vergegenwärtigen weiß, der die Schöpfungen der damaligen Gartenbaukunst kennzeichnet: vornehme Einfachheit und Abgeschlossenheit, große Dimensionen, wohlgewählter architektonischer Schmuck und pittoreske Perspektive.

Die Kulissen können im düstern Grün der immergrünen Bäume und Sträucher noch so einfarbig gehalten sein, wenn diesem schlichten, etwas schwermütigen Grundtone hellglänzender Marmor als willkommner Farbengegensatz beigegeben ist, und wenn der Prospekt den Blick weit hinausführt in die Ferne, sie mag nun flach oder gebirgig, wiesenreich oder bewaldet, von stehenden Gewässern oder Wasserläufen durchschnitten sein oder nur durch den Schimmer der Luft wirken, immer wird dem Beschauer ein vornehmes, seine Phantasie anregendes Bild geboten werden.

* * *

Der Aufwand, mit dem heutzutage auf größern Bühnen neue oder neu einstudierte Stücke ausgestattet werden, ist erstaunlich, und das Publikum hat alle Veranlassung, den Bühnenleitern für diesen Luxus dankbar zu sein, wenn er von der rechten Art ist, oder, mit andern Worten, wenn er, ohne, wie bei Zauberpossen und Balletts, die Ausstattung zur Hauptsache machen zu wollen, darauf beschränkt bleibt, uns das Kunstwerk in möglichst vollendeter, auch für unser Auge und unsre Phantasie anregendster Gestalt vorzuführen. Was die Dekorationen anlangt, so besteht ein großer Teil dieses Luxus schon darin, daß sie oder doch die wichtigern unter ihnen für solche Stücke „expreß" entworfen und ausgeführt werden. Daher denn auch der in diesen Fällen auf dem Theaterzettel gewöhnlich ersichtliche Vermerk, die neuen Dekorationen seien vom Hoftheatermaler Fapresto gemalt. Sehr wohl! Wenn Herr Fapresto ein Meister in seiner Kunst ist und mit schöpferischer Phantasie seinen Geschmack verbindet, so können wir auf erfreuliche Überraschungen rechnen.

Von Dekorationen, die nur ungefähr unsern Erwartungen entsprechen oder gar hinter ihnen zurückbleiben, soll hier nicht die Rede sein, auch von denen nicht, die wir im Zwischenakt hinter dem Vorhang entstehen hören. Die zuletzt genannten mögen von manchen als notwendige Übel angesehen werden, weil wirs in der Ausstattungskunst so herrlich weit gebracht haben und das Publikum alles „massiv" sehen will. Auch wenn dies zugegeben wird, gehört diese Art Dekorationen doch mehr ins Fach des Zimmermanns als des Malers, und sind sie recht kompliziert und die für sie errichteten Hindernisse recht umfänglich, so wird, wenn das Glück gut ist, ein aufregendes Hürdenrennen aus der Handlung. Ich habe diese Veranstaltungen nie gemocht. Wenn ich mir Spring- und Kletterkünste ansehen will, gehe ich ins Affenhaus oder in den Zirkus. Das Bühnenpodium, auf dem agiert wird, sollte, dünkt mich, möglichst eben und hindernisfrei sein, damit sich die Schauspieler und Sänger ungezwungen darauf bewegen können.

Gegen die hydraulischen Elevatoren, die es erlauben, große Teile der Bühne zu erhöhen, habe ich das größte Mißtrauen: man sollte sich, meine ich, ihrer nur in seltensten Fällen und mit der größten Vorsicht bedienen. Da sie uns doch keine natürlichen Bodenerhebungen vortäuschen können, so erinnern sie uns ganz unnötigerweise daran, daß das Podium aus Bohlen hergestellt ist, was wir sehr zum Wohle der Sache zu vergessen geneigt und gewohnt sind, und ihr unglücklicher Versuch, uns ein Stückchen Wirklichkeit zu bescheren, die keine ist, zerstört nur unsre sonstigen Illusionen. Ganz im Hintergrunde eine die volle Breite der Bühne einnehmende, von einer Balustrade begrenzte Bodenerhöhung, von der einige sanfte Stufen nach dem vordern Teile der Bühne herabführen, lasse ich gelten: wir glauben, wenn die Sache geschickt behandelt ist, eine Steinterrasse vor uns zu haben, die wir bei einiger Vorsicht weder aufbauen noch wegreißen hören, und die dem Bühnenbilde für Züge und Gruppierungen ohne Zweifel zustatten kommt. In frühern Nummern der Grenzboten ist bei Besprechung einer Tell- und einer Wallensteinvorstellung auf den Mißbrauch des hydraulischen Elevators und die traurigen Folgen dieses Mißbrauchs hingewiesen worden, ich brauche hier also nicht nochmals darauf einzugehen.

Den Zimmermann hat nicht in erster Reihe Lortzing auf die Bühne gebracht — seiner ist kein Scharwerks- sondern ein Schiffszimmermann, und den kann man nur mit tausend Freuden willkommen heißen —, sondern der sensationslustige Meyerbeer. Erst in den Hugenotten die Freitreppe der

Margarete von Valois, dann im Propheten Johann von Leydens beim Brande des Saals zusammenstürzende Estrade, und endlich in der Afrikanerin Vasco da Gamas auf den Wellen schaukelndes Schiff, das in der Großen Oper wiederholt nervenschwachen Damen Anfälle von Seekrankheit verursacht hat. Außer den ihre Flügel bewegenden Windmühlen, dem Schlittschuhballett und der aufgehenden elektrischen Sonne verdankt ihm die Ausstattungskunst zweierlei, was in unsre Besprechung gehört: den unter Wegfall der hintern Kulissenpaare den Manzanillobaum im Halbkreise umgebenden Horizont und im Propheten bei Gelegenheit des Krönungszugs die Durchsicht auf das mit einer vielköpfigen Menge erfüllte Schiff des Münsters. Die als in einem graublauen Weihrauchnebel schwimmend dargestellte Gemeinde hatte mir gleich das erstemal den Eindruck gemacht, als könne da etwas nicht in Richtigkeit sein. Ich habe mir seitdem derartige angeblich in andächtiger Unbeweglichkeit verharrende Mengen wiederholt in Notre-Dame und im Prager Sankt Veitsdom angesehen und mich dabei, um eine Fernwirkung zu haben, möglichst an das äußerste Ende des Schiffes gestellt: es war immer und überall dasselbe: der Weihrauchnebel schwebte in wolkenartigen Zügen ziemlich hoch über den sich ganz scharf und dunkel von den Wänden des Gotteshauses abhebenden Köpfen, und diese waren in steter, wenn auch nicht gerade heftiger Bewegung. Auch die in Carmen mitunter dargestellte, von Zuschauern gefüllte Stiergefechtsarena wirkt fratzenhaft, und die Bühnenleiter handeln weise, wenn sie uns den wenig erfreulichen Anblick sofort wieder durch einen sich schließenden Vorhang entziehn. Wenn der Theatermaler irgend etwas nicht so darstellen kann, daß es täuscht, so tut er besser, es ganz aus dem Spiele zu lassen. Der mißglückte Versuch verstimmt den Zuschauer nur.

Man wird hier vielleicht einwenden, daß uns das auf der Bühne vorgestellte Meer doch ebensowenig täuschen könne: es müßten deshalb, wenn das Prinzip richtig wäre, zum Beispiel auch im Oberon die wogende See und die sich auf ihr im Mondenschein erlustierenden Meerfräulein in Wegfall kommen. Wie es Bühnen gibt, die diesen Einwurf nur zu gerechtfertigt erscheinen lassen, so gibt es andre, für die er nicht gilt. Die Sache kann in der Tat so geschickt eingerichtet werden, daß wir die bemalten Streifen und die Maschinerie, die sie und die Rollkarren in Bewegung setzt, nicht bemerken, sondern uns ungestört dem wohltuenden Eindruck hingeben können, den uns in Verbindung mit Webers Musik das anmutige Wasserspiel der Doriden machen soll. Es kommt auch hier wieder darauf an, daß man Sorge trägt, nicht über die Grenzen dessen hinauszugehn, was Illusion erzeugen und erhalten kann. Wenn sich der Regisseur und der Theatermaler während einiger Ausstattungsproben in den Zuschauerraum begeben und genau darauf achten wollen, ob ihr Auge durch die getroffnen Veranstaltungen wirklich getäuscht wird oder nicht, so kann es ihnen nicht fehlen. Wird es nicht getäuscht, so sind die Vorkehrungen noch nicht so weit gediehn, daß man sie dem Publikum vorführen darf. Vielleicht fehlt es nur irgendwo an ein paar Tropfen Öl, vielleicht sind einige der zum Ziehen der Seile verwandten Kraftmeier nicht musikalisch und verstehen deshalb ihr Amt nicht genügend, und wenn auch dem abgeholfen ist, kommt es vielleicht noch auf eine etwas veränderte Beleuchtung und etwas verschleiernden Mondnebel an. Auch auf der Bühne ist in dergleichen Dingen peinlichste, unermüdlichste Sorgfalt nötig, und wenn die Sache von den braven Leuten wie eine Sandfuhre behandelt wird, die auf einem holprigen Wege nicht recht vorwärts will, so darf man sich nicht

wundern, daß die sich auf den Wogen schaukelnden Töchter des Nereus ab und zu ein wenig ruckweise ihr Element durcheilen.

Da hier vom Oberon die Rede ist, so möchte ich eine Pflicht der Pietät gegen leider zu früh Dahingegangnes erfüllen. Mehr noch als Kassandra ist freilich meist der laudator temporis acti lästig, aber das bin ich wirklich nicht. Nur vier Dekorationen, die 1869 beim Brande des Dresdner Hoftheaters mit zugrunde gegangen sind, möchte ich einen dankbaren Nachruf weihn: dem Hafen von Askalon, wo Hüon von Oberon gelandet wird, dem Blicke auf Bagdad, dem Garten von Harun al Raschids Serail und Roschanas Empfangszimmer. Der Oberon ist vor nicht allzulanger Zeit in der Dresdner Hofoper neu inszeniert worden, und was Papierblumen in Oberons Reiche und in den Gärten von Tunis leisten können, ist dabei in verschwenderischer Weise gezeigt worden: aber jene vier Dekorationen und den Saal Karls des Großen in Aachen konnte die neue Pracht nicht ersetzen: Zauber und Poesie waren in Flammen aufgegangen: Geld und guter Wille haben uns für den Verlust nicht entschädigen können. Der auf dem Scheiterhaufen verzehrte Phönix ist nicht wieder erstanden.

Und mit ihm werden wohl auch die Florwolken in Rauch und Flammen aufgegangen sein, die in so glücklicher Weise das Eingreifen der Feenwelt in das Ameisengetriebe der Menschen versinnbildlichten. Auf deutschem Grund und Boden haben Hüon und Scherasmin eben noch gestanden: die äußersten, zartesten Ausläufer einer Federwolke legen sich um sie: die Wolke wächst, sie verdichtet sich, sie umfängt sie, sie macht sie unsichtbar, sie hüllt die ganze Bühne ein: im nächsten Nu, wenn sich das Gewölk wieder geklärt hat, und die Sonne nun von azurblauem Himmel auf sie herabstrahlt, haben sie Hunderte von Meilen zurückgelegt, und es bedarf nur eines zweiten Wolkenzaubers, um sie unversehrt und wohlgemut an den Mauern der Kalifenstadt abzusetzen. Deutscher Wald, Askalon, Bagdad, Harun al Raschids Palast, das nenne ich mir eine Reihe von Etappen und Verwandlungen, die nicht hinter einem auf- und niedergezognen Vorhang, sondern nur unter einem luftigen Wolkenschleier vor sich gehen dürfen. Hohe Herrn, wenn ihr uns etwas von Elfen und Elfenzauber vorgaukeln wollt, handelt auch wie Elfen und verschont uns mit euerm schwerfältigen Vorhang.

Dafür geben wir euch völlig freie Hand für alles, was ihr uns im Zwischenreiche zeigen wollt. Ferne sei es von uns, euch Goethe und Shakespeare vorhalten, um jeden Preis auch diesmal einen von Titania geküßten Eselskopf sehen und das Tutti von Fliegenschnauz und Mückennas hören zu wollen. Es ist nicht unsre Sache, wie sich der Künstler das Reich vorstellt, worin die reichsten Fluten übernatürlichen Lichts nie versiegen: ob als ein veredeltes Gewächshaus, in dem elektrisch leuchtende goldne und silberne Phantasiegewächse die unwahrscheinlichsten Blüten treiben, ob wie eine von himmlischem Glanz und Schimmer verklärte Wolkenburg, ob wie ein Mons Salvat, zu dem unzählige mit kleinen Kindern zu fünfzig Pfennig pro Abend besetzte Stufen emporführen: hier lassen wir seiner Phantasie völlig freies Spiel: wenn nur das, was er uns zeigt, heller, schöner, leichter ist als das, was wir sonst Tag für Tag Festliches erleben, Biermamsells, Karussells und Fackelzüge, und wenn wir dabei nur für ein paar Augenblicke vergessen können, daß die Steuern wieder aufgeschlagen sind, und daß morgen der Ofenkehrer kommt, der offenbar — wie könnte er sonst so schwarz aussehn? — mit dem Bösen im Bunde ist.

Nur wenn ſich unſre Direktoren auf ihre unſterbliche Seele beſinnen und uns Goetheſche, Schillerſche, Shakeſpeareſche Dramen „neueinſtudiert“ zum beſten geben, müſſen wir den Herren Theatermalern ein wenig auf die Finger ſehn, damit ſie uns nicht ein x für ein u machen und uns den ſchlafloſen König, in deſſen Reiche die Sonne nicht untergeht, in einem Zimmer zeigen, wie es keiner ſeiner gewaltigen Paläſte aufweiſen konnte, weil auch in dem unvergleichlichen Spanien die Architektur des ſiebzehnten Jahrhunderts am Ende des ſechzehnten noch unbekannt war. Spitzbogen mit Steinbänken um die Pfeiler iſt hier das ſicherſte: die gab es lange, lange, ehe an Philipp den Zweiten zu denken war.

Die Dame mit dem Orden

Aus dem Engliſchen von G. Bergmann

(Schluß)

Hiroſhima, Dezember 1904

Die amerikaniſche Poſt iſt herein, und das Geheimnis heraus, wenigſtens halb heraus, und ich bin rapplig vor Neugierde und Teilnahme. Du ſchreibſt, du kannſt mir nichts Genaues ſagen, und du möchteſt lieber nicht, daß ich rate.

Alles, was ich wiſſen ſoll, iſt, daß das Leben neuen Reiz für dich habe durch das tiefſte und ſchönſte Erlebnis, das es gibt. Ich will deine Bitte erfüllen, weder Fragen noch Vermutungen aufſtellen; aber ich darf das eine ſagen: daß weder Ruhm noch Schönheit noch Reichtum mir je den tauſendſten Teil der Herzensbefriedigung gewähren, die eine Stunde der Liebe geben kann. Ohne ſie iſt jegliche Arbeit gegen den Strom, und Vollkommenheit leerer als Eitelkeit. Noch immer verlangt das Herz nach dem, was ihm gehört, was ſein Geburtsrecht, ſein Erbe iſt.

Ich freue mich von ganzem Herzen über dein Glück, du Liebe; die zärtlichſten Segensworte, die meine Lippen ſagen könnten, würden nicht die Hälfte von dem ausſprechen, was mein Herz für dich fühlt. Nichts iſt gewiſſer, als daß Liebe das Schönſte von allem auf Erden iſt und bleibt. Du meinſt, du empfindeſt es nach wenigen Wochen des Liebens — ich empfinde, ich weiß es nach Jahren voll Kummer und Herzeleid.

Von der Zeit an, wo du mich vor kindiſchen Strafen zu ſchützen pflegteſt, durch die glücklichen Tage der Mädchenzeit und die kummervollen Jahre der Ehe hindurch bis hin zur bitterſüßen Gegenwart haſt du mich nie im Stich gelaſſen.

Ich möchte dir mein ganzes Herz voll Freude und Jauchzen geben, ich möchte die kleinliche Klage über meinen Verluſt hinausdrängen — aber ach, Kameradin! nie in meinem Leben fühlte ich mich ſo verlaſſen wie heute. Ich frage dich nicht, wer er iſt. Ich zwinge mich, nicht zu raten. Schreibe mir, was du willſt, und wann du willſt, und ſei verſichert, daß — was auch kommen mag — mein Herz ſchlägt für dich und — für ihn!

Hiroſhima, Januar 1905

Ich habe länger als gewöhnlich nicht geſchrieben, aber irgendwie iſt es mit mir in letzter Zeit ſchief gegangen, und ich wollte dich nicht damit beläſtigen. Aber o weh, Kameradin! Ich habe ja niemand anders in der Welt, zu dem ich damit

kommen könnte, und du mußt es mir vergeben, daß ich eine Wolke über deinen Sonnenschein bringe.

Ich will vor allem die Wahrheit sagen, ich bin geschlagen. Der Kampf war zu schwer für mich. Tage, Wochen, Monate voll Heimweh haben sich auf mich gewälzt, bis all mein Mut, meine Selbstbeherrschung, mein Wille überhaupt gelähmt waren.

Nacht auf Nacht liege ich schlaflos und starre ins Dunkle, und zurück starrt das eine Wort: Allein! Tagsüber suche ich mit andern zusammen zu sein, ich fürchte mich vor mir selbst. Mein Gesicht im Spiegel scheint nicht mir zu gehören, es ist ein sonderbares, unbekanntes Antlitz. Manchmal möchte ich in die Luft schlagen und schreien, aber ich tu es nicht. Ich balle die Fäuste und beiße die Zähne zusammen und unterrichte weiter, immer weiter.

Aber es kann nicht ewig so fortgehn. Leib und Geist empören sich gegen ein ganzes Leben in diesem Zustande. Habe ich denn nicht die Sühne gezahlt? Kehren Frohsinn, Glanz und Schönheit nie zu mir zurück?

Auf meinem Schreibtische liegt ein Kontrakt für vier weitere Jahre an der Schule, den ich unterzeichnen soll. Daneben liegt ein Brief von meinem Bruder, worin er mich bittet, sofort alles stehn und liegen zu lassen und heimzukommen. Kannst du ermessen, wie groß die Versuchung ist? Auf der einen Seite endlose Arbeit, widerstrebende Umgebung und Verbannung; auf der andern Seite Luxus, meine Lieben — und Abhängigkeit. Morgen muß ich meine Antwort geben. Gott allein weiß, wie sie ausfallen wird. Eins ist gewiß: ich bin es müde, harte Arbeit zu tun, ich bin es müde, tapfer zu sein.

Es stürmt entsetzlich draußen, aber ich gehe doch mit diesem Brief auf die Post. Wenn ich telegraphiere, daß ich komme, so mußt du die erste sein, die weiß warum.

Ich habe versucht, etwas Besseres, Höheres aus mir zu machen, Gott weiß es. Aber ich fürchte, ich bin doch nur auf Sand gebaut. Sei nicht hart gegen mich, Kameradin, und was auch komme, vergiß nicht, wie ich mich gemüht habe.

Hiroshima, drei Stunden später

Wenn du diesen Brief zuerst öffnen solltest, so lies, bitte, den andern, der mit derselben Post kommt, gar nicht. Ich schrieb ihn heute nachmittag, und ich gäbe viel darum, ihn zurückzuhaben. Als ich auf die Post ging, war ich so ganz verzweifelt, daß mir das Gewitter und alles übrige ganz gleich war. Ich ging immer weiter, bis ich an den Steindamm kam, wo er einen großen Bogen ins Meer hinaus macht. Als ich so weit als möglich vorgedrungen war, kletterte ich zu einer alten Steinlaterne empor und ließ mir Meerwasser und Regen ins Gesicht sprühen. Der Wind peitschte die Wellen mit einer wahren Wut und stürzte sie gegen den Damm zu meinen Füßen. Der Donner rollte und brüllte, mächtige Blitze fuhren mit scharfem Schnitt mitten durchs Wasser. Grün und violett spritzte der Gischt. Es war der prächtigste Anblick, der sich mir je geboten. Ich fühlte, daß der Wind, die Wellen und das Gewitter meine Freunde seien, die meiner Wut und meinem Zorn durch ihr Toben und Schreien Ausdruck gaben.

Ich klammerte mich fest an meine Laterne, bis das Gewitter vorbei war. Die Kleider tropften, und mein Haar hing in Strähnen ums Gesicht. Niemals in meinem ganzen Leben fühlte ich mich Gott so nahe wie dort, als plötzlich die Sonne aus den Wolken trat und die sturmtosende See in wunderbarster Licht- und Farbenpracht erstrahlen ließ. Da war der Friede in mein Herz gekommen,

Kameradin. Ich wußte, daß ich nun mein Kreuz wieder auf mich nehmen und tapfer tragen wollte. Ich war so froh und dankbar, daß ich kaum ruhig vorwärtsschreiten konnte. In vollem Lauf jagte ich den Steindamm entlang, immer weiter bis nach Haus.

Und nun, nach einem heißen Bad, in trocknen Kleidern und mit dem kleinen Teekessel, der neben mir summt, möchte ich dir mitteilen, daß ich mich zum Bleiben entschlossen habe, vielleicht für fünf Monate, vielleicht für fünf Jahre.

Aus dem Wrack meines alten Lebens ist doch noch ein ganz respektables Schifflein geworden. Gerade vier Jahre habe ich gebraucht, um einzusehen, daß es kein Vergnügungsboot ist. Heute abend ist mir ein für allemal klar geworden, daß es ein sehr bescheidner kleiner Schlepper ist, und wo er irgend etwas oder irgend jemand in den Hafen ziehen kann, da gehört er hin, und da bleibt er.

Sage allen, daß es mir ganz gut geht, und was dich betrifft, Liebe, so sorge dich, bitte, nicht im geringsten um mich. Ich habe demütig meinen Platz auf der Mitte der Wippe eingenommen und werde wahrscheinlich niemals wieder besonders hoch oder besonders tief gehn. Zum erstenmal seit vierzehn Tagen bin ich schläfrig.

Lebewohl, mein Kamerad, und Gott sei mit dir!

Hiroshima, Februar 1905

Es ist mir nicht ganz wohl, bis ich dir gesagt habe, daß ich dein Geheimnis erraten habe und von Anfang an wußte, daß es Jack sei. Ich habe es immer gewußt, daß ihr füreinander geschaffen seid, beide so prächtige, edle, treue Menschen.

Es ist nicht euer spezielles Verdienst, daß ihr gut seid, es gab keine Wahl, ihr konntet nicht schlecht sein.

Wie vollkommen du in all seine Pläne und Wünsche hineinpassen wirst! Ein herrliches neues Leben öffnet sich dir so verheißungsvoll, mit großartigen Möglichkeiten, für dich und andre gutes zu schaffen, sodaß es wie ein Stückchen Himmel scheint.

Sag ihm, wie ich mich freue, Kameradin! Ich komme nicht viel zum Schreiben in diesen Tagen, aber er soll wissen, daß ich mich über sein Glück freue.

Ich habe heute in Erinnerungen gelebt, in den alten Zeiten auf den Bergen, am See und auf dem Gut. Wie viele von uns sind seid jenen Tagen zum ewigen Frieden eingegangen! Es kommt mir vor, als ob ich jenen näher wäre als euch, die ihr lebt. Obwohl ich noch auf der belebten Landstraße der Erde pilgere, bin ich doch von sonderbaren, kalten Gesichtern umgeben, die nichts zu tun haben mit den Freuden und Leiden der Vergangenheit.

Wie sich der Ausblick ändert, während wir auf dem Lebenswege dahinwandern! Zuerst sieht man nur die Spitzen der Hügel, rosig und strahlend erscheinen sie der jugendlichen Begeisterung. Dann kommen die Ebnen in Sicht, überflutet von hellem Mittagslichte; endlich aber gleiten wir langsam hinab in die Täler, wo die Erinnerungen wie lange Schatten ins Herz fallen. Dennoch, trotz aller Kämpfe und Leiden, bin ich doch froh, sehr froh, gelebt und gelacht zu haben. Und ich lache wieder, obwohl meine Courage vom Stengel fiel und im Straßengraben lag.

Letzthin hörte ich von einem Menschen, der fünfzehn Jahre für ein Verbrechen bekommen hatte. Er liebte die Freiheit, war jung und stark, darum raste er eine lange eiserne Treppe hinunter, sprang in den Fluß, schwamm eine Meile weit und gewann seine Freiheit. Alles Suchen war ohne Erfolg. Aber nach zwei Tagen kam er zurück und übergab sich selbst der Polizei, um seine Zeit abzubüßen. Auch

ich tat den Sprung nach der Freiheit, aber auch ich bin wieder zur Stelle und will meine Zeit abdienen.

Ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß ich mich schäme, die Flinte ins Korn geworfen zu haben. Du wirst mir einen trostreichen Brief schreiben und alles beschönigen, aber mein Herz sagt mir, daß du enttäuscht bist, und das drückt mich sehr. Mit Anstand unterzugehn ist augenblicklich mein höchstes Streben, aber wie ich mich auch anstrenge, ich schlage doch immer wieder mit Armen und Beinen um mich, ehe ich verschwinde.

Bitte, sorge dich nicht um mich. Ich verspreche dir, wenn ich wirklich am Ende meiner Kräfte bin, zu telegraphieren, damit ihr einen Extradampfer für mich schicken könnt. Aber ich habe nicht die Absicht, an jenes Ende zu kommen, sondern vielmehr will ich hinüber auf die andre Seite vom Ende, und damit ist alle Gefahr vorbei.

Zwei lange Monate werden vergehn, ehe ich eine Antwort hierauf bekomme. Sie wird im April kommen mit den Kirschblüten und dem Frühling.

Hiroshima, März 1905

Du darfst nicht zürnen, daß meine Briefe in der letzten Zeit spärlich gewesen sind. Nach dem Sturm im Wasserglase stürzte ich mich mit aller Macht in die Arbeit, und so treibe ich es weiter, was das Zeug halten will. Zuerst war großes Reinemachen, und die alte Bude hat sich schön verwundert über die Verwandlung, die mit ihr vorging. Neue Vorhänge, neue Tapeten, gemütliche Fensterplätzchen und hübsche Sofakissen machten den ganzen Unterschied. Dann kam der Kindergarten an die Reihe, und das Resultat ist wohl das hübscheste, was es in Japan gibt. Der Raum wurde weiß gemalt, die Wände orangefarben, an die Fenster kamen weiche Musselinvorhänge. Sein einziger Schmuck sind die hundert lieben Kleinen, die in bunten Kimonos auf dem Fußboden sitzen und aussehen wie große Blumensträuße an einem Kranze.

Was meine Übungsklasse betrifft, so kann ich nicht Worte finden für meine Anerkennung. Es ist nicht zu glauben, daß die feinen, tüchtigen, ernsthaften jungen Mädchen, die jetzt nach allen Teilen Japans gehn, um neue Kindergärten zu gründen, dieselben schüchternen, unselbständigen, albernen Dinger sind, die vor vier Jahren zu mir kamen.

Der Himmel weiß, daß ich für meine Arbeit ebenso unreif war als sie für die ihre; aber weil Not an Mann kam, schaffte ich besser, als ich dachte. Ich folgte unbekümmert deinem Rat und band meinen kleinen Karren an einen Stern. Aber siehe! der Stern verwandelte sich in einen Meteor. Nun saust er durch den Raum und wird immer größer und prächtiger. Aber ich bin fest an ihn gebunden, unfähig, ihn oder mich selbst aufzuhalten.

Was hätte ich aber erst ausrichten können, wenn ich mehr Verstand und Geschick gehabt hätte!

Die schwere Lazarettarbeit dauert fort. Die Säle sind öde und abstoßend und die Tage lang und trübselig für die Kranken. Wir tun, was wir irgend können, um sie zu erheitern, geben phonographische Konzerte, Vorstellungen mit der Zauberlaterne, bei denen der Zauber fehlt, und Harmoniumvorträge. Was dabei herauskommt, ist meist lächerlich, aber die herzliche Anerkennung, die unsre geringsten Anstrengungen bei den Leuten finden, belohnt uns reichlich.

Gestern sah ich einen, der geistesgestört vom Schlachtfelde zurückkam. Er sah aus wie ein schreckensstarres Tier, fürchtete sich vor jedermann und kroch unter sein Bettuch bei der geringsten Annäherung. Als ich eintrat, kauerte er sich gegen

die Wand und zitterte von oben bis unten. Ich legte einen großen Blumenstrauß auf sein Bett, und wie der Wind griffen seine Hände danach, und ein Lächeln trat auf seine Lippen. Nun rief er jedesmal, wenn ich vorbeiging, ganz laut: Arigato, arigato! Die Schwester sagt, das sei das erste Zeichen von wiederkehrender Klarheit, was er bis jetzt gezeigt hat.

Im nächsten Raum lag einer, der vom Mast eines Flaggenschiffes heruntergefallen war. Er war direkt aufs Gesicht gestürzt, und sein Zustand zu schrecklich, als daß man ihn erzählen könnte. Die Schwester sagte mir, er könne nicht bis zum Morgen leben, darum legte ich meine Blumen still auf sein Bett und wollte eben das Zimmer verlassen, als er mich rief. Sein ganzer Kopf war mit Verbänden bedeckt, außer dem Mund und einem Auge, und ich mußte mich ganz nah zu ihm hinunterbeugen, um seine Worte zu verstehn. Was glaubst du wohl, was er von mir wollte? Meinen Hut sehen! Er hatte noch nie einen gesehen und war neugierig wie ein Kind.

Als Ausländer veranlassen wir natürlich stets Glossen. Man beobachtet, bestaunt und bespricht uns fortwährend. Ich komme mir oft vor wie ein wildes Tier, das eben in seinem Käfig aus dem Herzen Afrikas angelangt ist.

Unser nie versagender Berührungspunkt sind die Blumen. Du glaubst nicht, wie sie sie lieben. Ich habe manche gesehen, die sie zärtlich in den Händen hielten und mit ihnen sprachen wie mit Kindern. Stelle dir vor, daß Soldaten auf dem Rückzuge nach einem heißen Kampfestage still standen, um einem toten Kameraden eine Blume in die Hand zu geben.

Ach, Gefährtin! Die größte Komik und die größte Tragik, das schrecklichste und das schönste, alles ist untereinander. Jedesmal, wenn ich nach dem Lazarett gehe, klagen sie mich an, die Jahre, die ich vergeudet, und die Gelegenheiten, die ich versäumt habe. Es bedarf so wenig, um andern Sonnenschein und Freude zu bringen. Und doch folgen Millionen von uns ihr Leben lang nur den eignen selbstsüchtigen Zielen und halten sich nie damit auf, an jene zu denken, denen es schlecht geht.

Freilich werde ich weder Missionarin noch Heilsarmeemädchen werden, aber mit Gottes Hilfe werde ich dienen, irgendwo, und meine Losung soll sein: Glückauf den Einsamen!

Es geht mir sehr viel besser jetzt, obwohl ich noch immer mit Schlaflosigkeit kämpfe. Meine dummen Nerven spielen mir böse Streiche, aber gottlob bin ich nun ruhiger geworden. Endlich habe ich eingesehen, daß Gott sogar mich kleines, zerbrochnes Werkzeug der Benutzung für wert gehalten hat, und ich erhebe täglich mein Herz zu ihm, zerschlagen und verwundet, wie es ist, mit tiefem unaussprechlichem Danke.

Hiroshima, April 1905

Dein Brief ist da! Vorbei ists mit aller Vernunft und aller Würde! Ich verspüre kein andres Bedürfnis als eine wilde Lust, die ganze Welt zu umarmen. Ich sprühe Funken wie eine geladne Batterie und bin so überschwenglich glücklich, daß es mir ganz einerlei ist, was ich tu oder rede.

Warum hast du mir nur nicht von Anfang an gesagt, daß es Dr. Leet ist? Mein Herz war so voll von Jack, daß ich ganz vergaß, daß es noch andre Männer auf der Erde gibt. Es ist zwecklos, es dir noch länger zu verbergen, Kameradin. Keine einzige Minute ist verronnen, seit der Zug aus dem heimischen Bahnhof fuhr, daß nicht jede Faser in mir nach Jack verlangt hätte. Anfangs hielt mich der Stolz zurück, und dann kam ich auf den unglückseligen Gedanken, daß er dich zu lieben beginne. O welche Qualen habe ich ausgestanden, als ich versuchte, treu

gegen dich, großmütig gegen ihn zu sein und mich selbst aus dem Spiele zu lassen. Nun kommt dein himmlischer Brief und lacht meiner Furcht und meldet: Jack erwählt seine Gattin so wie seine Freunde auf ewig! Es fehlen mir die passenden Worte für meine heutige Situation. Jetzt, wo ich die Kehrseite des Glücks gesehen habe, fürchte ich mich davor, ihm ins Gesicht zu schauen. Jedenfalls gefällt mir die Rückseite schon außerordentlich gut. Sag um Himmels willen kein Wort davon zu Jack, aber um deiner Liebe willen mache ausfindig, ob er ganz bestimmt und zweifellos sicher noch gerade so für mich fühlt wie vor vier Jahren. Wenn du mir darauf dein Ehrenwort geben kannst, so will ich ihm schreiben.

Ich habe den Kontrakt für ein weiteres Jahr unterzeichnet, und so lange muß ich nun aushalten. Aber laß es meinethalben ein Jahr in der Hölle sein, wenn hinterher nur der Himmel kommt.

Was du über Dr. Leet sagst, freut mich riesig. Er braucht keine weitere Empfehlung weder für diese noch für jene Welt als die, daß du ihn heiraten willst.

Ist es nicht famos, daß er Jacks Hospitalprojekt unterstützen will? Wenn ich bedenke, wie Jack zehn Jahre lang ohne Unterbrechung für diesen Plan gearbeitet hat, all sein großartiges Können, seine Kraft, seine Jugend, selbst seine Gesundheit dafür eingesetzt hat, so wundert es mich gar nicht, daß Männer wie Dr. Leet eifrig bestrebt sind, ihr Geld und ihre Dienste ihm zur Verfügung zu stellen. Du sagst, Dr. Leet tut es unter der Bedingung, daß sich Jack Urlaub nimmt. Bestärke ihn ja darin, Kameradin, Jack wird sich zugrunde richten, wenn ihn niemand zurückhält.

Ich habe deine Briefe wieder und wieder gelesen und deine Liebesgeschichte von Anfang bis Ende verfolgt. Warum führst du uns alle so an der Nase herum? Und ich als die einzige, die dein Geheimnis weiß, bin bis zum heutigen Tage auf falscher Fährte gewesen! Macht nichts! Ich verzeihe dir, ich verzeihe jedermann, ich bin freudetrunken und folglich edelmütig! Mein einsamer Pfad erstrahlt in neuem Glanze, sogar der Stachelzaun auf beiden Seiten funkelt. Das Haus wird mir zu eng, ich gehe hinaus auf die Uferstraße, um die Kirschblüte an den Hügeln und die Sonnenstrahlen auf dem Wasser zu sehen und um mich auszulaufen. Ich taumle wie der Goldgräber, der auf eine Ader gestoßen ist. Was auch die Zukunft bringen mag, diesen einen Tag lang lasse ich meiner Phantasie die Zügel schießen und bin wieder einmal unaussprechlich glücklich.

Hiroshima, Mai 1905

An meinem Fenster im Sonnenschein summt lustig eine große gelbe Biene. Wer von uns beiden summt wohl eifriger und vergnügter, sie oder ich? Ihre Nase ist gelb vom Blütenstaub einer bestohlnen Blume, ihr Körper ist dick und faul, und sie ist überhaupt die glücklichste Biene, die ich je gesehen. Aber in einem bin ich ihr über. Bei ihr sinds nur die Flügel, die vergnügt auf und nieder schlagen, bei mir ists das Herz, das zu meinen Walzern und Triumphgesängen ohne Ermüden den Takt schlägt.

Unser Küchenchef, der Dreikäsehoch, äußerte heute früh: Sensei vergnügt wie ein Küchlein. Er wollte sagen „Vogel", aber tut nichts, jedes alte Geflügel verrichtet den Dienst.

O, Kameradin, wie herrlich lebt sichs in diesen Tagen! Seit Wochen haben wir strahlende Sonnenaufgänge, prächtige Abende und himmlische Tage. Die Wisteria kam, noch ehe die Kirschblüte ganz vorüber war, die Erde erglüht in violett und rosa unter einem Himmel, blau und süß wie die Liebe.

Jeden Morgen öffne ich gen Osten mein Fenster und schaue das Wunder des jungen Tages, der frisch den Händen des Schöpfers entsteigt, und abends stehe

ich am gegenüberliegenden Fenster und sehe denselben Tag über den Bergen drüben in die Ewigkeit hinabsinken. Aus dem flammenden Abendhimmel, wo die silberne Sichel hängt, leuchtet Hoffnung eines andern Tages, einer weitern Frist, ein Neues zu beginnen.

Noch ein volles Jahr, und ich wende das froheste Gesicht, was je ein einsamer Pilger ostwärts kehrte, der Heimat zu. Es wird auch manches Abschiedsweh geben, wenn ich Japan verlasse; ich habe des Lebens tiefste Lektion hier draußen gelernt, und die Einsamkeit, die Abgeschiedenheit, die so schwer zu ertragen waren, haben mir ungeahnte innere Tiefen enthüllt. Was sind doch die menschlichen Wesen für sonderbare Geschöpfe! Selbst das Kreuz wird uns lieb, wenn wir es eine Weile getragen haben.

Man hat mir drei neue Kontrakte zur Unterschrift vorgelegt — Nagasaki, Tokio und Hiroshima. Aber ich lasse in Zukunft den Dingen ihren Lauf. Und was auch später aus mir wird, zuerst gehts heim. Wenn dort das Glück meiner wartet, so will ich ihm mit ausgestreckten Armen entgegenkommen. Wenn nicht, so kehre ich auf meinen Posten zurück. Gott sei Dank bin ich endlich meiner selbst sicher.

Diesen Monat ist die Lazarettarbeit viel leichter, und täglich werden Patienten nach Hause befördert. Der Friede liegt in der Luft, und wir beten aus ganzem Herzen, daß er zustande komme. Niemand außer denen, die mit eignen Augen gesehen haben, kann die unaussprechlichen Schrecken dieses Krieges ermessen. Nicht nur jene, die auf dem Schlachtfelde kämpften, haben seine volle Tragik durchlebt, sondern auch jene, die zu Hause gegen die härtern Feinde fochten, gegen Armut, Krankheit und Verlassenheit. Wenn Japan den Sieg erlangt, so geziemt die Hälfte des Ruhmes jenen stillen, heldenhaften kleinen Frauen, die ihr alles hingaben und dann die Last des Mannes auf sich nahmen und heiter bis zum Ende trugen.

Dein Bericht über die junge Missionarin, die auf ihrem Wege nach China über Japan kommt, hat mich sehr interessiert. Weiß ich doch so genau, wie sie empfinden wird, wenn sie den Dampfer verläßt und kein freundliches Gesicht und keinen Willkomm findet. Ich besprach deinen Plan mit Miß Lessing, und sie meinte, ich solle nur im Juli nach Yokohama fahren, sie abholen und direkt hierher bringen. Sag ihr, sie soll sich das Taschentuch als Erkennungszeichen um den Arm binden, und sie soll sich nicht im geringsten sorgen, ich würde mich schon um sie kümmern und sie wie eine Verwandte behandeln.

Kannst du dir denken, wie sehnsüchtig ich deine Antwort auf meinen Aprilbrief erwarte? Sie kann nicht vor dem letzten Tag im Juni kommen, und obwohl ich glücklich bin, wird mir die Zeit doch lang. Immerhin möchte ich lieber bis zum Tode so weiterleben — immer unterwegs nach dem Goldtopf am Ende des Regenbogens sein — als ankommen und kein Geld darin finden.

Du sagst, daß du fest davon überzeugt bist, daß ich der „Kapitän meines Lebensschiffleins" bin. Na, Kameradin, ich glaube, ich bins nun nachgerade, aber erlaube mir zu bemerken, daß ich ein viel- und schwergeprüfter Kapitän bin, und daß, wenn jemand das Amt übernehmen will, ers gern kriegen kann.

Yokohama, 5. Juli 1905

Glaubst du, daß, wenn die Leute könnten, sie sobald sie in den Himmel kommen, Briefe schreiben würden? Ich weiß nicht, wo anfangen und was sagen. Das einzig Feststehende in meiner Umgebung ist diese Federspitze hier, alles übrige schwimmt um mich herum in einem glitzernden, rosigen Nebel.

Ich will probieren, vernünftig zu sein und dir einen Begriff davon zu geben, was sich zugetragen hat, aber wie ichs zu Papier bringen soll, ahne ich noch nicht. Ich kam gestern, am 4. Juli, mit dem Frühzug hier an und jagte hinunter an den Hafen, um das Passagierboot bei seiner Landung zu empfangen. Ich hatte kein Frühstück gehabt, und meine Nerven waren geschraubt; denn der ersehnte Brief von dir war nicht gekommen, und meine Angst wuchs beständig.

Ich nahm also meinen Platz auf den Stufen ein, als das Boot, landete und wartete — mit sehr geringer Aufmerksamkeit muß ich gestehn — auf deine junge Missionarin. Nach kurzer Zeit gewahrte ich auch ein Taschentuch am Ärmel, aber, aber — es war eines Mannes Ärmel. Noch einmal schaute ich danach hin, und mein Herz stand still. Jack! schrie ich, und dann wurde mirs schwarz vor den Augen, und ich wußte nichts mehr. Das war das erstemal in meinem Leben, daß ich ohnmächtig wurde. Kummer und Leid haben mich nicht umzuwerfen vermocht, aber solche Freude war genug, mich zu töten.

Als ich zu mir kam, befand ich mich im Hotel und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Wußte ich doch, daß alles nur ein Traum sei, und ich mochte nicht in die Wirklichkeit zurückkehren. Ich lag und klammerte mich an meine Vision, bis ich eine männliche Stimme neben mir sagen hörte: Sie wird sich nun finden, ich will sie schon pflegen! Da öffnete ich die Augen, und angesichts dreier japanischer Mädchen und vier japanischer Männer und zweier Damen vom Dampfer warf ich die Arme um Jacks Hals und schluchzte in seinen Kragen hinein.

Den ganzen Morgen über mußte ich mich ganz still verhalten, und kurz vor dem Tee teilte mir Jack sehr ruhig mit, daß er alle Vorbereitungen zu unsrer Trauung um drei Uhr getroffen habe. Ich erklärte, das könne ich nicht, daß ich einen Kontrakt unterzeichnet habe, daß Miß Lessing mich für verrückt halten würde, und daß ich mir wenigstens erst einmal alles zurechtlegen müsse. Aber du kennst ja Jack! Jede Entgegnung, die mir einfiel, schlug er zurück und sagte, er würde mit Miß Lessing sprechen und alles in Ordnung bringen, daß ich zu abgearbeitet sei, um noch länger zu lehren, und endlich, daß ich ihm doch auch ein wenig Rücksicht schuldig sei nach vierjähriger Wartezeit. Da wurde mir klar, wie sich die Linien seines Gesichts vertieft hatten, und wie sein Haar meliert geworden war — und prompt übergab ich die Festung.

Wir wurden in einer kleinen englischen Kirche getraut mit einem halben Dutzend Zeugen. Mehrere Amerikaner, die Jack auf dem Dampfer getroffen hatte, eine meiner Bekannten von der Mission und der japanische Schreiber bildeten das Auditorium. Noch immer scheint es wie ein schöner Traum zu sein und bin besorgt, Jack im Auge zu behalten aus Furcht vor dem Erwachen. Es war für mich der 4. Juli, unser Nationalfest und Weihnachten und Geburtstag und Hochzeitstag alles mit- und durcheinander. Die ganze Stadt feierte mit. Das Hotel war ein Meer von Fahnen und Bändern, die Bucht voll von allen Arten von Vergnügungsbooten. Abends ließen sie ein großes Laternenfest und Feuerwerk los und errichteten eine riesige Gestalt des Onkel Sam mit Sternen auf seinen Rockschößen. Tausende von Japanern in den buntesten Kimonos drängten sich auf dem Quai, lauschten der Musik und beobachteten die Ausländer und das Feuerwerk.

Jack und ich waren wie zwei Kinder; er vergaß, daß er ein gesetzter Arzt ist, und ich, daß ich eine Missionskindergartenlehrerin gewesen bin. Wir waren wieder Junge und Mädel und bis über die Ohren verliebt ineinander. Es war das erstemal seit fünf Jahren, daß mir der 4. Juli kein Unglück gebracht hat. Wie

eins meiner Mädchen einst von sich sagte: Mein kleines einsames Herz war davongeflogen.

All meine Einsamkeitsgefühle, Heimweh und Kummer sind nun gerechtfertigt. Ich klage nicht um die Vergangenheit, denn durch sie ist die Gegenwart.

Besinnst du dich auf das Wort: Ich will die Jahre erstatten, die die Heuschrecken gefressen haben? Siehst du, ich glaube, daß mir Gott meine verlornen Jahre durch die Kampfeszeit hier draußen erstattet hat, und daß es mir vergönnt ist, ein neues Leben zu beginnen.

Natürlich weißt du schon, daß wir die Reise um die Welt vollenden. Es scheint freilich ein bißchen wankelmütig von mir, zu sagen, daß ich mich darauf freue nach all meinem Jammern nach der Heimat. Aber der Witz ist nämlich der: die Heimat ist zu mir gekommen. Jack sagt, wir werden dich und Dr. Leet in Paris treffen. Denkst du, ich lasse mir weismachen, daß es im Himmel noch herrlicher sei als jetzt bei uns auf der Erde!

Der Versuch, dir zu danken, meine liebste Kameradin, für deinen Anteil an meinem Glück, ist ganz nutzlos. Seit dem ersten Lebenstage ist meine Dankbarkeit gegen dich ein chronischer Zustand. Aber aus vollem Herzen und mit ganzer Seele rufe ich dir zu: Gott segne dich, und lebewohl!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 10. Mai 1909

(Konservativ-agrarische Kampfmethode. Die Besoldungsvorlagen im Reich und in Preußen. Deutschland und Italien.)

In Sachen der Reichsfinanzreform ist die Lage noch immer unverändert. Es versteht sich von selbst, daß die Regierung ihre Bemühungen nicht aufgibt, eine Verständigung mit den Blockparteien und zwischen ihnen herbeizuführen. Einstweilen aber haben diese Bemühungen noch zu keinem Ergebnis geführt. In der konservativen Partei halten die einflußreichsten Kreise, jedenfalls die, die sich am lautesten bemerkbar machen, an der von der Führung gegebnen Stellung und somit auch an dem Widerstande gegen die Erbanfallsteuer fest, obwohl weite Kreise innerhalb der Partei mit Befremden, mit Bekümmernis und teilweise mit Entrüstung dieser Haltung der Führer entgegenstehn. Diese Kreise möchten nicht gern Uneinigkeit in die Partei bringen und verhalten sich abwartend, da sie nicht wissen, wie sie den Terrorismus des Bundes der Landwirte brechen sollen. Aus den konservativen Vereinen der Berliner Vororte erfolgen zahlreiche Austritte; so wenig das rein ziffernmäßig besagen mag, so charakteristisch ist die Erscheinung, denn die Stützen gerade dieser Vereine sind vornehmlich Offiziere, höhere Beamte, mittlere Gewerbtreibende, Schriftsteller, Berufspolitiker, alles Leute, deren konservative Gesinnung auf selbständiger Überzeugung beruht und nicht durch Schlagworte und Interessen zu beeinflussen ist. Was diese Konservativen so stark verstimmt, ist nicht die Meinungsverschiedenheit selbst, sondern die unwürdige Kampfweise derer, die für sie das Wort zu führen beanspruchen. Auch wer die Nachlaßsteuer oder Erbanfallsteuer persönlich für eine sehr zweckmäßige Einrichtung hält, wird mit voller Ruhe und Achtung die Gründe eines andern prüfen und

würdigen können, der dagegen allerlei Bedenken anzuführen hat. Aber für einen Teil der Konservativen ist es eine bittere Erfahrung, die Wortführer der Partei, darunter die Vertreter der Landwirtschaft, für die sie so gern selbst eintreten, unter Zustimmung der Reichstagsfraktion und der Parteileitung Wege einschlagen zu sehen, die zur Verleugnung der besten und bewährtesten Grundsätze der Partei führen.

In dem führenden Organ der Agrarier, der Deutschen Tageszeitung, kann man dafür täglich Beispiele finden. Daß ein solches Blatt, das auf weite Volkskreise wirken will, gelegentlich auch Stimmen und Meinungen berücksichtigt, die einen außerordentlich engbegrenzten Horizont des Einsenders verraten, ist zu verstehn. Aber was soll man dazu sagen, wenn den Lesern dieses Blattes, das doch auch auf die Achtung anständiger Leute von selbständigem Urteil und Weltkenntnis Anspruch erhebt, Ausführungen wie die folgenden, die von einem „mittlern Beamten in Berlin“ herrühren, zugemutet werden: „Zu den Freunden der Nachlaßsteuer gehören hauptsächlich folgende Gruppen: Erstens Professoren, die uns ungefähr folgendermaßen belehren: Ein Staat besteht aus Menschen. Stirbt ein Mensch, so hinterläßt er entweder Vermögen, oder er hinterläßt keins. Alle Menschen aber sterben einmal. Das einfachste Mittel also, der Staatskasse ständige Zufuhr zu sichern, ist die Einsetzung des Staats als Miterben in Form einer Nachlaßsteuer. Voraussetzung für die Erarbeitung des Besitzes und dessen Erhaltung durch die Familie? Phrasen! Die zweite Gruppe ist das mobile Kapital; die dritte gewisse großstädtische Zeitungen (meistens zur zweiten Gruppe gehörig) und die unter ihrer Suggestion stehenden Bevölkerungsklassen.“

So geht es weiter in krausen und verworrnen Anklagen gegen das mobile Kapital und die Großstädte; Gutgemeintes und krasse Übertreibungen in buntem Gemisch; und das alles vorgetragen mit der rührenden Ahnungslosigkeit eines braven Mannes, der das, was eigentlich geschehen soll, und um was es sich handelt, überhaupt gar nicht begriffen hat und uns nur ein Beispiel gibt, welche Verwüstungen in seinem unter der Suggestion der Deutschen Tageszeitung stehenden Gehirn angerichtet worden sind.

Ein weiteres Beispiel dafür, daß die agrarische Kampfweise nicht in dem Vorführen vernünftiger Gründe, sondern nur in dem Wachrufen demokratischer Instinkte besteht. Es wäre noch vor kurzer Zeit unmöglich gewesen, daß das Urteil eines bekannten Demokraten und eines sozialliberalen Eigenbrödlers auf die Deutsche Tageszeitung Eindruck gemacht hätte. Gerade diese Persönlichkeiten — Dr. Breitscheid und der Reichstagsabgeordnete Potthoff — wurden, wenn sie überhaupt in dem Blatte genannt wurden, mit Spott und Hohn überschüttet. Aber da hat nun kürzlich Dr. Breitscheid auf seine Art die Konservativen gelobt: „Sind doch ganze Kerls, unsre Junker! Bei aller Abneigung vor ihren politischen Idealen: es sind Leute von Rückgrat und festem Charakter.“ Diese und ähnliche Sätze gehen dem agrarischen Blatte sehr glatt hinunter; es zitiert sie voll Genugtuung. Ein wirklicher Konservativer würde stutzig werden bei dem Lob aus diesem Munde. Man denke nur an die Kanalvorlage zurück! Wir wollen hier ganz davon absehen, ob die damals opponierenden Konservativen Recht oder Unrecht hatten — jedenfalls waren es klare, sachliche Gründe, die die Konservativen in einer bestimmten, rein wirtschaftlichen Frage in die Opposition trieben. Man brauchte diese Gründe nicht für richtig zu halten, aber es lag keine Ursache vor, ihre Vertreter zu verunglimpfen. Dennoch geschah es von liberaler Seite. Warum pries damals kein Demokrat die Rückgratfestigkeit der konservativen Volksvertreter, die sich sogar einer Maßregelung aussetzten? Weil diese Leute damals wirklich auf

einer eignen, wohlgegründeten, pflichtmäßigen Überzeugung standen, und das hat noch kein Demokrat jemals bewundert. Aber der sachlich unbegründete Eigensinn, der sich dem Staat als Hemmschuh vorlegt, der seine Kraft nur von den Strahlen der Gnadensonne des Königs Demos empfängt — der macht in den Augen des waschechten Demokraten den „ganzen Kerl". Nicht jeder jedoch, der nach der Meinung der Demokratie ein festes Rückgrat hat, steht fest und gesund auf den Beinen; die steife, aufrechte Haltung verrät in gewissen Fällen gerade ein krankes Rückenmark. Die Bewunderung der Demokratie ist ein sehr zweifelhafter Vorzug; sie ist vielmehr fast ein sicheres Zeichen, daß es sich nicht um eine gesunde Opposition handelt, wobei wir unter „gesunder Opposition" die abweichende Meinung von Männern verstehn, die grundsätzlich bereit sind, dem Staate zu geben, was dem Staate zukommt, und von diesem Standpunkt aus die Fragen sachlich prüfen.

Um die agrarische Kampfweise noch weiter zu schildern, sei endlich folgendes erwähnt. Die Konservative Korrespondenz hatte einen Rechtfertigungsversuch für die konservative Politik unternommen, und darauf brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung eine Erwiderung. Darin wurde zunächst die konservative Behauptung zurückgewiesen, die Zustimmung der Partei zu dem Erbschaftssteuergesetz von 1906 sei geschehen im Vertrauen auf feierliche Erklärungen aus dem Munde des Fürsten Bülow und des Freiherrn v. Rheinbaben, daß diese Steuer niemals auf Kinder und Ehegatten ausgedehnt würde. Offiziös wurde bemerkt: „Solche feierliche Erklärungen sind nicht abgegeben worden. Der Reichskanzler hat bei den damaligen Verhandlungen lediglich die Bedenken gegen eine Erbschaftssteuer überhaupt entwickelt, um zu beweisen, »daß die verbündeten Regierungen an diesen Bedenken nicht achtlos und leichtsinnig vorbeigegangen sind«. Der preußische Finanzminister hat bei jenen Beratungen zwar seine Gegnerschaft gegen die vom Abgeordneten Fritzen (Zentrum) als möglich behandelte Deszendentensteuer bekundet, aber keineswegs ein bindendes Versprechen gegen diese Steuer gegeben."

Was hat nun die Deutsche Tageszeitung zu dieser klaren Feststellung zu bemerken? Sie benutzt mit echt jesuitischer Dialektik die letzte Wendung, um glauben zu machen, die Regierung wolle nur ein bindendes Versprechen, nicht aber ihre Erklärungen ableugnen. Über die Feststellung, daß die Regierung damals überhaupt gar keine Erklärungen über die Deszendentensteuer abgegeben hat, gleitet das Agrarierblatt sanft hinweg. Wenn Herr v. Rheinbaben damals für seine Person und als preußischer Ressortminister in der Debatte seine Ansichten gegen die Deszendentensteuer geltend gemacht hat, so ist es doch einfach selbstverständlich, daß die verbündeten Regierungen dadurch nicht gebunden sind. Der Reichskanzler aber hat über die Deszendentensteuer damals überhaupt nicht gesprochen. Trotzdem meint die Deutsche Tageszeitung: „Aus diesen feierlichen Erklärungen mußte aber geschlossen werden, daß die damalige und gegenwärtige Regierung nicht daran denken würde, jemals die Erbschaftssteuer auf Kinder und Ehegatten auszudehnen." Warum mußte das geschlossen werden? Etwa daraus, daß der Reichskanzler diese Frage überhaupt gar nicht berührte? Das ist eine neue Beweismethode, die wirklich zu empfehlen ist. A hat mit B von einer neuen Villa gesprochen, die er sich gekauft hat; er hat zwar nicht davon gesprochen, daß B sein Gast sein solle, aber B meint, aus der Erwähnung des Kaufs müsse er schließen, daß A ihn zu Gast geladen habe! Das ist ungefähr dieselbe Logik. Herr v. Rheinbaben aber wird sich freuen, daß jede von ihm geäußerte Ansicht — auch eine solche, die er selbst später nach seinem eignen Geständnis als unhaltbar erkannt hat, und die eine Frage betrifft, worüber ihm allein gar keine Entscheidung zustand — einen so ungeheuer tiefen Eindruck auf eine ganze Partei macht, daß diese blindlings glaubt, die ganze deutsche

Reichspolitik sei für absehbare Zeiten darauf festgelegt. Denn man beachte wohl: die gegenwärtige Regierung soll nicht daran denken, jemals die Erbschaftssteuer auf Kinder und Ehegatten auszudehnen! Die Deutsche Tageszeitung fügt hinzu: „Wenn diese Erklärungen nicht »feierlich« gemeint waren, so hat die Konservative Korrespondenz ihnen einen höhern Wert beigemessen, als sie hatten oder haben sollten; daraus ist ihr aber kein Vorwurf zu machen.“ Das soll eine besondre Bosheit gegen die Regierung sein, ist aber in Wahrheit vielmehr eine Unhöflichkeit gegen die konservative Partei, die in Wirklichkeit nicht so tölpelhaft und naiv ist, wie es eine große Partei sein müßte, wenn sie ihre Politik auf leichtfertige Annahmen, falsche Schätzungen und unlogische Schlußfolgerungen aus mißverstandnen und ungenau aufgefaßten Reden von Regierungsvertretern aufbauen wollte.

Wie sehr die konservative Partei jetzt ihren sonst so stark betonten Grundsätzen untreu geworden ist, geht auch daraus hervor, daß sie dem Reichskanzler einen Vorwurf daraus macht, daß er auf die führende Rolle der Regierung in der Reichsfinanzreform nicht verzichten will, daß er die Entscheidung über bestimmte Vorschläge fordert und nicht, wie die Konservativen wollen, irgendwelche Vorschläge aus der Hand einer beliebigen Zufallsmehrheit entgegennimmt. Und weil Fürst Bülow es ablehnt, eine von den verbündeten Regierungen nicht gutgeheißene, unzureichende Lösung durch eine konservativ-klerikale Mehrheit votieren zu lassen, weil er also der Parlamentsmehrheit nicht die Führung überlassen will, beschuldigt ihn ein konservatives Blatt erstaunlicherweise der Nachgiebigkeit gegen den Gedanken eines parlamentarischen Regiments! Begründet wird diese alles auf den Kopf stellende Andeutung damit, daß es dem Fürsten Bülow nicht um die Durchführung der Reichsfinanzreform, sondern um die Erhaltung der ihm genehmen Blockmehrheit zu tun sei. Mit dieser unsinnigen und gezwungnen Beweisführung wird zu verdecken gesucht, daß die Konservativen von der Regierung verlangen, sie solle sich einer — übrigens noch zweifelhaften — Parlamentsmehrheit einfach unterwerfen, also gerade das tun, was von der konservativen Partei sonst am schärfsten bekämpft wird.

Die Folgen des unerquicklichen Zustandes der Finanzreformfrage sind in jeder Beziehung bedauerlich. Auch die Neuordnung der Besoldungen der Reichsbeamten und Offiziere kommt deswegen nicht zustande. Zwar haben die Kommissionsberatungen darüber begonnen, aber zu wirklichen Ergebnissen kann man nicht gelangen, solange das Schicksal der Reichsfinanzen nicht entschieden ist. Es ist daher einstweilen noch sehr überflüssig, daß man sich darüber gestritten hat, ob man den Reichsbeamten vor den preußischen Beamten Vorzüge einräumen darf. Man hörte dabei sogar die seltsame Bemerkung, es würde doch auch nicht danach gefragt, ob die Besoldung der Reichsbeamten in Übereinstimmung mit den Besoldungsvorschriften andrer Bundesstaaten sei. Ein Zeichen, wie wenig sich manche Parlamentarier in die wirklichen Verhältnisse hineinzuversetzen vermögen. Denn abgesehen von dem Reichsgericht und einzelnen Außenposten befindet sich doch der ganze Apparat der Reichsverwaltung in der preußischen Hauptstadt, jeder Reichsbeamte also in unmittelbarer Berührung mit preußischen Beamten von gleichem Rang und entsprechendem Arbeitsfeld. Daß man also Ungleichheiten, die als Ungerechtigkeiten empfunden werden, möglichst vermeidet, ist doch selbstverständlich. Vorläufig ist die Lage dadurch noch verwickelter geworden, daß auch in Preußen die Besoldungsfrage auf ein Hemmnis gestoßen ist, weil sich das Herrenhaus den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses nicht angeschlossen hat, obwohl die Regierung mit dem Abgeordnetenhause einig geworden war. Das Herrenhaus hat daran verschiedne Änderungen vorgenommen und vor allem die von den beiden andern gesetzgebenden

Faktoren bewilligte rückwirkende Kraft des neuen Gesetzes vom 1. April 1908 an, zwar nicht für die Gehälter, wohl aber für die Wohnungsgeldzuschüsse gestrichen. Auch an dem Lehrerbesoldungsgesetz hat das Herrenhaus Änderungen vorgenommen. Es hat den großen Städten die bisherigen Staatszuschüsse, die gestrichen werden sollten, weiter bewilligt, und um diese Summen wieder einzubringen, einzelne Besoldungsbestimmungen zu ungunsten der Lehrer verschoben. Nun ist das Abgeordnetenhaus aufs neue mit diesen Fragen beschäftigt. Es ist nicht zu verwundern, daß alle diese Verhältnisse in Verbindung mit den unerfreulichen Erfahrungen bei der Reichsfinanzreform eine große Verstimmung in der Beamtenschaft hervorgerufen haben. Man wird bei Betrachtung der jetzigen Lage unwillkürlich an ein Bismarckwort erinnert, an eine Stelle, die sich in der großen sozialpolitischen Rede vom 9. Mai 1884 findet. Fürst Bismarck sagte damals: „Die Politik macht uns tot, indem sie uns hindert, unsre Interessen wahrzunehmen; sobald es der Parteipolitik, der Fraktionspolitik nicht paßt, so können die Interessen zugrunde gehn, und es kann darüber ausgepfändet werden oder Hungers sterben, wer will — das ist der Fraktion als solcher vollständig gleichgiltig; sie fragt nur: Was nützt es meiner Fraktion? Vivat fractio, pereat mundus!"

In der auswärtigen Lage ist wenigstens eine größere Beruhigung eingetreten, weil die Fragen, die die Mächte gemeinsam in Atem hielten, vorläufig gelöst sind, im übrigen aber die Mächte reichlich mit sich selbst zu tun haben. Zwar schlummern hinter der jetzigen Entwicklung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel wie im ottomanischen Reich überhaupt allerlei Möglichkeiten; in Persien sind die Verhältnisse trotz der russischen Intervention noch unklar genug, und in Marokko droht das Feuer der Unruhen und Wirren wieder aufzuflammen. Aber nirgends besteht die Neigung, aus diesen Schwierigkeiten wieder eine Frage für die europäische Politik zu machen. England ist, wie wir, in Finanzsorgen, Frankreich in sozialpolitischen Nöten und in der Besorgnis vor einer Auflehnung der Beamten und einem Generalstreik, Ungarn hat seine Ministerkrisis und Rußland ein ganzes Bündel ungelöster Probleme und politischer Fragezeichen. So können wir denn wieder den Zustand verzeichnen, den die Diplomatensprache eine détente nennt.

Der Kaiser verläßt jetzt Korfu, besucht Malta und wird am 12. d. M. in Brindisi mit dem König von Italien zusammenkommen. Diese Zusammenkunft ist um so mehr zu begrüßen, als die Stellung Italiens im Dreibunde wieder häufiger Gegenstand von allerlei mißvergnügten und gehässigen Erörterungen geworden ist. In Italien selbst hat der Deputierte Barzilai eine Anfrage an die Regierung gerichtet, die schon durch ihre Fassung zeigt, daß der Interpellant das Ausscheiden Italiens aus dem Dreibund als die ihm und seinen Gesinnungsgenossen angenehmste Lösung ansehen würde. In Wirklichkeit denkt von den maßgebenden Persönlichkeiten in Italien niemand an diese Lösung in absehbarer Zeit. Denn der Dreibund besteht noch auf mehrere Jahre hinaus, und die letzte Möglichkeit, ihn früher zu kündigen, ist von der italienischen Regierung vorübergelassen worden, ohne davon Gebrauch zu machen. Die Orientkrisis brachte für Italien eine keineswegs leichte Aufgabe mit sich. Trotzdem war die Haltung der italienischen Regierung den beiden andern Dreibundmächten gegenüber vollkommen loyal und korrekt. Das ist in Wien und Berlin dankbar anerkannt worden. Und dadurch ist das schon früher vorhandne Vertrauen befestigt worden, daß König Viktor Emanuel, die italienischen Staatsmänner und alle einsichtigen Politiker in Italien am Dreibund festhalten wollen und den Wert dieses Verhältnisses durchaus würdigen. Realpolitische Gründe sehr gewichtiger Art sind es, die alle ernsthaften Staatsmänner in Italien immer wieder auf freundschaftliche und durch feste Abmachungen gesicherte Beziehungen zu

den europäischen Zentralmächten hinweisen. Freilich können auch die dreibundfreundlichen Politiker nicht übersehen, daß Italien als Mittelmeermacht sich nicht einfach den mitteleuropäischen Interessen anschließen kann, sondern auch den Westmächten gegenüber eine freundliche und vorsichtige Politik treiben muß. In dieser Beziehung haben es König Viktor Emanuel und seine verantwortlichen Berater ihren Bundesgenossen gegenüber niemals an Ehrlichkeit fehlen lassen. Darum sind auch die persönlichen Beziehungen zwischen den Monarchen und den leitenden Staatsmännern der Dreibundmächte immer aufrichtig und herzlich gewesen. Das muß man betonen, auch wenn man sehr wohl weiß, daß die Volksstimmung und Volksmeinung in Italien im großen und ganzen nur mäßige, vielfach örtlich begrenzte Sympathien für Deutschland hegt, ja in vielen Teilen Italiens und in gewissen sozialen Kreisen sogar deutschfeindlich ist. Besonders sind es republikanische Strömungen, die aus leicht erkennbaren Gründen die engere Fühlung mit Frankreich suchen und Abneigung gegen Deutschland zur Schau tragen. Diese Stimmung findet ihre Nahrung in vielen angesehenen Preßorganen, die ganz im französischen Fahrwasser schwimmen und unter französischem Einfluß stehn. Aber zum Glück sind die Italiener nicht auf Gefühlspolitik angelegt. Wenn es sich um positive Entscheidungen handelt, kommt doch der richtige Instinkt für den Vorteil des Landes zum Ausdruck. Und alle Staatsmänner, die bisher diesen Vorteil klar und entschieden wahrgenommen und infolgedessen das Vertrauen der Mehrheit ihres Volkes erworben haben, kommen doch immer wieder auf die Notwendigkeit und den Nutzen des Dreibundes zurück. Wenn jetzt von italienischer Seite — übrigens wohl nur, um eine Anknüpfung zur Kritik an dem Dreibund zu haben — eine gewisse Empfindlichkeit zur Schau getragen wird, daß bei dem engen Zusammengehn Deutschlands und Österreich-Ungarns die Haltung der dritten Dreibundmacht weder vom Fürsten Bülow noch von Baron Aehrenthal besonders erwähnt worden ist, so weiß sicher der König selbst, der Minister Tittoni und alle, die über die Ereignisse näher unterrichtet sind, daß darin keinerlei Unfreundlichkeit gesucht werden kann, höchstens eine verständnisvolle Würdigung der besondern Schwierigkeiten, denen Italien bei der Führung seiner Politik ausgesetzt ist. Diese Politik aber erfreut sich, zumal da sie in der Hand des Herrn Tittoni liegt, durchaus des Vertrauens der verbündeten Mächte.

Koloniale Rundschau

Berlin, 11. Mai 1909

Die Sensationen auf kolonialem Gebiete hören heutzutage nicht mehr auf. Es sind dies allerdings nicht die Sensationen früherer Zeiten, die regelmäßig in „Kolonialskandalen“ bestanden, sondern die heutigen Sensationen haben immer einen realen Hintergrund, sei er nun wirtschaftlicher oder politischer Natur. Herr Dernburg ist längst des trocknen Tones satt, er bringt das nötige Temperament in die Diskussion, und daneben sorgt er als gewiegter Börsenmann dafür, daß das wirtschaftliche Leben im Fluß bleibt. Und die Natur selbst scheint ihm ihren Beistand zu leihen. Einmal sind es großartige Diamantenfunde, ein andermal Vulkanausbrüche, die seinen Neigungen und Bestrebungen rechtzeitig zu Hilfe kommen. Kein Wunder, daß seine Überraschungen meist ein dankbares Publikum finden, um so mehr, als sich auch der kritisch veranlagte Kolonialfreund nicht mehr recht auskennt und gegenüber den nicht wegzuleugnenden wirtschaftlichen Erfolgen mit seiner noch so wohlbegründeten Kritik nicht viel Glück hat. Da muß schon eines Tags ein kleiner Kladderadatsch — den wir zwar nicht wünschen wollen, der aber nichtsdestoweniger bestimmt kommt — dafür sorgen, daß die koloniale Hausse nicht in den Himmel wächst und wir uns eines Tags wieder auf dem soliden Boden gut-

bürgerlicher Siedlungspolitik befinden, die allein unsrer Kolonialarbeit das nötige Rückgrat verleiht. Nun zu den Sensationen.

Die neuste Sensation ist die in Vorbereitung befindliche Verstaatlichung der Otavibahn, die zwischen der Kolonialverwaltung und der Otavigesellschaft soeben vereinbart worden ist. Als Preis ist auf der Basis der vermutlichen heutigen Entstehungskosten plus Bauzinsen und dem üblichen Unternehmergewinn der Betrag von 22 Millionen Mark in Aussicht genommen. Gleichzeitig mit dem Verkauf erfolgt die Verpachtung der Bahn an die Otaviminen- und Eisenbahngesellschaft auf längstens dreißig Jahre zu etwa 5,90 Prozent des Kaufpreises. Natürlich unterliegen diese Abmachungen noch der Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften und der Generalversammlung der Otavigesellschaft. An sich ist die Verstaatlichung der Otavibahn sicherlich zu begrüßen, sie bedeutet einen Schritt vorwärts auf dem Wege zu Entwicklung eines gesunden selbständigen Staats- und Wirtschaftslebens in der Kolonie. Unsympathisch berührt nur der Zeitpunkt. Wir meinen, man hätte auf die jedenfalls übertriebne Hausse der Otavianteile Rücksicht nehmen und mit der Einleitung der Verstaatlichungsverhandlungen warten können, bis in absehbarer Zeit ein normaler Zustand eingetreten wäre. Nachdem durch den bekannten Vortrag Dernburgs seinerzeit der Anstoß zu dieser Hausse gegeben worden war, wäre eine gewisse Vorsicht der Kolonialverwaltung in dieser Hinsicht doch wohl am Platze gewesen, denn es war natürlich klar, daß die Verstaatlichungsverhandlungen ein weiteres ungesundes Hinaufschnellen der Otavianteile und damit in Zusammenhang stehender Werte zur Folge haben würden.

Die Verstaatlichung mußte ja eines Tages erfolgen, denn ein Schienenweg, der mit einer staatlichen Verkehrslinie parallel läuft und weiterhin einen besonders zukunftsreichen Teil der Kolonie erschließt, durfte auf die Dauer nicht einseitigen Interessen dienen. Denn das hat die Otavibahn unzweifelhaft getan, ohne daß man der Gesellschaft daraus einen Vorwurf machen kann. Über den Kaufpreis läßt sich ohne genaue Kenntnis der Akten natürlich nicht urteilen. Er wird im Reichstag noch eingehender Prüfung unterliegen müssen. Der Pachtschilling, den die Otavigesellschaft für den Betrieb der Bahn an den Fiskus zahlen soll, scheint für diesen ganz günstig zu sein, denn eine Verzinsung von fast 6 vom Hundert kann sich neben der der heimischen Eisenbahnen, die $3^1/_2$ bis 5 vom Hundert beträgt, sehen lassen. Nun ist die Bahn fast ausschließlich zur Ausbeutung der Kupfererzlager der Gesellschaft gebaut worden; man konnte also sagen, daß der Verstaatlichung eine gewisse Berechnung der Zeitdauer zugrunde gelegt werden muß, für die der Bahn die Erztransporte mit einiger Wahrscheinlichkeit gewährleistet werden können. Wir wollen einmal annehmen, daß dies geschehen, und daß die Lebensdauer der Otaviminen auf dreißig Jahre, die Dauer des ersten Pachtvertrags, normiert worden ist. Würde man voraussetzen, daß nach dieser Zeit die Kupfertransporte wegfallen, so müßte bei der Verstaatlichung nicht nur an Verzinsung sondern auch an Amortisation gedacht werden. Aber wir glauben, man kann diesem Einwand ruhig mit dem Hinweis begegnen, daß mit ziemlicher Sicherheit in der Zwischenzeit weitere Erzlagerstätten erschlossen werden dürften, und daß zweifellos bis dahin der Norden der Kolonie landwirtschaftlich so weit entwickelt sein wird, daß die Eisenbahn davon leben kann. Denn bekanntlich ist gerade der Norden der landwirtschaftlich wertvollste Teil der Kolonie; und späterhin wird der Acker- und Plantagenbau im Ovamboland und im Caprivizipfel der Bahn zusammen mit der Viehwirtschaft des Hererolandes nach menschlicher Voraussicht genügend Massentransporte liefern, um deren Rentabilität zu sichern, auch wenn mit dem Bergbau nicht mehr viel los sein sollte.

Voraussetzung ist natürlich, daß schon jetzt bewußt auf diese Entwicklung hingearbeitet wird. Daran hats bis jetzt gehapert. Man entsinnt sich wohl der Klagen der Ansiedler des Nordens, die etwa vor Jahresfrist durch die Presse gingen, daß die Tarifpolitik der Otavigesellschaft Viehtransporte auf ihrer Bahn schlechterdings unmöglich machte; und Dernburg gab auch seinerzeit zu, daß Mißstände in dieser Hinsicht vorliegen. Es muß somit angenommen werden, daß bei dem Abschluß des Eisenbahnpachtvertrags auch die Vertreter der Landwirtschaft aus der Kolonie ein Wort mitzureden haben werden. Denn das muß immer wieder betont werden: das Rückgrat der Kolonie ist die Siedlung, somit die Farmwirtschaft. Sie muß mit allen Mitteln auf eine gesunde Grundlage gestellt werden. Sicherlich mag für den Fiskus der Bergbau zunächst lukrativer sein. Aber der Bergbau ist Zufälligkeiten unterworfen und in hohem Maße vom Weltmarkt abhängig und beruht auf dem internationalen Kapital. Die Farmwirtschaft aber ist deutsch, und solange drüben deutsche Siedler die Hände rühren, ist auch der Bestand der Kolonie gesichert. Und darum soll man die deutsche Siedlung zuerst, wenn auch unter Opfern, auf die Füße stellen, wie es andre Kolonialstaaten machen. Es ist ja verständlich, daß Dernburg den Gründungen des Großkapitals besondre Fürsorge angedeihen läßt. Aber dem deutschen Volke sind die Siedlungen wichtiger, und letzten Endes steht und fällt auch der Bergbau, sofern er deutsch sein will, mit dem Wohlergehn und der politischen Festigkeit dieser Siedlung.

Daran hat wohl Dernburg nicht gedacht, als er die Anschauungen der Ansiedler über die Selbstverwaltung — so erzählen wenigstens die Windhuker Nachrichten — seinerzeit „saudumm" nannte. Ich bin als Süddeutscher weit entfernt davon, eine solche rednerische Entgleisung eines rücksichtslosen Temperaments tragisch zu nehmen, und die Südwestafrikaner haben dies auch nicht getan. Aber auch, wenn man diese Antwort Dernburgs aus Groeberschem Deutsch in parlamentarisches übersetzt, so bleibt offenbar immer noch eine völlige Verkennung des gesunden und berechtigten Selbständigkeitsdrangs freischaffender Männer übrig, die sehr zu bedauern ist. Aus den Forderungen unsrer Landsleute drüben spricht der Geist, den wir zur Kolonialpolitik brauchen, der Geist, dem die Zukunft gehört, und die Regierung täte gut daran, wenn sie diesen Geist nicht durch rückständigen Bevormundungstrieb zu unterdrücken suchen würde. Wir haben den Streit um die Befugnisse der Organe der Selbstverwaltung schon wiederholt erörtert und können darauf verweisen. Gewünscht hätten wir in diesem Falle, daß die Ansiedler den Streit nicht auf die Spitze getrieben, sondern einige Zeit zugewartet hätten, ob sich nicht die Selbstverwaltung von selbst in der von ihnen erstrebten Form entwickelt, aber — das muß gesagt werden — im Prinzip haben sie mit ihren Forderungen recht.

Auf all dies und andres werden wir in einem besondern Aufsatz über die Entwicklung Südwests demnächst zurückkommen. Wir wollen aber jetzt Südwest nicht verlassen, ohne noch etwas erfreuliches zu erwähnen, nämlich die Verordnung über die Besteuerung des Grundeigentums, die Gouverneur von Schuckmann soeben erlassen hat.

Danach unterliegt das bebaute und unbebaute Grundeigentum einer Grundsteuer und einer Umsatzsteuer. Die Grundsteuer beträgt jährlich für ländliche Grundstücke für das Hektar in den nördlichen und mittlern Bezirken einen Pfennig, in den südlichen Bezirken Gibeon, Keetmanshoop und Lüderitzbucht sowie in der Namib oder Gegenden von ähnlichem Charakter einen halben Pfennig, bei Kleinsiedlungen 1 Mark für jede angefangnen 10 Hektar, bei städtischen Grundstücken 2 Pfennige für das Geviertmeter, wenigstens aber 2 Mark. Die Umsatzsteuer

wird bei Übergang des Eigentums an einem städtischen oder ländlichen Grundstück und an einer Kleinsiedlung unter Lebenden oder von Todes wegen erhoben und beträgt 2 vom Hundert des Wertes. Auf den Eigentumsübergang zwischen Voreltern, Eltern und Nachkommen sowie auf den Eigentumsübergang zwischen Eheleuten von Todes wegen findet diese Vorschrift keine Anwendung. Von der Grundsteuer sind befreit: der Landesfiskus, kommunale Verbände, Neuansiedler für das laufende Steuerjahr, schließlich die South West Africa Co. im Umfange der in der Konzession vom 12. September 1892 über die Befreiung von der Steuerpflicht getroffnen Bestimmung.

Diese Verordnung ist eine befreiende Tat insofern, als durch sie endlich mit der Steuerfreiheit der großen Landgesellschaften*) gebrochen ist und diese jetzt mit ihrem gesamten Landbesitz zu den allgemeinen Lasten herangezogen werden, die seither fast ausschließlich auf den Schultern der Einzelansiedler ruhten. Freilich sind diese dadurch nicht entlastet, aber immerhin ist die neue Steuer für ihren vorwiegend produktiven Landbesitz eine geringe Belastung. Dagegen bringt die Besteuerung des großen Besitzes der Landgesellschaften der Kolonie eine schöne Summe Geldes ein, und andrerseits zwingt sie diese, von ihrer bisherigen, vorwiegend spekulativen Politik abzugehn und ihren Landbesitz schleunigst zu veräußern oder selbst produktiv zu gestalten. Jedenfalls gewährleistet die neue Steuer dem Fiskus ansehnliche Einnahmen. Es ist also begründete Hoffnung vorhanden, daß die Einnahmen der Kolonie durch die neue Steuer und die Abgaben aus der Diamantenproduktion bald die Höhe erreichen, die notwendig ist, um die Bedenken der Regierung gegen die Selbstverwaltung zu zerstreuen, und daß sich so der leidige Konflikt von selbst erledigt.

Die einzige hervorstechende Neuigkeit aus Kamerun ist der unerwartet nach hundertfünfzigjähriger Ruhe erfolgte Ausbruch des Kamerunbergs. Auf das wirtschaftliche Leben wird dieser unangenehme Zwischenfall kaum einen Einfluß ausüben, um so weniger als die Gegend, in der das Plantagengebiet liegt, nicht weiter gefährdet erscheint. Die einzige Wirkung wird wohl die sein, daß der Sitz des Gouvernements von Buea nach einem andern Platze verlegt wird, entweder nach dem Haupthafen Duala oder an den Endpunkt der Manengubabahn, also wieder ins Gebirge. Und in dieser Hinsicht ist die Natur den Wünschen der Regierung entgegengekommen.

Gouverneur Dr. Seitz weilt augenblicklich in Deutschland, und er will, wie man hört, eine größere Besprechung mit den Kamerunineressenten über allerlei alte Streitfragen herbeiführen. Außerdem will er offenbar für die Ausdehnung der Plantagenwirtschaft Stimmung machen, namentlich für die Aufnahme des Tabakbaus. Die Versuche auf diesem Gebiete scheinen recht vielversprechend zu sein, das heißt, dieser Ansicht ist Dr. Seitz. Er soll einige Kisten Kamerunzigarren als Probe mitgebracht haben. Ob sie gut sind, weiß ich nicht. Wir wollen aber hoffen, daß sie rauchbarer sind als zum Beispiel unsre Neuguineazigarren seligen Angedenkens.

Alles in allem befindet sich die Kolonie auf guten Wegen. Die wirtschaftliche Entwicklung des letzten Jahres deutet darauf hin. Auch scheint sich, nach der Stimmung in Handels- und Pflanzerkreisen zu schießen, der Gouverneur mit den Ansiedlern gut zu vertragen, die erste Bedingung zu gedeihlicher Entwicklung.

---

*) Die von der Steuer befreite South West Africa Company, eine halb englische Gesellschaft, ist durch den Bau ihrer Bahn von Otavi nach Grootfontein sowieso gezwungen, ihr Land zu verwerten.

Leider kann dasselbe nicht von Ostafrika gesagt werden. Dort ist der Konflikt zwischen dem Gouverneur und den Weißen der Kolonie nachgerade eine dauernde Einrichtung. Die Kommunalverbände, die Anfänge einer Selbstverwaltung, sind am 31. März aufgehoben worden, und damit hat der Gouverneur erreicht, was er wollte: er ist allein Herr im Hause. Nun fehlt nur noch der geliebte Schwarze als rechte Hand des Gouverneurs. Wenn Herr v. Rechenberg die „Eingebornenausschüsse“ und farbigen „Bezirksräte“ wirklich durchsetzt, so ist auch dies erreicht.

Ähnlich gehts auf Samoa zu. Der jüngste Putsch der Eingebornen hat Verhältnisse aufgedeckt, daß sich jedem, dem die Würde des Deutschen Reiches und der weißen Rasse am Herzen liegt, die Haare sträuben möchten.

Man wird in dieser Hinsicht bei der Kolonialverwaltung kaum auf Verständnis rechnen können, denn Dernburg überschätzt notorisch die Eingebornen. Bezeichnend dafür ist, daß er sogar geneigt ist, den Neger zum Eid im Gerichtsverfahren zuzulassen. Charakteristisch war auch seine Äußerung bezüglich der Diamantenfunde vor dem Deutschen Handelstag: „Ein purer Zufall hat zur Entdeckung der Diamanten geführt; Eingeborne, die in den Kimberleyminen beschäftigt waren, fanden die Diamanten und machten Mitteilung von ihrem Funde. Nicht etwa deutscher Intelligenz haben wir die Diamantenfunde zu danken, sondern den Schwarzen, der Rasse, für die einzutreten man mir verargt hat!“

Um diesen krausen Gedankengang zu vollenden, möchten wir hinzufügen: wenn keine Weißen nach Afrika gekommen wären, so wüßten die Schwarzen gar nicht, was Diamanten sind, und hätten auch nicht die Diamanten von Lüderitzbucht gefunden. Und wenn man boshaft sein wollte, so könnte man behaupten: wenn die Herren Erzberger und Roeren nicht gewesen wären, so hätte Dernburg keine Gelegenheit gehabt, die Eiterbeule aufzustechen und die koloniale Sache in Schwung zu bringen. . . .

Wir sind eben anscheinend noch zu jung als Kolonialvolk, um das richtige Rassegefühl zu besitzen. Es ist ja auch kein Wunder, wenn es sich im Volke nicht einbürgern will. Solange es noch sogenannte „alte Afrikaner“ gibt, die hier mit schwarzen Dienern herumrenommieren, wenn man trotz übelster Erfahrungen in der Armee unsern deutschen Soldaten da und dort immer wieder Nigger als Vorgesetzte zumutet, kann man Rassegefühl im Volke nicht erwarten. Wie kann man dann von denselben Bauernjungen, die beim Militär vor einem Nigger stramm stehen mußten, verlangen, daß sie sich nachher etwa als Ansiedler in Südwest ihrer Rassepflichten bewußt sind, wie kann man es ihnen verargen, wenn sie nicht verstehen, warum sie sich nicht z. B. mit einem begüterten Bastardmädchen zusammentun sollen? Und wenn sogar ein früherer Gouverneur, Herr Leutwein, obwohl er doch wohl seine Ungeeignetheit zum Kolonialbeamten schon ausreichend dargetan hat, sich bemüßigt fühlt, in Vorträgen, wie jüngst in Donaueschingen, Mischehen gewissermaßen zu entschuldigen und der Bastardwirtschaft das Wort zu reden, so darf man sich nicht wundern, wenn man in Berlin halbwüchsige Jungen mit Niggern stolz Arm in Arm gehen sieht, wie es auch Herr Leutwein in Südwest getan haben soll. Zum Rassenbewußtsein muß das Volk erst erzogen werden, aber unsre heutige Kolonialpolitik und solche Beispiele sind nicht dazu angetan, diese Aufgabe zu erfüllen. Und doch ist dies für uns eine Lebensfrage, das muß immer und immer wiederholt werden. Rudolf Wagner

---

Philosophische Schriften. Daß die von Windelband unter Mitwirkung von Wundt, Liebmann, Troeltsch und andern zu Kuno Fischers achtzigstem Geburtstage herausgegebne Festschrift: „Die Philosophie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts“ eine zweite Auflage erlebt hat (Heidelberg, Carl Winter, 1907),

erscheint mir besonders deswegen erfreulich, weil sie um die Abhandlung „Naturphilosophie" von Theodor Lipps bereichert worden ist, nach deren Studium die Gelehrten Haeckelscher Richtung gestehn müssen, daß ihre Wissenschaft weder Naturwissenschaft noch überhaupt Wissenschaft ist. Ein Paar Grundgedanken! Die Naturwissenschaft hat es mit den Erscheinungen zu tun, und zwar nicht mit diesen Erscheinungen an sich, sondern mit deren gesetzmäßigem Zusammenhang und Verlauf. Diesen nachzuweisen, vermag sie nur, indem sie die Welt der Erscheinungen mechanisiert, das heißt als eine Verkettung von Bewegungen im Raume darstellt. Über das Seiende, das den Erscheinungen zugrunde liegen mag, hat die Naturwissenschaft nichts auszusagen. Dieses Seiende erscheint nicht, sondern es wird erlebt, es ist unser eignes Ich, das wir in unserm Bewußtsein erleben. Die ganze materielle Welt existiert nur als Mittel, den Ichen zum Bewußtsein zu verhelfen, ist nur für diese da und als etwas an sich Seiendes gar nicht vorhanden. Der Materialismus, der sie für ein solches hält, also neben das allein unzweifelhaft existierende Sein, das geistige, ein zweites, das materielle setzt, ist nicht Monismus, was er sich zu sein einbildet, sondern Dualismus. In der Einheit unsers Bewußtseins aber spiegelt sich die Welteinheit, die nichts andres sein kann als die Weltsubstanz, und da es außer dem bewußten Geiste nichts Substantielles gibt, ein absolutes, uns transzendentes und zugleich immanentes Ich sein muß. Das Gehirn, an das unser individuelles Ich gebunden erscheint, gehört der Welt der Erscheinungen an, ist demnach naturwissenschaftlich, physikalisch zu betrachten und in den lückenlosen Mechanismus einzufügen, den diese Betrachtungsweise konstruiert. Aber die Verknüpfung unsers Bewußtseins mit dem Gehirn ist nicht als ursächliche aufzufassen. Die Gehirnvorgänge verhalten sich zu den Bewußtseinsvorgängen wie die Noten zur Musik. Ändert der Komponist etwas an den Noten, so ändert sich auch die nach diesen Noten aufgeführte Musik; dennoch wäre es lächerlich, zu sagen, die Musik sei ein Erzeugnis der Noten; ebensogut könnte man sagen, sie sei ein Erzeugnis der Presse, die diese Noten druckt, oder ein literarisches Kunstwerk, ein Gedicht, sei das Erzeugnis der Druckerpresse. Und behaupten, es gebe kein Bewußtsein ohne Gehirn, das ist so viel als: es gebe keine Musik ohne gedruckte Noten. „Was ich damit sagen will, ist dies, daß jede negative Aussage über die Existenz von Bewußtseinsleben irgendwo in der Welt und weiterhin, daß jede Aussage über die Nichtexistenz des individuellen Ich nach der Vernichtung des körperlichen Repräsentanten, das heißt nach dem physischen Tode, schlechthin unwissenschaftliches Reden ist." Ebenso unwissenschaftlich ist das Gerede von dem Hirn, das angeblich denke. Wenn eine Änderung im Hirn eintritt, der eine Änderung im Denken entspricht, so liegt die Ursache im absoluten Ich, in der Weltsubstanz, die diese Änderung im Denken und zugleich in dem das Denken repräsentierenden körperlichen Organ hervorbringt, wie der Dichter, der sein Gedicht ändert, in der neuen Auflage auch den Druck ändern läßt. Da ich gerade das Wort „Druck" schreibe — es sind mir zwei Druckfehler aufgefallen. S. 145 Z. 7 v. u. steht „Repräsentierten" für „Repräsentierenden", und S. 156 Z. 4 v. o. „bei" statt „sei". — In der Klarheit kommt Emile Boutroux unserm Lipps nicht gleich, aber in den Ergebnissen nähert er sich ihm. Seine in der Sorbonne gehaltnen Vorlesungen Über den Begriff des Naturgesetzes (Jena, Eugen Diederichs, 1907) behandeln die logischen, die mathematischen, die mechanischen, die physikalischen, die chemischen, die biologischen, die psychologischen, die soziologischen Gesetze. Am Schlusse schreibt er: „Was wir Naturgesetze nennen, ist die Summe der Methoden [?], die wir erfunden haben, um uns die Dinge anzueignen und sie in den Dienst unsers Willens zu stellen. Ursprünglich sah der Mensch überall nur übernatürliche Laune

und Willkür. Infolgedessen konnte die Freiheit, die er sich zuschrieb, nicht im geringsten den Lauf der Dinge ändern. Die moderne Wissenschaft zeigte ihm überall das Naturgesetz, und er glaubte seine Freiheit in den universellen Determinismus versinken zu sehen. Aber eine richtige Auffassung der Naturgesetze gibt ihm seine Freiheit wieder; sie gewährt ihm die Sicherheit, daß seine Freiheit wirksam sein und die Erscheinungen lenken kann. — Kurd Laßwitz versucht, auf kantischen Wegen das Naturgesetz mit der Freiheit zu versöhnen. Daß mich sein Versuch nicht befriedigt, was ja an der Schwäche meiner Intelligenz liegen könnte, habe ich im zweiten Bande des Jahrgangs 1901 der Grenzboten, Seite 429, bekannt. Aber ihn zu lesen, bereitet immer Genuß, und das gilt auch von seinem neusten Buche: Seelen und Ziele, Beiträge zum Weltverständnis (Leipzig, B. Elischer Nachfolger, 1908). Im Widerspruch zu E. von Hartmann, Otto Liebmann, Reinke und andern Forschern, die er übrigens nicht nennt, hält er das organische Individuum für „ein System, dessen energisches Gefüge eine gewisse Komplikation erreicht hat", und an dessen Entstehung andre als die im physikalisch-chemischen Gebiete tätigen Kräfte nicht beteiligt seien. Aber den „Grundirrtum des dogmatischen Monismus, daß theoretische Erkenntnis der Natur allein ausreiche zur Weltbestimmung", weist er zurück. Zwar den Vitalismus verwirft er in jeder Gestalt, und „die Idee der Zweckmäßigkeit unter die naturwissenschaftlichen Erkenntnismittel aufnehmen," das heißt nach ihm „am Problem der Naturwissenschaft verzweifeln"; was meiner Überzeugung nach nur allenfalls gelten würde, wenn man die Naturwissenschaft auf das unorganische Gebiet beschränkte. Nicht jedoch leugnet er den Zweck und die Ideen überhaupt; nur verweist er sie ins ethische und ästhetische Gebiet. Zwischen Kant und Goethe versucht er in mehreren Kapiteln Versöhnung zu stiften. — Theodor Kappstein liefert unter dem Titel Eduard von Hartmann (mit Porträt und Faksimile, Gotha, Andreas Perthes, 1907) eine Einführung in die Gedankenwelt des Philosophen, die in der Tat weit praktischer ist als die allzu fachwissenschaftlich gehaltnen Bücher von Arthur Drews. Im Vorwort wird mit Recht noch einmal die Mißachtung gerügt, mit der die zünftigen Philosophen den unzünftigen Kollegen bisher behandelt haben, und in der Lebensskizze der folgende charakteristische Vorfall in Erinnerung gebracht. Als der literarische Kampf um die Philosophie des Unbewußten tobte, da erschien eine Widerlegung dieses Werkes, deren anonymer Verfasser seine Sache so ausgezeichnet machte, daß er den allgemeinen Beifall der Gegner erntete, auch Haeckels; dieser freute sich über die Vernichtung Hartmanns, der eben von Naturwissenschaft nichts verstehe, durch einen „wahrhaft Sachkundigen". Und nun enthüllte sich Hartmann selbst als diesen wahrhaft Sachkundigen und stellte der in jener Schrift vollzognen Selbstkritik seine aus 260 Noten bestehende Apologie gegenüber. Wenn jemand mir beistimmt, dann ist er ein wahrhaft Sachkundiger, wenn nicht, ein Ignorant; so hälts Herr Haeckel, und wohl auch mancher andre, in der Polemik. In der Schilderung von Hartmanns schönem Familienleben führt Kappstein folgendes beherzigenswertes Bekenntnis des Verstorbnen an: „In keiner Zeit meines Lebens habe ich anders als in einer Familie gelebt; aus der meiner Eltern trat ich unmittelbar in meine erste Ehe über, und während meines anderthalbjährigen Witwerstandes schloß ich mich und mein verwaistes Töchterlein wiederum dem Hausstande an, den meine inzwischen verwitwete Mutter und ihre Schwester führten. Der Mensch wurzelt in der Familie und mündet in sie; zu beklagen sind nicht bloß die, die ohne Familie aufwachsen, sondern noch mehr solche, die das Ziel einer eignen Familiengründung verfehlen." — Ein origineller Denker ist S. Philipp. Zwar sein Grundgedanke, den er in dem Buche: Über uns Menschen (Leipzig, E. A. Seemann, 1908) predigt, ist nichts weniger als neu: die Dinge, die Tat-

bestände, der Wissensstoff, die sogenannten Wahrheiten sind an sich nichts wert; ihr Wertvolles besteht in dem Werte, den wir ihnen beilegen, in den Gefühlen, zu deren Erregung wir sie verwenden. Aber die Art, wie er diesen Gedanken psychologisch und biologisch entwickelt und durch Beispiele illustriert, ist interessant und lehrreich. Nur geht er zu weit, wenn er die subjektiven Schätzungen, die den Dingen Wert verleihen, sämtlich als Überschätzungen und die durch Glückgefühle erzeugten Stimmungen sämtlich als Rauschzustände charakterisiert. Wenn wir einmal wissen, daß das bewußte Geistesleben das allein wahrhaft Wirkliche in der Welt ist, so versteht es sich ganz von selbst, daß auch alle Werte nur in der Menschenseele, nicht außerhalb existieren können, und es ist gar keine Illusion dabei, wenn wir unsre Wertschätzungen und Glücksgefühle an die äußern Dinge knüpfen, von denen sie erregt werden, wenn wir uns des Anblicks der Himmelsbläue erfreuen, obwohl wir wissen, daß sie nur in unserm Bewußtsein, nicht in der Atmosphäre existiert. Philipp mustert die verschiednen Lebens- und Wissensgebiete von seinem Standpunkt aus durch und erfreut durch manchen geistreichen, auch praktisch brauchbaren Gedanken. In einem metaphysischen Kapitel beweist er, daß die Welt (die er, wie sichs gebührt, vom Raum unterscheidet) weder unendlich noch ewig sein kann. Er hält sie für das Exkret eines uns völlig unbekannten und unzugänglichen Jenseitigen. Er ist also nicht Pantheist zu nennen, denn dem Pantheisten ist die Welt nicht Exkret, sondern Sekret, Mittel und Organ der Selbstbetätigung des Absoluten.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Deutsche Charakterköpfe

Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften

Diese Sammlung will versuchen, die Persönlichkeiten, die an dem Werden unserer nationalen Kultur mitgewirkt, die entscheidenden Perioden dieses Werdens in ihrem Wesen widerspiegeln, in ihren eigenen Äußerungen neu lebendig werden zu lassen.

Bisher erschienen:

Elisabeth Charlotte. Herzogin von Orleans. Briefe, ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. J. Wille. [Bd. 1.] Mit 13 Abbildungen. Gebunden M. 2.–

Albrecht Dürer in seinen Briefen. Von Oberbibliothekar Markus Zucker. [Bd. 2.] Mit 20 Abbildungen. Gebunden M. 2.–

Heinrich Pestalozzi. Eine Auswahl aus seinen Briefen und kleineren Schriften, herausgegeben und eingeleitet von Seminardirektor Dr. Hermann Walsemann. [Bd. 3.] Mit 19 Abbild. Geb. M. 2.–

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Auswahl aus seiner Selbstbiographie von Oberlehrer M. Schmitt-Hartlieb. [Bd. 4.] Mit 15 Abbildungen. Gebunden M. 2.—

Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Gertrud Bäumer. [Bd. 5/6.] Mit 12 Abbildungen. Gebunden M. 3.–

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung

Reichillustr. Prospekt mit Probeabschnitten aus den einzelnen Bänden umsonst und postfrei vom Verlag **B. G. Teubner** in **Leipzig** und **Berlin**

Die französische Bahnkonzession in Abessinien

Noch ist nicht völlig klar, was neuerdings in Abessinien in bezug auf die vielgenannte französische Bahnkonzession vorgegangen ist. Die Nachrichten widersprechen einander vollständig, während einzelne behaupten, Kaiser Menelik habe der französischen „Äthiopischen Bahngesellschaft“ die früher erteilte Konzession zum Bau der Strecke Dire Dauah (Harrar) – Addis Abeba wegen Nichterfüllung ihrer Verpflichtungen endgiltig entzogen, versichern andre Berichte, der Negus denke gar nicht daran, im Ernst einen solchen Schritt zu tun, und er könne höchstens eine ähnlich lautende Drohung gebraucht haben, um den Bahnbau zu beschleunigen. Diese Meinung wird unter anderm auch von dem gegenwärtig in Paris weilenden Arzt Dr. Vitalien geteilt, dem seinerzeit persönlich von Menelik die Konzession zugesichert wurde.

Ist man somit auch noch nicht in der Lage, sich ein klares Bild von den neusten verkehrspolitischen Vorgängen in Abessinien zu machen, so muß doch zugegeben werden, daß die Meldungen von der erfolgten Annullierung der französischen Bahnkonzession sehr viel innere Wahrscheinlichkeit für sich haben, und daß man Ursache hat, den Ableugnungsversuchen etwas skeptisch gegenüberzustehen. Ist es doch nicht das erstemal, daß die von den Franzosen vom Hafen Djibuti in ihrer Obockkolonie nach Abessinien hineingebaute Bahn und deren geplante Verlängerung bis zu Meneliks Hauptstadt Addis Abeba zu politischen Differenzen Anlaß gegeben hat, und hat doch Kaiser Menelik auch nicht zum erstenmal gedroht, daß er die europäischen Völker beim Bau der seit langer Zeit geplanten Bahn Dire Dauah – Addis Abeba völlig ausschalten und das Unternehmen auf eigne Hand in Angriff nehmen werde! Es gibt sogar nur wenig Eisenbahnlinien auf Erden, die von den ersten Anfängen ihrer Herstellung an fortwährend so zu allerhand internationalen Streitigkeiten und Eifersüchteleien Anlaß gegeben haben, wie jene französische Bahnlinie in Abessinien, die bis auf den heutigen Tag mit einem gewissen Recht als die einzige Bahnlinie des interessanten afrikanischen Alpenlandes bezeichnet werden kann!

Abgesehen nämlich von einer kurzen Bahnlinie Massaua – Guinda, die die Italiener in ihrer Kolonie Erythräa in einer Länge von 77 Kilometern gebaut haben, die aber fast nur lokale Bedeutung hat, ist die von den Franzosen zwischen Djibuti und Dire Dauah gebaute, 296 Kilometer lange Bahn die einzige, die in Abessinien bisher existiert, und es ist 1906 den Franzosen auch ausdrücklich zugesichert worden, daß weitere Bahnkonzessionen im östlichen Teil des Landes an andre Nationen nicht vergeben werden würden, bis auf eine kurze italienische Zweigbahn, von der weiter unten noch die Rede sein wird. Die französische Bahn bis Dire Dauah ist schon seit dem Januar 1903 im Betrieb, und ebenso lange spielt das Projekt, die Bahn über Dire Dauah um 450 Kilometer bis zur abessinischen Hauptstadt zu verlängern. Kaiser Menelik selbst wünscht dringend, daß Addis Abeba möglichst bald durch den Schienenweg erreicht werde, und an ihm liegt es sicherlich nicht, daß in den seither verflossnen sechs Jahren der Bahnbau gar keine rechten Fortschritte machen wollte. Vielmehr waren es wieder einmal politische Eifersüchteleien zwischen den verschiednen europäischen Kulturträgern selber, die dem Bahnfortschritt ein bisher unüberwindliches Hindernis bereiteten. Im vorliegenden Falle waren es Franzosen und Engländer, die alten politischen Nebenbuhler in Abessinien, die sich gegenseitig das Wasser abzugraben und sich wechselseitig aus der Gunst des Negus herauszubeißen suchten. Den Engländern war die französische Bahn in Abessinien von Anfang an ein Dorn im Auge; sie hätten es viel lieber gesehen, wenn die das abessinische Kaiserreich erschließende Bahn in ihrer der Obockkolonie benachbarten Besitzung, Britisch-Somaliland, das Meer erreicht hätte. Da dies nun nicht mehr möglich war, nachdem die französische, von ihrer Regierung subventionierte Gesellschaft die Konzession zum Bau der Bahn Djibuti – Dire Dauah erlangt hatte, bemühte sich der Vertreter der britischen Interessen in Addis Abeba, Oberst Harrington, jahrelang, der Bahn wenigstens den rein französischen Charakter zu nehmen: er suchte dem Negus begreiflich zu machen, daß Abessinien in wirtschaftliche Abhängigkeit von Frankreich geraten müsse, wenn die Bahn ausschließlich französisch bleibe, und empfahl ihre Umgestaltung „zu einem Unternehmen internationalen Charakters, etwa in der Art des Suezkanals". Es war also dasselbe Manöver, das England beim Suezkanal angewandt hatte, und das es auch bei der deutschen Bagdadbahn dereinst anzuwenden schon in Aussicht gestellt hat: wichtige Verkehrslinien, die eine andre Nation in fremden Ländern als nationales Unternehmen ins Leben ruft, mindestens teilweise unter englische Kontrolle und englischen Einfluß zu bringen. Frankreich widersetzte sich aber dem Vorschlag einer Internationalisierung der abessinischen Bahn mit der allergrößten Entschiedenheit, und die französische Regierung erklärte, sie würde der Bahngesellschaft jegliche Subvention entziehen, wenn nicht der nationale Charakter des Unternehmens auch jenseits von Dire Dauah allerstrengstens gewahrt bliebe. Die britischen und die französischen Interessen stritten in Addis Abeba hin und her, die Italiener suchten für sich ebenfalls Zu-

geständnisse herauszuschlagen, und auch die Deutschen ließen sich bei ihrer 1905 an Menelik geschickten Sondergesandtschaft unter Dr. Rosen die Zusicherung geben, daß sie fortan bei Vergebung von Eisenbahnkonzessionen und ähnlichen Anlässen berücksichtigt werden würden.

Schließlich berief der Negus die Vertreter der streitenden europäischen Nationen, England, Frankreich und Italien, zu sich und erklärte ihnen rundweg, wenn sie sich über den Weiterbau der Bahn nicht verständigen könnten, so werde er die Strecke Dire Dauah–Addis Abeba selber bauen und überhaupt keine Konzession vergeben. Der unerwartete Schreckschuß wirkte: die Folge war das im Frühjahr 1906 zwischen den drei zumeist interessierten Staaten getroffne „abessinische Abkommen", das am 18. Juli 1906 Menelik zur Genehmigung vorgelegt wurde und seine Billigung fand. Danach sollte der östlich von Addis Abeba liegende Teil Abessiniens französisches, der westliche Teil britisches Interessengebiet werden; die Franzosen durften demgemäß ihre Bahn nach Addis Abeba als nationales Unternehmen zu Ende führen, obendrein mit der Zusicherung, daß außer einer italienischen Zweigbahn, die von Massaua an die französische Bahn herangeleitet werden sollte, keine weitern Bahnbauten in Ostabessinien ausgeführt werden würden, und die Engländer erhielten dafür das wertvolle Zugeständnis, daß sie eine nationalbritische Bahn von Addis Abeba westwärts nach Faschoda führen und an das Bahnnetz des Sudans anschließen dürften.

Trotz dieser alle Teile befriedigenden Abmachung (bei der nur Deutschland wieder einmal leer ausgegangen war) waren die Schwierigkeiten mit jenem Abkommen noch keineswegs alle beseitigt, und der Bahnbau verharrte nach wie vor auf dem toten Punkt. Es ist schwer hinter die Kulissen zu sehen und zu erkennen, was sich für weitere Hindernisse in den Weg stellten und seit fast drei Jahren alle Fortschritte inhibierten. Das größte Hindernis waren jedenfalls finanzielle Schwierigkeiten der Äthiopischen Bahngesellschaft, die erst neuerdings dadurch beseitigt worden sind, daß der französische Staat, unter lebhaftem Widerstand einiger politischer Parteien, Zinsbürgschaft für die weitere Bahnlinie übernahm. Nachdem dieses Resultat mit großer Mühe erreicht und die Zustimmung der französischen Regierung zur Fortführung der Bahnlinie durch die Äthiopische Bahngesellschaft erlangt worden war, hat nun aber eben, wie es heißt, Menelik die Konzession, müde der endlosen Verzögerung, annulliert. Unzweifelhaft hatte er ein Recht hierzu, denn es war ausdrücklich vereinbart worden, daß die Arbeiten am Bahnbau spätestens am 30. Januar 1909 begonnen sein müßten, und diese Abmachung ist von den Franzosen nicht eingehalten worden. Ob sich Menelik, falls die Annullierung ernst gemeint ist, aus eigner Initiative zu diesem Schritt veranlaßt gesehen hat, ob wieder ein Intrigenspiel von andern europäischen Nationen dabei mitgewirkt hat, läßt sich gegenwärtig nicht entscheiden. Aber verdenken kann man es dem energischen und intelligenten Negus wahrlich nicht, falls er jetzt wirklich das ewige Vertrösten und Intrigieren

satt haben sollte und nun den Bau der von ihm so dringend ersehnten und immer noch nur auf dem Papier stehenden Bahn in eigner Regie ausführen sollte. Am schnellsten käme er höchst wahrscheinlich auf diese Weise zum Ziel, und außerdem hätte er dabei den großen Vorteil, die wirtschaftliche Abhängigkeit seines Reichs von europäischen Nationen, die mehr und mehr zu einer politischen zu werden droht, in einem besonders wichtigen Punkt abgeschüttelt zu haben. Die Meldungen von der ersehnten Annullierung der französischen Bahnkonzession klingen danach durchaus nicht unwahrscheinlich.

Nachlaßsteuer und Lebensversicherung

Die Grenzboten haben schon am 29. Oktober 1908, noch vor Beginn des eigentlichen Kampfes um die deutsche Reichsfinanzreform, auf die gewaltigen Summen hingewiesen, die in England aus dem dortigen System der Death Duties gezogen werden, zugleich aber auch auf die überraschende Tatsache, daß die leidenschaftlichen Angriffe und unheilvollen Prophezeiungen, die es auch dort bei jedem Reformversuch gegeben hatte, nach wenig Jahren der Geltung der Steuer verstummt sind; was vorher „unbarmherzige Plünderung des Grundbesitzes mit Hilfe der Erbschaftssteuern“ genannt worden war, wurde gerade von landwirtschaftlicher Seite demnächst als die „allergerechteste und gleichmäßigste Steuerquelle“ anerkannt, die den Grund und Boden keinesfalls mehr bedrücke als andre Vermögensarten. Als die englische konservative Partei wenig Jahre nach der Harcourt's Reform Bill zur Parlamentsherrschaft gelangte, hatte sie sich innerlich und äußerlich mit dem verhaßten Gesetze („Kein Gewaltherrscher des Ostens, kein Robin Hood, kein Robert Macaire hätte jemals ein solches System der Kontribution ausdenken können“) ausgesöhnt, und von einer Abschaffung der Steuer ist nicht die Rede gewesen.

Die englischen Verhältnisse sind noch nach einer andern Seite lehrreich und wertvoll für die Würdigung gewisser Bedenken gegen die Nachlaßbesteuerung, gleichviel in welcher Form sie schließlich durchgeführt werden soll. Man hat den Familiensinn heraufbeschworen und es für unschicklich und verhängnisvoll erklärt, „die Steuerschraube an dem Leichenwagen anzusetzen“. Schlagend genug ist die Hinfälligkeit eines derartigen Einwandes; mit jedem Erbschaftsfall sind geschäftliche Anforderungen, Förmlichkeiten, Rechtsakte und Aufwendungen unvermeidlich verbunden, denen gegenüber die geplante Reichsabgabe kaum ins Gewicht fallen kann. Gleichwohl ist es vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß der englische Geschäftssinn schon längst andre Mittel

gefunden hat, die immerhin fühlbare Belastung den Erben überhaupt abzunehmen; es geschieht dies in der Form einer besonders auf die Nachlaßsteuer zugeschnittnen und zweckmäßig ausgebildeten Form der Lebensversicherung. In dieser wird der der englischen Erbschaftssteuer zugrunde liegende theoretische Gedanke, die Lump sum theory, auch praktisch verwirklicht; betrachtet man die Erbschaftssteuer als eine summierte Einkommensteuer, die nicht jedes Jahr wiederkehrend, sondern nur einmal am Ende des Lebens der Einzelpersönlichkeit gezahlt wird, so hat es der Erblasser in der Hand, durch die Aufwendung einer jährlichen Lebensversicherungsprämie schon während seines eignen Lebens seinem Erben die Last im voraus abzunehmen. Namentlich wird auf diesem Wege eine ungerechtfertigte Belastung des Erben dann vermieden, wenn der Nachlaß nicht ausschließlich das Ergebnis der Lebensarbeit des Verstorbnen darstellt, sondern an dessen Zusammentragung in größerm oder geringerm Maße auch der Erbe selbst beteiligt ist: Verhältnisse dieser Art sind es, die mit besonderm Nachdrucke gegen die Gerechtigkeit der Nachlaßsteuer ins Feld geführt worden sind.

Auf die Möglichkeit der Versicherung in diesem Zusammenhange kann nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden; es lohnt der Mühe, die englischen Einrichtungen und Prämiensätze einmal näher darauf anzusehen, welche Belastung sich hierbei im einzelnen ergibt. (Vgl. die Ausführungen eines ungenannten Versicherungsfachmannes in den Münchner Neuesten Nachrichten, wiedergegeben in der Zeitschrift für Versicherungswesen vom 28. April 1909.) Die Versicherung wird meist zur Deckung der Estate Duty gewählt, die auf dem Gesamtnachlaß ruht und mit dessen Werthöhe steigt. Die geringern Nachlässe bis zu 1000 £ unterliegen in England einer so niedrigen Besteuerung, daß sich eine Versicherung nicht lohnt; nach den Vorschlägen der deutschen Finanzreform scheiden sie überhaupt aus. Bei einem Gesamtnachlaß von 1000 bis 10000 £ würde ein Steuerbetrag von 30 bis 300 £ zu versichern sein; die höhern Vermögen können füglich außer Spiel bleiben, und es mag nur beispielsweise hervorgehoben werden, daß bei einem Vermögen von 50000 £ 2500 £ Steuerbetrag, bei einem Vermögen von 1000000 £ 100000 £ zu versichern sein würden. Für die Berechnung der Prämie wird in der angeführten Quelle angenommen, daß die Vermögensbildung im allgemeinen bis in die vierziger und fünfziger Jahre eines Mannes vor sich gegangen sein wird, und daß der Erblasser erst in diesem Alter dem Gedanken näher tritt, seinen Erben gegen die Unbequemlichkeiten der Entrichtung der Nachlaßsteuer zu versichern. Hoch gegriffen würden hiernach für eine Todesfallversicherung mit lebenslänglicher Prämienzahlung ohne Gewinnbeteiligung etwa vier Prozent der Versicherungssumme jährlich zu zahlen sein, also bei einem Gesamtnachlaß von 1000 bis 10000 £ eine Prämie von 1,2 bis 12, bei einem Gesamtnachlaß von 50000 £ 100, bei 1000000 £ 4000 £ jährlich. Es ist wohl unbestreitbar, daß diese Aufwendungen im Vergleich zu dem gesamten Vermögenswert eine so geringe

Belastung bedeuten, daß daran höchstens das Geschäft der jährlichen Prämienzahlung als solches lästig fallen könnte; auch dieses kann aber durch die Wahl einer Versicherung gegen einmalige Prämie oder mit sehr kurzfristiger Prämienzahlung vermieden werden. Bleibt man bei der jährlichen Prämienzahlung stehn, so bedeutet dieses nichts andres als eine freiwillige Umwandlung der Nachlaßsteuer in eine Vermögenssteuer, deren Sätze von 1,2 Promille bei 1000 £ auf 2,5 Promille bei 50000 £ und 4 Promille bei 1000000 £ und darüber steigen.

Man könnte dagegen einwenden, daß diese Umwandlung der Nachlaßsteuer nur dann möglich ist, wenn die Erblasser noch versicherungsfähige Risiken sind. Mit den reifern Jahren wird die Versicherungsfähigkeit natürlich herabgesetzt, eine Versicherung also vielfach nur gegen erhöhte Prämie zu erlangen sein, während in jüngern Jahren und besserer Versicherungsfähigkeit die Vermögensbildung noch nicht so weit gediehen ist, daß an eine Versicherung der Nachlaßsteuer würde gedacht werden können. Auch dieser Einwand trifft aber in der Regel nur zu, wenn es sich um Vermögen handelt, die aus gewerblicher oder Handelstätigkeit stammen. Bei bedeutendem Landbesitz, der im Vererbungswege vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Enkel übergeht, also in den Fällen, die von konservativer Seite besonders in den Vordergrund gestellt werden, steht einer rechtzeitigen Versicherungsnahme in jüngern Jahren nichts entgegen.

Für die Deckung der Legacy und Succession Duties, die nicht vom Gesamtnachlaß, sondern von den einzelnen Erbanteilen in einer dem Verwandtschaftsgrade entsprechenden Höhe erhoben werden, eignet sich eine Versicherung dieser Art nur dann, wenn übersehen werden kann, welcher Verwandtschaftsgrad zur Erbschaft gelangen wird; in andern Fällen läßt sich die zu versichernde Steuersumme schlecht bestimmen. Für deutsche Verhältnisse wird dies um so wichtiger, als neuerdings an Stelle der Nachlaßsteuer die Erbanfallsteuer mehr in den Vordergrund gerückt ist. Immerhin hat der Erblasser es auch hier in der Hand, einen bestimmten Betrag zu versichern, der unter allen Umständen oder mindestens aufgewandt werden muß. Aber auch abgesehen hiervon hat die geschmeidige Vielgestaltigkeit der Lebensversicherung einen geeigneten Weg gefunden, Härten und Schwierigkeiten zu beseitigen. Der Erbe, dem die Entrichtung einer Erbschaftssteuer in einer Summe zu schwer fällt, kann hier, soweit nicht ohnehin gesetzlich Ratenzahlungen vorgesehen werden, mit Hilfe einer Lebensversicherung zu der denkbar bequemsten Befriedigung seines Kreditbedürfnisses gelangen. Es bedarf hierzu keiner eigentlichen Lebensversicherung, deren Prämienhöhe vielleicht abschreckend wirken könnte, sondern es genügt die für Verhältnisse dieser und ähnlicher Art in neuerer Zeit (vgl. die Veröffentlichungen des Kaiserlichen Aufsichtsamts für Privatversicherung Band 7, S. 79) bereits ausgebildete Risiko- oder Umtauschversicherung, die mit einer weit geringern Prämie auskommen kann. Es wird hier zunächst auf eine Anzahl von Jahren

das zeitliche Risiko des Ablebens innerhalb der Versicherungsdauer gedeckt und dem Versicherten die Wahl gelassen, nach Ablauf der vorgesehenen Zeit die Versicherung aufzugeben oder auf eine neue Anzahl von Jahren (ohne nochmalige ärztliche Untersuchung) zu verlängern; diese Verlängerung kann wegen des steigenden Lebensalters des Versicherten, das heißt wegen der größern Sterbenswahrscheinlichkeit nur erfolgen, wenn entweder die Prämie erhöht oder bei gleichbleibender Prämie die Versicherungssumme ermäßigt wird. Wie ohne weiteres in die Augen fällt, kann diese Ermäßigung der allmählichen Abzahlung (Amortisation) des zur Deckung der Erbschaftssteuer aufgenommnen Darlehns oder einer Hypothek angepaßt werden. Eine Police dieser Art bietet die Grundlage für einen ebenso sichern als entsprechend billigen Kredit; sie ergibt die einleuchtende Möglichkeit, mit einer jährlich gleichbleibenden, ihrer Höhe nach den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßten Summe jede Form einer Nachlaßbesteuerung zu bestreiten und damit dem einzigen Einwand gegen diese, der überhaupt ernsthaft genommen werden könnte, den Boden zu entziehen.

Kammergerichtsrat Otto Hagen in Berlin

Humboldts Humanitätsidee

Aus dem Briefwechsel Wilhelms von Humboldt mit seiner Braut und Gattin, Karoline von Dacheröden, den Anna von Sydow herausgibt, tritt dem staunenden Leser das Bild des denkbar vollkommensten, eines unglaublich vollkommnen Liebesbundes entgegen. Die Glut Heloisens verblaßt neben der dieses Paares, und nichts von den Peinlichkeiten jener mittelalterlichen Liebesgeschichte haftet ihm an: es ist ein legitimer, von aller Welt anerkannter Bund, der den Liebenden ein ruhiges, gleichmäßiges, nie getrübtes Glück gewährt und sie bis zum Grabe, ja über das Grab hinaus aneinanderkettet. Schönheit, Liebe, Humanität, von diesen drei Ideen waren die beiden Kreise erfüllt, in denen der junge Humboldt reifte, der Berliner und der thüringische, aber keinem andern Mitgliede dieser Kreise war es vergönnt, die genannten Ideen voll zu verwirklichen, als Humboldt und seiner Gattin. Sie waren beide ideal schön, ebenso ihre Kinder; ein Familienbild etwa mit dem ältesten Sohne würde die Trinität von Mann, Weib und Kind, die erst der ganze Mensch ist, in höchster Vollendung dargestellt haben. Und der Form entsprach der Inhalt des reinen, starken und reichen Seelenlebens, das die beiden, immer harmonisch zusammenstimmend, ineinander ergossen. „Die geistigsten Kräfte der Seele, schreibt er einmal seiner Li [Li und Bill pflegten sie einander anzureden] müssen rege sein und doch stark in die schöne Sinnlichkeit übergehn. Denn eben dies Vorschweben des Geistes in den

Sinn durch die Empfindung der Schönheit ist wahrer Charakter der Menschheit. Aber in so wenigen Menschen gibt es ein Band, dies zu verknüpfen. Sie sehen das Geistige bloß in toten konventionellen Zeichen, im Wort und Ton, und ahnden in der Sinnenwelt nichts, wovon Form und Gestalt und Farbe nur ein Bild ist, nur Art zu erscheinen. Wenn es anders sein soll, wenn das Glück genossen werden soll, was dem Dasein erst eigentlichen Wert gibt, dann muß der Sinn empfänglich und reizbar, die Einbildungskraft tätig und die Kraft der Seele so groß sein, daß die Stimmung trotzdem seelenvoll bleibt und nicht dem Reiz der Nerven unterliegt. In diesem Zustande ist der Mensch auf der höchsten Stufe des Daseins, auf dieser faßt und schafft sein Geist mit der schnellsten, mächtigsten Kraft.... Wie so ein schöner Gedanke ists, meine Li, daß alles Vollkommenwerden nur ein Zurückkehren ist zu dem ursprünglichen Dasein. Durch alle Hüllen hindurch, die in dem eingeengten Leben das Urschöne der Seele verdecken, erblickt man doch in Momenten der Begeisterung die eigentümliche Gestalt und ahndet mit hoher, fester Gewißheit, daß einst eine Zeit die Schleier hinwegheben wird." Jedes von beiden hat das Urschöne im andern gefunden, betet es an und fühlt sich von ihm geheiligt. Diese Ausdrücke kehren in beider Briefen oft wieder. So schreibt sie: „Ach, was bist Du für ein wunderbares Wesen. Ich komme oft stundenlang nicht davon zurück. Diese seltene Fülle des Geistes, diese unaussprechliche Feinheit der Empfindung und im Umgang, und dieser unbefangne kindliche Sinn, wo findet man das noch vereint?... Ich bete Dich an wie den Schöpfer meines neuen Daseins, wie den huldreichen Geber meines unverdienten Glücks. Ach, diese Gefühle des Dankes, der Anbetung, aus manchen Herzen mögen sie schon im Glauben einer allwaltenden Vorsehung geflossen sein — aber die Gefühle unsrer Liebe, lebten sie auch schon in einem menschlichen Wesen?" Und er: „Immer bleibt sie sich gleich, diese Empfindung kindlicher Demut, reiner, anspruchsloser Anbetung deiner Schönheit." Diese reine Empfindung wird streng zwischen engen Grenzen eingeschränkt, die sie von gefährlichen Nachbarn scheiden: „Auf der einen Seite das helle Sein der trocknen, kalten Vernunft, auf der andern das Hinabsinken von der Sinnlichkeit zum mehr körperlichen Genuß." Diesem macht Schiller für den Zartsinn Humboldts zu große Zugeständnisse, und im Faust stoßen ihn „fatale Szenen" ab, „hie und da freilich schön, aber auch so unbelikat und roh". Vertrug sich nun aber mit solchem Liebesleben eine Berufstätigkeit, ein Amt? Nein, haben Bill und Li einstimmig und ohne Schwanken geantwortet. Nicht etwa darum, weil zu befürchten gewesen wäre, daß häufige accès de tendresse ihn im Arbeiten stören würden. Gearbeitet haben beide unermüdlich, viel gearbeitet. Sondern weil sich seine Natur nur in völliger Freiheit entfalten kann. Alle gewöhnliche Männerarbeit erscheint ihm als Sklavenarbeit. Eigentliches Leben haben nur die Frauen. Was dem Dasein Wert gibt, schreibt Humboldt an Karoline, „das Denken und Empfinden kommt nur von Euch, und wir Männer erhalten davon nur so viel, als aus Eurem vollen Becher überfließt

oder Eure Liebe uns mitteilt". Und sie an ihn: „Du bist nicht für den Dienst gemacht; es gehört eine gewisse Art Eitelkeit dazu, von der Dein Wesen ewig geschieden sein wird, sich viel von dem großen Nutzen vorzuerzählen, den man stiftet; Dein Blick ist zu fein und durchdringend, als daß Dir die Wahrheit entgehen sollte." Er vergleicht sein und seines Bruders Arbeiten und Streben; dieses habe ihn manchmal an sich selbst irre gemacht. „Eine Zeit lang quälte mich die Idee, daß doch meine Denkungsart sehr eigennützig sei. Aber wie ich tiefer in die Wahrheit der Dinge drang, da fand ich doch, daß das Einwirken der Wesen auf tausendfach andre Weise geschieht, als der gewöhnliche Blick des Menschen entdeckt, ehe ihn ein Gefühl zu der Höhe emporhebt, die Dein Anblick mir gab. Da fand ich, daß das Gute, das man schafft, einen andern Maßstab hat, und fest und unerschütterlich ward in mir die oft dunkel empfundne, aber selten klar ausgedachte Wahrheit, daß der Mensch immer nur so viel Gutes schafft, als er in sich gut wird. Was für die Masse des Guten in der Menschheit dadurch gewonnen ist, stand klar vor mir da, und wie die schöngestaltete Natur einen wohltätigern Segen über die Menschen verbreitet, die sich in ihrem Anschaun verlieren, als die fruchtbare für die, welche ihre Fülle genießen, so kam mir der Mensch vor, der still und ewig nach dem Großen strebend unter seinen Mitbrüdern einherwandelt, ungestört gedenkend des großen Ziels, und unbekümmert um die Gaben, die er ausspenden könnte, die ihn aber vom Wege abwenden würden." Diese Ansicht ändert er auch nicht, nachdem er dann doch ein Amt, den Gesandtschaftsposten am Vatikan, angenommen hat. Er bleibt dabei: neben der Selbstvervollkommnung, neben der Spiegelung der eignen Persönlichkeit in einem gleich vollkommnen geliebten Wesen und in beider verjüngten Abbildern ist alles äußere Tun und Wirken wenig wert, sein vielgerühmter Nutzen Illusion. Der Mensch nützt der Menschheit mehr durch das, was er ist, wenn er etwas ist, als durch das, was er tut. Die Stätte aber, wo solch vollkommnes Leben aufblühen kann, ist nicht der Norden, dem es an Schönheit fehlt, und dessen Klima die Seele niederdrückt, mit seiner philisterhaften Gesellschaft, sondern der Süden, Italien, vor allem das ganz einzige Rom. Trotzdem hat er sich, als die Not drängte, dem Vaterlande nicht versagt. Und was er in noch nicht zwei Jahren (1808 und 1809) als Organisator des preußischen Unterrichtswesens geleistet hat, und wie er es geleistet hat, das ist nun vollends erstaunlich und unglaublich. Ganz geräuschlos vollbringt er das gewaltige Werk, überwindet spielend die ungeheuern, aus Geldmangel und den Intrigen konkurrierender Staatsmänner entspringenden Schwierigkeiten, versäumt auch das Kleinste nicht, revidiert persönlich Volksschulen und Gymnasien, und in aller Stille gelingen ihm hundert Dinge, von denen heute kein einziges ohne mindestens dreijährige parlamentarische Kämpfe und betäubenden Preßlärm geschehen könnte. Und das alles wird in den Briefen an die Gattin, die in Rom geblieben war, nur so nebenbei erwähnt. Er gibt nach vollbrachter Organisation die Leitung der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, die damals noch dem

Minister des Innern unterstand, wieder ab, weil dieser, Graf Dohna, in die Schaffung eines eignen Ministeriums für diese Zweige nicht willigte, Humboldt aber überzeugt war, nur in völliger Unabhängigkeit (die man ihm für das Organisationswerk gegönnt hatte) ersprießlich wirken zu können.

Die wenigen hier angeführten Äußerungen Humboldts geben uns, scheint mir, nicht bloß ein ganz klares Charakterbild von ihm, sondern enthüllen den Kern seines Wesens, das, was er und was mit ihm ganz Jena und Weimar unter Humanität verstand, nur daß in den meisten Männern des thüringischen Kreises, besonders in Fichte, ein stärkerer Drang zum tätigen Eingreifen in die Weltbegebenheiten waltete. (In Berlin war ihm Schleiermacher am ähnlichsten geartet.) Wir haben also, um das Wesen der Humanitätsidee zu erfassen, eine gelehrte Untersuchung kaum nötig, doch nehmen wir eine solche dankbar hin, wenn sie uns zeigt, wie diese Idee in Humboldts Seele allmählich immer deutlicher geworden ist, wie sie sich in seiner vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit entfaltet hat, und wie die geistigen Strömungen und die bedeutenden Männer der Zeit zu ihrer Ausgestaltung beigetragen haben. Wir können hier auf die subtilen Untersuchungen, denen Eduard Spranger die Metaphysik, Psychologie, Ästhetik und Ethik Humboldts unterwirft, nicht eingehn, sondern entlehnen nur seinem dem Gedächtnis Friedrich Paulsens gewidmeten Werke (Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee, Berlin, Reuther u. Reichard, 1909) einiges Material, um diese Idee etwas vollständiger zu skizzieren, als es in den obigen Andeutungen geschehen ist. Der Gegenstand darf höchst aktuell genannt werden, denn man kann ja kaum eine Zeitschrift zur Hand nehmen, ohne darin Klagen über das Fehlen einer wirklichen Kultur und die Forderung einer solchen (oder der Persönlichkeit, siehe im 8. Heft der Grenzboten die Betrachtungen von Karl Hirzel) zu finden, und was man heute Kultur zu nennen beliebt, das nannte man eben vor hundert Jahren Humanität.

Auf den ersten Blick sieht die Sache so einfach aus, daß sie mit drei Worten erledigt zu sein scheint. Humanität sei Aufgabe, Ziel und Zweck des Menschen, ist das nicht eine Tautologie? Versteht es sich nicht von selbst, daß der Mensch eben ein Mensch sein soll? Natürlich ein vollkommner Mensch, ein mit allen menschlichen Fähigkeiten begabter Mensch, ein Mensch, der alle diese Fähigkeiten ausbildet und in harmonischem Wirken betätigt; ein unverkrüppelter, unverstümmelter, unverdorbner Mensch. Indes, wenn wir die verschiednen Ansichten und Bestrebungen der Menschen durchmustern, wird uns die Sache dunkel und zweifelhaft. Ein Hochmoderner, den ich dieser Tage las, erzählt, wie ihn Haeckels Offenbarungen entzückt hätten: der Mensch mitten in die Natur hineingestellt, die Tiere, Blumen, Steine seine Brüder und Schwestern, die Naturgeschichte unsre Familiengeschichte; die Möglichkeit, zu sehen, wie Pflanzen, Algen, auf einmal versuchen, Tiere zu werden, und nun diese reiche Literatur, die aus dieser neuen Ansicht hervorgeht: vor allem Bölsches „Liebesleben in der Natur“ und „Vom Bazillus zum Affenmenschen“, und außer vielen andern

Deutschen die beiden Amerikaner: Walt Whitman (der, wie ich aus Rezensionen erfahre, gepredigt hat: die animalischen Triebe frei walten lassen!) und Thoreau, der die Amerikaner gelehrt habe, im Urwald mit den Tieren zu leben, und so uns Menschen unsre Zukunft weise, wo wir wieder den Mut haben werden, „unschuldige, starke, frohe Tiere zu sein, aber wissende Tiere". Ich brauche nur die Namen Kant, Fichte und Schiller zu nennen, um neben dieses Menschheitsideal ein andres zu stellen, das von ihm himmelweit verschieden ist, und Humboldt war wenigstens mit Kant und Schiller in allem wesentlichen einverstanden; daß seiner Empfindung nach Schiller dem Animalischen noch zu viel einräumte, wurde oben erwähnt. Gewiß war auch Humboldt ein Freund der Natur, aber nur ästhetisch betrachtete er sie; ihre wissenschaftliche Untersuchung zog ihn nicht an; er würde die heutigen Entdeckungen als interessante Bereicherungen unsrer Erkenntnis begrüßen, aber nicht von ihnen entzückt sein; sie würden zu dem, was er in der Natur suchte: Symbole des Geistigen, nicht viel beitragen. Nicht sich als Tier wissen, sondern die ganze Natur (unter der er vorzugsweise die Landschaft verstand, Tiere haben kaum seine Aufmerksamkeit erregt) vermenschlichen, war seine Freude. Seine „Metaphysik" befiehlt ihm, „menschlich zu sein bis ins tiefste Fleisch, alles zu kennen und zu durchsuchen und alles in echteste Menschheit zu verwandeln; sie schneidet keine Beschäftigung und keinen Genuß ab, aber nimmt von überall alles Kleinliche und Unedle hinweg". Metaphysisch ist seine Humanitätsidee verankert, denn die Idee überhaupt ist ihm etwas Metaphysisches. Im Grunde genommen gibt es nur eine Idee, die des höchsten geistigen Seins; aber diese eine Idee spaltet sich in viele Einzelideen, die zwischen dem höchste Geiste und den Erscheinungen mitten inne stehn. Die Idee ist das, was den Individuen einer Gattung ihren Typus, ihren Charakter verleiht, und aus der sinnlichen Gestalt wird die Idee erkannt. Das gestaltete Individuum ist sich seiner Idee nicht bewußt, diese waltet ihm unbewußt in ihm. Indem aber die Idee auf Widerstände stößt, betätigt sie sich als ein Trieb, der den widerstrebenden Stoff zu überwinden strebt. Im Menschen erscheint dieses Ringen als das Streben des Geistes, den Körper zu beherrschen, und auf der höchsten Stufe des menschlichen Bewußtseins wird der Trieb zur metaphysischen Sehnsucht nach dem höchsten und vollkommnen Leben. Man sieht: diese Idee vom Menschen führt weit ab von Darwin, auf die ihm entgegengesetzte Seite, zu Plato, ja (woran Humboldt schwerlich gedacht haben wird, und was auch Spranger nicht erwähnt) zu den Scholastikern. Namentlich Thomas von Aquin steht der modernen Neigung, den Menschen monistisch aufzufassen, weit näher als Plato. Ausdrücklich bekämpft er Platos Ansicht, die Seele wohne und wirke im Leibe wie der Schiffer im Kahn oder der Menschenleib im Kleide, oder der Leib sei nur Werkzeug der Seele; vielmehr wisse der Mensch, möge er körperliche Empfindungen haben oder denken, sich immer als ein und dasselbe, ungeteilte und unzerreißbare Wesen; die Seele sei forma corporis. Dieser Ausdruck bedeutet bekanntlich im Sinne der realistischen

Schule der Scholastiker nicht sowohl die Gestalt, die ja etwas Körperliches ist, als das Gestaltende (Lebensprinzip, pflegen die Philosophen zu übersetzen), und dieses Gestaltende, das dem ungeformten (darum nach Thomas nicht wahrnehmbaren, eigentlich gar nicht existierenden Stoff) erst zum Dasein verhilft, ist eben die platonische und die humboldtische Idee und Schillers „Gestalt" oder Ideal. Auch die Vorstellung der Darwinianer, die Individuen könnten durch das zufällige Zusammenwirken äußerer Ursachen ihre Gestalt gewonnen haben, also zufällig geworden sein, hat Humboldt wenigstens in Beziehung auf den Menschen — vorahnend — ausdrücklich abgelehnt. „Der Mensch ist von seinem ersten Odemzuge an Mensch", und zwar dieser bestimmte Mensch; sein Charakter, seine Persönlichkeit ist etwas Ursprüngliches.

Die Ideen und die Ideale aber, so vor allem die Idee des vollkommnen Menschen, das Humanitätsideal, können nicht vom Verstande ersonnen oder konstruiert werden, sie werden geschaut. Niemand kann wissen, wie ein schöner oder ein guter Mensch aussieht, wenn er nicht einen gesehen hat. Die Idee gehört also ins Gebiet der Ästhetik, und zwar ist es, wie Spranger sehr ausführlich nachweist, Winckelmann gewesen, der die Deutschen gelehrt hat, Ideen zu sehen, zunächst von den plastischen Werken der Griechen Seeliches, Geistiges abzulesen. Die griechischen Künstler haben nach ihm keineswegs die Natur kopiert, sondern von innen heraus schaffend, im Marmor ihre Ideale verwirklicht, und aus dem künstlerischen Schaffen ist ja überhaupt die Idee der Idee geboren: der Gedanke, daß die Naturtypen ebenfalls die Ideen eines Schöpfers verwirklichen. Welches ist nun aber die Idee, die sich in der Menschengestalt verkörpert? Es kann keine andre als die vollendeter Sittlichkeit sein. Wie man sich denken kann, ist Humboldt mit Kant in der Ethik so wenig wie Schiller vollkommen einverstanden. Es konnte ihm nicht gefallen, daß Kant „die sinnliche [sittliche auf Seite 412 ist offenbar Druckfehler] und triebhafte Seite seiner selbst in einem Gegensatz zu seinem eigentlichen Selbst fühlte, das Ich in eine Zweiheit zerriß". Er dachte Notwendigkeit und Freiheit, Empfindung und Willen, Empfänglichkeit und Aktivität, Genuß und Tat, Vollkommenheit und Glückseligkeit zur Harmonie verschmolzen, und zwar nicht erst im Jenseits. Doch gab er zu, daß Entzweiung vorkommt, und nahm deswegen zwei ethische Grundtypen an: den männlichen, starken, der auf der Bändigung des Trieblebens durch den vernünftigen Willen beruht, und den weiblichen, der in beider Harmonie besteht, den Typus der schönen Seele. Den zweiten stellt er höher als den ersten; er entspricht besser seinem Ideal einer alles umfassenden Vollständigkeit — der Mensch soll sich an Kenntnissen, Gefühlen und Tätigkeiten alles aneignen, was er zu assimilieren, in sein eignes Wesen zu verwandeln fähig ist — und einer schönen Harmonie. Der moralische Wert, die sittliche Gesinnung, das gibt er Kant zu, macht die Würde des Menschen aus, er ist aber noch nicht der ganze und volle Mensch, zu dem außer einer starken Individualität die Universalität (Humboldt ist ein Faust, aber ohne sich un-

glücklich zu fühlen) und die Totalität, die Verschmelzung aller Seiten des Menschenwesens zu einem Ganzen gehören. Es ist klar, daß er dieser seiner Natur nach bei aller Verehrung Schillers doch Goethe höher stellen mußte. Zwar rühmt er gerade an Schiller auch die Universalität und Totalität, er habe „so viel Welt, als er mit seiner Phantasie zu erfassen vermochte, mit der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen in sich zu ziehen und in die Einheit der Kunstform zu verschmelzen" gestrebt. Aber, bemerkt Spranger dazu, es habe Schiller doch noch einiges zur reinen Humanität in Humboldts Sinne gefehlt: der Sinn für Wert und Reichtum des Individuellen (er lebte zu sehr im Allgemeinen, Begrifflichen), und seine Aneignungsfähigkeit war beschränkt; er war zu aktiv, als daß er die Fülle der Eindrücke rein in sich hätte aufnehmen können; sein Gestaltungstrieb trat immer in Tätigkeit, ehe die Aufnahme vollendet war. Er war darum Lyriker und Tragiker, aber nicht Epiker, und gerade im Epos sieht Humboldt die höchste künstlerische Leistung des Humanitätsgeistes und mußte demnach als Ästhetiker sein Ideal in dem Manne verwirklicht finden, „der seiner Organisation nach Grieche, Epiker, Naturforscher und Idealist zugleich war".

Die Gerechtigkeit versteht sich für jeden unverdorbnen Menschen ohne alle Philosophie von selbst. Kant hatte außer ihr als Ethiker einseitig die sittliche Freiheit, die Herrschaft der Vernunft über die Triebe betont. Die Vertreter der Humanität ergänzten diese beiden Ideen zum vollen Menschentum durch die Forderung der Fülle (die übrigens Herbart unter die sittlichen Ideen aufgenommen hat) und die Schönheit, indem sie sowohl die Pflege der schönen Künste wie die Darstellung der Schönheit in der Harmonie und der edeln Anmut des eignen Daseins zur Pflicht machten. Trotz solchem Reichtum jedoch vermissen wir noch etwas: gerade das, was die deutsche Übersetzung des Wortes Humanität besagt. Nicht, daß es unsern klassischen Heroen an Menschlichkeit gefehlt hätte. Was Humboldt betrifft, so hat er zum Beispiel bei der Organisation des Unterrichtswesens durch die liebevolle Art, wie er die Wünsche und Bedürfnisse zahlreicher Bittsteller befriedigte, viele Herzen gewonnen, und aus Andeutungen seiner Briefe ist zu schließen, daß die Unterstützung von Bedürftigen einen bedeutenden Posten in seinem Ausgabeetat ausmachte. Aber solche Leistungen als wesentlichen Bestandteil seines Humanitätsideals hervorzuheben, war er zu sehr mit seiner Selbstvervollkommnung beschäftigt und blieb sein Blick zu ausschließlich an dem engen Kreise der Elitemenschen haften. Die uninteressanten Menschen, die „Vielzuvielen", interessierten ihn nicht. „Die Frage, wie der ästhetisch ganz unkultivierte Mensch zum Sittlichen stehe, hat diesen Aristokraten nie interessiert; nur der höher differenzierte Geist beschäftigte ihn." Kant, Goethe, Fichte waren von der Pflicht gegen den Nächsten, auch schon von dem Gedanken an die Gesamtheit lebhaft bewegt worden, und die Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts haben dann noch so manchen Geistesaristokraten und Ästheten sozial denken und fühlen gelehrt, ja dazu gezwungen. In England

schien es eine Zeit lang, als sollte alles höhere und feinere Geistesleben im Mammonismus der Herrschenden und in der Verelendung und Verrohung der Handarbeiter untergehn. Und als diese in Deutschland mit ihren Forderungen hervortraten, da sah Rodbertus die Kultur von diesen „modernen Barbaren" bedroht. Zu guter Letzt hat sich auch noch die Befürchtung eingestellt, Europa könne von den Mongolen, die sich ihrer Kraft bewußt zu werden anfangen, unterjocht werden. Nach dem Siege einer dieser Klassen von Barbaren wäre auch eine kleine Elite von geistig vornehmen Menschen, von Verkörperungen des Humanitätsideals, nicht mehr möglich. Soll also dieses gerettet werden, so muß die Masse je nach Umständen bald mit Machtmitteln gebändigt, bald durch intellektuelle und moralische Beeinflussung erzogen werden. Und dazu genügt der einzelne nicht, das kann nur von den großen Zwangsorganisationen: Staat und Kirche, geleistet werden, denen freiwillige Vereine und Genossenschaften zu helfen haben. Die Initiative der einzelnen bleibt unentbehrlich, aber sie kann nur wirksam werden, wenn ihr die großen Organisationen Wirkungskreise abstecken und schützend umhegen, Handhaben und Hilfsmittel darbieten. Darum geht es namentlich nicht ohne den Staat, wenn auch Humboldt, der an Kants, Fichtes und Hegels Vernunftstaat nicht glaubt, recht hat mit der Ansicht, der grobe Staatsmechanismus könne an den Kern des Menschenwesens nicht heran, könne uns darum nicht durch unmittelbare Einwirkung zur Humanität verhelfen. Nun ist ja Humboldt in seinem Edelanarchismus, wie man das heute nennt, kein hartnäckiger Doktrinär gewesen — zum Glück fürs Vaterland. Er hat sich diesem in der Zeit der Not nicht versagt, hat dem preußischen Gymnasium seine Seele eingehaucht, die Humanitätsidee, die darin bis heute fortlebt, wenn sie sich auch in dem widerstrebenden Stoff philologischer Pedanterie, routinierter Schulbureaukratie und von der Not des Lebens aufgedrängten Wustes der Realien nur sehr unvollkommen zu verwirklichen vermag. Er hat auch später noch, als Gesandter in Wien und als Minister, ersprießlich gewirkt. Und für den größten der natürlichen Verbände, für das Volk, die Rasse, hegte er das lebhafteste Interesse; indem er untersucht, wie ein Volk durch Boden und Klima wird, und wie seine Sprache entsteht — Sprachforschungen haben ihm ja einen dauernden Platz in der Geschichte der Wissenschaften gesichert —, legt er mit Herder zusammen den Grund zu den Wissenschaften der Ethnologie und der Völkerpsychologie. Aristokrat bleibt er jedoch auch in diesem Gebiet: nur das feinste und schönste der Völker, das Volk der alten Griechen, erscheint ihm als Repräsentant der Humanität. Diese zu vollenden, glaubt er trotz seiner Liebe zu Italien und seinem Widerwillen gegen nordische Formlosigkeit, Armut und Verdüsterung (man war vor hundert Jahren schrecklich arm und gar nicht heiter gestimmt in Deutschland) nicht die Italiener oder gar die Franzosen, sondern die Deutschen berufen. Sehr kräftig fühlte er seine Liebe zum Deutschtum angefacht durch die ihm höchst widerwärtige Oberflächlichkeit der Franzosen, die er in Paris zu beobachten Gelegenheit hatte. Er

munterte Baggesen auf, die Leiden eines Deutschen in Paris zu schreiben, und dieser entwarf ein Wörterbuch, das die Franzosen, wenigstens die Pariser, charakterisieren sollte: nature müsse der Deutsche mit Kunst übersetzen, immortel bedeute bekannt, femme sei gleich Buhle, und Kant gleich Jakob Böhme. Nach 1806 dann lernte Humboldt die Haltung der Deutschen, zunächst der Preußen, in der Not achten. Wenn Spranger meint, die Schätzung des Griechentums, wie wir sie im Weimarer Kreise finden, lasse sich bei unsrer heutigen historischen Einsicht nicht aufrechterhalten, so muß zwar zugegeben werden, daß es ein Irrtum gewesen ist, die Griechen für lauter vollkommne und glückliche Menschen zu halten (besonders Jakob Burckhardt hat sich um die Zerstörung dieses Irrtums bemüht), aber das Recht, aus dem ganzen Griechentum das allervollkommenste, die Kunst und Poesie der Athener in der Blütezeit, für die Betrachtung auszuwählen und in diesen Erscheinungen das Humanitätsideal zu sehen, läßt sich den Neuhumanisten doch wohl nicht abstreiten.

Oder vielmehr ein Humanitätsideal, eines der vornehmsten Ideale. Denn das bleibt doch aller solcher Betrachtungen Endergebnis, daß sich die eine göttliche Vollkommenheit im Medium des irdischen Menschenstoffs bricht und spaltet, daß es darum viele verschiedne Ideen vom Menschen gibt, und daß kein einzelner Mensch alle, wenn auch mancher einzelne viele, Vollkommenheiten in sich vereinigen kann, ja daß man sich bei der Mehrzahl der Menschen schon zufriedengeben muß, wenn nur ein schwaches Fünkchen einer einzelnen menschlichen Vollkommenheit in ihnen glimmt. Man braucht nicht an die durch Laster oder Elend oder das unselige Erbteil eines siechen oder verkrüppelten Leibes teils Entmenschten teils Verstümmelten zu denken oder an die Farbigen, denen Hautfarbe und Gesichtsbildung die Darstellung echten Menschentums in ihrer äußern Erscheinung verwehren. Wie verschieden, und meist wie dürftig, werden die Gestalten der Weißen durch ihre verschiedne Begabung, ihre verschiedne soziale Lage und den Zwang zu einseitiger Berufstätigkeit! In Beziehung auf diese hat Karl Scheffler in seinem Büchlein „Die Frau und die Kunst“ einen sehr fruchtbaren Gedanken ausgesprochen, der einem oben erwähnten Gedanken Humboldts verwandt ist: der zur Einseitigkeit verurteilte Mann bedarf der Kunst, um in ihren Gebilden die Weltharmonie, die im eignen Leben zu verwirklichen ihm versagt ist, wenigstens im Bilde ergreifen, besitzen und genießen zu können; die Frau bedarf dieses Bildes der Harmonie nicht, weil sie sich der lebendigen Harmonie erfreut, selbst Harmonie ist (was die Emanzipationsbestrebungen heutiger Amazonen zum Wahnsinn stempelt). Allgemeiner als die Kunst leistet jedoch die christliche Religion dem Menschenkrüppel den Dienst, ihn einigermaßen zum Ganzmenschen, zu einer Inkarnation des Humanitätsideals zu vervollständigen. Dieselbe Religion, die es dem einzelnen zur Pflicht macht, ein vollkommner Mensch zu werden, die es ihm ferner zur Pflicht macht, nach Kräften jedem seiner Menschenbrüder zum vollen Menschentum zu verhelfen, leiht ihm auch mancherlei Mittel dazu: Anregungen zu sittlicher Selbst-

verkommnung, Vorbilder solcher, die Hoffnung auf jenseitige Vollendung, und die Kirche hat dem Volke zudem Jahrhunderte hindurch allein auch das andre Mittel der Selbstvollendung, die Kunst, dargeboten; erst seit wenigen Jahrzehnten gelangt ein größerer Teil der Masse zum Mitgenuß der weltlichen Kunst. Die Humanitätsidee, schreibt Spranger, sei nicht unchristlich, wohl aber bereite sie eine neue Stufe des Christentums vor: ein Christentum, das mit dem Hier Ernst mache, ohne doch in ihm aufzugehn. Wir dürfen das Verdienst der Neuhumanisten noch höher einschätzen. Das Christentum war einseitig dogmatisch und fanatisch und hierdurch im Gegensatz zu seiner ursprünglichen Idee und Bestimmung geradezu inhuman geworden. Erst seitdem der Neuhumanismus die Zeloten wieder zu Menschen gemacht hat, können diese auch wieder zu jenem höhern Menschentum aufsteigen, das vom echten Christentum verkündigt wird. Allerdings ist auch dieses höhere Menschentum in seinen mancherlei Schattierungen einseitig, aber der pflichttreue Fromme, der im Vertrauen auf Gott geduldig Leidende, der Missionar, die Krankenpflegerin, die jungfräuliche Mutter (Inhalt dieses dogmatischen Symbols ist die Frau, die in der Ehe nicht den Sinnengenuß sondern die erhabnen Freuden und Schmerzen der Mutterschaft sucht) sind immerhin höhere Ideale als der brauchbare Maschinenspinner oder Bureaumensch oder der erfolgreiche Spekulant. Humboldt selbst war zwar dem Mystizismus und dem katholischen Zermonienwesen feind, hat aber Fritz Stolbergs Konversion mit den Worten entschuldigt: „Solche Dinge gestalten sich eigen in jedem Kopf und Herzen, und es ist einem dritten kaum möglich, die Fäden zu erkennen, an denen sie hängen.“ Anfangs von seinem reichen Kulturbesitz voll befriedigt, wurde er doch im spätern Leben, namentlich durch den Verlust geliebter Kinder und der über alles geliebten Gattin, mehr und mehr inne, daß das Hier auf die Dauer kein volles Genügen gewährt, die Erde nur „ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherm und Besserm“ ist, und wurde gegen Ende seines Lebens immer religiöser, beinahe ein gläubiger Christ. An der Unsterblichkeit der Seele hatte er nie gezweifelt. In einem Briefe an eine Freundin spricht er die Überzeugung aus: es müsse ein Fortleben nach dem Tode geben, weil sonst alle Zweifel ungelöst blieben, und dem Dasein die Vollendung fehlte. Selbstverständlich wäre es ungemein töricht, wollte man diesem genialen Menschen wegen seines Strebens nach Selbstvollendung (das dem Streben christlicher Asketen nach dem Seelenheil ähnlich, nur weniger einseitig ist) und der Abneigung gegen Arbeit in einem bestimmten Berufe eine moralische Makel anheften. Man muß Gott dafür danken, daß er einzelnen die Fähigkeiten verleiht, das Humanitätsideal in einem sehr weiten Umfange durch ihre eigne Person und Lebensführung zu verwirklichen, wie man ihm für den Anblick einer schönen seltnen Blume dankt. Aber wollte einer, dem solche Gaben nicht verliehen sind, den, wenn auch im Verein mit Frau und Kind, sich selbst genügenden Idealmenschen spielen und darüber seine Pflichten versäumen, so wäre das nicht allein töricht, sondern auch ein Unrecht. Dafür,

daß Humboldts Art nicht allgemein wird und dadurch den Staat und den Fortschritt gefährdet, ist in Europa hinlänglich gesorgt (Inder und Türken erscheinen in ihrem pflanzenhaften Selbstgenügen der humboldtischen Art verwandt, nur daß sich ihr Geist nicht mit Wissen anfüllt, sondern leer bleibt) durch unruhigen Tätigkeitsdrang und vielgestaltige rege Selbstsucht. Eine der häufigsten und wirksamsten Gestalten ist der Ehrgeiz, die Sucht sich auszuzeichnen. Humboldt ist auch von Schriftstellerehrgeiz frei gewesen.

An Schriften, die von Größen der Humanitätsperiode handeln, sind uns u. a. noch zugegangen: Friedrich Heinrich Jacobi, eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie als Beitrag zu einer Geschichte des modernen Weltproblems von Dr. Friedrich Alfred Schmid, Privatdozent an der Universität Heidelberg. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1908, und: Friedrich Schlegels Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Genesis der historischen Weltanschauung von Dr. F. Lederbogen, Königl. Seminarlehrer in Weißenfels. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1908.

Carl Jentsch

Literarhistorische Rundschau

Von Heinrich Spiero

1

Unter den literarhistorischen Erscheinungen der letzten Monate steht der lange erwartete zweite Band von Karl Bergers großer Schillerbiographie obenan (München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung). Nicht nur, daß endlich, nach so viel unvollendeten Darstellungen, ein großes, umfassendes Werk über Schiller glücklich zu Ende gediehen ist, macht diese Erscheinung erfreulich, sondern vor allem doch die durch den ersten Band geweckte und durch den zweiten bestätigte Überzeugung, daß uns hier endlich die große, mit voller Beherrschung des Materials geschaffne volkstümliche Biographie Schillers beschert worden ist. Bergers klarer, ungesuchter, redlicher Stil macht die Lektüre des Werkes auch in den schwierigsten Teilen, wie der Darstellung von Schillers Philosophie, leicht, ohne doch irgendwie in zu weitem Entgegenkommen das hohe Niveau zu verlassen, auf dem die Schilderung daheim ist. Der Biograph stellt immer seinen Helden in den Mittelpunkt der Dinge, und es erfordert neben andern Eigenschaften vor allem Takt, trotzdem die Gestalt richtig ein- und, wenn es sein muß, auch einmal unterzuordnen. Das ist Berger vollauf geglückt. Der Anfang des zweiten Bandes zeigt Schiller ja in den mannigfachsten Schicksalsverflechtungen zum Lengefeldschen Kreis, bald wieder im Zusammenhang mit Körner und den Seinen, inmitten der alten schwäbischen Freunde und bei den Eltern und dann endlich in dem nach langem Harren gewonnenen Bündnis mit Goethe. Das alles wächst natürlich vor uns auf, in lückenloser Entwicklung, ohne

Sprung und dennoch ohne jede Langeweile. Denn das scheint mir einer der größten Vorzüge von Bergers Werk zu sein, daß es sich gerade auch für den Kenner spannend liest, ja daß, wie ich es in meiner Besprechung des ersten Bandes gesagt habe, manches Kapitel wie das eines feinen Romans wirkt. Die nirgends verschönernde, ganz wahrhaftige, psychologisch ungemein zarte Zergliederung des eigentümlichen Verhältnisses, in dem Schiller zunächst zu den beiden Lengefeldschen Töchtern stand, ist ein solches Meisterstück Bergers und ebenso die Darstellung des langsamen Näherkommens Goethes. Ganz vortrefflich dann etwa das Kapitel „Besuch der Heimat", wo das Wiederaufleben der alten Eindrücke, die Aufnahme fallengelaßner Fäden erzählt wird, die Schilderung des Verhältnisses zu Wilhelm von Humboldt und, ein kleines Kabinettstück, der alte Vater Schiller im Verhältnis zu dem nun berühmten Sohne und in seiner letzten Tätigkeit vor dem Tode. Daß in der ästhetischen Würdigung, in der Zergliederung der Werke, die insbesondre auch den „Demetrius" aufs stärkste durchdringt und durcharbeitet, immer wieder Schiller der Lebendige hervortreten würde, wußten wir bei Karl Berger von vornherein. Das Werk ist nach vielen Richtungen hin ein Abschluß, eine schöne Frucht der Liebe und eine dauerhafte Gabe der letzten Jahre, in denen durch das Schillerfest von 1905 Schillers Wesen und Werke den Deutschen so vielfältig wieder vorgeführt worden sind. Die in der Vorrede ausgesprochne Überzeugung, daß das Fest selbst viel mehr als ein großer Jubiläumsrausch gewesen sei, vermag ich freilich nicht zu teilen. Schiller ist uns ja auch vorher nicht verloren gewesen; daß er uns aber in jedem Sinne schon ganz gewonnen sei, glaube ich nicht, und eine wirklich nachhaltige Wirkung jener Jubiläumstage vermag ich nicht festzustellen.

Mit einem ganz anders gearteten Werk von schwer zu überschätzendem Wert stellt sich Albert Ludwig neben Berger: „Schiller und die deutsche Nachwelt. Von der Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909). Nun endlich haben wir die Darstellung des großen Prozesses, den Schiller vor dem Forum der Nachwelt durchzufechten gehabt hat. Mit höchster Lebendigkeit führt Ludwig durch das schier unübersehbare Material von Schillers letzten Lebensjahren bis in unsre Tage hinein. Manche seltsame Blüte des Parteigeistes und des Unverstandes tritt da wieder ans Licht, manches Wort wird vielleicht zu wichtig genommen, wie etwa eine Kritik Emil Mauerhofs aus der „Gesellschaft". Aber soweit insbesondre die Erinnerung der Mitlebenden reicht, ist doch alles richtig und klar dargestellt. Daß der selbst im Schuldienst stehende Verfasser der Schule nicht allzuviel Sünden an der Mißliebigkeit Schillers bei den Abiturienten der achtziger und neunziger Jahre zuschieben will, ist verständlich, wenn auch vielleicht gerade in diesem Punkte, wie gegenüber den antiken Klassikern, die so weit übers Ziel schießende Bekämpfung des alten Gymnasiums nicht unberechtigt war. Die immer wiederholte Durchnahme der

wichtigsten Dramen und Romanzen Schillers in den obern Klassen hat sehr viel dazu beigetragen, Schiller vor allem in den Ruf eines ausschließlich oder fast ausschließlich für die Jugend bestimmten Dichters zu bringen, und der sehr viel buntere deutsche Lehrplan der obern Klassen der heutigen höhern Schulen ist schon deshalb dankbar zu begrüßen, weil er diese Wirkung verhindert. Hoffentlich setzt Ludwig sein Werk fort und gibt uns in etwa zehnjährigen Abschnitten wieder zusammenfassende Nachricht über den Stand der Frage, wobei denn gerade das dauernde Bestehn des Problems am besten für Schillers Lebenskraft zeugen wird.

Die „Geschichte der deutschen Literatur" von Adolf Bartels (Leipzig, Eduard Avenarius) ist nun in fünfter und sechster Auflage erschienen. Das Werk hat sich also bewährt und zeigt auch jetzt wieder seine alten Vorzüge, zu denen schon einer seiner ersten Beurteiler, Max Koch, mit Recht ihre Lebhaftigkeit und die Eigenart der Darstellung zählte. Es war ein sehr glücklicher Gedanke von Bartels, dem neunzehnten Jahrhundert den breitesten Raum zu gewähren, ihm allein von den Ausgängen der Romantik bis in die Gegenwart den ganzen zweiten Band. Nur so konnte deutlich werden, wie viel reicher unsre Dichtung seitdem geworden ist, nur so konnte ein für weite Volkskreise bestimmtes Werk wirklich Liebe zur Literatur schaffen, indem es die Aufmerksamkeit vor allem auf das lenkte, was jeder heute noch ganz besitzen kann, und aus den Schätzen, die vor unsrer klassischen Periode liegen, das heraushob, was wirklich Lebenswert und nicht nur literarischen Wert hat. So auch konnte Bartels, was sein wissenschaftliches Hauptverdienst ist, die zweite Blüteperiode der neuern deutschen Dichtung gründlich und umfassend darstellen, das silberne Zeitalter, das er zuerst an dieser Stelle herausgehoben hat, und dessen richtige Schätzung seitdem zum Gemeinbesitz unsrer Literaturgeschichte geworden ist; findet man doch den Ausdruck sogar schon (bei Wilhelm von Polenz) in der Poesie. Auf Adolf Sterns einzelnen Arbeiten über die großen Poeten jenes Zeitraums, der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts vornehmlich, weiterbauend, hat Bartels zuerst diese früher oft unfruchtbar gescholtne Periode als eine von kräftigstem, eigenartigem Leben erfüllte und bei aller Stärke der einzelnen Individualitäten einheitliche dargestellt — besseres als bei ihm ist im Rahmen eines solchen Werkes über Alexis, Sealsfield, Gotthelf, Groth und manchen andern nicht geschrieben worden. Und überhaupt hat sich die anfangs mit Bedenken aufgenommne Gliederung des Stoffes in eine allgemeine Darstellung der einzelnen Perioden und selbständige, aber auf den Hintergrund der Gesamtdarstellung aufgetragne Charakteristiken der hervorragendsten Dichter durchaus bewährt. Sie erleichtert den Überblick, gibt zunächst in der Übersicht die Möglichkeit großer Geschlossenheit und beengt doch den Historiker nicht in der durchaus notwendigen, breiten Ausführung über die bedeutendsten Charaktere, unter denen ich freilich noch diesen oder jenen, zum Beispiel Moritz von Strachwitz, vermisse. Neu hinzugekommen sind in

dieser Auflage verdientermaßen Hans Hoffmann, Carl Spitteler, Richard Dehmel und Fritz Stavenhagen; aber warum Bartels aus den neuern Dichterinnen gerade Helene Böhlau auswählt, ist mir vollkommen unverständlich geblieben. Bei aller Achtung vor ihrem „Rangierbahnhof“ und den weimarischen Geschichten muß doch gesagt werden, daß sie nichts geschaffen hat, was an poetischem Wert an die besten Gedichte von Agnes Miegel und Isolde Kurz, an den „Ludolf Ursleu“ von Ricarda Huch, an „Jesse und Maria“ von Enrica von Handel-Mazetti, an die „Wacht am Rhein“ von Clara Viebig heranreichte. Überdies ist Helene Böhlau in den letzten Jahren in einem Grade preziös geworden, der ihr „Haus zur Flamm“ kaum noch genießbar macht, und an Zeitbedeutung steht sie nicht höher als Gabriele Reuter, deren bestes Werk „Das Tränenhaus“, das ich jüngst hier besprochen habe, allerdings erst mit der neuen Auflage von Bartels Werk erschienen ist. Ich meine, solange einer Erzählerin vom Range der Luise von François die besondre Charakteristik noch versagt ist, durfte Bartels sie Helene Böhlau nicht gewähren, und ich habe das Gefühl, als ob er diesen Mißgriff getan hätte, weil er überhaupt keine ruhige Stellung zu der neuern Frauenbewegung hat — das beweist auch seine durchaus unrichtige Charakteristik von Ilse Frapan, die übrigens, wie Bartels dem „Literarischen Echo“, zehnter Jahrgang, entnehmen und auch sonst in Erfahrung bringen konnte, in der Tat hugenottischer und nicht jüdischer Abkunft war.

Die Schwächen von Bartels Buch liegen nach meinem Dafürhalten vor allem an zwei Stellen: erstens in seiner Beurteilung Schillers; diese stieß von vornherein auf starke Opposition, die auch nach den Erläuterungen, die er seinen Worten etwa im Marbacher Schillerbuch 1905 zuteil werden ließ, ungeschwächt bestehn bleiben muß und bestehn bleibt. Ich weiß sehr gut, daß Bartels kein „Schillerhasser“ ist, diese Spielart ist ja wohl überhaupt wieder überwunden, aber er wird, vor allem unter dem Einfluß Hebbels, Schiller keineswegs gerecht. Wie schwach seine Stellung hier ist, ergibt sich auch daraus, daß er mehrmals eine kaum vorhandne Verachtung moderner Kreise gegen Goethe tadelt (ich habe immer nur hier und da ein dummes, geradezu philisterhaftes Prahlen mit Goethe gefunden), während er gegen die maßlose Schillerverachtung, die lange im Schwange war, nicht die richtige Schärfe hat. Die Stelle über den „Wallenstein“, die er Hebbel entnimmt, ist durchaus richtig und wirklich im wesentlichen unwiderlegbar, soweit sie sich in allgemeinen ästhetischen Anschauungen über die Aufgabe der dramatischen Kunst bewegt — sie paßt nur nicht auf Schiller und am wenigsten auf den „Wallenstein“, dessen außerordentlichen Realismus Bartels mit Hebbel nicht erkennt. Sie paßt auch nicht auf die spätern Schillerschen Dramen. Und wenn Bartels da fragt: „Wer erträgt noch eine »Jungfrau von Orleans«, die nicht naiv, sondern sentimental ist, die anstatt in schlichten Urlauten in schwungvoller Rhetorik ihre Seele offenbart und, anstatt ihre rührende kindliche Unschuld in einem

Zauberprozeß um so leuchtender zu bezeugen, zu einem letzten großen Theatercoup gemißbraucht wird?" — so erwidere ich darauf, daß ich sie sehr wohl ertrage, weil ich, ohne das rhetorische Element der Schillerschen Poesie zu übersehen, gerade die kindliche Innerlichkeit durchaus in ihr finde und mich nicht dadurch täuschen lasse, daß unzulängliche, ob auch berühmte Darstellerinnen Schillers Johanna bisher fast immer falsch aufgefaßt und gespielt haben. Ich stelle mich da neben und unter so im besten Sinne moderne Geister wie Karl Berger und Alfred von Berger, und ich verweise, da ich hier nicht ausführlich genug sein kann, auf das ästhetische Meisterbuch über Schiller, Eugen Kühnemanns Werk (München, C. H. Beck), das über diese Seite der Schillerschen Dramatik wohl das beste bringt. Dabei bin ich durchaus der Ansicht von Adolf Bartels, daß die Wege des heutigen Dramas nicht in der Nachfolge Schillers zu begehn sind, daß der größte Genius seit ihm, Hebbel, da Führer ist und sein muß; aber ich leugne, daß das an Schiller liegt, es liegt an uns, es liegt in der ganzen Entwicklung des deutschen Wesens, das sich heute überhaupt nicht dramatisch, sondern einstweilen nur episch restlos ausdrückt. Aber ich finde in Schiller alle die Elemente, die das deutsche Drama tragen können, wenn wir einmal in fünfzig oder hundert Jahren das große, weltpolitische Kultur- und Kolonialvolk sein werden, zu dem wir uns jetzt doch erst zu entwickeln beginnen. Schiller war — da hat Bartels recht — mit seinem Heimatboden nicht verknüpft, und wenn Vischer den echten Schwaben in ihm sehen wollte, so ist das neben dem Ausdruck eines starken, fast oppositionellen Provinzial- und Stammesstolzes doch eine Feststellung, die sehr mit einem Korne Salz zu nehmen ist. Aber gerade dies Negative ist vielleicht für eine Zukunft, die heute erst geahnt werden kann, das Positive. Denn Schiller war, wenn schon kein Schwabe, so doch durch und durch ein Deutscher und hatte deutsche Eigenschaften, die sich in keinem andern jemals wieder so zusammengefunden haben: die Fähigkeit, die Realität in einer Ganzheit zu erschauen, und zwar mit einer Sicherheit, die in mehr als einem Falle spätere Historiker bewundern mußten, da sie fanden, daß sich die Vergangenheit in der Tat archivalisch und diplomatisch so feststellen ließ, wie sie Schiller über die Historie seiner Zeit hinaus als Dichter aufbaute. Dann war Schiller Weltblick in jenem Sinne eigen, wie ihn später Bismarck bewährte, eine Eigenschaft, die niemand mehr an ihm bewundert hat als Goethe, der sie an sich selbst vermißte. Endlich hatte er jenen alle Höhen ersteigenden, wenn es sein muß, im Fluge erzwingenden Idealismus, der stückweise auch seitdem in manchem gelebt hat, der für die nationale Bewegung des ganzen neunzehnten Jahrhunderts deutend und nährend gewesen ist, der sich aber bei Schiller, was nie übersehen werden darf, ganz in Kunst, in greifbare, reale Werke umgesetzt hat. Daß sich diese Gaben einst auch wieder als vorbildlich erweisen werden, ist meine feste Überzeugung; wir sind Schiller nur noch nicht nachgewachsen und halten deshalb heute bei der Nachfolge Hebbels, der in all

seiner ehernen Größe und seiner poetischen und nationalen Bedeutung auch als Vater des Dramas Schiller niemals ersetzen kann; er und Kleist weisen — da hat Bartels recht — weiter in die Zukunft als Lessing, aber längst nicht so weit wie Schiller. Das sind nicht Phrasen, sondern es ist Erfahrung, die für mich immer wieder aus dem nur ganz andern (im Gegensatz zu Hebbel) Realismus des Schillerschen Wesens emporwächst — ich verweise wieder auf Kühnemann.

Der zweite große Fehler von Bartels Werk scheint mir, je öfter ich es lese, um so stärker, in der Darstellung der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zu liegen. Er arbeitet da mit dem sehr gefährlichen Begriff der Decadence und will diese nicht nur bei den Dichtern feststellen, die nach dem Kriege von 1870 zuerst hervorgetreten sind, sondern er findet sie schon bei den jüngern Münchnern, die also in den sechziger Jahren reif wurden. Ich kann mir nicht helfen, aber Bartels verwechselt da einmal Stoff und Form, denn wie kann man einen so eigenartigen, immer aufwärts strebenden Gestalter wie Adolf Wilbrandt, dessen „Hermann Ifinger" aus unsrer Romanliteratur gar nicht wegzudenken ist, hierherstellen, wie kann man Hans Hopfen anders bewerten als in erster Reihe nach seiner lange nicht genug bekannten Lyrik, und wenn man aus Wilhelm Jensens viel zu breiter Produktion das Bleibende herausschält, die warme, an Storm geschulte Lyrik, die kräftigen, historischen Romane, die zarten, natürlichen Novellen, so bleibt alles andre übrig als ein in Beziehung zur Decadence zu stellender Poet. Und vollends der allgemein weit unterschätzte, viel zu wenig gelesne Rudolf Lindau mit seinem spröden, norddeutschen Ton ist eine in ihrer Art vielfach Saar verwandte realistische Natur, nur ohne den lyrischen Klang des großen Österreichers. Diese vier hätten alle ihre eigne Charakteristik mindestens so gut verdient wie der vortreffliche Hans Hoffmann. Ich meine, wenn Bartels dieses achte Buch, das das am wenigsten organische von allen ist, gerade hierauf hin betrachtet, so wird er vielleicht zu der Erkenntnis kommen, daß mindestens die ersten, wenn nicht die ganzen sechziger Jahre mit den fünfzigern als Silbernes Zeitalter zusammen gehören, daß Keller nicht von Heyse, Freytag nicht von Geibel — beide verarbeiten zuerst noch jungdeutsche Reste —, Storm nicht von Saar getrennt werden sollte. Unnötig aufgeschwellt erscheint das Buch auch durch viel unverarbeitetes politisches Raisonnement, das sich sogar auf Aktualitäten (den Block, die Eulenburgprozesse) erstreckt und zum Nutzen des Ganzen künftighin wohl gestrichen werden könnte. Bedenklich erscheint mir ein Satz in der Charakteristik Richard Dehmels, zu dem Bartels überhaupt kein rechtes Verhältnis gewinnen kann; Bartels spricht da von Dehmels Menschlichkeit und stellt ihn gerade in dieser Hinsicht mit Lenau, „dem Geliebten der Sophie Löwenthal", und Friedrich Schlegel zusammen. „Das Leben eines Dichters gehört erst nach dessen Tode dem Literarhistoriker, bis dahin darf dieser nur sozusagen öffentliche Tatsachen daraus benutzen, also weder den Klatsch, der sich etwa an diese Tatsachen

knüpft, verzeichnen, noch auf eigne Hand psychologische Forschungen von den Werken her anstellen." Diese wahrhaft goldnen Worte stehn am Anfang von Bartels Buch über Hauptmann — er hätte sie hier nicht vergessen sollen.

Dankenswert ist, daß Bartels jetzt jedem Buch ein letztes Kapitel „Die Fortwirkung" angeschlossen hat, dessen Inhalt die Überschrift andeutet; er gibt darin vielfach die Vorarbeit für das Thema vom Durchdringen der Dichter, das er mit Recht für ein wichtiges und noch vielfach unangebautes Kapitel der Literaturgeschichte hält; Albert Ludwig hat ja nun den Weg für die praktische Durchführung gezeigt, und auch Arthur Sakheims jüngst hier angezeigtes Hoffmannbuch gehört hierher.

Zugleich mit dieser neuen Ausgabe der Literaturgeschichte ist auch das „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur" von Adolf Bartels (ebenfalls bei Eduard Avenarius in Leipzig) in neuer, zweiter Auflage erschienen; es hat sich somit durchaus bewährt und ist in der Tat für jeden, der den teuern Goedeke nicht zur Hand hat, ein unentbehrliches Nachschlagebuch geworden, zumal da Goedeke nicht bis auf die Gegenwart geht. Es stimmt nicht überall genau mit dem Hauptwerk überein, so finde ich in diesem zum Beispiel Jakob Julius David mit Recht ein Talent selbständiger Prägung genannt, keinen Eklektiker, während er im Handbuch unter den Eklektikern aufgeführt ist. Aber das sind Kleinigkeiten, wichtiger, daß einige Dichter fehlen, die man in einem solchen Werk sucht: ich nenne unter denen, deren Aufführung ich beim Gebrauch vermißte, Ernst Dohm, Friedrich Marx, Jeannot Emil von Grotthuß, Alfred von Berger, Fritz Mauthner, Gertrud Prellwitz. Sehr zu wünschen wäre, daß Bartels auch die Lebensdaten und die genaue Bibliographie der hervorragendsten Literarhistoriker brächte, auch so weit sie nicht zugleich Dichter sind.

Daß das allgemeine Interesse an großen literarhistorischen Darstellungen immer wächst, beweisen die vielen in den letzten Jahren hervorgetretnen Geschichten der deutschen Literatur, sei es für das neunzehnte Jahrhundert, sei es von den Anfängen bis in die Gegenwart. Das Werk von Alfred Biese „Deutsche Literaturgeschichte" (München, C. H. Beck) ist mit dem zweiten Bande bis zu Mörike gediehn. Es wird im ganzen zu würdigen sein, wenn der dritte und letzte Teil vorliegt. Ein sehr lebendiges, vielfach ganz originelles und sehr handliches Werk hat Friedrich Kummer mit seiner „Deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, dargestellt nach Generationen" (Dresden, Carl Reißner) geschaffen. Es basiert in der Verteilung des Stoffes vielfach auf den Feststellungen von Bartels, gibt aber so etwas wie ein natürliches System, indem es die fünf Generationen allmählich emporwachsen läßt, die das neunzehnte Jahrhundert beherrschten, und deren Beginn und Ausgang durch die Jahre 1798 (Jean Paul und Hölderlin), 1826 (Heine), 1850 (Hebbel und die Münchner), 1865 (Spielhagen, Anzengruber) und 1884 (die moderne Generation) bezeichnet werden. Das Buch ist sehr anschaulich geschrieben, gibt zum größten Teil vortreffliche Inhaltsangaben, die sich erwünschterweise im Druck abheben,

sodaß der Kenner sie, wenn er will, überlesen kann. Die wiederum ganz natürliche Einteilung jeder Generation in Vorläufer, Pfadfinder, führende Talente, Genies (sofern sie da sind), selbständige Talente ohne führende Bedeutung, abhängige Talente, Dichter des Übergangs zur nächsten Generation, Unterhaltungsschriftsteller, Industrieschriftsteller, wissenschaftliche Schriftsteller, ist überall gelungen, wenn man natürlich auch hier und da mit der Verteilung nicht einverstanden ist; so halte ich etwa Scheffel nicht für ein führendes, sondern für ein im wesentlichen abhängiges Talent, während ich Wilhelm Raabe nächst Hebbel für den stärksten Führer aus der dritten Generation halte, nur daß die führende Bedeutung erst hervortrat, als die fünfte Generation beinahe schon wieder abgewirtschaftet hatte. Denn das wird wohl gesagt sein müssen, daß wir im Grunde jetzt nicht mehr in der fünften, sondern schon wieder in einer sechsten Generation stehn, an deren Spitze dann, sie mit der fünften verbindend, für die Lyrik Dehmel zu stehn hätte. In der Charakteristik der einzelnen Dichter wird hier mit Bewußtsein das Wort Decadence vermieden, wenn auch der Begriff natürlich nicht ganz ausgeschaltet werden kann. Vortrefflich ist das immer noch schwierige Kapitel über Heine; andre Dichter, wie Alexis, sind unterschätzt, noch andre, wie etwa George, überschätzt und falsch eingeordnet — er gehört doch auch in die von Kummer vortrefflich umschriebne „Schlingpflanzenart der Ästhetenkunst“. Im ganzen, auch in der Berücksichtigung ausländischer Einflüsse, ein überall sichres Werk, das man auch jungen Menschen als Einführung in die Literatur gut und gern in die Hand geben kann. Nur eine kleine Bosheit kann ich mir nicht versagen: Kummer schreibt: „Carl Hauptmann hat bei Häckel Zoologie und bei Richard Avenarius Naturphilosophie studiert und eine streng wissenschaftliche Denkschule durchgemacht. Demungeachtet hat er feine, stimmungsvolle Dichtungen geschaffen.“ Was wohl Friedrich Theodor Vischer zu dem „demungeachtet“ sagen würde!

Nur mit dem neusten Abschnitt unsrer Literatur beschäftigt sich ein Buch von Samuel Lublinski „Der Ausgang der Moderne“ (Dresden, Carl Reißner). Lublinski hat schon vor fünf Jahren über denselben Gegenstand ein Werk „Die Bilanz der Moderne“ geschrieben, und ich sehe nicht recht die Notwendigkeit zu dem zweiten ein. Damals forderte er und durchaus mit Recht „Heimatsgefühl in der Unendlichkeit“, also etwas, was der größte gegenwärtige Erzähler, der im besten Sinne moderne Wilhelm Raabe, durchaus hat, und nannte als letztes Ziel der Moderne „die seelische Reife der Gemütswucht“. Die Versuche des damals schon Mode gewordnen Hugo von Hofmannsthal, sein kleines Talent ins große Drama aufzurecken, hat Lublinski damals bereits energisch abgetan, und ich verstehe nicht recht, warum er diesmal Hofmannsthal und verwandte Erscheinungen wieder in breitester Ausführlichkeit vornimmt. Er sagt selbst: „Ihn preisen vorzugsweise jene sensiblen Artistennaturen, die im Literaturcafé wie im Salon die augenblicklichen Werturteile in Umlauf bringen, und dann noch jene kaum flügge gewordnen Autoren, die wie er werden möchten und sich als die

Kronprinzen in ſeinem Reich empfinden.“ Da dieſe Spezien mit der wirklichen Entwicklung unſrer Dichtung auch nicht das mindeſte zu tun haben, ſehe ich nicht ein, warum ſich Lublinski lang und breit mit ihnen und dem, was ſie bewundern, auseinanderſetzt. Außerdem macht das ſtarke Vorwiegen ſoziologiſcher Betrachtungen ſein Werk äſthetiſch häufig unzuverläſſig. Er ſieht in dem Emporſtieg, den Spittelers Kunſt in den letzten Jahren bei den ernſten Geiſtern erlebt hat, nicht die Erfüllung unſrer Wünſche nach einer großen Form, die uns das neue Drama nicht geſchenkt hat, und fertigt dieſe Erfüllung mit einem „Vielleicht“ ab. Auch in Dehmel ſieht er nur einen Abſchluß oder einen Außenſeiter und behauptet gar, daß eine Diskuſſion über eine zukünftige Lyrik vorläufig eine Diskuſſion über die Lyrik von Stephan George bedeute. Freilich bleibt er uns die Antwort auf die Frage ſchuldig, wie es eigentlich über Stephan George noch eine Entwicklung geben ſoll, und ich wüßte nicht, wie man die beantworten könnte, da George durchaus in einer Sackgaſſe ſteht. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß bei alledem in dem Buch von Lublinski ſehr viel Geiſt ſteckt und man aus mancher Ausführung etwas lernen kann, aber daß es uns weiterbringt, vermag ich nicht zuzugeben.

Vom thrakiſchen Meere

Von Carl Fredrich in Poſen

5. Thaſos

1

Am 12. Juni 1904 ſtand ich zum erſtenmal auf dem Burgberg der alten Stadt Thaſos — heute „Hafen“ (Limenas) genannt —, der einſt die griechiſche Akropolis, dann das byzantiniſche Kaſtell trug; zwiſchen Fels und Fichten ragen ſeine Ruinen auf. Von Prokeſch-Oſten hat 1828 ſeiner Bewunderung für den Platz lebhaften Ausdruck gegeben: „Was der Burg ein höchſt maleriſches Ausſehen gibt, ſind die Vermiſchung der Jahrhunderte im Bau, der waldige Vor- und Hintergrund, die Fülle und Farbentöne der Bäume und Geſträuche, welche über und über die Ruinen bedecken. Feigenbäume, Lentisken, Johannesbrotbäume, Stecheichen, junge Fichten, Andrachnen, Agnus Caſtus uſw. ſtehn in Türmen und Tor, brechen aus Schutt und Mauern und werden von Efeu und wildem Wein dicht und hoch überwunden. Durch dieſes reiche, mannigfache und ſaftige Grün ſchaut der gelblich weiße, ſanfte Ton der Marmors und glänzt der Schiefer, mit Glimmer beſät.“ Weſtlich unter der Burg dehnt ſich das Gebiet der alten Stadt, nach Süden hebt ſich die Inſel, im Norden und Oſten ſchmiegt ſich das dunkle Meer. Aus ihm ſteigt gen Oſten majeſtätiſch der Berg von Samothrake auf. Am 5. Juni hatte ich ihn verlaſſen, war aber nicht direkt nach Thaſos, ſondern, um eine Privatſammlung zu ſtudieren, erſt wieder nach Lemnos geſegelt. Es war die längſte aller meiner Segelfahrten im thrakiſchen Meere geworden. Um neun Uhr früh waren wir abgefahren, es wurde Abend, und die flache Lemnos zeigte ſich noch nicht; die Sterne

leuchteten auf, und es wurde Morgen, da setzte ein starker Ost ein und ließ uns um sieben Uhr den Hafen von Kastro auf Lemnos erreichen. Die trefflichen imbrischen Schiffer, die mich schon zur Insel der Kabiren geführt hatten, mußten an der Nordwestküste von Lemnos scharf aufpassen, damit der Sturm, der durch die Uferklippen heransauste, das Segel nicht ganz auf die Wasserfläche legte. Der Sturm hatte das Boot vor einem Zusammenstoß mit Räubern bewahrt, die dann zum Ersatz ein andres Kaik plünderten, wie am folgenden Tage bekannt wurde. Von Lemnos fuhr ich drei Tage darauf mit einem kleinen Dampfer, der von Smyrna kam, nach Kawalla. An Thasos fichtenbestandnen Marmorfelsen hatte er mich vorbeigeführt, aber in Kawalla betrat ich alten thasischen Reichsboden. Es war einmal ein Reich, nicht entfernt zu vergleichen mit dem jüngern attischen, das es verschlingen sollte, aber ein kleiner Staat von Reichtum und Macht und wirtschaftlicher Bedeutung.

Thrakischen Stammes sind die für uns ältesten Bewohner der Insel und der Küste gegenüber. Sinter, Sapäer, Saier heißen die Stämme, deren Reste sich an der Küste noch lange erhielten. Sie bebauten den spärlichen Boden zwischen den Felsen und dem dichten Wald und kannten auch schon die unterirdischen Schätze des Landes. Durch das Gold wurden die Phönizier hierher gelockt; sie pflegten nach dem Bericht des Herodot an der Westküste zwischen Ainyra und Koinyra zu landen und haben natürlich nicht koloniſiert, sondern nur ein Handelskontor gehabt. Erst im achten Jahrhundert v. Chr. lassen sich die Griechen an die nördlichen Ufer der thrakischen Meeres locken, und erst im Beginn des siebenten haben Kolonisten von Paros die Insel Thasos und die Küste gegenüber besetzt. Das Jahr wußten die Bewohner später selbst nicht mehr, und sie würden von dem wichtigen historischen Vorgange kaum mehr als eine dunkle Kunde gehabt haben, wenn nicht der berühmteste Parier, der Dichter Archilochos, eine Zeit lang sein Schicksal mit dem der Insel verbunden hätte, wie seine Gedichte verrieten. Seine Klagen über das waldreiche, unwirtliche Land, das von Bäumen starre wie ein Eselsrücken von Haaren, über die Leiden der Kolonisten, über den harten Krieg, in dem er seinen Schild an einen Saier verlor, und gerade diese Stelle mit ihrer herben Selbstironie erhielten die Erinnerung an die Zeit der Gründung wach. Nach Archilochos datierte man sie daher. Aber ein sicherer Zeitpunkt konnte auch so nicht gewonnen werden, und es ist auch unwahrscheinlich, daß Archilochos sogleich mit den ersten Kolonisten, deren Führer sein Vater Telesikles war, die neue Heimat betrat. Wahrscheinlich kam er erst später und beteiligte sich an der Eroberung der Küste, für die neuer Zuzug nötig war, der begehrenswerten Küste, die das Getreide lieferte, das der Insel fehlte, auf der sich das erzreiche Pangaiongebirge erhob, von der aus der gewinnbringende Tauschhandel mit den Barbaren des Hinterlandes getrieben werden konnte. Unendlich groß erscheint die Expansionskraft der Thasier in der ersten Zeit; im Ringen mit andern Griechen besetzen sie weiter östlich am weinreichen Ismarosgebirge Stryme und versuchen sogar am Hebros und am Bosporus festen Fuß zu fassen, an der Meeresstraße, die auch für ihren Handel vielleicht schon von Bedeutung war und später noch mehr sein sollte. Archilochos ist enttäuscht bald davongegangen, aber seine Landsleute haben mit zäher Energie die Insel, die Küste gegenüber bis etwa zum heutigen Drama hinein — Daton hieß diese Gegend — und ein großes Stück des Pangaiongebirges festgehalten, haben alte thrakische Siedlungen helleniſiert und neue angelegt. Zu diesen gehört als wichtigste Neustadt (Neapolis, heute Kawalla), das auf einem hohen Vorgebirge zwischen zwei Hafenbuchten so liegt, wie es die Griechen liebten, und den Endpunkt der Straße von Daton her deckte. In dieser Landschaft lagen kleine Ackerbaustädte

wie Krenides und am Pangaion Bergwerksorte wie Skapte-Hyle in friedlichem Gedeihen, bis Philipp von Makedonien den Besitz bedrohte und die Thasier ihn durch Gründung eines festen Platzes, den sie Daton nannten, zu halten suchten. Philipp nahm das Land trotzdem und gründete für Krenides und Daton und die Orte, die sonst in der Nähe lagen, eine Stadt Philippi. Erst unter den Römern gewann sie höchste Blüte. Die 3,50 Meter breite Römerstraße Neapolis (Kawalla) – Philippi ist neben der neuen Chaussee noch erhalten. In steilem Anstieg gewinnt sie die Höhe des Küstengebirges und zieht sich dann in die weite, mit Getreide und Tabak bepflanzte Ebne hinab, die durch Brutus Tod (42 v. Chr.) bekannt geblieben ist. Östlich über ihr steigt der Berg mit den stark geplünderten Ruinen der Philippstadt auf, im Norden durch Drama läuft die Bahn Konstantinopel – Saloniki, die 1904 während des makedonischen Bandenkrieges unter strenger militärischer Bewachung stand.

Wenn man das fruchtbare Land gesehen hat, begreift man, daß den Thasiern an ihm kaum weniger als an den Metalladern am Westrande gelegen war. Herodot nennt die für die Zeit der Perserkriege staunenswerte Zahl von etwa $1^1/_2$ Millionen Mark als Summe der jährlichen Einkünfte von Thasos. Davon fällt der größere Anteil auf das Festland, die Ἤπειρος, wie die Thasier sagten und auf die Münzen schrieben, die sie dafür prägten. Zu allen Zeiten, besonders aber in der Blütezeit des Reiches im sechsten Jahrhundert v. Chr. und dann wieder nach der Vernichtung des makedonischen Staates durch die Römer seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. sind thasische Waren und thasische Münzen weithin nach Norden verbreitet worden, durch die ganze Balkanhalbinsel, durch Ungarn und bis nach Germanien hinein. Die Gallier aber nahmen sich bei ihren Prägungen gerade diese thasischen Münzen zum Vorbild, und diese Nachahmungen werden weithin nach Westen und vereinzelt auch in der Provinz Posen gefunden. Der thasische Herakles, der Schutzgott der Insel, und die thasischen Beischriften wurden zu unverstanden wiedergegebnen Zeichen und Gebilden, dann zu Strichen, später zu Punkten, die die Vorbilder kaum noch ahnen lassen. Ein andres Absatzgebiet für Thasos war Südrußland. Unzählig sind die mit dem Namen des Fabrikanten und zuweilen auch dem des höchsten Beamten gestempelten Henkel von Tongefäßen, die dort gefunden werden. Wein und Öl war in ihnen exportiert worden; Getreide vor allem wurde dafür zurückverfrachtet. Auch nach Phönizien und Ägypten gelangten thasische Schiffe mit den Produkten ihrer Heimat. Erst mit dem Beginne der römischen Kaiserzeit hat Thasos von seiner hohen Bedeutung als Handelszentrum für den Norden verloren. Sein Handel muß sich aber neben dem römischen, der von Westen her auf den großen Straßen eindrang, immer behauptet haben: der große Reichtum, den für das erste, zweite und den Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. die stolzen Bauten der Gräberstadt und die reichen Goldfunde in den Sarkophagen verraten, kann nicht allein auf die Marmorausfuhr, die in dieser Periode den Höhepunkt erreichte, zurückgehn. Das Reich aber war sicherlich sehr zusammengeschrumpft, wenn nicht ganz dahingeschwunden, und die Insel allein konnte nie eine Quelle gewaltigen Reichtums sein, selbst damals nicht, als noch Erz gewonnen wurde, als noch mächtiges Schiffsholz zu schlagen war, als die Weinberge und der Anbau noch ausgedehnter waren als heute. Auf Getreideeinfuhr war die Insel immer angewiesen.

Von der Burg der Hauptstadt aus sieht man von dem Reiche wenig. Neapolis ist selten sichtbar; das an jagdbaren Tieren reiche Schwemmland des Nestos gegenüber aber gehörte wohl niemals dazu. Der niedrige Streifen am Horizont ist seit dem Altertum bedenklich nähergerückt, bedroht schon Klein-Thasos (Thasopulo), das vor ihm schwimmt und wie im Altertum nur Schafen und Ziegen Weide

bietet, und bedroht in noch unabsehbarer Zeit die Inselnatur von Thasos selbst. Diesem nördlichen Zentrum hellenischer Kultur sollte ein Fluß nicht so rasch gefährlich werden wie so manchem Zentrum an der Westküste Kleinasiens. Aber wie zu Hippokrates Zeit so heute fliegen von dort die Miasmen herüber und erzeugen an der ganzen Nordküste die Fieber, deren kundige Beschreibung der moderne Arzt bei jenem Heros seiner Kunst bewundert oder bewundern könnte. Dorthin, nach Norden wies den Thasier alles; nach den andern Himmelsrichtungen liegen ferner Samothrake, Lemnos, der Athos, die ihre eigne ärmlichere Entwicklung nahmen. Mit Neapolis-Kawalla bestehn auch heute noch die engsten Beziehungen, nur daß jetzt die einstige Tochterstadt der gebende, Thasos der empfangende Teil ist. In drei Stunden etwa legt der kleine Küstendampfer die Strecke zurück. Da für den versandeten alten Hafen ein neuer nicht geschaffen ist, so hält er sich der Küste fern und ist bei Nordsturm schutzlos. Man wird an einen Anlegesteg gerudert, wo der türkische Zöllner wartet. Seit wenig Jahren gehört die Insel ja wieder zum osmanischen Reich, während sie seit 1841 zur Apanage des Khedive von Ägypten gehörte; der Sultan hatte sie Mehemet Ali geschenkt, der in Kawalla geboren war. Der Khedive sandte einen Vertreter, Müdir genannt, aber das Regiment war im allgemeinen milde; die Abgaben von Schaf- und Ziegenherden, von den Bienenkörben, von Holz und Öl gering, die Freiheiten groß. Man klagte trotzdem und klagt jetzt unter türkischem Regiment noch mehr und zahlt vielfache Steuern, da der Khedive noch gewisse Gerechtsame behalten hat. Angeblich sind es 56 Prozent der Einkünfte, davon gehn 34 Prozent als Soldatenabgabe und als Zölle an den Sultan. Die etwa 15000 Einwohner sind Griechen bis auf wenige ägyptische und türkische Beamte und türkisches Militär; die türkischen Bauern sind ausgewandert. Holz, Wachs und Öl sind wohl die einzigen Exportartikel. Rechts vom Landeplatz ist vom Khedive eine moderne Ölmühle erbaut worden, die von März bis Mai die Olivenernte verarbeitet, aber mancher Bauer schickt noch immer seinen Ertrag in die kleine primitive Mühle des eignen Dorfes. Die einzelnen Bäume haben meist besondre Besitzer, Bauern oder auch Metochia von Athosklöstern, die ihre Bäume mit den Anfangsbuchstaben des Klosters zeichnen. Damit nun der Nachbar nicht den Nachbarn schädige, bestimmt der Ortsvorsteher die Zeit, in der benachbarte Bäume zugleich abgeerntet werden. Derselbe Mann kann also, wenn er viele Bäume an verschiednen Stellen besitzt, zu recht verschiednen Zeiten zu seinem Ertrage kommen. Auch in der Fabrik empfindet man diese alte Sitte unbequem.

Als im fünfzehnten Jahrhundert die ersten Reisenden, die wissenschaftliche Zwecke verfolgten, Buondelmonti von Venedig (1419) und Cyriacus von Ancona (1444) Thasos betraten, war der alte Hafen noch brauchbar und der Landeplatz durch einen starken hohen Turm mit Außenwerken gedeckt, von dem ein niedriger Stumpf erhalten ist. Nicht die Genuesen haben ihn erbaut, wie die Einwohner sagen, sondern schon die Byzantiner oder wahrscheinlich die Venezianer, die in dem wilden Jahre 1204 die Insel nahmen. Damals war die alte Stadt längst verlassen; nur Ruinen und Teile der Totenstadt standen noch aufrecht. Die spärlichen Bewohner hatten sich in das Innere der Insel zurückgezogen, oder ihre Hütten drängten sich in den Ruinen der Akropolis oben, die zum Kastell geworden war, und vor deren festem Tor. Die Venezianer erneuerten die Befestigungen, und ausgebessert haben — immer mit antikem Material — auch die spätern Besitzer: die Zaccaria von Genua, die Freunde der Paläologen, der byzantinische Kaiser (seit 1313), Alexius Asan und sein Bruder Johannes (seit 1355), wieder der Kaiser (seit 1414) und bald darauf die Gattilusi von Lesbos, denen

1455 die Osmanen als Herren folgten. Vertreter des Dorino Gattilusio war eine Zeit lang Oberto Grimaldi, der 1434 in Kastro die Befestigung baute oder erneuerte. Cyriacus empfing Francesco Gattilusio, der die Insel vom Vater zu Lehen erhalten hatte. Keiner dieser Besitzer hat die antiken Reste der alten Hauptstadt geschont, aber mit gänzlicher Vernichtung waren sie erst bedroht, als sich zwischen ihnen wieder regeres Leben zu entfalten begann, das heißt seit dem Ende des griechischen Freiheitskrieges, als das Meer sicherer wurde. Man kann Vernichtung und Wiederaufleben noch zahlenmäßig nachweisen. Im Jahre 1828 sah von Prokesch-Osten noch fünfzig und mehr Sarkophage in der Nekropolis, jetzt stehn noch drei aufrecht; Perrot (1856) und Conze (1858) zählten sechs Hütten, die bewohnt waren, heute stehn wenigstens 170 Wohnhäuser zwischen dem modernen Landeplatz im Westen und der Kirche des Hagios Nikolaos am alten Hafen. Langgestreckte, häßliche, einstöckige Gebäude sind der türkische und der ägyptische Konak. Unterkunft fand ich im Hause eines Bäckers. Es war wärmer und reicher an Lebewesen verschiedner Art als nötig, aber es gab wenigstens zwei Räume, in denen man sein eignes Bett aufstellen und für sich leben konnte. Arbeit fand sich sofort; der Boden steckt voll von Mauerzügen und Antiken; besonders die Nekropolis liefert fast täglich antike Inschriften. Reliefs und Inschriften stecken in den Wänden der Häuser, liegen im Pflaster der Wege und in den Feldmauern. 370 Nummern wird Thasos im neuen Bande des Corpus der Griechischen Inschriften zählen, und dabei ist auf der Insel noch niemals planmäßig gegraben, sondern nur zweimal Raubbau getrieben worden. Der Franzose Miller fand 1863 das Amtsgebäude eines der angesehensten Beamtenkollegien der Stadt, der Theoren, und ließ zahlreiche Inschriften aus ihm nach Paris schaffen. Der Rest und die Grundmauern sind wieder verschwunden, ohne daß Aufnahmen und Zeichnungen angefertigt worden waren. Genau ebenso verfuhr 1886 der Engländer Bent in der Hauptstadt, wo er einen Triumphbogen und das Theater durchsuchte, und in Aliki, dessen Tempel er abräumte. Aber er durfte keine Fundstücke ausführen, und so ist das meiste, was sich an diesen Stellen bis dahin erhalten hatte, später zugrunde gegangen. Wissenschaftliche Ausgrabungen wären sicherlich sehr erfolgreich; diese Erwartung wird die Geschichte des Platzes, die sogleich an uns vorüberziehn soll, erwecken. Aber die beste Zeit ist schon verpaßt, weil Limenas schon zu sehr gewachsen ist. Und wenn die Pläne für Kai- und Hafenbauten, die man mir vortrug, auch nur zum Teil ausgeführt werden, so wird noch sehr viel mehr zerstört werden; schon die Ölfabrik hat viel antikes Material verschlungen.

Wie wir uns oben auf der Burg, wohin es mich sofort zog, die weltgeschichtliche Bedeutung von Thasos klar gemacht haben, so läßt man auch die Geschichte der Insel und die Entwicklungsgeschichte der Stadt am besten dort oben aufsteigen, während das Auge auf dem Schauplatz des Dramas ruht. Der Burgberg gehört zu einem Höhenzuge, der sich in einem Viertelkreise vom Nordkap der Insel nach Südwest schwingt: vom Nordkap allmählich ansteigend zur Burg, sich ein wenig senkend zu einem künstlich erweiterten Tempelplatz, sich noch einmal zur höchsten zerrißnen Höhe hebend, auf der Pan wohnt und Steinbrüche klaffen, schroff abfallend, dann allmählich gen Westen in die Ebene verlaufend. Die Innenseite dieses Viertelkreises senkt sich zuerst stärker, dann weniger steil zur Strandebene, die er umspannt. Der Strand ist flach und sanft von Westen nach Osten zum Nordkap geschwungen. Aber dieses bietet Fahrzeugen keinen Schutz; schon früh muß man Molen gebaut haben. Von der Burghöhe ist ein gewaltiger, langer Ostmolo erkennbar, der etwa an das Nordkap ansetzt; hie und da blickt noch ein Stein über das Wasser. In der weiten Reede westlich hinter ihm sieht man noch einen kurzen

Molo zum Anlegen. Der alte Kriegshafen noch weiter westlich ist in die Befestigung einbezogen; vier Meter dicke Mauern schützten ihn einst, und rechts und links von der Einfahrt und in den Knicken der Mauer ragten starke Rundtürme auf; jetzt ist er, wie gesagt, versandet. Es scheint, als ob die Kolonisten bald, nachdem sie Thasier geworden waren, mit der griechischen Ansiedlern so oft eignen staunenswerten Tatkraft den ganzen Höhenzug, der schon natürlichen Schutz bot, befestigt haben. Jedenfalls war er am Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr. zur Stadt gezogen. Vom Nordkap über die Höhe hin, dann nach Südwesten hinab in die Ebene, weiter nach Nordwesten zum Meere und am Strande hin zum Nordkap lief die Mauer, die sich noch mit völliger Sicherheit verfolgen läßt. Zwei Tore öffneten sich gen Süden, sicherlich eines nach Westen und eines zum Hafen, der auch nach der Stadt zu ummauert gewesen sein wird; auch mit der weiten Reede muß eine Verbindung bestanden haben. Zuerst war es eine Lehmziegelmauer mit einem Steinfundament von 1 bis $1^1/_2$ Meter Höhe und 1,80 Meter Dicke. Auf der Höhe im Osten haben sich Reste des Sockels aus schön gefügten polygonalen Blöcken erhalten. Als aber im Jahre 494 Histiaios von Milet in der letzten Zeit seiner Abenteurerlaufbahn einen Handstreich auf die Stadt versucht hatte, wurde fast ringsherum die alte schwächere Befestigung durch eine feste Steinmauer ersetzt, die bei etwa zwei Meter Dicke sicherlich fünf Meter hoch und mit Türmen bewehrt war. Ein gigantisches Werk; in den im Südosten erhaltnen Partien das schönste Wahrzeichen altthasischer Macht. Mit berechtigtem Stolz setzte einer der Steinmetzen, Parmenon, auf einen Block von 3,30 Meter Länge und 1,60 Meter Höhe seinen Namen. Zahlreich sind die Versatzmarken und die Steinmetzzeichen in dem einheimischen Alphabet, in dem zum Beispiel Ω kurzes Ο und Ο langes Ο bedeutet; im Laufe des fünften Jahrhundert wurde es allmählich durch die ionischen Zeichen verdrängt, eher als das attische in Athen. Große eingeritzte Augen sind Amulette wie einst der Phallus an Stadtmauern. Mühsam klettert man zwischen Fels und Gebüsch dem vielfach überwachsnen Mauerlauf nach; immer wieder raschelt eine Schlange, bewegt sich langsam eine große Schildkröte. Wie von Kyklopen gefügt steht ein Tor auf der Höhe; über drei Meter lang und einen Meter hoch ist der halb roh gelassene Deckstein. Es steckt tief in der Erde, und eine gewaltige Platane breitet ihre Zweige darüber.

Die Vier

Eine Schulgeschichte von Oskar Thiergen

„Das sag ich dir, Junge: wenn du noch einmal eine schlechte Zensur heimbringst, schlage ich dich bis aufs Blut!

Mit diesen tröstlichen Worten entließ Professor Erler seinen elfjährigen Sohn Helmut in die Schule, während er selbst sich an seinen Schreibtisch setzte, um eine wissenschaftliche Arbeit zu vollenden.

Der Knabe wanderte durch die Straßen der Stadt nach dem Gymnasium, dessen Sexta er besuchte, indem er mit innerm Beben die Worte des Vaters erwog, die, wie er wohl wußte, keine leere Drohung enthielten. Ach! und heute sollte das gefürchtete Rechenextemporale geschrieben werden! Nicht, daß er sich vor dem Rechnen gefürchtet hätte. Er war ziemlich sicher in seinen vier Spezies, aber die Vorteile, die der Lehrer sie zwang anzuwenden, machten ihm endlose Mühe. Er verstand noch nicht, daß mit diesen Vorteilen ein gut Stück

scharfen Denkens verknüpft war, das eine vorzügliche geistige Schulung bildete. Wie die meisten seiner Mitschüler und wohl auch der Schüler Eltern betrachtete er diese Vorteile als entschiedne Nachteile des Rechnens.

Eins hatte er sich gemerkt: statt mit 25 zu multiplizieren mußte man mit 100 vervielfältigen, indem man zwei Nullen an den Multiplikanden anhing, und dann durch 4 dividieren. Auch daß er, statt mit 95 zu multiplizieren, zwei Nullen anhängen und dann den fünfmal vervielfältigten Multiplikanden von dieser Zahl abziehen mußte, war ihm deutlich in der Erinnerung. Aber wie war doch der Vorteil bei der 11? oder bei 48, 64, 56?

Er grübelte und grübelte, bis sich alles in dem kleinen Kopf zu drehen begann. Er hatte unwillkürlich den Schritt verlangsamt und bemerkte plötzlich an der Kirchturmuhr, daß nur noch wenige Minuten bis zum Schulanfange fehlten. Im Sturmschritte eilte er in die Klasse und kam gerade noch zurecht, ehe der Lehrer eintrat; dann aber begann auch sofort das gefürchtete Extemporale, noch ehe er eine Frage an den Nachbar stellen konnte wegen der Vorteile, die ihm entfallen waren. Es waren zwölf Exempel, zehn davon mit Vorteilen zu rechnen und dann noch zwei verschmitzte über Pachtungen, Waldrodungen usw.

Schon bei der dritten Aufgabe stieß Helmut auf die vergessene elf. Er sann und sann, ohne das Rechte zu finden, und rechnete schließlich nach alter Art. Dasselbe tat er nach fruchtlosem Grübeln mit der 45, der 64 und den andern. So hatte er, da er an sich schon ein sogenannter „langsamer" Junge war, durch das lange Besinnen so viel Zeit verloren, daß er am Schlusse der Stunde nur sieben Exempel gelöst hatte, und vier davon waren ohne Benutzung von Vorteilen gerechnet, wenn auch das Ergebnis stimmte.

Durch diese Stunde qualvoller und ergebnisloser Arbeit, über der des Vaters Abschiedsworte wie eine dunkle Wetterwolke geschwebt hatten, war der Knabe in einen nervösen Zustand geraten, der ihn auch zum leichtern Denken unfähig machte. Und nun wollte es der Zufall, daß auch der Lateinlehrer noch eine kurze Klassenarbeit schreiben ließ, ohne weitere Vorbereitung, bloß um zu sehen, was seine Jungens nach ungefähr dreivierteljährigem Unterrichte wüßten. Das Ergebnis war für Helmut wiederum kläglich. Er bildete den Plural von fructus: fructi, die Geschlechter der dritten Deklination flogen nur so durcheinander, obwohl er zu Hause die Genusregeln tadellos gekonnt hatte: „brauch männlich o, or, os, er und es ungleichsilbiger"; „die as, die x, die aus, die is, es in Parisyllabis, und s davor ein Konsonant, die werden weibliche genannt". Die Konstruktionen endlich mißrieten gänzlich.

Und nun kam nach einigen Tagen der gefürchtete Augenblick der Rückgabe der Arbeiten. Mit zwei vieren mußte Helmut heimgehn. Er zitterte vor der Begegnung mit seinem Vater; denn er wußte, wie schwer er gestraft werden würde. Der Heimweg dauerte lange, noch einmal solange als gewöhnlich, wo er im Verlangen sein Mütterchen zu begrüßen eilends heimwärtsgegangen war. Heute lockte ihn das Wiedersehen mit der Mutter nicht. Er stellte sich vor, wie betrübt sie aussehen würde, wenn er so schlechte Nachrichten brächte. Auch der Garten, in dem er so gern zu spielen und den Staub der Schulstube abzuschütteln pflegte, zog ihn nicht, es war, als ob Bleigewichte an seinen Füßen hingen, so langsam schlich er dahin. Und plötzlich kam ihm der Gedanke: Wie wäre es, wenn du dem Papa das schlechte Ergebnis verheimlichtest? Aber dagegen sträubte sich sein ehrlicher Sinn, und zudem hatte er das Gefühl, daß er getan hätte, was er konnte, daß er rechtschaffen gearbeitet und die Zeit nicht vertändelt und verträumt hätte.

Und so kam er endlich zu Hause an.

Nun, Heller, was bringst du? fragte der Vater, der aus des Sohnes niedergeschlagnem Wesen nichts Gutes ersah.

Ach, lieber Vater, ich habe mir alle Mühe gegeben, aber ich habe wieder schlecht gearbeitet.

Zeig her! rief der Vater rauh. Zitternd reichte ihm der Knabe die beiden Hefte. Bei der Vier im Rechnen schon färbte sich das Gesicht des Professors rot, aber als er dieselbe Zensur im Lateinhefte erblickte, brach sein Zorn mit voller Gewalt los. Er ergriff mit der Rechten den Spazierstock, mit der andern den bebenden Kleinen und schlug unbarmherzig auf ihn los.

Ach, bitte, lieber Vater, schlag mich nicht mehr, ich will mir noch mehr Mühe geben! jammerte der Knabe, doch die Hiebe fielen hageldicht, bis der Arm müde war. Dann erst ließ der Professor nach, aber dann sah er auch mit Schrecken, welche Veränderung in dem Kinde vor sich gegangen war. Es schrie nicht, aber jeder Blutstropfen war aus seinem Gesichte gewichen, und ein krampfhaftes Zittern ging durch seinen Körper; seine Augen blickten stier umher, und erst als es seine Mutter erblickte, die erschreckt über den Tumult herbeigeeilt war, schluchzte es laut auf und barg sein Gesicht an ihrer Brust.

Aber wie kannst du den Jungen so schlagen? rief vorwurfsvoll die Mutter.

Er weiß, warum es geschah, erwiderte der Vater; ich will nicht, daß er mir Schande macht vor den Kollegen. Zum zweitenmal bringt er die Vier im Rechnen und außerdem noch eine im Latein.

Diese Worte waren zwar noch hart gesprochen, aber indem er den zitternden und schluchzenden Knaben ansah, schwand aller Zorn, und jeder Hieb, den er dem Kinde gegeben hatte, tat ihm jetzt weh. Sein Herz krampfte sich zusammen, daß er sein eigen Fleisch und Blut so grausam gezüchtigt, indes er mit andrer Leute Kindern täglich Nachsicht, unendliche Nachsicht übte.

Aber seine Ehre als Lehrer stand auf dem Spiele, wenn er sein eignes Kind zu nichts bringen konnte. In seinem törichten Schulmeisterstolze glaubte er, daß sein Junge etwas Besondres leisten müßte, und nun erreichte er nicht einmal eine Mittelzensur!

Schon als der Knabe geboren war, hatte er seinem Hausarzte, einem bewährten alten Studienfreunde, gesagt: Ich freue mich eigentlich nur halb, daß es ein Junge ist; ein Mädel wäre mir lieber gewesen.

Der Tausend! hatte ihm der Freund geantwortet, das höre ich zum erstenmal. Ich habe doch genügend Gelegenheit, die Leute nach solchen Familienereignissen zu beobachten, aber immer ist die Freude besonders groß, wenn ein Junge geboren wird.

Ja, wenn er nun aber nicht die „Zwei“ macht? war des Professors Antwort gewesen.

Wenn er nicht was macht? fragte der Doktor, der des Professors Worte nicht verstand.

Ich meine, wenn er im Gymnasium nicht mit der Zwei arbeitet, bin ich blamiert.

Der Doktor sah seinen Freund ein Weilchen schweigend an, dann sagte er: Höre mal, alter Junge, versündige dich nicht. Wenn einem Gottes Güte einen solchen Segen ins Haus schickt, da soll man danken, auf den Knien danken und sich nicht durch solche törichte Grübeleien die Freude und die Weihe stören, die über jeder Familie nach solch einem Ereignisse liegt. Erzieh ihn nur zu einem rechtschaffnen Menschen — mit oder ohne Zwei — das ist die Hauptsache.

Nun war es eingetreten, was der Professor gefürchtet hatte. Der Knabe war schwächlich geblieben, war rasch in die Höhe geschossen und sehr blutarm, und wie alle solche Knaben hatte er etwas Langsames an sich, einen großen Hang zum Träumen und Spielen. Er konnte sich stundenlang mit seinem Spielzeuge abgeben, ohne daß sich jemand um ihn zu kümmern brauchte. In dieser Hinsicht war er ein sehr „bequemes" Kind gewesen. Aber der Mutter scharfes Auge hatte bald erkannt, daß sich dahinter etwas Denkfaulheit versteckte, und sie hatte ihn angehalten, ein Buch zu lesen oder Schularbeiten zu machen oder etwas vorzuarbeiten.

Im übrigen war der „Heller", wie man ihn nannte, ein prächtiger Kerl. Voll rührender Liebe zu seinen Eltern, besonders zu seinem „Mudding"; gefällig, wo er es nur sein konnte; mitfühlend besonders gegen Arme; war es doch seine größte Freude, zu Weihnachten auf dem Striezelmarkte den frierenden Kindern, die kleine Spielsachen, Gold- und Silberschmuck feilboten, den Inhalt seiner Sparbüchse zu schenken. Und dabei war sein kleines Herz so liebebedürftig, wie es liebreich war. Der köstlichste Augenblick des Tages war ihm das Zubettgehn, wenn er in sein schönes, weiches Deckchen gehüllt sich zum Nachtgebet anschickte.

Da ging sein Mütterchen immer zu ihm und las ihm aus dem schönen Spittaschen Gebetbuche vor. Und wie ergreifend sie las! Wie verständlich für seinen kleinen Geist! In heißer Inbrunst küßte er nach dem Amen das liebe Angesicht derer, die mit ihm gebetet hatte, gleich als wollte er den Dank, den er dem lieben Gotte schuldete, ihr mit abtragen, als müßte er einem menschlichen Wesen etwas von der Liebe erzeigen, die ihn zum Heiland und zu Gott hinzog.

Auch war er lernbegierig. Wenn sein Vater mit ihm spazieren ging, konnte er ihm nicht genug erklären von den Geheimnissen der Natur und des Himmels, von den Bauwerken, den Kunstsachen und dem vielen Sehenswerten in der Stadt.

Ja, als er zum erstenmal mit in die Kunstausstellung genommen worden war, fesselte er durch seine Bemerkungen und durch die Auswahl der Bilder, die er sich am längsten anschaute, eine alte Dame so, daß sie mit ihm ging und den Eltern beim Abschiede Glück wünschte zu dem Gedanken, diesem Knaben sobald Meisterwerke der Kunst gezeigt zu haben.

Gegen alles Erwarten entwickelte sich nun der Geist des Knaben in der Schule nicht in dem Maße, wie es die Eltern erhofft hatten. Vielleicht war das rasche Wachstum und die damit verbundne Blutarmut schuld. Vielleicht auch die überfüllten Klassen, ein Übelstand, an dem ja die Großstädte in sehr bedauerlicher Weise fast allgemein leiden. Er war ein Junge, mit dem man sich fortgesetzt beschäftigen mußte, wenn sein Geist auf einen Schulgegenstand gerichtet bleiben sollte. Andernfalls schweifte er zurück in den Garten, zu den Spielzeugen, oder er konstruierte während der Stunde im Geiste eine neue Maschine, um den Christbaum zu drehn, eines seiner Lieblingsprobleme, das ihn seit seiner frühesten Kindheit beschäftigte.

Solange Helmut die Bürgerschule besucht hatte, war die Sache allenfalls noch gegangen, zumal in den letzten zwei Klassen sein Lehrer ein äußerst milder und liebenswürdiger Herr gewesen war. Nun er aber ins Gymnasium gekommen, war die Sache ernsthaft geworden. Wiederholt hatte er schlechte Zensuren im Rechnen bekommen, und der Vater hatte verschiedentlich mahnend und drohend zu ihm gesprochen; denn er glaubte immer, die Schuld läge allein an dem Jungen. Daß auch den Lehrer eine Schuld treffen könnte, daran hatte er im Bewußtsein der schulmeisterlichen Unfehlbarkeit gar nicht gedacht.

Heute nun sollten ihm die Augen geöffnet werden. Der Zustand Helmuts war eine Stunde nach der Züchtigung noch derart, daß die Eltern von der leb-

haftesten Besorgnis ergriffen wurden. Seine Augen blickten starr, wie die eines Irrsinnigen umher, sein Puls schlug fieberisch, und immer noch flog von Zeit zu Zeit ein krankhaftes Zucken durch seinen Körper. Die Mutter hatte ihn auf das Sofa gelegt, aber sie durfte nicht fort von ihm, ängstlich hielt er ihre Hand fest, besonders wenn sich der Vater über ihn beugte, als ob er sich vor ihm fürchtete. Da dieser Zustand anhielt, so sah man sich endlich genötigt, den Arzt zu holen. Der Professor ging selbst und kehrte nach einer Stunde mit dem Freunde zurück.

Da der Arzt unterwegs von allem unterrichtet worden war, so schritt er sofort zur Untersuchung des Kranken. Er schüttelte wiederholt unwillig den Kopf, als er den mit Schwielen bedeckten Rücken des zarten Knaben besah, fühlte den Puls, horchte mit dem Stethoskop auf die Lungenbewegung und verschrieb endlich ein Heilmittel; das Rezept sei sofort nach der Apotheke zu bringen, dem Knaben aber der Trank in der vorgeschriebnen Weise zu verabreichen. Dann nahm er den Professor mit in ein andres Zimmer, weil er ihm einiges Wichtige zu sagen habe.

Mein lieber Erler, begann er, als sie allein waren, ich bedaure dir sagen zu müssen, daß du dein Kind durch deine Züchtigung in schwere Gefahr gebracht hast. Es ist offenbar in den ersten Stadien eines Nervenfiebers, und dessen Ausgang ist ganz unberechenbar. Der Junge ist mir schon längere Zeit durch seine Blässe aufgefallen, wie aber konntest du ihn so unbarmherzig schlagen?

Ja, lieber Freund, du kennst meine hitzige Art. Der Junge hat mir wiederholt schlechte Zensuren im Rechnen gebracht, ich hatte ihm im Wiederholungsfalle Strafe angedroht und mußte nun Ernst machen, so leid es mir hinterher ist.

Wer ist sein Rechenlehrer?

Ein Dr. Turner, der im Rufe großer Strenge steht, aber den Jungen auch etwas Tüchtiges beibringen soll.

Turner? rief der Doktor aus, na, über den höre ich seit Jahr und Tag in den Familien, die Kinder ins Gymnasium schicken, nichts wie Zeter schreien. Der muß ja die armen Jungen durch seine Pedanterien entsetzlich quälen! Hast du dich denn überzeugt, daß Heller schuld ist an den schlechten Zensuren und nicht Dr. Turner selbst? Zeig mir einmal sein Heft, bitte.

Der Professor willfahrte ihm, und nachdem der Doktor ein Weilchen in dem Hefte geblättert hatte, rief er aus: Aber, lieber Freund, das ist ja geradezu strafbar! Siehst du denn als Schulmeister nicht, daß der Mann seine Schüler aufs entsetzlichste schindet? Hier, schau her! Vier Seiten Hausarbeit für die kleinen Kerle, und diese Verbesserungen dazu! und die Verbessung der Verbesserungen macht zusammen wieder sechs Seiten, in Summa also zehn Seiten Arbeit für die Hausaufgabe eines einzigen Lehrers! Und das in Sexta! Da liegt der Aufgabenzettel für das neuste Extemporale. Zwölf Exempel! Ich glaube, ich brächte das selber kaum in einer Stunde. Ja, sag mir nur, lieber Freund, warum laßt ihr euch das denn gefallen?

Etwas zögernd erwiderte der Professor: Weißt du, es ist nicht Sitte, daß sich Kollegen wegen ihrer Methode, ihres Unterrichtsverfahrens interpellieren.

Ob Sitte oder nicht, die Sache muß anders werden! Sage mir, willst du zu dem Herrn gehn und ihn veranlassen seine Ansprüche herabzusetzen, oder soll ich es tun?

Lieber wäre es mir, wenn du hingingst, lieber Werner; denn bei mir als einem Schülervater und Kollegen sieht es doch etwas eigennützig aus.

Wohl, mein Junge, ich gehe in die Höhle des Löwen. Sie haben nämlich alle eine höllische Angst vor dem Manne, Eltern wie Schüler. Man könnte ja auch direkt zum Rektor gehn und sich beschweren, aber da der Doktor es gut meint,

wie ich höre, und nur in seinen Mitteln fehlgreift, so will ich zunächst mit ihm verhandeln.

Nachdem der Arzt noch einige Anordnungen für den Kranken gegeben hatte, entfernte er sich und ging stehenden Fußes zu Dr. Turner.

Dieser saß in seiner hübsch möblierten Junggesellenwohnung und war vertieft in ein Notizbuch, das mit unzähligen Ziffern, Namen und Daten beschrieben war. Es war das Straf- und Zensurbuch. Die Strafarbeiten, die er auch bei den kleinsten Versehen gab, waren zu solch einer riesigen Zahl angewachsen, daß er sie nicht im Kopfe behalten konnte; darum wurden sie peinlich genau mit Angabe des Vergehens, der Strafe, des Schülers und des Tages der Abgabe in das Notizbuch eingetragen. Kein Geizhals konnte gieriger die ausgeliehenen Summen in seinem Kontobuche zusammenzählen, als der Doktor die Strafarbeiten musterte, die für den folgenden Tag fällig waren. Wehe dem Armen, der sie zu fertigen vergaß! Er erhielt die doppelte Strafarbeit und dazu einen Eintrag ins Klassenbuch, der die Fleißzensur um einen halben Grad herabminderte.

Mit sichtbarem Interesse überlas der Doktor die Namen der Schüler, deren Strafarbeiten am folgenden Tage fällig waren, als die Wirtin an die Tür klopfte und anfragte, ob Herr Dr. med. Werner den Herrn Oberlehrer sprechen könnte.

Lassen Sie den Herrn eintreten.

Verzeihen Sie mein Eindringen zu so ungewöhnlicher Stunde, sagte der Hausarzt des Professors, nachdem er sich sehr förmlich verbeugt hatte, aber meine Zeit ist äußerst gemessen, und ich muß in dringlichen Angelegenheiten mit Ihnen sprechen.

Und welches ist diese Angelegenheit? fragte Dr. Turner.

Ich will mich kurz fassen. Sie betrifft Ihre Lehrmethode. Ich höre von allen Seiten Klagen über die großen und schweren Aufgaben, die Sie Ihren Schülern, selbst den kleinsten, stellen, und möchte Sie auf das Bedenkliche Ihres Verfahrens aufmerksam machen.

Mit welchem Rechte erlauben Sie sich diese Einmischung in meine dienstlichen Angelegenheiten? fragte gereizt Dr. Turner, der alles andre, nur nicht eine solche Interpellation erwartet hatte. Ich kenne Sie nicht. Sind Sie ein Verwandter oder ein Vormund eines meiner Schüler; denn einen Gymnasiasten Ihres Namens unterrichte ich nicht?

Ich bin weder Verwandter noch Vormund irgendeines Ihrer Zöglinge, aber ich bin Hausarzt in einem Dutzend Familien, die Söhne ins Gymnasium schicken, und als solcher fühle ich mich allerdings berufen, mit Ihnen eine sehr ernste Rücksprache zu nehmen, da ich das körperliche Wohl der Kinder, deren Entwicklung — körperliche wie geistige — ich zu überwachen beauftragt bin, durch Ihr Lehrverfahren bedroht sehe.

Mein Herr! brauste jetzt der Oberlehrer auf, ich verbitte mir solche Anschuldigungen. Warum gehn Sie nicht zu meinem Rektor oder zur zuständigen Behörde, wenn Sie sich über mich zu beschweren haben?

Weil ich zunächst eine Aussprache mit Ihnen für richtiger und eines freien Mannes für würdiger hielt; denn ich habe trotz aller Klagen doch von Eltern wie Schülern gehört, mit welchem Ernste Sie Ihre Aufgaben auffassen, und wie Sie sich selbst nicht schonen. Das ließ mich glauben, daß vielleicht ein Hinweis auf das Falsche in Ihrem Verfahren, von unbeteiligter Seite aus, Sie zur Umkehr bewegen könnte. Wenn Ihnen jedoch eine solche Aussprache peinlich ist, so kann ich auch den von Ihnen angedeuteten Weg betreten.

Nein, bleiben Sie, wehrte Dr. Turner, und erklären Sie mir, inwiefern ich mit meiner Lehrmethode auf falschem Wege bin.

Insofern als Sie den Kindern alles erschweren, statt zu erleichtern. Gerade in Sexta sollte doch vor allem die Liebe zu dem Fache, das jeder lehrt, geweckt werden. Aber wenn Sie zu peinlich und zu scharf vorgehn, wird Ihr Unterricht zum Gifte, das den Jungen die Lust und Liebe zur Schule zerstört. Die Jungen fürchten sich vor Ihren Stunden, sie fürchten sich vor ihren Zensuren, die meines Erachtens viel zu streng sind, sie fürchten Ihre entsetzlichen Strafarbeiten, die Pedanterie, mit der Sie Äußerlichkeiten, die gar nichts mit dem Rechnen zu tun haben, auf die Zensur wirken lassen.

Aber ich muß doch die Jungen zur Ordnung erziehen!

Gewiß, aber bedenken Sie, daß außer Ihnen noch fünf bis sechs andre Herren mit in der Klasse unterrichten, die ebenfalls Aufgaben stellen, und dann rechnen Sie sich zusammen, was alles diesen schwachen Schultern der Sextaner aufgebürdet wird. Ein Teil der Schuld trifft übrigens unsre ganze jetzige Schuleinrichtung, in der alles spezialisiert ist, wo für jedes Fach in jeder Klasse ein besondrer Fachlehrer da sein muß.

Ja, das ist doch gerade der Fortschritt unsrer modernen Pädagogik, warf der Oberlehrer ein.

Ein bedauerlicher Fortschritt! Glauben Sie mir, wenn — wenigstens in den Unterklassen — die Hauptfächer alle in einer Hand lägen, da würde die Überbürdungsfrage bald gelöst sein; denn erstens wüßten dann die Herren genau, was für den folgenden Tag an schriftlichen und mündlichen Aufgaben zu fertigen sei, und dann müßten sie sich für manches Fach doch selbst präparieren und würden einsehen, wenn sie selbst so und so lange zur Vorbereitung brauchten, wie viel mehr dann ein Sextaner bedürfe, dem doch jedes Wort, jede Regel neu ist, während der Lehrer ja alles schon gehabt hat, wenn auch vor vielen Jahren. Was für Unterricht geben Sie denn außer Mathematik noch, Herr Doktor?

Nur noch Naturkunde.

Sehen Sie, wie recht ich habe? Das zweite Fach zählt ja so gut wie nicht, nun werfen Sie all Ihre Kraft auf Mathematik, und da Ihnen das natürlich Spielerei ist, so vergessen Sie ganz den Maßstab, den Sie an Sextaner anzulegen haben, wenn nicht vielleicht die eignen Kinder ... Doch Sie sind ja wohl Junggeselle?

Allerdings, erwiderte der Gefragte.

Wieder ein solcher Übelstand in unserm höhern Schulwesen. Warum heiraten Sie nicht? Warum tut das eine so große Zahl Ihrer Kollegen nicht? Das schlechte Gehalt, das Sie bedauerlicherweise bis vor wenig Jahren bezogen, kann Sie nicht mehr abhalten; denn in keinem Stande ist in letzter Zeit so aufgebessert worden wie bei Ihnen, und dennoch findet sich ein geradezu schrecklich großer Prozentsatz von Junggesellen unter den höhern Lehrern. Meiner Ansicht nach ist das eine Forderung, die der Staat stellen müßte, daß die Lehrer verheiratet sein sollten. Sie sind jetzt im besten Falle ein guter Lehrer. Ein vollendeter Erzieher aber werden Sie nur, wenn Sie einmal eigne Kinder unter den Händen gehabt haben, und doch ist die Erziehung in Ihrer Tätigkeit mindestens ebenso wichtig wie das Lehren.

Damit greifen Sie einen großen Teil gerade unsrer tüchtigsten Herren an, warf der Oberlehrer ein.

Ich greife sie nicht an, ich beklage sie und beklage die Schüler. Wohl weiß ich, daß es unter ihnen Männer gibt — und gerade an Ihrer Schule sind deren mehrere —, die ihre ganze Liebe, ihr ganzes Herz den Schülern zuwenden. Aber dazu gehören Johannesnaturen, und die sind leider in allen Ständen recht dünn gesät. Die übrigen sind rasch mit ihrem Urteil fertig. Wenn ein Junge ein

paarmal mit der Vier abschneidet, dann heißt es einfach: Paßt nicht für die Gelehrtenschule, fort mit ihm!

Wenn aber daheim des Lehrers eigner Knabe sitzt, dem es auch etwas sauer wird, der sich jedoch redlich müht, sein Ziel zu erreichen, einer aus dem Holze, aus dem unsre tüchtigen, bescheidnen, treuen Beamten geschnitzt werden, da wird sich der Lehrer dreimal, nein zehnmal überlegen, ob er einen Jungen, dem es ebenso wie seinem eignen Kinde geht, hinausstößt aus der Schule.

Ja, lieber Herr, entgegnete Dr. Turner, wir haben's aber doch auch lernen müssen!

Halt, Verehrter, kommen Sie mir nicht mit frühern Zeiten! Da wurde in einzelnen Fächern wohl viel gelernt — mehr vielleicht als jetzt —, aber das Gesamtwissen war geringer, die Summe des damals Gelernten reicht nicht entfernt an das heran, was unsre heutige Jugend lernen muß. Und das hatte seinen guten Grund, denn einmal gab es das verwünschte Spezialisieren nicht, und dann war in jeder Schule und fast in jeder Klasse ein Herr, bei dem, wie wir zu sagen pflegten, „nichts gemacht" wurde. Meist sehr gute, bisweilen etwas verschrobne Herren, aber wenn ich jetzt als gereifter Mann an meine Schulzeit zurückdenke und sie mit der Jetztzeit vergleiche, so möchte ich sie die „Wohltäter" der Schule nennen. Bei ihnen konnte man aufatmen. Mochten dann die andern immerhin etwas drücken, es schadete nichts.

Und diese Originale und Wohltäter sind Ihrer Meinung nach jetzt ganz ausgestorben? fragte der Oberlehrer.

Wenigstens sehr selten geworden. In früherer Zeit waren sie häufiger. Wir hatten zum Beispiel einen ausgezeichneten griechischen Lehrer, ein Muster von Gelehrsamkeit, aber so mild und väterlich, daß wir alle für ihn begeistert waren. Eines Tages nun geschah es, daß dieser Herr in der Stunde einschlief. Er erzählte uns später, er habe eine Landpartie gemacht, habe den letzten Zug versäumt und sei gezwungen gewesen, in einem Gasthause zu übernachten, in dem gerade Tanzmusik stattgefunden habe. Natürlich hatte er erst vor dem Lärmen und später aus Sorge, den Frühzug zu verpassen, kein Auge zugetan. So stieß ihm denn infolge der großen Hitze und Anstrengung das oben genannte Malheur zu, das an sich unerhört war, das man aber in Rücksicht auf sein Alter schon hätte entschuldigen können. Als die Glocke den Schluß der Stunde ankündigte, schrak er plötzlich in die Höhe, starrte uns an und fragte dann den Klassenersten: Ich habe doch nicht etwa geschlafen? Jadoch, Herr Professor, erscholl es lustig im Chore. Aber warum haben Sie mich denn nicht geweckt?

Ja, nun haben wir doch gleich die Präparation auf morgen.

Sehen Sie, Herr Doktor, so etwas könnte jetzt ja nicht mehr vorkommen; denn jetzt sind ja alle Ihre Herren Kollegen Musterlehrer, die sich nichts vergeben, aber auch unnachsichtig gegen die Jungen sind. Ein jeder möchte womöglich jeden Schüler zu einem Musterknaben machen, einem kleinen Wunder von Gelehrsamkeit, und damit schießen sie oft übers Ziel hinaus. So erzählte mir einst einer Ihrer Herren mit großem Stolze, daß er seinen Quintanern eine Versetzungsarbeit zu Ostern habe schreiben lassen, von der ein andrer Lehrer an einem andern Gymnasium erklärt habe, daß sie die Quartaner seiner Schule nicht hätten übersetzen können. Wie viele Tränen mag dieser Ehrgeiz manchen Eltern und Schülern gekostet haben; denn die, die sie mit der Vier geschrieben, waren natürlich sitzen geblieben oder abgegangen. Und doch hatte der betreffende Herr direkt Unrecht getan, weil er zuviel verlangte, an einer andern Schule wäre mindestens die Hälfte der Sitzengebliebnen noch mit fortgekommen. Oder glauben Sie vielleicht, daß die Kinder Ihrer Schule begabter sein müßten als die andrer Gymnasien?

Ganz im Gegenteil. Ich glaube, wir haben in manchen Klassen eine Auswahl von Dummköpfen. Ich meine überhaupt, daß die Begabung der Jugend geringer statt stärker wird.

Das ist wieder eine ganz falsche Ansicht. Die Begabung ist die gleiche, aber die Anforderungen der Schule sind aus den angeführten Gründen gestiegen. Freilich, wenn Sie so weiter wirtschaften, dann kann es sich wohl ereignen, daß das, was Sie von unsrer heutigen Jugend behaupten, in einem halben Jahrhundert eintritt.

Und dann würden Sie der Schule die Schuld geben? fragte der Oberlehrer.

Für die gebildeten Klassen allerdings; denn Sie müssen doch selbst zugestehn — jeder Vater und jede Mutter wenigstens gibt das zu, und jeder Arzt empfindet es als ein schreiendes Unrecht an der Jugend —, daß es unverantwortlich ist, Kinder von neun bis zwölf Jahren fünf Stunden nacheinander in überfüllten, oft überheizten Zimmern bei angestrengter Geistesarbeit einzupferchen. Hier müßte die Schulbehörde energisch eingreifen.

Und wie wäre wohl Ihr Plan für unsre höhern Zukunftsschulen?

Der Vormittagsunterricht dürfte nur in den obern Klassen fünf Stunden umfassen. Der Nachmittagsunterricht müßte beinahe ganz fallen. Der Vormittag gehört der Schule, der Nachmittag den Schularbeiten und der Bewegung in freier Luft (Spielen, Wanderungen, Naturstudien, Baden, Schlittschuhlaufen usw.), der Abend und der Sonntag der Familie (Spiel, Unterhaltung, Kirchgang, Lesen, Vorlesen, Musik, besondern Neigungen, Weihnachtsarbeiten usw.). Wie wenig der Schüler höherer Lehranstalten unter den jetzigen Verhältnissen der Familie gehört, glauben Sie gar nicht; wie erschreckend wenig er in die Kirche kommt, kann Ihnen jeder Pensionsvater und jeder Pfarrer sagen; und wie oft er halbe Nächte aufbleibt, bloß um die Schularbeiten zu erledigen, davon kann Ihnen jede Familie, mit Ausnahme derer, die besonders begabte oder leichtsinnige Söhne hat, erzählen.

Ja, wie sollen wir aber unser Pensum erledigen? Wir sind doch auch gebunden und verpflichtet, jedes Jahr so und so viel durchzunehmen, warf Dr. Turner dazwischen.

Hierin muß eben auch Wandel geschafft werden. Ich halte die höhern Lehrer im allgemeinen für überbürdet. Man muß Ihre Stundenzahl beschränken und damit die entsetzlichen Korrekturen, unter denen sie ja wohl alle seufzen, dann können Sie die Stunden ganz anders ausnutzen und können vieles von dem, was sie den Schülern jetzt als Hausarbeit aufbürden, in der Klasse durchnehmen. Meines Erachtens sind die Internate, Fürstenschulen, Seminarien, Kadettenkorps, Privatschulen in dieser Hinsicht günstiger daran. Dort ist eine bestimmte Arbeitszeit vorgeschrieben; wird in dieser Zeit die Aufgabe für den nächsten Tag nicht erledigt, so bescheinigt der Heptomatar oder der Aufsichtführende, daß die Zöglinge bis zur bestimmten Zeit fleißig gearbeitet haben, aber nicht fertig geworden sind, dann hat sich der Lehrer eben zu bescheiden und wird daraus lernen, seine Aufgaben zu beschränken.

Es kann aber doch jeder Vater oder Pensionsvorsteher dasselbe tun wie der Heptomatar und ein Schreiben an den Klassenlehrer schicken, daß der betreffende Knabe fleißig gearbeitet hat, aber nicht fertig geworden ist.

Das wird er wohl bleiben lassen; denn erstens macht es einen Haufen Schreiberei oder Lauferei, und dann heißts am Ende immer noch: Wer weiß, ob der Junge gearbeitet hat, der Alte versteht doch nicht mehr viel davon. Und dann fürchtet der ängstliche Vater oder die noch ängstlichere Mutter, daß der Lehrer einen Groll auf den Jungen kriegt, und so läßt man's lieber gehn, und läßt den armen Knaben sich die halbe Nacht plagen. Wissen Sie aber, was Sie durch diese übertriebnen Hausarbeiten nur erziehen?

Nun, was meinen Sie? fragte der andre.

Betrüger erziehen Sie oder Schwächlinge!

Der Oberlehrer sah den Arzt fast erschrocken an: Betrüger?

Ja, Betrüger, denn wenn die Jungen sehen, daß man ihnen zu viel zumutet, dann greifen sie eben zu verbotnen Mitteln. Sie schaffen sich heimlich Übersetzungen an, oder sie schreiben ab. Gerade in Mathematik geschieht das häufig, aber auch in den Sprachen. Es wird eben ein guter Schüler so lange bombardiert, bis er sein Heft hergibt, dann wird die Arbeit abgeschrieben, es werden noch ein paar Fehler hinzugemacht, und fertig ist die vielgerühmte Hausarbeit, die den Fleiß des Jungen vermehren und die Denkkraft stählen soll.

Inwiefern aber erziehen wir Schwächlinge?

Insofern als Sie die Jungen zwingen, zu einer Zeit, wo der Schlaf ihnen nötiger ist als Nahrung, die Nachtstunden zur Arbeit zu benützen. Eine kurzsichtige, engbrüstige, nervöse Jugend erziehn Sie uns, und wir brauchen doch gerade waffenfähige Jünglinge, Führer in einem Zukunftskriege, der nach Millionen geführt werden muß, und in dem der aktive Offizierstand nicht zur Hälfte zur Leitung der Massen ausreicht.

Wir haben Gelehrte zu erziehen und keine Soldaten, erwiderte mit einem Anfluge von Hochmut der Oberlehrer.

In welchem mittelalterlichen Wahne sind Sie noch befangen, lieber Herr? rief der Arzt aus. Man sieht, Sie haben nicht gedient. Die allgemeine Wehrpflicht, der Freiwillige, der Reserve- und Landwehroffizier, das sind nächst dem aktiven Offizierkorps die Grundpfeiler, auf denen unser einiges Deutschland ruht. Diese Einrichtungen werden unserm Lande den Sieg verschaffen, gegen welche Feinde es auch immer zu kämpfen haben mag. Sie gestatten sehr wohl die Entwicklung des Handels, des Gewerbes, der Kunst, der Gelehrsamkeit; denn ich glaube, noch nie ist Deutschland nach allen diesen Richtungen hin auf solcher Höhe gewesen wie jetzt; und es steht nicht still, es strebt weiter. Aber dreierlei muß die Schule erfüllen, wenn es in der Entwicklung nicht gehemmt werden soll.

Und was wäre dies?

Einmal die Liebe zur Arbeit, zur gelehrten Arbeit, wenn Sie wollen, zu wecken und zu erhalten, sodann die Fähigkeit zur geistigen Arbeit zu geben durch die vorzügliche Schulung, die das Erlernen der fremden Sprachen, der alten wie der neuen, sowie der Mathematik und Geschichte gewährt, endlich aber auch, die Jugend waffenfähig zu machen. Nur, wenn sie alle drei Ziele gleichmäßig erstrebt und erreicht, erfüllt die Schule ganz ihre Pflicht!

Der Doktor erhob sich, um zu gehn. Seine mit Wärme und Begeisterung gesprochnen Worte hatten entschieden Eindruck auf den Oberlehrer gemacht.

Und welchem besondern Falle verdanke ich die Ehre Ihres Besuches? fragte Dr. Turner.

Allerdings ein besondrer und zugleich höchst betrübender Fall, in dem sich zur Härte der Schule noch die Unvernunft des Vaters gesellt. Und nun erzählte er den Vorgang im Erlerschen Hause, den die unglückliche Vier Dr. Turners hervorgerufen hatte.

Nachdem der Oberlehrer noch sein tiefes Bedauern über den Fall ausgesprochen hatte, entfernte sich Dr. Werner, um noch einmal nach seinem kleinen Patienten zu sehen.

Der Trank, den der Arzt für Helmut verschrieben, hatte bald eine günstige Wirkung ausgeübt. Das nervöse Zucken hatte aufgehört, und der Knabe war in einen leisen, etwas unruhigen Schlaf verfallen. Allein das hatte nur kurze Zeit gewährt. Dann war Fieber eingetreten, heftiges Fieber mit Phantasieren. Immer

bewegte sich der kleine, geängstigte Geist in der Schulstube. Plötzlich hob er die Hand aus dem Bett und streckte sie in die Höhe, als ob er sich zu einer Antwort melden wollte.

Ich, Herr Oberlehrer, ich, bitte! —

Ein kurzes Schweigen, dann fuhr er in der schulmäßigen, gleichförmig betonenden Sprechweise fort: Zweimal neunzehn ist achtundvierzig!

Plötzlich zuckte er jäh zusammen, als ob er sich vor einem Schlage bückte.

Ach nein, nicht schlagen! Bitte, bitte, lieber Herr Doktor, ich weiß es jetzt ... Zweimal neunzehn ... zweimal neunzehn ist ... ist ...

Ein krampfhaftes Weinen war die Fortsetzung. Er drückte sein Gesicht in das Kissen und schluchzte, daß das Herz der Eltern blutete.

Die Mutter sprach zu ihm und wandte ihm leise den Kopf; dann legte sie ihm ihre Hand auf die Stirn, und es war, als ob ihn das beruhigte. Er hörte auf zu schluchzen und lag ein Weilchen in tiefer Ermattung.

Dann deklinierte er fehlerlos fructus und cornu, und es ging, als er zu Ende war, wie ein Sonnenstrahl über sein Gesicht, als ob er vom Lehrer gelobt worden wäre.

Mit einemmal aber ergriff er die Hand der Mutter und hielt sie fest: Der Stock ... nimm den Stock weg, Mama, ich will keine Vier mehr schreiben!

Und dann kroch er unter das Deckbett, als ob er sich vor den Schlägen decken wollte.

Nur mit Mühe konnte die Mutter das Bett wegziehen, das er krampfhaft festhielt.

In diesem Augenblick trat der Arzt ins Zimmer. Er sah mit einem Blick, wie es stand. Die tiefbekümmerte Miene der Eltern, das Fieber im Auge des Kranken ließen ihn erraten, daß der Geist des Kleinen umhergewandert sei.

Er nahm das Fieberthermometer aus der Tasche und legte es in die Achselhöhle des Kindes, um die Temperatur festzustellen. Während dieser Zeit fühlte er den Puls und trug dann die Fiebergrade sowie die Zahl der Pulsschläge auf ein Blatt ein, das er auf den Tisch legte.

Auf diesem Blatte werden die Fieberkurven aufgezeichnet, sagte er dann. Ich werde zweimal den Tag kommen, früh und abends, und die Temperatur messen. Am Mittag setzen Sie das Thermometer ein, wie ich es tue, sodaß die Achselhöhle das Thermometer vollständig umschließt. Sie müssen also den Arm etwas andrücken, indem Sie die Hand des Kindes auf die Brust legen.

Auf den besorgten Blick der Eltern fuhr er fort: Es sind jetzt 42 Grad Fieber. Ich verschreibe sofort ein Mittel, damit es nicht steigt. Jedenfalls muß jemand bei dem Kranken wachen. Soll ich Ihnen eine Schwester zur Pflege versorgen?

Die Mutter lehnte das mit Bestimmtheit ab, indem sie erklärte, daß sie selbst die Nachtwache übernehmen werde.

Aber Sie können doch nicht alle Nächte aufbleiben, erwiderte der Doktor. Bedenken Sie Ihre eigne Gesundheit!

Nun, dann löst mich mein Mann ein Weilchen ab, damit ich eine Stunde schlafen kann.

Der Professor nickte, und dann entfernte sich der Arzt, nachdem er das neue Rezept geschrieben hatte.

Das Heilmittel tat seine Wirkung. Das Fieber nahm etwas ab, und der Kranke verbrachte die Nacht leidlich. Er verlangte oft zu trinken, und nur manchmal sprach er im Fieber; aber die quälenden Bilder, die ihn am Nachmittage geängstigt hatten, kehrten nicht wieder.

Acht Tage währte dieser Zustand der Bewußtlosigkeit, acht furchtbare Tage für die Eltern, die sich abwechselnd in die Pflege des Kleinen teilten; am neunten Tage schwand das Fieber gänzlich, und die Besinnung kehrte zurück. Die Mutter saß am Bette des Kindes, das in leichten Schlummer gefallen war, und sah auf das bleiche eingefallne Gesicht, das nicht mehr durch die Fieberhitze einen trügerischen Schein von Frische besaß, als die Augenwimpern zu zucken anfingen, und der Knabe plötzlich mit hellem Blick seine Mutter anschaute. Ein Lächeln glitt über seine Züge, als er seine Pflegerin erkannte.

Mudding, flüsterte er und griff nach ihrer Hand, die er zärtlich drückte.

Mein Helmut! rief die Mutter und küßte seine Stirn, indem ihr die Tränen über die Wangen liefen.

Wo war ich denn, Mudding? Bin ich krank? fragte der Knabe.

Ja, mein Herzlieb, du warst sehr krank und bist es noch; darum sprich jetzt nicht, bis es der Herr Doktor erlaubt.

Sie ordnete ihm die Kissen, gab ihm einen Schluck Limonade, den er gierig einsog, und dann lag er still in seinem Bette, den Blick unverwandt mit dem zärtlichsten Ausdrucke auf das Gesicht der Mutter geheftet.

Die Eltern freuten sich über den Zustand des Knaben. Denn das furchtbare Fieber war ja gewichen, und wenn es nicht wiederkehrte, war Aussicht vorhanden, daß ihr Kind genäse. Allein als der Arzt kam, stimmte er durchaus nicht in die Freude ein. Er fühlte mit der Hand die Stirn des Kleinen, und diese wie der klare Blick des Auges bewies, daß das Fieber geschwunden sei; allein er nahm lange des Knaben Hand in die seine, indem er den Puls fühlte. Dabei wurden seine Mienen immer ernster, und endlich ging er in das Nebenzimmer, indem er dem Professor winkte, ihm zu folgen.

Was ich diese ganze Zeit über gefürchtet habe, scheint eingetreten zu sein. Die furchtbare Fiebererregnng hat eine Herzaffektion zur Folge gehabt, die, wenn nicht ein Wunder geschieht, zum Tode führen muß. Ich fühle kaum noch den Pulsschlag. Laß sofort dies Rezept besorgen, fuhr er fort, indem er rasch einige Worte auf ein Formular schrieb. Ich verordne digitalis in starker Dosis. Am Nachmittage werde ich wiederkommen.

Als der Professor ins Krankenzimmer trat, zog ihn seine Frau in eine Ecke und verlangte zu wissen, was der Arzt gesagt habe. Zögernd und leise, damit ja Helmut nichts höre, teilte er ihr des Arztes schlimme Diagnose mit. Aber wie leise er auch gesprochen, das Ohr des Knaben schien etwas von den Worten gehört zu haben, und sein Blick ersah aus den bestürzteu Mienen und den Tränen der Mutter, die ihr unaufhaltsam aus den Augen brachen, um was es sich handle, und plötzlich fragte er: Muß ich sterben, lieber Vater?

Die Frage kam so unerwartet und erschreckte den, an den sie gerichtet war, so, daß es war, als würge ihn jemand. Er war nicht imstande zu antworten, sondern streichelte nur zärtlich seines Knaben Wange, indem dicke Zähren auf das Bett fielen.

Auch den Knaben schien der Gedanke, Abschied nehmen zu müssen, tief zu bewegen; denn auch er hatte Tränen im Auge, und er schluckte beständig, um nicht laut weinen zu müssen. Aber es war nicht die Trennung von den geliebten Eltern, die ihn zunächst zu beschäftigen schien, denn er fragte: Vater, kann ich auch mit einer Vier in den Himmel kommen?

Wie vom Schlage getroffen sank bei diesen Worten der starke Mann auf die Knie, vergrub sein Gesicht in dem Bette des Kindes und weinte bitterlich. Was hätte er in diesem Augenblick gegeben, wenn er das Geschehene hätte ungeschehen

machen können. Wie gern hätte er auf seinen Wunsch, das Kind zu einem Gelehrten zu erziehen, verzichtet, wenn es nur am Leben geblieben, wenn nur der furchtbare Vorwurf von ihm genommen wäre, daß er die Todesursache seines Kindes sei.

Die Mutter antwortet statt seiner: Gewiß, mein Helmut, du kommst zum lieben Gott und zu deinem Heilande; die fragen nur nach deinem Herzen, und das ist ja so gut!

Den Knaben schien diese Antwort zu beruhigen. Er lächelte, schloß die Augen ein Weilchen, aber immer streichelte er zärtlich seiner Mutter Hand. Endlich sagte er: Mudding, bitte, lies mir vor, vom Herrn Jesus und den Kindlein.

Die Mutter ging und holte die Heilige Schrift. Als sie die Worte las: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihnen ist das Himmelreich, erstickten die Tränen fast ihre Stimme, aber sie bezwang ihren Schmerz; denn ihr Kind lächelte selig bei diesen Worten der Verheißung, und so las sie weiter, bis sie sah, daß die Ermattung den Knaben überwältigt hatte und er eingeschlummert war. Ängstlich lauschte der Vater auf die Atemzüge, sie waren kaum zu vernehmen, aber eine Flaumfeder, die er ihm an den Mund hielt, bewegte sich leise, ein Zeichen, daß der Atem noch nicht erloschen war.

Sobald die Arznei gebracht wurde, weckte man den Kranken und gab ihm das vorgeschriebne Maß ein. Es belebte den Herzschlag etwas, aber trotzdem übermannte ihn die Mattigkeit immer und immer wieder. Als er nach längerm Schlummer erwachte, strahlte er wie von überirdischer Freude.

Mudding, rief er, liebes Mudding, ich habe geträumt, ich wäre im Himmel. Ach wie schön das war! Die kleinen Engel waren so lieb mit mir. Wir sangen dem lieben Gott lateinische Lieder, und denke nur, ich verstand, was sie bedeuteten. Und dann konnte ich die Sterne zählen, obwohl ihrer viele tausend waren. Und als die Engel mir sagten, daß auf der andern Seite gerade so viel wären, da wußte ich gleich, wieviel es zusammen waren. O, es war schön, Mutterchen, so schön!

Dann nach einer Weile: Mutterchen, ich will gern sterben, dann mache ich dir keinen Kummer mehr, und Herr Turner ärgert sich nicht mehr über mich, und Vater regt sich nicht mehr so furchtbar auf, daß er auch krank wird, dann bringe ich euch keine schlechten Zensuren mehr nach Hause. Wirst du manchmal an mich denken, wenn ich von euch gegangen bin?

Alle Tage, mein Liebling, erwiderte die Mutter, du weißt wann?

Ja, zum Abendgebet, wann du den andern aus Spitta vorliest oder aus der Bibel, besonders die Stelle, wo der Herr Jesus spricht: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Reich Gottes.

Am Abend und Morgen, immer werde ich im Geiste bei dir sein, mein Kind.

Der Kleine lächelte beglückt. Dann streichelte er der Mutter Hand; denn sie war niedergekniet am Bette und hatte ihr Gesicht niedergebeugt, damit er sie nicht weinen sähe. Als sie aufblickte, sah sie, wie sich die kleine Gestalt streckte, wie sie noch einmal tief atmete, dann das Gesicht abwandte und in den Schlummer fiel, aus dem kein Erwachen ist.

Er ist von uns gegangen, sprach sie leise, indem sie ihren Mann, der ans Bett getreten war, neben sich auf die Knie zog. So verharrten sie lange und geleiteten mit ihren Gebeten die kleine Seele aufwärts zum Himmelstor, das sich weit auftat vor solchen Fürsprechern. Endlich erhob sich die Mutter und sprach mit fester Stimme: Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobet! Er hat uns gesegnet mit diesem Kinde und seinem tiefen, reichen Herzen. Er hat uns geprüft, indem er es von uns nahm. Aber er hat es zu

sich gezogen aus lauter Gnade, noch ehe es die eigentliche Mühsal der Welt, noch ehe es die Sünde kennen gelernt hat, und hat uns durch diesen kurzen Schmerz vor manchem Kummer, vor mancher Sorge bewahrt. Und da ich täglich mit unserm Kinde vereint sein werde im Gebet, so wird es das Band knüpfen zwischen Himmel und Erde, das uns verbinden soll mit der himmlischen Heimat, der auch wir zustreben.

Aber ich bin schuld an seinem Tode, an deinem Schmerze! stöhnte der Professor.

Du hast das Beste gewollt nach deiner Meinung und in gutem Glauben. Weil es vielleicht zu irdisch gedacht war, hat ihn der Herr zu sich genommen. Du aber, hebe dein Haupt und übe an andern, was dir an deinem eignen Kinde nicht gelang, Hingebung, Milde und Nachsicht.

So rang sie sich heldenhaft, sieghaft durch den gewaltigen Schmerz infolge der Festigkeit ihres Glaubens, den sie ihr Kind gelehrt hatte, und durch den sie mit ihrem Lieblinge auch nach dem Tode verbunden blieb.

Das Begräbnis Helmut Erlers wurde zu einer großen Beileidskundgebung für die Eltern. Der Geistliche sprach ergreifend, ebenso der Klassenlehrer, der dem Entschlafnen ein herrliches Zeugnis durch seine Worte ausstellte. Am tiefsten bewegt war Dr. Turner. Die Worte des Arztes und die erschütternde Tragik des Falles Helmut Erler trugen dazu bei, daß er von seinem starren, pedantischen Standpunkte abging, und da er an sich ein guter, nur allzu pflichteifriger Mensch war, so wurde aus dem gefürchteten und verhaßten Lehrer bald ein Liebling aller Klassen, in denen er unterrichtete.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 16. Mai 1909

(Brindisi und Wien. Die Regierung und der Reichstag. Die Wertzuwachssteuer. Die Liberalen und die Reichsfinanzreform. „Beamtentage.")

Am 14. Mai hat Kaiser Wilhelm unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in die Wiener Hofburg gehalten, um dort den treuen Verbündeten unsers Reichs, den ehrwürdigen Kaiser Franz Joseph, zu begrüßen. Zwei Tage vorher hatte die Begegnung mit König Viktor Emanuel in Brindisi stattgefunden. Wenn die Aufnahme, die unser Kaiser in Wien gefunden hat, diesesmal im Zeichen einer ganz besondern Herzlichkeit und Begeisterung stand, so ist das nicht zu verwundern. Die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Herrschern sind von jeher von besondrer Wärme und Herzlichkeit erfüllt gewesen, und jetzt kam noch hinzu, daß die politischen Ereignisse der letzten Monate den Wert dieser Beziehungen und des zwischen den Staaten bestehenden Bündnisses den Völkern greifbar vor Augen geführt hatten. Wir freuen uns aufrichtig, daß die österreichische Hauptstadt bei dem Empfang des Kaisers so stark und deutlich das Bedürfnis fühlte, diese bundesfreundlichen Empfindungen zu bekunden und unserm Kaiser Ehren zu erweisen, die in einer solchen freudigen Begeisterung nur selten einem Herrscher in einer fremden Hauptstadt zuteil werden. Wir können uns dieser Aufnahme um so unbefangner freuen, als es sich hier nicht bloß um den Augenblicksrausch handelt, dem die Bevölkerung einer Großstadt — noch dazu einer genußfreudigen wie Wien — leicht unterliegt, sondern um die in Überzeugungen wurzelnden, festen Grundlagen einer Stimmung, zu der auch die Politiker, wenn

sie alle Empfindungsmomente ausschalten und mit kühlem Kopf das Ergebnis nachprüfen, nur Ja und Amen sagen können. Die Trinksprüche, die bei dem Festmahl in der Hofburg gewechselt wurden — die verlesen wurden, um auch nach außen hin deutlich zu bekunden, daß sie keine Improvisationen, sondern sorgfältig überlegte politische Kundgebungen waren —, zeigen, wie sehr die beiden Kaiser von der Bedeutung des Augenblicks durchdrungen waren, und was für ein Gewicht sie dieser Begegnung beilegen wollten. Deshalb wurde auch mit gleicher Wärme des Dritten im Bunde, des Königs von Italien gedacht, nicht nur in den beiden Trinksprüchen, sondern auch in dem gemeinsamen Telegramm, das Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm an ihn absandten, und das herzliche Erwiderung fand. Dadurch wurde zugleich die Verbindung zwischen der Wiener Monarchenbegegnung und der in Brindisi hergestellt. Die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms und König Viktor Emanuels, die zwei Tage zuvor in Brindisi stattgefunden hatte, war etwas anders geartet; es war keine feierliche Kundgebung, sondern ein Besuch, der mehr persönlichen und intimen Charakter trug. Keine besondern Festlichkeiten begleiteten diesen Besuch; die Trinksprüche wurden nicht einmal im Wortlaut veröffentlicht. Trotzdem gehören beide Begegnungen zusammen; die gemeinsame Grundlage ist der Dreibund. Über das Verhältnis Italiens zum Dreibund haben wir uns kürzlich schon ausgesprochen. Das Exempel geht, soweit die öffentliche Meinung des italienischen Volkes in Frage kommt, nicht ganz ohne Rest auf, darum dürfen wir uns nicht wundern, daß das Echo der Begegnung von Brindisi in der italienischen Presse kein reiner Widerhall ist. Wir haben aber schon neulich gezeigt, daß die Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund für uns trotzdem von Wert ist, und wenn auch republikanische Strömungen, allerhand Gefühlsregungen und ähnliche Ursachen störend einzuwirken versuchen, so ist doch das Verhältnis der Herrscher und der Regierungen durchaus auf Vertrauen und Aufrichtigkeit gegründet.

Am 17. d. M. wird der Kaiser in Wiesbaden sein und dort wieder zum erstenmal nach seiner Reise den Reichskanzler persönlich empfangen und sich über die politischen Fragen Vortrag halten lassen. Die Notwendigkeit einer politischen Aussprache zwischen Kaiser und Kanzler, sobald der Monarch nach mehrwöchiger Abwesenheit im Auslande wieder auf deutschem Boden eingetroffen ist, bedarf eigentlich keiner besondern Begründung. Die Kombinationssucht der Neugierigen wird trotzdem versuchen, besondre schwerwiegende Entscheidungen damit in Verbindung zu bringen; sie wird aber wahrscheinlich eine Enttäuschung erleben, denn die Zeit für solche Entscheidungen ist noch gar nicht gekommen.

Neuerdings treten freilich starke Versuchungen an die Regierung heran, der in weiten Volkskreisen herrschenden Ungeduld und Erregung nachzugeben und mit einem kräftigen quos ego! dazwischenzufahren. Wir haben schon früher die Ansicht ausgesprochen, daß wir eine solche Taktik für nicht zweckmäßig halten würden. Sie wäre ein zweischneidiges Schwert. Man hört jetzt so häufig wieder die Ansicht: Bismarck hätte es anders gemacht! Zunächst kann kein Mensch kontrollieren, ob das richtig ist. Bismarck hat in verschiednen Fällen sehr verschieden gehandelt, auch in solchen, die nach Ansicht der Uneingeweihten sehr ähnlich lagen. Was er in der gegenwärtigen Lage getan haben würde, lassen wir also besser dahingestellt. Nehmen wir aber einmal an, er hätte sich wirklich entschlossen, der Unfähigkeit des Reichstags durch ein „Eingreifen", das heißt durch den Druck einer besondern Maßregel nachzuhelfen, so wäre das immerhin etwas außergewöhnliches gewesen, was nur durch das Gewicht der außerordentlichen Persönlichkeit Bismarcks hätte gerechtfertigt werden können. So sehr Fürst Bülow jetzt überzeugt sein kann, daß das deutsche Volk seine staatsmännische Persönlichkeit zu schätzen weiß und Vertrauen zu ihm hegt, so tut er doch recht daran, in so ernsten Fragen unter den

heutigen Zeitverhältnissen keine politischen Kraftproben zu machen, die lediglich auf rein persönliche Autorität gegründet sein könnten. Und wir müssen uns bei ehrlicher Prüfung doch wirklich sagen, daß uns in unsrer Zeit bei den besondern Verhältnissen im Deutschen Reiche und den vor uns liegenden Aufgaben ein gewissenhaft überlegender und die Folgen sorgsam abwägender Staatsmann mehr not tut als ein genialer Titane, der jederzeit den Himmel zu stürmen geneigt ist. Wir vergessen über der volkstümlichen, in der Erinnerung in den Vordergrund tretenden Vorstellung von Bismarck gar zu leicht die Vielseitigkeit des historischen Bismarck, der nach 1871 die Aufgaben des Ausbaus und die Erhaltung des Reichs ganz anders angriff als vor 1871 die der Gründung des Reichs. Und der tatsächlich in der Regel so vorsichtig, maßvoll und bedächtig handelnde Bismarck der zweiten Periode, der recht oft einen Schritt zurücktrat und keineswegs immer mit einem rücksichtslosen Willen dazwischenfuhr, konnte doch trotz der Überlegenheit seiner Staatskunst vieles nur zustande bringen, weil der Schatten seiner großen Taten vor 1871 hinter ihm stand.

Es ist also, wie wir meinen, ganz richtig, daß Fürst Bülow streng die verfassungsmäßige Korrektheit wahrt und den Reichstag zunächst vollkommen darüber schlüssig werden läßt, was er von den Vorschlägen der Regierung überhaupt übrig lassen will. Daß dieses Verhalten durchaus keine Passivität des Reichskanzlers in sich schließt, weiß jeder, der den Gang der Dinge bisher genauer verfolgt hat; auch in dieser Beziehung können wir auf früher gesagtes verweisen.

Was die zu erwartenden Ersatzsteuern betrifft, die den Ausfall für die einstweilen abgelehnten Vorschläge der verbündeten Regierungen zur Reichsfinanzreform nötigenfalls decken sollen, so interessiert darunter aus bekannten Gründen am meisten der Vorschlag einer Reichswertzuwachssteuer. Der konservative Antrag wollte bekanntlich diese Steuer auch auf Wertpapiere ausgedehnt wissen, aber alle sachverständigen Urteile wiesen überzeugend die Undurchführbarkeit dieser Idee nach, sodaß also nur die Wertzuwachssteuer auf Grundbesitz näher zu erörtern blieb. Hier stand ja allerdings die Ausführbarkeit nicht in Frage, wohl aber die Ergiebigkeit dieser Steuer, die den Gemeinden und vielleicht auch den Einzelstaaten nicht ganz entzogen werden kann, und die, wenn sie vernünftig eingerichtet und gerecht verteilt werden soll, bei den verschiedenartigen Verhältnissen im Reiche große Schwierigkeiten zu überwinden hat. Die Sachverständigenkonferenz, die diese Frage vorläufig geprüft hat, ist denn auch zu dem Ergebnis gekommen, daß diese Steuer für das Reich nach der günstigsten Schätzung nicht mehr als 30 Millionen abwerfen kann. Damit ist natürlich kein endgiltiges Urteil über die Einführung der Steuer ausgesprochen, aber so viel ist doch festgestellt, daß sie in keinem Falle die geplante Erbanfallsteuer ersetzen kann. Auf diesem Wege sind 100 Millionen Besitzsteuern nicht zu schaffen.

Die Arbeiten der Finanzkommission des Reichstags während der letzten Woche haben allerdings gezeigt, daß die Aussichten, den Bedarf von vierhundert Millionen durch Verbrauchssteuern zu decken, nicht weniger gering sind. Es ist daher auch die wirksamste Entgegnung, die die Konservativen auf den Vorwurf, sie hinderten das Zustandekommen der Reichsfinanzreform, in Bereitschaft haben: Was würde unsre Zustimmung zur Erbanfallsteuer nützen, wenn die Liberalen weiter fortfahren, die Vorschläge der verbündeten Regierungen zur Erhöhung der Verbrauchssteuern so wie bisher zu zerpflücken, ohne für Ersatz zu sorgen, wenn sie also ihre Zusage in bezug auf die vierhundert Millionen Verbrauchssteuern nicht einlösen? Die Liberalen sagen nun freilich, sie würden ihre Zusage in der Tat einlösen, sobald sie die Sicherheit hätten, daß hundert Millionen wirklicher Besitzsteuern bewilligt würden. Aus diesem Zirkel kommen die beiden jetzt so feindlichen Flügel des Blocks nicht heraus. Nun gibt es viele ähnliche Fälle, in denen die Gegensätze ebenso scharf erscheinen, und in denen keiner einen Schritt entgegenkommen will, weil er

fürchtet, der andre werde den entsprechenden Schritt nicht mittun, und weil er unter keinen Umständen mit dem Nachgeben den Anfang machen will. Und doch lösen sich solche Schwierigkeiten häufig durch eine Vermittlung. Hier aber sind in der Tat auch für die Vermittlung die schwierigsten Hindernisse zu überwinden. Denn der erfolgreiche Vermittler bedarf einer gewissen Unterlage, die man vielleicht am besten als die Gleichheit der beiderseitigen Einsätze bezeichnen kann. Aber wenn man diese Erfahrung auf unsern Fall anwendet, so ergibt jede unbefangne Prüfung, daß die Schwierigkeit in dem mangelnden politischen Kredit unsers Liberalismus liegt. In andern Ländern würde die konservative Partei zu fürchten haben, daß ihr der Liberalismus bei der Volksmeinung den Wind aus den Segeln nimmt. Das ist bei uns ziemlich ausgeschlossen. Unsre Liberalen haben wichtigeres zu tun, als die Gelegenheit zur praktischen Mitarbeit zu ergreifen und durch die Ausnutzung solcher Gelegenheiten ihren politischen Kredit zu erhöhen. Sie müssen statt dessen auf das Gebot der demokratischen Schreier lauschen und ihre Prinzipien spazierenführen. Das gilt gegenwärtig nicht nur von dem radikalen Liberalismus, sondern in gewissem Sinne auch von den Nationalliberalen, die von Anfang an die Rolle, die ihnen in der jetzigen Parteikonstellation zufiel, nicht begriffen haben. Als schon der Kampf begann, gingen sie noch behaglich im Garten ihres Parteiprogramms spazieren und begossen ihre Lieblingsblumen. Es gereicht den großen Parteien, die sich auf Grund der großen dauernden Gegensätze politischer Denkweise im Staatsleben gegenüberstehn, nur zum Vorteil, wenn sie gegenseitig erzieherisch aufeinander einwirken. Auch der konservative Politiker, wenn er Erfahrung und Blick für geschichtliche Erscheinungen hat und nicht einseitig in der engsten Scheuklappenpolitik befangen ist, wird sich freuen, wenn er sich eine lebenskräftige, unter Umständen regierungsfähige Gegenpartei gegenübersieht, eine Partei, die dafür sorgt, daß das politische Leben nicht erstarrt und bei der Arbeit für den Sieg der politischen Überzeugung die Hände nicht in den Schoß gelegt werden. Der heutige Liberalismus kann — und im wesentlichen durch eigne Schuld — dieses heilsame Gegengewicht nicht ausüben. Die weniger aufgeklärten Wähler, die mit dem konservativen Regiment unzufrieden sind, suchen ihre Zuflucht nicht beim Liberalismus, sondern bei der Sozialdemokratie. Darin liegt der schlimmste Krebsschaden der gegenwärtigen Lage.

Der Reichstag wird jetzt zunächst seine Plenarsitzungen vertagen und nur die Finanzkommission weiter arbeiten lassen, um erst nach Pfingsten wieder zusammenzutreten und dann hoffentlich mit besserm Erfolg zu einer Entscheidung zu kommen.

Es scheint, als ob die Schwierigkeiten der Lage jetzt den besondern Anreiz in sich tragen, einen Teil der Beamtenschaft, die mit Schmerzen auf die Durchführung der ihr zugesagten Verbesserung ihrer Lage wartet, in eine oppositionelle Stellung hineinzutreiben. Nachdem schon vor Wochen ein sogenannter „Beamtentag“ abgehalten worden ist, bei dem es an staatsfeindlichen Brandreden unberufner Führer dieser „Bewegung“ nicht fehlte, werden diese Bestrebungen jetzt mit Eifer fortgesetzt, und es scheint beinahe, als ob die zweifelhaften Lorbeeren der Pariser Kollegen, die dem Staate den Fehdehandschuh hingeworfen haben, auch bei uns gewisse Herren nicht schlafen ließen. Man muß dieser Symptome wenigstens gedenken, obwohl erfreulicherweise festzustellen ist, daß die bedeutenden Beamtenorganisationen entschieden erklärt haben, daß sie mit diesen Veranstaltungen nichts zu tun haben wollen. Auch die erwähnten unzufriednen Elemente haben mit dem größten Nachdruck betont, daß sich deutsche Beamte niemals zu einem Streik hinreißen lassen würden, aber diese Versicherung würde recht wenig Wert haben, wenn der Geist, der neulich auf dem Beamtentage und auch wieder in der neusten Veranstaltung dieser Art zutage kam, wirklich in unsrer Beamtenschaft maßgebend werden sollte. Es ist schon bedenklich genug, daß ein kleiner Bruchteil der Beamtenschaft zu einer

so vollständigen Verkennung der wesentlichen Eigentümlichkeit seiner Stellung gelangen kann und einfach die Grundsätze des Konkurrenzkampfes im freien Erwerbsleben darauf anwenden will. Die unzufriednen Beamten beschweren sich darüber, daß ihnen entgegengehalten wird, sie würden vom Gelde der Steuerzahler erhalten. Das ist aber die natürliche Folge ihrer eignen Auffassungen, die das, was eigentlich die moralische Kraft und den Wert des Beamtenstandes ausmacht, herabdrücken und der Geringschätzung preisgeben, dafür aber die rein materielle Seite in den Vordergrund schieben. Es ist ein gefährliches Treiben, das da unternommen wird, und es wäre zu wünschen, daß aus dem Kreise der Beamten selbst eine kräftigere Gegenwirkung gegen diese schädlichen Anfänge erstünde. Freilich wäre dringend zu wünschen, daß den berechtigten Wünschen und Beschwerden der Beamten bald um so schneller und gründlicher Abhilfe zuteil würde.

Die deutsche Hegemonie in Europa. Die Ansicht, die in manchen deutschen Zeitungen, auch vor einiger Zeit in der Täglichen Rundschau ausgesprochen wird, daß man die Entrüstungsanfälle der dänischen und der englischen Presse über die deutsche Flotte nur als Symptom für ein krankes Gemüt ansehen könne, ist ganz richtig. Warum bleibt die dänische Presse so ruhig bei der Nachricht, daß die englische Flotte in diesem Frühjahr auch größere Übungen in Kriegsstärke vornehmen und dänische, schwedische und deutsche Häfen besuchen will? Hat man in Dänemark ganz und gar vergessen, daß im Jahre 1801 Kopenhagen von der englischen Flotte beschossen wurde, sowie daß diese Beschießung 1807 wiederholt und die gesamte dänische Flotte ohne weiteres von den Engländern genommen und weggeführt wurde? Die ganze Aufregung, die in Dänemark und andern Staaten jetzt immer wieder zutage tritt, beruht auf dem Glauben, Deutschland strebe nach der Hegemonie über ganz Europa.

Man vergißt die Ursachen unsers Aufblühens, die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Schulpflicht. Die erste besteht seit etwas mehr als hundert Jahren bei uns und die letzte noch viel länger. Durch die allgemeine Wehrpflicht wird Pünktlichkeit, Fleiß und Arbeitsfähigkeit, durch die allgemeine Schulpflicht wird Kenntnis und Wissen auch bei den niedern Volksklassen ausgebildet. Wir haben z. B. schon seit längerer Zeit unter unsern Rekruten kaum noch einen Analphabeten. Dabei hatte Frankreich 1870 weder allgemeine Wehrpflicht noch allgemeine Schulpflicht. England hat heute noch keine allgemeine Wehrpflicht. Man nennt in England die allgemeine Wehrpflicht eine „Blutsteuer“ und sträubt sich fortwährend noch gegen ihre Einführung. Ob allgemeine Schulpflicht in England besteht, weiß ich nicht. Jedenfalls lassen sich die Eigenschaften, die sich aus dem Bestehen dieser Einrichtungen in Deutschland entwickelt haben und zu unsrer immer steigenden Blüte führen, in den andern Staaten nicht in so kurzer Zeit nachholen.

Wer sich diese Dinge klar vor Augen hält — und das sollten die andern europäischen Staaten, insbesondre England und Dänemark, tun —, braucht also Übungsfahrten unsrer Flotte nicht als Kriegsdrohungen, ebensowenig unser Aufblühen als absichtlich auf Erlangung der Hegemonie in Europa gerichtet anzusehen. C. v. H.

Ein Buch von Johann Amos Comenius. Den Schriften alter Autoren, mit deren Neuausgaben der Verlag von Eugen Diederichs in Jena modernen Gottsuchern zu Hilfe kommen will, hat sich voriges Jahr Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens des um die Reform der Pädagogik verdienten letzten Bischofs der Mährischen Brüder zugesellt. Der anonyme Verfasser der Einleitung stellt das Buch sonderbarerweise in eine Reihe mit der Utopia des Thomas Morus und Campanellas Sonnenstaat. Es steht aber im schroffsten Gegen-

satze zu allen Utopien, die einen sozialen Himmel auf Erden malen, und gehört in die Klasse der mystisch-asketischen Anleitungen zu einem gottseligen Leben, und zwar unmittelbar neben die „Seelenburg“ der heiligen Teresa. Den ersten Teil freilich, der die Schlechtigkeit, Unvernunft, Verwirrung und das Elend der Welt schildert, natürlich der Welt des siebzehnten Jahrhunderts, könnte man den satirischen Schriften beizählen, wenn er nicht einem ganz andern Zweck diente, als den die Satiriker im Auge zu haben pflegen. Die allegorische Einkleidung — eine Wanderung durch die Welt unter Führung zweier allegorischer Personen — ist nicht nach unserm heutigen Geschmack, und etwas Neues vermag uns auch Comenius über das uralte leidige Thema nicht zu sagen. Doch packen einzelne seiner allegorischen Darstellungen durch ihre Originalität, zum Beispiel wenn er die Adepten der Gelehrsamkeit höchst schmerzhaften Operationen unterwerfen läßt, bei denen namentlich ihr Gesäß hart mitgenommen wird, und wenn er von den Medikamenten des Geistes, die er in der Bibliothek findet, sagt, im Gegensatz zum Vorrat andrer Apotheken verfehle dieser größtenteils seine Bestimmung, indem er in dunkeln Schreinen und Winkeln ungenützt verschimmle und das Erbteil der Motten werde. Auch die Charakteristik der Zeitungspresse ist sehr hübsch. Jede Zeitung ist eine Pfeife von so eigentümlicher Beschaffenheit, daß ihr Ton die einen zu Freudensprüngen begeistert, den andern Schmerzgefühl und Wut verursacht. Nachdem den Jüngling die Weltwanderung gründlich enttäuscht hat, ruft ihn Gottes Stimme ins Herzenskämmerlein, wo er wiedergeboren und in die unsichtbare Kirche aufgenommen wird. Ohne Zweifel denkt Comenius bei dieser an die Brüdergemeinde. „Von Geistlichen und Predigern gab es hier nur eine geringe Zahl, die indes dem Bedürfnis der Kirche vollauf entsprach; wie ihre Kleidung schlicht, so waren ihre Sitten sanft und gefällig usw.“ Diese Kirche ist also eigentlich nicht unsichtbar, aber da sie nicht auf Äußerlichkeiten, sondern auf das Innere das Hauptgewicht legt, darf man die Bezeichnung hingehn lassen. Mehr die Person des verehrungswürdigen Verfassers als die Bedeutung des Buches für die Gegenwart wird ihm eine mäßige Zahl von Freunden zuführen. C. J.

Die Weltanschauungen der Maler, nicht der Malerei, würden wir die Studie nennen, die H. Nohl (bei Diederichs) veröffentlicht hat. Im Anschluß an die drei philosophischen Grundanschauungen des Naturalismus und des objektiven und des subjektiven Idealismus, die sein Lehrer Dilthey aus der Geschichte der Philosophien herausgeschält hat, unterscheidet Nohl naturalistische, monistische und dualistische Maler. Seine Verfolgung dieses Scheideprinzips durch die neuere europäische Malerei hindurch zeigt, daß man so unterscheiden kann, nicht muß; es käme jedenfalls noch darauf an, zu beachten, wie die eine und die andre Gruppe bald mit dieser, bald mit jener andern teilweise zusammengeht. Man wird zunächst die beiden Idealistengruppen der naturalistischen gegenüberstellen — insofern gehören Böcklin und Klinger zusammen gegenüber Menzel und Leibl —, andrerseits aber auch den künstlerischen Naturalismus der großen Dualisten nicht aus dem Auge lassen dürfen: insofern gehören Menzel, Dürer und Klinger zusammen gegenüber Cornelius und Böcklin. Wie Nohls Schrift im Großen der Ergänzung, so bedarf sie im Kleinen der Berichtigung. Seite 70 sagt er: „Klinger meint, man müsse die Kartons des Cornelius als Zeichnungen ansehn und sie verkleinern, um ihnen gerecht werden zu können“; Klingers Worte heißen aber: „Ich möchte den Vorschlag machen, Cornelius' Kartons zu den Camposantobildern in kleinem Maßstabe genau so reproduzieren zu lassen, wie sie gezeichnet sind. Die Blätter würden an Größe der Wirkung den Kartons nicht nachstehen.“

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Rückblicke und Ausblicke auf die Entwicklung Deutſch-Oſtafrikas*)

Von Rudolf Wagner in Berlin

Wenn ich unlängſt an dieſer Stelle anläßlich der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier unſrer Kolonialpolitik betonte, daß wir unſre kolonialen Lehrjahre bei Licht betrachtet doch eigentlich gut ausgenutzt und draußen Achtungswertes geſchaffen haben, ſo kann von dieſem Lob Deutſch-Oſtafrika einen großen Teil für ſich in Anſpruch nehmen. Von dem oſtaſiatiſchen Pachtgebiet Kiautſchou abgeſehen, das keine Kolonie im Sinne unſrer afrikaniſchen und Südſeeſchutzgebiete iſt, iſt neben Südweſt Deutſch-Oſtafrika am gründlichſten durchforſcht und in weiteſtem Umfang in Verwaltung genommen. Freilich konnte mit der Ausbreitung der deutſchen Verwaltung in der Kolonie die wirtſchaftliche Entwicklung nicht gleichen Schritt halten, denn wegen Mangel an brauchbaren Verkehrswegen übte natürlich die Verwaltungstätigkeit in abgelegnen Bezirken, wie zum Beiſpiel am Nyaſſaſee oder am Tanganjikaſee, auf die Produktion und auf den Handelsverkehr einen verhältnismäßig geringen Einfluß aus. Immerhin iſt den vorrückenden Eiſenbahnen der Boden bereitet worden. Wir haben dafür in dem Aufblühen der Gebiete an der Morogorobahn und an der Uſambarabahn deutliche Belege. Noch draſtiſcher iſt das Beiſpiel der Ugandabahn. Die Entwicklung des durch dieſe Bahn miterſchloſſenen deutſchen Gebiets am Viktoriaſee, das ſeinerzeit zwar in Verwaltung genommen war, aber ſich wirtſchaftlich in ganz unentwickeltem Zuſtande befand, iſt ſeit dem Beſtehen der Bahn geradezu enorm geweſen. Bis zur Entſtehung der Ugandabahn waren nur Teile des Küſtengebiets und

*) Hier nur Allgemeines. Auf die einzelnen Wirtſchaftszweige werde ich ein andermal zurückkommen.

des Usambaragebirges intensiver bewirtschaftet. Der Verkehr mit dem Innern wickelte sich im wesentlichen wie zu Urväter Zeiten ab. Mit dem einen Unterschiede, daß die Bedürfnisse des europäischen Handels einigen Einfluß auf die Art der von den Schwarzen zur Küste gebrachten Landesprodukte ausübten.

Mittlerweile haben auch wir gleich den Engländern begonnen, größere Überlandbahnen ins Innere zu bauen. Der große Karawanenverkehr hat infolgedessen bedeutend nachgelassen, Tausende von Trägern, die wochen- und monatelang mit wenig Waren unterwegs waren, sind für die Bearbeitung des Bodens frei geworden. Der europäische Plantagenbetrieb, der sich bisher nur kümmerlich durchschlug, hat sich in den letzten Jahren ausgebreitet und beginnt mehr und mehr mit den Hilfsmitteln des landwirtschaftlichen Großbetriebs, Düngung, Bewässerung, Maschinenarbeit zu wirtschaften, sodaß er heutzutage ernsthaft als Anlageobjekt auch für das Großkapital gelten kann.

Über das reine Versuchsstadium sind wir hinaus. Wir haben auf dem Gebiete der tropischen Landwirtschaft Erfahrungen gesammelt, die den sich mehrenden Neuanlagen zugute kommen. Diese Neuanlagen folgen den fortschreitenden Eisenbahnlinien oder gruppieren sich um bevorzugte Landungsplätze an der Küste und um die schiffbaren Unterläufe größerer Flüsse. Freilich ist nur ein Teil der Kolonie zum Plantagengroßbetrieb geeignet. Dafür gibt es aber ansehnliche Strecken, die mit Weißen besiedelt und von diesen durch Pflanzungs-Mittelbetriebe oder durch Viehzucht nutzbar gemacht werden können. In diesen Gegenden sollte man die Eingebornen entschieden zu Arbeitern der Weißen erziehen, denn als solche leisten sie das Dreifache wie als selbständige Bauern, und ihre eigne Produktion auf den Anbau von Lebensmitteln beschränken. Ein großer Teil des Landes verbleibt sowieso der Eingebornenkultur. Das Rückgrat der Wirtschaft der Kolonie müßten die europäischen Pflanzungs- und Farmbetriebe mit ihren Qualitätsprodukten bilden: Kautschuk, Sisal, Baumwolle, während die Eingebornen namentlich auf die Produktion von Ölfrüchten, Wachs und andern Erzeugnissen hinzuweisen wären, an denen nicht viel zu verderben ist.

Wenn das Land einmal richtig durch Eisenbahnen erschlossen ist, wenn die Nordbahn, die Zentralbahn, die Südbahn*) die Kolonie von Osten nach Westen in ganzer Breite bis zu den zentralafrikanischen Seen durchziehen, so wird sich die Produktion sicherlich gewaltig steigern. Ob dazu der Bergbau nennenswertes beitragen wird, ist noch nicht abzusehen. Gold ist im Norden gefunden worden. Es wird jetzt abgebaut, und zwar ist ein modernes Pochwerk mit großen Kosten zu diesem Zweck hinausgeschafft worden. Der Glimmerbergbau entwickelt sich ebenfalls in zufriedenstellender Weise. Salz, ein Haupthandelsartikel für den Gebrauch der Eingebornen, wird an verschiednen Stellen

*) Diese Bahn, die in Vergessenheit geraten zu sein scheint, sei hier in empfehlende Erinnerung gebracht. Wir kommen demnächst darauf zurück.

gewonnen. Im allgemeinen ist aber von Mineralschätzen noch nicht viel erschlossen.

Der Handel der Kolonie hat zwar im abgeschlossenen Rechnungsjahre eine geringere Steigerung erfahren als im Jahre zuvor. Das will aber nicht viel sagen, denn trotz vielfach widriger Umstände war die Tendenz während der letzten zehn Jahre stetig steigend. Zur Veranschaulichung seien die Hauptziffern hier wiedergegeben:

	1901/02	1905/06	1906/07	1907/08
Ausfuhr . . .	4623000 Mark	9950000 Mark	10995000 Mark	12500000 Mark
Einfuhr . . .	9511000 „	17655000 „	25153000 „	23806000 „
Gesamthandel .	14137000 Mark	27605000 Mark	36148000 Mark	36306000 Mark

Der Ausfuhrhandel, der in diesen Zahlen steckt, betrifft zum großen Teil Produkte, die in primitiver Weise von den Eingebornen gewonnen sind. Wenn sich aber erst einmal unter dem Einfluß moderner Verkehrswege drüben die Produktion rationell gestaltet, so werden uns noch ganz andre Zahlen entgegentreten und die heimische Wirtschaft die Segnungen der Kolonien an allen Ecken und Enden zu spüren bekommen. Besonders wenn zahlreiche weiße Ansiedler ihren Bedarf an heimischen Industrieerzeugnissen decken, und die Eingebornen durch regelmäßigen Verdienst ebenfalls aufnahmefähiger und kaufkräftiger geworden sind.

Einstweilen können wir mit dem Erreichten, wenigstens was reale Werte anlangt, zufrieden sein. Es geht langsam aber sicher vorwärts. Und es würde noch schneller vorwärtsgehn, wenn wir nicht heute noch über die Methoden der Erschließung und Nutzbarmachung des Landes unschlüssig wären. Das heißt, die praktischen Kolonialkenner und nicht minder die weiße Bevölkerung der Kolonie sind sich wohl bewußt, was dem Lande frommt, und die Erschließungstätigkeit hätte schon viel großzügigere Formen angenommen, wenn sich nicht die Regierung zurzeit auf ganz irregeleitete Anschauungen versteifen und so die natürliche Entwicklung aufhalten würde.

Die Grundfrage ist die, ob Ostafrika eine Negerhandelskolonie, ein Feld für rein kapitalistische Betätigung oder eine deutsche Pflanzungs- und Siedlungskolonie werden soll. Der derzeitige Gouverneur von Ostafrika will das erstere und hat es verstanden, auch den Leiter der Kolonialverwaltung dafür zu gewinnen. Diese Anschauung ist nicht im Sinne der Gründer unsrer Kolonien, denen ein „größeres Deutschland" vorschwebte, sie ist nicht im Sinne der Kolonialkenner, die als Ende davon ein kolonialpolitisches Fiasko sehen, sie ist endlich nicht im Sinne des deutschen Volkes, das instinktiv nach Ausdehnungsmöglichkeit, nach einem neuen Betätigungsfelde verlangt.

Es ist wohl nicht zweifelhaft, wie dieser Kampf um den Grundgedanken der Kolonialpolitik enden wird. Schon jetzt ist Bresche geschlagen in den

Standpunkt der Regierung, und in absehbarer Zeit wird man über die Ära Rechenberg zur Tagesordnung übergehn. Die Erkundungsreise des Unterstaatssekretärs v. Lindequist, der wie manch andrer im Schoße der Kolonialverwaltung für den gegenwärtigen Kurs nicht viel übrig hat, ist wohl der Anfang vom Ende. Nichtsdestoweniger ist auch ein vorübergehendes Regieren nach Dernburg-Rechenbergschen Grundsätzen für die Kolonien sicherlich nicht nützlich, da die Idee der Negerhandelskolonie ein falsches Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß bedingt, durch das ein nationalpolitisches Kolonisieren ungemein erschwert und das Ansehen der Weißen, als der herrschenden Klasse, dauernd geschädigt wird. Es ist deshalb sehr zu wünschen, daß die Regierung baldigst einlenkt oder zum Einlenken gezwungen wird, ehe der Karren in diesen Hinsicht allzusehr verfahren ist. Es kann gewiß nur sympathisch berühren, daß Dernburg die Pflicht der Regierung, für das Wohlergehn auch der farbigen Bevölkerung nach Kräften zu sorgen, betont. Aber das versteht sich in einem geordneten Staatswesen eigentlich von selbst. Es fragt sich nur, ob der von Dernburg eingeschlagne Weg der richtige ist. Und das wird von allen wohlwollenden und gerechten Kennern der Negerrasse, soweit sie wirklich objektiv urteilen, entschieden verneint. Und die Erfahrung hat dies immer nur bestätigt. Der Neger ist nicht fähig, in einem modernen Staatswesen eine selbständige Rolle zu spielen. Man denke an Liberia, an Haiti und an die Küstengebiete aller afrikanischen Kolonien. Wo der Neger eine gewisse Freiheit genießt oder ohne viel Mühe Geld verdient, verlottert er und wird unbrauchbar zu ernsthafter geregelter Arbeit. Überdies hat er gar keinen Sinn für unsre sittlichen Anschauungen und wird diese, so oft man sich irgendwie auf eine Stufe mit ihm stellt, regelmäßig nur zu mißbrauchen suchen.

Wenn wir Ostafrika oder wenigstens Teile davon mit Weißen besiedeln wollen, so muß sowieso aus rassepolitischen Gründen ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Schwarz und Weiß aufgerichtet werden, damit eine Vermischung beider Rassen von vornherin unmöglich wird.

Aber gerade an der Besiedlung liegt dem Gouverneur gar nichts, und er hat der Regierung zu suggerieren gewußt, daß sie aus klimatischen und wirtschaftlichen Gründen unmöglich sei. Dies sind auch die Hauptgründe, die offiziell und offiziös immer wieder dagegen geltend gemacht werden. Und die ersten bewußten Versuche schienen diese Bedenken zu bestätigen, denn die Russensiedlung am Meruberg ist jämmerlich verkracht; darüber vermögen die wütenden Angriffe der Leiter des Besiedlungskomitees auf alle Kritiker des unüberlegten Unternehmens, ebensowenig die früher zahlreich lancierten günstig lautenden Preßnotizen nicht mehr hinwegzutäuschen. Aber jenes Unternehmen hat uns wenigstens gezeigt, wie mans nicht machen soll, und insofern sind die dafür ausgegebnen schweren Gelder nicht ganz verloren. Denn das Mißlingen ist nicht auf Land und Klima zurückzuführen, sondern einzig und allein

auf die Unerfahrenheit der Unternehmer und die völlige Ungeeignetheit der angesiedelten Deutschrussen. Mit solch minderwertigem Material kultiviert man kein Neuland, das haben zahlreiche Leute im voraus gesagt, allerdings mit dem einzigen Erfolg, daß sie dafür zu halben Vaterlandsverrätern gestempelt wurden. Was wir drüben brauchen, sind keine stumpfsinnigen armseligen Kossäten, sondern tatkräftige, arbeitsfreudige Landwirte mit guter Bildung und etwas Kapital, rassebewußte Herrennaturen, nicht Analphabeten, die von jedem Missionsschüler über die Achsel angesehen werden.

Ich habe in dieser Beziehung von jeher auf dem Standpunkte gestanden, den Professor Paul Samassa in seinem soeben erschienenen vortrefflichen Buche*) zum Ausdruck bringt. Der „Gentleman"-Typ, wie ihn Samassa treffend nennt, scheint auch mir den wünschenswertesten Ansiedler abzugeben. Die Verhältnisse liegen heute so: der mittellose Landmann, der sich auf seiner Scholle nicht mehr halten kann, braucht nicht mehr auszuwandern, sondern er findet in der Industrie sein Brot. In den Kolonien ist für völlig mittellose Leute nichts zu holen.

Dagegen stimme ich Samassa darin nicht ganz bei, daß eine Besiedlung mit staatlicher Unterstützung verfehlt sein soll. Wir haben doch in der ganzen Welt zahlreiche blühende Siedlungen, die mit Staatshilfe zustande gekommen sind und sich längst emanzipiert haben. Darunter gerade viele deutsche Siedlungen. Was in einem südamerikanischen Raubstaat geht, sollte doch auch bei uns möglich sein. Und ich glaube, daß man recht geeignete Elemente ausschließt, wenn man jede Staatsbeihilfe für Ansiedler von vornherein ablehnt. Für geschlossene kleinbäuerliche Siedlungen scheint mir allerdings in Ostafrika kein Platz zu sein, dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß auch energische kleine Leute gelegentlich ihr Glück drüben machen können. Ein Beispiel ist Herr Eugen Meyer aus Orschweiler bei Schlettstadt. Dieser ist, wie er selbst erzählt, vor beiläufig vier Jahren mit 3000 Mark Bargeld nach Ostafrika gekommen und hat angefangen, bei Morogoro Kautschuk zu pflanzen. Jetzt hat er seine Pflanzung für 65000 Mark verkauft und hat eine andre in größerm Maßstab begonnen. Wenn dieser Ansiedler zu seinem kleinen Kapital von der Regierung noch eine Beihilfe bekommen hätte, so würde ihm dies sicher nichts geschadet haben; er hätte wahrscheinlich noch mehr erreicht. Kleinlich dürfen die Gesichtspunkte, nach denen solche Beihilfen gegeben werden, nicht sein, und die Gefahr, daß gelegentlich mal ein paar tausend Mark verloren gehn, sollte das Mutterland nicht abhalten, die Besiedlung der Kolonien in liberaler Weise zu fördern. Doch davon ein andermal. Die Hauptsache ist zunächst,

*) Paul Samassa, Die Besiedlung Deutsch-Ostafrikas. Leipzig, Verlag deutsche Zukunft, G. m. b. H., 1909. — Ich werde das Buch in einer der nächsten Nummern noch besonders besprechen, denn die Anschauungen, die darin vertreten sind, verdienen weiteste Verbreitung und lassen sich nicht so nebenbei behandeln.

daß man sich entschließt, die Besiedlung geeigneter Gebiete als eine Hauptaufgabe bei der Erschließung der Kolonie zu betrachten. Auch der politische Bestand der Kolonie und ihre innere Sicherheit wird dadurch am besten gewährleistet. Der Wert der schwarzen Schutztruppe, je mehr sie neuerdings aus dem Lande selbst rekrutiert werden muß, ist sehr zweifelhaft. Ein deutscher Ansiedler ist mehr wert als zwanzig schwarze Soldaten, und das Bewußtsein der Bevölkerung, überall von weißen Männern beobachtet zu sein, wird diese mehr als die bisherige Militärmacht von Dummheiten abhalten.

In Zusammenhang mit der Besiedlungsfrage steht die Einschränkung der fremden Einwandrung. Dies gilt namentlich für die Einwandrung von Indern, die dank dem Konkurrenzkampf der deutschen und der englischen Dampferlinie in letzter Zeit wieder sehr stark gewesen ist. Man macht immer die Kongoakte für diese Inderplage verantwortlich. Mit Unrecht. Die Kongoakte verlangt nur die gleichmäßige Behandlung aller Nationalitäten in den Kolonien. Diese Vorschrift verletzen wir nicht, wenn wir den indischen Kaufleuten dieselben Pflichten auferlegen wie den deutschen, zum Beispiel die Verpflichtung einer geordneten, verständlichen Buchführung. Wenn wir weiter verlangen, daß die indischen Einwandrer ebensogut den Besitz einer gewissen Summe Geldes nachweisen und den Betrag für die eventuell nötig werdende Abschiebung hinterlegen müßten wie weiße Einwandrer. Durch diese Vorschriften würde der Ausbeutung der Schwarzen durch die Inder, ihrer schwungvollen Konkursindustrie und andern indischen Spezialitäten ein kleiner Riegel vorgeschoben, und namentlich würde die Einwandrung ganz mittelloser Elemente eingeschränkt. Jetzt ist der Kleinhandel völlig in Händen der Inder, ein Zustand, der auf die Dauer unhaltbar ist. Ganz abgesehen von andern unheilvollen Einflüssen, die schon wiederholt zutage getreten sind. Es ist zum Beispiel aktenmäßig festgestellt, daß angesehene indische Kaufleute die Seele von mehreren Aufständen waren und durch Pulver- und Waffenschmuggel dabei im trüben fischten. Dank der Protektion durch den Gouverneur gingen sie allemal beinahe straflos aus, während die verführten Schwarzen baumeln mußten.

Auf all dies habe ich schon im letzten Jahrgang (Nr. 19) eingehend hingewiesen und namentlich betont, daß an Stelle der zahlreichen Inder mancher deutsche Kaufmann treten könnte. Eine zielbewußte Besiedlung des Landes würde meines Erachtens im Laufe der Jahre die Inder von selbst hinwegfegen, und wir könnten nur dabei gewinnen. Noch mehr die Schwarzen. Wenn der Kolonialverwaltung so sehr das Wohl der Eingebornen am Herzen liegt, so kann sie ihre Fürsorge kaum besser betätigen, als indem sie diese vor der Übervorteilung durch die indischen Händler schützt. Denn durch die deutschen Kaufleute und Pflanzer werden die Schwarzen nicht bedrückt, das sind Märchen, die dadurch nicht wahrer werden, daß man sie immer und immer wiederholt.

Es wäre wahrlich besser, wenn die Regierung alles daran setzen würde, das Ansehen der Weißen bei den Schwarzen zu heben, statt dieses durch unangebrachte Kontrolle und Bevormundung täglich mehr zu untergraben. Mätzchen wie Eingebornenausschüsse und schwarze Bezirksräte in der Selbstverwaltung sind um so gefährlicher, je mehr ihr tieferer Zweck, dem Gouverneur ein Instrument zur Beherrschung der Weißen zu sein, den Farbigen aufdämmert. Man kann es den Ansiedlern wirklich nicht verdenken, daß sie da nicht mehr zusehen wollen und jede Mitarbeit an der Selbstverwaltung ablehnen. Es wird wirklich Zeit, daß diesem Skandal endlich durch den Reichstag ein Ende gemacht wird. Eine gute Gelegenheit dazu bietet die Kommissionsberatung und die nächste Plenarverhandlung über das Schutzgebietsetatsgesetz.

Wenn in Ostafrika nicht der Hauptnachdruck auf europäische Plantagenwirtschaft und Besiedlung gelegt wird, wo diese möglich sind, wenn nicht der unbedingten und ausschließlichen Vorherrschaft der weißen Rasse Geltung verschafft wird, so ist es mit den Aussichten der schönen Kolonie nicht weit her!

Die Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907*)

Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel in Berlin

Nachdem bereits vor einigen Monaten die vorläufigen Ergebnisse der Berufs- und Betriebszählung im Deutschen Reiche bekannt gegeben waren, ist jetzt auch das erste Heft der endgiltigen Resultate zur Veröffentlichung gelangt. Während die erstern aus den sogenannten Gemeindebogen gewonnen waren, sind die letztern dem eigentlichen Zählmaterial entnommen. Wie ein Vergleich der vorgenannten Publikationen erkennen läßt, sind die zwischen beiden Zählungen bestehenden Differenzen nicht von wesentlicher Bedeutung.

Die Zahlen, die sich auf die Hauptbevölkerungs- und die Berufsgruppen beziehen, beanspruchen ein nicht gewöhnliches Interesse, da sie ein Bild der Berufsgliederung des deutschen Volkes und der gewaltigen Veränderungen, die während der letzten Jahrzehnte in den wirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands eingetreten sind, geben. Die ersten größern Berufszählungen

*) Nach der Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 202, Berlin 1909 und den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches 1907, IV, S. 249; der Statistischen Korrespondenz Jahrgang XXXV Sondernummer vom 8. Februar 1909 und Jahrgang XXXV Nr. 4.

haben in den Jahren 1882 und 1895 stattgefunden; ihre Ergebnisse sind aber veraltet und daher nur ungenügend für die Bedürfnisse der Gesetzgebung und der Verwaltung zu verwenden.

Die Gesamtbevölkerung wird in der Statistik dreifach geteilt: in die Erwerbstätigen im Hauptberufe, die Dienenden und die Angehörigen. Zu den Erwerbstätigen im Hauptberufe rechnet die Berufsstatistik auch die berufslosen Selbständigen (Rentner und Pensionäre, Unterstützungsempfänger, nicht in ihrer Familie lebende Studierende, Schüler und sonstige in der Berufsausbildung stehende Personen, Insassen von Invaliden-, Versorgungs-, Wohltätigkeitsanstalten, Armenhäusern, Siechen- und Irrenanstalten, Straf- und Besserungsanstalten und Personen ohne eigentlichen Beruf und Berufsangabe). Die berufslosen Selbständigen werden besonders hervorgehoben.

Aus der Natur des Begriffs Hauptberuf ergibt sich, daß niemand mehr als einen Hauptberuf betreiben kann. In den Tabellen erscheint demnach unter Hauptberuf jede Person nur einmal, bei dem Berufe, zu dem sie gehört, nebenberuflich kann jemand jedoch mehreremal verzeichnet sein, bei jedem Nebenberufe, den er in der Haushaltungsliste angegeben hat. Mehr als vier Nebenberufe werden aber für dieselbe Person nicht angegeben. Für die statistische Darstellung der Berufe ist bei der außerordentlich hohen Zahl von Berufen (Berufsbenennungen) eine Zusammenfassung verwandter Berufstätigkeiten erfolgt. Die Gliederung geschieht auf Grund einer „Ordnung der Berufsarten". In dieser „Ordnung" erscheinen alle vorkommenden Berufsbenennungen zu 218 Berufsarten zusammengefaßt. Aus den Berufsarten sind 26 Berufsgruppen gebildet worden, die sich wieder zu sechs Berufsabteilungen zusammenschließen.

Die Berufsabteilungen sind in der Zählung wie folgt gegliedert:

A. Landwirtschaft, Gärtnerei und Tierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei.

B. Industrie, einschließlich Bergbau und Baugewerbe.

C. Handel und Verkehr, einschließlich Gast- und Schankwirtschaft.

D. Häusliche Dienste (einschließlich persönliche Bedienung), auch Lohnarbeit wechselnder Art.

E. Militär-, Hof-, bürgerlicher und kirchlicher Dienst, auch sogenannte freie Berufsarten.

F. Ohne Beruf und Berufsangabe (sofern die betreffenden Personen nicht als „Angehörige" zu andern Berufsklassen zu zählen sind).

Die ortsanwesende Bevölkerung im Deutschen Reiche belief sich am Zählungstage auf 61720529 Personen, von denen 30461200 männliche und 31259429 weibliche waren. Die letzte Volkszählung hatte 60641278 Einwohner ergeben; ihre Zahl hat sich also seitdem um 1079251 vermehrt. Das bedeutet eine Zunahme von etwa 1,75 Prozent in dem Zeitraum von rund eineinhalb Jahren oder auf das Jahr und die mittlere Bevölkerung berechnet von 1,15 Prozent. Da das Bevölkerungswachstum in dem Volkszählungs-

zeitraum von 1895 zu 1900 jährlich durchschnittlich 1,50 Prozent und von 1900 zu 1905 fast ebensoviel, nämlich 1,46 Prozent betragen hatte, so würde — wie die Statistik ausführt — ein Nachlassen der Bevölkerungsvermehrung vorliegen, wenn nicht die Verschiedenheit der Termine der Volkszählungen und der Berufs- und Betriebszählungen diesen Schluß unzulässig machte. Die Volkszählungen finden im Winter statt, wo die Bevölkerung seßhafter ist und deshalb vollkommner erfaßt wird. Wenn auch im Sommer mehr Ausländer, namentlich fremde Arbeitskräfte, im Lande sind als im Winter, so entzieht sich doch andrerseits ein nicht unbeträchtlicher Bruchteil der Bevölkerung, der auf Reisen im Inlande und Auslande ist oder außerhalb der Heimat dem Erwerb nachgeht oder sich auf der Landstraße usw. befindet, der Ermittlung. Auch werden Kinder, die noch keinen Beruf ausüben, bei der Berufszählung von der Bevölkerung leicht übersehen. Die Statistik der Bevölkerungsbewegung läßt bis zum Schlusse des Jahres 1906, soweit sie vorliegt, eher eine Beschleunigung als eine Verlangsamung der Bevölkerungsvermehrung erkennen. Deshalb ist anzunehmen, daß auch diesmal ebenso, wie es 1895 geschehen ist, und wie es nach sonstigen Erfahrungen unvermeidlich erscheint, eine gewisse Anzahl von Personen der Erhebung entgangen ist. Für 1907 ist diese Annahme um so wahrscheinlicher, als seit 1895 die Bevölkerung beweglicher geworden ist und deshalb bei dem Zählgeschäft schwerer erfaßt werden kann.*)

Mit der Vermehrung der Bevölkerung ist der Anteil der verschiednen Haupterwerbsgebiete ein andrer geworden. Die Hauptgebiete wirtschaftlicher Arbeit sind Land- und Forstwirtschaft, Gewerbe und Industrie, Handel und Verkehr. Fast 85 vom Hundert des Volkes gehören zu diesen Bevölkerungsgruppen, 1,6 vom Hundert mehr als 1895. Die Landwirtschaft (einschließlich Gärtnerei und Tierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei) ernährte 1882: 19,2 Millionen, 1895: 18,5 Millionen, 1907: 17,7 Millionen Menschen. Ihr Anteil sank in den drei Zählungen von 42,5 auf 35,8 und 28,6 vom Hundert. Die Industrie (einschließlich Bergbau und Baugewerbe) war die Erwerbsgrundlage für 16,1 Millionen in 1882, 20,25 Millionen in 1895, 26,4 Millionen Menschen im Jahre 1907. Sie konnten ihren Anteil von 35,5 auf 39,1 und 42,8 vom Hundert steigern. Handel und Verkehr (auch Gast- und Schankwirtschaft) umfassen 4,53, 5,97 und 1907 8,28 Millionen Menschen. Von hundert Deutschen gehörten 1882 10, 1895 11,5 und 1907 13,4 dieser Bevölkerungsgruppe an.

Das Verhältnis von Handel und Gewerbe zur Landwirtschaft stellt sich folgendermaßen:

	in Millionen Menschen			in Prozenten der Bevölkerung		
	1882	1895	1907	1882	1895	1907
Handel und Gewerbe . .	20,6	26,22	34,68	45,5	50,6	56,2
Landwirtschaft	19,2	18,5	17,7	42,5	35,8	28,6

*) Vierteljahrshefte der Statistik des Deutschen Reiches, IV, S. 249.

Der Anteil der Berufsabteilung der häuslichen Dienste und der Lohnarbeit beträgt nur noch 1,3 vom Hundert der Bevölkerung. Im Heer, Staatsdienst und den freien Berufen wurden 1907 wie 1895 5,5 vom Hundert gezählt. Die Sammelgruppe der Berufslosen ist von 6,4 auf 8,4 vom Hundert der Bevölkerung gestiegen. Hierbei ist hervorzuheben, daß die Almosenempfänger und die Insassen der Armenhäuser stark abgenommen haben.

Für den preußischen Staat weisen die vorläufigen Ergebnisse der Berufszählung eine Gesamtbevölkerung von 37989893 nach (1895: 31490318.*) Von diesen waren:

1. Erwerbstätige im Hauptberufe .	1907	15970745	= 42,04	vom Hundert
	1895	12020655	= 38,17	„ „
2. Dienende für häusliche Dienste .	1907	812140	= 2,14	„ „
	1895	835170	= 2,65	„ „
3. Angehörige ohne Hauptberuf . .	1907	19139357	= 50,38	„ „
	1895	17412962	= 55,30	„ „
4. Berufslose Selbständige usw. . .	1907	2067644	= 5,44	„ „
	1895	1221598	= 3,88	„ „

Hiernach ist die Gruppe der Erwerbstätigen im Hauptberufe wesentlich gewachsen. Annähernd in demselben Verhältnisse hat die der Angehörigen ohne Hauptberuf abgenommen.

Die Anteile der Geschlechter an diesen Schichten und die in dieser Hinsicht seit 1895 eingetretnen Veränderungen sind die folgenden. Die männliche Gesamtbevölkerung betrug 1895 15471568, 1907 18779645, die weibliche 16018747 und 19210248. Von je hundert der männlichen oder weiblichen Gesamtbevölkerung waren:

	männliche		weibliche	
	1895	1907	1895	1907
1. Erwerbstätige im Hauptberuf . .	59,63	60,05	17,45	24,44
2. Dienende für häusliche Dienste . .	0,11	0,05	5,11	4,18
3. Angehörige ohne Hauptberuf . . .	36,35	34,58	73,59	65,82
4. Berufslose Selbständige usw. . . .	3,91	5,32	3,85	5,56

Die hauptberufliche Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts hat sich also seit 1895 bedeutend und in weit stärkerm Verhältnisse vermehrt als die des männlichen Geschlechts, was für die Beurteilung unsrer sozialen Verhältnisse von großer Bedeutung ist.

Der starke Zuwachs des weiblichen Geschlechts hier ist zum Teil auf eine wirtschaftliche Notwendigkeit zurückzuführen; wo fremde bezahlte Arbeitskräfte fehlen oder deren Einstellung wirtschaftlich nicht lohnend oder sonst untunlich ist, müssen die bereitstehenden Kräfte der weiblichen Familienangehörigen in den Betrieb des Haushaltungsvorstandes mitwerbend eintreten und dann fremde bezahlte Kräfte ersetzen.

*) Statistische Korrespondenz, Jahrgang XXXV, Sondernummer vom 3. Februar 1909.

Wie im Reiche überhaupt, so ist auch in Preußen ein sehr merklicher statistischer Rückschritt bei der Berufsabteilung A (Landwirtschaft usw.) und eine fortschreitende Steigerung bei B (Industrie und Gewerbe) sowie bei C (Handel und Verkehr) festzustellen.

Von je hundert Personen dieser drei Abteilungen entfielen auf die Berufsabteilungen:

	1907	1895	1882
A. Landwirtschaft usw.	49,55	41,89	33,83
B. Industrie und C. Handel usw.	50,45	58,11	66,17

Im Jahre 1882 hielten sich die Berufsabteilungen A und B + C annähernd noch das Gleichgewicht; fünfundzwanzig Jahre später ist das berufsstatistische Schwergewicht der Abteilungen B + C ungefähr doppelt so groß als das der Abteilung A. Die Verminderung bei der Landwirtschaft besteht bezüglich der Erwerbstätigen im Hauptberufe allerdings nur verhältnismäßig; denn die Zahlen zeigen bei der Landwirtschaft usw. (A) eine tatsächliche Zunahme der Erwerbstätigen im Hauptberufe. Aber dieser Zuwachs ist nicht bloß verhältnismäßig weniger bedeutend als bei den Berufsabteilungen B und C, sondern er kommt auch ganz überwiegend durch die stärkere Heranziehung der helfenden Familienangehörigen zustande. Dazu kommt, daß die Dienstboten und Angehörigen vom Jahre 1907 in der Landwirtschaft usw. (A) der Zahl nach weit hinter der entsprechenden Anzahl von 1895 zurückbleiben. Aus diesem Grunde hat sich die auf die Abteilung A entfallende Gesamtbevölkerung tatsächlich und erst recht verhältnismäßig vermindert. Somit muß dem Gesamtbilde nach eine Verminderung des Gewichts der Berufsabteilung A (Landwirtschaft usw.) im Berufsleben des preußischen Volkes festgestellt werden.

Dazu mag bemerkt werden, daß im Jahre 1907 3400144 landwirtschaftliche Betriebe überhaupt — Haupt- und Nebenbetriebe zusammen — ermittelt sind. Ihre gesamte Wirtschaftsfläche (d. h. die gesamte Wirtschaftsfläche der Landwirtschaftsbetriebe; die Flächen der „reinen Forstbetriebe" sind darin nicht einbegriffen) umfaßte 28512875 Hektar, ihre Anbaufläche 20984026 Hektar. Im Jahre 1895 lauteten die entsprechenden Zahlen für die Betriebe überhaupt 3308126, für die gesamte Wirtschaftsfläche 28479739 Hektar und für die Anbaufläche 21372025 Hektar. Die Betriebe haben sich also seit 1895 um 92018 = 2,78 vom Hundert vermehrt, während die gesamte Wirtschaftsfläche aber um 387999 Hektar = 1,82 vom Hundert zurückgeblieben ist.

Was die einzelnen Berufsgruppen (I bis XXIII) angeht, so ergibt sich aus den ermittelten Zahlen im allgemeinen die Veränderung des Gewichts der einzelnen Gruppen im wirtschaftlichen Erwerbsleben der Bevölkerung Preußens, die teilweise bedeutend ist, so beim Bergbau, Hütten- und Salinenwesen, bei der Industrie der Maschinen, Instrumente und Apparate und beim Baugewerbe.

Auch Handel und Verkehr ragen hervor. Verhältnismäßig vermindert hat sich außer den Gruppen I und II (Landwirtschaft mit Gärtnerei und Tierzucht sowie Forstwirtschaft und Fischerei) vor allem die statistische Bedeutung der Textilindustrie. Dasselbe gilt vom Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe, auch die Gast- und Schankwirtschaft hat etwas an Bedeutung verloren.

Die am häufigsten und neuerdings noch stärker als früher benutzte Nebenerwerbsquelle ist nach wie vor die Landwirtschaft. Denn von allen Nebenberufsfällen der Abteilungen A bis E entfallen allein 79,08 vom Hundert auf die Abteilung A. Darauf folgen die Abteilungen C Handel und Verkehr mit 11,11, B Industrie und Gewerbe mit 7,35, E Staats- usw. Dienst, freie Berufe usw. mit 1,72, endlich D wechselnde Lohnarbeit und häusliche Dienste mit 0,74 vom Hundert. Im Jahre 1895 betrugen diese Verhältniszahlen für A 77,90, B 10,08, C 10,01, D 0,36 und E 1,65 vom Hundert. Der gewerbliche Nebenerwerb ist im Verhältnis zu den Berufsabteilungen A und C wesentlich geringer vertreten als 1895 und ist durch Nebenerwerbe in der Landwirtschaft usw. und im Handel usw. ersetzt worden.

Von je 100 Erwerbstätigen im Hauptberuf des männlichen oder des weiblichen Geschlechts in jeder Berufsabteilung kommen auf die vier Berufsabteilungen (A bis D) zusammen:

	Selbständige		b) Gehilfen		c) Gehilfen	
	1895	1907	1895	1907	1895	1907
männliche . . .	28,75	23,84	4,10	6,41	67,15	69,75
weibliche . . .	20,76	12,16	0,93	2,26	78,31	85,58

(In A sind b. Gehilfen: 1. Wirtschaftsbeamte, technisch gebildete, Betriebsbeamte. 2. Aufsichtspersonal: Gutsaufseher, Hofmeister usw. 3. Rechnungs-, Bureau- und Verwaltungspersonal.

c. Gehilfen: 1. Familienangehörige, in der Wirtschaft des Haushaltungsvorstandes tätig. 2. Landwirtschaftliche Knechte und Mägde, Gärtnergehilfen usw. 3. Tagelöhner und Arbeiter mit eignem oder gepachtetem Land. 4. Tagelöhner und Arbeiter mit sonstigem [Deputat- usw.] Land. 5. Tagelöhner und Arbeiter ohne Land. Entsprechend sind in den Berufsabteilungen B bis D die Gehilfenklassen geordnet, indem in b. die höhern, in c. die niedern gruppiert sind.)

Für die Berufsabteilungen A bis D zusammen zeigt zunächst die tatsächliche Zahl der männlichen Selbständigen gegen 1895 eine mäßige Zunahme, während die an sich schon weit geringere Zahl der weiblichen sich etwas vermindert hat. Trotzdem haben die männlichen Selbständigen fast um 5 vom Hundert an Bedeutung im Verhältnis zu den übrigen Schichten der Erwerbstätigen verloren. Bei den b-Gehilfen sind sowohl die männlichen wie auch die weiblichen nicht nur der Zahl nach erheblich sondern auch der verhältnismäßigen Bedeutung nach gewachsen. Die c-Gehilfen weisen, was hauptsächlich durch das Mehr der helfenden Familienangehörigen (c 1) bedingt wird, gleichfalls für beide Geschlechter eine starke Zunahme der Zahl und auch der Bedeutung auf,

das weibliche Geschlecht aber in höherm Maße als das männliche. Alles in allem haben, wenn von den im Betriebe des Haushaltungsvorstandes tätigen Familienangehörigen abgesehen wird, beide Geschlechter in der Klasse der c-Gehilfen annähernd gleichmäßig an Bedeutung gewonnen.

Bei den einzelnen Berufsabteilungen ist die Entwicklung verschieden. In der Abteilung A haben, wie schon gesagt, die männlichen und die weiblichen Selbständigen zahlenmäßig abgenommen; jedoch steht das weibliche Geschlecht insofern ungünstiger da, als der Verhältniszahl nach die männlichen an Bedeutung gewonnen, die weiblichen wesentlich verloren haben. Dies gilt hier auch von den b-Gehilfen, während die Stellungen der c-Gehilfen für das weibliche Geschlecht in verhältnismäßig viel höherm Maße erschlossen worden sind, eine teils formalstatistische (genaue Erhebung der c 1-Personen), teils wirtschaftliche Erscheinung. In der Abteilung B haben die weiblichen Personen, die hier im Gegensatz zu den andern Abteilungen in der Klasse der Selbständigen an verhältnismäßiger Bedeutung den Männern voranstehen, in größerm Verhältnis als die männlichen an Selbständigkeit verloren und offenbar die Zahl und Bedeutung der weiblichen Gehilfen zum Teil vermehren helfen. Beim Handel und Verkehr (Abteilung C), wo allenthalben die Personenzahl tatsächlich gestiegen ist, haben die Selbständigen beider Geschlechter in annähernd gleichem Maße an Bedeutung gegenüber den sonstigen Erwerbstätigen dieser Abteilung verloren. Die weiblichen b-Gehilfen haben im Verhältnis zu den männlichen stärker gewonnen, während sich die Bedeutung der weiblichen c-Gehilfen gegenüber der der männlichen trotz wirklicher Zunahme etwas vermindert hat.

Ein interessantes Bild geben einige besondre Zahlen über Berlin als Industrie-, Handels- und Verkehrsstadt in den Jahren 1907 und 1895.*)

Die Zahl der gewerblich tätigen Personen betrug in Berlin nach den Betriebszählungen von 1895 und 1907 546939 und 846651, und zwar ohne die 1907 neu gebildete und daher bei Vergleichungen wegzulassende Gruppe XXIII Musik-, Theater- und Schaustellungsgewerbe, die für Berlin 2541 Betriebe mit 7775 Personen ergab. Dies bedeutet gegen 1895 einen Zuwachs von 54,80 vom Hundert. Die ortsanwesende Bevölkerung Berlins betrug nach der Berufszählung von 1895 1615517 Einwohner; für 1907 ist eine Einwohnerzahl von 2005146 ermittelt worden. Somit waren 1895 33,86, 1907 42,22 vom Hundert der Bevölkerung Berlins gewerblich tätig. Von der Gesamtbevölkerung Preußens waren 1895 18,66, 1907 21,93 vom Hundert gewerblich tätig. Demnach ist der Gewerbfleiß in Berlin nicht nur im Zuwachs begriffen, sondern er tritt auch weit stärker — 1907 doppelt so stark — hervor als durchschnittlich im preußischen Staate. Am deutlichsten zeigt sich die gewerbliche Bedeutung Berlins darin, daß von allen im preußischen Staate

*) Statistische Korrespondenz, Jahrgang XXXV, Nr. 4.

In den einzelnen Berufsgruppen stellen sich im Jahre 1907 die Zahlen für die Berufsstellungen wie folgt:

Berufsgruppe	Hauptberufstätige in der Berufsstellung						
	a u. ofr	b	c1	c2—5 bzw. c	dienende	Angehörige	Zusammen
I. Landwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht	1843911	58519	2157246	2229591	116950	4694427	10600644
II. Forstwirtschaft, Fischerei	13679	12870	1834	59191	6760	168216	262550
III. Bergbau, Hüttenwesen usw.	3534	47706	203	784337	9857	1765304	2610941
IV. Steine und Erden	17833	19520	834	373768	7614	610288	1029857
V. Metallverarbeitung	83715	29267	1414	624496	14186	1060874	1813952
VI. Maschinen, Instrumente	45493	72826	586	400286	16665	768020	1303876
VII. Chemische Industrie	7061	13496	48	73583	9429	150302	253919
VIII. Leuchtstoffe, Fette, Öle usw.	2471	7638	121	35809	2419	85646	134104
IX. Textilindustrie	45060	32766	4775	359742	10119	409327	861789
X. Papierindustrie	8136	7824	331	83096	3330	106179	208896
XI. Lederindustrie	26745	6342	690	86950	4669	169628	295024
XII. Holz- und Schnitzstoffe	99368	13519	2382	316223	8947	676455	1116894
XIII. Nahrungs- und Genußmittel	155032	37930	29252	417304	63424	766956	1469898
XIV./XV. Bekleidung, Reinigung	454976	36987	22589	497807	21023	839008	1872390
XVI. Baugewerbe	119145	76203	652	964950	27995	1799288	2988233
XVII. Polygraphische Gewerbe	10113	7650	374	84219	4418	103254	210028
XVIII. Künstlerische Gewerbe	6079	1239	71	11063	1506	19277	39235
XIX. Fabrikanten usw. ohne nähere Bezeichnung	1289	961	14	12488	1049	18827	34628
XX. Handelsgewerbe	381825	146307	74603	434069	141654	1051891	2230349
XXI. Versicherungsgewerbe	8719	25334	110	2213	4488	48751	89615
XXII. Verkehrsgewerbe	56879	110682	3361	456448	17775	1309837	1954980
XXIII. Gast- und Schankwirtschaft	142870	4113	56265	152375	58549	315998	730172
XXIV. Häusliche Dienste, wechselnde Lohnarbeit	—	—	—	222338	872	238346	561556
XXV. Militär, Verwaltung, freie Berufe	352271	541849	—	132892	139091	876480	2042583
XXVI. Ohne Beruf usw. und Berufsangabe	2067644	—	—	—	119358	1086778	3273780
Überhaupt	5453848	1311548	2357755	8915238	812147	19139357	37989893

gewerblich tätigen Personen 1895 9,31, 1907 10,16 vom Hundert in den Gewerbebetrieben der Hauptstadt beschäftigt waren; ein Zehntel der gesamten Gewerbtätigen Preußens entfällt somit auf sie. In Wirklichkeit ist die gewerbliche Bedeutung Berlins noch hervorragender, da in den Vororten viele, zum Teil große Gewerbebetriebe sind, die tatsächlich in der Großstadt ihren Ursprung haben.

Die Zahl der Gewerbebetriebe Berlins (Haupt- und Nebenbetriebe) betrug 1895 156077, 1907 187703. Das bedeutet einen Zuwachs von 20,26 vom Hundert, der aber weit geringer ist als der der Personen (54,80 vom Hundert). Hierin zeigt sich eine starke Neigung zur Entwicklung der Berliner Gewerbe zu Großbetrieben.

Ein Rückschritt zeigt sich nur bezüglich der Alleinbetriebe im Handel und Verkehr. Bei dem Gewerbe und der eigentlichen Industrie zeigen die Alleinbetriebe im Gegensatze zum Staate einen kleinen Fortschritt. Beachtenswert ist der stärkere Zuwachs des Handels und Verkehrs gegenüber dem Gewerbe und der Industrie. Auch sonst zeigt sich in Berlin ein starkes Hervortreten des Handels und Verkehrs. Schon 1895 entfielen von 100 gewerblich tätigen Personen auf Gewerbe und Industrie 66,93, auf den Handel und Verkehr 33,07; 1907 kommen auf die 18 Gruppen von Gewerbe und Industrie 64,68, auf die 4 Gruppen des Handels und Verkehrs allein 35,32 vom Hundert. Besonders stark tritt der Berliner Handel und Verkehr im Vergleiche zum Staat hervor. In Preußen gehörten von allen gewerblich tätigen Personen 1895 78,93 vom Hundert dem Gewerbe und der Industrie, 21,07 vom Hundert dem Handel und Verkehr an; 1907 betrug dies Verhältnis 76,90 und 23,10 vom Hundert. Dem stehen in Berlin die vorgenannten Anteilziffern gegenüber. Handel und Verkehr zeigen somit in Berlin einen wesentlich höhern Anteil und einen stärkern Fortschritt als im Durchschnitte des Staates.

Dem Geschlechte nach waren von allen in Berlin gewerblich tätigen Personen männlich 1895 72,15, 1907 68,60 vom Hundert, weiblich 1895 27,25, 1907 31,40 vom Hundert. Die weiblichen Personen zeigen somit einen Zuwachs gegenüber der Abnahme der männlichen. Die Zahl der gewerblich tätigen Frauen steht aber in Berlin weit hinter der der Männer zurück. In einigen Gruppen ergibt sich jedoch das Gegenteil, und zwar beträgt der Anteil des weiblichen Geschlechts auf je 100 gewerblich tätige Personen im Bekleidungsgewerbe 63,18, im Reinigungsgewerbe 59,13, in der Textilindustrie 54,84, in der Gast- und Schankwirtschaft 53,03 und in der Papierindustrie 52,06. Verhältnismäßig stark, nämlich mit 32,19 vom Hundert, ist das weibliche Geschlecht auch am Handel beteiligt.

Der Raſtatter Geſandtenmord am 28. April 1799

In einem ausführlichen Aufſatze der franzöſiſchen Zeitſchrift Journal des Sciences Militaires finden ſich Angaben, die die Unſchuld der des Mordes an den franzöſiſchen Geſandten beſchuldigten Szekler Huſaren nachweiſen ſollen und auch in der Tat nachzuweiſen ſcheinen. Als Quellen dieſer Nachweiſungen werden angeführt: die Mitteilungen des k. u. k. öſterreichiſchen Kriegsarchivs ſowie zwei Mitteilungen aus franzöſiſchen Archiven. Das wichtigſte Aktenſtück, das für die Unſchuld der Huſaren an dem Morde der beiden franzöſiſchen Geſandten Bonnier und Roberjot ſpricht, iſt das Protokoll über die in Villingen nach dem Morde angeordnete kriegsgerichtliche Unterſuchung. Doch wurde dieſem Protokolle nicht überall Glauben geſchenkt; während ſich zum Beiſpiel der Hiſtoriker Baron v. Helfert nach eifrigen Studien in der Angelegenheit des Mordes für die Echtheit der Angaben im Protokoll von Villingen ausſprach, ſtand Profeſſor Hüffer auf dem gegenſeitigen Standpunkte. Der Friedenskongreß in Raſtatt fand bekanntlich 1797 bis 1799 ſtatt, und nach Sybel vermutete Öſterreich verräteriſche Papiere deutſcher Fürſten bei den franzöſiſchen Geſandten und wollte ihnen dieſe Papiere wegnehmen. Nach Schloſſers Weltgeſchichte ließ der öſterreichiſche Geſandte Thugut die franzöſiſchen Geſandten überfallen, nicht, um ſie zu töten, ſondern um ſich gewiſſer Papiere zu bemächtigen, die den urkundlichen Beweis ihrer eignen Verräterei erbringen konnten.

Der Verfaſſer des vorliegenden Aufſatzes bringt nun auch Angaben über die Verſuche, die man bald nach dem Morde gemacht habe, die Schuld von ſich abzuwälzen. So hätten die Öſterreicher ein Bild des Mordes herſtellen laſſen, auf dem die Mörder als Emigrés dargeſtellt waren. Der Erzähler dieſer Mitteilung ſchlägt vor, ein Bild in Frankreich herſtellen und in Deutſchland verbreiten zu laſſen. Auf dieſem Bilde ſollte man Szekler Huſaren in ihrer Uniform darſtellen mit Bildern ihrer Vorgeſetzten und Anſtifter im Hintergrunde.

Im weitern Verlauf des Aufſatzes führt der Verfaſſer Tatſachen an, die unbedingt für die Schuld der Franzoſen und für die Unſchuld der Öſterreicher ſprechen. So führt er zunächſt den Brief eines ungenannten Emigrés an, der ſich zur Zeit des Mordes in Augsburg aufhielt, wo auch andre Emigrés damals lebten, darunter ein Herr d'André. Bei dieſem verkehrten,

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

wie es in dem erwähnten Briefe heißt, verschiedne Personen, darunter auch der Exgeneral Danican, der zwar nicht in der Stadt, wohl aber dicht dabei wohnte und, obgleich er keinen Erlaubnisschein besaß, sich dennoch den ganzen Tag in der Stadt aufhielt. Eines Morgens begleitete der Briefschreiber eine ihm bekannte Dame zu Frau von Danican. Dieser Herr von Danican erzählte während der Unterhaltung, man habe ihm geschrieben, daß die Gesandten von den Österreichern ermordet worden seien. Es schien aber, als wenn ihm diese Nachricht unwillkürlich entschlüpft wäre, denn er bat, nicht darüber zu sprechen, weil man sonst Mißtrauen gegen die Emigrés haben und sie am Ende gar des Mordes beschuldigen könnte. An demselben Abend gegen 6 Uhr sammelten sich etwa zwölf bis fünfzehn Emigrés bei d'André, bei dem sie verkehrten, zum Tee und zu politischer Unterhaltung, wie dies alltäglich der Fall war. Da trat ein Herr ein und beeilte sich, die Nachricht von der Ermordung der Gesandten zu verkünden. Die Post war eben erst angekommen, und alles, was man über den Vorfall jetzt schon wissen konnte, wäre nur durch besondre Mitteilungen zu erfahren gewesen. Die mit lauter Stimme verkündete Nachricht zog alle Blicke auf den Verkünder.

„Zweifellos nur veranlaßt durch die Unterhaltung bei d'André am Morgen desselben Tages warf ich meine Blicke auf ihn und überraschte ihn, wie er den General Danican ansah, der ihn seinerseits ebenfalls anblickte. Dieser gegenseitige Blick erschien mir als ein Blick des Einverständnisses, der anscheinend sagte: Der Augenblick ist da. Sehen wir, auf wen der Verdacht fallen wird."

„Man weiß nicht, soll man glauben oder nicht glauben, sagt der Emigré in seinem Briefe weiter; aber von diesem Augenblicke an blieb mir kein Zweifel, daß d'André und Danican die Urheber des in Rastatt begangnen Verbrechens waren. Ich zog einige Erkundigungen ein und erfuhr daraus, daß Danican etwa drei Tage vor dem Tage des Mordes abwesend gewesen war. In Wahrheit war er zu einer dem Tage des Mordes sehr nahe liegenden Zeit wieder erschienen; aber ich konnte berechnen, daß es möglich gewesen war, in dieser Zeit von Rastatt nach Augsburg zurückzukehren."

„Man sprach, so fährt der Briefschreiber fort, täglich und lange Zeit von der Nachricht über den Mord und, wie ich bemerken konnte, seitens von d'André mit einer studierten Geschicklichkeit, während der von Natur geschwätzige Danican bald so, bald so redete, sodaß man die Unfolgerichtigkeit seiner Angaben als Ergebnis seiner Schwatzhaftigkeit oder als eine Art und Weise ansehen konnte, die den Sachverhalt verhüllen sollte."

„Es scheint, daß Danican Vertraute hatte, die, in die Uniform der Szekler Husaren gekleidet, den Mord an den Gesandten Bonnier und Roberjot ausführten, und daß Danican selbst an dem Morde beteiligt war. Ich kann ja keine bestimmten Beweise beibringen; aber der Umstand, daß Danican von Augsburg verschwunden war, und daß d'André die Nachricht von dem Morde

vor Ankunft der Post in Augsburg erhielt, ehe noch ein Mensch eine Ahnung von dem Vorfalle haben konnte, endlich, daß es d'André für nötig hielt, seinen Freunden zunächst unbedingtes Schweigen aufzuerlegen, weil man sonst die Emigrés in den Verdacht bringen könnte, den Mord begangen zu haben, spricht für die Richtigkeit meines Verdachts."

Der Verdacht, den der Emigré in dem vorstehend auszugsweise wiedergegebnen Briefe dahin ausspricht, daß die französischen Gesandten nicht von Szekler Husaren, sondern von Emigrés ermordet worden seien, wird durch nachstehende Darstellung des Oberstleutnants Amon von Treuenfest, eines bekannten Militärschriftstellers, in seiner Geschichte des k. k. Husarenregiments Nr. 11, von 1762 bis 1858 in Verbindung mit den Szekler Husaren, bestätigt. Er hat von einem alten Wachtmeister der Szekler Husaren 1845 eine ausführliche Erzählung des Gesandtenmords erhalten, die dieser wiederum den Erzählungen seines Vaters verdankte, der zur Zeit des Mordes bei den Szeklern im Dienst gestanden hatte. Lassen wir also diesen sprechen:

„Ich wurde Anfang 1799 eingestellt und begab mich zu meinem Regimente, das ich in Deutschland erreichte. Man teilte mich der ersten Eskadron zu, die sich aus meinen Landsleuten rekrutierte. Seit dem Türkenkriege stand die Eskadron unter dem Befehle des Rittmeisters Burkhard, der einer der ältesten Offiziere des Regiments war, trotz seiner Strenge im Dienste aber von wahrhaft väterlicher Gesinnung für seine Untergebnen und deshalb sehr beliebt bei den Soldaten. Obwohl geborner Deutscher, sprach er infolge seiner langen Dienstzeit im Regimente die ungarische Sprache ganz geläufig und war so vertraut mit unsern Sitten und Gewohnheiten, daß man ihn von einem echten nationalen Szekler nicht hätte unterscheiden können.

Kurze Zeit nach meinem Eintritt erhielt die Eskadron Befehl, nach Rastatt zu marschieren und diese Stadt zu besetzen, weil man erfahren hatte, daß die Franzosen, die auf dem andern Ufer des Rheines Aufstellung genommen hatten, einen Überfall auf Rastatt planten. Vor den Toren von Rastatt bezogen wir ein Biwak und schickten einige Patrouillen nach dem nicht weit entfernten Rheine vor. Gegen Abend wurde ich mit mehreren Husaren unter dem Kommando des durch seine Tapferkeit bekannten Unteroffiziers Moses Nagy beauftragt, die Bewegungen des Feindes zu beobachten und sofort Meldung zu erstatten. Es war ein schreckliches Wetter, Regen und Schnee unaufhörlich. Wir erforschten die Ufer des Rheines, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken. Als die Nacht hereinbrach, war die Dunkelheit so tief, daß man seinen Nebenmann nicht erkennen konnte.

Da unser Auftrag beendet war, so gingen wir auf der Straße, die nach der Stadt führt, zu unsrer Eskadron zurück. Ich bildete mit einem Kameraden die Avantgarde, während der Unteroffizier in einem kleinen Abstande und darauf, in etwas größerm Abstande, der Rest der Patrouille folgte. Bei einer Wendung des Weges — wir ritten Schritt — kamen uns mehrere

brennende Fackeln entgegen. Wir unterhielten uns über diese Erscheinung, da wir nicht begreifen konnten, daß jemand die Absicht haben könnte, an eine Überschreitung des Rheines in der Nacht und noch dazu bei solchem Wetter zu denken. Plötzlich sahen wir die uns entgegenkommenden Fackeln anhalten und dann, bis auf eine, verlöschen. Dann hörten wir Geräusch, Schreie, Hilferufe. Überzeugt, daß den Franzosen doch ein Überschreiten des Rheines gelungen wäre, und daß sie in der Ausführung eines Handstreiches begriffen seien, kommandierte unser Unteroffizier: »Gewehr auf! — im Trab!« — und wir begaben uns rasch nach dem Schauplatze dieses Handstreichs. Dort angekommen, bemerkten wir bei dem Scheine der noch brennenden Fackel mehrere hintereinanderstehende Wagen; wir sahen mehrere Gestalten wie Schatten über den Chausseegraben springen und im Walde verschwinden. Der Unteroffizier Nagy befahl uns, die Flüchtlinge sofort zu verfolgen und sie zurückzuführen. Mein Kamerad und ich setzten über den Graben und drangen in den Wald ein, aber das dichte Gestrüpp und die Dunkelheit hinderte unser Eindringen in den Wald und zwang uns umzukehren und die Unmöglichkeit eines Eindringens in den Wald zu melden.

Während dieser Zeit waren die Fackelträger und andre Leute, die schon die Flucht begonnen hatten, zurückgekommen. Man hatte die Fackeln wieder angezündet, und wir bemerkten neben den Wagen auf der Straße zwei entsetzlich verstümmelte Leichname liegen. Die Personen, die zurückgekommen waren, waren vor Schrecken wie versteinert. Es waren Franzosen, und es war uns unmöglich, uns mit ihnen verständlich zu machen und auch nur die geringste Auskunft bezüglich des Attentats und der Mordtat zu erlangen. Da die Frauen, die in einem der Wagen geblieben waren, der auf der Straße neben einem Leichnam stand, unaufhörlich klagten und jammerten, so gab sich Unteroffizier Nagy alle Mühe, sie zu beruhigen und ihnen verständlich zu machen, daß wir kaiserliche Husaren seien, und daß unser Erscheinen die Mörder zur Flucht getrieben habe. Erst nachdem er ihnen, um ihnen seine friedlichen Absichten zu beweisen, einen Trunk aus seiner mit Wein gefüllten Feldflasche angeboten hatte, den sie freilich ausschlugen, beruhigten sie sich etwas. Mehrere Personen, darunter ein deutscher Stabsoffizier, kamen etwas später aus Rastatt, wohin wir dann zurückritten.

Unteroffizier Nagy hatte dem Rittmeister Burkhard bereits durch einen vorausgeschickten Husaren das Ereignis melden lassen. Bei unsrer Ankunft im Biwak erwartete uns schon der Rittmeister mit den Offizieren, und nachdem Nagy gemeldet hatte, wurden wir genauestens untersucht, ohne daß das Geringste an uns, unsern Waffen und unsrer Bekleidung gefunden wurde. Wären wir an dem Morde beteiligt gewesen, so hätte man doch gewiß Blutspuren an unsern Säbeln und unsern Kleidern finden müssen. Dagegen konnte nur eine absolute Reinheit an unsern Uniformen und Waffen festgestellt werden.

Andern Tages führte ein Offizier der Eskadron den Wagenzug an die Rheinfähre. Der eine französische Gesandte, der noch lebte, hatte einen leichten Säbelhieb erhalten und sich dadurch vor dem Schicksal seiner Kollegen gerettet, daß er sich tot gestellt hatte und dann in den Wald geflohen war. Er dankte dem Offizier und gab den Husaren eine Gratifikation, was uns diese bei ihrer Rückkehr erzählten. Damit hielten wir die Sache für abgemacht.

Zu unserm Erstaunen und Schrecken wurden wir aber beim Einrücken in das Regiment auf höhern Befehl festgenommen, mußten unsre Waffen und unsre Pferde abliefern und wurden nach Villingen transportiert als Gefangne. Es war demnach klar, daß man uns für die Gesandtenmörder hielt, und daß uns der Tod durch Erschießen innerhalb vierundzwanzig Stunden drohte. Trotzdem erhielt uns das Gefühl unsrer vollständigen Unschuld, die man schließlich anerkennen müsse, aufrecht.

Nach der Ankunft in Villingen wurden wir von einer Gerichtskommission in Untersuchung genommen; aber anstatt von dem Auditeur unsers Regiments, der ungarisch sprach, vernommen zu werden, wurde die Untersuchung durch einen deutschen Regimentsauditeur unter Zuhilfenahme eines Dolmetschers geführt. Unser Rittmeister sowie die Offiziere der Eskadron und sogar unser Regimentskommandeur, Oberst Burbaczy, wurden vernommen, und wir durften annehmen, daß man die Überzeugung unsrer völligen Unschuld gewonnen haben müsse. Trotzdem hielt man uns noch lange gefangen. Endlich setzte man uns in Freiheit, gab uns unsre Waffen und unsre Pferde — die Pferde waren zu jener Zeit noch persönliches Eigentum des Kavalleristen — zurück und ließ uns unter Führung des Unteroffiziers Nagy, den der Oberst für die lange und ungerechte Gefangenhaltung durch die Beförderung zum Wachtmeister entschädigte, nach Siebenbürgen zurückführen. Von dort wurden wir sofort in unsre Heimat entlassen."

Oberstleutnant Amon von Treuenfest führt noch weiter die Äußerung eines alten Szekler Husaren an, der auch der Patrouille von Nagy damals angehört hatte. Dieser habe oft von der Sache gesprochen und noch kurz vor seinem Tode bei seiner Seelen Seligkeit geschworen, daß die Szekler Husaren, weit entfernt, das Verbrechen begangen zu haben, im Gegenteil die Mörder in die Flucht gejagt und dadurch das Leben der übrigen Reisenden gerettet hätten.

Herr Oberstleutnant Amon erzählt ferner, daß sein Vater, der seit 1800 alle Feldzüge gegen Frankreich mitgemacht habe und ein Freund des deutschen Auditeurs sei, der die Untersuchung in Villingen führte, versicherte, der Auditeur habe ihm erklärt, er sei von der Unschuld der Szekler Husaren durchaus überzeugt. Der Mord sei nur ein im voraus überlegter und wunderbar vorbereiteter Racheakt gewesen; die Mörder hätten ja französisch gesprochen. Der Gedanke, die Szekler anzuschuldigen, sei der unvorhergesehenen

und raschen Änderung zuzuschreiben, die sich auf dem Schauplatze des Mordes herausgestellt habe. Das Verbrechen war in einigen Augenblicken ausgeführt, und die Mörder gingen gerade daran, zu plündern, als die Erscheinung der Szekler sie zur Flucht in den Wald trieb, wohin ihnen, wie die Tatsachen bewiesen haben, die Husaren nicht zu folgen imstande waren.

Herr Amon von Treuenfest ist auf Grund dieser Tatsachen der Überzeugung, daß er das Recht hatte, in der von ihm geschriebnen Regimentsgeschichte zu versichern, die Szekler Husaren hätten den Mord nicht begangen.

Derselben Ansicht, daß die Szekler Husaren unschuldig sind, das Protokoll von Villingen also richtig ist, ist auch Hauptmann Criste, dessen Ermächtigung zur Veröffentlichung einiger Aktenstücke aus den „Mitteilungen der Kriegsarchive von Wien" der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes die Möglichkeit verdankt, seine Ansicht darzulegen. C. v. H.

Die deutsche Shakespeareübersetzung

Von Professor Dr. A. Schröer in Köln am Rhein

2

Die neuen und neusten deutschen Shakespeareausgaben zeugen von dem schönen, unermüdlichen Eifer, mit dem man sich in Deutschland um ein richtiges Verständnis Shakespeares bemüht, aber man darf sich nicht wundern, daß das deutsche Publikum dadurch erst recht beunruhigt und kopfscheu wird. Wenn ein Shakespeareenthusiast, der noch dazu die seltne Eigenheit hat, sich diese Bücher selbst zu kaufen, glaubt ein übriges getan zu haben, indem er sich eben erst die neuste, beste Ausgabe, die von Conrad für 15 Mark gekauft hat, und wenn nun gleich wieder eine neue, womöglich noch bessere zu erscheinen beginnt, die die Kleinigkeit von 60 oder 175 Mark kosten soll, und wenn er nun hören muß, auch diese sei keineswegs fehlerfrei — so sieht er ja einen wahren Rattenkönig von verbesserten, revidierten, neuverbesserten, neurevidierten und wahrscheinlich noch immer nicht fehlerfreien Übersetzungen vor sich — ja, wo soll denn das hinaus?! Wäre es da nicht berechtigt, den Herren Philologen zuzurufen: Bringt doch die Sache erst unter euch gründlich ins reine, und wenn ihr damit fertig seid, dann kommt wieder mit einer neuen Übersetzung, inzwischen wollen wir Laien uns mit der alten behelfen!

Und dieser Vorschlag trifft in der Tat das richtige.

Wohl hat das neunzehnte Jahrhundert mit seinem historisch-kritischen Bestreben begonnen, vor allem die echte ursprüngliche Gestalt der Shakespeareschen Dichtungen zu ergründen, wohl haben sich die Schlegel-Tieckschе Übersetzung und die neuern und neusten Revisionen ehrlich und erfolgreich bemüht, den ausländischen Dichter wort- und sinngetreu in deutschem Gewande neu erstehn zu lassen — aber die Aufgabe ist viel zu groß, als daß sie durch gelegentliche Flickarbeit irgend befriedigend gelöst werden könnte. Die Arbeit muß in der Tat von Grund aus neu gemacht werden, denn sie muß auf viel breiterer Grundlage aufgebaut werden.

Zwei völlig verschiedne Dinge sind von den Übersetzern und Revisoren zu gleicher Zeit unternommen worden, die sehr schwierige, rein philologische Ermittlung des genauen Wortlauts und vielfach verwickelten Sinnes des Originals, und die erst danach mögliche dichterische Umgestaltung dieses Sinnes in deutscher Sprache, und zwar meist dichterischer Sprache.

Wer da glaubt, eine Revision, das heißt also genaue Prüfung des ganzen Shakespearetextes und danach zugleich eine Verbesserung der deutschen Übersetzung, wo eine solche geboten erscheint, innerhalb drei oder vier Jahren und allein fertigbringen zu können, der verrät dabei nur, daß er keine Ahnung von dem Umfang der Größe und Schwierigkeit dieser Aufgabe hat, und das Ergebnis seiner Bemühungen kann danach nur sehr unbefriedigend ausfallen. Gut Ding will Weile! Es sei hier an die vielzitierten Worte Nietzsches über die Bedeutung der Philologie erinnert: „Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eins heischt, beiseite gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden — als eine Goldschmiedekunst und Kennerschaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht. Gerade damit aber ist sie heute nötiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der »Arbeit«, will sagen: der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit allem gleich »fertig werden« will, auch mit jedem alten und neuen Buche: — sie selbst wird nicht so leicht fertig, sie lehrt gut lesen; das heißt langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Türen, mit zarten Fingern und Augen lesen."

Diese von Nietzsche so treffend gekennzeichnete feine Kunst muß also auch auf Shakespeare mit aller Ruhe und allem Ernste angewandt werden, ehe wir uns rühmen können, ihn „fehlerfrei" übersetzen zu können. Eine Unzahl Stellen, besonders wo die Überlieferung rettungslos zerstört ist, wird auch heute nicht und vielleicht niemals ganz befriedigend und zuverlässig verstanden und wiedergegeben werden können, und in der Wissenschaft gibt es überhaupt keinen Abschluß schlechthin, sie ist unendlich, stets weitersuchend, dabei stets auch irrend, aber dennoch auch stets fortschreitend und überzeugende Ergebnisse zutage fördernd. So unvollkommen unsre Kenntnis von Shakespeares Sprache

und Vorstellungswelt auch heute noch ist und wohl immer bleiben wird, sind wir heute doch schon in der Lage, eine Menge in den bisherigen Erklärungen und Übersetzungen Mißverstandnes zutreffender zu erklären, als bisher geschehen ist.

Dazu muß man sich aber vor allem Zeit lassen!

Shakespeares Dramen sind uns in sehr mannigfaltiger Gestalt in den alten Drucken überliefert. Eine große Anzahl gerade der bedeutendsten, wie zum Beispiel Hamlet, Richard der Zweite, Richard der Dritte, Othello, Romeo und Julia und andre, sind uns zunächst in sogenannten Raubausgaben in Quartformat erhalten, die unternehmende Buchhändler dadurch auf den Büchermarkt zu bringen wußten, daß sie Stenographen in die Aufführungen schickten und sich die Stücke auf diese Weise zusammenstoppeln ließen, oder vielleicht auch dadurch, daß sie sich durch Bestechung in Besitz von Theatermanuskripten zu setzen wußten, oder dergleichen mehr. Erst sieben Jahre nach Shakespeares Tod im Jahre 1623 gaben seine Freunde eine Gesamtausgabe seiner Dramen heraus, die berühmte erste Folioausgabe, die zwar äußerlich recht sorgfältig und zuverlässig aussieht, genauer besehen aber oft nur alte unautorisierte Raubausgaben nachdruckt und in unzähligen Fällen durch oberflächliche, gedankenlose Schlimmbesserungen den ursprünglichen Wortlaut und Sinn nur verdirbt und verwischt.

Da hat die Philologie und zwar zunächst die Textkritik eben mit aller Sorgfalt all die Einzelheiten der Überlieferung in den verschiednen Drucken zu prüfen und gegeneinander abzuwägen. Das Vorhandensein verschiedner Drucke einzelner Dramen hat die verwickeltsten Theorien und Hypothesen hervorgerufen, so die Annahme ursprünglicher und später veränderter Fassungen, die Vermutung, daß Shakespeare in diesem oder jenem Falle nur ein älteres Drama eines andern bearbeitet habe u. dgl. m. Das sind alles Fragen, die sich nicht so kurzerhand erledigen lassen. Dazu kommt, wie schon angedeutet, die veraltete Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, die vom heutigen Englisch vielfach so verschieden ist wie die Sprache des Hans Sachs von der unsrigen, besonders in den vielen heute verloren gegangnen Bedeutungen einzelner Worte. Ich habe schon einleitend einen solchen Fall erwähnt, die Bedeutung des Wortes kind in Hamlets A little more than kin and less than kind, die man bisher ganz verkannt hatte. Man muß die Sprache des sechzehnten Jahrhunderts sehr gut kennen und alle vorhandnen Hilfsmittel unermüdlich zu Rate ziehen, wenn man den richtigen Sinn einer Stelle erkennen will; ja damit nicht genug; der Sinn einer Stelle ist dem genauen Wortlaute nach doch oft zweifelhaft und muß erst auf Umwegen ermittelt werden. Das gilt ja auch bei deutschen Dichtern; wie viele Stellen in Goethe und Schiller bedürfen nicht der nähern Erläuterung?! Die Sprache des Dichters ist ebenso vielgestaltig und vieldeutig wie seine Vorstellungswelt, und häufig gelingt es erst dann, den vom Dichter beabsichtigten Sinn festzustellen, wenn man das Bild

entdeckt, das ihm vorgeschwebt, das heißt den Ursprung, die Quelle seiner Vorstellung. So, um ein Beispiel aus Shakespeares Julius Cäsar anzuführen, die bekannte Stelle, in der Cäsar zum Antonius sagt:

Laßt wohlbeleibte Leute um mich sein,
Glatt-haarige Leute und die nachts gut schlafen.
Der Cassius dort sieht dürr und hungrig drein,
Er denkt zuviel: die Leute sind gefährlich.

Die Übersetzung, nach der ich die Verse zitiere, ist die neuste, die vorhin erwähnte von Gundolf, und sie ist in dem Ausdrucke „glatthaarige Leute" entschieden glücklicher als ihre Vorgängerinnen. Schlegel-Tieck übersetzt auch in der neuen Revision Conrads statt Glatt-haarige Leute: „Mit glatten Köpfen". Das ist etwas unverständlich, man könnte dabei auch an Glatzköpfe denken. Was wollte nun Shakespeare selbst sagen? Er sagt sleek-headed men, das heißt wörtlich „glatt-köpfige Männer", und da sind wir so klug wie zuvor; worauf bezieht sich das Glatte? auf die Haare oder auf das Gesicht? Einer der neusten englischen Erklärer (im Arden Shakespeare, J. C. ed. Macmillan) ist wirklich auf den Einfall gekommen, es bedeute Leute mit glatten, nichtrunzligen Gesichtern! Daß aber Shakespeare dies nicht meinte, sondern glattfrisierte, schlichthaarige Männer im Gegensatz zu Krausköpfen und Struwelköpfen, das geht deutlich aus der Quelle oder den Quellen hervor, aus denen dies Bild stammte, nämlich aus drei Stellen der Biographien des Cäsar, Antonius, Brutus in Norths Übersetzung des Plutarch, aus denen diese Äußerung Cäsars von Shakespeare fast wörtlich für sein Drama entnommen ist; es heißt dort in demselben Zusammenhang those fat men and smooth-combed heads oder these fat long-haired men oder those fat fellows and fine-combed men. Also erst die Quelle für die dichterische Vorstellung kann uns zuweilen darüber aufklären, was der Dichter gemeint hat, wenn es uns überhaupt gelingt, die Quelle zu finden. Aber suchen müssen wir sie, und zu all dem gehört Zeit, Arbeit und wieder Zeit.

Wenn es sich nun um solche Kleinigkeiten handelt, wie die genannte Übersetzung „glatt-frisiert" oder „glatt-haarig", statt „mit glatten Köpfen", so kommt ja darauf nicht soviel an für den künstlerischen Gesamteindruck, der dem großen deutschen Publikum doch die Hauptsache ist und sein soll.

Aber es können doch recht wesentliche Mißverständnisse und Mißdeutungen Shakespearescher Charaktere, auf deren richtige Auffassung, wie sie sich Shakespeare gedacht, sehr viel, ja fast alles ankommt, sich in unsre deutschen Übersetzungen einschleichen, weil sich die Übersetzer nicht die nötige Mühe und Zeit genommen, die Überlieferung zu prüfen, und zwar die ganze Überlieferung. Wenn man sich, um die Arbeit zu vereinfachen, darauf beschränkt, die erste beste moderne Ausgabe oder etwa bloß die so sehr fehlerhafte erste Folioausgabe zugrunde zu legen, dann ist es unvermeidlich, daß man eine Fülle von Schönheiten und Feinheiten übersieht und verwischt, daß man an zahllosen Stellen

den von Shakespeare gewollten Sinn, der sich eben nur aus kritischer Prüfung des ganzen in den alten Drucken verborgnen Textmaterials herausfinden läßt, gröblich entstellt. Es läßt sich zum Beispiel unschwer nachweisen, daß der verdiente Dramaturg Bulthaupt und der berühmte Ästhetiker Vischer einige der entscheidendsten Charakterzüge in Othello, Desdemona und andern völlig verkannt und mißdeutet haben, weil sie bei ihren Beurteilungen nicht die wirkliche Überlieferung zugrunde gelegt hatten.

Was also vor allem andern unternommen werden müßte, wäre zunächst eine wortgetreue Prosaübersetzung mit ausführlichem Kommentar, der alle Einzelheiten der Überlieferung in den verschiednen alten Originalausgaben aus Shakespeares Zeit eingehend berücksichtigte, der auch alle zweifelhaften Punkte und die verschiednen Möglichkeiten der Auffassung erörterte; je gründlicher und eingehender jede Einzelheit und jede Möglichkeit berücksichtigt wird, desto größere Aussicht hätte man, daß diese Verdeutschung auch in den meisten Punkten zu wesentlich abschließenden Ergebnissen führen könnte. Eine solche Prosaübersetzung mit allen nötigen Erklärungen schaffte alle Mißverständnisse und Unzulänglichkeiten unsrer Versübersetzungen aus der Welt, da sie in der Wahl ihrer Verdeutschungen nicht an den Zwang und beschränkten Raum des Verses gebunden wäre.

Aus einer solchen ausführlich begründeten Prosaübersetzung könnte sich jeder, der das Drama eingehender studieren will, der Philosoph und Ästhetiker, der Bühnenregisseur und Schauspieler erwünschten Rat holen. Mit solch einer den Sinn Shakespeares zuverlässig wiedergebenden Prosaübersetzung als Grundlage vor Augen, könnte danach der dichterisch beanlagte Nachdichter oder Übersetzer im Versmaß des Originals seine Arbeit der dichterischen Shakespeareübersetzung beginnen. Sowohl demjenigen, der die trefflichen Schlegelschen Übersetzungen nur revidieren will, als auch dem, der etwa den Beruf fühlt, eine neue, eigne Nachdichtung zu versuchen, wäre durch eine solche erklärende Prosaübersetzung der Weg geebnet, ja, genau genommen, eigentlich erst wirklich ermöglicht und erschlossen.

Die zwei so wesentlich verschiednen Aufgaben, die philologische Ergründung des Sinnes und die dichterische Neugestaltung in deutscher Sprache, sie würden nicht zum Schaden der Übersetzung und der Übersetzer und des deutschen Publikums beständig durcheinandergeworfen. Wir bekämen da nicht alle paar Jahre neue Revisionen, von denen uns die unternehmenden Verlagsbuchhändler zwar jedesmal versichern, daß durch sie erst der Wert und die Bedeutung Shakespeares uns armen Deutschen erschlossen werde, Revisionen, die aber bei allen Verdiensten doch nur gelegentliche Flickarbeit sind und alsbald durch neuere Revisionen übertroffen werden.

Wer über einzelnes und über Probleme philosophieren und ästhetisch-psychologisch-literarhistorisch-kritisch usw. argumentieren will, der wird sich dann an die ausführlich kommentierte Prosaübersetzung halten; wer das

Kunstwerk in seinem Gesamteindruck in deutscher Sprache genießen will, der wird zu jener dichterischen Übersetzung greifen, die durch nachschöpferische Vollendung den Preis davontragen wird. Aber das deutsche Volk will und kann und soll nicht aufs unbestimmte hinaus warten, bis es in den Besitz von zwei so verschieden gearteten Übersetzungen Shakespeares, einer in Prosa und einer in dichterischer Nachschöpfung, kommt. Denn da könnte das deutsche Volk lange warten und müßte lange warten, weil diese Arbeit nicht hastig fertiggestellt werden kann und darf.

Diese Vertröstung auf die Zukunft ist aber doch auch nicht so schlimm, als man vielleicht glaubt, und zwar aus dem einen Grunde: es handelt sich ja um Dramen, und zwar nicht um Lese- oder Buchdramen, sondern um Bühnendramen.

Wir haben doch trotz aller Mängel der Übersetzungen oft ganz gewaltige Eindrücke durch manche Shakespeareaufführungen empfangen, Eindrücke, bei denen man über etwaige Übersetzungsfehler ruhig hinweghören kann, und das war doch auch schon früher der Fall bei Übersetzungen, die an Zuverlässigkeit noch weiter hinter Schlegel-Tieck, geschweige ihren verdienstvollen neusten Revisionen zurückstanden!

Das hat und hatte eben seinen Grund in dem rein persönlichen Moment der dramatischen Kunst, bei der die glaubhafte, individuelle Darstellung einer Rolle durch einen begabten Schauspieler wichtiger ist als Einzelheiten des Wortlauts. Ja selbst manche absolut unverständliche Stelle, die sich durch Ungunst der Überlieferung im originalen Shakespearetext findet, kann durch die Kunst des Schauspielers überdeckt werden, da der Eindruck ja wesentlich von seinem Affekte, seinem Mienenspiel, Tonfall usw. abhängt. Es sei gestattet, dafür wenigstens ein Beispiel zu erzählen, das ich voriges Jahr hier im Cölner Stadttheater bei einer Othelloaufführung beobachten konnte. Eine Stelle im vierten Akt, zweite Szene (V. 53 ff.), in der Othello der schuldlosen Desdemona ihre angebliche Untreue und die darin liegende Schmach für ihn vorhält, ist im Original, das heißt in all den alten Originaldrucken der bare Unsinn, wahrscheinlich ein Hörfehler, der in das zusammengestoppelte Manuskript geraten ist. Die Stelle heißt in der neusten Revision Conrads:

Doch mich zu machen
Für diese Zeit des Hohns zur Spottfigur,
Auf die ihr ewig starrer Finger weist — o! o!

Die etwas ältere Revision, die auch auf dem hiesigen Theater benützt wurde, lautet:

Doch mich zu machen
Zum festen Bilde für die Zeit des Hohns,
Mit langsam drehndem Finger drauf zu weisen — O! O!

Beide Übersetzungen sind nur Verlegenheitsübersetzungen, weil man aus dem Original, wie es überliefert ist, eben nicht klug werden kann; es heißt da nämlich in der ursprünglichern Textgestalt der ersten Quartausgabe:

but alas, to make me
A fixed figure, for the time of scorne,
To point his slow unmoving fingers at — oh, oh!

Die letzte Zeile ist ganz unsinnig, denn sie heißt wörtlich „langsam sich nicht bewegende Finger". Man kann sich zwar langsam bewegen, aber weder langsam noch schnell nicht bewegen. Die spätere Textgestalt der Folioausgabe macht daraus slow, and moving, das heißt „langsam und bewegend" oder „sich bewegend", das ist aber nicht wie die neuste Revision übersetzt „ewig starr"; logischer wäre da die ältere Revision: „langsam drehend", obwohl to move nicht drehen bedeutet. Wie es im Originale ursprünglich geheißen hat, das heißt, was Shakespeare ursprünglich geschrieben, und wie dies durch einen Hörfehler des Nachschreibers bei der Aufführung entstellt worden, das glaube ich läßt sich noch erraten,*) doch will ich hier keine Konjekturen erörtern. Kurz, was dasteht, ist unverständlich; was die Übersetzer daraus gemacht haben, sind Notbehelfe, bei denen man sich nichts rechtes denken kann, denn weder hat die Zeit einen ewig starren Finger noch einen langsam drehnden Finger, dazu ist aus dem Wortlaut des Übersetzers auch nicht klar zu entnehmen, ob der Finger sich selbst oder etwas andres dreht. Also absolute Ratlosigkeit im Original und in den Übersetzungen.

Bei der Vorstellung hier im Stadttheater hat mich aber diese Unverständlichkeit der Stelle, die ich genau im Sinn hatte und eigens aufmerksam bei der Aufführung verfolgte, nicht im geringsten in dem Gesamteindruck gestört, und die übrigen Zuschauer, deren Unbefangenheit durch solche textkritische Tüfteleien vermutlich ohnehin nicht bedroht war, merkten gewiß auch gar nichts Unverständliches. Der Schauspieler legte sich eben den „langsam drehnden Finger" in seiner Weise aus dem Zusammenhange klug zurecht, das heißt er bewegte den rechten Zeigefinger mit der Geste eines schadenfroh höhnischen Inquisitors, sodaß der Stachel, das Verletzende, aus der Fassung Bringende, das vermutlich Shakespeare hier gemeint hat, durch die schauspielerische Kunst ganz von selbst, ohne Rücksicht auf den unbefriedigenden deutschen Wortlaut, zum Ausdruck kam. Und wie in diesem Falle so wird auch in unzähligen andern der Schade für die Bühne nicht so groß sein, wenn der Schauspieler was taugt.

Ja, unsre Shakespeareübersetzungen könnten noch unendlich unvollkommner sein, als sie zum Teile noch sind, und sie würden doch die überzeugende Darstellung einzelner Gestalten auf der Bühne nicht ernstlich in Frage stellen. Ist ja doch sogar die Darstellung in einer fremden Sprache, die dem Publikum größtenteils gar nicht geläufig ist, wie zum Beispiel die Darstellungen des Othello durch die berühmten italienischen Schauspieler Rossi und Salvini, kein ernstliches Hindernis für die dramatische Wirkung gewesen.

*) Ich vermute: slow inmoving oder enmoving, das heißt „allmählich aus der Fassung bringend".

Also für die eigentlich brennendste Frage in den Augen des großen Publikums, für die Darstellung Shakespeares auf der Bühne, braucht man nichts zu überstürzen.

Es wäre viel richtiger, mit den weitern unzulänglichen Revisionen aufzuhören und das Publikum, dem man in der Eile doch nichts Dauerbares, das heißt dauernd Befriedigendes bieten kann, nicht irrezuführen. Mit der Wissenschaft spielt und tändelt man nicht oder sollte wenigstens nicht spielen. Dazu ist die Sache doch zu ernst, und wir Deutschen, die wir jetzt endlich auch ein wirtschaftlich mächtiges Volk geworden sind, sollten nichtsdestoweniger nicht verschmähen, nach wie vor unsern Stolz auch darein zu setzen, daß wir seit einem Jahrhundert als das gründlichste Gelehrtenvolk schlechthin gelten, und daß unsrer wissenschaftlichen Gründlichkeit und Disziplin auch unsre politischen und wirtschaftlichen Erfolge zu danken sind. Auch Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden, und Hast ist stets ungesund und führt nicht zum Ziele.

Was aber die berechtigten Wünsche der großen deutschen Shakespearegemeinde der Gegenwart anlangt, so steht der Ernst, mit dem unsre deutschen Bühnenleiter und Bühnenkünstler die Schöpfungen des englischen Dramatikers Shakespeare auf unsern Bühnen immer verständnisvoller, immer vollendeter zu überzeugendem dramatischem Leben zu bringen wissen, trotz allen noch unvermeidlichen Mängeln der Übersetzungen, turmhoch über den beschämenden Entstellungen und Kostüm- und Dekorationskünsten, zu denen Englands größter Dichter in seiner eignen Heimat heute mißbraucht wird. Wir haben also alle Ursache, uns nach wie vor herzlich unsers deutschen Shakespeare zu freuen!

Eisenkonstruktion und Eisenstil

Von Karl Oehring

Die ganze Konstruktionsart des Steinbaues, der sogenannte Massivbau, beruht auf dem Gesetz der Druckfestigkeit; auch bei den horizontalen Fensterstürzen, über die man einen Entlastungsbogen spannt, der den Druck der lastenden Mauer ganz aufnehmen muß; auch bei den Steinstützen, Säulen und Pfeilern herrscht dieses Gesetz. Aber seit der Verwendung des Eisens und Eisenbetons als Material wird der Baustoff weit mehr ausgenutzt. Erst seit dem Gebrauche dieser modernen Baustoffe ist man überhaupt in den Stand gesetzt, jedem Teil des Bauwerks gerade so viel Last zukommen zu lassen, wie er vertragen kann, während man ehedem einfach nach Erfahrungssätzen das Material verschwendete, denn anders kann man das frühere Verfahren nicht nennen. Es ist ja auch klar, daß ein Bauwerk mit vielen Kalkmörtelfugen nur wenig Beanspruchung vertragen kann, denn bei ganz geringem Zuge fängt die Fuge schon zu klaffen an. Das Holz andrerseits ist so vielen Zufälligkeiten

durch Äste, faule Stellen und dergleichen ausgesetzt, daß man schon aus diesem Grunde lieber die doppelte Stärke verwendet, als man eigentlich brauchte; und deshalb kam man bei diesem Baustoff nie auf den Gedanken, die Kräfte und Beanspruchungen, zum Beispiel Druck, Zug, Biegung, auch in der Form zu zeigen.

Ganz anders gestaltete sich die Aufgabe, seitdem ein so homogenes Material wie Eisen und Eisenbeton zur Verfügung stand. Der Konstruktion ging, wie es nun einmal die moderne Zeit gebietet, die Wissenschaft voran. Kulmann, Ritter, Castigliano, Gerber, Schwedler und in neuerer Zeit Müller-Breslau und ähnliche Namen sind in der Geschichte der Baukonstruktionen unvergeßlich. Die Entdeckungen dieser gelehrten Konstrukteure beeinflußten die Gestaltung der Bauten, die ja im Beginn der Bewegung fast ausschließlich Ingenieurbauten waren, noch mehr als jene der Renaissancekünstler, zum Beispiel in der Perspektive, die Kunst der späten Renaissance und das Barock beeinflußt haben. Das starre Dreieck wurde der Ausgangspunkt für alle Eisenkonstruktionen: Brückenbogen, Hallenbinder und Pfetten. Ein ganz neues Konstruktionselement war damit entstanden, und es ist also erklärlich und entschuldbar, daß sich weder die entwerfenden Ingenieure des ästhetischen Wertes ihrer Arbeiten bewußt wurden, noch die Architekten, geschweige daß die Laienwelt ästhetische Werte in diesen „reinen Nutzbauten" suchte oder fand.

Im Anfange, also etwa in den vierziger bis siebziger Jahren, verwandte man Gußeisen. Diese Herstellungstechnik hat natürlich auch ihren Einfluß auf die Gestaltung der Bauten ausgeübt. Der Guß ermöglicht leicht geschwungne oder schräge Linien, sogar ornamentalen Schmuck. Gedrückte Stäbe, Stützen, Säulen erhielten demnach eine Schwellung mathematisch genau nach der Mitte zu; gezogne Stäbe stellte man meist in Schmiedeeisen mit rundem Querschnitte her. Daß aber statische Genauigkeit allein noch kein ästhetisch befriedigendes Bauwerk ergibt, kann man an den Hallendächern sehen. Das Auge des Volkes muß sich im Laufe der Zeit an ein neues Konstruktionselement, seine neue Solidität und Ästhetik gewöhnen; Bauten, die bei der Neuheit der Konstruktion zuerst im Vergleich mit Massivbauten als wacklig und drahtig empfunden werden, haben ihre statische Festigkeit der Laienwelt erst beweisen müssen. Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Unwissenheit und Naivität das Volk solche Dinge anschaut: habe ich doch einmal die Meinung aussprechen hören, und zwar von einem ganz „gebildeten" Manne, daß die eisernen Bogen, an denen die ganze Fahrbahn einer Brücke aufgehängt war, nur dekorativen Zweck hätte. Ein gewisses Maß von Wissen gehört zur ästhetischen Würdigung jedes Kunstwerks, und dieses neue Wissen sickert natürlich nur langsam in alle Schichten des Volkes durch.

Eine ästhetische, liebevolle Durchbildung der gußeisernen Bauten ist meines Wissens zuerst in bahnbrechender Weise bei der Berliner Stadtbahn im Jahre 1880 von Professor Jakobsthal versucht worden. Antike Motive sind oft gewiß mit viel Geschick auf moderne Aufgaben übertragen worden, aber sei es, daß sich die Einwirkung des Architekten hier nur auf Einzelheiten bezog, während die Gestalt, die große Form der Bauten nüchtern blieb, sei es auch, daß wir uns heutzutage den griechischen Akanthus, der ja auf unsern Hochschulen noch vielfach bis zum Überdruß gepaukt wird, gründlich übergesehen haben, jene Bauten sind halb in Vergessenheit gesunken, man geht entweder achtlos vorbei, oder man hofft, daß sie bald durch Neubauten ersetzt werden mögen.

Seitdem nun das Schmiedeeisen in Gestalt der gewalzten Profileisen: T-eisen, Winkel-, U-, Z-eisen in allmählich schärfer werdendem Wettbewerbe das Gußeisen verdrängt hat, ist auch in der Konstruktion ein Umschwung eingetreten. Gußeiserne Stäbe stellte man im Guß derart her, daß sie an den Knotenpunkten übereinander und ineinander griffen und eines Bolzens zur Verbindung bedurften. Die Verbindungen der gewalzten Profileisen werden unter gelegentlicher Verwendung von Knotenblechen, Laschen und Winkeln durch feste Nietung hergestellt. Das starre Dreieck blieb dabei das Konstruktionselement. Hohe Profile wurden als Gitterträger konstruiert. Der Vorteil lag mehr auf statischem und technischem als auf ästhetischem Gebiete. Man wurde aber jetzt, durch allmählich größer werdende Erfolge ermutigt, kühner und kühner. Es entstanden die mächtigen amerikanischen Brücken, zum Beispiel: St. Johnsfluß in Neu-Braunschweig mit freien Spannungen von 124 Metern (im Jahre 1886), Brooklyn mit 300 Metern freier Spannung, S. Lorenzstrom in Kanada mit 549 Metern Spannung (im Jahre 1907); die drei Eastriverbrücken in Newyork: Manhattan mit 457, Williamsburger mit 487 und die Blackwellbrücke mit 360 Metern Spannung (im Jahre 1904 im Bau); in England die Firth of Forth von John Fowler mit 520 Meter Spannungen (im Jahre 1883); in Deutschland die Rheinbrücke Köln – Deutz mit 270 Metern freier Spannung; ferner die monumentalen Bahnhofshallen, zum Beispiel Frankfurt am Main mit 56 Metern Spannung, Hamburg mit 72 Metern Spannung.

Von einer ästhetischen Durchbildung kann man bei den frühern dieser Bauten noch nicht sprechen, doch ist ihnen ein Zug ins Große eigen, der an die Kühnheit und Fortschrittlichkeit der römischen Bauweise erinnert. In der Größe dieser weitspannenden Brücken und Hallen liegt auch eine gewisse Monumentalität, und so war es denn die Kühnheit dieser Schöpfungen, die zuerst den Blick der Welt fesselte. Während die Architekten in der historischen Schule erstarrt und am Ende ihrer Gestaltungskraft angelangt schienen, bereitete sich hier ein neuer Stil vor. Es ist immerhin verzeihlich, daß man gerade bei Architekten diesem Neuen anfangs ablehnend, ja oft feindlich gegenüberstand. Die Eigentümlichkeiten der Konstruktion: die sich in allen Richtungen kreuzenden Stäbe, die Rauheit und Eckigkeit der Umrißlinien, die Nüchternheit und die Lieblosigkeit, mit der alle Einzelheiten behandelt wurden, ließen eine ästhetische Würdigung und Gestaltung fast unmöglich erscheinen. Die Parallelträger und die Halbparallelträger der eisernen Brücken zerstörten gar zu oft den lieblichen Charakter unsrer deutschen Landschaft, als daß man ein weitherziges Entgegenkommen in Künstlerkreisen hätte erwarten dürfen. Daß man bei vorsichtiger und bewußter Wahl eines andern Systems auch künstlerische Wirkungen in deutscher Landschaft erreichen könnte, daran dachte kein Mensch, ja man glaubte vielfach in Architektenkreisen, daß das böse Eisen an allem schuld sei, und daß das Heil einzig und allein in einer Zurückschraubung der Entwicklung, in einer Negierung des Eisens als Baumaterial liege. Nicht nur bei Brückenbauten, sondern auch bei Hochbauten wollte man das Eisen ausgeschaltet wissen. Die Folge davon war, daß man die große Repetition der historischen Stilarten, die man im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts nun glücklich vom hellenischen bis zum Renaissancestil durchgeführt hatte, von neuem aufgriff und nun in eine Barock-, Empire- und Biedermeiermode verfiel. Denn ein Stil kann nur allmählich durch jahrzehntelange Arbeit langsam aber mit eiserner Folgerichtigkeit und Notwendigkeit aus praktischen

Bedürfnissen und geistigen Sehnsuchten erwachsen, eine Mode aber wird willkürlich und ohne Notwendigkeit einer Zeit aufgepfropft.

Hübsche Wirkungen lassen sich natürlich auch bei der Anwendung historischer Formen erreichen, und falls ein Gebäude, sei es ein Landhaus, eine Kirche oder ein andrer Bau, in den althergebrachten Materialien ausgeführt wird, ist ja auch ein historischer Stil, falls er nur eine Weiterbildung, eine persönliche Note, mit einem Wort: Charakter zeigt, gewiß berechtigt, aber das muß Grundsatz sein: die Konstruktion soll künstlerisch gestaltet und nicht durch künstlich vorgeklebte Formen verdeckt werden; entweder man konstruiert in Stein, und dann nutzt man die Druckfestigkeit des Steines aus, oder man baut in Eisen, dann soll das Eisen auch seine Arbeitsleistung, Druck, Zug, Biegung zeigen. Wohin die Vermengung historischer Formen mit moderner Konstruktion mitunter führte, das kann man allenthalben sehen: da sind gotische Rippengewölbe in Rabitzkonstruktion mit dünnen drahtigen Rippen, Balkonkonsolen, die nichts zu tragen haben, wie die offne Fuge darüber anzeigt, ebensolche Säulen; eine Häufung von Giebeln, deren mancher auf einer bedeutenden Eisenkonstruktion steht und nur der „malerischen Wirkung" wegen da ist usw.

Wenden wir uns nun der Betrachtung der Einzelformen schmiedeeiserner Konstruktionen zu, so wird man zugeben müssen, daß sich dem schaffenden Künstler hier doch mannigfache Schwierigkeiten in den Weg stellen. Vom Standpunkte des Ingenieurs mag es vorteilhaft sein, daß wir uns dank der Bemühungen des Verbands deutscher Architekten- und Ingenieurvereine seit dem Jahre 1880 der Einheitlichkeit der Normalprofiltabellen erfreuen, in denen Gewicht und Tragfähigkeit in der denkbar bequemsten Form angegeben sind, für den gestaltenden Künstler liegt in der ausschließlichen Verwendung dieser Normalprofile eine unangenehme Beengung: die Profile, die ja nur nach statischen Grundsätzen entworfen sind, sehen oft mager und dürftig aus, man ist grundsätzlich an geradlinige Figuren gebunden, und nur bei sehr großen Linien läßt sich eine geschwungne Form aus einzelnen geradlinigen Teilen zusammensetzen, ohne daß es dem Auge unangenehm auffällt, Schmuckteile lassen sich nicht, wie in andern Materialien, Stein, Holz, in die konstruktiven Teile hineinarbeiten, wodurch die Konstruktion selbst zum Schmuck wird, sondern sie können nur als besondre Teile, Fremdkörper, aufgenietet werden. Dabei ist die Verwendung der Normalprofile nicht einmal immer wirtschaftlich. Mancher Stab, der in bezug auf die eine Achse den Anforderungen gerade genügt, ist in bezug auf die Y-Achse viel zu stark, und umgekehrt. Geschickte Wahl der Profile ist für den Ingenieur Bedingung. Für den Architekten tritt eine andre Frage mehr in den Vordergrund: Wie kann ich dem System Ausdruck, Rhythmus, Gliederung verleihen? Nehmen wir einen Parallel- oder einen Parabelträger einer Brückenkonstruktion an, so ist für den Künstler Grundsatz: Betonung der Umrißlinie und in zweiter Linie Betonung der Senkrechten, in dritter Linie Unterdrückung der verschieden gerichteten Diagonalen. Die erste Forderung ergibt sich fast immer von selbst, weil die Gurtungsstäbe sehr hohen Druck oder Zug aufzunehmen haben, man kann hierin kaum zu weit gehn; den beiden andern Forderungen aber, besonders der dritten kann man nicht immer genügend Geltung verschaffen. Können die Diagonalen schon gar nicht entbehrt werden, so ergibt sich eine parallele Richtung dieser Diagonalstäbe allein bei dem in der Umrißlinie oft ausdruckloſen Parallelträger. Man ist deshalb gezwungen, von allen Übeln

die kleinsten zu wählen: die Senkrechten möglichst zu betonen, die Diagonalen möglichst schmal in der Ansichtsfläche zu halten und ihre Richtung durch gleiche Feldereinteilung zu bestimmen.

Die ästhetisch am meisten befriedigende Lösung erreicht man vielleicht, wenn man schmale Sichelträger oder dergleichen ziemlich hoch über die Fahrbahn legen kann, sie gegenseitig durch Windverband absteift und dann an dieses starre System die Fahrbahn der Brücke aufhängt, wozu man nun allein senkrechte Stäbe benötigt, wie zum Beispiel bei der neuen Mainbrücke bei Hochheim (im Jahre 1904). Von der größten Bedeutung ist dabei immer die Wahl des ganzen Systems, die Durcharbeitung der Einzelheiten kommt erst in zweiter Linie. Deshalb muß gleich von Anfang an der Statiker mit dem Künstler Hand in Hand arbeiten. Die Bedeutung der Systemwahl erkennt jeder Laie sofort an neuern Brückenkonstruktionen, zum Beispiel die Oberschöneweider Brücke, Borsigsteig, Swinemünderbrücke in Berlin, Wettbewerb der Neckarbrücke bei Mannheim (1901) u. v. a.

Seit einigen Jahren aber findet eine neue Konstruktion mehr Eingang: der vollwandige Blechträger. Statt der das Auge verwirrenden Gitterträger mit ihren nach allen Richtungen verlaufenden Stäben werden breite Bleche, deren Kanten durch fest vernietete Profileisen gesteift sind, ausgeführt. Das hat folgende Vorteile: man erhält wieder ruhigere Flächenwirkung, zu der die Reihe der Nietköpfe an den Kanten einen wirkungsvollen, sich von selbst ergebenden dekorativen Gegensatz bietet; und der Stab selbst kann wieder ausdrucksvoll gestaltet, zum Beispiel an den Auflagern der Konstruktion breiter werden. Denn das Stehblech läßt sich krummlinig schneiden, und die Winkeleisen, die meist die Kanten begleiten, können leicht in eine geschwungne Linie gebogen werden. Auf diesem Wege ist eine architektonische Gestaltung eher möglich, man wird mehr und mehr zu dieser Konstruktionsart greifen (neue Weserbrücke in Bremen).

Endlich ist noch ein Moment zu erwähnen: die Farbe. Mit Bedauern sehen wir heute die steingrau oder schwarz gestrichnen älteren Konstruktionen. Wo eine baldige Verrußung durch die Bahn zu erwarten ist, da muß man ja leider notgedrungen einen dem Ruß möglichst ähnlichen Anstrich wählen, aber auch sonst wird man aus Billigkeitsgründen bei der Witterung ausgesetzten Konstruktionen selten von einem einfarbigen Anstrich abgehn, da bekanntermaßen der Anstrich etwa aller fünf Jahre erneuert werden muß; aber wenn es also ein einfarbiger Anstrich sein muß, warum denn immer steingrau? Dem Anstreicher ist es gleich, welche Farbe er einreibt. Wer einmal bei einer im Bau begriffnen Brücke die knallrote Mennigefarbe gegen den violetten Abendhimmel gesehen hat, der weiß, daß es auch andre Farben gibt, die mehr Leben haben als steingrau. Wo aber, wie zum Beispiel bei städtischen Brücken, mehr Wert auf architektonische Ausgestaltung gelegt wird, da sollte man sich auch zu einem mehrfarbigen Anstrich verstehn; die Mehrkosten kommen im Vergleich zu dem ganzen Plan ja gar nicht in Betracht. Alle guten Architekturzeiten haben sich mit Freuden des Mittels der Farben bedient, um den Bauwerken Ausdruck zu verleihen. Eine Betonung der Winkeleisen an den Kanten der Blechträger, der Nietköpfe, Knotenbleche und ähnlicher Teile durch die Farbe könnte dem Ganzen mehr Charakter verleihen; jede andre Fassade muß ja auch ab und an wieder gestrichen oder ausgebessert werden. Wie feine Wirkungen man aber sogar für Innenräume bei geschickter Verwendung und farbiger Behandlung des Eisens erreichen kann, das zeigen

die modernen Bahnhofsanlagen zum Beispiel in Hamburg oder Lübeck. In diesen Wartesälen und Wandelhallen hat plötzlich das Eisen seine nüchterne Kälte verloren und eine trauliche Wärme bekommen, die dem mit Recht für Innendekoration so beliebten Holz in nichts nachsteht.

Es kommt somit doch nur auf die Gestaltungskraft der schaffenden Ingenieure und Künstler an, denn auch in dem modernen Material des Eisens lassen sich ästhetische Wirkungen erreichen, die den Erfolgen mittelalterlicher Meister in dem ungleich leichter zu verwertenden Material des Steines und des Holzes gewiß in nichts nachstehn.

Schuld?

Von Ilse Leskien

Seit acht Tagen fror es, und es war ein starker, gleichmäßiger Frost, der die Heidewasser bis auf den Grund erstarren ließ und auch über den dunkeln Moorteich in der Senkung eine weißliche Decke zog. Schnee gabs noch nicht, doch ging seit zwei Tagen ein Nebel im Walde um, und als er nun vor dem kühlen Glanz der Dezembersonne langsam entwich, ließ er schimmernden Rauhreif zurück.

Die alten Kiefernhäupter, die sonst so schwarz und düster den jungen Wald überragen, hoben sich nun weißleuchtend vom lichtblauen Himmel ab. Die Fichten glitzerten silbern von oben bis unten, und die vereinzelten Buchen und Birken hatte der Nebel so reich mit feinem, eisigem Laub geschmückt, daß sie sich unter dem Nadelholz stattlich hervortaten, fast wie im Frühling im ersten Grün. Auf der breiten Landstraße, die von der Stadt her sanft ansteigend zur Ramberger Sägemühle führt, hielt inmitten des weißen Heidewaldes ein Fuhrwerk mit zwei derben Pferden davor, die den Atem so kräftig zogen, daß ein feiner Rauch um ihre Köpfe stand. Drei Männer waren um den Wagen beschäftigt mit dem Verladen junger Fichten, die als Christbäume nach der Stadt kommen sollten, denn das Fest war nicht mehr weit. Der eine war ein Forstbeamter mit grüner Mütze, die beiden andern Waldarbeiter.

Der ältere, ein kleiner verkrümmter Mann mit hartem, gelbem Ledergesicht, band die sich sträubenden Äste der jungen Bäume mit Strohseilen zusammen. Sein Gefährte griff vom geschichteten Haufen immer zwei, drei Stämme auf einmal auf und beförderte sie mit starkem Schwung auf den schon halb gefüllten Wagen. Es war ein Mann in den Vierzigern, groß und breitschultrig mit rotem, graumeliertem Bart und hellen Augen, von ganz anderm Schlage als die aus seinem Dorfe. Die waren mehr wie der Förster, untersetzt von Gestalt und dunkel von Haar und Augen. Ramberg lag an der Grenze, und slawische Abstammung verriet sich in der Erscheinung der Dorfbewohner. Der blonde Holzfäller Brandtner fiel unter ihnen auf, und man rühmte und beneidete seine Größe und Kraft.

Die Arbeit machte ihn warm, so hatte er trotz der Kälte die Joppe an den Straßenrand geworfen und stand da in einem grauwollnen Hemd, das sich fest an den kräftigen Rumpf legte und das Spiel der Muskeln bei jedem neuen Griff erkennen ließ.

Bisher war es ganz still gewesen in dem silberweißen Walde um sie her. Jetzt klang von der Seite ein feines Schwirren herüber, ein Geräusch wie von

fernen hellen Stimmen. Der Alte ließ einen Augenblick die Arbeit ruhn und horchte scharf hinüber mit dem Ausdruck eines wachsamen Hundes. Er kannte alle Geräusche im Walde.

Sind wieder draußen, die Luderſch, murmelte er dann und knotete ſein Strohſeil fertig.

Was denn, Hannes?

Sie ſind wieder aufm Moorteich.

Die Kinder?

Nun hielt auch der Große einen Augenblick inne: Ach was, ſie ſchlittern auf der Ramme.

Braun, der Unterförſter, meinte ruhig: Wir haben doch jetzt das Verbot hingeſetzt.

Verbot, jawohl! Hannes lachte. Nu gehn ſie doch gerade ran, die Luderſch, nu erſt recht.

Und wieder kam der Klang der heitern hellen Stimmen über den Wald herüber von der Senkung her, wo der Moorteich lag. In Brandtners Augen kam ein Unbehagen, während er von neuem ſeine Stämme auf den Wagen warf, der faſt gefüllt war. Endlich ſagte er zum Förſter gewandt: Könnten Sie nich mal rüber ſehen, Herr Braun? Wenn Sie einen erwiſchen und haun ihm 'n paar runter, dann werden ſies wohl laſſen!

Kann nich, muß gleich zur Mühle rauf, der Alte hat mich beſtellt. Aber wir ſind ja gleich fertig — ſchnell notierte er die Zahl der noch liegenden Stämme in ſein Buch —, dann können Sie ja mal runter gehn, Brandtner. So ängſtlich iſt das auch nicht, es hat ja ſtark gefroren. Er griff an die Mütze und bog in einen ſchmalen Waldweg ein.

Die beiden Arbeiter ſahen ihm nach.

Der rührt auch kein Glied für unſereins, brummte Hannes. Brandtner ſagte nichts, beeilte ſich aber, fertig zu werden, und ſo energiſch griff er zu, daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen auf die Stirn trat. Endlich war der letzte Stamm oben. Hannes kroch auf den Bock und trottete mit dem Wagen langſam ſtadtwärts. Der andre wiſchte ſich mit einem roten Tuch die Stirn, und während er in die Joppe fuhr, horchte er. Es war aber nichts zu hören, und er dachte befriedigt: Sie ſind fort.

Da wurde ein Geräuſch im Walde lebendig, ein Brechen von Zweigen, ein Haſpeln, Schritte, und oben auf der Straßenböſchung ſtand ein kleines mageres Kind, ein Mädchen, mit großen erſchrocknen Augen und verzognem Munde. Eine geſtrickte rote Wollkapuze umrahmte das ſchmale erhitzte Geſicht, und ein buntes Umſchlagetuch, das ihr halb von den Schultern geglitten war, ſchleifte hinter ihr ein Stück am Boden.

Ach Gott, ſagte ſie, als ſie den Mann gewahrte, und rang nach Atem, komm ſchnell! und die Anſtrengung vom raſchen Lauf her gab dem Stimmchen einen ſonderbar ſchrillen Klang, komm ſchnell, ſchnell; es iſt einer rein!

Ins Eis?

Ja!

Mit einem Satze war der große Mann neben ihr auf dem Straßenrande.

Schnell, ſchnell! Die kleinen Hände griffen nach ſeiner Jacke.

Wer?

Bäumers Hans.

Und ſchon lief er durch den hohen Wald hin. Seine breiten Schultern ſtießen rechts und links kleine Äſte ab, weißer Reif ſtiebte nieder und berührte

mit kalten Flocken sein heißes Gesicht. In wenigen Sekunden erreichte er die große Schonung, die sich herabzog bis zum Moorteiche, dessen Eisfläche zwischen den bereiften Büschen friedlich in der Sonne glänzte. Mit mächtigen Sätzen übersprang er die kleinen Pflänzlinge und stand am Teich.

Die Kinder waren entflohn, doch ein paar kamen, als sie den großen Helfer sahen, zwischen den Bäumen wieder hervor und wollten ihn umringen. Unsanft stieß er sie zurück und trat herab auf das Eis des Randes, das bräunlich-weiß aussah und fest. Es trug ihn.

Ist er dort?

Er zeigte auf eine zackige offne Stelle.

Ja ja!

Er schob sich langsam heran.

Habt ihr 'n eben noch gesehen?

Ja, nein, vorhin ... nein, eben ... riefen sie durcheinander. Das Wasser in der offnen Stelle bewegte sich nicht. Das Eis unter seinen Füßen wurde bläulicher, dünner. Da legte er sich und drang kriechend weiter vor und kam nahe heran, wenn auch das Eis unter ihm schwankte und seufzte.

Hier hätt ich noch Grund, dachte er und versuchte, die Beine voran, sich vollends heranzuschieben.

Seht ihr ihn? rief er dabei nach dem Ufer.

Nein, ja, nein! und plötzlich tat sich die schrille Mädchenstimme unter den andern hervor: Dort unterm Eis ... Da ist was ... ich sehe was ... Ach Gott, mach doch schnell, schnell!

Da ließ er, mit dem Oberkörper flach liegend, die Beine von der Eisscholle herab ins Wasser hängen und fuhr heftig zusammen.

Als das Eiswasser über den Schuhen an seine warme schweißbedeckte Haut drang, traf es ihn schmerzhaft wie ein Peitschenhieb. Und plötzlich wußte er: Gehst du jetzt da rein, ganz in Schweiß, wie du bist, da rein bis an den Hals, dann bist du hin.

Und ein Etwas packte den starken Mann, schüttelte ihn über und über, und er zog den Fuß zurück.

Aber das Kind, das Kind! ... Vom Ufer drängte die aufgeregte scharfe Mädchenstimme: Mach doch, mach doch, es ist ja wieder weg, schon wieder weg!

Gehst du da rein, bist du hin, weiter dachte er nichts, empfand er nichts und zog den andern Fuß zurück, und das mit einer so jähen Bewegung, daß sich das Eis unter ihm krachend bog. Da schob er sich seitlings hin, zog die Beine an, unter denen schon das Eis versank, machte eine halb kriechende, halb springende Bewegung vorwärts, während sichs unter ihm prasselnd senkte, und erreichte das feste Randeis.

Als er ans Ufer trat, war sein Gesicht blaß, und seine hellen gutmütigen Augen blickten dunkel und hart. Als sich die kleine Rotmützige ihm entgegendrängte mit entsetzten Augen und zitternden Lippen und wieder ihr hastiges scharfes: Ach Gott, ach Gott! hervorstieß, fuhr er sie barsch an: Schrei nich so dumm. Es geht nich, Leute müssen her, und hastig wandte er sich und lief dem Dorfe zu. Dabei saß ihm das Gefühl der Todesangst noch immer in allen Gliedern und drückte ihm die Kehle zu, daß er nur mühsam atmete. Es war ihm aber, als schrie ihm einer zu: Es kommt um, das Kind, es kommt um!

Und in ihm schrie es dagegen: Da rein, das wär mein Tod! Und beide Gedanken jagten ihm mitten in der Hitze des Laufens Kälte durch alle Adern.

Eine Stunde später bewegte sich durch den stillen Wald ein dunkler Zug

dem Dorfe zu. Auf einem Brett unter einer Decke trugen sie zu zweit die stille Kindergestalt. Männer mit Stangen und Leitern folgten, und zur Seite ging, die Schürze vor den Augen, weinend die Mutter.

Sie war Witwe, die Besitzerin des kleinen Kramladens im Dorfe, der ihr und ihren zwei Kindern ein dürftiges Auskommen gegeben hatte; und nun brachten sie ihr den Jungen so! Den Jungen, der stark gewesen war und gesund ... Das fünfjährige Mädchen, das heulend an ihrem Rocke hing, war ein kränkliches Ding mit krummen Beinchen.

Unter den Männern ging auch Brandtner mit schweren Schritten und neben ihm seine Frau, die trotz ihrer Mittelgröße und kräftigem Bau neben ihm klein erschien. Sie war ein echtes Kind des Dorfes, hatte lebhafte, dunkle Augen im bräunlichen Gesicht, und das Haar, das sich unterm Kopftuch hervordrängte, war schwarz und kraus. Sie hatte sich dem Zuge erst eben angeschlossen und fragte nun mit erregtem Anteil nach dem Geschehenen.

Du hast ihn nicht mehr kriegen können?

Nein.

Die arme Bäumern, die hat nichts wie Elend! ... Hätten sie dich nur gleich geholt.

Haben sie ja, ist aber ein Stück Weg gewesen.

Und wie du kamst?

Sie wollte gern genaueres wissen und wandte ihm nun voll das Gesicht zu. Unter ihrem Blick wurde ihm heiß.

Ich konnte nich ran — es klang undeutlich.

War er schon unterm Eis?

Ja, und ich ... ich konnte nich ran.

Auch nich im Wasser?

Sie war ganz unbefangen. Ihn aber traf es, und er senkte den Kopf. Sie nahm es für ein Nicken. Sie wußte längst, mit Worten war er sparsam.

Ach Jesus, das arme Kind! nun lief es ihr feucht über die Backen, so elend umzukommen! Sie hatte doch selber Kinder, zwei tüchtige Jungen, was konnte denen nicht noch geschehen ...

Er sah finster vor sich hin. Alles, was die Frau sagte, traf ihn hart, und er hatte noch keine Zeit gehabt, mit sich ins reine zu kommen.

Als man endlich das Haus mit dem Lädchen erreichte — es stand ziemlich am Eingange des Dorfes, wo sich die bessern zweistöckigen Häuser um die kleine Kirche schließen —, atmete er auf, und sobald man das Kind hineingetragen hatte, und er die Fragen der Nachbarn noch ein paarmal mit seinem unbestimmten: Ich konnte nich ran, hatte beantworten müssen, sagte er zur Frau: Ich muß gehn.

Gleich? Komm doch mit, es ist bald Mittag, ich mach dir ne Suppe.

Ich habe noch Brot, und ich kann auch nich, sie warten mit dem Wagen am Kreuz.

Ach was, du siehst ja ganz elend aus. Nach so was kannst du dir auch mal was gönnen!

Ne, laß nur, ich brauche nichts. Adjüs!

Sie sah mit freundlich mitleidigem Blick dem großen Manne nach und dachte: Es geht ihm nah.

Brandtner ging an seine Arbeit, er fand den Wagen ein Stück straßaufwärts, und nachdem er dem zurückgekehrten Braun sein Wegbleiben erklärt und dessen erschrockne Fragen nach dem Unglück sehr knapp beantwortet hatte, griff er zu und half wie am Vormittage stetig und kräftig beim Verladen der Fichtenstämme.

Aber sein Gesicht blieb düster, und zwischen seinen hellen Augen stand eine scharfe Falte.

Er versuchte mit sich ins reine zu kommen. Aber grübeln war seine Sache nicht, und auf Ausreden, mit denen man sich wohl zu helfen sucht in solcher Not, verstand er sich nicht. Und zuerst in allen seinen Gedanken kam das Kind, immer das Kind.

Wäre er gleich ins Wasser gegangen ohne Besinnen, vielleicht lebte es noch. Daß es auch bei einem schnellern Entschlusse durchaus nicht sicher gewesen war, ob er es lebend heraus brächte, das wußte er gut, aber vielleicht ... und er hatte es nicht versucht.

Wie an einer Mauer stießen sich seine Gedanken wieder und wieder an diesem unbegreiflichen: Nicht versucht, und jedesmal schrillte die Stimme an seinem Ohre: Mach doch schnell, schnell, und er? ...

Heiß stieg es ihm ins Gesicht. Endlich aber arbeitete sich die Frage in ihm empor: Wie kam denn das? Er war doch gelaufen, was er konnte, vor Angst um das Kind, noch als er vorsichtig über die schwankende Eisdecke kroch, dachte er nichts als nur an das Kind, nicht an Einbrechen und Schaden leiden, nur an das Kind und dann ...

Was war es denn gewesen, das ihn da plötzlich anfiel, ihn packte und festhielt, daß er ganz steif wurde?

Nicht der Gedanke an Frau und Kinder, wie es nachträglich wohl scheinen wollte. Nein, er machte sich nichts vor. Todesangst, das wars. Das war das Unbekannte, Furchtbare gewesen, das ihn plötzlich überfiel, ihn, den sein Beruf und eigne Tollkühnheit schon so oft in Lagen gebracht hatte, wo er diese Furcht hätte lernen können.

Sie blieb ihm fern bis zu diesem Morgen.

Da, wider sein bestes Wollen, hatte sie ihn gepackt und zurückgerissen wie mit Fäusten, als sollte er da nicht hinein, als sollte er nicht.

... Das Kind hatte er haben wollen, nicht ihn! ...

Wer? wer hatte das Kind gewollt?

Da versagten Brandtners Gedanken völlig. Er, halb wars ihm der Moorteich mit seinem dunkeln bösen Wasser, der im Sommer durch eine grüne Pflanzendecke trog und im Winter durch weißes Eis, halb wars ihm mehr ein viel Furchtbareres, dem keiner trotzen konnte. Das hatte es so gewollt.

Damit kam etwas wie Ruhe in ihn, nicht die klare Ruhe, die befreit, mehr eine dumpfe Stille. Er grübelte nicht mehr. Es nützte ja nichts, sich feige zu schelten und gemein, es nützte nichts, sich herauszureden, es hatte so sein sollen, und er beugte sich unter der Schwere dessen, was ihm geschehen war, wie ein Tier, dem sein Herr einen ungerechten Schlag versetzt. Es weiß nicht, warum ihm so geschieht, es nimmt ihn hin.

Als es dämmerte und die Waldarbeit beendet war, übernahm er noch einen Botengang für Braun, in der Empfindung, das Versagen von heute morgen durch doppelte Anstrengung wettmachen zu müssen. So wurde es völlig Abend, ehe er sich auf den Heimweg machte. Die Sterne waren längst herauf, und ein feines weiches Licht wob um die weißen Kiefernkronen, als er auf der Landstraße dem Dorfe zuschritt. Hie und da war ein Fenster hell und mischte sein rötliches Leuchten mit dem blauen Schimmer der Winternacht.

Der Frost hatte noch zugenommen, und als Brandtner nun die Dorfstraße betrat und die blaugelben Glasscheiben der Wirtshauslaterne leuchten sah, dachte er, ein warmer Schluck möchte ihm gut tun, und lenkte nach dem Blauen Engel

hinüber. Unter der Tür auf der breiten Steinschwelle stand der Wirt und sah zu ihm hin.

'n Abend! rief Brandtner ihm zu.

Willst du rein? fragte der lange hagere Engelwirt zurück.

Ja, oder hast du was dagegen?

Ich ginge nicht, wenn ich du wär.

Der Holzfäller nahms für Scherz.

Du machst einen feinen Wirt, jagst dir die Kunden selber weg. Und er setzte den Fuß auf den Türstein.

Ne, im Ernst. Der Wirt rührte sich nicht aus der Türöffnung. Brandtner stutzte.

Was ist denn los da drin? Denn nun hörte er viele und erregte Männerstimmen herausklingen.

Sie streiten.

Ach ... Krakeel? Er zog den Fuß zurück. Nach so was stand ihm heute der Sinn nicht.

Das konntest du auch gleich sagen, Franz.

Der sah ihn so ein bißchen komisch an, und Brandtner ärgerte sich.

Du tust ja so hinterhältsch, wenn ich bloß wüßte, was du immer hast? Na, adjüs auch — und er ging weiter. Der Wirt gab den Gruß nicht zurück, und unwillkürlich wandte sich Brandtner noch einmal um, ob er wohl schon hineingegangen sei. Der lange Franz stand aber noch unter der Tür und sah ihm interessiert nach.

Heute is alles verquer! Und der müde Mann sehnte sich nach Hause und machte längere Schritte, bis er zu einer Reihe winziger Häuschen kam, den ältesten im Dorf, die unter ihren großen Dächern standen wie geduckt, und deren ganzes Mauerviereck nicht mehr umschloß als eine Stube zu ebner Erde und ein paar Kammern unterm Dach.

Das zweite in der Reihe bewohnte er. Schon stampfte er die drei Steinstufen hinauf, die von der hohlwegartigen Straße zur Tür führten, recht laut, daß die Frau ihn hören sollte. Er öffnete die äußere Tür, die in einen schmalen stockfinstern Flur führte, und tastete mit der Hand seitwärts nach der Stubentür, die er dann mit kräftigem Druck aufstieß.

Er hatte erwartet, Frau und Kinder um den weißgescheuerten Holztisch in der Mitte beim Abendbrot sitzen zu sehen. Doch in der Stube wars still. Nur die Frau saß in der Ecke drüben am Herd und schrak auf, als er hereintrat.

Wo hast du denn die Jungs?

Oben.

Schon?

Er ging zum Haken zwischen den beiden Fensterluken und hängte die Mütze an, und als er so der Frau den Rücken wandte, sagte sie: Ist das wahr, was Kändlers Lene sagt?

Kändlers Lene? wiederholte er und wußte erst gar nicht, wen sie meinte.

Da plötzlich tauchte ein Kindergesicht vor ihm auf mit altklugen Augen, mit Augen, die beobachteten und verstanden, und unruhig wandte er sich der Frau zu: Was hat sie gesagt?

Im ganzen Dorf erzählen sies rum, sie und die Kinder, du hättest den Hans noch kriegen können, du hättest dirs bloß nich getraut.

Also auch das noch.

Er ging zum Tisch, zog einen Stuhl heran und setzte sich schwerfällig. Sie hatte erwartet, er würde auffahren oder einfach lachen über das Kindergeschwätz, das dumme. Und nun? Er sagte nichts, und wie er dasaß!

Sie allein hatte den Kindern nicht geglaubt, sie allein im ganzen Dorf, das nur zu bereit gewesen war, ihrem starken, aufrechten Manne was anzuhängen. Aber wie er dort saß, vornübergelehnt, die Falte zwischen den Augen.

Ja is denn wirklich was dran? Ihre Stimme klang dumpf vor Erregung. Er schwieg noch immer, aber die Hand, die auf dem Tische lag, ballte sich zur Faust.

Ihr aber stiegs zu Herzen wie eine heiße Welle: Ist es denn wahr? und in ihre Augen kam ein harter Glanz; als du kamst, sagte sie, lebte es noch, das Kind . . .!

Ich weiß nich.

Was! Nich gewußt hast dus und bist nich rein ins Wasser, nich gewußt und . . . Sie sprang auf und griff ihn an der Schulter: So rede doch, rede! Hast du dirs wirklich nich getraut? . . . Herr Gott im Himmel! Ihre Stimme wurde schrill: Ja warum denn nich, warum nich?

Ich konnte nich.

Was soll denn das heißen? Das glaubt doch keiner! Als das große Wasser war im Sommer und dann beim Feuer in der Sägemühle, da warst du doch immer vorne weg und konntest alles . . . alles! Und jetzt . . . sie sagen, das Wasser war nich mal tief . . .

Ich wollte ja, ich war schon dichte ran, aber . . . aber dann . . ,

Ein gequälter Ausdruck trat in sein Gesicht, und seine Zunge fand die Worte nicht, ihr das Unbegreifliche zu sagen — Du konntest nich! Sie lachte grell. Aber zusehen, wie es umkam, das konntest du?

Da sprang er auf und stemmte die geballten Fäuste hart auf den Tisch.

Nimm deinen Mund in acht! es klang drohend — du weißt nicht, was du redst!

Aber was sie reden im Dorf, o, das weiß ich! Ganz genau haben sies erzählt. Erst zogst du ein Bein zurück und dann das andre . . . Das Wasser, sagen sie, war dir zu kalt!

Ja, ich war ganz in Schweiß.

Sie stutzte.

Vielleicht begriff sies nun, vielleicht kam sie zur Besinnung. Was nützte auch das Reden, und er ging an ihr vorüber der kleinen Holzstiege zu, die an der Hinterwand der Stube zu den Kammern hinaufführte.

Aber sie wollte und konnte sich nicht besinnen. Sie war rein außer sich. Die Kraft und Kühnheit ihres Mannes, das war ihr größter Stolz. Die Reden, die darüber gingen, machten ihr das ärmliche Dasein reich. Und nun? Sie schmähten ihn, sie lachten über ihn. Was hatte er getan? . . . Und wollte ihr nicht mal Rede stehn!

Was willst du? rief sie ihm nach.

Rauf.

Da lief sie auf die Stiege zu und stellte sich davor.

Zu den Kindern? Jetzt?

Was ist denn mit dir? Laß mich rauf.

Sie wich nicht, und ihre Augen brannten.

Läßt du mich rauf!

Nein nein . . . nicht zu den Kindern! Das möchtest du wohl, dir deine ansehen . . . Das andre, es ging dich ja nichts an, das andre, das konnte umkommen!

Sie hatte das letzte Wort nur halb heraus, da packte er sie an den Schultern . . .

Im selben Augenblick wurden auf der Straße Stimmen laut und Schritte.

Herr Gott, sie kommen. Die Frau sank ordentlich zusammen, wurde ganz blaß und mußte sich auf die Stufen setzen. Er ließ von ihr ab.

Wer?

Die Männer! flüsterte sie vor Angst. Sie sind im Wirtshaus zusammen, sie wollen sich an dich machen! Und beide lauschten mit verhaltnem Atem.

Die Schritte gingen vorüber. Und sie saß da und weinte.

Du mußt fort, sagte sie dann tonlos und stand auf, wenn sie kommen, nur ins Gesicht zu sehen brauchen sie dir, dann ... dann wissen sies — und sie lief ans Fenster und spähte auf die stille Straße hinaus, die Angst immer, die Angst ...

Vor den Männern? Er lachte rauh. Da sei ruhig. Die kommen nich, aber ... Er hielt inne, und ein trauriger Blick ging über die Gestalt am Fenster hin. Aber die Frauen ...

Sie zuckte zusammen. Du mußt fort, gleich! Aber wohin, wohin?

Müde ging sie zur Bank, setzte sich, und ihre Augen suchten ihn mit trüben Blicken, in denen so deutlich zu lesen stand: Warum das alles, warum? ... Er sah ihre schwere Angst und Verwirrung, es tat ihm weh, und er konnte ihr doch nicht helfen, denn für das, was heute über ihn gekommen war, fand er die Worte nicht.

Eine Weile ging er in dem kleinen Raum hin und her, und seine Schritte dröhnten wie Hammerschläge durch die Stille der Stube.

Heute abend, sagte er dann, gehe ich zu Braun rüber ins Forsthaus, und dann ... Der Oberförster hat was geredet von Arbeiternachfrage im Böhmischen drüben beim Grafen ... Da geh ich morgen über die Grenze, ja. Er sah nach ihr hin, als wartete er auf ein Wort. Sie hatte die Schürze vor die Augen genommen und schwieg.

Er zahlt gut, sagen sie, ich schicke dirs mit Paulik alle Sonnabend aufm Stellwagen, ja.

Wieder eine Pause, dann langte er nach der Mütze.

Mein Zeug kannste bis morgen rüberschicken ... und adjüs auch!

Ohne sie anzusehen ging er nach der Tür und hatte schon die Klinke in der Hand. Da hörte er ihre leise Stimme hinter sich: Willst du nich raufgehn, Fritz ... zu den Jungs?

In seinen Augen glänzte es auf. Er kehrte um und stellte sich zu ihr und legte ihr die große Hand sacht aufs Haar.

Nein, heute nich, du hast recht, heute geh ich nich. Sie senkte den Kopf tiefer herab, und er fühlte, daß sie weinte.

Aber wenn ich drüben ankomme, und sie hören hier nich auf zu reden, dann laß ich dirs rüber sagen mit Paulik, und dann kommst du, was? ... mit den Jungs, was?

Und sie nickte.

Da wußte er, sie hielt zu ihm, sie trugs mit ihm, was gingen ihn die andern an! Und mit seinem alten festen Schritte ging er zur Tür und trat hinaus in die helle Nacht.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 24. Mai 1909

(Kaiser und Reichskanzler. Die Vertagung des Reichstags. Die Idee eines Mantelgesetzes zur Reichsfinanzreform. Neue Vorschläge der Konservativen. Die preußischen Besoldungsvorlagen. Die Beilegung des Zwischenfalls von Casablanca. Gespensterseherei in England.)

Der Kaiser ist von seiner Reise zurückgekehrt und hat in der vorigen Woche in Wiesbaden den Vortrag des Reichskanzlers entgegengenommen. Was dort zur Sprache gekommen ist, gehört selbstverständlich nicht vor die Öffentlichkeit. Wohl aber kann mit Fug und Recht auch nach außen hin festgestellt werden, daß der Kaiser dem Reichskanzler vollauf Beweise des Einverständnisses und des Vertrauens gegeben hat. Die Gebärdenspäher, die gar zu gern das Gegenteil festgestellt hätten, kamen ganz und gar nicht auf ihre Rechnung. Und da sich gerade diese Spezies von Menschen bei der Schwierigkeit der Lage wieder besonders breit macht, ist es gewiß nicht überflüssig, diese Beziehungen zwischen Kaiser und Kanzler gebührend zu betonen.

An demselben Tage, als Fürst Bülow dem Kaiser Vortrag hielt, vertagte der Reichstag — in Übereinstimmung mit den Ergebnissen der Besprechung, die zwischen dem Kanzler und dem Reichstagspräsidenten in der Woche vorher stattgefunden hatte — seine Plenarsitzungen bis nach Pfingsten, während beschlossen wurde, daß die Finanzkommission ihre Beratungen fortsetzen solle. Erst am 15. Juni soll der Reichstag wieder zusammentreten, um dann — so hofft man — in rascher energischer Arbeit die inzwischen von den verbündeten Regierungen vorgeschlagnen „Ersatzsteuern" zu beraten und die Reichsfinanzreform glücklich unter Dach zu bringen. Man wird sich freilich zunächst mit einer guten Portion Optimismus wappnen müssen, wenn man sich in dieses Programm finden soll. Bis jetzt deutet noch nichts darauf hin, daß die Kommission dem Standpunkte, von dem aus allein die Reform zu machen ist, auch nur einigermaßen nahegekommen ist. An schönen Worten, daß die Sache unter allen Umständen gemacht werden müsse, fehlt es ja natürlich nicht. Aber bis jetzt deutet noch nichts auf eine allgemeine grundsätzliche Verständigung zwischen den Parteien hin; einstweilen will noch jede Partei möglichst viel von ihrem Sonderprogramm durchdrücken, und deshalb bleiben die Ergebnisse der Arbeit so kläglich und kümmerlich wie nur möglich. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Kommission nach der bisherigen Methode weiterarbeitet, so muß man eigentlich damit rechnen, daß sie mit den „Ersatzsteuern", die nun demnächst vorgeschlagen werden sollen, nicht anders verfährt, als es mit den ursprünglichen Vorlagen der Regierung geschehen ist, das heißt, daß aus dieser parteipolitischen Walkmühle wieder nur wenig mehr als die Hälfte der gewünschten Lieferung hervorgeht. Dann kann die Regierung so liebenswürdig sein, wieder einen neuen Satz „Ersatzsteuern" vorzuschlagen, an dem die Parteien das anmutige Spiel zum drittenmal von vorn beginnen können. Aber auch wenn man solche Möglichkeiten gar nicht einmal in Betracht zieht, muß man doch sagen, daß der Weg, der noch bis zur Verabschiedung der Reichsfinanzreform zurückzulegen ist, ohnehin weit genug ist. Und deshalb erscheint der Termin für den Wiederzusammentritt des Reichstags reichlich spät. Aber es ist vielleicht richtiger und besser, diese und ähnliche Bedenken jetzt zurückzustellen und sich trotz allen übeln Erfahrungen zu einem gewissen Optimismus zu zwingen. Und es ist wenigstens ein kleines Anzeichen da, daß dieser Optimismus eine gewisse

Berechtigung erhalten kann, einstweilen nur ein heller Punkt am Horizont, der aber doch an die Möglichkeit erinnert, daß wir einmal wieder blauen Himmel haben können.

Es ist nämlich nun doch davon die Rede, daß sich die Regierung vielleicht zur Einbringung eines sogenannten „Mantelgesetzes" entschließt, und daß die Parteien dafür zu gewinnen sind. Ein zusammenfassendes Gesetz, das für die Durchführung der in den einzelnen Vorlagen zu behandelnden Finanzreform eine gesetzliche Bindung schafft, würde gegenwärtig als Grundlage für die endliche Vermittlung der Gegensätze von großem Wert sein. Von vielen Seiten wurde es schon von Anfang an für einen Fehler gehalten, daß die Regierung auf ein solches Mantelgesetz verzichtet hatte, um dem Reichstag größere Bewegungsfreiheit zu lassen, wenn er sich wirklich imstande zeigte, im einzelnen andre und bessere Wege einzuschlagen. Diese vorausschauende Würdigung der Schwierigkeiten konnte unter Umständen von Nutzen sein, es hat sich aber gezeigt, daß damit doch zugleich eine Überschätzung des Reichstags verbunden war. Die Konservativen, die unter keinen Umständen die Besitzsteuer bewilligen wollen, die sich bisher als die für das Reich allein mögliche erwiesen hat, nehmen, da sie doch den Vorwurf des möglichen Scheiterns der Reichsfinanzreform von sich abwenden möchten, mehr und mehr ihre Zuflucht zu dem Gedanken, daß die Reichsfinanzreform durch Bewilligung geeigneter Teilvorlagen mit Hilfe wechselnder Mehrheiten gemacht werden müsse. Das klingt sehr harmlos und verständig. Zunächst muß ja jedem Menschen einleuchten, was in der agrarisch-konservativen Presse auseinandergesetzt wird: die Hauptsache sei ja doch, daß das Reich zu seinem Gelde komme; wenn nun wirklich 500 Millionen neuer Steuern bewilligt würden — was schade es da, wenn hier 80 Millionen mit Hilfe der Blockparteien, dort 100 Millionen mit Hilfe der Konservativen und des Zentrums, andre 100 Millionen vielleicht durch Zentrum und Liberale beschafft würden. Das bedeute doch durchaus nicht eine Wiederkehr der Zentrumsherrschaft.

Das ist, wie gesagt, überaus einfach und einleuchtend. Nur schade, daß es eben nur theoretisch richtig, praktisch unmöglich ist. Denn wenn überhaupt erst einmal der Grundsatz aufgestellt wird, daß die Ansichten der Parteien losgelöst von den Rücksichten auf die Besonderheit der Gesamtlage bei einer Frage von so großer nationaler Bedeutung gelten sollen, daß also jede Partei für sich ihren Weg geht und die einzelnen Teile des Reformplans nur nach der Maßgabe bewilligt werden, wie sie in die einzelnen Parteiprogramme hineinpassen — dann fällt ganz selbstverständlich für die liberalen Parteien jede Verpflichtung weg, Erhöhungen der Verbrauchssteuern zu bewilligen. Jeder, dem es möglich ist, sich auch nur einen Augenblick von seiner zufälligen persönlichen Meinung auf einen Standpunkt über den Parteien zu erheben, muß doch ehrlicherweise sagen: Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Warum dürfen die Konservativen das angebliche Opfer des Intellekts, das ihnen mit der Zustimmung zur Erbanfallsteuer zugemutet wird, unter Hinweis auf ihre Parteiprinzipien zurückweisen, und warum dürfen sich die Liberalen nicht den gleichen Hinweis auf ihre Parteiprinzipien gestatten, die sie bekanntlich zu Gegnern der Verbrauchssteuern überhaupt machen? Wird also der von den Konservativen empfohlne Grundsatz angenommen, dann ist logischerweise auf die Mitwirkung der Liberalen bei der Bewilligung der Verbrauchssteuern in der geforderten Höhe überhaupt nicht mehr zu rechnen. Die angeblich „wechselnde" Mehrheit, mit der dann die Reichsfinanzreform gemacht werden sollte, würde also in Wirklichkeit keine wechselnde sein können, sondern eine sehr feste; die Konservativen würden dann mit Zentrum und Polen die Sache allein machen. Kann man nun wirklich glauben, daß eine so zusammengesetzte Mehrheit bei der größten Aufgabe, die seit der Gründung des Reichs an den Reichstag herangetreten ist,

der Regierung ihre Mitwirkung leihen würde, um nach vollbrachtem Werk ruhig auseinanderzugehn und sich von andern ausschalten und majorisieren zu lassen? Ist das wirklich von Zentrum und Polen zu erwarten? Man kann es sich ersparen, die Antwort auf diese Frage auszusprechen. Daß die Durchführung der Reichsfinanzreform nach den Wünschen der vereinigten Konservativen, Klerikalen und Polen einfach die Wiederherstellung der Verhältnisse vor der letzten Reichstagsauflösung bedeuten würde, kann keinem Zweifel unterliegen. Man mag im einzelnen die letzten Reichstagswahlen beurteilen, wie man will, jedenfalls bekundeten sie den deutlichen Willen des deutschen Volkes, den parlamentarischen Zuständen, wie sie vor dem 13. Dezember 1906 bestanden, ein Ende zu machen. Wenn nun derselbe Reichstag, der unter diesem Zeichen gewählt ist, freiwillig zu der alten Parteikonstellation zurückkehrt, so ist das eigentlich das schlimmste Armutszeugnis und die ärgste Bankerotterklärung vor den Wählern, die sich eine parlamentarische Körperschaft leisten kann, und man wird nicht verlangen und erwarten können, daß der urteilsfähige Teil der nationalen Wählerschaft das gleichmütig erträgt. Er wird mindestens das Kind beim rechten Namen nennen und den Befürwortern der „wechselnden Mehrheiten“ die Maske der Harmlosigkeit vom Gesicht reißen müssen.

Das sind allgemeinpolitische Erwägungen, die mit den Gründen, die für die Haltung der verbündeten Regierungen und die Stellung des Fürsten Bülow in Betracht kommen, zunächst gar nichts zu tun haben. Es ist durchaus unrichtig, daß Fürst Bülow und die verbündeten Regierungen brauchbare Vorschläge zurückgewiesen haben, weil sie darauf versessen sind, die Reichsfinanzreform nur mit dem Block zu machen. Sie sind im Gegenteil auf jeden Vorschlag eingegangen und haben sie nur soweit abgelehnt, als sie nach ihrer sachlichen Überzeugung und nach dem Ergebnis sachlicher Prüfung tatsächlich nicht brauchbar waren. Daß daran festgehalten wird, von dem ursprünglichen, sorgfältig durchdachten, nach allen Richtungen hin geprüften Programm, über das noch keine einzige wirklich endgiltige Entscheidung des Reichstags gefallen ist, möglichst viel durchzusetzen, ist doch wohl selbstverständlich. Dieses Programm ist aber nur durch Verständigung zwischen Konservativen und Liberalen durchzuführen, und aus diesem rein sachlichen Grunde, nicht aus Eigensinn oder bloßem Vergnügen an der Aufrechterhaltung des Blocks, ist die Regierung bestrebt, die Möglichkeit dieser Verständigung aufrechtzuerhalten. Gar nicht zu leugnen ist, daß das sehr schwierig geworden ist. Nach wie vor weisen die Konservativen darauf hin, daß die Liberalen von den 400 Millionen Verbrauchssteuern, die sie zu bewilligen bereit waren, bis jetzt so gut wie nichts bewilligt haben. Selbst das wenige, was die Kommission bisher bewilligt hat, ist zum guten Teil gegen die Stimmen der Liberalen beschlossen worden. Die Liberalen aber machen diese Bewilligung davon abhängig, daß 100 Millionen wirklicher Besitzsteuern vorher sichergestellt werden müssen. Wir haben schon in der letzten Besprechung der Lage erwähnt, wie schwer bei der Eigentümlichkeit der Verhältnisse die Vermittlung ist. Ein Mantelgesetz bietet vielleicht die Möglichkeit dazu. Es gibt die Sicherheit, die ein Kompromiß allein nicht geben kann. Auf dieser Grundlage läßt sich vielleicht doch eine Kompensation der beiderseitigen Opfer und Zugeständnisse erreichen. Erweist es sich als möglich, daß auf diesem Wege 400 Millionen durch Verbrauchssteuern gedeckt werden, ohne daß die liberalen Parteien zu fürchten brauchen, in der Frage der Besitzsteuern enttäuscht oder betrogen zu werden, dann ist die Lage überhaupt sehr viel klarer. Dann können auch die Konservativen der Frage nicht mehr ausweichen, ob sie die Reform scheitern lassen wollen oder nicht.

Die Finanzkommission hat jetzt die erste Lesung beendet und bietet jetzt auf Grund ihrer Beschlüsse dem Plenum 160 Millionen weniger, als notwendigerweise

beschafft werden müssen. Daß es so nicht bleiben kann, ist klar. Nun muß zunächst in der zweiten Lesung versucht werden, etwas halbwegs vernünftiges zustande zu bringen. Sofort nach Pfingsten sollen dann auch die neuen Vorschläge der verbündeten Regierungen vorgelegt werden. Einstweilen ist wieder ein neuer Vorschlag der Konservativen gemacht worden, der die Erbanfallsteuer unnötig machen soll. Dieser Antrag Richthofen ist in der Kommission bereits angenommen worden; er schlägt eine Umsatzsteuer auf Immobilien und Wertpapiere vor. Gewiß wird dieser Antrag noch von der Regierung eingehend geprüft werden, obwohl schon jetzt sehr gewichtige Bedenken dagegen geltend gemacht worden sind. Immerhin ist es ja denkbar, daß diese Schwierigkeiten gemildert oder überwunden werden und irgendein brauchbarer Gedanke übrigbleibt, der in dem großen Problem noch eine geeignete Stelle finden kann. Vorläufig aber besteht das Hauptbedenken, daß dieser Vorschlag keinesfalls die Stelle einnehmen kann, die in dem Reformprogramm den Besitzsteuern zugewiesen ist. Denn als „Besitzsteuer" trägt der Antrag ein falsches Etikett; eine Besitzsteuer in dem Sinne, wie dieser Begriff in den Regierungsvorlagen und auch noch in dem Kompromiß verstanden wird, ist die Umsatzsteuer nicht. Sie ist es nur insofern, als sich bei ihrer Einführung der Hauptertrag natürlich aus den größern Vermögen ergeben würde. Aber mit demselben Recht könnte man die Schaumweinsteuer nicht unter die Verbrauchssteuern, sondern unter die Besitzsteuern rechnen; denn der Bettler trinkt allerdings keinen Champagner. Bei einer Umsatzsteuer werden die größern Vermögen nicht als solche getroffen; ebenso wie dabei die kleinen Vermögen als solche geschont werden. Der kleine Kapitalist kann dabei verhältnismäßig schärfer herangezogen werden als mancher wohlhabende Mann. Das widerspricht gerade dem, was durch die Besitzsteuern grundsätzlich erreicht werden soll, und was ihnen nach liberaler Anschauung den Charakter eines notwendigen Gegengewichts gegen die Hinaufschraubung der Verbrauchsabgaben verleiht. Es ist also ziemlich ausgeschlossen, daß die Liberalen die von den Konservativen übernommene Verpflichtung auf 100 Millionen Besitzsteuern durch diesen Vorschlag als eingelöst ansehen werden. Ihrer Wirkung nach würde eine Umsatzsteuer entschieden nicht unter die Besitzsteuern, sondern unter die Verkehrssteuern zu rechnen sein, ebenso wie die geplante und jetzt fallen gelassene Inseratensteuer nicht — wie von Unkundigen geglaubt wurde — eine Verbrauchssteuer, sondern eine Verkehrssteuer geworden wäre. Es ist aber nicht anzunehmen, daß eine Reichsfinanzreform zustandekommt, in der statt der Besitzsteuern eine Verkehrssteuer untergeschoben wird.

Die Finanzkommission hat jetzt infolge der Konflikte, die in ihrem Schoß vor kurzem ausgebrochen waren, und die den Abgeordneten Dr. Paasche zur Niederlegung des Vorsitzes veranlaßten, einen neuen Vorsitzenden in der Person des konservativen Abgeordneten Freiherrn v. Richthofen-Damsdorf erhalten. Der neue Leiter der Verhandlungen darf für seine Person das volle Vertrauen aller Parteien beanspruchen, so entschieden er auch die besondern Anschauungen seiner Fraktion vertreten mag. Denn bei aller Entschiedenheit vertritt er sie stets geschickt und maßvoll, und so wird es ihm hoffentlich gelingen, manchen Gegensatz zu überbrücken, der bei der Konfliktstimmung der letzten Wochen leicht verhängnisvoll werden könnte.

Als eine gute Vorbedeutung möchte man es gern nehmen, daß im Königreich Preußen die Besoldungsvorlagen endlich glücklich durch die Klippen hindurchgesteuert worden sind. Wie gelegentlich hier schon erwähnt wurde, schien ein Konflikt zwischen Herrenhaus und Abgeordnetenhaus zu drohen, da das Herrenhaus abweichende Beschlüsse gefaßt hatte und die Vorlagen noch einmal an das Abgeordnetenhaus zurückgehen mußten. Hier wurden zwar einige Abänderungen getroffen, im wesentlichen aber die frühern Beschlüsse aufrecht erhalten. Jetzt hat

das Herrenhaus die Vorlage in der Fassung des andern Hauses angenommen. Niemand wird deshalb das preußische Herrenhaus des „Umfalls“ oder mangelnder Überzeugungstreue beschuldigen, vielmehr die Staatsweisheit anerkennen, die zwar der eignen Meinung entschieden Ausdruck gibt und die strengste Prüfung aller Momente, die für das letzte Urteil in Betracht kommen, herbeizuführen versteht, das entscheidende Wort aber von der Würdigung der Bedürfnisse des Staats in seiner Gesamtheit und von der praktischen Notwendigkeit abhängig macht. Ob wir wohl im Reichstage auch dahin kommen können?

Das im Haag tagende Schiedsgericht hat dieser Tage seinen Spruch in der Angelegenheit des bekannten Casablanca-Zwischenfalls gefällt. Der Spruch gibt beiden Teilen Recht und Unrecht, wie man es nehmen will. Er hebt auf beiden Seiten die Punkte hervor, in denen Fehler gemacht worden sind, und zwar so, daß wohl keinem Beteiligten damit etwas neues gesagt wird. Aber es ist wertvoll, daß das, was sich die beiden Streitenden gegenseitig gesagt haben, ihnen jetzt von einem unbefangnen Dritten gesagt wird, denn dadurch wird der gegenseitigen Entschuldigung jeder Stachel genommen. Im übrigen empfindet man in Deutschland und Frankreich nur Befriedigung darüber, daß die Sache aus der Welt geschafft ist. Der Fall hatte seine Bedeutung durch die politischen Nebenumstände erhalten, unter denen er sich ereignet hatte. Diese aber gehören infolge des Marokko-Abkommens längst einer vergangnen Zeit an. Der Zwischenfall in Casablanca war noch ein Überbleibsel aus einer Periode, die heute gern vergessen sein will. So geht man denn in Deutschland und in Frankreich jetzt schnell darüber zur Tagesordnung über und vereinigt alle Betrachtungen in der Befriedigung, daß ein Zwischenfall beigelegt worden ist, der noch nicht lange Zeit vorher geeignet gewesen wäre, zwei große Nationen in einen schweren Konflikt hineinzutreiben.

In England sind jetzt Vorfälle aufgeklärt worden, die zu den seltsamsten Blüten der jetzt dort herrschenden Invasionsfurcht gezählt werden müssen. Als harmlose Geschäftsreklame einer englischen Firma haben sich alle die geheimnisvollen fremden Luftschiffe entpuppt, die nächtlicherweile über dem glücklichen Eiland Albion zu sehen waren und den friedlichen Bewohnern Angst und Schrecken eingejagt haben. Seit die gespenstischen Luftschiffe die Phantasie der Engländer in Bewegung gesetzt haben, glauben sie sich, wie es scheint, überall von deutschen Spionen umgeben; der Rekord der schönen und trefflichen Scheherazade ist längst überboten. Seit wir Deutschen voll Staunen über unser eignes Genie via England erfahren haben, daß wir unter der Nordsee hindurch einen Tunnel nach Harwich graben, seit wir wissen, daß bereits Teile der deutschen Armee und ganze Waffenlager heimlich in England stationiert sind, seitdem sind wir auf dem Standpunkte des horazischen nil admirari angelangt. Wir wundern uns nun über gar nichts mehr und empfehlen jedem rechtschaffnen Engländer, täglich vor dem Zubettgehn auch ja noch einmal den Rauchfang seines Kamins zu revidieren, ob nicht unversehens ein deutsches Armeekorps hineingeflogen ist, während der Hausherr ahnungslos seine Zeitung liest. Das englische Volk wird uns immer als nüchtern, furchtlos, ja als beinahe mustergiltig in der Anwendung des gesunden Menschenverstandes geschildert. Darum sind die meisten überrascht über die neusten Symptome einer Massenpsychose jenseits des Kanals, die von gesundem Verstand kaum noch etwas ahnen läßt. Auch Berichte deutscher Korrespondenten aus England finden dies alles „ganz unenglisch“ und meinen, es müsse wohl eine große Veränderung im Volkscharakter vor sich gegangen sein. So ganz „unenglisch“ vermögen wir nun freilich die erwähnten Erscheinungen nicht zu finden. Sie hängen zusammen mit der Vorliebe des Angelsachsen für das Groteske und Exzentrische. Sowie in England und Amerika auf dem Theater einerseits das Schauer- und Sensationsdrama, andrerseits die klown-

mäßige Posse die ernstere und feinere Kunst fast an die Wand drückt, wie im gesellschaftlichen Leben die Mode und der Snobismus leicht über die Stränge schlägt, wie im Geschäftsleben die Reklame abenteuerlichere Formen annimmt als irgendwo anders, wie sogar im religiös-kirchlichen Leben die sensationelle Mache manche in ihrem Kern edle und vortreffliche Bestrebung decken muß — man denke an den Methodismus und die Heilsarmee! —, so scheut der Brite nie und nirgends die lächerliche Form, wenn er die Aufmerksamkeit einer im ganzen schwerfälligen und geistig ungelenken, wenn auch keineswegs unintelligenten Masse in eine bestimmte Richtung lenken will. Der Engländer ist nicht furchtsam, am wenigsten in dem Sinne, wie wir es aus den Berichten über den „Fliegenden Holländer der Luft" vielleicht herauslesen könnten. Von tausend Engländern lächeln sicher neunhundertneunundneunzig über diese Verrücktheiten. Aber sie verstehn schmunzelnd, was die Verbreiter dieser Gespenstergeschichten meinen und wollen, und freuen sich verständnisvoll über die zwar kuriose, aber den Volksgeschmack treffende Art, die öffentliche Meinung aufzupeitschen und für eine im Hintergrunde stehende ernste Sache hellhörig zu machen. Und da sollten wir meinen, daß wir gerade um dieser hirnverbrannten Phantasien willen die ernste Seite der Sache nicht übersehen dürfen. Es wäre zu wünschen, daß sich die besonnenen Leute in England selbst noch energischer, als es bisher schon hier und da erfreulicherweise geschehen ist, dem frevelhaften Spiele widersetzen, das darauf ausgeht, in sinnloser Kurzsichtigkeit zwei große Völker gegeneinanderzuhetzen.

Aus dem Wirtschaftsleben

21. Mai 1909

(Prozeß Friedberg. — Verleitung zur Spekulation.)

Im Prozeß gegen den Bankier Siegmund Friedberg ist vor wenigen Tagen das Urteil gefällt worden. Der Prozeß hat gezeigt, daß unsre Gesetzgebung gegen das Treiben der Inhaber von sogenannten bucket shops keinen Schutz bietet. Der Staatsanwalt hat allerdings Revision gegen das Urteil eingelegt, um vielleicht doch noch eine Sühne für den Aktienbetrug, die Depotvergehn u. a. m. herbeizuführen, doch hat, gleichgiltig, wie der Spruch des Reichsgerichts auch ausfallen mag, schon das Urteil der ersten Instanz bewiesen, daß das Gesetz unklar ist und offenbar nicht ausreicht, um dem gemeingefährlichen Treiben der Friedberg und Genossen zu steuern.

Das Prinzip der bucket shops besteht darin, daß sie die Kaufgeschäfte „in sich" machen, das heißt, sie machen von dem ihnen gesetzlich zustehenden Selbsteintrittsrecht des Kommissionärs Gebrauch, treten selbst als Verkäufer auf und berechnen die Effekten zum Tageskurse, ohne jedoch die Papiere an der Börse zu kaufen. Den Kunden werden nur solche Papiere zum Ankauf empfohlen, die voraussichtlich in der nächsten Zeit etwas, doch nicht über eine gewisse Grenze hinaus, steigen werden. Auf diese Papiere wird ein gewisser Prozentsatz, etwa zehn Prozent, als Anzahlung, Deckung, eingefordert. Hierin liegt das Verlockende für den Kunden: mit tausend Mark kann er zehntausend Mark Effekten kaufen. Sobald nun ein Kursrückgang eintritt, wird die Deckung als verloren erklärt und neue Deckung eingefordert, die der Kunde auch meist leistet in der Hoffnung, das Verlorne wieder einzuholen. Der Bankier hat jedoch die Papiere gar nicht gekauft, einen Verlust gar nicht erlitten, dagegen hat er die Deckung als mühelosen Gewinn eingestrichen.

Werden vom Kunden Papiere zum Verkauf aufgegeben, so berechnet sie der Winkelbankier sofort, verkauft sie aber nicht, wenn sie voraussichtlich bald steigen werden, sodaß er also kurze Zeit später mit Gewinn für sich verkaufen kann. Der

gewissenhafte Bankier würde in solchem Falle dem schlecht unterrichteten Kunden raten, mit dem Verkauf noch zu warten. Anders der Winkelbankier.

In dessen Interesse liegt es also in jedem Falle, daß der Kunde möglichst schlecht unterrichtet ist. Er sucht sich deshalb seine Kunden in Kreisen, die gewöhnlich vom Wertpapierhandel und der Kapitalanlage nichts verstehn. „Ein großes Kontingent, schreibt J. Wiener im Tag vom 11. Februar vorigen Jahres, stellen gerade Elemente aus der Elite unsrer Bevölkerung, Landwirte, Beamte und Offiziere (wir möchten noch als häufigste Opfer hinzufügen Geistliche, alleinstehende Damen, kleine Rentner). Wirtschaftliche und finanzielle Fragen, soweit sie für die Vermögensverwaltung von Bedeutung sind, pflegen ihnen nach der Erziehung, die sie genossen haben, zumeist fernzuliegen. Dazu kommt ein andres Moment, das an sich mehr gesellschaftlicher Natur ist. Offen im Verkehr mit einem Bankier zu stehn, und wäre er auch der vornehmste und angesehenste, gilt für manchen aus den eben bezeichneten Kreisen nicht als standesgemäß. Dafür wissen dann Schwindelfirmen auf Schleichwegen an sie heranzukommen." Die Entstehung der bucket shops ist geradezu auf die Unkenntnis weiter Kreise zurückzuführen, „auf die dem Fachmanne wohlbekannte Tatsache, daß der größte Teil der an der Börse gewagten Kapitalien verloren geht. Wer daraus Vorteil zieht, sind gewöhnlich professionelle Spekulanten oder solche Leute, die mit gewissen Unternehmen enge Fühlung haben und vorzeitige Kenntnis von Ereignissen erhalten, die auf die Kursbewegung an der Börse von Einfluß sind." *)

Da der Winkelbankier ein Interesse an mangelhaft unterrichteten Kunden hat, so ergibt sich notwendig, daß er selbst die Kunden, die ihn um Rat fragen, oder denen er seinen Rat aufdrängt, falsch beraten muß. Durch einen guten Rat würde er sich schädigen und seine Existenz gefährden.

Die Winkelbankiers pflegen denn auch mit ihrem Rat nicht zurückzuhalten. Ihr besondrer Kundenkreis muß auch durch besondre Mittel herangelockt werden. Die bucket shops ziehen die Kunden entweder durch hochbezahlte Agenten, die im Lande umherreisen, heran oder durch Inserate, oder sie bearbeiten das Publikum mit Zirkularen, Briefen, Depeschen, schließlich aber durch eine eigne Zeitung, die meist schon durch den Titel, der dem Namen angesehener Fachorgane stark ähnelt, irrezuführen suchen. Übliche Namen sind: Internationale Finanzchronik, Finanztelegraph, der finanzielle Ratgeber, die Information, der Effektenmarkt, internationale Kapitalsrevue, der Kapitalist u. dgl. m.

Meist werden alle diese Mittel zum Kundenfang gleichzeitig angewandt. Auch Friedberg bediente sich aller, doch nimmt er insofern eine Sonderstellung ein, als es ihm gelang, sich in seiner Zeitung, dem Ratgeber auf dem Kapitalmarkt, ein Blatt zu schaffen, das in Fachkreisen großes Ansehen genoß. Charakteristisch hierfür ist das Urteil eines handelstechnischen Fachgelehrten, der den Ratgeber folgendermaßen kritisierte: „Leider betreibt die Firma Friedberg nicht nur reine Kommissionsgeschäfte. Daß der Ratgeber gelegentlich seinem Publikum inoffiziell mit Zirkularen dient, die entgegen seinem offiziellen Prinzip Empfehlung bestimmter Wertpapiere enthalten, will ich ihm nicht schlecht anrechnen, solange darin kein Mißbrauch liegt. Was mir aber nicht gefallen hat, das ist der Versuch der Firma Friedberg, mit Hilfe von Zirkularen, die an den Ratgeberleser geschickt wurden, ein bißchen Emission unter der Hand zu treiben." „Hier liegt also eine gewisse Gefahr, daß nämlich der Ratgeber den Lesern gegenüber über den Informationsdienst hinausgeht und dabei nicht lediglich Vermittlertätigkeit anbietet. Im übrigen aber ist der Ratgeber ein vorzügliches Organ für denjenigen, der in der Finanzwelt

*) O. M. Wittstock, Die Londoner Fondsbörse. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn.

Neuling ist." „Wir können hier der Politik des Nichtanerkennenwollens nicht dienen, müssen ihr sogar nachdrücklich entgegenwirken. Aus dieser Pflicht heraus muß ich sagen, daß der Ratgeber inhaltlich zu unsern besten Finanzblättern gehört." (!)

Dieses Urteil ist zum Teil richtig. Der redaktionelle Teil des Ratgebers war gut, und besonders die Leitartikel, als deren Verfasser sich Lansburgh, der Herausgeber der Bank, für eine Reihe von Jahren bekannt hat, sind in Fachkreisen immer mit größtem Interesse gelesen worden. Daß es aber Friedberg gelungen ist, als gutgläubige Mitarbeiter hervorragende Kräfte zu gewinnen, das war es ja, was das Unheil im Falle Friedberg so sehr vergrößerte. Die gute Qualität des redaktionellen Teils verschaffte dem Ratgeber einen Leserkreis, wie ihn gleich groß ein Blatt dieser Art selten gehabt haben dürfte.

Die notwendige Konsequenz wäre gewesen, daß die Handelspresse vor dem Ratgeber doppelt laut hätte warnen müssen. Dennoch haben wohl nur die Frankfurter Zeitung und der Berliner Aktionär rechtzeitig und hartnäckig gewarnt und in einzig richtiger Weise prinzipiell die Ratgeberpresse bekämpft. Hierin besteht der wirksamste und einzige Schutz, den die Handelspresse dem Publikum gegen die Winkelbankiers bieten kann, indem sie immer wieder betont, daß jede Verbindung von Bankgeschäft und Journalismus Gefahren in sich birgt; die Gefährlichkeit dieser Verbindung nimmt zu, je besser das Animierblatt ist.

Der Fall Friedberg steht durchaus nicht vereinzelt da. Seit Jahren ist die angesehene deutsche Tagespresse immer wieder genötigt gewesen, vor neuen Schwindelfirmen zu warnen. Einer der gefährlichsten Schwindler dieser Art war Hugo Löwy, der Ende der achtziger Jahre in Berlin in der Friedrichstraße ein Bankgeschäft gründete und innerhalb kurzer Zeit fünf Depositenkassen errichtete. Da seine Geschäftsführung in der gewerbsmäßigen Veruntreuung von Depots bestand, wanderte er im Jahre 1893 auf fünf Jahre ins Zuchthaus. Kaum aus diesem entlassen übernahm er das Berliner Finanz- und Handelsblatt, gründete eine Bankabteilung desselben und fing für diese durch einen umfangreichen Briefkasten von neuem unerfahrne Kunden ein. Als ihm der Boden zu heiß wurde, verschwand er nach London, von wo aus der steckbrieflich verfolgte Zuchthäusler sein unheilvolles Treiben leider mit bestem Erfolg fortsetzte. Anfangs arbeitete er durch Vermittlung der London and Paris Exchange L^ed, später der Financial and Commercial Bank in London.

Ein andrer Fall. Im Jahre 1905 versuchte eine Gesellschaft von Fürstenberg in Mecklenburg aus das Publikum zu brandschatzen, deren Firma allein schon einen raffinierten Täuschungsversuch bedeutete: Berliner Bank- und Handelsgesellschaft Fürstenberg i. M. Berlin N. B. Hier sollte also zunächst der Schein erweckt werden, als handle es sich um eine der größern Berliner Banken, die Berliner Bank, oder aber um eine der ersten deutschen Großbanken, die Berliner Handelsgesellschaft, deren bekanntester Geschäftsinhaber Fürstenberg heißt. Der Umstand, daß Fürstenberg in Mecklenburg als Sitz der Gesellschaft gewählt wurde, bot die Möglichkeit, Berlin in der Firma anzubringen, da Fürstenberg an der Berliner Nordbahn liegt.

Wir haben aus der großen Zahl nur einige Beispiele herausgegriffen. Gerade in den letzten Wochen wieder verging kaum ein Tag, an dem nicht die Fachpresse vor einer neuen Firma warnen mußte. Die Winkelbankiers machen natürlich die Mode mit. Die durch die Diamantfunde in Deutsch-Südwestafrika verursachte Hausse in Kolonialwerten gibt den Animierfirmen Veranlassung, dem Publikum Anteile an allerhand zweifelhaften Kolonialunternehmungen, Plantagegesellschaften

und Minenbetrieben, aufzuschwatzen. Vor all diesen Anpreisungen, die wie üblich lächerlich hohe Gewinne in Aussicht stellen, ist dringend zu warnen. Auch galizische Bohranteile tauchen immer wieder als Lockmittel auf. Man werfe derartige Zirkulare sofort in den Papierkorb. Sie tragen ja auch den Schwindel deutlich genug an der Stirn; denn jeder, der wirklich Kenntnis hat von ungewöhnlich ertragreichen Unternehmungen, wird sich hüten, diese Kunde in Tausenden von Zirkularen in die Welt zu posaunen; er wird den Vorteil für sich allein ausbeuten.

Gegen die Auswüchse im kolonialen Gründungswesen beabsichtigt das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee mit durchaus tauglichen Mitteln vorzugehn. Das Komitee hat die Errichtung eines besondern Archivs beschlossen, worin alles Material, das zur Beurteilung kolonialer Unternehmungen von Wert sein kann, gesammelt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll.

Recht bezeichnend ist es, daß der Grubenvorstand einer Gewerkschaft, deren Anteile von einer Animierfirma dem Publikum empfohlen wurden, gegen diese Firma selbst Front machte, indem er erklärte, mit ihr nicht das geringste zu tun zu haben; auch habe er bei Anfragen stets betont, daß jede Beteiligung bei Bergwerksunternehmungen, namentlich bei einem noch nicht in Förderung begriffnen, ein Risiko bietet, daß sich deshalb der Ankauf von Kuxen oder Anteilen einer Erdölbohrung nicht zur Anlage von Spargeldern eignet, sondern nur kapitalkräftigen Firmen empfohlen werden kann, die damit rechnen können, möglicherweise das angelegte Geld zu verlieren.

Nicht nur im Inlande treiben diese gefährlichen Institute ihr Wesen, auch vom Auslande her wird Deutschland mit Animierblättern, Zirkularen und Telegrammen überschwemmt. Die Hauptsitze der Auslandsfirmen sind London, Paris, Budapest, Wien, verschiedne Schweizer Plätze, Holland und Dänemark. Nach der üblichen Methode wird das Publikum zum Ankauf von Effekten oder zum Börsenspiel oder, namentlich von Holland und Dänemark aus, zum Erwerb von Lospapieren, zum Beispiel Türkenlosen, überredet. Vor dem Treiben einer Reihe holländischer Losehändler hat vor mehreren Jahren der Reichsanzeiger eine offizielle Warnung veröffentlicht. Von Dänemark aus wird mit Vorliebe Schleswig-Holstein bearbeitet. Zur Abwehr hat der schleswig-holsteinische Zeitungsverlegerverein vor kurzem in der Kieler Zeitung eine Warnung an seine Mitglieder veröffentlicht, Prospekte mit Aufforderungen der „Bankgeschäfte“ zur Beteiligung an Serien- und Prämienlosgesellschaften ihren Blättern beizulegen. Das Vorgehen des Zeitungsverlegervereins ist durchaus nachahmenswert; die gesamte deutsche Presse sollte sich vereinen, um dem gefährlichen Treiben der Animierfirmen wenigstens die Unterstützung der Presse zu entziehen. Leider finden sich noch immer große Zeitungen bereit, Annoncen etwa folgenden Inhalts aufzunehmen:

Meine garantierten Tips
bringen auch mit wenig Geld ein
Vermögen!

Wer wirkliche Tips weiß, das heißt wer rechtzeitig Kenntnis erhalten hat von Vorgängen bei einem Unternehmen, die geeignet sind, den Kursstand von Aktien günstig zu beeinflussen, der behält diese Wissenschaft für sich und sichert sich ganz allein diesen Vorteil.

Eine vortreffliche Darstellung des Treibens der Londoner bucket shops gibt O. M. Wittstock in seinem bereits erwähnten empfehlenswerten Buche „Die Londoner Fondsbörse“.

In Budapest ist einigen der gefährlichsten Gesellen im vorigen Jahre durch das energische Vorgehen des deutschen Generalkonsuls im Verein mit den Budapester

Behörden das Handwerk gelegt worden, doch sind dort immer noch genug gleichartige Firmen vorhanden, die noch in den letzten Tagen an der Wiener Börse durch Ausstreuen falscher Gerüchte Unheil stifteten.

Die Wiener Börsenkammer hat in ihrer am 9. Februar abgehaltnen Plenarsitzung in einer gar nicht mißzuverstehenden Veröffentlichung vor den Winkelfirmen gewarnt. Die Kammer erinnert daran, daß nach dem Statut der Wiener Börse allen Besuchern marktschreierische oder andre der kaufmännischen Ehre unwürdige Ankündigungen oder Anpreisungen streng untersagt sind, und daß Personen und Firmen, die sich solcher marktschreierischer Annoncen zur Anwerbung von Kunden bedienen, schon wegen dieses Verhaltens allein als minder vertrauenswürdig bezeichnet werden müssen.

Wesentlich anders als hier die Wiener Börsenkammer hat sich der Verein zur Vertretung der Interessen der Berliner Fondsbörse im Falle Friedberg verhalten; er hat nicht rechtzeitig vor Friedberg gewarnt, ihm auch nicht die Börsenkarte entzogen, obwohl die besser informierte Bank des Berliner Kassenvereins ihm die Benutzung ihrer Einrichtungen konsequent verweigerte. Der Verein hat erst nach dem Zusammenbruch Friedbergs in einer Veröffentlichung erklärt, die Firma Siegmund Friedberg sei kein Bankhaus gewesen. Wer töricht genug gewesen sei, auf die Anpreisungen der Firma hineinzufallen, habe sich die Schuld selbst zuzuschreiben.

Diese Erklärung kam erstens zu spät, zweitens war sie unrichtig, denn kein Mensch hat daran gezweifelt, daß Friedberg ein Bankgeschäft betreibe, und drittens ist es durchaus unangebracht, von der Torheit der beklagenswerten Opfer Friedbergs zu sprechen. Die Presse spricht sogar häufig vom Gimpelfang der Animierbankiers.

Wo aber soll der eben gekennzeichnete Kundenkreis die für eine sachgemäße Kapitalanlage nötigen Kenntnisse hernehmen? Auf der Schule wird nichts darüber gelehrt, und auch später finden jene Kreise nirgends Gelegenheit, sich die für die Vermögensverwaltung nötigen Kenntnisse zu erwerben, da bisher weder private Kreise noch der Staat Vorträge veranstaltet oder Auskunftsstellen errichtet hat. Erst seit kurzer Zeit wird an der Berliner Handelshochschule eine Vorlesung über dieses Gebiet gehalten.

Es liegt also kein Grund vor, vom Gimpelfang zu reden, wo doch selbst die Börse die wahre Natur Friedbergs viel zu spät erkannt zu haben scheint.

Auch dann, wenn es sich nicht um Kapitalanlage handelt, sondern wenn sich die Kundschaft der Winkelbankiers zu Spekulationen überreden läßt, ist das Verhalten der Kundschaft psychologisch leicht zu erklären und in Anbetracht der völligen Unkenntnis in wirtschaftlichen Dingen auch entschuldbar. Beamten, Geistlichen, Lehrern, Offizieren, die zum Teil sogar mit einer gewissen Nichtachtung auf die Gewerbtreibenden herabsehen, kommt doch öfters zum Bewußtsein, daß jene Mißachteten durch ihren Wagemut instand gesetzt werden, sich eine wesentlich bessere Lebenshaltung zu leisten; sie sehen, wie sich der Kaufmann vieles leisten kann, was ihnen unerreichbar ist, wie er seinen Kindern die beste Erziehung zuteil werden läßt. Da kommt den Beobachtern ein Animierblatt vom Range des Ratgebers auf dem Kapitalmarkt, dem die verlockenden Prospekte des Herausgebers, des Bankiers Siegmund Friedberg, beiliegen, ins Haus geflogen. Gar mancher der in den letzten Wochen geschriebnen Artikel über die Gehaltsaufbesserungen der Beamten könnte hier als wirksame Illustration eingeschoben werden.

Was Wunder, wenn der Empfänger des Blattes zugreift, auch er will einmal Wagemut beweisen. Es erfährts ja niemand, und alles klingt so überzeugend. Über die Zeitung hört er nur das beste Urteil, wie kann also deren Herausgeber ein

Betrüger sein? So riskiert er seine Ersparnisse und verliert sie mit absoluter Sicherheit.

Es ist deshalb recht wenig Grund vorhanden, von Gimpelfang und Toren zu reden, vielmehr wäre es durchaus angebracht, ohne daß man von einer übermäßigen Bevormundung des Publikums sprechen könnte, daß sich alle maßgebenden Kreise zusammenschließen, um das Publikum vor den Winkelbankiers, diesen „Vampiren des deutschen Kapitals", zu schützen.

Vor allem muß die Presse die Aufnahme von Prospekten und Annoncen zurückweisen, die Polizeibehörden müssen ihre bisher recht spärlichen, zum Teil in ungeeigneter Form erfolgenden Warnungen häufiger, schneller und unter Nennung der verdächtigen Firmen veröffentlichen. Zu den bisherigen Warnungen der Presse müßten regelmäßige Veröffentlichungen der kaufmännischen Korporationen wie auch der Börsenvorstände treten und häufig Aufklärungen über die Bestimmungen des Bankdepotgesetzes, insbesondre die Bedeutung des Stückeverzeichnisses publiziert werden.

Einen wirksamen Schutz gegen die Auslandsfirmen dürften nur internationale Vereinbarungen der Staaten bilden.

Jedenfalls ist zurzeit in durchaus ungeeigneter Weise für den Schutz des Publikums gegen die Verleitung zum Börsenspiel wie auch gegen die Anlockung von Spargeldern durch Gewährung übermäßiger Zinsen, die notwendig eine ungesunde Anlage des Geldes bedingen, gesorgt, und es ist dringend zu wünschen, daß die Regierung der am 14. im Reichstage einstimmig angenommnen Resolution durch Ausarbeitung eines entsprechenden Gesetzentwurfs Folge gibt: Der Reichskanzler wolle einen Gesetzentwurf vorlegen zur Bekämpfung der Gefahren, die dem Publikum durch Banken und Bankiers erwachsen, die zur Anlage von Depositen oder Spargeldern durch öffentliche oder schriftliche Aufforderungen oder durch Agenten anreizen.

Bestraft doch das Gesetz die Ausbeutung der Unerfahrenheit und des Leichtsinns durch Wucherer, warum nicht die Ausbeutung durch Winkelbankiers?

Ein Militärreformer. Wahrscheinlich, weil ich vor zwei Jahren „Die deutsche Finanzreform der Zukunft von einem Auslandsdeutschen" besprochen habe, ist mir jetzt auch desselben Anonymus (warum verbirgt er sich eigentlich?) Deutsche Wehrpolitik der Zukunft (Zürich, Zürcher und Furrer, 1908) zugegangen. Dieses Buch gehört natürlich vor ein ganz andres Forum, und ich kann nichts tun, als von seinem Erscheinen den Sachverständigen Kunde geben. Veranlaßt ist es durch die Wahrnehmung, daß nicht allein der Respekt vor unsrer Diplomatie im Auslande schwinde (woran meiner Ansicht nach niemand Schuld ist als unsre inländische Presse), sondern auch die Furcht der Franzosen vor der erdrückenden militärischen Überlegenheit Deutschlands, und was schlimmer sei, diese Überlegenheit selbst. Der Verfasser zeigt nun, durch welche Einrichtungen wir „eine jugendkräftige Feldarmee von gegen 5 Millionen ausgebildeten Soldaten" erlangen können. Die Kosten sollen durch Mischung einer abgestuften Löhnung mit der Wehrsteuer aufgebracht werden. Die gar nicht dienen, zahlen mindestens 300 Mark; die Infanterie dient 2 Jahre, zahlt keine Wehrsteuer und bekommt eine kleine Löhnung; die Kavallerie und Feldartillerie dienen $2^1/_4$ Jahr und zahlen keine Wehrsteuer, sondern bekommen als Ersatz für das weitere Vierteljahr doppelte Löhnung; ein Teil der technischen Truppen dient 1 Jahr, zahlt 20 Pfennige täglich für ihre Beköstigung und verzichtet auf Löhnung usw. Nach Erledigung dieser Grundfrage unterwirft der Verfasser den Zustand der deutschen Armee und ihre Einrichtungen einer um-

fassenden Kritik, deren reichen Inhalt einige von den zahlreichen Kapitelüberschriften andeuten mögen: Unser militärisches Vereinswesen. Der Radfahrer im Heeresdienst. Unterstützung freiwilliger Schieß- und Militärvereine durch den Bund in der Schweiz. Militärischer Vorunterricht in der Schweiz. Geschichte der Idee einer militärischen Volkserziehung in Preußen. (In diesem Kapitel kommt eine Bemerkung vor, die auch der Laie recht gut versteht: „Die demütigende Zumutung, die der Rekrutenunterricht an den jungen Mann stellt, fällt für den Knaben dahin, der unbewußt mit vielfach besserm Erfolg das Ziel erreicht, das dem Rekruten im Gefühl seiner pädagogischen Mißhandlung versagt bleibt.") Das Unteroffizierskorps. Unser Offizierskorps. Luxus im Heere. Eine Heiratszuschußkasse. Soldatenheim. Bibliothek. Heer und Sozialdemokratie. Kunst fürs Heer. Der Drill und die Soldatenmißhandlungen. Das Problem der Disziplin. Unsre Militärjustiz muß reformiert werden. Hygiene in der Kaserne (unter anderm: „Ein Stück Seife pro Mann, das bayrische Bierherz"). Die Polenfrage. Was können wir in Beziehung auf Verpflegung und Ausrüstung vom Auslande lernen? Militärisches Transportwesen. Dislokation der Truppen. Unsre Flottenpolitik (in 17 Kapiteln). Ausdehnung unsrer Bündnispolitik. Sind wir finanziell gerüstet? Kritik und Presse. — Der Verfasser trägt nicht bloß seine eignen Ansichten vor, sondern hat Urteile von Fachautoritäten in großer Anzahl aufgenommen. C. J.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

„Aus Natur und Geisteswelt"

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens in Bänden von 120—180 Seiten. Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. **Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.**

Bisher erschienen über 260 Bände,

weitere gelangen in rascher Folge zur Ausgabe. Aus neuerer Zeit seien erwähnt:

Das deutsche Fortbildungsschulwesen: Dr. Friedrich Schilling.
Die religiösen Strömungen der Gegenwart: Superintendent Dr. A. H. Braasch.
Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland: Prof. Dr. O. Külpe.
Friedrich Hebbel: Dr. Anna Schapire-Neurath.
Deutsche Romantik: Prof. Dr. O. Walzel.
Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius: Dr. H. Spiero.
Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland: Dr. E. Istel.
Englands Weltmacht: Dr. W. Langenbeck.
Napoleon I: Priv.-Doz. Dr. Th. Bitterauf.
Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. 2 Bände. R. Charmatz.
Friedrich der Große: Priv.-Doz. Dr. Th. Bitterauf.
Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Prof. Dr. P. Arndt.
Die Japaner u. ihre wirtschaftliche Entwicklung: Prof. Dr. K. Rathgen.
Deutsche Schiffahrt u. Schiffahrtspolitik d. Gegenwart: Prof. Dr. K. Thieß.
Die moderne Frauenbewegung: Dr. K. Schirmacher.
Das Wahlrecht: Reg.-Rat Dr. O. Poensgen.
Die innere Kolonisation: A. Brenning.
Die deutschen Kolonien. Land und Leute: Dr. A. Heilborn.
Ernährung u. Volksnahrungsmittel: Prof. Dr. J. Frentzel.
Die Geschlechtskrankheiten: Gen.-Oberarzt Prof. Dr. Schumburg.
Die Stammesgeschichte unserer Haustiere: Prof. Dr. C. Keller.

Reichillustrierter Katalog über die gesamte Sammlung umsonst und postfrei vom Verlag **B. G. Teubner in Leipzig u. Berlin**

Rußland und England in Perſien*)

1

Der Kampf zwiſchen Rußland und England in Perſien iſt augenblicklich, wenn man ſo ſagen darf, auf dem toten Punkte angelangt. Nach einer unendlichen Reihe von gegenſeitigen Schachzügen und nach langdauernder verſteckter Gegnerſchaft iſt ſchließlich zwiſchen den beiden Staaten eine politiſche Übereinkunft über alle Mittelaſien betreffenden Fragen zuſtande gekommen, die in einem beſondern, im Auguſt 1907 abgeſchloſſenen Vertrage ihren Niederſchlag gefunden hat.

Das Geſchick hat es gewollt, daß unmittelbar nach dem Zuſtandekommen dieſer Übereinkunft das ganze innere, auf jahrhundertelangem Deſpotismus gegründete Leben Perſiens plötzlich in eine ſchwere politiſche Kriſis geraten iſt, die auch jetzt noch nicht zum Abſchluß gekommen iſt. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche Wendung dieſe innern Ereigniſſe genommen hätten, und wie ſie auf die gegenſeitigen Beziehungen Rußlands und Englands in Mittelaſien eingewirkt hätten, wenn ihnen nicht der erwähnte Vertrag vorausgegangen wäre. So aber ſtehn dank der vorläufigen Beilegung der Streitfragen die beiden europäiſchen Konkurrenzmächte jetzt den Ereigniſſen in Perſien als unbeteiligte, von einem gegenſeitigen offiziellen Vertrauen erfüllte Zuſchauer gegenüber.

Was iſt nun aber aus den brennenden Fragen und den Streitigkeiten über die politiſche Vorherrſchaft in Perſien geworden, die viele Jahrzehnte lang zwiſchen den beiden Gegnern Rußland und England bisweilen faſt einen Bruch befürchten ließen? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Streitfragen durchaus nicht als durch den Vertrag völlig aus der Welt geſchafft betrachtet

*) Dieſer Aufſatz iſt einem im September 1909 im Verlag von Zuckſchwerdt u. Co. in Berlin W. 30 in deutſcher Überſetzung (von Leutnant Rottmann) erſcheinenden Werke des ruſſiſchen Generalmajors Grulew „Der Kampf Rußlands und Englands in Mittelaſien“ entnommen. Preis des Werkes etwa 6 Mark.

werden können, ihre Lösung vielmehr nur auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben worden ist. Wie die Deutschen sagen: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben." Deshalb werden sich Rußland und England früher oder später einmal mit den jetzt beiseite geschobnen Fragen abzufinden haben.

Die russischen Eisenbahnen in Persien

Der Streit zwischen Rußland und England in Persien dreht sich vor allem um die Frage der wirtschaftlichen Vorherrschaft. Rußland grenzt in der gewaltigen Ausdehnung von mehr als 2000 Kilometern, vom Ararat bis Sulfikar, an Persien. Sein Handel mit diesem Lande entspricht jedoch bei weitem nicht einer solchen Ausdehnung und bleibt bedeutend hinter dem Englands zurück. Einer der Hauptgründe hierfür ist der außerordentlich schlechte Zustand der Straßen in Persien, der den Zugang von Rußland her nach dem Iranplateau erschwert. Zum Troste pflegen die persischen Molla ihren Mitbürgern gegenüber zu sagen: Mögen die für den Bau von Straßen sorgen, die keine guten Pferde besitzen; den Persern gab Allah gute Pferde, und deswegen brauchen sie keine Straßen.

Aber das Bedürfnis der beiden Nachbarstaaten nach gegenseitigem Handel ist so groß, daß auch bei dem jetzigen Zustande der Verkehrswege der Handelsumsatz ziemlich rasch wächst. Er hat sich im letzten Jahrzehnt von 19,1 auf 40,6 Millionen Rubel vermehrt. Unter diesen Umständen sind die Vorteile einer Verlängerung der russischen Eisenbahnen bis zu den Haupthandelsplätzen Persiens ohne weiteres einzusehen, besonders wenn man bedenkt, daß die Eisenbahnen außer dem Handel auch den politischen Einfluß Rußlands in Persien heben werden, der Rußland in der Zukunft für den Fall eines Zusammenbruchs dieses in der Zersetzung begriffnen Staatsorganismus sehr nützlich werden kann. Ein bloßer Blick auf die Karte genügt, sich von der großen Bedeutung Persiens für eine weitere Ausdehnung Rußlands in Asien zu überzeugen. An der Grenze zwischen Transkaukasien und Persien ist schon jetzt ein sehr wichtiger Verkehrsknotenpunkt entstanden: hier münden Kura und Araxes,*) die die natürliche Grenze bilden und zugleich die mit einem Wasserwege verbundnen Vorteile haben; die das Schwarze und das Kaspische Meer verbindende Transkaukasische Eisenbahn ist schon durch einen Schienenstrang mit Kars verbunden, von wo wieder eine Abzweigung bis Eriwan gebaut ist, die noch bis Dschulfa verlängert werden soll. Schon dadurch ist dem politischen und wirtschaftlichen Einfluß Rußlands in Persien der Weg geebnet. Weiter gehört zwar das südliche Ufer des Kaspischen Meeres ganz zu Persien, aber allein schon deswegen, weil auf diesem Meere der russische Handel absolut herrscht, gehn die persischen Besitzungen am südlichen Ufer unrettbar zugrunde. Durch das Kaspische Meer und die dort mündende Wolga sind die entfernten Grenzlande auf dem Wasserwege mit dem Zentrum Rußlands verbunden. Diese

*) Die Schreibweise sämtlicher Namen ist übereinstimmend mit Andrees Handatlas, fünfte Auflage, 1908.

Verbindung bildet den bequemsten und sichersten Weg für einen politischen Einfluß in Persien, da von Transkaukasien her die Grenze durch hohe, schwer zugängliche Gebirge verschlossen ist. Dem politischen und wirtschaftlichen Einfluß Rußlands noch bequemer zugänglich sind aber die nördlichen Grenzen Persiens, von der mittelasiatischen Eisenbahn her, über deren Bedeutung seinerzeit so viel geschrieben und geredet worden ist. Zwischen Kyshl-Arwat und Duschak läuft diese Bahn fast unmittelbar an der Grenze Persiens entlang und erstreckt ihren Einfluß so unmittelbar auf ganz Chorasan. Jetzt, nach dem Bau der Murgabbahn, der Verlängerung der Hauptlinie bis Fergana und dem Bau der Bahn von Orenburg nach Taschkent erweitert und erhöht sich ihre Bedeutung noch mehr.

Die wirtschaftliche und politische Bedeutung dieser Bahn ist an sich, ganz unabhängig von irgendwelchen aggressiven Plänen, sehr groß; diese Pläne werden vor allem von den Engländern selbst erfunden, um die öffentliche Meinung in England ständig in der nötigen Stimmung zu erhalten. Es ist sehr wichtig, gerade diesen Umstand bei der Frage der gegenseitigen Stellung Englands und Rußlands in Persien zu betonen, da es für Rußland keinen Grund gibt, seine Kräfte über Mittelasien und in der Richtung auf Indien zu verstreuen, wo sich alle seine Interessen in Persien konzentrieren — sogar die Entscheidung der großen östlichen Frage infolge der Möglichkeit einer Einwirkung durch Armenien auf die Türkei nicht ausgeschlossen ist.

Wenn aber auch zwischen diesen Staaten ein Zusammenstoß in der Frage der Herrschaft über Indien im engern Sinne nicht zu erwarten ist, so ist zwischen ihnen doch eine Nebenbuhlerschaft im Süden Persiens möglich. Allerdings liegen weder Persien noch der Persische Golf auf dem direkten Wege zwischen England und Indien, doch bestehn hier schon englische Handelsinteressen, auch ist schon längst eine telegraphische Verbindung zwischen England und Indien am Persischen Golf entlang hergestellt — und zugleich verläuft in dieser Richtung auch der kürzeste Weg vom Zentrum Rußlands nach den südlichen Gewässern.

Übrigens wird von vielen Seiten trotz des überaus Bestechenden, das es für Rußland haben muß, einen Zugang zu den südlichen Gewässern an der Küste des Persischen Golfes zu gewinnen und eine große Eisenbahn in dieser Richtung zu bauen, auf die Notwendigkeit hingewiesen, Rußlands Stellung in Persien nicht durch den Bau einer nordsüdlichen, sondern einer westöstlichen Bahn zu stärken, und zwar von Alexandropol über Eriwan, Djulfa, Täbris, Miane, Kaswin, Teheran, Semnan, Schahrud, Sebsewar, Nischapur und Meschhed bis zu einer der Stationen des Murgabzweiges der mittelasiatischen Eisenbahn Tschemen-i-Bed (zwischen Kuschk und Chons-i-Chan am Kuschk gelegen) oder Kuschk.

In der Tat ist der Gedanke einer nordsüdlichen Bahn durch Persien nur auf den ersten Blick verlockend, wenn man die tatsächlichen Handelsbedingungen und die politischen Beziehungen zwischen Rußland und England nicht berück-

sichtigt. Diese Bahn würde nur dann eine starke Waffe in der Hand Rußlands in politischer und kommerzieller Hinsicht sein, wenn sich ihr am Ozean liegender Endpunkt in der russischen Machtsphäre befände, d. h. wenn Rußland an diesem Endpunkt eine vollkommen sichere Position hätte. Folglich ist der Gedanke des Baues einer nordsüdlichen Eisenbahn durch Persien eng mit der Frage der Eroberung einer festen Stellung an der Küste des Indischen Ozeans seitens Rußlands und mit allen sich aus einem solchen Unternehmen ergebenden Folgen verbunden. Solange sich aber die Gewässer und die Küste des Indischen Ozeans und des Persischen Golfs unter der unbedingten Herrschaft der englischen Kriegs- und Handelsflotte befinden, wird eine dorthin führende Eisenbahn nur für England von Nutzen sein und für dieses die Rolle einer offnen Tür nach dem Innern Persiens spielen. Es könnte deshalb eine nordsüdliche Bahn zum Ozean mit Vorteil für Rußland nur im Gefolge der russischen Truppen gebaut werden.

Etwas ganz andres ist es mit der Eisenbahn Alexandropol – Täbris – Teheran – Meschhed – Kuschk. Bei ihr liegen beide Endpunkte in russischer Hand. Da sie nicht mit irgendwelchen Eisenbahnen von dem Indischen Ozean her in Verbindung steht, so würde sie nicht für England, sondern ausschließlich und in hohem Grade für den russischen Einfluß von Vorteil sein. Würde sie doch durch die reichste Provinz Persiens hindurchführen und die drei wichtigsten Städte des Landes miteinander verbinden: Teheran — die Hauptstadt, Täbris — die größte und Haupthandelsstadt und Meschhed — die heilige Stadt, nach der aus dem ganzen Reiche die Pilger in Menge zusammenströmen. Von diesen Städten aus können die russischen Waren dann ungehindert ihren Weg nach Süden, über das ganze Iranplateau, nehmen, ohne auf den Karawanenstraßen noch irgendwelchen Schwierigkeiten zu begegnen. Dagegen werden die englischen Waren nach wie vor für die Ersteigung des Plateaus vom Meere herauf auf ebenso ungünstige Verkehrswege angewiesen sein, wie sie jetzt von der russischen Seite her vorhanden sind. Bei solchen Konkurrenzbedingungen würde dann der russische Handel viele Chancen haben, den englischen aus dem größten Teile von Persien zu verdrängen und den jetzt bestehenden europäischen Durchfuhrhandel auf dem Landwege durch die Türkei, von Trapezunt nach Täbris, fernzuhalten. Vielleicht wird mit dem Verlust der Handelsvorherrschaft Englands in Persien auch sein politisches Übergewicht in dem am Meere liegenden Landstreifen schwinden; dann aber wird die Zeit für eine Verstärkung des russischen Einflusses dort gekommen sein, und es werden sich die Wünsche Rußlands nach einem Zugangspunkte der russischen Eisenbahnen zu dem Indischen Ozean oder dem Persischen Golf auf friedlichem Wege erfüllen können.

Freilich wird England nicht mit den Händen im Schoß warten, bis der russische Handel den seinigen aus Persien verdrängt hat, und ohne Zweifel Gegenmaßregeln ergreifen. Wie dem aber auch sei, die Eisenbahn Alexandropol – Täbris – Teheran – Meschhed – Kuschk wird jedenfalls der Herr-

schaft in Nordpersien in politischer und in kommerzieller Hinsicht eine so feste Stütze sein, wird ein so starker Trumpf in dem Spiel der Interessen sein, wie ihn sich England schon deswegen nicht zu schaffen vermag, weil die genannte Eisenbahn mit ihren beiden Endpunkten unmittelbar an russisches Gebiet anstößt, während sich die englischen Eisenbahnen auf eine weniger sichere Basis, das Meer, werden stützen müssen.

Es versteht sich von selbst, daß ich diese Fragen nicht etwa deswegen berühre, weil es augenblicklich an der Zeit wäre, sie in der Praxis ihrer Lösung entgegenzuführen, sondern nur deswegen, weil sie bei der Frage des Kampfes zwischen Rußland und England in Persien mit erörtert werden müssen. Erst neulich sind allerdings die russischen Chauvinisten, in dem Bestreben, Rußland einen Weg zum Indischen Ozean durch Persien hindurch zu bahnen, nahe daran gewesen, Rußland in ein ähnliches Abenteuer im fernen Süden zu stürzen, wie es eben erst im fernen Osten durchgemacht hat.

Die Einflußsphäre Englands

Der Einfluß der Engländer in Persien äußert sich vor allem in ihrer führenden Stellung in Südpersien und in den Gewässern des Persischen Golfs. Hier besetzte England im Jahre 1890 die Bahreininseln, die wegen der ertragreichen Perlenfischerei großen Wert haben (allein im Jahre 1904 wurden dort für $2^1/_2$ Millionen Rubel Perlen gefischt). Unzufrieden mit der englischen Herrschaft griffen die Einwohner 1895 zu den Waffen, die englischen Kriegsschiffe bombardierten jedoch die Ansiedlungen am Ufer und äscherten einen Teil ein. Der Aufstand wurde so unterdrückt; die Engländer sind jedoch seitdem genötigt, auf den Inseln ständige Besatzungen indischer Truppen zu halten.

Heute herrscht England unbedingt an beiden Küsten des Golfs. In allen wichtigern Küstenstädten sitzen englische Konsuln und Agenten, die sofort den in diesen Gewässern kreuzenden englischen Stationären mitteilen, wenn ein Druck auf die lokalen Behörden nötig erscheint. Die gesamte Leitung der politischen Angelegenheiten Englands an den Küsten des Golfs liegt in der Hand eines besondern Residenten in Buschir und eines politischen Agenten in Maskat; beide sind mit ausreichenden Vollmachten versehen und unmittelbar dem „Departement für die Angelegenheiten des Persischen Golfs“ in Bombay unterstellt.

Die Engländer verfolgen mit offnem Argwohn und Mißtrauen jeden Versuch irgendeiner andern Macht, sich an den Gestaden des Persischen Golfs festzusetzen. Die Geschichte der letzten Jahre ist reich an Beweisen dafür. Die ersten Gerüchte von dem Wunsche Rußlands, einen Hafen an dem Golf zu besetzen, riefen Anfragen im Parlament, offiziöse Richtigstellungen usw. hervor; und trotzdem sind diese Befürchtungen nicht wieder verschwunden. Ebenso eifersüchtig haben sich die Engländer bei der von Rußland vor zehn Jahren aufgeworfnen Frage der Ernennung eines russischen politischen Agenten in Buschir und eines russischen Konsuls in Bender-Abbas gezeigt.

England fürchtet nicht nur Rußland, sondern auch die andern Mächte. So verursachte im Jahre 1898 das Erscheinen des deutschen Kriegsschiffes Arcona im Golf nicht geringen Schrecken. Die daran geknüpften Befürchtungen schwanden jedoch bald wieder, ohne besondern Verdacht gegenüber etwaigen Absichten Deutschlands zurückzulassen. Eine weit schärfere Wendung nahm damals der Zusammenstoß mit Frankreich in Maskat. Im Februar 1899 war nämlich plötzlich die Nachricht aufgetaucht, daß der Sultan von Oman Frankreich den Hafen Bender-Djask an der arabischen Küste abgetreten habe. England fürchtete nun vor allem, daß hinter Frankreich Rußland stünde, für das dieser Hafen als Basis für eine spätere Besetzung von Bender-Abbas nötig sei. Für Rußland spielt dieser Hafen Bender-Abbas gegenüber die gleiche Rolle wie für England die Bahreininseln in bezug auf Buschir. Als der englische Resident nun energische Maßregeln gegen diese Bestrebungen Frankreichs ergriff, befand sich der Sultan von Oman in sehr schwieriger Lage: seine ganze Macht beschränkt sich auf einige wenige Küstenpunkte, die alle den Schlägen der englischen Stationären schutzlos preisgegeben sind. Nirgends Hilfe sehend, mußte er deswegen nachgeben und sich zum zweitenmale verpflichten, sich mit keiner fremden Macht ohne Wissen des englischen Residenten in Buschir in Unterhandlungen einzulassen. Auch Frankreich gab nach, da es nicht wünschte, sich in einen ernstlichen Konflikt mit England wegen der unwichtigen Maskatfrage einzulassen.

Warum aber legt England soviel Wert auf alles, was in irgendeinem Zusammenhange mit dem Persischen Golf steht? Nicht sowohl wegen seiner augenblicklichen Handelsinteressen, als vielmehr mit Rücksicht auf die Zukunft. Weist doch alles auf eine große Bedeutung des Persischen Golfs in den nächsten Jahrzehnten für die ganze Welt hin! Schon sind dorthin zwei große internationale Eisenbahnlinien geplant — eine russische von dem Kaukasus durch Persien und eine zweite durch Kleinasien. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese beiden Linien von außerordentlicher Bedeutung für die Handelsbeziehungen Europas mit Indien und dem fernen Osten sein werden. Auch wird es nach Herstellung dieser Weltverkehrswege wahrscheinlich notwendig werden, sie mit dem Eisenbahnnetz Indiens zu verbinden. All das verleiht dem Persischen Golf, von dessen Küsten aus man bequem die sämtlichen angrenzenden Gebiete überwachen kann, eine überaus große Bedeutung.

Für die Verwirklichung des russischen Eisenbahnprojekts durch Persien zum Golf handelt es sich nur darum, die ganze Angelegenheit zwischen Rußland und England zu regeln. In dieser Beziehung ist die in der Geographischen Zeitschrift von Professor Böhm ausgesprochne Ansicht von Interesse: „Die Russen sind bestrebt, ihren Eisenbahnbau zu verwirklichen, um ihre Handelsbeziehungen zu Indien zu erleichtern, und sie werden sicher ihr Ziel erreichen, wenn möglich auf friedlichem Wege, nötigenfalls aber auch durch Krieg; sie gehn unentwegt auf ihr Ziel los. Kaum jedoch wird jemals eine Verbindung der russischen und der indischen Eisenbahnen durch

Afghanistan hindurch zustande kommen, denn hier sind Konkurrenz und gegenseitiges Mißtrauen zwischen Rußland und England zu groß; in der Tat kann England einer solchen Annäherung Rußlands an Indien auch nicht gleichgiltig gegenüberstehn. Am wahrscheinlichsten ist, daß sich England damit aussöhnen wird, daß die russische Bahn nach dem Persischen Golf führt, denn in diesem Falle verbleibt ihm die Herrschaft über die unmittelbaren Verkehrswege nach Indien."

Unter den Engländern befestigt sich anscheinend immer mehr die Meinung, daß es ihnen nicht möglich ist, den Einfluß Rußlands in Persien abzuwehren. Deswegen ist es für sie vor allem wünschenswert, die Herrschaft über den Persischen Golf in ihrer Hand zu behalten, um so die wechselseitigen Beziehungen zwischen Rußland und Persien scharf im Auge behalten zu können.

Die ganze Herrschaft Englands am Persischen Golf gründet sich auf seine militärische Macht: seine militärischen Residenten, befestigten Punkte, Garnisonen und Kriegsschiffe. Dank seiner militärischen Macht ist England Schritt für Schritt von Indien aus vorgedrungen und hat schließlich Hormus erreicht. Ein weiteres Vordringen ist nun aber ohne Verletzung der Rechte Persiens nicht mehr möglich. Durch die Angliederung von Belutschistan im Jahre 1876 hat sich die indische Regierung eine überaus starke Stellung geschaffen. Die an dieses Chanat anschließende Küste des Persischen Golfs ist öde, zeichnet sich durch ungesundes Klima aus und wird nur selten von englischen Schiffen besucht.

Im August 1898 wurde bekanntgegeben, daß der Kreis Nuschki (etwa 150 Quadratkilometer) für eine jährliche Subsidie von neuntausend Rupien an den Khan mit Indien vereinigt werde. Die Bedeutung dieses Kreises liegt darin, daß er eine Zwischenetappe zwischen Quetta und Seistan bildet, das 1872 zwischen Persien, Belutschistan und Afghanistan geteilt worden ist. Wenn sich die Gerüchte von dem Bau einer strategischen Eisenbahn durch die Engländer nach Nuschki bewahrheiten, so wird dies der beste Beweis für die allmähliche Ausbreitung der englischen Herrschaft nach Westen, nach dem südlichen Persien zu sein.

Der günstigste Punkt für eine Beobachtung des südlichen Persien und des Persischen Golfs ist Karratschi. Deswegen fordern auch die einflußreichern anglo-indischen Zeitungen eine möglichst rasche Verbindung dieser Stadt durch eine breitspurige Eisenbahn mit Ahmadabad und den Bau einer Brücke über den untern Indus. Dies würde nach ihrer Ansicht die beste Garantie gegen etwaige auf Erwerbungen an der Küste des Persischen Golfs gerichtete Pläne Rußlands oder Frankreichs sein. Außerdem wird es auch für notwendig erachtet, ein größeres Konsulat in Bender-Abbas zu errichten.

Die wichtigsten Punkte an der Küste des Persischen Golfs, auf die andre Staaten ihr Augenmerk richten könnten, sind Buschir, Lingah, Bender-Abbas, Djask und Tschahbar. Die größte Bedeutung unter diesen hat Buschir; Lingah

ist nur durch die Perlenfischerei berühmt. Die zweite Stelle unter den Handelsstädten gebührt Bender-Abbas, das außerdem den Vorzug der zentralen Lage hat. Von hier geht die Karawanenstraße nach Schiras, Jesd und Teheran mit Abzweigungen nach Isfahan, Kirman, Birdjand und Meschhed aus, die mit vielen von Chorasan und Afghanistan heranführenden Straßen in Verbindung steht. Deshalb erscheint Bender-Abbas vom russischen Standpunkt aus in der Tat als das verlockendste Ziel an der Küste des Persischen Golfs. Es bietet für Rußland zudem nicht nur Vorteile für den Handel, sondern auch in strategischer Hinsicht. Eine im Golf von Bender-Abbas, der schmalsten Stelle des Golfs, konzentrierte Flotte besitzt vollkommen die Möglichkeit, genau sämtliche ein- und ausfahrenden Schiffe zu kontrollieren. Die Bucht von Bender-Abbas bildet einen sichern Zufluchtsort für die Schiffe und ist nur südöstlichen Winden zugänglich, der Ankerplatz ist auf der einen Seite von dem Festlande begrenzt, auf der andern von den Inseln Kischm, Hormus und Larek, deren Besitz unbedingt erforderlich wäre, wenn man Bender-Abbas sichern wollte. Freilich gehört England auf der Insel Kischm schon eine Kohlenstation.

Die Einflußsphäre Rußlands

Gehört England die Vorherrschaft in Südpersien, so nimmt Rußland unstreitig in Nordpersien und im Innern des Landes die erste Stelle ein. Werfen wir zum bessern Verständnis dieser Tatsache einen Blick auf die wirtschaftliche und internationale Lage Persiens, die bei den sich vor unsern Augen jetzt dort abspielenden Ereignissen besondres Interesse beansprucht!

Nach der ersten Europareise des Schahs Nasreddin (Nassir ed Din) im Jahre 1873 dachte man allgemein, daß für Persien eine bessere Zeit anbrechen werde, daß im Lande die nötigen Reformen durchgeführt werden würden. Allein alle diese Erwartungen erfüllten sich durchaus nicht, und Persien trägt heute den Stempel der allmählichen Zersetzung an der Stirn. So sehr sich auch ausländische Unternehmer bemüht haben, das wirtschaftliche und industrielle Leben Persiens durch den Bau von Straßen, die Errichtung von Fabriken usw. zu beleben, alles scheiterte an der Unwissenheit und Verkommenheit der Beamten.

Es ist interessant, die Geschichte der Konkurrenz der verschiednen Unternehmer auf dem Gebiete der Eisenbahnkonzessionen zu verfolgen, da sie zugleich die Geschichte der politischen Konkurrenz der Mächte in Persien charakterisiert. Im Jahre 1872 hatte der bekannte Baron Reuter die Konzession für den Bau einer Bahn von Enseli durch Westpersien hindurch in der Richtung auf Buschir erhalten. Zwei Jahre später nahm die persische Regierung diese Konzession jedoch wieder zurück, da sie wünschte, eigenhändig Reformen vorzunehmen, und die Einmischung europäischer Mächte in ihre Angelegenheiten befürchtete. Im Jahre 1877 wies die Regierung des Schahs auch das Ansuchen einer russischen Kompagnie um die Genehmigung zum Bau

von Eisenbahnen zurück. Zehn Jahre später war der Einfluß Rußlands jedoch so stark geworden, daß die persische Regierung genötigt war, ungeachtet der englischen Gegenbestrebungen Rußland das Monopol für den Bau von Eisenbahnen zuzugestehn. Dieses Monopol wurde dann 1898 wieder erneuert.

Rußland hat jedoch dieses Privilegium noch nicht ausgenutzt und sich, von einem Projekt zum andern übergehend, bis jetzt auf den Bau einer Kunststraße nach Isfahan beschränkt, wo die Straßen von Buschir und Bender-Abbas zusammentreffen.

In der Erkenntnis der unabweisbaren Notwendigkeit, verschiedne Reformen durchzuführen, hat die persische Regierung 1898 ihr Zollwesen einem Belgier anvertraut und sich an französische Kapitalisten gewandt, um eine Anleihe von fünfzig Millionen Franken aufzunehmen. Diese Anleihe konnte jedoch nicht zustande kommen, da die französischen Kapitalisten als Entgelt das Monopol für sämtliche industriellen Unternehmungen in Persien forderten, eine Forderung, deren Genehmigung natürlich auf den schärfsten Widerstand Rußlands gestoßen wäre. An Stelle dieser Anleihe wurde in Persien eine russische Bank errichtet, die vom russischen Staate finanziell unterstützt wird. Dieser Bank sind sämtliche Unternehmungen in Aserbeidschan, der reichsten Provinz von Persien, anvertraut. Außerdem hat die russische Regierung schon mit den Vorarbeiten für die Eisenbahn Dschulfa–Täbris–Hamadan mit Abzweigung nach Teheran begonnen. Diese Bahn soll dann später nach Isfahan–Kirman–Bender-Abbas fortgeführt werden.

Eine Ersatzsteuer

Die Finanzkommission des Reichstags hat die Gas-, die Elektrizitäts- und die Inseratensteuer abgelehnt, die Reichsregierung wird sie nach den von ihren Vertretern abgegebnen Erklärungen nicht aufrecht erhalten, weil die Stimmung im Reiche durchaus gegen diese Steuern ist. Es wird aber notwendig, für den Ausfall, der dadurch entstehn wird, Ersatz zu schaffen; es müssen demnach etwa 83 Millionen Mark neue Steuern geschaffen, oder es müssen bestehende Steuern erhöht werden, denn die Regierung hatte den Ertrag aus der Gas- und Elektrizitätssteuer mit 50 Millionen und den der Inseratensteuer mit 33 Millionen Mark berechnet. Bei der Schwierigkeit, Steuern zu finden, die einen ordentlichen Ertrag liefern, dabei aber niemand drücken und keinem lästig fallen, sei auf eine Quelle hingewiesen, die annähernd diesen Erfordernissen entspricht.

Nach dem im Jahre 1908 erschienenen Statistischen Jahrbuch fürs Deutsche Reich ist Ende des Jahres 1905 — bis dahin geht die Statistik — in den

deutschen Sparkassen ohne die im Herzogtum Braunschweig ein Gesamtkapital von rund 12675 Millionen Mark angesammelt gewesen, und zwar in 17947538 Büchern, sodaß durchschnittlich auf ein Buch rund 706 Mark entfallen. Rechnet man einen Zinsfuß von drei Prozent für alle Einlagen, so kommen durchschnittlich jährlich auf jedes Einlagebuch rund 21 Mark Zinsen. Inwieweit die einzelnen Zinsbeträge von den Einlegern bei der Abschätzung zur Einkommensteuer mit angegeben sind, entzieht sich der Kenntnis und Beurteilung, da die Namen der Spareinleger von den Sparkassen mit Recht geheim gehalten werden. Es ist aber anzunehmen, daß die Zinsbeträge wegen ihrer Geringfügigkeit nur in den seltensten Fällen bei diesen Erklärungen (Einkommensdeklarationen) mit berücksichtigt werden, und wenn es geschähe, auf den Einkommensteuersatz kaum einen Einfluß haben würden. Wie in allen Fällen, so heißt es auch hier: Viele Wenig machen ein Viel. Die Gesamtsummen der den Sparkonten am Ende des Jahres zugeschriebnen Zinsen beläuft sich nach derselben Quelle auf 358106000 Mark; dazu kommen noch die Zinsen, die im Laufe oder am Ende des Jahres abgefordert worden sind, sodaß rund 360 Millionen Mark Zinsen für 1905 zu rechnen sind. Da im Jahre 1905 — immer nach der angegebnen Quelle — das Einlegerguthaben durch neue Einlagen um 3105518000 Mark weniger 2675855000 Mark Rückzahlungen = 529663000 Mark und durch Zuschlag von Zinsen um jene 358106000 Mark, also zusammen um rund 887 Millionen Mark zugenommen hat, so wird Ende des Jahres 1908 das gesamte Einlegerguthaben mindestens (3 × 887 =) 2661 Millionen + 12675 Millionen (Bestand Ende 1905) = 15336 Millionen Mark betragen haben. Die Zinsen hiervon zu drei Prozent betragen rund 460 Millionen Mark.

Hier ist eine Einnahmequelle, aus der dem Reiche ein ganz hübsches Sümmchen zugeführt werden kann, ohne daß ein einziger empfindlich getroffen wird. Ob nämlich ein Sparer, der 100 Mark in der Sparkasse hat, am Jahresschlusse an Zinsen 3 Mark oder nur 2,85 Mark gutgeschrieben oder, wenn er in der Mitte des Jahres sein Guthaben abhebt, an Stelle von 1,50 Mark nur 1,45 Mark an Zinsen ausgezahlt bekommt, das ist nicht empfindlich und auch nicht ungerecht, denn bei dem Erwerb der Zinsen hat der Spareinleger nicht die geringste Tätigkeit zu entfalten. Dem Einwande, daß eine solche Steuer eine Strafe für Sparer sei und gerade die Minderbemittelten treffen würde, die hauptsächlich bei Spareinlagen in Betracht kommen können, ist entgegenzuhalten, daß die Steuer auf erworbne größere Kapitalien dann auch als eine Strafe zu bezeichnen wäre, und daß es tatsächlich den sogenannten kleinen Sparern auf den geringern Minderertrag an Zinsen von fünf Pfennig bei jeder Mark gar nicht ankommt und ankommen kann, denn sonst würden die zahlreichen Sparkassen, die nur drei Prozent Zinsen gewähren, gar keine Geschäfte machen, weil andre zahlreiche Sparkassen dreieinhalb Prozent Zinsen vergüten.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Es kommt nun darauf an, eine Weise zu finden, in der die ungeheure Summe der Spareinlagen für die Steuerzwecke des Reichs nutzbar gemacht werden kann. Sicherlich müssen die höhern Einlagen mehr zu einer Steuer herangezogen werden als die kleinen. Es soll also nicht jedes Konto einen gleichen Betrag zahlen, sondern die höhern Einlagen, die mehr Zinsen bringen, müssen auch mehr zahlen. Die einfachste Erhebungsweise wird sein, daß von den am Jahresschlusse oder im Laufe des Jahres — beim Erlöschen eines Sparkontos unter Zurückgabe des Einlagebuchs — eingetragnen Zinsen der Steuerbetrag berechnet wird. Als angemessen wird der Betrag von 5 Pfennig für jede volle Mark oder für jeden Zinsbetrag über 50 Pfennig zu erachten sein. Da 100 Mark zu 3 Prozent 3 Mark jährlich Zinsen geben, so würden vor 100 Mark Kapital, wenn es im ganzen Jahre in der Sparkasse zinstragend liegt, 15 Pfennig oder 0,15 Prozent Steuer erhoben werden. Die Steuer würde zweckmäßig durch die Sparkassen zu erheben und zu verrechnen sein, die dem Reiche für die richtige Erhebung haftbar sein müßten. Am einfachsten kann die Verrechnung durch Steuermarken erfolgen, die in die Kontobücher der Sparkassen bei den einzelnen Konten neben dem Eintrag der Zinsbeträge einzukleben und dort zu entwerten wären. Die Prüfung der richtigen Verrechnung hätte durch die Steuerbeamten zu geschehen, die ab und zu zu diesem Zwecke die Bücher der Sparkassen einsehen müßten. Dabei hätten sie sich jeder überflüssigen Einsichtnahme zu enthalten, auch würden sie zu besondrer Verschwiegenheit zu verpflichten sein.

Nach den oben gegebnen Berechnungen kommen jetzt rund 460 Millionen Mark an Zinsen auf. Nehmen wir nun den Steuersatz von 5 Pfennig für jede volle Mark Zinsen oder für jeden Zinsbetrag über 50 Pfennig an, so ergibt das — wenn für die Zinsbeträge bis zu 50 Pfennig der ansehnliche Betrag von 60 Millionen Mark zurückgerechnet wird — bei 400 Millionen Mark einen Steuerbetrag von 20 Millionen Mark. Da den Sparbüchern der Sparkassen die Rechnungs- oder Einlegebücher der Banken usw. ganz ähnlich sind, so werden die in solchen Büchern aufkommenden Zinsen in derselben Weise zur Besteuerung herangezogen werden müssen. Wie hoch sich diese Zinserträgnisse belaufen, entzieht sich der Kenntnis, sicher aber ist die Summe noch viel höher als bei den Sparkassen, weil dabei oftmals große Summen in Betracht kommen, was bei den Sparkassen nicht der Fall ist, da diese meist nur bis 1500 Mark, in seltnen Ausnahmefällen bis 3000 Mark auf ein Buch annehmen. Die vorgeschlagne Steuer und die Art ihrer Erhebung würde den Vorzug haben, daß niemand von den Steuerpflichtigen einen Betrag bar zu zahlen haben würde, und das ist es ja, was immer am schmerzlichsten empfunden wird: wenn man von seinem baren Gelde etwas zum Steueramte schaffen muß.

Ob nach der Einführung der vorgeschlagnen Steuer auch eine Steuer auf Zins- und Dividendenscheine zu legen sein wird, muß der Erwägung der gesetzgebenden Faktoren im Reiche anheimgestellt werden. Kommt man auf eine

solche Steuer zu, so würde auch hieraus eine beträchtliche Gesamtsumme erzielt werden. Jedenfalls kann aus der hohen Summe der Zinsen aus den ungeheuern Summen in den Sparkassen (rund fünfzehn Milliarden Mark) und aus den Einlagen auf Rechnungsbücher bei den Banken und Bankiers für die Reichskasse eine nicht unbedeutende Summe von den ihr so notwendigen Einnahmen gezogen werden, ohne daß jemand empfindlich getroffen wird.

Ein Mittel zur Förderung unsers gemeinnützigen Lebens

Ein Vorschlag von Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel

Unser gemeinnütziges Leben hat sich zu reicher Blüte entwickelt. Neben zahllosen Wohltätigkeitsvereinen vom kleinsten bis zum größten Umfange, neben wohltätigen und gemeinnützigen Stiftungen, neben der staatlichen, städtischen, kirchlichen und rein privaten Wohlfahrtspflege auf den verschiedensten Gebieten haben wir unzählige Vereine, die sich gemeinnützigen Aufgaben der mannigfachsten Art widmen: der Bekämpfung des Alkoholmißbrauches und der Veredlung der Volksgeselligkeit, der Förderung der Volks- und Jugendspiele, der Bekämpfung der Tuberkulose, der Verbreitung guter Bücher, der Förderung entlassener Sträflinge, der Erhaltung der alten Heimatkunst, der Hebung der künstlerischen Kultur usw. Vielleicht ist nichts für die Vielseitigkeit unsers Kulturlebens bezeichnender als diese unermeßliche Reichhaltigkeit unsers gemeinnützigen Lebens. Wer könnte wohl behaupten, dies in seinen mannigfachen Formen und Äußerungen zu übersehn? Nicht einmal die „Zentralstelle für Volkswohlfahrt", die vor zwei Jahren aus der alten „Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen" entstanden ist, wird einen zureichenden Überblick darüber haben. Und so liegt die Gefahr nahe, daß trotz des warmen Idealismus, der sich auf so vielen verschiednen Gebieten praktisch betätigt, trotz der großen Geldmittel, die für unser gemeinnütziges Leben aufgewandt werden (wenn man die Ausgaben all der verschiednen Einzelvereine, Stiftungen usw. zusammenzählt), trotz des Eifers, mit dem allenthalben auf gemeinnützigem Gebiete gearbeitet wird, doch eine große Kraftverschwendung stattfindet, die um so bedauerlicher ist, als unzählige gemeinnützige Aufgaben noch ihrer Lösung harren.

Wirklich ist diese Kraftverschwendung sehr groß. Der eine Verein weiß vom andern nicht viel oder überhaupt nichts. Es kann vorkommen, daß für denselben Zweck in einer und derselben Stadt zwei oder noch mehr verschiedne Vereine bestehn, oder daß jemand, der nicht aus Eitelkeitsgründen dazu getrieben wird, einen neuen Verein für eine Sache begründet, für die ein alter

Verein längst vorhanden ist. Wer jemals für eine gemeinnützige Sache geworben hat, wird das alte Lied kennen, das ihm überall entgegentönt, wo er mit der Bitte um Geld anklopft: „Sie glauben ja gar nicht, wie unendlich viele Anforderungen an mich herantreten! Woche für Woche gelangt ein Dutzend Briefe mit der Bitte um Unterstützung von Privatpersonen oder um Zuwendung eines Vereinsbeitrags an mich! Ich kann einfach nicht mehr geben!" Und doch gibt es andrerseits (zumal im gebildeten Mittelstande) noch immer Leute, die ideal genug denken, daß sie einer neuen gemeinnützigen Unternehmung, die einem guten Grundgedanken dient und vernünftig aufgebaut ist, gern einen Beitrag zuwenden. Oder sie stellen ihr doch mindestens ein wenig Zeit zur Verfügung und suchen in ihrem Sinne zu wirken.

Wie häufig aber kommt es vor, daß jemand, der sich für ein bestimmtes gemeinnütziges Gebiet interessiert, erst nach vielen Jahren erfährt, daß auf demselben Gebiete von diesem Vereine oder von jenem Manne schon lange eifrig gearbeitet wird! Wie könnte man hier eine schnellere Verbindung herbeiführen? Und wie könnte man ferner dazu beitragen, daß die verschiednen gemeinnützigen Vereine nicht nur in die Tätigkeit der Körperschaften, die auf demselben Gebiete arbeiten, einen tiefern Einblick gewinnen, sondern auch in die Unternehmungen der Vereine und Stiftungen, die auf verwandtem Gebiete tätig sind? Denn auch das ist zweifellos wichtig, daß man über diese angrenzenden Gebiete gut Bescheid weiß. Auch hier kann dann viel Kraftverschwendung verhindert werden. Gewisse Erfahrungen, die ein gemeinnütziger Verein macht, können für alle andern Vereine desselben Gebietes von dem größten Werte sein und diesen viel Geld sparen: Erfahrungen zum Beispiel, die sich auf die Psychologie der Geldgeber beziehen, oder Erfahrungen über die Schaffung zweckmäßiger Bureaueinrichtungen gerade für gemeinnützige Unternehmungen usw.

Für alle diese Zwecke wäre eine engere Fühlungnahme unsrer gemeinnützigen Vereine und Stiftungen und der in Betracht kommenden Persönlichkeiten untereinander sehr wünschenswert. Die Zentralstelle für Volkswohlfahrt wird diese Fühlung auf gewissen Gebieten herzustellen suchen; aber sie wird sich (zumal in der ersten Zeit) wohl darauf beschränken, besonders wichtige Gebiete des gemeinnützigen Lebens auf ihren Konferenzen durch Vorträge beleuchten zu lassen, in ihrer Zeitschrift bestimmte Anregungen zu geben und die Studienreisen weiterzuführen, die schon ein wichtiges Glied in den Bestrebungen der alten Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen waren.

Meiner Ansicht nach ließe sich nun jene dringend erwünschte engere Fühlung durch ein Mittel herstellen, das nicht allzu kostspielig ist, sich mindestens zum Teil bezahlt machen würde, und das unserm gemeinnützigen Leben einen starken Aufschwung geben würde.

Dieses Mittel wäre die Einrichtung eines gemeinnützigen Ferienkursus. Wir haben bekanntlich Ferienkurse, wie sie ursprünglich von den englischen Universitäten im Anschluß an die Bestrebungen der University

Extension Lectures (Volkshochschulkurse) ausgingen, seit einer Reihe von Jahren auch in Deutschland an verschiednen Stellen mit bestem Erfolge erprobt. In Jena, in Marburg, in Heidelberg, in Greifswald, in Salzburg und in andern Städten finden solche allgemein bildenden oder vorwiegend philologische Stoffe behandelnden Kurse statt. Ursprünglich war der Umfang ein kleiner; hier und da aber, so namentlich in Jena, wächst er von Jahr zu Jahr. In Jena zum Beispiel besuchten die Ferienkurse vom 15. bis 19. August 1908 etwa 650 Personen. Ein Teil der Besucher besteht aus Ausländern, die Mehrzahl aus Deutschen. Nicht nur Lehrer und Lehrerinnen, die sich für ihren Beruf weiterbilden wollen, sondern auch Angehörige der verschiedensten andern Berufskreise (Theologen, Ingenieure, Juristen, Architekten, Ärzte, Redakteure, pensionierte Offiziere usw., und besonders viele Damen ohne Beruf) nahmen an den Kursen mit großem Eifer teil. Die Dozenten, die zum Teil Hochschulprofessoren oder Privatdozenten sind, zum andern Teil auch Privatgelehrte, liegen ihrer Aufgabe mit vieler Freude ob, weil die Zuhörer eben mit vollem Interesse bei der Sache sind und niemand an diesen Vorlesungen gezwungen teilnimmt.

Wollte man solche Vorlesungen auf gemeinnützigem Gebiete veranstalten und einen gemeinnützigen Ferienkursus einrichten, so würde er sicherlich die allerlebhafteste Teilnahme finden. Ich will genauer schildern, wie ich mir die Sache denke.

Es wäre zweckmäßig, die Dauer des Kursus auf mindestens eine Woche, möglichst auf zwei Wochen festzusetzen, ihn jedoch nicht darüber hinaus auszudehnen. Die einzelnen Vorlesungen würden also aus sechs oder zwölf Stunden bestehn, sodaß wochentäglich für jede Vorlesung eine Stunde angesetzt würde. Die Vorlesungen müßten sich auf die Zeit von acht bis ein Uhr und von drei bis fünf Uhr verteilen, unter keinen Umständen später angesetzt werden. Der Abend müßte für Einzelvorträge freibleiben, an die sich, wenn es irgend gewünscht wird, eine Diskussion anschließen müßte — und für kleinere Zusammenkünfte der einzelnen Dozenten mit ihren Zuhörern sowie für die notwendige Erholung der Hörer. Denn nichts ist falscher als die in Deutschland so häufige Überlastung der Teilnehmer solcher Veranstaltungen. Wir haben noch nicht gelernt, unsern Arbeitseifer so weit zu zügeln, daß ein richtiges Gleichmaß zwischen Arbeit und Erholung gegeben ist. Der Inhalt der Vorlesungen kann um so besser aufgenommen werden, er wird um so tiefer wirken, wenn der Geist des Hörers nicht nach wenig Tagen schon durch ein Übermaß von geistiger Arbeit ermüdet und abgestumpft ist. Die Teilnahme an deutschen Kongressen ist zuweilen auch für den kräftigsten Mann eine außerordentliche Anstrengung; oft kommt man körperlich und geistig überanstrengt davon nach Hause zurück. In England dagegen, in Amerika und in andern Ländern versteht man es viel besser, die Arbeit auf ein bestimmtes Maß zu beschränken, etwa zu bestimmen, daß die regelmäßigen Vorträge um

vier oder fünf Uhr nachmittags aufhören, damit dann noch Zeit für eine wirkliche Erholung, für den Verkehr der Teilnehmer unter sich und für Besichtigungen verbleibt.

Denn auch Besichtigungen müßten in das Programm der gemeinnützigen Ferienkurse aufgenommen werden. Wer sich mit gemeinnützigen Problemen beschäftigt, gewinnt vielfach erst dann Klarheit, wenn er sich persönlich und mit eignen Augen von vorhandnen Schäden und von dem, was zu ihrer Bekämpfung praktisch schon geleistet ist, überzeugt hat. Wie wollte man wohl gegen das Wohnungselend ankämpfen können, wenn man es nicht selbst mit eignen Augen in seinen mannigfachen Formen gesehen hätte? Wie kann man über Volksbibliotheken und Lesehallen urteilen, ohne solche Anstalten mehrfach besucht zu haben? Solche Besichtigungen aber kann der einzelne viel schwerer unternehmen als eine größere Gemeinschaft, zumal wenn an ihrer Spitze Fachleute stehn. Die Besichtigungen würden deshalb vielen Vorlesungen der gemeinnützigen Ferienkurse erst den richtigen Hintergrund und die erwünschte Gründlichkeit geben.

Um möglichst gute Gelegenheit zu Besichtigungen auf verschiednen Gebieten des gemeinnützigen Lebens zu haben, wird es notwendig sein, den gemeinnützigen Ferienkursus nicht in einer der idyllischen kleinen Universitätsstädte abzuhalten, in denen die oben als Beispiele genannten Ferienkurse stattfinden, sondern in einer Großstadt. Am besten würde sich wohl Berlin dazu eignen — mindestens für den ersten Versuch des Ferienkursus. Wohnen doch auch in der Reichshauptstadt allein so viele Menschen, die sich für gemeinnützige Bestrebungen interessieren, daß sie schon einen großen Zuhörerkreis stellen werden, wenn die Ferienkurse rechtzeitig und geschickt bekannt gemacht werden.

Auch die Zeit für die Veranstaltung des Kursus würde anders gewählt werden müssen als für die übrigen Ferienkurse. Diese pflegen gegen Schluß der Hundstagsferien stattzufinden; den Teilnehmern ist das recht, weil sie die Reise zum Ferienkurs häufig mit ihrer Erholungsreise verbinden können, und weil sie noch während der Teilnahme an dem Kursus in schöner Umgebung leben. Ob sich für einen gemeinnützigen Ferienkurs im Hochsommer genügend Teilnehmer finden würden, zumal da er aus dem genannten Grunde in einer Großstadt stattfinden müßte, ist mir mehr als zweifelhaft. Ich würde es für richtiger halten, wenn man ihn in die Oktoberferien legte. Daß die Teilnehmerzahl dann eine besonders große sein kann, haben die Ferienkurse gezeigt, die der Verein für Sozialpolitik im Jahre 1894 in den Hörsälen der Berliner Universität veranstaltete. Viele fanden im Auditorium Maximum statt und vereinigten eine Teilnehmerzahl von, wenn ich mich recht erinnere, über vierhundert Zuhörern; auch hier sah man Angehörige der verschiedensten Berufskreise und Lebensschichten nebeneinander. Oft habe ich das Bedauern aussprechen hören, daß diese sozialpolitischen Ferienkurse (in denen damals

zum Beispiel Schmoller, Ad. Wagner, Brentano, Conrad, Elster, Oldenberg sprachen) nicht wiederholt worden sind.

Über die Gegenstände der Vorlesungen der gemeinnützigen Ferienkurse etwas zu sagen, ist eigentlich überflüssig. Die verschiednen Tätigkeitsgebiete, aus denen sich unser gemeinnütziges Leben zusammensetzt, werden schon dafür zu sorgen suchen, daß sie alle vertreten sind. Um nur einige der wichtigsten Gegenstände zu nennen, so müßten Vorlesungen gehalten werden über Wohnungsreform, über Bodenreform, über die Gartenstadtbewegung, über Spar- und Bauvereine, über Volks- und Jugendspiele, über die Zurückdrängung der Tuberkulose, über die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, über Volksnahrungsmittel, über Arbeitergärten, über Volksparke, über Volksbibliotheken und Lesehallen, über die Verbreitung guter Literatur, über die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs, über erste Hilfe bei Unglücksfällen, über Krüppelfürsorge usw. Auch eine Vorlesung über die Geschichte des gemeinnützigen Lebens sollte veranstaltet werden — falls sich für diesen schwierigen Gegenstand ein Redner finden läßt. Endlich halte ich für eine der wichtigsten Vorlesungen, die dort gehalten werden müßten, eine solche über die Organisation von Vereinsbureaus.

Natürlich wäre es unmöglich, die Teilnehmer zu diesen Kursen ohne Entgelt zuzulassen. Es müßte ein allgemeines Einschreibegeld gezahlt werden und für jede Vorlesung noch ein besondres Honorar. Beide Summen aber müßten so niedrig bemessen sein wie möglich, damit jeder, der den ernsten Wunsch hat, daran teilzunehmen, dazu imstande ist. Vielleicht genügt es daher, das allgemeine Einschreibegeld auf sechs Mark festzusetzen und das Honorar für die sechsstündige Vorlesung auf zwei Mark. Wer vier Vorlesungen eine Woche hindurch hört, würde danach nur vierzehn Mark zu zahlen haben, wer zwei Wochen hindurch je drei, insgesamt also sechs Vorlesungen zu je sechs Stunden hört, würde nur achtzehn Mark zu entrichten haben.

Ob die so aufgebrachten Mittel ausreichen würden, um die Ausgaben für die vorbereitenden Arbeiten, für die Ankündigung des Kursus und die Verschickung von Tausenden von Prospekten, für die Honorierung der Vortragenden usw. zu decken, kommt hauptsächlich wohl auf die Zahl der Teilnehmer an und darauf, ob entsprechende Räumlichkeiten billig oder umsonst zu haben sind. Bestimmte Erfahrungen nach dieser Richtung liegen ja schon vor. Man denke nur an die „Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung", deren Ehrenpräsident der Reichskanzler ist, und die unter der tätigen Leitung des Ministerialdirektors Dr. Thiel in Berlin steht; oder an den Fortbildungskursus, den kürzlich der Zentralausschuß für innere Mission veranstaltete. Eine gewisse Garantiesumme müßte allerdings wohl für den ersten Ferienkurs vorhanden sein. Ich sollte denken, daß sie sich beschaffen lassen müßte.

Die Organisierung des gemeinnützigen Ferienkursus würde wohl am besten von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt ausgehen. Sie ist heute der

gegebne Mittelpunkt für alle gemeinnützigen Bestrebungen im Deutschen Reiche, und da sie ihren Sitz in Berlin hat und fast mit allen gemeinnützigen Körperschaften irgendwie Fühlung unterhält, würde es ihr am leichtesten sein, den Kursus ins Leben zu rufen und zu leiten.

Die Vorteile, die der gemeinnützige Ferienkurs mit sich bringen würde, müssen sehr hoch eingeschätzt werden. Einige davon sind schon oben angedeutet: eine bessere Orientierung der Teilnehmer an gemeinnützigen Bestrebungen auf dem weiten Felde der eignen und benachbarten Bestrebungen, die Vermeidung unnützer Kraftverschwendung, das Lernen aus den Erfahrungen andrer. Nicht der kleinste Vorteil aber würde der sein, daß eine ganze Anzahl von Menschen, die Lust und Zeit haben, sich dem gemeinnützigen Leben wenigstens für einige Stunden der Woche zu widmen, sich einen Überblick darüber verschaffen könnten, und daß sie nicht nur zur Teilnahme an gemeinnützigen Bestrebungen angeregt und vorgebildet, sondern auch in den Stand gesetzt werden würden, sich auf diesem weiten Felde ein engeres Gebiet auszusuchen, für das Neigung und Fähigkeit sie besonders geeignet machen würden. Es will mir auch nicht unwahrscheinlich vorkommen, daß der eine oder andre Teilnehmer für ein bestimmtes Gebiet so große Vorliebe gewinnt, daß er (oder sie) für den betreffenden gemeinnützigen Zweck eine größere Summe spendet. Auf alle Fälle wird der Kursus, auch wenn er sich unerwarteterweise nicht bezahlt machen sollte, gute Früchte tragen und unserm gemeinnützigen Leben zu kräftigem Aufschwunge verhelfen. Es wäre prächtig, wenn er schon Anfang Oktober 1909 stattfinden könnte.

Aus Paul Lindaus Flegeljahren

Eine Erinnerung zu seinem siebzigsten Geburtstage

Unsre heutigen Studenten wissen nicht, wie gut sie's haben. Fast an allen deutschen Universitäten werden Vorlesungen gehalten über deutsche Literaturgeschichte, über französische und englische Literaturgeschichte, über Kunstgeschichte, Musikgeschichte, Ästhetik, und für alle diese Fächer gibt es einen „ordentlichen" Professor, einen „außerordentlichen" Professor und womöglich noch einen Privatdozenten, und diese alle züchten in Seminaren und Gesellschaften mit Hilfe von Seminararbeiten und Doktordissertationen eine solche Menge von Nachwuchs, daß nicht nur Bibliotheken, Museen und Konservatorien, Verlagsbuchhandlungen und Zeitungsredaktionen reichlich mit akademisch gebildeten Helfern versorgt, sondern auch die Lehrstühle der Universitäten in Zukunft werden doppelt besetzt werden können.

Wie anders war das noch vor vierzig Jahren! Da galt noch alle Beschäftigung mit Literatur- und Kunstwissenschaft für universitätsunwürdig; nur „Dilettanten", „Literaten" und „Journalisten" gaben sich mit dergleichen ab. Ein Mann wie Lübke wurde über die Achsel angesehen. Männer wie Anton Springer und Jakob Burckhardt konnte man zwar nicht gut über die Achsel ansehen, aber doch nur deshalb nicht, weil sie nicht bloß Kunsthistoriker, sondern auch Historiker waren. An der Leipziger Universität gab es damals einen einzigen Dozenten für deutsche Sprache und Literatur. Seine Lieblingskollegien waren: Deutsche Grammatik, das Nibelungenlied und Goethes Faust. In der Grammatik aber kamen wir nicht über die Laut- und Formenlehre, im Nibelungenlied nicht über die böse Handschriftenstreitfrage, im Faust nicht über die alten Faustbücher hinaus — dann war das Semester wieder zu Ende, wenn nicht für den Professor, so doch jedenfalls für uns. Bei der hundertjährigen Feier von Gellerts Todestag (13. Dezember 1869) hielt nicht er, sondern ein Theolog, und zwar der Dogmatiker, die Gedächtnisrede! Neben ihm gab es einen Dozenten für die romanischen Sprachen und Literaturen, der sich aber auf Grammatik des Altfranzösischen beschränkte, und dessen Hauptarbeitsgebiet gar nicht die romanischen Literaturen, sondern die mittelalterliche lateinische Literatur war. Die englische war überhaupt nicht vertreten. Der sie einmal vertreten hatte, war einige Jahre zuvor gestorben, ein komischer alter Herr, der im Kolleg mit geschlossenen Augen, den Bleistift an der Nase, seine Weisheit geheimnisvoll unter die paar Zuhörer raunte, die — mehr joci causa — an heißen Sommernachmittagen in seinem kühlen Auditorium in Hemdsärmeln saßen und rauchten. Er las ein Kolleg über Shakespeare, über den er auch ein zweibändiges Werk geschrieben hatte: „Shakespeare in seiner Wirklichkeit", außerdem ein Kolleg über Ästhetik, aus dem mir wenigstens ein Satz in der Erinnerung geblieben ist, der Satz: „Gelb, meine Herren, Gelb ist die Farbe der Schnelligkeit; gelb ist die Sonne, gelb ist der Löwe, gelb sind die Postkutschen." Ob auch die Postkutschen wirklich von ihm stammten, oder ob wir sie hinzugefügt hatten, weiß ich nicht mehr. Die Kunstgeschichte war nur als Geschichte der antiken Kunst da. Über Phidias und Polygnot wurden wir sehr eingehend unterrichtet; die Parthenonskulpturen und die Lade des Kypselos waren uns vertraute Kunstwerke. Über einen neuern Künstler aber hörten wir höchstens gelegentlich einmal ein Wort in einer geringschätzigen Parallele. Für Musikwissenschaft und Musikgeschichte hatte sich eben ein vielversprechender blonder Jüngling habilitiert; als er aber angefangen hatte, im Tageblatt Konzert- und Opernberichte zu schreiben, wurde seine Kenntnis, sein Urteil und seine ganze Bildung der Fakultät mit Recht so verdächtig, daß, als es einmal ausnahmsweise eine musikgeschichtliche Arbeit zu begutachten gab, sie nach Berlin geschickt wurde.

Nun war aber noch einer da, eine Art „Mädchen für alles", ein schon bejahrter Herr, ein höherer Fünfziger mit langem grauem Haar und grauem Schnurrbart, von Geburt ein Lausitzer; er sprach wie ein Feldwebel und schnarrte

ein mächtiges Zungen=r. Das war der außerordentliche Professor Dr. Johannes Minckwitz. Er war von Haus aus eigentlich klassischer Philolog, Schüler Gottfried Hermanns, mit dem er aber zerfallen war, seit er sich der deutschen Dichtung, insbesondre der Übersetzungskunst zugewandt hatte. Er hatte Übersetzungen des Homer, der griechischen Tragiker und des Aristophanes geliefert (für die bekannten zwei Stuttgarter Übersetzungssammlungen), auch mythologische Werke verfaßt. Er hatte in den dreißiger Jahren mit Platen in Briefwechsel gestanden und hatte diesen Briefwechsel und später auch Platens Nachlaß herausgegeben. Er hatte Lehrbücher über deutsche Verskunst veröffentlicht und unter dem Titel „Der neuhochdeutsche Parnaß" eine deutsche Literaturgeschichte von 1740 bis 1860 drucken lassen, worin höchst auffällige Urteile über zeitgenössische Dichter standen. Er hatte aber auch selbst gedichtet, und zwar fast ausschließlich reimlose Oden, in denen er Gott und alle Welt, gekrönte Häupter, Gelehrte und Dichter ansang, in so kunstvollen pindarischen Strophen, daß er über jede Ode die Versmaße setzen lassen mußte, damit man sie richtig skandieren könne. Auch ein Schauspiel hatte er verfaßt: „Der Prinzenraub", das er dem damals zehnjährigen Prinzen Albert, dem nachmaligen sächsischen König, gewidmet hatte, wobei er ihm aber den Rat gegeben hatte, es nicht zu lesen. Daß er sich für einen sehr großen Dichter hielt, unterlag keinem Zweifel. Schon seit Jahren war er überzeugt, daß er „dem Zeitenmeer der Ode dritten Preis entrungen" habe, und in seinen Schriften über Poetik führte er mit Vorliebe seine eignen Dichtungen als Beispiele und Muster an. Sein dichterisches Hauptwerk aber war noch ungedruckt. Er hatte, wohl angeregt durch das Jubiläum von 1863, ein großes Epos über die Leipziger Völkerschlacht in Angriff genommen. In Leipzig erzählte man sich die wunderbarsten Dinge davon, denn er hatte schon wiederholt Proben in kleinern Kreisen zum besten gegeben, auch in seinen Kollegien Stücke daraus vorgelesen. In den Oktobertagen des Jahres 1869 nun trat er endlich damit an die Öffentlichkeit. Er ließ an zwei Abenden hintereinander im Saale des alten, geschichtlich berühmten Hôtel de Prusse — des Hotels, wo Napoleon die Nacht vom 18. zum 19. Oktober 1813 zugebracht hatte — Bruchstücke seines Epos von einem Schauspieler, der im Besitz eines gewaltigen Brusttons war, vortragen, nach einer literargeschichtlichen Einleitung, in der als die drei größten Epiker aller Zeiten Homer, der Dichter des Nibelungenliedes und Ariost gepriesen wurden. Als vierten ihnen in Zukunft sich selbst angereiht zu sehen, war, wenn auch nicht die ausgesprochne, so doch die stillschweigend gehegte Hoffnung des Dichters. Der Erfolg war aber ganz niederschlagend. Die spärlich erschienenen Zuhörer langweilten sich; nur ab und zu wich die Langeweile einer gewissen Heiterkeit, nämlich bei besonders prosaischen Wendungen, geschmacklosen Bildern und ungeschickten Reimen. Selbst das zahme Leipziger Tageblatt bewunderte zwar, welche Anstrengungen der Verfasser gemacht habe, um dem Stoffe poetische Seiten abzugewinnen, rühmte auch, daß an einzelnen Stellen „der echte epische Geist

aufblitze", mußte aber doch zugestehn, daß an vielen andern Stellen „die prosaischen Vorgänge den Dichter mit in die Prosa hineingezogen" hätten. In andern Zeitungen aber — in der Leipziger Zeitung, in den Leipziger Nachrichten und im Theater- und Fremdenblatt erschienen nur absprechende Berichte. Unter den Beispielen von Geschmacklosigkeit, die angeführt wurden, waren gewiß manche mit Unrecht aufgestochne; so, wenn der Dichter gesungen hatte:

Er will uns Netz uns locken,
Wie man auf diesen Fluren die Lerchen fängt zu Schocken.

Diesen Vergleich konnte nur jemand lächerlich finden, der nichts davon wußte, daß wirklich früher auf den Feldern um Leipzig die Lerchen schockweise mit Netzen gefangen und dann in Schachteln gepackt zu Markte gebracht worden waren. Wenn es aber dann weiter hieß, daß das „Knacken" der Flintenhähne geklungen habe, „wie wenn im hohen Tann die bunten Spechte hacken", wenn das im Winde zitternde Pappellaub verglichen wurde mit „Vögeln, welche (!) zappeln", wenn Napoleon, „der große kühne Weisel im Schlachtenbienenstock", den kämpfenden Italienern zurief:

Es tut euch nichts, Putthühnchen, laßt nur die Kugeln tanzen,
Und denkt in euerm Herzen: es regnet Pomeranzen!

wenn Reime ans Ohr schlugen wie Speer und Lorbeer, Moor und Stadttor, Sturm und Leuchtturm, Qualm und Schlachtpsalm, so mußte das ja komisch wirken. Die größte Heiterkeit hatte es erregt, daß Napoleons kupferfarbig fahles Gesicht mit einem „bräunlich glatten Solei" verglichen worden war — freilich auch ein echt Leipzigischer Einfall wie die Lerchen. Nun hatte aber den einen der drei absprechenden Berichte, den in der Leipziger Zeitung, eine Persönlichkeit unterzeichnet, die sich ebenfalls für einen großen Dichter hielt: der „Cavaliere" Julius Schanz, der damals Leipzig wieder einmal mit seiner Gegenwart beglückte, nachdem er, ein zahm gewordner Revolutionär von 1848, einige Jahre in Italien als Professor der neuen Sprachen und Literaturen gewirkt hatte, ein recht bedenklicher literarischer Schnorrer, und nach einigen Tagen wurde gar bekannt, daß er auch die beiden andern Berichte, die nicht unterzeichnet gewesen waren, geschrieben hatte! Also unzweifelhaft ein Racheakt — Minckwitz hatte ihn vor Jahren einmal aus dem Hause geworfen! —, und dabei tat der „Cavaliere", als ob er nur „das Interesse der deutschen Literatur" gewahrt, die „Würde der Kunst" gegen Minckwitz geschützt habe. Die Folge war ein Preßgeplänkel von Eingesandts, durch das sogar der chronische Preßkampf, der damals in Leipzig zwischen den Freunden Laubes und den Anhängern Gottschalls um das Theater tobte, auf einige Tage unterbrochen wurde. Für das neue Semester hatte Minckwitz wieder sein berühmtes Kolleg angekündigt: „Die deutsche Poesie seit Schillers Tode". Die Studenten, die von dem Völkerschlachtepos gehört hatten, freuten sich mächtig darauf und fanden sich in hellen Haufen in dem Auditorium Nr. 17 ein, weil sie sich einen Hauptjux versprachen. Drei Tage hintereinander war das Auditorium abends von sechs bis sieben Uhr

dicht gefüllt. Aber wer nicht kam, war Minckwitz. Die Studenten mußten sich allein amüsieren, sie blieben zusammen, rauchten, hielten Reden und sangen Lieder („Der Herr Professor liest heut kein Kollegium"), sodaß sich vor den Fenstern, die hinaus auf den Augustusplatz gingen, das Publikum ansammelte und erstaunt aufhorchte. In den nächsten Tagen aber verlor die Sache ihren Reiz; man fragte nicht mehr nach dem Epos.

Da kam unerwartet noch ein Nachspiel. Im Frühjahr 1869 hatte sich ein jüngerer „Literat" in Leipzig niedergelassen, aus Magdeburg gebürtig, Heinrich Gustav Paul Lindau geheißen. Er war zuletzt in Elberfeld seßhaft gewesen, als Redakteur bei der Elberfelder Zeitung, hatte aber den Staub Elberfelds von seinen Füßen geschüttelt, nachdem er von der dortigen „Zuchtpolizeikammer" zu 25 Talern Strafe verurteilt worden war, weil er in einer angeblichen Korrespondenz aus Köln („Militärgerichtliches") „die Einrichtungen des Staates resp. die Anordnungen der Obrigkeit durch Verbreitung teils erdichteter, teils entstellter Tatsachen dem Hasse und der Verachtung ausgesetzt" hatte. In Leipzig hatte er einen Unterschlupf gefunden bei der damals von Dohm und Rodenberg im Verlag von Payne herausgegebenen Monatsschrift „Der Salon". Hier hatte er seit dem April unter dem Titel „Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters" äußerst schnoddrige Feuilletons veröffentlicht, worin er Personen und Vorgänge, die sich gerade in den Vordergrund des Tagesinteresses drängten, verspottete (Gustav Rasch, Ludwig Eckart, Tempelter, den Wiener Journalistentag, die Humboldtfeier, Ada Christen usw.). Sie waren zwar alle nach demselben Rezept gemacht, aber doch meist so ergötzlich, daß dem Erscheinen jedes nächsten Heftes mit Vergnügen entgegengesehen wurde. Nun war aber für die Dezembernummer offenbar Stoffmangel, und so verfiel der „Kleinstädter" auf — den armen Minckwitz! Er war zwar gar nicht in den beiden Vorlesungen gewesen, kannte das Minckwitzsche Epos nur vom Hörensagen und aus den Zeitungsberichten des „Cavaliere", aber das Heft war fällig, und so mußte Minckwitz herhalten. Diesmal war aber der „Kleinstädter" an den Unrechten gekommen. Minckwitz stellte beim Leipziger Bezirksgericht Strafantrag gegen den „Salon". Lindau bekannte sich sofort als den einzigen Schuldigen, das Verfahren gegen ihn wurde mit den üblichen Nachforschungen über etwaige „Vorstrafen" eröffnet, und am 26. März 1870 reichte Lindau zum Aktenschluß folgende von ihm eigenhändig geschriebene Verteidigung ein*):

Die von Professor Minckwitz unterzeichnete Klageschrift, in welcher geradezu beleidigende Ausdrücke, wie „grobe Schmähung", „niedrige Verleumdung", „Bosheit", „Falsum", deren Beurteilung und Zulässigkeit dem Gericht unterstellt bleiben, mit einer Freigebigkeit ausgeteilt werden, als handle es sich um schlechte Verse, erachtet vornehmlich drei Stellen meines Artikels für strafbar.

*) Die Akten waren vor einigen Jahren mit tausend andern Aktenstücken zum Einstampfen bestimmt, wurden aber von einem Kundigen, der hinter der trocknen Registratur „Minckwitz contra Lindau. 1869" den schmackhaften Inhalt witterte, vor diesem Schicksal bewahrt.

In dem Passus: „Es gibt keine Dummheit, deren ein deutscher Professor nicht fähig wäre", erblickt Herr Professor Minckwitz einen Angriff auf seine akademische Würde.

Abgesehen davon, daß dieser Passus in seiner ganz allgemeinen Fassung zu einer solchen speziellen Deutung in keiner Weise berechtigt, versäumt es die Klageschrift, hervorzuheben, daß ich diesen Ausruf einen von mir ausdrücklich als polternden, extravaganten und extremen Menschen bezeichneten „Doktor" sagen lasse, daß ich mich keineswegs mit diesem und seinen Ansichten identifiziere und durch den Zusatz „Der Anfang war vielversprechend" deutlich zu verstehen gebe, daß ich die Auffassung und den Ausdruck der von mir als „Doktor" bezeichneten Persönlichkeit nicht teile. Wollte man aber den Schriftsteller für jede Äußerung, die er einer von ihm kreierten Persönlichkeit in den Mund legt, persönlich verantwortlich machen, wohin würde das führen? Dann würde, um nur ein Beispiel anzuführen, wohl auch Schiller wegen der Gottlosigkeiten und Unsittlichkeiten, die Franz Moor spricht, zur Rechenschaft gezogen werden können?

Im übrigen wiederhole ich, daß die Fassung des betreffenden Passus die Nutzanwendung, welche Professor Minckwitz davon macht, gar nicht zuläßt. Ich lasse den Doktor sagen: „Es gibt keine Dummheit, deren ein deutscher Professor nicht fähig wäre!" und das bezieht Herr Professor Minckwitz auf sich. Was ihn dazu veranlaßt, diese allgemeine Sentenz zu einer persönlichen Beleidigung zuzuspitzen, ist mir unklar. Es ist mir nicht bekannt, daß ein Zeitgenosse Schiller verklagt habe, weil dieser seinen Karl Moor sagen läßt: „Mir ekelt vor diesem tintenkleckſenden Säkulum", „Menschen, Menschen! falsche, heuchlerische Krokodilbrut!" und ähnliche injuriöse Allgemeinheiten. Ich habe bis jetzt nicht vernommen, daß ein Theaterfreund Goethe verklagt habe, weil dieser dem Schauspieldirektor die recht unfreundlichen Worte in den Mund legt:

Beseht die Gönner in der Nähe,
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh!

Und so ließen sich aus den Werken unsrer größten Dichter Hunderte und Tausende von Stellen aufführen, die beleidigend sein müßten, wenn es statthaft wäre, dem Allgemeinen eine bestimmte Richtung auf eine spezielle Person zu geben. Ich kann also in dem angezognen Passus etwas Beleidigendes, Strafbares nicht erblicken.

Der zweite angeklagte Punkt betrifft die Herrn Professor Minckwitz zugeschriebene Äußerung: es gebe bloß drei große Epiker: Homer, den Verfasser des Nibelungenliedes, und den dritten verbiete ihm seine Bescheidenheit zu nennen.

Ich konstatiere zunächst, daß diese oder eine sinnverwandte Äußerung Herrn Professor Minckwitz allerdings zugeschrieben wird. Davon kann sich jeder überzeugen, der in den literarischen und akademischen Kreisen Leipzigs verkehrt. Und ich war, als ich jene Zeilen niederschrieb, von der Richtigkeit des verbreiteten Gerüchts vollkommen überzeugt. Damit will ich keineswegs gesagt haben, daß Professor Minckwitz diese Äußerung in der Tat getan habe, und ich habe keinen Grund, die Berechtigung seiner energischen Ablehnung in Zweifel zu ziehen. Aber wie dem Gerüchte entgegentreten? Eine einfache Berichtigung hätte nach meinem Dafürhalten vollkommen genügt, und ich würde es für meine Pflicht gehalten und mir ein besondres Vergnügen daraus gemacht haben, einer solchen berichtigenden Notiz die Aufnahme in den „Salon" zu erwirken. Welches strafbare Moment in dem Passus enthalten sein soll, habe ich nicht ergründen können.

Den größten Nachdruck legt die Klageschrift auf den letzten Punkt. Ich veröffentliche nämlich unter dem Titel: „Der Tod des Heldenjünglings" einige recht schlechte Verse mit recht schlechten Reimen und behaupte, diese Verse seien mir von

einem Freund zugesandt worden, dem Minckwitz einen Einblick in das noch ungedruckte Gedicht „Die Völkerschlacht bei Leipzig“ gestattet habe; diese Verse seien also von Minckwitz. Die Klageschrift bezeichnet dies als ein Falsum, als einen Namensmißbrauch.

Wunderbar! Wenn man zugibt, daß Satire und Parodie berechtigte Formen der literarischen Kritik seien — und ich glaube nicht, daß es in Abrede gestellt werden kann —, so ist es geradezu unerfindlich, wie man in dem von mir verfaßten Artikel etwas andres erblicken kann als eine durchaus berechtigte, rein literarische Kritik. Selbst die Klageschrift gibt zu, daß ich nicht im entferntesten die Absicht gehabt habe, das Publikum über die Urheberschaft der unter dem Namen „Minckwitz“ veröffentlichten Verse zu täuschen. Es konnte dies auch um so weniger meine Absicht sein, als das Publikum des „Salon“, wie jeder Buchhändler bestätigen kann, ausschließlich den gebildeten, urteilsfähigen Klassen angehört. Von einem „Falsum“, von einem „Namensmißbrauch“, die hier vorliegen sollen, kann unter vernünftigen Menschen gar nicht die Rede sein. Daß Herr Professor Minckwitz, der in majorem poetae gloriam alles mögliche tun mag, so weit gehen sollte, selbst zu schreiben:

Geh lahm, mein Humor, nimm Krücken und hink', Witz,
Ach, später werd' ich besungen von Minckwitz,

oder:

Leb wohl, Kamerad, mein Bruder, mein Dicker,
Ja, Minckwitz ist ein großer Epiker!

das wird, glaube ich, kein halbwegs Gebildeter im Ernste annehmen können.

Ich habe also den Namen Minckwitz nicht mißbraucht, sondern einfach gebraucht, und ich glaube nicht, daß mir das verwehrt werden kann. Denn diese Art der Kritik: Parodierung der Schreibweise mit Heranziehung des Namens ist eine in der Literatur längst gebrauchte, allgemein bekannte und durch die Tradition sanktionierte. Ist es nötig, an die Affäre Pustkuchen und Goethe (bei Gelegenheit der „Wanderjahre“), an Wilhelm Hauff und Clauren („Der Mann im Monde“) usw. zu erinnern? Bringt der Kladderadatsch nicht fast in jeder Nummer parodistische Gedichte, welche er scherzweise einem bekannten Dichter zuschreibt? War nicht erst in einer seiner letzten Nummern eine Parodie der Thomasschen Oper „Mignon“ enthalten, als deren Verfasser die Verfertiger des französischen Librettos Michel Carré und Aug. Barbier ausdrücklich bezeichnet waren, obwohl diese Persiflage natürlich im Redaktionsbureau des Berliner Witzblattes angefertigt war? Und das, was, solange überhaupt Parodien geschrieben werden, als statthaft und unangreifbar, was als eine in der Kritik feststehende Form allgemein betrachtet worden ist, das sollte gerade mir verwehrt werden? Ich begreife nicht, wie man die kostbare Zeit des hohen Gerichtsamts in Anspruch zu nehmen sich unterfängt, um es mit derartigen Nichtigkeiten zu behelligen.

Doppelt unglücklich aber ist es, gerade bei den „Harmlosen Briefen“ in der Form der Kritik, wie ich sie dem Minckwitzschen Epos gegenüber gebraucht habe, etwas Seltsames oder gar Strafbares zu erblicken. Wenn dies ein „Namensmißbrauch“, ein „Falsum“ ist, so ist die ganze Serie der „Harmlosen Briefe“, die, wie ich ohne Überhebung sagen darf, den Beifall der Presse und des Publikums gefunden hat, nichts andres als eine ununterbrochne Kette von Fälschungen. Denn diese Form ist gerade in den „Harmlosen Briefen“ stereotyp. Um Dr. Max Hirsch wegen seiner beständigen Berufung auf die englischen Arbeiterverhältnisse zu persiflieren, teile ich eine Rede von ihm mit, die er natürlich nie gehalten hat, ich veröffentliche unter dem Namen Beust eine angebliche Depesche, die Graf Beust nie

hat schreiben können, den Anfang eines neuen Romans von Victor Hugo, den dieser nie schreiben wird, Verse aus dem „Rheingold", die ich Richard Wagner zuschreibe, obwohl ich sie, wie man auf den ersten Blick sieht, selbst gemacht habe, usw. Kurzum, in jedem „Harmlosen Briefe" habe ich, da ich der Ansicht bin, daß die Kritik in der von Prof. Minckwitz verklagten Form (Persiflierung der Schreibweise mit Hinzuziehung des Namens des Kritisierten) besonders wirksam ist, diesen Modus angewandt. Und kein Mensch hat es mir verargt. Eine Verurteilung meines Artikels wäre eine Verurteilung der literarischen Kritik in ihrer wirksamsten Gestalt. Und ich glaube nicht, daß das hohe Gerichtsamt dazu seine Hand bieten kann.

Daß ich Herrn Prof. Dr. Johannes Minckwitz persönlich nicht im entferntesten zu nahe getreten bin, mich vielmehr ausschließlich mit ihm als „Dichter" beschäftigt habe, soweit er der Öffentlichkeit angehört und der Öffentlichkeit unterliegt, ergibt sich aus dem Artikel von selbst. Ich komme daher, und unter Bezugnahme auf das von mir abgegebene Protokoll, naturgemäß zu dem Schluß: der hohe Gerichtshof wolle die Klage des Herrn Professor Minckwitz als grund- und bodenlos zurückweisen.

Gleichzeitig mit Lindau selbst reichte der Advokat, den er angenommen hatte, ein umfängliche Gegenschrift ein, worin er die Anklage „in strafrechtlicher Beziehung" besprach. Auch er gliedert seine Entgegnung nach den genannten drei Klagepunkten. Unter dem aber, was er zur Widerlegung anführt, ist einiges, das schwerlich aus seinem eignen Gedankenkreise stammte, sondern ihm wohl von Lindau zur Verzierung seiner trockneren juristischen Darstellung suffliert worden war, also ebenfalls als Teil von Lindaus Verteidigungsschrift gelten kann.

So bemerkt der Anwalt hinsichtlich des ersten Klagepunktes: „Der vernünftige Zweck [der Kritik] liegt hier in dem Nachweis der Gefahr der Bildung sprachwidriger Reime für die deutsche Sprache, und man darf nur an Büchner, Voigt und Moleschott denken, um die Überzeugung zu gewinnen, daß deutsche Professoren noch viel größerer Dummheiten fähig sind, als der, die deutsche Sprache zu verhunzen." Hinsichtlich des zweiten Klagepunktes weist er darauf hin, daß Lindau erst seit einigen Monaten in Leipzig einheimisch sei. Wenn ihm trotzdem die angebliche Äußerung Minckwitzens (über den dritten großen Epiker) bekannt geworden sei, so sei das ein genügendes Zeugnis für ihre allgemeine Verbreitung. Auf keinen Fall enthalte das Gerücht eine Ehrenkränkung. „Überschätzung der eignen literarischen Leistungen mag zu den Schwächen der Schriftsteller gerechnet werden, aber sie ist nicht geeignet, diese in der allgemeinen Achtung herabzusetzen oder ihren guten Ruf zu gefährden. Den vollgiltigsten Beweis dafür bietet der Umstand, daß noch vor kurzem eine Straße in Leipzig Humboldtstraße benannt worden ist. Hat es aber jemals in der Welt einen verdienstvollen Gelehrten gegeben, der von der kleinlichsten Eitelkeit besessen war und seine Verdienste, wie groß sie auch immerhin gewesen sein mögen, doch noch weit überschätzte, so war es Humboldt. Seine Briefe an Varnhagen von Ense liefern davon reichlich Zeugnis, und doch ist dieser Mann nicht bloß in Leipzig, sondern in der halben Welt, und nicht bloß durch Straßen- und Platzbenennungen, sondern auch durch Stiftungen und Denkmäler in einer Weise geehrt worden, die an Vergötterung grenzt."

Was endlich den dritten Klagepunkt betrifft, so tritt der Anwalt auch hier dem Irrtum entgegen, daß das mitgeteilte angebliche Bruchstück aus dem Epos „Die Völkerschlacht bei Leipzig" geeignet sei, den Verfasser in der allgemeinen Achtung herabzusetzen. „Als ob die allgemeine Achtung von der Kunst bedingt wäre, gute Verse zu machen! So weit auch die Kunst, Verse zu machen, in Deutschland verbreitet ist, so fehlt doch viel daran, daß man sie allgemein verbreitet nennen könnte, und mit so großen Ehren unsre besten Dichter ausgezeichnet worden sind, so hat doch die allgemeine Achtung nichts damit zu tun. Noch leben Millionen, welche die Kunst, Verse zu machen, weder auszuüben noch zu schätzen wissen. Mit Ausnahme des Königlich preußischen Kultusministers ist kein einziger Minister im Norddeutschen Bunde bekannt, der sich mit Versemachen abgegeben hätte, und schwerlich dürfte das Königliche Gerichtsamt die Behauptung aufstellen wollen, daß alle übrigen Minister der Ehre entbehrten oder in der allgemeinen Achtung um deswillen niedriger als andre stünden, weil sie keine Verse machen. ... Die persönliche Ehre eines Menschen ist nicht davon abhängig, ob er gute oder schlechte Verse, zulässige oder unzulässige Reime macht oder nicht. Noch sind wir nicht bei chinesischen Zuständen angelangt, wo die Rangklassen durch die Gelehrsamkeit bestimmt und durch Examina erworben werden. Es wäre denkbar, daß Tennyson, der wohlbestallte Hofdichter von England, durch eine ähnliche Persiflage in seiner Amtsehre sich verletzt fühlen könnte. Hierzulande ist das unmöglich, weil wir keine bestallten Hofdichter haben, und weil Dr. Minckwitz auch nicht einmal bei der Universität als Professor der Dichtkunst, sondern als außerordentlicher Professor angestellt ist. Er kann mithin auch in seiner Amtsehre nicht dadurch beleidigt werden, daß ihm eine außerordentliche Leistung zugeschrieben wurde."

Trotz dieser doppelten witzigen Verteidigung wurde Lindau „wegen mittels Pasquills begangner Verleumdung in ideeller Konkurrenz mit Beleidigung" zu 25 Talern Strafe — davon 5 Talern wegen Rückfalls — verurteilt. Gegen dieses Erkenntnis erhob er sofort Einspruch, und in der öffentlichen Verhandlung, zu der es nun kam, wurde die Strafe auf 20 Taler herabgesetzt „unter Inwegfallstellung des Zusatzes von 5 Talern wegen angenommener Rückfälligkeit". Hiergegen erhob Lindau die Nichtigkeitsbeschwerde. Diese wurde zwar von dem Oberappellationsgericht als „unerheblich" verworfen, aber von dem Vergehen der Beleidigung wurde er freigesprochen und die Sache an das Bezirksgericht zurückverwiesen. Gegen das neue Erkenntnis, das nun folgte — 12 Taler Strafe —, erhob er abermals die Nichtigkeitsbeschwerde, die aber diesmal als „unzulässig" verworfen wurde. Alle diese Etappen des Prozesses wurden von seinem Anwalt mit umfänglichen Schriftstücken begleitet, deren Witz jedoch mit ihrem Umfange nicht zunahm („Getretner Quark" usw.).

Das große Epos von Minckwitz ist meines Wissens niemals im Druck erschienen. Der Dichter hat bis 1884 in Leipzig als außerordentlicher Professor gelebt, dann siedelte er nach Heidelberg über, wo er bald darauf gestorben ist.

Dem zukünftigen Verfasser einer Doktordissertation über Paul Lindau aber, die unzweifelhaft über kurz oder lang an irgendeiner deutschen Universität geschrieben werden wird, werden diese aktenmäßigen Mitteilungen sicher ebenso willkommen sein wie dem zukünftigen Herausgeber seiner „Sämtlichen Werke" die hier mitgeteilte Stilübung aus dem März 1870.

Im übrigen: Aufrichtigsten Glückwunsch! ***

Literarhistorische Rundschau

Von Heinrich Spiero

2

Von den vortrefflichen neuen Ausgaben älterer Werke, die der Insel-Verlag veranstaltet, ist wieder einiges hervorzuheben. Zu den schmucken Zweimarkbänden, von denen ich einige erwähnte, sind jetzt die „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm in einer feinen Auswahl von Paul Merker hinzugetreten, und ihnen gesellt sich eine von Friedrich Ranke besorgte Auswahl aus „Des Knaben Wunderhorn". Ein besondres Schmuckstück ist dann die Ausgabe von Grimmelshausens Abenteuerlichem Simplizissimus in drei Bänden, besorgt von Reinhard Buchwald und vor allem geschmückt mit verkleinerten Wiedergaben der vier meisterhaften Radierungen Max Klingers. Ich glaube zwar nicht mehr, daß heute jemand noch den Simplizissimus im ganzen genießen kann. Aber die schöne Handausgabe verleitet immer wieder zum Blättern und Naschen in diesem urtümlichen, vielfach rohen, vielfach aber auch großen Werk.

Von den Gesamtausgaben neuerer Dichter, die in den letzten Monaten hervorgetreten sind, habe ich die Jakob Julius Davids und Wilhelm von Polenzens hier eingehend gewürdigt, die Auswahl aus den Werken Adolf Sterns ebenfalls mehrfach empfohlen. Nicht zum Glück für den früh verstorbnen Dichter ist nun auch eine Ausgabe der ausgewählten Werke Otto Erich Hartlebens (bei S. Fischer in Berlin) erschienen. Otto Erich Hartleben hat uns allen hier und da viel Vergnügen gemacht, und die leichten Bändchen, die in seinen besten Jahren herausflatterten, waren amüsant, zuweilen anregend, von seinen Versen waren die besten in die neuern Anthologien übergegangen. Nun bringt die dreibändige, vortrefflich ausgestattete Ausgabe die Verse ganz. Sie sind immerhin eine interessante, nur merkwürdig kühle Sammlung, in der Form überall vollendet, vielfach geradezu Platen angenähert, aber ohne einen starken, persönlichen Ton. Die Prosa aber und die kleinern Dramen enttäuschen. Bierzeitungshumor und ganz fein erzählte, aber herzlich unbedeutende Studentengeschichten so als Ernte eines Dichterlebens gesammelt zu sehn, wirkt nicht recht

erfreulich. Die sozialen Dramen, wie „Hanna Jagert", sind, wie wir jetzt erkennen, in vielem ganz konventionell, die satirischen nicht über das Amüsante hinaus gesteigert. Und Überraschung bietet nur der „Rosenmontag". Er zeigt, daß Hartleben das Zeug zu einem tüchtigen Theatraliker hatte, daß er auf diesen Wegen nichts Bedeutendes, aber doch auch nichts Durchschnittsmäßiges, kräftige Bühnenstücke hätte schaffen können, die freilich von den Stürmerwegen, die er einst mit seinen Altersgenossen ging, weit abliegen. Hat man so im ganzen mit der Ausgabe Hartleben keinen guten Dienst erwiesen, so hat es sich außerdem noch der Herausgeber, Franz Ferdinand Heitmüller, recht bequem gemacht und sich nach einem warmen und reizvollen Kindheitstagebuch, das Hartlebens Mutter über den Sohn führte, mit einem Hinweis auf Cäsar Flaischlens bis 1896 (Hartleben starb 1905) gehende Darstellung begnügt. Denen, die den sicherlich reizvollen Menschen Hartleben kannten, werden diese Werke vielleicht etwas wie eine wehmütige Erinnerung sein, der Allgemeinheit haben sie kaum etwas zu sagen.

Von Theodor Fontanes Gesammelten Werken ist eine neue Abteilung von zehn Bänden (bei F. Fontane & Co. in Berlin) erschienen. Die erste brachte die Romane und Novellen; diese enthält die Gedichte, die vier selbstbiographischen Werke, zwei Reisebücher, das Buch über Scherenberg, die Theaterkritiken, die Briefe an die Familie und den Nachlaß — ein Band Briefe an Fontanes Freunde soll noch folgen. Fontane braucht ja nicht mehr durchgesetzt zu werden. Ich möchte im Gegenteil beinahe meinen, daß seine Romane die Höhe ihrer Wirksamkeit schon etwas überschritten haben. Um so wertvoller ist es, daß die übrigen Werke außer den nie genug zu preisenden fünf Bänden der Wanderungen nun ebenfalls bequem vereinigt dargeboten werden. Fontanes poetisches Hauptwerk bleiben schließlich doch die Gedichte, Balladen wie „Die Brücke am Tay" und der „Archibald Douglas", die „Preußischen Helden", all die feinen, kleinen, wunderbar abgetönten Resignationsgedichte des alten Fontane. In den läßlich geschriebnen selbstbiographischen Werken „Meine Kinderjahre", „Von Zwanzig bis Dreißig", „Kriegsgefangen" und „Aus den Tagen der Okkupation" wie in den beiden Reisebüchern „Aus England und Schottland" und „Von vor und nach der Reise" steckt eine Fülle unbefangner, deutscher Anschauung, natürlicher, humorvoller Darstellung von Personen und Sachen, alles mit feiner, künstlerischer Absicht gebracht und dennoch ganz unaufdringlich leicht dargestellt. Am meisten erfreuen wird viele, daß endlich das längst vergriffne Werk „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860" wieder da ist; es ist für die neuere Literaturgeschichte schon durch die eingehende Darstellung des Tunnels über der Spree vollkommen unentbehrlich. Und auch die sogenannten „Causerien über Theater" wird man trotz den Anfechtungen, die sie erfahren haben, mit Vergnügen wieder begrüßen. Denn so wenig Fontane einen festen Standpunkt zur Bühne gewinnen konnte, so wertvoll ist es doch, ihn hier etwas ganz andres als bloße Plauderei, nämlich nur zu oft Bekenntnisse eines Dichters

gegenüber den Eindrücken des Dramas und des Theaters geben zu sehn. Er war vielleicht selten so ganz moderner Impressionist wie in diesen Kritiken, die ihn bei dem schlechten Repertoire des Königlichen Schauspielhauses in Berlin leider nur zu häufig nötigten, seinen Geist am untauglichen Steine zu wetzen. Es stehn ein paar Sachen darin, die auch der beste Kritiker nicht finden wird, wenn er nicht zugleich ein echter, ursprünglicher Dichter ist.

Ein merkwürdiges Seitenstück zu diesem Buch bildet der stattliche Band „Zwölf Jahre deutscher Schauspielkritik" von Adolf Stern, herausgegeben von Christian Gaehde (Dresden und Leipzig, C. A. Koch). Was Fontane als Kritiker abgeht, hat Adolf Stern durch seine außerordentliche kritische Einsicht, die sich nun noch dazu an dem vortrefflichen Repertoire der Dresdner Bühnen, insbesondre des Königlichen Schauspielhauses unter Leitung des Grafen Seebach betätigen darf. Ich will nicht sagen, daß diese Kritiken immer ganz erfreulich sind; vom Tage zum Tage geschrieben, entbehren sie öfters der gesammelten Ruhe, die Sterns große literarhistorische Essays ausatmen, und zum Beispiel Ibsen gegenüber wird gelegentlich ein Ton angeschlagen, oder er klingt doch durch, der etwas beklemmend Kleinliches hat, wenn er auch vielleicht mehr den übertreibenden und übertriebnen Bewundrern des großen Norwegers als diesem selbst gegolten hat. Aber es steckt doch eine Fülle von feinen kritischen und künstlerischen Beobachtungen in dem Buch; Ratschläge, wie sie hier der Lebensgenosse Hebbels und Ludwigs manchem jungen Autor gibt, hätten nur befolgt zu werden brauchen, daß die Betreffenden vor modischer Erfolgsucht bewahrt geblieben wären. Mit ehrlicher Teilnahme und doch ohne falsche Fanfarentöne werden kräftige Talente, wie Otto Erler, begrüßt, ganz vorzüglich wird etwa bei Gelegenheit von Wolfgang Kirchbachs „Gordon Pascha" auseinandergesetzt, warum sich dieser Stoff dem deutschen Dichter schließlich versagen mußte, schlagend gegenüber Hartlebens „Rosenmontag" bei aller Anerkennung der großen Vorzüge des Stücks auseinandergesetzt, wie hier der Verfasser einer tendenziösen Selbsttäuschung über die allgemeine Bedeutung der Vorgänge und des Konflikts verfallen ist. Das Buch wird noch lange, auch als ein reines Lernbuch für den Theaterkritiker, bestehn bleiben dürfen.

Aus dem Nachlaß eines andern ältern Dichters wird uns eine sehr willkommne Gabe geboten: „Emanuel Geibels Jugendbriefe" (Berlin, Karl Curtius). Die Briefe erstrecken sich über die Zeit von 1835 bis 1840 und geben Bilder aus Geibels Studienzeit in Berlin und Bonn und aus den Monaten, die er, zuerst als Hauslehrer des Fürsten Katakazis, in Griechenland verbracht hat. Geibel hat als Dichter ja eine völlige Revision der Anschauung erleben müssen, die einst über ihn im Schwange war. Er ist sicherlich bei seinem Auftreten und noch Jahrzehnte nachher überschätzt worden, und wie sich so etwas denn immer an dem schuldlos betroffnen rächt, verfiel er allgemeiner Unterschätzung, als erst die wirklich großen Lyriker seiner Zeit, Mörike und Storm, ihrer ganzen Bedeutung nach erkannt wurden. Heute geben wir, gerecht und ruhig geworden,

wieder zu, daß Geibel sein kleines, aber echtes Talent durch unablässige Selbstzucht bis zu einer sehr achtbaren Höhe geführt hat, wir erkennen in ihm nicht die absolute Größe der andern, aber doch Größe, Stil, wenn auch bei einer Auslese seiner Gedichte vieles ausfällt, was trotz der glatten Form eben nur Form geblieben ist. Mit großem Vergnügen folgt man nun erst recht dem jungen Studenten, der bald seine Berufung zum Poeten erkennt. Ein harmloser Humor erfüllt besonders die ersten Briefe, die Schilderung der rheinischen Zustände, wie etwa der erste Eindruck einer durchaus modernen Stadt, Elberfeld, von dem andres gewohnten Reichsstädter so wiedergegeben wird: „Wenn man in den langen, gleichmäßigen Straßen hinläuft, so kommt einem vor, als wäre der ganze Kram von Postpapier und man könnte ihn umblasen.“ In den Berliner Briefen des jungen Studios, der bei Willibald Alexis eingemietet ist, interessiert dann vor allem die Darstellung des literarischen Treibens, in das auch er hineingerät. Bettina wird ihm eine freundliche Gönnerin; mit voller realistischer Echtheit schildert er einen Abend bei ihr: „Und nun setzten wir uns um den großen, weißen Ofen in drei ungeheure Lehnstühle. So gabs denn ein außerordentlich trauliches Geschwätz. Nachher ging die Mathieux ins Nebenzimmer und setzte sich dort an den Flügel; Bettina aber kauerte sich wie ein Kind auf ihrem Stuhl zusammen und erzählte fort und fort mit ihrer leisen, eigentümlichen Stimme. Mir wars, als rausche ein Bach neben mir hin, es schwammen bunte und wunderbare Bilder auf seinen Wellen; blaue und rote Blumen nickten märchenhaft hinein, und höher wölbten sich geheimnisvoll flüsternd die Bäume, und durch die Wipfel blickte ein Stück Himmelblau voll funkelnder Sterne. Aber mitunter gaukelte auch ein barock gestalteter Schmetterling dazwischen, oder ein langbeiniger Frosch plumpte mit komischer Gravität ins Wasser. Das waren Geschichten, wie sie den Fürsten Pückler in die falschen Waden gestochen oder den Herrn Gutzkow ausgescholten hatte.“ Wer erkennt nicht in dem Porträt die Verfasserin von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“? Auch der alte Chamisso geht durch diese brieflichen Mitteilungen, und in der Literarischen Gesellschaft lernt Geibel Gruppe, Kopisch, Schöll, Raupach, Eichendorff, Gaudy, Holtei, Schadow und manchen andern kennen, jeden charakterisiert er lebhaft nach seiner Erscheinung. Das schönste sind freilich die Briefe aus Griechenland. Ich mußte oft an die Schilderung denken, die Gerhart Hauptmann in seinem von mir hier angezeigten „Griechischen Frühling“ gibt, und die Ewigkeit der Eindrücke von Hellas bewahrheitet sich gerade wieder darin, daß diese beiden grundverschiednen Dichter, Kinder ganz verschiedner Zeiten, fast den gleichen Rausch verspüren. Fern von allem wissenschaftlich Archäologischen empfindet Geibel hier den Eindruck unvergleichlicher, ganz gegenwärtiger Erlebnisse. Er, der nicht immer von einem jugendlichen Gymnasiastenhochmut frei ist und gegenüber einem jungen Kaufmann wie gar gegenüber einem reizenden jungen Mädchen erwähnt, daß, was sie an Bildung entbehren, für die Unterhaltung auf andre Weise ersetzt werde, er empfindet mit vollster Bestimmtheit einer dichterischen

Seele: „Hier erst wird es möglich, das innerste Wesen der alten Götterlehre und Heldensage zu fassen, denn jene Mythen sind nicht das zufällige Produkt einzelner begabter Köpfe, sondern sie sind unmittelbar aus dem Boden gewachsen und durchaus von dessen Natur bedingt. Die Dichter und Hieratiker haben ihre Gestalten nicht rein erfunden, sondern das, was aus der sie umgebenden Welt sie großartig ansprach und was zugleich schon im Herzen des Volks ahnungsvoll klang, ohne jedoch den rechten Ausdruck gefunden zu haben, das faßten sie in lebendiger Form zusammen, das führten sie aus in ihren blühenden Liedern und drückten ihm weihend den Stempel der Göttlichkeit auf. Aus der Natur des Landes also, aus der die ganze Götterwelt sich hervorbildete, muß sie auch erklärt werden, und ein freier Blick in sie kann unter Umständen ein jahrelanges Studium aufwiegen." Ich empfehle den hoffentlich recht zahlreichen Lesern der Briefe, das schöne Werk hinzuzuziehn, das in seinem zweiten Kapitel Geibels Landsmann und griechischen Lebensgenossen Ernst Curtius an denselben Stätten zeigt: „Ernst Curtius, ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius" (Berlin, Julius Springer, 1903).

Endlich sei noch auf die Gesamtausgabe der Werke Ferdinand von Saars verwiesen, die vor kurzem (bei Max Hesse in Leipzig) erschienen ist. Da Ferdinand von Saar diesseits der österreichischen Grenze, man darf wohl sagen, so gut wie unbekannt ist, so würde es nicht recht sein, diese Erscheinung von höchstem Wert so kurz abzutun, um so weniger, da die von Jakob Minor besorgte zwölfbändige Ausgabe bei ihrem erstaunlich billigen Preise geradezu musterhaft ist und wohl für einen neuern Dichter kein Seitenstück hat. Auch die beigegebne Biographie von der Hand Anton Bettelheims ist ausgezeichnet. So sei denn statt aller Charakteristik, die einen viel breitern Raum beanspruchen dürfte und müßte, hier nur die Tatsache des Erscheinens dieser Bände gebührend hervorgehoben.

Vom thrakischen Meere

Von Carl Fredrich in Posen

5. Thasos

2

In der Ebene sind die beiden Perioden der Befestigung der Stadt nicht mehr erkennbar, weil sie dort mehrfach den Feinden geöffnet wurde. Zum erstenmal im Jahre 492 auf Befehl des Darius; er mißtraute der Stadt, die seit kurzem dem Perserreiche angehörte, und wollte ihrer als Station für den Zug gegen Griechenland sicher sein. Die stolzeste Zeit ist damit zu Ende. Voll Staunen erzählte man sich später von dem Mahle, das ein Bürger der Stadt dem ganzen Heere des Xerxes gegeben habe; gegen zwei Millionen Mark habe er dafür aufgewandt. Der

Staat, dem Thasos in der Hauptsache seine Befreiung von den Persern verdankte, sollte ihm unendlich viel tiefere Wunden schlagen. Athena schützte hier nicht ihren Lieblingshelden Herakles; er war nämlich der Hauptheilige von Thasos, und sein Bild wurde mit Vorliebe auf die Münzen geprägt; das attische Reich sog das thasische auf. Handelsinteressen waren vor allem Ursache des Zusammenstoßes. Aber die Verehrer des Herakles haben unverzagt den Strauß mit den übermächtigen Athenern gewagt und sind ehrenvoll unterlegen, als Sparta die versprochne Hilfe nicht leisten konnte. Im Jahre 465 sahen die Thasier den Lebensnerv ihrer Stadt, den Handel und die Besitzungen auf dem Festlande, so bedroht, daß die Oligarchen, die zu Sparta neigten, die Oberhand gewannen, und man zu den Waffen griff. Eine Seeschlacht ging verloren; gegen drei Jahre lagerten die Athener vor der festen Stadt. Zäh wehrten sich die Bewohner hinter den Mauern; sie müssen also nach 492 erneuert worden sein. Die Frauen ließen sich die Haare abschneiden, damit man Sehnen daraus mache; ein Gesetz bedrohte den mit dem Tode, der von Übergabe spräche; solche und andre Anekdoten sind überliefert. Aber es half nichts; 463 zog Kimon siegreich ein. Die Regierung wurde wieder athenerfreundlich, also demokratisch. Das stolze Thasos, das bis zum Abfall wie ganz wenige andre Mitglieder des delischen Seebundes Schiffe gestellt hatte, wurde ein Glied des attischen Reiches, zahlte Tribut und verlor die Besitzungen auf dem Festlande. Athena schlug auch sonst den Herakles in Banden: wieder fielen wie 492 die Mauern in der Ebene und besonders nach der See zu; die Akropolis wurde entfestigt; eine athenische Flottenabteilung blieb im Hafen stationiert. Hier kommandierte Thukydides 422, als er zum Schutze der Strymonlinie gegen die Spartaner nicht ganz seine Pflicht tat; gegenüber am Pangaiongebirge in Skapte-Hyle, wo er durch seine Frau Minen besaß, begann er seine Geschichte. Von 463 bis 412/11 wagten die Oligarchen nicht, ihre Häupter zu erheben. Der größte Künstler, den die Insel hervorbrachte, der Maler Polygnot arbeitete in Athen. Die Armut wurde groß, sagt ein thasischer Dichter, und trieb die Bewohner, zu Schiff außer Landes zu gehn. Der Publizist Stesimbrotos schleuderte seine Pamphlete gegen die Regierung in Athen. Auf einem künstlich hergerichteten Platze wurde oben vor dem Burgtor ein Tempel der Athena gebaut, ein weithin sichtbares Zeichen der göttlichen Herrin des Herakles. Aber 412/11 lieferte die kurzlebige Oligarchie in Athen, die ihr Parteiinteresse kurzsichtig über das des Staates hob, Thasos den Oligarchen und damit den Spartanern aus. Deitrophes aus Athen brachte die Oligarchen an das Ruder, aber kaum hatte er den Rücken gewandt, da begannen sie mit Sparta anzuknüpfen und die Mauer in der Ebene wiederherzustellen. Schmale Streifen dunkeln Schiefers als Binder zwischen hell glänzenden Marmorläufern kennzeichnen dieses Werk; so verrät sich auch bei diesem Nutzbau künstlerisch empfindender Sinn. Eher noch als Sparta half der Korinthier Timolaos, wie eine Notiz des neu gefundnen Theopomp-Papyrus besagt, und die Grabinschrift zweier seiner Leute, die gegen die Athenerfreunde fielen, ist erhalten. Noch manchesmal haben in den nächsten Jahren Demokraten und Oligarchen im Regiment gewechselt, aber die Mauer ist geblieben, nur noch stellenweise geflickt oder ersetzt worden. Durch sie sind eingezogen 408/07 der Athener Thrasybul, 404/03 Lysander, der siegreiche spartanische Feldherr, der die Demokraten auszurotten versuchte, 388/87 wieder Thrasybul, der Athen zu neuem Glanze zu führen schien; durch sie, nach langer Zeit der Freiheit, in der auch der Bund mit Athen noch einmal erneuert wurde, Philipp von Makedonien oder sein Feldherr (um 340), dann hellenistische Könige und Heerführer, bis aus Philipps des Fünften von Makedonien Hand die Römer die Insel befreiten (196). In ihrem Reiche sollte sie in Wohlstand ruhig weitergedeihen und später als das Festland Angriffen von Barbaren ausgesetzt sein.

Wie eine Orchestra liegt der Schauplatz dieser Geschichte zu unsern Füßen unter dem Runde der Höhe, ein schöner Spielplatz für ein Volk. Die Abhänge waren zum Teil immer von Fels und Gestrüpp eingenommen; sie trugen aber auch auf Terrassen mit ungefügen oder schön geschichteten Stützmauern und vor geglätteten Felswänden Häuser und Heiligtümer, und im Osten, hoch unter der Burg, ist das Theater eingetieft. Hippokrates scheidet bei den Wohnungsangaben in seinem Krankenjournal den ebnen und den ansteigenden Teil der Stadt und merkt öfter an, der Kranke wohne über einem Heiligtum, z. B. dem des Herakles; dieses kann also nicht auf der Höhe gelegen haben. Unten hinter dem jetzt versandeten Hafen weitete sich einst der Markt, das Zentrum des Verkehrs. Einiges, was an oder bei ihm lag, wird uns genannt: das Prytaneion, die eherne Statue des Theagenes, eines berühmten Athleten des fünften Jahrhunderts, die später als unheilabwehrend galt, das Heroon des Stadtgründers Telesikles, ein Heiligtum des Zeus als Marktgott, vielleicht ein andres des Asklepios. Dort stand jedenfalls auch ein Tempel des Apollon, der die Kolonisten nach Thasos geführt hatte, „der Insel im Dunkel", wie es in dem überlieferten, aber nicht ursprünglichen Orakelspruch heißt. Bei diesem Tempel aber wird sich das Theorion, das Amtsgebäude der Theoren, erhoben haben, das Miller fand, der Inschriften beraubte und wieder verschwinden ließ; die Stelle ist ungefähr bekannt. Je drei Männer aus vornehmen Geschlechtern bekleideten ein Jahr das Amt. Manche Familien wahrten es viele Generationen hindurch. Wiederwahl scheint unzulässig gewesen zu sein. Die Namen wurden in die Wand des Gebäudes eingemeißelt und sind von Miller zum großen Teil wiedergefunden worden. Welches ihre Befugnisse waren, läßt sich noch nicht sagen; aber es scheint, daß zu religiösen Rechten — zu Apollon stehen sie in andern Staaten in engen Beziehungen — richterliche kamen, und daß das Amt, ursprünglich vielleicht das vornehmste, später entwertet war; jedenfalls führt der erste Beamte der Stadt, soweit wir es feststellen können, den Titel Archon. Von den übrigen Gebäuden der Stadt sind bisher nur Mauerzüge und einzelne Bauglieder gefunden und in der Mehrzahl zerstört worden. Das Straßennetz ist unerforscht, aber der Triumphbogen, den Bent entdeckte, stand sicherlich über oder nahe der Kreuzung wichtiger Straßenzüge, die von den Toren im Süden ausgingen. Zwischen 213 und 215 n. Chr. weihten ihn die Thasier dem Kaiser Caracalla, weil er sie gut behandelt hatte, als er auf seinem Zuge gegen die Parther in ihre Stadt oder deren Nähe gekommen war. Oben war Caracalla als löwenwürgender Herakles zu sehen; einen ehrenvollern Vergleich konnten die Verehrer des Herakles schwerlich ziehen. Vom westlichen der Südtore blieb der Torgang erhalten — in ihm ist die älteste thasische Inschrift verbaut —, vom östlichen steht noch ein Pfeiler des Tores selbst mit dem Bilde einer thronenden Göttin, vor der eine geflügelte Dienerin steht, wohl Athena als Stadtschirmerin und Nike. Unmittelbar vor der Mauer begann die Stadt der Toten. Weiter und weiter hinaus gen Süden und Westen schob sich an den Wegen entlang die Marmorpracht der Grabtempel, der Sarkophage auf hohem Unterbau, der Grabsteine. Tönende Inschriften dieser hauptsächlich in die römische Zeit gehörenden Bauten meldeten die Namen, gaben den Stand an, priesen in Versen der Toten Verdienste und bedrohten mit Geld- und Höllenstrafen den, der ihre Grabesruhe stören werde. Heute liegt zerschlagner weißer Marmor unter den prächtigen Ölbäumen bis zu den Bergen hin, von denen im Altertum das Wasser in die Stadt geleitet wurde.

Nach elf Tagen glaubte ich die Stadt zunächst zu kennen und mietete Pferde, um die Insel von West nach Ost zu umkreisen. Thasos ist das schönste Eiland im Ägäischen Meere, das ich kenne. Marmor, neben dem Glimmerschiefer an Menge weit zurücksteht, ragt in einem nach Süden offnen Dreiviertelkreise hoch auf, am höchsten in

drei Gipfeln, von denen das Hypsarion 1200 Meter mißt. Jähe Abstürze und lange Hänge. Stolze alte Fichten auf ragender Höhe und stille dunkle Waldtäler, starke Quellen und rauschende Bäche. Wirklicher Wald bedeckt noch einen großen Teil der Insel. Meist sind es Tannen und Fichten, dazu aber Valloneen, Buchen, Platanen, zahme Kastanien. Ölbäume, Johannisbrotbaum, Maulbeerbaum, Feigen, Birnen, Äpfel, Kirschen, Granatbaum finden sich bei den Dörfern. Diese sind alle noch zur Zeit der Seeräubernot entstanden und liegen dem Meere fern. Entweder sind sie tief eingebettet in den Winkel einer Schlucht, in der ein ῥεῦμα zum Meere zieht. An dessen Mündung liegt — oft mehrere Stunden vom Dorfe — der Landeplatz (Skala) mit wenigen Häusern und einem Kirchlein. Oder sie drücken sich auf möglichst unnahbarer Höhe, keines so entlegen wie Kastro. Zwischen Fels und Wald blitzt immer wieder das Meer auf oder dehnt sich in breiter Masse bis zu den stolzen Höhen von Athos und Samothrake oder bis zu dem flachen Streifen der thrakischen Küste; nach Süden aber erscheint es grenzenlos. Die Küste stürzt vielfach steil ab und enthält zwischen den Felsen Strandebenen, die mit üppigen Gärten und Feldern oder wildwuchernden mannshohen Farnen bedeckt sind. Nur gen Süden senkt sich das Land in größern Flächen und im Nordosten, wo die Hauptstadt stand. Ein sicherer Landeplatz ist aber, wie wir wissen, nicht einmal dort vorhanden; er findet sich nur im Osten.

Häufig begegnet man bei dem Zuge durch die Insel den Spuren alten Bergbaues und alter Marmorgewinnung. Die Insel war und ist sehr reich an unterirdischen Schätzen, deren Lage und Art heute nur Eingeweihten bekannt, zum Teil noch zu entdecken sind. Das Gold freilich, das die Phönizier schon vor den Griechen im Osten zwischen Ainyra und Koinyra gewannen, mag erschöpft sein. Die Stätte muß ein Geologe, der sich Zeit läßt, finden; bisher gibt es darüber nur unsichre Vermutungen, die an den einen erhaltnen Namen Kinira anknüpfen. Mächtige Schlackenhalden lagern an Stellen, an denen einst Eisen gewonnen wurde, besonders im Südwesten. Halbverschüttete Eingänge alter Stollen flößen den Bewohnern Grauen ein oder werden von ihnen sorgsam verheimlicht, weil man durch sie zu fabelhaften Schätzen gelangen könnte. Die ersten, die angefangen haben, ein älteres Bergwerk in moderner Weise auszunützen, sind die Gebrüder Speidel (Pforzheim). Sie haben über der Mitte der Südküste bei Skala Kastro eine Konzession und gewinnen, soviel ich weiß, Zink an einem Platze, den die Alten auf Blei ausbeuteten. Man konnte die antiken Gänge zum Teil wieder benutzen; Werkzeug und Lampen fanden sich darin. Von der Erschließung neuer Bergwerke sprach man während meines Aufenthaltes viel und erhoffte Ungeheures; aber Konzessionen sind in der Türkei nicht leicht und schnell zu erlangen.

Marmor, dessen Hauptbrüche im Südosten liegen, wird noch nicht wieder gebrochen; aber man sollte meinen, bei rationellem Betriebe sollte sich die Ausnützung lohnen, wie neuerdings auf Skyros. Im Altertum stand thasischer Marmor in hohem Rufe. Von der Hauptstadt führte nach Südost, nach Aliki, dem Zentrum der Marmorgewinnung, eine Straße, deren Pflaster teilweise erhalten ist, und dort haben nachweislich seit dem sechsten Jahrhundert v. Chr. bis in die byzantinische Zeit Menschen gesiedelt und als Hauptgott den Poseidon verehrt, der das, was sie mühsam dem Fels entrissen, sicher davonführen sollte. Arbeiter und Händler waren es und wenig Bauern; die Steinbruchbesitzer wohnten natürlich in der Stadt. Westlich von Aliki ist an vielen Punkten Marmor gebrochen worden bis in die Nähe des Südkaps, über dem sich in einer größern Ebene um den Tempel einer unbekannten Gottheit eine kleine bäuerliche Siedlung (heute Astraes) befand. Sonst gab es auf der Insel nur Einzelgehöfte und vielleicht Sommerdörfer, die leer standen, nachdem die Ernte

eingebracht worden war. Die Weinberge, auch wohl die Ölgärten müssen einst sehr viel ausgedehnter und ertragreicher gewesen sein. Schutz gegen Seeräuber und Feinde gewährten den Bauern, Hirten und Arbeitern feste Türme, an die sich gewöhnlich ein Hof anschloß. In weitem Kranze ragten sie ringsherum, außer im Norden, wo die Mauern der Hauptstadt und ihre Schiffe deckten. Sie stehen, nicht ganz nahe am Meere, auf einer Höhe, die eine weite Umsicht gestattet, oder versteckt an einem Wege, der in das Innere führt. Wie manchesmal werden sie Menschen und Vieh Zuflucht geboten haben! Hat es doch vor der Gründung des attischen Reiches und wieder nach seinem Verfall bis in die Neuzeit wenig Perioden gegeben, in denen das Ägäische Meer sicher war. Und noch heute wird am thrakischen Meere, besonders seit dem Beginn der Unruhen in Makedonien, ein wenig Seeraub, vor allem Raub von Vieh, neben dem Schmuggel nicht verschmäht; die Türken lassen die See fast ohne Aufsicht.

Gegen eine Stunde reitet man von Limenas unter Ölbäumen und zwischen Sarkophagtrümmern durch die Ebene, dann geht es die Höhe hinan, und ein schöner Blick auf das Gebiet der alten Hauptstadt tut sich auf. Über Berg und Tal erreicht man in zweieinhalb Stunden das erste Dorf Vulgaro, das aus mehreren voneinander getrennten Teilen besteht. Athosklöster hatten und haben hier Besitz; wie überall auf den thrakischen Inseln gehören ihnen auf Thasos nicht die schlechtesten Äcker und Gärten. Größer ist weiter südlich Kasawiti, kleiner Sotiro und Kakiracht. Antiken sind selten; nur Grabsteine finden sich mit Inschriften oder Reliefs des Totenmahles, des thrakischen Reiters oder die Büsten in Medaillonform. Leute von wenig Mitteln und schlechtem Geschmack stellten sie einst auf. Jetzt sind sie an Kirchen und Häusern verbaut; manches liegt auch noch auf dem Acker, wo in eignem Besitz der Tote bestattet war. Die Dorfhäuser sehen meist recht stattlich aus mit ihren festen Wänden aus Marmorbrocken und ihren hübschen Schieferdächern; es ist das Material, das hier überall zur Hand liegt. Vor der Front ragen nicht selten hohe Pfosten aus der Erde, die oben durch Querhölzer verbunden sind; wenn das Ganze mit Wein überrankt ist, bildet es einen schattigen Vorplatz. Die nationale Festtracht der Frau verschwindet hier wie anderwärts in der Welt allmählich; besonders anziehend ist sie auch nicht: ein langes weißes Hemd, ein blauer faltenloser Rock, eine dunkelrote ärmellose Jacke; aus ihr ragen die weiten weißen Hemdärmel heraus, wenn nicht noch eine blaue Jacke mit Ärmeln darübergezogen wird. Auf dem Kopfe liegt ein rot überzognes und mit goldnen Flittern besetztes Kissen; darüber wird ein weißes Kopftuch gebreitet. Mühsam war von Sotiro der Aufstieg zur Kammhöhe; die Sonne sank schon, als wir oben anlangten. Mächtige dunkle Fichten reckten sich über das ärmliche Kirchlein des heiligen Panteleimon, auf dessen Wänden das letzte Sonnenlicht lag; die Aussicht schien unbegrenzt. Ohne Weg, über Geröll und zwischen Gestrüpp und Bäumen führten uns die Tiere sicher steil gen Osten hinunter nach Moriaes, wo uns der Schulze aufnahm, aber auch sehr bat, man möge seinen Diensteifer im Konak von Limenas zu erwähnen nicht vergessen. Mariaes wird der Ort fälschlich oft genannt und mit trefflicher Etymologie auf Maria oder Marius zurückgeführt. Das Tal, das nach Süden zum Meere hinabführt, ist weithin üppig grün, aber die Skala ganz unbedeutend gegenüber der des nächsten Dorfes Kastro. Es liegt über drei Stunden nordwärts auf der steilsten Höhe; sie trug einst ein Kastell, an dem nach einer erhaltenen Inschrift Oberto Grimaldi, der Vertraute der Gattilusi, 1434 baute, wie ich oben erwähnte. Herzliche Gastfreundschaft fand ich bei dem Lehrer; er hörte voll Trauer, daß A. Conze 1858 geschrieben habe, die Einwohner stünden in schlechtem Rufe; sie haben sich scheinbar sehr gebessert. Nicht wenige arbeiten jetzt in dem deutschen Bergwerk, das weit

unten über der Skala liegt. Diese bildet den Ausfuhrhafen und war mit regerm Leben erfüllt, als es sonst auf diesen Inseln pulsiert. Weiter östlich berührte ich Poto, den Landeplatz des größten Dorfes, Theologi, das nahe der Mitte der Insel liegt. Fruchtbares Land ist dort so ausgedehnt, daß schon im Altertum dort der Mittelpunkt des Ackerbaues gelegen haben wird; eine große mittelalterliche Ortschaft liegt in Trümmern neben der modernen. Lange war sie Sitz der türkischen Behörde; als Land und Meer sichrer wurden, ging man weiter nordwärts zuerst nach Panagia, dann nach Limenas.

Der Südosten ist jetzt der menschenleerste Teil der Insel und zeigt gerade auf Schritt und Tritt Spuren menschlicher Tätigkeit. Überall ist Marmor gebrochen worden; überall lagert Hauschutt. Zahlreiche Ruinen von Türmen, die die Arbeitsplätze deckten, und eine größere Siedlung in Trümmern. Starke Höhenunterschiede sind von Poto aus zu diesem Platze, Aliki genannt, zu überwinden. Am stolzesten thront das Kloster des Hagios Archistratigos und blickt weithin über das Meer. Möwen umflattern es; die Glocken weidender Ziegenherden tönen herauf. Tief unten braust die See; am schmalen weißen Uferrand angeschwemmtes Holz und das Wrack eines großen Kaiks. Endlich wird nahe dem Ostkap eine nach Westen hakenförmig herausgebogne Halbinsel sichtbar, und beim Näherkommen bietet sich dem müden Reisenden ein freundliches Bild. Vor dunkeln Tannen steht am hellglänzenden Strande ein Häuschen; hellblauer Rauch steigt aus ihm auf; eine Weinlaube schützt den Eingang. Die Poesie ging beim Eintreten verloren, überall lagen die Geräte eines ärmlichen Fischers, und es roch fürchterlich nach Fischen. Aber nach reichlichem Essen fand sich der Schlaf bald mitten in den Netzen. Die Treppe am Hause bestand aus byzantinischen Kapitellen, die Tischplatte war eine byzantinische Kirchenschranke; in Konstantinopel sah ich eine männliche Statue des sechsten Jahrhunderts v. Chr., die hier gefunden worden war: der Platz muß also lange bewohnt gewesen sein. Beim Umherwandern merkt man trotz der traurigsten Zerstörung, die eine „Ausgrabung" befördert hat, bald, wie und warum sich Menschen hier festgesetzt hatten. Die ganze vielleicht 10 Meter hohe, 40 Meter breite und 50 Meter lange Spitze der Halbinsel ist bis auf den Meeresspiegel hinunter allmählich abgebrochen worden. Man sieht noch, wie die Leute viele Löcher gebohrt und dann das Stück davor abgerissen haben; man erkennt die Spuren der Meißel und findet roh zugehauene, zum Transport fertige Säulen und Kapitelle. Hart muß die Arbeit gewesen sein; die Hitze ist entsetzlich und die Blendung unerträglich. Auf dem Halse der Halbinsel wohnte man. Der Heilige war Poseidon, sein Tempel stieg hart am Strande auf. Die Gaben, die ihm hier geboten wurden, die Gelübde, die hier von Absegelnden zu ihm emporstiegen, werden meist so ärmlich gewesen sein, wie die Inschriften, die uns davon melden, wohlfeil sind; sie wurden gewöhnlich nicht auf besondre Blöcke, sondern in Wand, Säule und Boden des Tempels eingeritzt. Zahlreich sind die Reste von Wohnungen der Lebenden und Behausungen der Toten. Die Entzifferung der Inschrift eines tief im Boden steckenden mächtigen Sarkophags römischer Zeit, die schon frühere Besucher gepeinigt hatte, kostete mich fast einen Sonnenstich.

Der Osten der Insel steigt hoch auf und ist ganz mit Wald bedeckt. Vor einer tiefen, sichern Hafenbucht schwimmt ein kegelförmiges Inselchen, das den antiken Namen Kinira (*Κοίνυρα*) bewahrt hat; hier und bei *Αἴνυρα* landeten einst, wie erzählt wurde, die Phönizier und gewannen das kostbare Gold. Ein noch kleineres Eiland, Grabusa, ragt weiter nördlich von der Küste auf. Dann zieht sich der Strand wieder nach innen in weiter Schwingung, von der fruchtbares Land allmählich zum Gebirge aufsteigt. Oben, wo das Fruchtland aufhört, liegen malerisch, eine halbe

Stunde voneinander entfernt, noch zwei Dörfer: Potamia und Panagia. Von Potamia gelangt man auf einem der böseſten Wege der Inſel in unzähligen Windungen hinauf zum Grat des Gebirges und hinunter in fünf Stunden nach Theologi, von Panagia aber in etwa einer Stunde nordwärts hinab nach Limenas. Jahrhundertelang war die Stätte der alten, ſtolzen Stadt zu einem unbedeutenden Landeplatz des Dorfes oben herabgeſunken; jetzt iſt Limenas wieder die Herrin geworden. In Panagia wohnt Chriſtides, der Arzt, der Kenner der thaſiſchen Altertümer und ihr Sammler, der Freund aller Archäologen ſeit A. Conzes Beſuch im Jahre 1858. Ich ſah ihn leider nicht, da er ſich den ganzen Sommer in Konſtantinopel aufhielt, um bei der Neuordnung der politiſchen Verhältniſſe tätig zu ſein. Durch prächtigen Hochwald ſteigt man raſch bergab zur alten Stadt des Herakles; vor ihr übten türkiſche Truppen und ließen — ein zu jener Zeit ſeltnes Schauſpiel — ſogar ihre Gewehre knattern.

Heimfahrt

Novelle von Luiſe Algenſtaedt

Das Städtchen Wolmiersz an der Kaiſerſtraße, die von Krakau ſüdwärts zur Karpatenkette führt, war mit unruhigem Treiben erfüllt. Zwiſchen den dürftigen Lehmhäuſern, auf den ſchmutzigen Höfen, auf dem kleinen ungepflegten Marktplatz wandelten, ſtanden oder lagerten viele Gruppen von iſraelitiſchen Männern und Frauen. Sie trugen das Gewand der Armut und die Züge der Entbehrung, und doch waren ſie nicht erwerbshalber gekommen — ſie gingen müßig. Es war auch kein Feiertag, der ſie zuſammengeführt hatte; in ihrem Verhalten war nichts von der Beobachtung feſtlicher Gebräuche. Das Leſen in den Gebetbüchern, das ſtundenlange Streiten über religiöſe Fragen, das hier und dort getrieben wurde, diente nur dazu, die unerwünſchte Muße würdig auszufüllen. Denn ſie warteten! Sie warteten darauf, daß ſich die Haustür des berühmten Rabbi auftue, der Synagogendiener mit der Meldeliſte auf die Stufen trete und die Namen derer aufrufe, denen der erbetene Zutritt zunächſt gewährt werden ſollte.

Des wundertätigen Mannes Haus lag wie ein Schlößchen zwiſchen den windſchiefen Hütten, ihm gegenüber ſeine Privatſynagoge mit dem Gebetszimmer, worin er ebenfalls zuweilen Bittſteller empfing.

Man mußte an ihm rühmen, daß er in der Reihenfolge ſtrenge Gerechtigkeit walten ließ und die vereinzelten wohlhabendern Leute, die im Gaſthauſe Wohnung genommen hatten, unter keinen Umſtänden früher vorließ, als es der Zeitpunkt ihrer Anmeldung forderte. Gewinnſucht bewegte ihn nicht; er nahm grundſätzlich weder von Arm noch Reich Geld für ſeine Hilfe. Die Dankbarkeit mußte auf andre Mittel und Wege ſinnen, ſich zu bekunden. Auf ſolchen aber kam ihm ſeine Gattin, die Rebbezin, entgegen, die ein feines Verſtändnis für das tiefinnere Bedürfnis des Juden hatte, in Leiſtung und Gegenleiſtung zu leben. Sie gingen der Erhörung gewiſſer heim, wenn ſie ſich ſagen konnten, daß ſie ein Kälbchen oder ein Schaf in den Stall ſeines Hofes hineingeführt hatten, während doch ein Huhn ihre Mittel ſchon weit überſtiegen hätte. Dem Zaddik viel geben iſt eine heilige Tat — zu ſeiner Erhaltung beitragen auch eine Wohltat an den Volksgenoſſen.

Und endlich: wo reich gespeist wird, bleibt auch übrig! Sogar den Resten von der Tafel des Wunderrabbi haftete noch etwas Heilkraft an, und die Rebbezin geizte nicht damit. Wiederholt sandte sie den Diener mit einem Korbe oder mit Schüsseln und einer Schöpfkelle unter die Menge, und vom ganzen Marktplatz stürzten sie herbei, schoben und drängten sich in dichtem Knäuel und suchten in die ausgestreckte Hand, in einen Becher hinein einen Brocken, einen Schluck von des Heiligen Mahle zu erhalten. Ja es geschah, daß Leute, die gemeinen Hunger einander zugute niedergezwungen hätten, wegen dieser Köstlichkeiten um sich stießen und schlugen, darob in der Folge auch noch in wirklichen Zorn gerieten und endlich mit Barthaaren und Kleiderfetzen in den Fäusten, mit Lehm am Kaftan voneinander getrennt werden mußten.

Einer, der an einem heißen Augusttage mehrmals das Schiedsrichteramt ausüben mußte, war der alte Sinai Tulpenblüt, das Haupt einer in der Frühe angelangten Pilgerschar von zwei Dutzend Köpfen. Wenn ihm bei seinem Bemühen das Käppchen vom Schädel rutschte, sah man, daß dieser kahl war bis auf einen geringen Haarkranz um seine Grenzen. Dafür aber floß ihm ein langer grauer Bart auf die Brust nieder, und so fehlte seinem Äußern nichts von der Würde, die ein alter Jude zeigen soll. Seine Haltung war so gebückt wie die aller seiner russischen Stammesbrüder, sein Bau so engbrüstig, sein Profil so scharf wie das ihre; wenn es von anderm Ausdruck belebt gewesen wäre, hätte man es kühn und kraftvoll nennen müssen — nun sah man allein seine Hagerkeit. Seine Augen waren so dunkel und wenig heiter wie die Allisraels, aber doch anders als die Augen der Jugend und der Frauen; sie klagten nicht groß in die Welt hinein, sie waren flink, klein, scheu und scharf geworden von einem langen Leben voll Gefahr und bitterer Nahrungssorge und von all den feinen Strichelchen und Punkten, die Sinai Tulpenblüt in vielen Jahrzehnten in Gesetzesrollen eingezeichnet hatte; denn er war Thoraschreiber von Beruf. Die Strichelchen und Punkte waren auch auf seine gelbbraune Gesichtshaut geraten, und hier konnten selbst „Gojes" hebräische Schrift lesen, wenn sie zu sehen verstanden.

Es ziemt uns nicht, tadelte er einen Haufen Streiter. Wir sind nicht wie die Betrunknen; wir wissen zu tun Besseres, wenn wir warten müssen.

Man kann nicht immer vom Gesetz reden, erwiderte mißmutig ein junger Mann, der sich den Schweiß des Ringkampfes im Ärmel abtrocknete.

Aber man kann es lesen. Oft will das Tagewerk sonst nicht die Zeit hergeben — hier haben wir Zeit. Am Tage des Gerichts wird sich entschuldigen können weder der Arme noch der Reiche, wenn er die heilige Thora nicht studiert hat. Mandel, du auch? Mein eigner Tochtermann — es ist eine Charpe!*) Der Alte hatte seinen Schwiegersohn entdeckt, der sich beschämt zu verstecken suchte. Er war ein mittelgroßer, kräftig gebauter junger Mensch, auf dessen Gesicht die Bewegung einen hellen Rosenschein geführt hatte.

Er erwiderte kleinlaut: Du weißt, Vater, daß ich nor haben wollte für das Kind, nicht für mich!

Wohl — aber der Einige will sein Ebenbild nicht zerkratzt und gebeult sehen voneinander! Das haben genug die andern getan. Der Rabbi wird deinem Kind helfen allein mit seinem mächtigen Gebet.

Wir wissen nicht, ob wir ihn heute noch sehen werden, und morgen müssen wir weiter. Hätte dann das Kind doch einen Löffel Suppe gehabt von seiner! Rea sagt, es ist hart krank.

*) Schande.

Sinai Tulpenblüt wurde milder; er trat mit ihm von den andern weg und sagte leise: Schau her, Mandel. Als ich gehört habe, daß manche nicht die Wohltat erlangen, vor sein Angesicht zu treten, habe ich alles hier aufgeschrieben, was wir von ihm flehen wollen, daß ichs ihm kann zuwerfen, wenn er sein Haus verläßt. Aus seinem Kaftan zog er einen aufgerollten Papierstreifen. Mandels brauner Kopf kam an des Schwiegervaters Schulter. Schau her — ich mein, daß ich nichts vergessen hab. Es ist fors erste: glückliche Reise, daß niemand uns aufhalten soll; fors zweite: daß unser Schimmehle uns nicht kränker wird unterwegs; fors dritte: daß wir dort eine Arbeit und ein Leben finden. Und dann hier noch ein Gebet: daß ich und mein Weib nicht am Wege sterben, sondern noch in das Land kommen, daß ich bleibe, euch alle zu führen, und daß sie mit ihren blinden Augen noch Meschiach sieht. Denn Mandel — zu dir sag ichs im Vertrauen —, sie hat recht! Er kann nicht lange mehr verweilen; so groß ist die Not vorher noch nicht gewesen. Er zeigte mit dem knochigen Finger von rechts nach links die Schriftreihen entlang. Sie sahen in ihrer Genauigkeit wie gestochen aus.

Mandel nickte. Es ist alles sehr gut aufgeschrieben; der Rabbi wird müssen! Und wenn der Einige auch anders über uns beschlossen hätte — der Rabbi macht mit seiner Fürsprach den Beschluß wieder zunichte. Die Leut sagen, dieser ist ein so heiliger, wie der Golus*) noch keinen gehabt hat. Leib Goldstein, habt Ihrs nicht gesagt?

Der Angeredete hatte sich aus der eben zerstreuten Kämpfergruppe dem Alten schon wieder ein wenig genähert, denn immer war Sinai Tulpenblüt würdig, angehört zu werden. Goldstein war ein Handwerker aus der Umgegend und konnte deshalb wohl über den Zaddik etwas aussagen. Er steht Adonai zur Rechten und hat sein Ohr, bestätigte er. Er weiß, was Gott vorhat. Darum predigt er auch in der Schul wie Gabriel und Uriel zusammen. Zum letzten Sabbateingang hat er gepredigt, daß nur die Heiligsten unter denen, die ihm zuhörten, verstehen konnten, was er sagte. Am Sabbatmorgen redete er dann noch einmal — da konnten ihn sogar die, die im Talmud am größten sind, nicht verstehen; nur er selbst wußte, was er sagte. Und mir haben Leut gesagt, manchmal ist es so schön, daß nur Gott allein ihn verstehen kann.

Gott soll ihn gesund sein lassen! sagte der alte Tulpenblüt andächtig und breitete die Hände aus.

Und alt werden! fügte rasch Leib Goldstein hinzu.

Und sein lassen den letzten im Golus, daß er alle auf die Reise segnen kann! Danach soll er selbst kommen.

Sie standen dicht vor dem kleinen Tempel, worin der Rabbi seine Predigten für die Heiligsten und Gott selbst gehalten hatte. Zuweilen tat sich die Tür des Nebenzimmers auf, um befriedigte Bittsteller hinauszulassen, dann sah man jedesmal im Innern die Gesetzeslade und einen langen Tisch, der mit Schriften und Talmudbänden bedeckt war.

Auf dem Platze beobachteten die Leute, die Riemen und Gebetsmantel trugen, mißtrauisch die andern, die in gewöhnlicher Tracht gekommen waren. Diese hatten sie im Verdacht, daß sie innerlich Abtrünnige seien und doch die Gnadengaben des Zaddik erschleichen wollten. Es gab unter den Wohlhabenden sogar einige ohne Peies**), und von diesen konnte man mit Gewißheit annehmen, daß sie nicht zu den frommen Chassidim gehörten. Für einen dieser Bevorzugten stand Mandels Vater, der Handelsmann Lemberger, vor der Schul Wache, indem er sich durch bloßes

*) Die Orte der Verbannung. — **) Wangenlöckchen.

Aushalten im Sonnenbrand allstündlich einige Kreuzer verdiente. Derweil konnte sein Auftraggeber im Gasthause bleiben und war gewiß, rechtzeitig benachrichtigt zu werden, wenn sein Name aufgerufen wurde. Lemberger war noch mitteljährig und rüstig, trug einen vielgerauften Ziegenbart und einen zu weiten, vielgeflickten Kaftan, der ihm beim Überschreiten der russisch-galizischen Grenze noch glatt und prall um den Körper gelegen hatte. Seit dieser Zeit hatte Lemberger aber rasch abgenommen, und zwar in demselben Verhältnis, wie er die kleinen, feinen, flach gepackten Zigaretten loswurde, die er in den Wirtshäusern auf der Reise anbot. In Wolmiersz hatte er gleich nach seiner Ankunft ein Schaffell zu verkaufen, das er unterwegs zufällig in einem Dorfe erstanden und mehrere Stunden lang in Staub und Hitze mit sich geschleppt hatte. So wußte er immer etwas zu finden, was einen kleinen Vorteil abwarf, und sein Sohn Mandel, der ein einfacher Schuhmacher war, mußte sich von dem ältern Manne beschämen lassen.

Immer wieder wurden Namen aufgerufen, die nicht zu Sinai Tulpenblüts Pilgerzuge gehörten, und die Gesichter, die er bei seinem Eintreffen auf dem Marktplatze vorgefunden hatte, waren trotz der beständig abziehenden kleinen Gesellschaften noch nicht alle verschwunden. Seine Hoffnung, am heutigen Tage noch vorgelassen zu werden, versank. Morgen aber mußte man unter allen Umständen vor der Sonne aufbrechen, um die Gebirgswanderung bis zum Eintritt des Sabbats zu beenden und womöglich mit der Eisenbahn noch Budapest zu erreichen, wo bei der Agentur der Alliance israélite neue Reiseunterstützung in Empfang zu nehmen war. Man mußte schon froh sein, wenn es gelang, dem Heiligen den Papierstreifen zuzuwerfen.

Müde vom langen Stehen übergab Sinai diesen seinem Schwiegersohn, befahl ihm, weiter achtzugeben, und ging zu den Seinen, die sich aus dem Ganzen seiner Schar zu einer eignen kleinen Lagerstelle gesondert hatten. Es waren sein Weib Süßele, seine Tochter Rea, die den kranken Knaben hielt, und die Schwiegermutter Reas mit ihren Kindern, nämlich die Familie Lemberger. Sie hatten ein Plätzchen an der sonnigen Seite des Marktes erlangt und es mit Decken und Schirmen nach Möglichkeit verbessert. Hier verkürzten sie sich die Wartezeit so gut es ging, versuchten abwechselnd ein wenig zu schlafen, beobachteten das Treiben auf dem Platze, redeten mit andern, die in der Nähe lagerten, und griffen zuweilen nach dem Brot, das die alte Süßele aus dem Vorratssack selten und knapp austeilte. Es waren die ungesäuerten Mazzes des Passah, die sie um ihres gnadenvollen Andenkens willen, aber auch wegen ihrer Haltbarkeit für die Reise gebacken hatte. Sie nahmen sie aus der dürren Hand der Blinden und holten sich dazu Wasser aus der Marktpumpe. Wären nicht die wenigen Wohlhabenden gewesen, so hätten die vier jüdischen und die zwei polnischen Schenkwirte schlechte Geschäfte gemacht.

Der Alte ließ sich auf den Boden nieder und aß. Reas Kleiner war weinerlich und lenkte die allgemeine müde Aufmerksamkeit auf sich, ohne daß man doch zu helfen wußte. Sie suchten ihn zum Lachen zu bringen und machten aus irgendeinem Ding ein Spielzeug, das ihn für Minuten über sein Übelbefinden hinwegtäuschte. Bald aber schwammen seine schwarzen Augen wieder in Tränen. Seine sonst so brennend roten Lippen waren blaß geworden, und er war nur noch unter Reas Liebkosungen für Augenblicke zufrieden. Es war eine arge Erschwerung der Reise, daß er gerade jetzt unwohl werden mußte. Weiter mußte man — koste es, was es wolle! Die junge, schöne Rea fühlte in ihrer größten Sorge erschauernd, daß man sich auch um den Preis dieses Kindeslebens nicht zurückhalten lassen werde. Für die beiden Alten stand zu viel auf dem Spiel — sie hatten keinen Tag zu verlieren, und noch weniger würden die andern warten wollen. Sie mußten unabwendbar heim wie die Zugvögel, wenn ihr Flug erst braust.

Als er wieder zu wimmern begann, ließ sich Süßele ihn in die Arme legen, wiegte ihn und raunte ihm Trost zu, den er noch nicht verstand, der aber doch sehr groß und wirklich war: wie er nach Hause kommen solle zu Milch und Honig und aufwachsen ungeschmäht und ungeschlagen, ungejagt und ohne Hunger zu einem geachteten Manne, und daß er Meschiah sehen solle — dann oder auch noch früher — und mit ihm herrschen. Hundertmal hatte sie ihm das schon gesagt, und so viel hatte er in seinem elfmonatigen Herzen schon verstanden, daß es etwas Gutes war, wovon sie sprach. Sie brachte es als eine Verheißung mit seinem Wohlverhalten in Verbindung, und wenn er darauf das Weinen einstellte, das hingehaltne Löffelchen leerte und erwartend um sich schaute, sah Sinai Tulpenblüt und sein Süßele, daß ihr Enkelsöhnchen schon ein richtiger Ben Israel war im Glauben seiner Väter nach dem Maß seines Alters — und in der Hoffnung Meschiachs stand.

Scha — scha — scha! machte die Blinde und schaukelte ihn. Er schien doch etwas besser, als er in der Frühe gewesen war; vielleicht kam es von der Rast. Seine Mutter stand auf und ging ins Haus, um etwas Milch für ihn zu bekommen. Mit einer halbgefüllten Flasche kam sie zurück, und Schimmehle trank mit solcher Begier, daß man glauben konnte, nur ein wiedererwachter gesunder Hunger habe ihm vorher die Klagetöne abgepreßt. In Reas schönen Augen glänzte eine Freudenträne.

Wir können nicht genug danken, daß wir warme Tage haben, sagte der Alte, wir werden etwas schlafen können und morgen früh frisch sein zum Gehen. Sie waren seit sechs Tagen nicht aus den Kleidern gekommen.

Die Blinde aber fragte: Rea, meinst du noch, daß es der Typhus sein wird? Ich mein, es ist 'ne andre Kränk — vielleicht nor de Zähne. Gott laß ihn durchkommen!

Ihre Tochter beugte sich zärtlich so tief über das Kind, daß man nur die Fülle ihres braunschwarzen Haars und den schlanken braunen Nacken sah, der aus dem dürftigen Kleide hervorwuchs. Bis zur Stunde hatte sie sich bemüht, ihre Angst um den Knaben geheimzuhalten, denn es herrschte die stillschweigende Übereinkunft, daß niemand etwas tun oder sprechen durfte, was geeignet war, den Mut zu lähmen. Deshalb war diese Schar, deren jeden einzelnen Furcht und Sorge würgten, bis heute dahergezogen mit Reden wie zu einer Hochzeit.

Der Kleine vermerkte das frühe Schwinden der Milch übel und betrachtete enttäuscht die leere Flasche. Rea herzte ihn stürmisch in ihrer Freude über dieses erste Genesungszeichen.

Du mußt sehen, eppes mehr zu bekommen, mahnte die Großmutter. Er hat Hunger. Geht da nicht im Nebenhaus ein Fenster auf? Sieht jemand heraus? Geh rasch — zeig die Flasche und bitt.

Rea sprang schon auf, jedoch in der Befürchtung, der günstige Augenblick könne entfliehen, wandte zugleich Süßele ihr blindes Antlitz in die Richtung, von wo sie das Geräusch gehört hatte, und rief: O Frauleben — gebensicht sollen Sie werden! Das unschuldige Kind — liebe Gute, derbarmen Sie sich — es ist krank! Einen Tropfen Milch!

Eine Männerstimme lachte auf. Die Alte hatte sich an den Unrechten gewandt; es war die Posthalterei, und der junge Offizial hatte ein wenig aus seinem Schiebefenster schauen wollen. Allein er war nicht hartherzig. Er zog den Kopf zurück und langte ein in Papier gewickeltes Fünfzigkreuzerstück heraus. Das Benschen nehm ich an — das andre stimmt nicht. Hier, schöne Frau — es ist für die schönen Augen.

Es ist für mein Kind, murmelte Rea rotübergossen und streckte finstern Blicks die Hand danach aus.

Süßele erhob sich ehrerbietig, verneigte sich und rief in der Richtung des Sprechens: Vergebung, lieber Herr, ich sehe nicht. Aber Sie haben a jüdisch Herz Viel Freud solln Se erleben an Ihre Kinder und Kindeskinder.

A Cholera soll'n treffen! rief Mandels Stimme plötzlich dicht neben ihr. Was hat er gesagt — schöne Frau — schöne Frau!? Was waiß er? Selbst soll er sich nehmen — dann hat er ein Weib, und sie soll ihm sein wie ein Dornbusch!

Sein Schwiegervater wies ihn zurecht. Geh weg! Er hat uns eine Wohltat getan — willst du wieder Streit?

Wie haißt? Schöne Frau?!

Haben wir nicht schweigen gelernt? Denk, wir müssen eppes haben zu beißen —

Wir brauchen uns darum nicht mehr zu bücken — wir machen keine Geschäfte mehr mit ihnen! Wie haißt? Soll er mein Weib angaffen? In einen Schweinestall soll er sehen!

Was tust du hier zu stehen? Nimm einen Bissen und geh an die Schul zurück, daß wir nichts versäumen!

Mandel schluckte den Rest seiner Empörung nieder, sodaß zu hoffen war, der Beamte habe den Ausbruch nicht bemerkt. In Wirklichkeit hatte er auch nur in gedämpftem Tone gewütet und die Faust in der Tasche geballt. Um sich hierüber vollends zu beruhigen, trat der Alte an den Außenschalter, zog sein Käppchen und fragte demütig, ob vielleicht für jemand aus seiner Pilgerschar eine Sendung auf der Post lagere. Freilich wußte er selbst nicht, wer etwas senden sollte, allein man hatte beim Auszuge diesen Tag und diesen Ort den Zurückbleibenden bezeichnet. Er überreichte dazu dem Offizial ein schmutziges Blättchen, auf dem sich das Namensverzeichnis befand.

Noch immer heiter gestimmt las dieser in bewunderndem Ton: Levy — Lemberger — Augenluft — Wohlleben — Selig — und Tulpenblüt. Diese Familiennamen stammten bis auf den ersten aus frühern Wohnorten innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie und aus einer Zeit, wo die Juden gezwungen wurden, deutschklingende Namen anzunehmen, und wo sich an ihnen der Witz der Beamten übte. Dem Gewerbe nach waren sie: drei Tagelöhner, zwei Kramhändler, ein Schuhmacher, nämlich Mandel Lemberger, und ein Thoraschreiber. Der Beamte schaute flüchtig in seine Fächer, aber fand nichts. Viel gute Nachricht können Sie auch nicht erwarten, sagte er gutmütig, die Zeitungen schreiben von neuen Pogromen. Sie erfahren es früh genug, wenn Sie zurück sind.

Wir gehn nicht zurück, versetzte Tulpenblüt, und ein Schimmer von Stolz und scheuer Freude glättete einen Augenblick seine Runzeln. Wir gehn in die Heimat.

Wohin? Wie — wo ist denn das?

Mit Erlaubnis des Herrn Wohltäters — in das Land, das uns gehört. Nach Palästina.

Heiliger Joseph! Da unten nunter? Ist das ein Unternehmen! Haben Sies auch recht überlegt? Es kommen noch wieder bessere Zeiten für Sie in Rußland — wenn Sie warteten.

Mose hat auch nicht warten wollen, daß aufkam ein besserer Pharao. Und in Babel sogar ging es den Unsern so gut, daß Nehemia gesessen hat an des Königs Tisch! Und doch wußten ihre Führer, daß ein Volk nicht leben kann in der Fremde. Es sennen itzt schwere Zeiten. Wir sind abermals die Verstreuten im Lande Assur, die wiederkommen sollen.

Was meinen Sie damit — Assur? Assur! Ich kenn mich nicht aus mit Ihren Namen. Ihr schreibt es „Russa" — Ihr schreibt von links nach rechts. Des Alten Sprechweise hatte etwas Bedächtiges und Sorgfältiges. Langsam formte er die

Silben, wie er beim Abschreiben gewohnt war, sie auszusprechen, bevor er sie aufs Papier setzte. Ich dank Euch für die Müh, Gnädigster — und wünsch langes Leben. Wieder zog er seine Kappe, verneigte sich und ging zu den Seinen zurück.

Ein siebenjähriges Mädchen aus der verschwägerten Familie, das aus einiger Entfernung das Gespräch angehört hatte, faßte seine Hand und sah zu ihm auf. Was haben immer die Leut auf uns? Er soll nicht lachen — ich will es nicht! Es ballte leidenschaftlich die kleine Faust und sah nach dem Postschalter zurück.

Sie sagen, wir hätten ihren Gott umgebracht und müssen deshalb verdammt sein in alle Ewigkeit. Leute, die nichts nachfragen ihrem Gott, verfolgen uns darum. Du wirst es nicht mehr erleben — nicht erleben! Hast a Glück — a Glück!

Die kleine Mannia schwieg nachdenklich. Ruben Levy aber, ein schmächtiger Junge von zwölf Jahren, der ebenfalls hingehorcht hatte, sagte plötzlich unvermittelt: Reb Tulpenblüt — ich möcht ein Mensch werden.

Gott laß dich gesund sein! Du sollst übers Jahr ein Gesetzessohn werden und weißt nicht, was du sprichst! Sinai blieb stehen, fuhr mit den Händen durch die Luft und rief in stets sich steigernder Erregung: Ich will dirs aber sagen: wer nichts mehr wissen will von der Jüdischkeit, der ist tot. Der ist ein Meschummad*) — ein Daitsch — ein Verräter! Der hat vergossen seiner Mutter Blut. Der soll hingehen, sich schmadden**) lassen und verflucht sein! Sein Weg müsse finster und schlüpfrig werden, und der Engel des Herrn verfolge ihn! Wer sich läßt ausrotten aus unserm Volk, der soll ausgerottet sein aus dem Lande der Lebendigen. Unglück soll auf seinen Kopf kommen, und siebenfältig soll ihm in seine Brust hinein vergolten werden seine Schmach! Wohl dem, der seine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an — nein nein! Plötzlich brach er beim Anblick von Mannias holdem, entsetztem Gesicht ab, ließ die Arme sinken und neigte den Kopf wieder mit dem gewohnten Ausdruck stiller Traurigkeit. Nein, nicht die Kinder! Es braucht auch nicht so viel Worte — und du, Mannia, bist nur ein kleines Mädchen. Wenn sich dein Vater geschmadt hätte, solltest du doch leben. Er wird aber nie — nie! Seine Aufgeregtheit hatte die Kleine dem Weinen nahe gebracht; sie hatte es plötzlich eilig, zu ihrer Mutter zu kommen, und Ruben Levy starrte lange großäugig ins Weite. Sinai setzte sich und verzehrte das Mazze vollends, das er vor dem Gespräch mit dem Postbeamten in seinen Kaftan versenkt hatte. Dabei zeichnete er friedlich mit seinem Stock ein Davidswappen neben dem andern in den Sand, bis Mandels Vater von seinem erledigten Wachtposten kam, sich auch niederließ und gesprächig sein auf der Reise verdientes Geld zählte. Er war zufrieden: während alle andern nur verbraucht hatten, war sein Gut gewachsen, besonders durch den fein ersonnenen und wohlgeratnen Zigarettenhandel. Zwar hatte er mehrmals von Wirten und Gästen Faustschläge hinnehmen müssen und die Drohung, daß sie ihn wegen Schmuggels anzeigen würden, falls er seine feine Ware nicht beträchtlich billiger lasse, allein er hatte doch noch guten Profit gemacht und freute sich seiner verminderten Leibesfülle, die ihm seine vorige Beweglichkeit wieder verstattete. Sinai Tulpenblüt wußte recht gut, daß Lemberger eigentlich nur der übrigen wegen mitgezogen war und den gefährlichen Schleich- und Winkelkampf seines Daseins mit der slawischen Art sonst noch fortgesetzt haben würde.

*) Abtrünniger. — **) taufen = ausrotten lassen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 31. Mai 1909

(Konservativ-klerikale Taktik. Die Stellung der Regierung dazu. Die Sezession der Linken in der Finanzkommission.)

Immer deutlicher tritt jetzt der Plan des Zentrums und der nun in seinem Gefolge marschierenden Polen und Konservativen hervor. Mit einem wahren Feuereifer erfinden sie neue Steuern, Einnahmequellen, an die noch kein Mensch gedacht hat, die aber doch einen wahren Millionensegen hervorzaubern, und das alles schütten sie bereitwillig der Regierung in den Schoß. Aber diese sonderbare Regierung hat es sich in den Kopf gesetzt, eine der bewilligungsfreudigen Parteien, die als ehrliche Patrioten an weiter nichts denken als an das Herbeischleppen immer neuer Schätze für das Vaterland, unter allen Umständen „auszuschalten"; darum taucht sogar der Gedanke auf, sie könnte die aus solcher Hand gebotnen Millionen am Ende gar nicht annehmen. Indessen das ist natürlich nur eine von den Liberalen ausgedachte Bosheit. Selbstverständlich muß die Regierung das Gebotne nehmen, gleichviel aus welcher Hand es kommt. Summa summarum: die Reichsfinanzreform ist nicht nur möglich, sie ist fertig, sobald die Regierung nur will und nicht mehr darauf besteht, die Sache mit den Liberalen zu machen.

So ist das Bild der Lage, wie es von der neuen konservativ-klerikal-polnischen Mehrheit gemalt wird. Es wird noch hinzugefügt, daß diese Reform sehr viel zweckmäßiger und wertvoller ist als jene andre, die von der Regierung vorgeschlagen und dann in der Finanzkommission des Reichstags zur Ruhe bestattet wurde. Und wie frisch und fröhlich ist seitdem die Arbeit geworden! Früher quälte man sich mit sachlichen Prüfungen und watete tief in statistischem Material. Jetzt springen die Projekte und Vorschläge fix und fertig heraus wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, und auf ihres geistigen Vaters ehrliches Gesicht hin werden sie jubelnd angenommen und in das große Füllhorn gestopft, das demnächst dem Fürsten Bülow überreicht werden soll. Und der Schlußeffekt? das neue politische Glaubensbekenntnis: Es gibt keine leistungsfähige Partei außer dem Zentrum, und Matthias Erzberger ist sein Prophet!

Die Taktik ist klar und wohlüberlegt. Die Regierung soll gezwungen werden, auf die Mitwirkung der Liberalen zu verzichten, die Reichsfinanzreform nach den Wünschen der Agrarkonservativen zu machen und damit zugleich unter das kaudinische Joch des Zentrums zu kriechen. Das Zentrum ergreift die sich ihm bietende Gelegenheit, um die Verhältnisse wiederherzustellen, wie sie vor dem 13. Dezember 1906 bestanden. Wenn diese Taktik zu ihrem Ziele führt, wird man natürlich nicht das Zentrum tadeln dürfen, das ja von seinem Parteistandpunkt aus ganz begreiflich und sehr geschickt gehandelt hat. Überdies darf man nicht vergessen, daß das Zentrum dabei durchaus konsequent verfährt, denn die Lösung der Reichsfinanzreform, die es mit Hilfe der Konservativen jetzt anstrebt, entspricht den Grundsätzen, die die Partei von jeher vertreten hat. Um das deutlich zu erkennen, muß man sich freilich die neusten Taten dieser neuen Mehrheit in der Kommission etwas näher ansehen.

Besonders bezeichnend ist dabei, daß die vorgeschlagnen Steuern sämtlich mit höhern Erträgen in die Rechnung eingestellt werden, als sachlich begründet ist. Der Ertrag der in dem Antrag Richthofen vorgeschlagnen Steuern wird auf zweihundert Millionen angegeben. Die Begründung dieser Schätzung ist viel zu oberflächlich und willkürlich, als daß sie in einem unbefangen urteilenden Politiker auch nur einen Augenblick den Eindruck hervorrufen könnte, daß ihre Richtigkeit überzeugend nachgewiesen worden sei. Man wird also vorsichtigerweise dem Hinweis aller wirklichen Sachverständigen Beachtung schenken müssen, daß auf einen Ertrag von

zweihundert Millionen auf diesem Wege auch nicht annähernd zu rechnen ist. Trotzdem hat die Kommissionsmehrheit, auf dieser unzuverlässigen Schätzung fußend, daraus die Konsequenz gezogen, daß nun einhundert Millionen Verbrauchssteuern weniger bewilligt zu werden brauchten. Da eine Vereinigung der Verbrauchssteuern im besondern eine Forderung des liberalen Programms ist, so schlägt man auf diese Weise zwei Fliegen mit einer Klappe. Die Konservativen können sich rühmen, durch ihren Zweihundertmillionenantrag, womit sie sich liberaler zeigen als die Liberalen, ein besondres Beispiel von Uneigennützigkeit gegeben zu haben, und um das Zentrum schwebt wieder infolge der Einschränkung des Mehrbedarfs an Verbrauchssteuern die Gloriole der Volkstümlichkeit. Das Ganze ist eitel Spiegelfechterei. Die fünfhundert Millionen, die man der Regierung als Lösung der Reichsfinanzreform bieten will, sind in Wahrheit kaum dreihundert Millionen, weil überall die Erträge höher angesetzt sind, als sachlich begründet ist. Was ist aber die Folge, wenn der Bedarf des Reichs durch die neuen Steuern wiederum nicht erreicht wird? Dann muß das Fehlende nach wie vor durch Matrikularumlagen gedeckt werden, und wir sind wieder genau so weit wie vorher. Dann brauchen wir in zwei Jahren wieder eine neue Reichsfinanzreform. Gerade das ist es aber, was das Zentrum wünscht, und was seinen von jeher vertretnen finanzpolitischen Grundsätzen entspricht. Darum hat sich auch die Kommissionsmehrheit beeilt, aus dem Reformplan der Regierung alles zu beseitigen, was der alten ungesunden Wirtschaft mit den Matrikularbeiträgen ein Ende machen sollte. Sie hat die Begrenzung der Matrikularbeiträge gestrichen und den noch erhaltnen Rest der clausula Franckenstein — dieses Zwinguri klerikaler Finanzkunst, das das Zentrum schon zu Bismarcks Zeit in das Land der jungen deutschen Hoffnungen hineingesetzt, und womit es den neuen Reichsbau zu einem guten Teil verpfuscht und verschimpfiert hat —, also diesen jetzt dem wohlverdienten Untergang geweihten Rest der nur halb beseitigten clausula Franckenstein noch einmal gerettet. Damit sind die Karten völlig aufgedeckt; das Zentrum bewahrt seinen traurigen Ruhm, den eine gesunde Entwicklung des Reichs aufhaltenden finanzpolitischen Grundsätzen treu geblieben zu sein und die Reichsfinanzreform noch einmal zu einem Pfusch-, Flick- und Blendwerk gemacht zu haben — wenn es mit allen diesen Vorschlägen wirklich durchdringt.

Daraus folgt aber auch, wo das schöne konservativ-klerikale Steuerregister ein Loch hat. Gerade wenn sich die verbündeten Regierungen mit unbeirrbarer Festigkeit auf den rein sachlichen Standpunkt stellen, daß sie nur solche Vorschläge annehmen, die erstens die verfassungsmäßigen Beziehungen zwischen Reich und Einzelstaaten nicht berühren, zweitens den Finanzbedarf des Reichs in ausreichender Höhe sicherstellen und drittens die Organisation des Reichsfinanzwesens für lange Zeit, womöglich dauernd, auf gesunde Grundlagen stellen, dann können sie die von der konservativ-klerikalen Mehrheit gebotnen Vorschläge nicht annehmen. Nicht weil sie von dieser Mehrheit kommen. Sollte sich diese selbe Mehrheit noch eines andern besinnen und wirklich noch Vorschläge finden, die die angegebnen Bedingungen erfüllen, so würden die verbündeten Regierungen sie sicherlich gut heißen müssen, und falls dann die Liberalen dieser Lösung ihre Mitwirkung verweigern sollten, würde wohl gar nichts andres übrigbleiben, als sie auszuschalten. Aber so weit sind wir zurzeit noch nicht. Die konservativ-klerikalen Vorschläge entsprechen bis jetzt den zu stellenden Bedingungen durchaus nicht. Sie verstoßen mindestens gegen eine dieser Anforderungen. Es würde also nicht Eigensinn oder der Wunsch, eine bestimmte Mehrheitsbildung aufrechterhalten zu sehen, als bestimmender Beweggrund angesehen werden müssen, wenn die verbündeten Regierungen die gebotne Lösung ablehnen. Sie würden nicht zu fürchten haben, daß ihnen das Scheitern der Reform deswegen zum Vorwurf gemacht werden könnte. Wenn sie die Lügen und

Übertreibungen, die gegen ihre ursprünglichen Vorschläge ins Werk gesetzt worden sind, ertragen haben, werden sie das weitere auch ertragen. So retten sie wenigstens ihre Autorität, die sonst unwiderbringlich dahin sein würde.

Das wüste Treiben in der Kommission, die jeden noch so unüberlegten, gar nicht auf seine Wirkungen hin geprüften Vorschlag sofort mit Hurra annimmt, wenn er nur aus der Mitte der konservativ-klerikalen Mehrheit kommt, hat, wie nicht zu leugnen ist, mehr als die ganze bisherige „Arbeit" des Reichstags an der Reform in weitern Kreisen die Empfindung verstärkt, daß die Regierung die Dinge gehn lasse, wie sie gehn wollen, und deshalb finden mehr als bisher die Behauptungen Glauben, Fürst Bülow richte sich allmählich darauf ein, die Sache tatsächlich mit der neuen Mehrheit zu machen. Wir haben guten Grund, anzunehmen, daß diese Auffassung nicht richtig ist. Fürst Bülow hat allerdings höchst wahrscheinlich die nicht haltbare Annahme zurückgewiesen, er werde eine sachlich annehmbare Lösung nur deshalb zurückweisen, weil sie ihm nicht von der Blockmehrheit geboten würde. Aber dieser Fall ist bis jetzt nicht eingetreten und wird auch, wie wir gesehen haben, wohl kaum eintreten. Diese Feststellung hat also nur theoretischen Wert. Für die Voraussetzung jedoch, Fürst Bülow werde sich darauf einlassen, Vorschläge, die die verbündeten Regierungen nach ihren wohlerwognen Grundsätzen verwerfen müßten, aus den Händen einer neuen Mehrheit entgegenzunehmen, nur um diese Mehrheit nicht mit der Verantwortung für das Scheitern der Reform zu belasten — für diese Voraussetzung fehlt bis jetzt jede Unterlage. Ob es zweckmäßig war, das formelle Eingreifen der Regierung, wie es in der Einbringung von Ersatzvorlagen für die in der Kommission abgelehnten und darum wahrscheinlich aussichtslosen Steuern liegt, so lange aufzuschieben, bis der Umfang der negativen Leistungen der Kommission in seiner ganzen Größe offenbar geworden war, darüber kann man vielleicht verschiedner Meinung sein. Vielleicht hätte der Eigenart des freien deutschen Mannesbewußtseins, das ja immer nach der Regierung schreit wie der Säugling nach der Mutterbrust, mehr Rechnung getragen werden können. Es ist ja auch eine harte Geduldprobe für einen vaterländisch empfindenden Mann, dieses Treiben in der Kommission mit anzusehen. Aber es ist doch die Frage, ob auf einem andern Wege mehr zu erreichen gewesen wäre, und so ist es alles in allem doch wohl das klügste und beste gewesen, den Weg zu wählen, der zweifellos der verfassungsmäßig allein korrekte war.

In der Kommission hat sich die Lage inzwischen derart zugespitzt, daß die Parteien der Linken ihre weitere Beteiligung an den Beratungen versagt haben. Für diesen Schritt lassen sich ja gewichtige Gründe anführen. Die Mehrheitsparteien hielten es kaum noch für nötig, wenigstens den Schein einer sachlichen Prüfung der Anträge auf ihre Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit aufrecht zu erhalten. Vollkommen unreife, in ihren Folgen und ihrer Ausführung gar nicht zu beurteilende Vorschläge wurden unbesehen angenommen, nur weil sie taktisch ihren Zweck erfüllten. Daß sie nicht Gesetz werden können, ist von vornherein klar; denn so tief sind wir doch nicht gesunken, daß der Bundesrat eine Gesetzmacherei gutheißen könnte, deren einziger ernster Zweck nur eine Parteidemonstration ist. Daß sich die Parteien der Linken unter solchen Umständen dagegen sträubten, sich nur verhöhnen zu lassen, wird man verstehn. Dennoch läßt sich bezweifeln, ob nicht die Liberalen trotz alledem besser getan hätten, auch unter diesen bittern Umständen ihre konstitutionelle Pflicht weiter zu erfüllen und auf ihrem Posten weiter zu kämpfen. Denn schließlich — das werden die Liberalen selbst natürlich nicht zugeben wollen — ist doch die trostlose Lage zu einem guten Teil von den Liberalen mit verschuldet worden. Und auch sonst sind Fehler von ihnen gemacht worden. Freilich ist es ein unerhörter Vorgang, daß in Form von Anträgen zu den Vorlagen ganz neue Steuern in der Kommission zur Verhandlung kommen,

die derart überraschend eingebracht werden, daß die Mitglieder der Minderheit überhaupt keine Zeit haben, mit ihrer Fraktion darüber zu beraten, geschweige denn daß sie, wie es sich gehört, vorher im Plenum beraten werden. Die Sezession der liberalen und sozialdemokratischen Kommissionsmitglieder bedeutet daher auch einen Einspruch gegen offenbare Verletzungen der Geschäftsordnung.

Das ist vorläufig ein recht betrübendes Bild. Aber gerade darin liegt auch die Gewähr, daß die Lage nicht so bleiben kann. Die Regierung unterzieht sich mit größter Gewissenhaftigkeit der Pflicht, alle diese vielfachen Steuervorschläge, die aus dem Schoße der Kommission emporsprießen wie Pilze nach einem warmen Regen — Erhöhung des Kaffeezolls, Zündholzsteuer, Steuer auf Parfüms und Schönheitsmittel u. dgl. —, einer genauen sachlichen Prüfung zu unterziehen. Denn man muß scharf unterscheiden, ob die Steuern an sich brauchbar und zweckmäßig sind, oder ob sie wirklich den Platz einnehmen, den ihnen die Parteisucht in der Reichsfinanzreform zuweisen möchte. Es muß z. B. genau geprüft werden, ob der Antrag Richthofen nicht in verschiednen Punkten die Grundlage einer vernünftigen Steuer gibt; in dieser Beziehung kann man die Frage noch offenlassen. Nur wenn die Vorschläge als „Besitzsteuer“ bezeichnet werden, die eine andre wirkliche Besitzsteuer überflüssig machen soll, oder wenn es heißt, diese Steuer werde 200 Millionen bringen, dann kann man dem sofort entgegentreten, denn da beginnt die Täuschung und Irreführung. Die Hauptsache aber ist, daß in diesen Tagen die Ersatzvorschläge der Regierung an den Reichstag gelangen müssen, und das wird eine wesentliche Klärung der Lage bedeuten.

Bemerkung. Im vorigen Reichsspiegel ist ein sinnstörender Druckfehler stehn geblieben. Auf Seite 448, Zeile 21 muß es heißen: „ebensowenig wie dabei die kleinern Vermögen als solche geschont werden.“ Es kam hier gerade darauf an, zu zeigen, daß es sich bei diesen Vorschlägen nicht um Leistungen handelt, die von der Höhe des Gesamtvermögens abhängig sind, wie es bei einer richtigen „Besitzsteuer“ sein soll.

Geographische Literatur. Paul Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft. Erster Band: Südwest-Afrika. Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg, 1907. Der auf wirtschaftsgeographischem Gebiete wohlbekannte Verfasser war drei Jahre lang als wirtschaftlicher Sachverständiger, Leiter der Ansiedlungskommission und Mitglied der Entschädigungskommission tätig. In dieser Zeit hat er auf wiederholten Dienstreisen das Schutzgebiet vor, bei und nach dem Kriege genau kennen gelernt und einen großen Teil des benachbarten Britisch-Südafrika besucht. Da Rohrbach auch sonst ein gutes Stück Welt gesehen hat, ein scharfer Beobachter ist und die einschlägige Literatur beherrscht, so nimmt sein Buch unter der Fülle der durch den südwestafrikanischen Krieg hervorgerufnen Veröffentlichungen einen bleibenden Platz ein. Da wirtschaftliche Fragen ohne die Kenntnis der allgemeinen geographischen Verhältnisse des Landes niemals richtig aufgefaßt und gewürdigt werden können, so gliedert sich das vorliegende Buch in die beiden Hauptteile „Das Land“ und „Die Wirtschaft“. Der erste behandelt in fünf Kapiteln die natürlichen Landschaften der Kolonie, die Namib, das Hereroland, das Etoschabecken und Amboland, Windhuk und das Bastardland, endlich das Namaland, und flicht in den Gang der geographischen Betrachtungen eine Reihe praktischer Bemerkungen und Vorschläge über Wasser-, Weide- und Kulturverhältnisse, Arbeiterfrage usw. ein. Vor allem warnt Rohrbach vor der Überschätzung des Ovambolandes als eines Landes für Weiße oder für ausgedehnte Baumwollkulturen. Der zweite, kolonialpolitische und wirtschaftliche Hauptteil schildert in großen Zügen die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie vor und während der deutschen Herrschaft und gliedert sich in folgende sieben Kapitel: Aufschließungsversuche vor der deutschen Herrschaft, Fehler der deutschen Kolonialverwaltung, Die erste Abgrenzung gegen die Eingebornen, Aufstand und Zerstörung, Der Wiederaufbau der Wirtschaft, Eisenbahn-

bau und wirtschaftliche Produktion, Wirtschaftliche Irrwege. Die Eingebornen- und Missionsfrage wird nur kurz gestreift, dagegen, namentlich im Schlußworte, eine Reihe positiver Vorschläge und beherzigenswerter Ansichten über den wirtschaftlichen Wiederaufbau und die gedeihliche Weiterentwicklung des Schutzgebietes gemacht. Mag man ihnen und der fleißig geübten, aber stets sachlich bleibenden Kritik des Verfassers auch nicht in allen Punkten zustimmen, so wird doch für jeden, der sich eingehender mit den wirtschaftlichen Verhältnissen unsrer einzigen deutschen Siedlungskolonie beschäftigen will, Rohrbachs Buch ein unentbehrlicher und zuverlässiger Ratgeber sein.

Leo Frobenius, Im Schatten des Kongostaates. Bericht über den Verlauf der D. J. A. F. E. von 1904 bis 1906, über deren Forschungen und Beobachtungen auf geographischem und kolonialwirtschaftlichem Gebiet. Mit vielen Abbildungen und Karten. Berlin, Georg Reimer, 1907. Von Ende Dezember 1904 bis zum Juni 1906 unternahm der Verfasser eine Studienreise in den Kongostaat, und zwar weilte er hauptsächlich im Gebiete des Kassai und seiner Zuflüsse, wo seit den bahnbrechenden Forschungen Schütts, Buchners, Pogges, Wißmanns, Wolfs, v. François und andrer deutscher Afrikapioniere größere wissenschaftliche Unternehmungen nicht mehr stattgefunden hatten. An der Reise nahm der Maler Lemme teil, dessen Zeichnungen neben zahlreichen Originalphotographien und Kartenskizzen — in einem besondern Anhange spricht sich Dr. M. Groll eingehender über die von ihm besorgte Konstruktion der Itineraraufnahmen aus — den hauptsächlichsten Bilderschmuck des Buches ausmachen. Die dritte deutsche Kassai-Expedition, wie Frobenius die von ihm geleitete D. J. A. F. E. (Deutsche innerafrikanische Forschungsexpedition) auch nennt, verfolgte vor allem ethnographische Ziele. Behauptet doch der Verfasser, daß vor ihm Innerafrika noch keinen ausgesprochnen Völkerkundler gesehen habe, und daß es ihm geglückt sei, die Mythologie und Stammesorganisation der Südost- und Ostvölker zu entdecken (S. 197). Die ethnographischen Ergebnisse, die nach Angabe des Verfassers sehr reich und ziemlich lückenlos sein sollen, werden im zweiten und dritten Bande des großangelegten Werkes zur Bearbeitung kommen. Der vorliegende erste Band enthält eine für weitere Kreise bestimmte Schilderung des Verlaufes der Reise einschließlich der geographischen und kolonialwirtschaftlichen Beobachtungen. Von ersteren seien hervorgehoben die Beschreibungen der Lateritkesseleinstürze, die für den ganzen Südrand des Kongobeckens charakteristisch zu sein scheinen, der Randhügel, Querzungenlandschaften und Felsspitzenlandschaften, der Wasserfälle und Teiche sowie die Beziehungen zwischen Gelände und Vegetation, Gelände und Völkerkunde usw. Auf kolonialwirtschaftlichem Gebiete interessieren besonders die Fragen der Eingebornenpolitik, der Einblick in die Verwaltungsmaßnahmen der Regierung des Kongostaates und in das zum Teil recht wenig erbauliche Treiben der Kassaikompagnie. Auch die Wirksamkeit der Mission wird kritisch beleuchtet. Der Verfasser ist überhaupt ein guter Beobachter, der ungemein tätig war und sehr anschaulich und lebhaft zu schildern versteht, wenn man von der in mancher Beziehung etwas eigentümlichen Vorrede absieht. Das Buch mußte sehr rasch niedergeschrieben werden, da Frobenius bald nach der Heimkehr die Vorbereitungen zu einer (inzwischen schon seit längerer Zeit angetretenen) zweiten Afrikareise begann.

Friedrich Ratzel, Kleine Schriften. Ausgewählt und herausgegeben durch Hans Helmolt. Mit einer Bibliographie von Viktor Hantzsch. Zweiter Band. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1906. Es war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers und Verlegers, die weit zerstreuten Veröffentlichungen des allzufrüh dahingegangnen Meisters zu sammeln und — unterstützt durch gewisse Anordnungen, die der Verstorbne schon 1898 getroffen hatte — mit liebevoller Hand eine Auswahl des Schönsten, Wichtigsten und Charakteristischsten zu treffen. Während der

erste stattliche Band einen Einblick in Ratzels zoologische, landschaftskundliche, naturphilosophische und biographische Arbeiten gewährte, ist der zweite, nicht minder umfangreiche Band den Hauptstudiengebieten des Leipziger Geographen, der Anthropogeographie, Völkerkunde und physischen Erdkunde, gewidmet. Aus der Fülle der aufgenommenen Arbeiten seien hier nur folgende genannt: Über Fjordbildungen; Über die Entstehung der Erdpyramiden; Höhengrenzen und Höhengürtel; Über Karrenfelder; verschiedne Studien über Schnee und Firn; Über die geographische Lage; Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen; Einige Aufgaben einer politischen Ethnographie; Die Kant-Laplacesche Hypothese und die Geographie; Die geographische Lage der großen Städte; Nationalitäten und Rassen; Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive. Außerdem sind einige Proben Ratzelscher Dichtkunst mit aufgenommen und in der Vorrede die Stellen aus Ratzels Werken angegeben, die als Musterstücke deutscher Prosa in Schullesebüchern Eingang gefunden haben. Ein wertvoller Anhang enthält das von V. Hantzsch, ebenfalls einem Schüler des Verstorbnen, sorgsam zusammengestellte Verzeichnis der selbständigen Werke, Abhandlungen und Bücherbesprechungen Ratzels. Es umfaßt auf 62 Seiten nicht weniger als 1240 Nummern: ein beredtes Zeugnis für die überreiche literarische Tätigkeit und unerschöpfliche Vielseitigkeit des Heimgegangnen. Wenn der Herausgeber endlich erwähnt, daß die in den beiden Bänden der „Kleinen Schriften" zusammengestellten Arbeiten nur ein Sechstel von Ratzels Veröffentlichungen ausmachen, unter denen sich 30 Bände selbständiger Werke befinden, so muß man die Arbeitsfreudigkeit und Gedankenfülle des mitten aus voller Schaffenskraft Hinweggerissenen, der ja auch ein eifriger Mitarbeiter der Grenzboten war, bewundern. K. H.

Varuna. So lebhaft die praktische Rassenkunde und die Rassenhygiene von einer biologischen Schule betrieben werden, scheinen ihre Bestrebungen doch erst einen kleinen Kreis ergriffen zu haben. Willibald Hentschel findet man weder in Kürschners Literaturkalender noch im „Wer ists?", und sein vor Jahren erschienenes großes Buch hat erst im Jahre 1907 (bei Theodor Fritsch in Leipzig) eine zweite, das dritte und vierte Tausend umfassende Auflage erlebt. Und das Buch verdient gelesen zu werden, wenn auch natürlich mit wachem kritischem Sinn. Er nennt es Varuna, weil er die seiner Ansicht nach aus den Fugen gehende Naturordnung wiederherstellen will, denn das mit Uranos gleichbedeutende indische Wort bezeichne eben die göttliche, Himmels- und Naturordnung. Er beklagt das angebliche Schwinden des arischen Typus, kämpft gegen Rassenmischung, Verjudung, Kapitalismus, Industrialisierung, Bodenschacher und Bodenwucher und will dem drohenden Untergange mit einer Reform des Hypotheken- und Erbrechts und mit planvoller Menschenzüchtung steuern. In der ethnologisch-historischen Begründung seiner Rassenlehre ist mir eines interessant. Gegen die neuere Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Arier habe ich eingewandt: das Menschengeschlecht könne nur entstanden sein und könne die ersten Schritte zur Kulturentwicklung, namentlich zur Entwicklung einer edlern Kultur, nur getan haben in einer Gegend, wo ihm das Leben leicht wurde, und wo es vor Gefahren, vor verrohenden Nöten und Bedrängnissen geschützt war, in einer dem Paradiese der Bibel ähnlichen Landschaft, wie sie sich etwa auf den Inseln Ozeaniens findet, deren Bewohner auch wirklich die edelsten aller Naturvölker zu sein scheinen. Hentschel nun glaubt, daß die Inseln Polynesiens in der Tat die Urheimat der Arier oder vielmehr ihrer Stammväter, der „ario-malaiischen Rasse" gewesen seien. Übervölkerung ihrer kleinen Inseln habe sie zu kühnen Seefahrern gemacht, sie hätten die Küsten aller Erdteile besiedelt, und die ans westliche Gestade unsrer Ostsee verschlagnen hätten dort den arischen Rassencharakter ausgebildet. C. J.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Die Zukunft des französischen Heeres

Von Rittmeister von Witzleben

In der französischen Deputiertenkammer haben die Verhandlungen über den Militäretat für das nächste Jahr ihr Ende erreicht, und schon demnächst soll das vielbesprochne neue Kadergesetz beraten werden. Wie der Vorsitzende der Kommission dieses Gesetzprojekts, M. Messimy, in einem höchst interessanten Aufsatz ausgesprochen hat, handelt es sich dabei vor allen Dingen um die wichtige Frage des Friedenseffektivs der französischen Armee, das heißt um „die ganze militärische Zukunft Frankreichs“. „Unsre Lage ist, wie M. Messimy bekennt, im höchsten Grade beunruhigend und fordert, daß wir alle Folgerungen aufs gewissenhafteste prüfen und die Maßnahmen in ernste Erwägungen ziehen, die uns vor schweren Sorgen bewahren können.“

Das französische Heer in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung wird aus zwei verschiednen Bestandteilen gebildet. Der eine ist der permanente Teil, so bezeichnet, weil er fast das ganze Jahr unveränderlich ist. Dazu gehören die Freiwilligen, die Kapitulanten, die Eingebornen von Algier und Tunis, die Angehörigen der Fremdenlegion usw. Der andre Bestandteil ist die einberufne Mannschaft der beiden Jahresklassen, die nach dem Gesetz von 1905 zwei Jahre unter der Fahne stehn. Was zunächst die partie permanente anlangt, so trägt sich ja bekanntlich die französische Heeresverwaltung schon lange mit der Hoffnung, ihr eine größere Zahl Freiwilliger und Kapitulanten zuführen zu können. Und sie hat ja auch im Jahre 1907 insofern ein etwas besseres Resultat erreicht, als 2384 Mann mehr kapituliert haben als das Jahr vorher. Die Militärbehörde will auch jetzt noch in ihren Zugeständnissen weitergehn durch Einführen einer nur halbjährigen Kapitulation, Erhöhung der Prämien, bessere Aussichten auf Anstellung im Zivildienst, Erleichterungen im Frontdienst nach Abschluß der ersten Kapitulation, und sie erwartet, durch diese Anerbietungen die Meldungen und den Andrang zur Armee nicht nur im Mutterlande, sondern auch in den Kolonien zu steigern. Nach M. Messimy soll damit zu rechnen sein, daß im Jahre 1909 der permanente

Teil des Heeres auf 120000 Mann gebracht wird. Ob und wann es aber möglich sein werde, so äußert sich der Abgeordnete weiter, auch noch über diese Zahl hinauszukommen, sei nicht vorauszusehen. Sicher sei nur, daß ein bedeutender Zuwachs für die partie permanente des Heeres nur dann erwartet werden könne, wenn es sich erreichen lasse, in Algier und Tunis die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Die Verhandlungen und Feststellungen darüber seien noch nicht abgeschlossen, es stünden aber große Schwierigkeiten im Wege, von denen sich in diesem Augenblick noch nicht sagen ließe, ob sie überwunden werden könnten.

Den Hauptbestand des französischen Heeres bilden natürlich die beiden Jahreskontingente. Aber hier liegen die Verhältnisse, die Möglichkeiten, auch nur den heutigen Stand auf derselben Höhe zu halten, von einer Steigerung gar nicht zu reden, nach den ausführlichen Darlegungen des Vorsitzenden der Kommission über das neue Kadergesetz noch weit ungünstiger als beim permanenten Teil. Der Grund liegt einzig und allein darin, daß die jährliche Quote der Rekrutenziffern abhängig ist von dem Stande der Geburten in jedem einzelnen Jahre. Und in dieser Hinsicht ist ja bekannt, daß die Bevölkerung Frankreichs schon seit Jahren nicht unwesentlich in der Abnahme begriffen ist. Noch vor dreißig Jahren erreichte die Zahl der gebornen Kinder männlichen Geschlechts 480000, aber im Jahre 1907 nur 395000. Und dazu hat sich nach den statistischen Aufstellungen gezeigt, daß bisher im Durchschnitt von den Geburten eines Jahrganges nach Erreichen des wehrpflichtigen Alters nicht mehr als 45 bis $45^1/_2$ Prozent für diensttauglich befunden worden sind. Nun haben ja allerdings die Fortschritte in der Hygiene auch darin einige gute Früchte getragen, daß in den letzten beiden Jahren die Sterblichkeit unter Kindern von weniger als zwanzig Jahren etwas abgenommen hat, wodurch natürlich erreicht ist, daß einige tausend junger Leute mehr als bisher für den Militärdienst erhalten werden konnten. Aber diese Fortschritte werden, so meint M. Messimy, doch kein günstigeres Resultat zur Folge haben, als daß statt jetzt 45 bis $45^1/_2$ Prozent in Zukunft höchstens 46 Prozent der Geburten eines Jahres als später dienstbrauchbare Elemente in die Rekrutierungslisten eingetragen werden können. In bezug auf die Erhöhung der Geburtsziffern, die allein der Wehrkraft der Nation namhafte Vorteile bringen können, dürfe man sich jedoch keiner Hoffnung hingeben, denn einwandfreie Statistiker hätten nachgewiesen, daß der Rückgang der Bevölkerung Frankreichs ganz ausschließlich darauf zurückzuführen sei, daß in den Familien der Grundsatz walte, nicht über eine bestimmte Anzahl von Kindern hinausgehn zu wollen, worin alle Sterbefälle einbegriffen seien.

Wenn man nun demgemäß, so beginnt M. Messimy den letzten und wichtigsten Abschnitt seiner lehrreichen Betrachtungen, mit dem günstigen Prozentsatz von 46 Prozent für die zukünftigen Ergebnisse (von 1909 an) der Rekrutierung rechne, so sei es auf Grund der bis 1907 vorliegenden Geburts-

ziffern ein leichtes, sich die Stärke des Friedenseffektivs des französischen Heeres bis zum Jahre 1928 ziemlich genau zu berechnen und dabei zu sehen, wie sich dieses Effektiv von Jahr zu Jahr vermindere anstatt verstärke. Auszuschalten sei bei der Zugrundelegung dieser Aufstellungen die vorjährige verhältnismäßig hohe Friedensstärke des Heeres von 457000 Mann, weil die beiden Jahreskontingente von 1906 und 1907, die dieses Effektiv gebildet hätten, als die ersten nach dem neuen Rekrutierungsgesetz von 1905 in der Höhe von 234000 und 223000 Mann zum Teil noch nach den Bestimmungen des alten Wehrgesetzes aus dem Jahre 1889 zustande gekommen seien. Erst vom Herbste dieses Jahres an sei das Gesetz über die zweijährige Dienstzeit in vollem Umfange in Kraft getreten und zeige einen Friedensstand des Heeres von nur noch 433000 Mann, davon 223000 Mann vom Jahrgang 1907 (entspricht dem Geburtsjahr 1886 mit 466000 männlichen Geburten) und 210000 Mann vom Jahrgang 1908 (von 459000 Geburten im Jahre 1887). Dieser Rückgang der Friedensstärke der Armee vom vorigen zu diesem Jahre betrage demnach nicht weniger als 24000 Mann und bedeute, wenn man den Stand eines Bataillons zu 500 Mann annehme, eine Verminderung um 48 Bataillone. Und so werde es weiter bergab gehn, obschon von 1909 an der Satz von 46 Prozent für den dienstbrauchbar werdenden Teil der jährlichen Geburten zugrunde gelegt werden solle. Denn trotz dieser prozentualen Steigerung betrage das Jahreskontingent für 1909 nur 207000 Mann von 451000 Geburten im Jahre 1888, sodaß sich das Friedenseffektiv des Heeres für das nächste Jahr nicht höher als auf 417000 Mann stellen werde, womit ein weiterer Verlust von 16000 Mann in einem Jahre ausgedrückt sei. Indem M. Messimy dann weiter das Mittel aus den in fernern Abschnitten von je fünf Jahren vorliegenden Geburtsziffern zieht, kommt er zu den Resultaten, daß im Jahre 1912 die französische Armee nur noch eine Friedensstärke von 410000 Mann, im Jahre 1917 von 402000 Mann, im Jahre 1922 von 398000 und 1928 (diesmal nach einem Abschnitt von sechs Jahren) von nur 380000 Mann haben könne. In diesem Jahre wird das Geburtsjahr 1907 mit 395000 männlichen Geburten nur noch 182000 Rekruten unter die Fahne stellen. Die Differenz von heute 433000 Mann und von 380000 Mann im Jahre 1928 bedeutet nach Messimy für die französische Armee ein Weniger von 154 Bataillonen. Oder mit andern Worten, es müßten fünf Armeekorps aufgelöst werden, wenn die Heeresverwaltung den heutigen Stand der Infanteriekompagnie im Mittel von 119 Mann für die übrigen Korps aufrechterhalten wolle.

Der Abgeordnete Messimy gehört zu den angesehensten Mitgliedern der Deputiertenkammer, schon aus diesem Grunde finden seine Reden und Anträge stets gebührende Beachtung. Seine Ausführungen verdienen auch im vorliegenden Falle gewürdigt zu werden, um so mehr, als sie die wichtigsten Fragen der Wehrkraft der Nation berühren und sich dazu, wie wir gesehen haben,

auf amtliches Material stützen. Auf der andern Seite aber darf die pessimistische Beurteilung der militärischen Lage, wie sie von uns nach der Darstellung des französischen Abgeordneten hier geschildert wurde, nicht dazu führen, daß wir in den Fehler verfallen, die französische Armee gering zu schätzen oder auch nur anzunehmen, daß die Verminderung des Jahreskontingents allein ausreiche, den organischen Bestand des Heeres unsrer westlichen Nachbarn ernsthaft in Frage zu stellen. Davon kann keine Rede sein. Aber M. Messimy wird ja wohl gewußt haben, warum er ein wenig Sand in die Augen gestreut und in seinen Angaben das wichtige Gebiet der Kapitulationen, auf dem jetzt die ersten Erfolge seit Einführung der zweijährigen Dienstzeit errungen werden, nur so oberflächlich gestreift hat. Werden darin auch noch lange nicht alle Hoffnungen des Gesetzgebers auf Erhöhung des Friedensstandes der Armee erfüllt, so ist doch ein Fortschritt zu erkennen, an dessen Möglichkeit manche Pessimisten nach so vielen Enttäuschungen auf diesem Gebiete schon nicht mehr recht glauben wollten. Es haben daher möglicherweise die 2384 Mann, die im Jahre 1907 mehr als das Jahr zuvor Kapitulationen eingegangen sind, höhere Bedeutung als nur den zahlenmäßigen Unterschied. Es kann der Beginn einer stetig nach aufwärts steigenden Periode sein, also das Resultat der jahrelangen Bemühungen der Regierung, den einzelnen Chargen die Vorzüge, die ihnen aus der Kapitulation erwachsen, immer annehmbarer zu machen. Um auf die einzelnen Chargen der Kapitulanten etwas näher einzugehn, weil damit ganz lehrreiche Betrachtungen verknüpfbar sind, so kapitulierten von den im ganzen 10414 Unteroffizieren (im Vorjahre 9923) 7399 nur auf zwei Jahre und darunter, 1452 auf drei, 199 auf vier und 1260 auf fünf Jahre. Es ist also bei der Mehrzahl der Unteroffiziere noch das Bestreben vorhanden, sich zunächst nicht über zwei Jahre hinaus zu verpflichten, um die ihnen schon nach insgesamt vierjähriger Dienstzeit zugestandne kleine Zivilversorgung in Anspruch zu nehmen. Daneben aber zeigen die zum zweiten-, dritten- und viertenmale eingegangnen Rengagements auf ein bis fünf Jahre von 5743 Unteroffizieren, daß es schon jetzt eine ganze Anzahl von Leuten dieser Charge gibt, denen die Aussichten auf eine bessere Zivilanstellung durch Längerdienen verlockend genug sind, um angestrebt zu werden. Und selbst die geringe Zahl von 980 Unteroffizieren, die zur Beendigung einer höchst zulässigen fünfzehnjährigen Dienstzeit behufs Erlangung einer Pension neue Kapitulationen abgeschlossen haben, ist auch ein günstiges Symptom und ein Beweis, daß die frühere grundsätzliche Abneigung gegen so lange Dienstzeit in der Abnahme begriffen ist. Also Fortschritte sind ohne jeden Zweifel festzustellen, und wenn sie anhalten sollten, dann stürzt wahrscheinlich Messimys großes Rechengebäude mit den aufzulösenden fünf Armeekorps doch noch in sich zusammen.

Auch noch andre Momente sind vorhanden und geradezu wie geschaffen, uns vor einer falschen Beurteilung der französischen Armee und ihres

zukünftigen Aussehens zu warnen. Da sind hauptsächlich die jüngsten Verhandlungen in der Deputiertenkammer über die Vermehrung der Artillerie und die dabei getanen Äußerungen des Kriegsministers zu nennen, weil sie uns ein deutliches Bild geben von dem fortschreitenden Entwicklungsgange des Heeres unsrer westlichen Nachbarn und vor allen Dingen auch von der dereinstigen Zusammensetzung der Hauptbestandteile eines mobilen französischen Armeekorps. Daß sich General Picquart dabei in seinen Angaben hie und da zu Übertreibungen hat hinreißen lassen, wenn er auf deutsche Heereseinrichtungen zu sprechen kam, darf uns an seinen Worten über die militärischen Maßnahmen im eignen Lande nicht irre werden lassen, denn jene Unrichtigkeiten sind zweifelsohne teils auf Unkenntnis unsrer Verhältnisse, teils darauf zurückzuführen, daß sie dazu verhelfen sollten, die Forderungen der Regierung durchzudrücken und das Zutreffende ihrer Gründe erklärlich zu machen.

Was nun zunächst die Stärke der Infanterie im zukünftigen französischen Armeekorps anlangt, so haben bekanntlich die Franzosen die Organisation der Regimenter zu 4 Bataillonen mit unwesentlichen Ausnahmen aufgeben müssen. Auch für den Kriegsfall wird die Gliederung jedes Infanterieregiments zu 3 aktiven Bataillonen aufrechterhalten. Zugleich aber stellt jedes Regiment 3 Reservebataillone anstatt bisher nur 2 Bataillone auf, sodaß also bei jedem Armeekorps im Mobilmachungsfalle 24 aktive und 24 Reservebataillone vorhanden sind. Nun entstand die Frage, wie diese 48 Bataillone am zweckmäßigsten auf die ins Feld rückende Armee zu verteilen seien. Nach vielfachen Erwägungen ist man schließlich zu dem Resultat gekommen, daß dem neuen Grundsatze des Vorschiebens von Reservejahrgängen in eignen Verbänden in die erste Linie dadurch am besten Rechnung getragen werde, daß den vier aktiven Infanteriebrigaden zu 24 Bataillonen jedes Armeekorps noch eine fünfte Brigade zu 6 Reservebataillonen zugeteilt würde, um so das Armeekorps erster Linie auf die Stärke von 30 Bataillonen zu bringen. Die von den 48 Bataillonen dann noch verbleibenden 18 Bataillone jedes Korps sollen für selbständige Reserveformationen zweiter Linie verwandt werden.

An Kavallerie steht jedem mobilen Armeekorps auch fernerhin eine Kavalleriebrigade zu 2 oder 3 Regimentern zu 4 Eskadrons abzüglich der Divisionskavallerie zur Verfügung. Es hat sich also hierin gegen früher nichts geändert, nur die Divisionskavallerie beabsichtigt man zu verringern und erachtet nach dem Beispiel der Japaner eine Eskadron für jede Infanteriedivision als ausreichend. Auch mitbestimmend hierfür ist die erst neuerdings erprobte Organisation der berittnen Aufklärer gewesen, von denen im Mobilmachungsfall jedem Infanterieregiment 15 überwiesen werden sollen.

Wichtig und neu zugleich ist, nach durchgeführter Vermehrung, die Verteilung der Artillerie auf das mobile Armeekorps. Bekanntlich wird vom Jahre 1911 an jedes Armeekorps, anstatt jetzt 24, 30 aktive Batterien zu je

4 Geschützen, zusammen 120 Geschütze, stark sein. Anfänglich schien die Absicht zu bestehn, die 6 neuen Batterien bei der Korpsartillerie, die man in Frankreich wieder aufleben läßt, einzuteilen, um diese möglichst stark zu machen. Der Gedanke ist aber aufgegeben und die Gliederung der 30 Batterien nunmehr so beschlossen worden, daß jede Infanteriedivision 1 Artillerieregiment zu 3 Abteilungen zu je 3 Batterien erhält und 1 Korpsartillerieregiment zu 4 Abteilungen und ebenfalls zu je 3 Batterien aufgestellt wird. Nun handelt es sich noch um die ersten Reserveformationen der Artillerie, die nach den ersten Veröffentlichungen in der französischen Presse ziemlich im Dunkel geblieben waren. Erst durch den ausführlich bekannt gewordnen Bericht des Deputierten Reinach konnte der Schleier gelüftet und festgestellt werden, daß die Franzosen im Mobilmachungsfall in jedem Armeekorps pro Abteilung eine neue Batterie (batterie de dédoublement) aufstellen werden. Die Stämme für diese 10 Batterien werden schon im Frieden vorhanden sein, und zwar in den um 13 Mann erhöhten Etats jeder Batterie (90 Mann gegen früher 77). Von besondrer Bedeutung an dieser Organisation ist, daß die Verstärkungsbatterien nicht zugleich mit ins Feld rücken sollen, sondern nur zum Ersatz von solchen Batterien bestimmt sind, die in den ersten Schlachten zusammengeschossen wurden. Zusammengefaßt wird also in Zukunft das mobile französische Armeekorps gebildet sein aus: 2 Infanteriedivisionen zu je 2 Brigaden mit zusammen 24 Bataillonen und 18 Batterien, 1 Kavalleriebrigade zu 8 bis 12 Eskadrons und 1 Korpsartillerieregiment zu 12 Batterien, außerdem zur besondern Verfügung des Korpskommandeurs 1 Reserveinfanteriebrigade zu 6 Bataillonen.

Unter den Neuerungen fällt besonders die beabsichtigte Verwendung selbständiger Reserveformationen mit den Truppen erster Linie auf. Darin sowie in der Aufstellung der Verstärkungsbatterien und den auf den Truppenübungsplätzen versammelten Reservetruppenteilen sieht General Picquart nach seinen eignen Worten in der Deputiertenkammer eine Überlegenheit gegenüber den deutschen Heereseinrichtungen, und bei uns sind einzelne Kritiker noch darüber hinausgegangen und haben behauptet, daß unsre westlichen Nachbarn uns überhaupt in der Solidität und Ausbildung ihrer Verbände zweiter Linie nicht unbeträchtlich voraus seien. Es kann nicht unsre Aufgabe sein, die Unrichtigkeiten dieser Meinungen im einzelnen zu widerlegen, weil wir dadurch den frommen Wunsch unsrer Nachbarn jenseits des Rheins erfüllen und ihnen einen Einblick in die tatsächlichen Verhältnisse unsrer organisatorischen Maßnahmen verschaffen würden.

Nur einige allgemeine Punkte wollen wir herausgreifen, um die Gegner im eignen Lager von der Unrichtigkeit ihrer Behauptungen zu überzeugen. Zunächst trifft nicht zu, daß in Frankreich zahlreichere und solider organisierte Reserveverbände vorhanden sind als bei uns und im vergangnen Jahre auf Truppenübungsplätzen geübt haben. Auf dem Papier stand allerdings, daß dort die

Hälfte aller Reserveinfanterieregimenter zusammengezogen werden sollte, um in einer siebzehntägigen Übungsperiode geschult und gedrillt zu werden. Aber selbst die France militaire hat zugegeben, daß diese Bestimmungen lange nicht erfüllt wurden, daß die Mehrzahl der Reserveregimenter nur zu zwei Bataillonen mit zusammen 1500 Mann (statt 3400 im Kriegsfall) formiert gewesen sind, und daß ihre Ausbildung durchweg nur möglich geworden sei durch die Zukommandierung einer Unmenge von Frontoffizieren. Der Mangel an Reserveoffizieren sei geradezu eine Gefahr. Übungen von Reserveformationen der Artillerie haben in Frankreich zum erstenmal im vorigen Jahre stattgefunden, indem bei einzelnen Regimentern gelegentlich der Schießübungen Reservebatterien mit den Kaders vom aktiven Regiment und aus eingezognen Reservisten gebildet wurden. Demgegenüber haben bei uns im Vorjahre bei siebzehn Armeekorps je ein Reserveinfanterieregiment und bei fünfzehn je eine Reserveartillerieabteilung kriegsmäßige Übungen mit Gefechtsschießen, allerdings nur von vierzehn Tagen, abgehalten. Wobei aber nicht übersehen werden darf, daß es sich bei der deutschen Armee um Reservisten im Durchschnittsalter von noch nicht achtundzwanzig Jahren gehandelt hat, während beim französischen Heere die auf den Truppenübungsplätzen versammelten Reservisten den sechs ältesten Jahrgängen angehörten, die im Alter von achtundzwanzig bis vierunddreißig Jahren stehn. Es sind das also die Leute vom 2ème appel im Gegensatz zu den fünf jüngsten Reservejahrgängen, die den 1er appel bilden und nur zur Komplettierung der Linientruppenteile dienen.

Auch in diesem Jahre wollen die Franzosen Reservisten und Territoriale in großer Zahl einziehen und in selbständigen Verbänden zusammenfassen. So soll unter anderm im Lager von Châlons eine Reserveinfanteriebrigade gebildet und der fünften Infanteriedivision zugeteilt werden. Bei der Artillerie werden wieder wie im Vorjahre einige Reservebatterien während der Schießübungen aufgestellt. Große Schwierigkeiten aber macht den Franzosen die Festsetzung der Übungstermine. Für die Leute vom 1er appel steht er ja gesetzlich allgemein für die Manöverzeit fest, dagegen sind für die Mannschaften vom 2ème appel allerhand Rücksichten auf die Landwirtschaft und Industrie zu nehmen, sodaß, wie die France militaire kürzlich berichtete, in Anbetracht der Verschiedenheit der Verhältnisse in den einzelnen Departements auch in den Winter- und Frühjahrsmonaten viele Dienstpflichtige schwer abkömmlich seien.

Beim deutschen Heere stehn die Bestimmungen über die Übungen der Mannschaften des Beurlaubtenstandes für dieses Jahr dahin fest, daß bei jedem Armeekorps ein Reserveinfanterieregiment und eine Reservefeldartillerieabteilung auf vierzehn Tage aufgestellt werden. Beim VII. Armeekorps werden sogar zwei Reserveinfanterieregimenter gebildet. Wo nach diesen kurzen Angaben beim französischen Heere eine Überlegenheit ihrer Verbände zweiter Linie liegen soll, ist nicht begreiflich. Dagegen darf unumwunden

zugegeben werden und steht durchaus nicht im Widerspruch mit unsern vorherigen Ausführungen, daß die Franzosen auf dem besten Wege sind, sich für ihre Verbände zweiter Linie ein vorzügliches Material an Reserveoffizieren heranzubilden. Denn nachdem die Gleichheit vor dem Gesetz jeden waffenfähigen Mann in Frankreich, ohne Unterschied der Person, zu zweijähriger aktiver Dienstzeit zwingt, muß auch der, der Reserveoffizier werden will, eine zweijährige Ausbildung in der Front durchmachen. Sie ist aber für die betreffenden Aspiranten vielseitig und stellt nicht leichte Anforderungen. Wer Reserveoffizier werden will, meldet sich dazu kurz vor Ablauf des ersten Dienstjahres. Damit verpflichtet er sich zugleich zur Ableistung noch von drei Übungsperioden im Reserveverhältnis neben den beiden Übungen, zu denen er schon durch das Gesetz gebunden ist. Außerdem aber muß er ein schriftliches und ein praktisches mündliches Examen ablegen, wozu er den Einberufungsbefehl erhält, nachdem sich seine direkten Vorgesetzten im allgemeinen über seine Geeignetheit zum Reserveoffizier ausgesprochen haben. Die mündliche Prüfung erstreckt sich hauptsächlich auf den Nachweis, daß der Offizieranwärter die Funktionen eines Zugführers vollständig beherrscht, und im schriftlichen Examen werden eine Rechen-, eine taktische und eine geschichtliche und geographische Aufgabe aus Frankreich sowie ein Thema aus dem Verwaltungsgebiet gestellt. Die Kandidaten, die die beiden Prüfungen bestehn, werden am 1. Oktober zu überzähligen Sergeanten oder Vizefeldwebeln ernannt; ihre Namen werden durch Veröffentlichung im Journal officiel bekannt gegeben. Alsdann erfolgt die Einteilung der beförderten Reserveoffiziersaspiranten in sogenannte Regimentsschulen, die nach näherer Anordnung des Kriegsministeriums in der Art eingerichtet sind, daß in einer Anzahl größerer Garnisonen die Anwärter von einem oder mehreren Armeekorps je nach der Zahl der vorliegenden Meldungen waffenweise zusammengenommen und durch eignes für sie bestimmtes Lehrpersonal, das sich aus einem Stabsoffizier und zwei bis vier Gemeinen zusammensetzt, ausgebildet werden. Die Ausbildung dauert rund fünf Monate, ist rein praktisch und soll den Aspiranten mit allen den Dienstkenntnissen vertraut machen, die von ihm im Frontdienst als Reserveoffizier gefordert werden. Wer von den Anwärtern die Schlußprüfung dieses Lehrkursus besteht, wird am darauffolgenden 1. April zum Offizier befördert, in welcher Eigenschaft er das letzte halbe Jahr seiner zweijährigen Dienstzeit in der Front bleibt und so Gelegenheit hat, sich in seine neue Charge noch gehörig einzuleben.

Aber die französische Regierung beschränkt sich nicht darauf, in dieser Weise für die erste gründliche militärische Ausbildung ihres Nachwuchses an Reserveoffizieren Sorge zu tragen, sondern sie hat neuerdings noch einen wichtigen Schritt weiter getan, indem sie Instruktionsschulen eingerichtet hat, zu denen der Zutritt für sämtliche Offiziere des Beurlaubtenstandes ein freiwilliger ist — die Anmeldung erfolgt am 1. Juli jeden Jahres —, und die

den Zweck verfolgen, diesen Offizieren im Winterhalbjahre Gelegenheit zu geben, ihre theoretischen und praktischen Kenntnisse auf allen militärischen Gebieten und auch ihre Reitfertigkeit zu fördern und zu festigen. Die ganze Einrichtung dieser Schulen erscheint geradezu mustergiltig und vorbildlich und in hohem Maße geeignet, den Reserve- und Landwehroffizier für seine hohe Berufstätigkeit im Kriegsfalle vorzubereiten. Die Schulen sind jetzt bei sämtlichen Armeekorps des französischen Heeres eröffnet, und zwar jedesmal am Sitz des Generalkommandos und für die Offiziere aller Waffen. Der kommandierende General hat die Oberaufsicht über den Unterricht, der nur von ausgewählten Stabsoffizieren und ältern Hauptleuten erteilt wird. Nur in Paris und teilweise auch in Lyon ist wegen der Größe der Garnison die Organisation der Kurse und des ganzen Unterrichtsbetriebes anders. In Paris ist die Stadt mit ihren zahlreichen Vororten (St. Denis, Vincennes, St. Ouen usw.) für den vorliegenden Zweck in acht Bezirke (einen nördlichen, nordwestlichen, nordöstlichen, südlichen usw.) eingeteilt; in jedem liegt eine Instruktionsschule für jede Waffengattung — Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Genie, Train und Intendantur. Außerdem liegen noch im Mittelpunkte der Stadt eine besondre Schule für höhere Offiziere und eine für Generalstabsoffiziere des Beurlautenstandes. An der Spitze jeder Schule steht ein Brigadegeneral oder ein Oberst der betreffenden Waffe oder ein hoher Verwaltungsbeamter; sie suchen das geeignete Lehrpersonal unter den ihnen unterstellten Offizieren aus. Auch in Lyon sind Instruktionsschulen nach Waffengattungen eingerichtet. Der Unterricht findet im Monat zwei-, mitunter auch dreimal statt, meist unter Zuhilfenahme des Sonntags; die Dauer ist verschieden von einer bis zu vier Stunden, je nachdem sich an die Vorträge im Zimmer der Reitunterricht in der Bahn oder ein Ritt ins Gelände anschließen. Das Lehrprogramm beginnt in der Regel mit applikatorischen Vorträgen aus der Kriegsgeschichte, daran schließen sich Kriegsspiel auf der Karte an, später Kadermanöver und endlich praktische Übungen im Gelände unter Beteiligung von Truppen. Nebenbei werden den Herren aller Waffen auch die hauptsächlichsten Geschütze gezeigt, die Hilfsinstrumente zum Zielnehmen und Beobachten werden ihnen eingehend erklärt, sie wohnen Scharfschießübungen der Artillerie und der Infanterie bei und werden zu Besichtigungen von Forts u. dgl. zugelassen. Großer Wert wird bei diesem Unterricht auch darauf gelegt, daß die Offiziere eine möglichst vielseitige Belehrung erhalten und nicht nur in dem engen Rahmen ihrer Waffengattung bleiben, der sie angehören. So hielt zum Beispiel kürzlich ein Generalarzt der Pariser Garnison vor den Kavallerieoffizieren Vorträge über die Gesundheitspflege im Felde, ein Oberintendant besprach vor den Herren von der Infanterie den Dienst auf den rückwärtigen Verbindungen, und den Generalstabsoffizieren des Beurlaubtenstandes wurden Vorlesungen über die militär-geographischen Verhältnisse längs der ganzen Ostgrenze gehalten.

Es ist richtig, daß anfänglich die Offiziere des Beurlaubtenstandes wenig Interesse für die Instruktionskurse gezeigt haben. Das ist aber jetzt ganz anders geworden, nachdem die Heeresverwaltung den fleißigsten Teilnehmern am Unterricht Auszeichnungen zugesichert hat, wie zum Beispiel Veröffentlichung ihrer Namen im Bulletin officiel, schnellere Beförderung und Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion usw. Wohl infolgedessen konnte zum Beispiel kürzlich der als Militärschriftsteller bekannte Major Niessel in Nancy vor fünfhundert Zuhörern sprechen, und in Paris war das Kasino des 26. Jägerbataillons nicht ausreichend, um alle Hörer aufzunehmen.

Es ist endlich noch an unsre kurze Schilderung von der Zukunft des französischen Heeres eine Berichtigung von einiger Tragweite anzuschließen. Die schon erwähnte Tatsache nämlich, daß die Franzosen für die bevorstehende Vermehrung ihrer Feldartillerie mehr als tausend neue Geschütze nötig haben, und die Vermutung, daß bei der französischen Heeresleitung die Absicht besteht, diese Gelegenheit zu benutzen, das gegenwärtige Feldgeschützmaterial, das aus dem Jahre 1897 stammt, zu verbessern, haben bei uns zu irrigen Schlußfolgerungen geführt. Einige deutsche Blätter haben nämlich Nachrichten verbreitet, die den Anschein erwecken, als ob die französische Artillerie vor der Einführung eines neuen vom Obersten Deport, zurzeit artilleristischer Leiter der Werke von Châtillon-Commentry, konstruierten 75-Millimeter-Feldgeschützes stehe. Den Mitteilungen wurden nähere Zahlenangaben und Einzelheiten über das neue Geschütz hinzugefügt. So erklärlich nun auch der Wunsch der Franzosen erscheinen mag, bei der Vermehrung ihrer Feldartillerie die erkannten Mängel des alten Geschützmaterials (zu hohes Gewicht, zu kleine Schutzschilde usw.) zu vermeiden, so wenig wahrscheinlich ist es, daß die nähern Absichten der entscheidenden Stellen durch frühzeitige Veröffentlichungen bekannt gegeben werden. Man erinnere sich nur, wie viele Jahre das Geheimnis des französischen Rohrrücklauffeldgeschützes, nachdem es längst an die Truppe ausgegeben war, gewahrt worden ist, und wie selbst heute noch einige Details unbekannt geblieben sind. Es kommt dazu, daß die französische Regierung fertige Geschütze bisher nicht von der Privatindustrie bezogen hat; sie hat dazu ausschließlich die Staatsarsenale in Anspruch genommen. Anscheinend sind die obigen Nachrichten darauf zurückzuführen, daß sich die Werkstätten in Châtillon-Commentry in sehr geschickter Weise den Umstand zunutze gemacht haben, daß Oberst Deport, der „Vater“ des Feldgeschützes 97, jetzt zu ihren angestellten Beamten gehört. Hier hat der französische Offizier auch tatsächlich ein neues Geschütz konstruiert, dessen Einzelheiten aus Patentschriften bekannt und dadurch in die Presse gelangt sind, und es ist begreiflich, daß es die Fabrikherren sehr gern sehen würden, wenn die Regierung ihnen die praktischen Verbesserungen des M. Deport abnehmen würde. Nicht unerwähnt darf jedoch bleiben, daß sich die französischen Werke selbst jeden öffentlichen Hinweises in diesem Sinne enthalten haben. Der Vorgang erinnert in vieler Hinsicht an die Tatsachen im Jahre 1896.

Damals erschienen in französischen Blättern ausführliche Beschreibungen des Canetschen Feldgeschützsystems Modell 96 mit Teleskoplafette; zugleich verbreitete sich in der Presse die Nachricht, der oberste Kriegsrat in Frankreich habe sich für die Umwandlung des französischen Feldartilleriematerials ausgesprochen; aus einer Kombination dieser beiden Mitteilungen entstand dann die Nachricht, das Canet-Feldgeschütz sei als Zukunftsgeschütz für die französische Artillerie angenommen worden. Namentlich verbreiteten viele deutsche Blätter mit großer Bestimmtheit diese Mitteilung, indem sie anerkennende Besprechungen des Canetschen Feldgeschützes auf Grund der von der Konstruktionsfirma selbst lancierten Veröffentlichungen brachten. Die französische Regierung mag dann mit dieser Irreleitung der öffentlichen Meinung ganz zufrieden gewesen sein; sie ließ in aller Stille in den Staatswerkstätten von Bourges das von Deport konstruierte Geschütz herstellen und verhinderte die Bekanntgabe irgendwelcher näherer Angaben darüber.

Auch in der französischen Deputiertenkammer wurde kürzlich durch den bekannten General Langlois die Frage der Bewaffnung der Feldartillerie angeschnitten und ein Hinweis auf die Deportsche Neukonstruktion gegeben. Im wesentlichen aber handelte es sich bei den Angriffen des Generals um Mängel an dem Geschütz der reitenden Batterien der Kavalleriedivisionen. Der Kriegsminister konnte darauf erwidern, daß mehrere Modelle eines neuen Geschützes für diese Batterien fertig seien und zu Anfang dieses Jahres in großem Maßstabe erprobt werden würden. Bekanntlich haben die reitenden Batterien der Kavalleriedivisionen, die auch noch nach der Umbewaffnung der Artillerie das alte 80-Millimeter-Geschütz zunächst behalten hatten, später ein durch Abnahme der Schutzschilde und Wegfall der Verankerung (abattage) erleichtertes 75-Millimeter-Feldgeschütz bekommen. Diese Entfernung der Schutzschilde scheint sich nun, nach den Äußerungen des Generals Picquart, als wenig zweckmäßig herausgestellt zu haben, sodaß die Gewichtsverminderung der Geschütze auf anderm Wege gefunden werden muß. Vielleicht haben auch diese Angaben des Ministers über ein neues Geschütz mit zu der Vermutung bei uns geführt, daß die Annahme einer Neukonstruktion des Obersten Deport bevorstehe.

Alles in allem wird unser flüchtiges Bild von dem Entwicklungsgang des französischen Heeres gezeigt haben, daß unsre westlichen Nachbarn nicht stille stehn. Und solange ein Mann wie der General Picquart an der Spitze der Kriegsverwaltung steht, dürfte auch die Gewähr gegeben sein, daß mit Nutzen an der Vervollkommnung der Armee gearbeitet wird.

Die Stellung der Ärzte zu den Versicherungsgesetzen

Von Dr. Max Goetz in Leipzig-Plagwitz

ein Stand, mit Einschluß der Versicherten selbst, ist durch die sozialpolitische Gesetzgebung, insbesondre durch die Krankenversicherung, so wesentlich beeinflußt worden wie die Ärzte. Früher lediglich Vertrauensmänner ihrer Kranken und wirtschaftlich abhängig von dem Rufe, den sie bei diesen genossen, sind sie seit Einführung der staatlichen Zwangsversicherung ein unentbehrlicher Bestandteil aller Versicherungsorganismen und ein Mittelding zwischen Beamten und ärztlichen Beratern geworden.

Die Leiter der verschiednen Versicherungseinrichtungen, die Krankenkassenverwaltungen, die Vorstände der Berufsgenossenschaften und der Invalidenversicherungsanstalten, haben von Anfang an — und das ist an sich erklärlich — gesucht, die Ärzte in das Verhältnis von Angestellten zu bringen, während die Natur der ärztlichen Tätigkeit nicht weniger als der Wunsch der Ärzte nach Wahrung ihrer Unabhängigkeit dieser Einreihung unter die Kassenbeamten widerstrebte.

Beamtete Ärzte an sich sind nichts neues; abgesehen von der großen Zahl festangestellter Ärzte im Staats- und Gemeindedienste hat es zum Beispiel im ehemaligen Herzogtume Nassau mehrere Jahrzehnte lang beamtete Gemeindeärzte gegeben (Reste dieser Einrichtung sind im jetzigen Regierungsbezirke Wiesbaden noch vorhanden), die, gegen festes Gehalt angestellt, die Verpflichtung hatten, jedermann aus ihrer Gemeinde unentgeltlich zu behandeln, wenn er es verlangte. Man kann aber nicht sagen, daß dieses System die Bevölkerung oder die Ärzte befriedigt hätte. Die Ärzte wurden schlecht bezahlt und die Kranken schlecht behandelt; und dies ist überhaupt der Punkt, der das Institut der beamteten und festbesoldeten Ärzte als unzweckmäßig erscheinen läßt. So sehr es theoretisch wünschenswert erscheinen mag, die ärztliche Tätigkeit, weil gemeinnützig, unabhängig von der Bezahlung durch die Patienten zu machen, so hat doch die Erfahrung gelehrt, daß der Kranke am sorgsamsten behandelt wird, wenn er sich seinen Arzt auswählen kann, und wenn er ihn selbst bezahlt. Die Krankenkassenvorstände stellen mit Vorliebe, um mit festen Ausgabeposten rechnen zu können, Ärzte gegen festes Gehalt an oder gegen eine sich in ihrer Höhe ungefähr nach dem Maße der ärztlichen Leistungen richtende Pauschalbezahlung, während das Streben der Ärzte natürlich dahingeht, womöglich nach den Einzelleistungen, wie in der Privatpraxis, bezahlt

zu werden. Als ein gangbarer Mittelweg hat sich die Bezahlung fester Pauschalsummen an die Gesamtheit der Ärzte und die Verteilung des Honorars an die einzelnen Ärzte nach der Zahl ihrer Einzelleistungen ergeben, wenn auch dabei der Mißstand nicht zu vermeiden ist, daß bei vermehrter Arbeit (zum Beispiel durch Epidemien) verminderte statt erhöhte Bezahlung für die Einzelleistung eintritt.

Es ist oben gesagt worden, die Natur der ärztlichen Tätigkeit widerstrebe der Einreihung der Ärzte unter die Kassenbeamten. Das liegt daran, daß die ärztliche Tätigkeit ein hohes Maß von Vertrauen auf der einen, von Gewissenhaftigkeit, Charakterfestigkeit und praktischer Erfahrung auf der andern Seite voraussetzt; Kontrolle, wie bei einem Buchhalter oder Kassierer, ist bei einem Arzte nicht möglich, besonders nicht durch Laien; dies wissen die Ärzte, und hierauf gründen sie den Anspruch, etwas höheres zu sein als Angestellte von Krankenkassenvorständen, die zum guten Teil auf einer gesellschaftlich niedrigern Stufe stehn als sie; aber auch wenn das nicht der Fall ist, die deutschen Ärzte haben nun einmal in ihrer großen Mehrheit den Ehrgeiz, unabhängig von fremden Brotherren ihre Pflicht zu tun, und hierauf spitzen sich immer die Kämpfe zwischen Krankenkassenvorständen und Ärzten zu: jene wollen abhängige Beamte haben, diese wollen die Möglichkeit, bei Krankenkassen und den andern Versicherungsorganen tätig zu sein, nicht mit dem Opfer ihrer persönlichen Freiheit erkaufen.

Der Staat hat sich bei Erlaß der sozialpolitischen Gesetze ganz auf den Standpunkt gestellt, daß die Versicherungsorgane in der Wahl ihrer Ärzte völlig frei sein sollen; er hat die Unentbehrlichkeit der Ärzte für die Durchführung dieser Gesetze sehr unterschätzt; er hat an die Gefahr, die für die wirtschaftliche und soziale Stellung der Ärzte in der Abhängigkeit von großen Kassenorganisationen besteht, offenbar gar nicht gedacht.

Die Ärzte oder wenigstens ihre große Mehrheit haben durch ihr Organ, den deutschen Ärztevereinsbund, seit Jahren auf diese Gefahren hingewiesen, ohne daß sie bei den Regierungen Gehör gefunden hätten; im Gegenteil hat das Krankenversicherungsgesetz bei seiner ersten Umänderung (im Jahre 1892) die ausdrückliche Bestimmung erhalten, daß die Krankenkassen ermächtigt sein sollen, ärztliche Behandlung nur durch bestimmte Ärzte zu gewähren und die Bezahlung der durch die Leistungen andrer Ärzte entstandnen Kosten, von dringenden Fällen abgesehen, abzulehnen.

Bei der fortwährend steigenden Zahl der Versicherungspflichtigen (von fünf Millionen im Jahre 1888 gegenwärtig auf etwa zwölf Millionen oder, mit Einschluß der mitversicherten Angehörigen, etwa achtzehn Millionen, während nach ungefährer Annahme der Reichsversicherungsordnung eine Steigerung auf mindestens dreißig Millionen zu erwarten ist) wurde die schlimme Lage der Ärzte immer unerträglicher — die häufig hervorgehobne Sicherheit der Bezahlung in der Krankenkassenpraxis konnte bei weitem nicht das Opfer der

wirtschaftlichen und persönlichen Freiheit, das den Ärzten zugemutet wurde, ausgleichen. Das veranlaßte schließlich im Jahre 1900 die Gründung des Verbandes der Ärzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen. Dieser Verband hatte den ausgesprochnen Zweck, den wirtschaftlich machtlosen einzelnen Arzt durch die Kraft der Organisation vor Vergewaltigung zu schützen, und das ist seitdem in Hunderten von Fällen mit Erfolg geschehen. Das unangenehme aber unvermeidliche Mittel hierzu war fast regelmäßig ein Kampf mit der betreffenden Krankenkasse, und dies hat man häufig den Ärzten zum Vorwurf gemacht. Auf wessen Seite das größere moralische Recht war, soll hier nicht näher ausgeführt werden; nur das sei bemerkt: wenn diese Kämpfe teilweise auf Kosten der Kranken geführt wurden, wenn sie häßliche Formen annahmen, so soll man den um ihre Freiheit kämpfenden Ärzten nicht allzu große Vorwürfe machen; Existenzkämpfe werden immer mit Erbitterung geführt werden, und daß die Gegner, die Krankenkassenvorstände, in der Wahl ihrer Kampfmittel weder wählerisch noch schüchtern waren, ließe sich mit vielen Beispielen beweisen; auch sei nicht vergessen, daß die Ärzte zur Selbsthilfe erst gegriffen haben, als ihr jahrelang wiederholtes Petitionieren keinerlei Erfolg gezeitigt hatte.

Die Regierungen hielten die Ärztefrage bis vor kurzem noch nicht für spruchreif; einzig der Reichstag empfahl im Jahre 1903 auf Vorschlag des Abgeordneten Trimborn — den ärztlichen Wünschen entgegenkommend — dem Bundesrate die Einführung von bestimmten, aus beiden Parteien gebildeten Einigungskommissionen bei den Krankenkassen, die Regelung des ärztlichen Dienstes durch diese Ausschüsse und die Zulassung aller Ärzte, die sich dieser Regelung unterwürfen, zur Krankenkassenpraxis.

Bestimmungen zur Regelung der ärztlichen Tätigkeit enthält nun auch der Entwurf der Reichsversicherungsordnung, leider aber in einer Form, die den Wünschen der Ärzte nicht im mindesten entspricht und der eben angeführten Resolution des Reichstages nicht gerecht wird.

Während man den Apothekern die freie Zulassung zur Krankenkassenversorgung gewähren will, sollen die Kassenverwaltungen, nach dem Entwurfe, auch fernerhin das Recht behalten, die ärztliche Behandlung durch bestimmte, von ihnen ausgewählte Ärzte vornehmen zu lassen; die von den Ärzten geforderte freie Zulassung zur Krankenkassenpraxis, gewöhnlich (aber nicht ganz richtig) mit dem Schlagworte: freie Arztwahl bezeichnet, soll auch weiterhin nicht bewilligt werden.

Die Folge wird die Fortdauer der Kämpfe zwischen Krankenkassen und Ärzten sein, und es ist wenig wahrscheinlich, daß das im Reichsversicherungsordnungsentwurf enthaltne verwickelte Gefüge von Einigungs- und Schiedsausschüssen diese Kämpfe verhüten wird; denn erstens sind alle diese Einrichtungen nur für die Beteiligten vorgesehen, also für die von den Krankenkassenverwaltungen zur Praxis zugelassenen Ärzte, und zweitens tragen sie viel zu sehr die Absicht

zur Schau, die ärztlichen Organisationen (sogar die vom Staate selbst eingesetzten Ehrengerichte!) beiseite zu schieben und unwirksam zu machen, als daß sie bei den „Beteiligten" irgendwelche Freude erregen könnten. Der Entwurf scheint dies auch selbst vorauszusetzen, denn er sieht für den Fall der Nichteinigung der Parteien als letzten Ausweg vor, die Krankenkassenverwaltungen zeitweilig von der Pflicht zur Gewährung ärztlicher Behandlung zu befreien und die Behandlung durch erhöhtes Krankengeld zu ersetzen. Der Urheber dieses genialen Vorschlags hat hierbei nur vergessen, kundzugeben, auf welche Weise bei den Versicherten die Erwerbsunfähigkeit festgestellt werden soll, wenn die Ärzte es nicht tun. Schon an der Unmöglichkeit, die Erwerbsunfähigkeit durch jemand anders als durch den Arzt feststellen zu lassen, zeigt sich, daß die Krankenversicherung ohne die Mitwirkung der Ärzte überhaupt undurchführbar ist.

Wäre es da nicht klüger gewesen, das, was man den Apothekern gewähren will, den soviel unentbehrlichern Ärzten erst recht zuzubilligen? und dies um so mehr, da sich die Forderungen der Ärzte von jeher nur auf das ohne Schädigung der Krankenkassen mögliche Maß beschränkt haben; sie verlangen:

1. das grundsätzliche Recht für jeden Arzt, ganz abgesehen vom Arztsysteme bei den einzelnen Kassen, als Kassenarzt tätig zu sein, ohne daß er nötig hat, sich mit Bitten und Gesuchen bei den Krankenkassenvorständen um Anstellung zu bewerben;

2. die Mitwirkung der ärztlichen Standesvertretungen, also der Vertreter der Gesamtheit der Ärzte, bei der Regelung des kassenärztlichen Dienstes;

3. die Überwachung der kassenärztlichen Tätigkeit durch Ärzteausschüsse.

Durch diese Forderungen wird ein bestimmtes Arztsystem nicht verlangt; wenn auch das System der freien Arztwahl der großen Mehrheit der Ärzte als das beste erscheint, so hat man sich doch, schon aus Rücksicht auf die zahlreichen Inhaber ärztlicher Monopolstellen, von jeher gehütet, die Einführung der freien Arztwahl als sofortiges oder einziges Ziel hinzustellen; auch ist es sehr wohl möglich, selbst bei Gewährung des grundsätzlichen Rechtes aller Ärzte auf Zulassung zur Krankenkassenpraxis, diese so zu gestalten, daß die Versicherten nicht die freie Wahl unter mehreren Ärzten haben; man hat nur nötig, die Kassenpraxis eines Bezirkes in bestimmten Zeiträumen (zum Beispiel alljährlich) unter die sämtlichen arbeitswilligen Ärzte zu verteilen; dann ist freie Arztzulassung, aber nicht freie Arztwahl vorhanden. In Wirklichkeit ist allerdings das System der freien Arztwahl wohl stets das angenehmere für die Kranken und überall auch ohne Schädigung der Krankenkassenfinanzen durchführbar, wenn die Sache nur richtig gemacht wird. Das hat sich unter anderm in Leipzig gezeigt, wo sich trotz vorherigem großem Geschrei der Krankenkassenvorstände die freie Arztwahl so gut bewährt hat, daß die Verwaltung der großen Ortskrankenkasse vor einiger Zeit von sich aus den Ärzten eine vieljährige Verlängerung des bestehenden

Vertrags vorgeschlagen hat, und wo von den kleinern Krankenkassen eine nach der andern zum Systeme der freien Arztwahl übergeht. Ähnlich günstige Resultate sind in vielen andern Orten (München, Mannheim, Frankfurt am Main) mit der freien Arztwahl erreicht worden; wo sie, wie vor einigen Jahren in Berlin, bei einer größern Anzahl von Krankenkassen wieder abgeschafft wurde, waren parteipolitische, nicht finanzielle Gründe maßgebend. Daß die Versicherten mit der freien Arztwahl, mit der Möglichkeit, sich ihren Arzt auszusuchen, immer und überall zufrieden sind, das bedarf keines Beweises; daß sie sich bei Konflikten zwischen Kassenverwaltungen und Ärzten auch einmal für das Zwangsarztsystem begeistern, ist eine erklärliche Folge der strammen Parteidisziplin, unter der die deutschen Arbeiter stehen.

Warum wollen nun die Regierungen den Kernpunkt der Sache, das Verlangen der Ärzte nach Aufrechterhaltung ihrer wirtschaftlichen und persönlichen Freiheit, nicht einsehen, da doch die Ungefährlichkeit der richtig organisierten freien Zulassung der Ärzte zur Krankenkassenpraxis feststeht? Auf der einen Seite sind es wohl formelle Bedenken: man will die Selbstverwaltung der Krankenkassen auch im Punkte der Arztanstellung nicht einschränken und nicht ein bestimmtes Arztsystem im Gesetze vorschreiben (was aber auch gar nicht nötig ist). Auf der andern Seite dürfte es der unsrer Bureaukratie im Blute liegende Hang zur Bevormundung und vielleicht auch eine gewisse Abneigung gegen Leute sein, die sich so energisch, wie es die Ärzte in letzter Zeit getan haben, ihrer Haut zu wehren wissen.

Wenn man mittels Konferenzen im Reichsamte des Innern versucht hat, durch Anhören der Parteien einen beiderseits befriedigenden Mittelweg zu finden, so war das ebenso aussichtslos wie die auch sonst vielfach angestellten Versuche, auf solchem Wege zu einem Ausgleiche widerstreitender Interessen zu kommen. Die Regierung ist unsers Erachtens gar nicht dazu da, es allen Parteien recht zu machen, sie muß, die salus publica als einzige Richtschnur ihres Handelns anerkennend, über den Parteien stehen und schließlich ohne Rücksicht auf die Interessenten ihren Weg gehen. Was fordert aber im vorliegenden Falle das Gemeinwohl? Stärkung der Macht der Versicherungsorgane, Fesselung der Ärzte, Bevormundung der Versicherten, oder Schaffung und Verallgemeinerung von Zuständen, mit denen alle Beteiligten in gleicher Weise zufrieden sein können?

Wir meinen zweifellos das letzte, denn was soll aus der Krankenversicherung werden, wenn die Ärzte, wie das doch denkbar ist, ihre Mitwirkung versagen? Wer kann den Arzt hindern, zu erklären: ich will unter den vorliegenden Umständen nicht mehr Kassenarzt sein, ich behandle die Kranken nur noch als Privatpatienten und stelle für Krankenkassen keinerlei Zeugnisse aus? Wenn das nur die Hälfte der deutschen Ärzte erklärt, so ist die Tätigkeit der Krankenkassen gelähmt. Sollen es Bundesrat und Reichstag hierauf ankommen lassen? Sollen sie nicht lieber die maßvollen und genau überlegten Forderungen der Ärzte wohlwollender Berücksichtigung für wert halten?

Beinahe der einzige Punkt, worin der Entwurf der Reichsversicherungsordnung die Wünsche der Ärzte erfüllt, ist das Zugeständnis, daß ärztliche Behandlung nur durch Ärzte ausgeführt werden könne; bisher hat es die Auslegungskunst einzelner Bundesregierungen bekanntlich fertiggebracht, festzustellen, daß auch Nichtärzte, Kurpfuscher, Zahnkünstler und ähnliche Halbwisser ärztlich behandeln können. Dies eine Zugeständnis — längst weniger der Ärzte als der Krankenkassen wegen dringend nötig — wird aber schwerlich genügen, die tiefgehende Unzufriedenheit der Ärzte zu dämpfen.

Ein weiterer Punkt, der als eine Verletzung ärztlicher Interessen und eine Nichtbeachtung oft geäußerter Wünsche betrachtet wird, ist der, daß in dem Entwurfe der Reichsversicherungsordnung, ebenso wie in dem bisherigen Krankenversicherungsgesetze, eine Grenze der Versicherungspflicht für die eigentlichen Arbeiter nicht festgesetzt wird (nur für Werkmeister, Techniker und Betriebsbeamte wird eine Einkommensgrenze von 2000 Mark festgesetzt), und daß ebensowenig Rücksicht genommen wird auf das neben dem Arbeitseinkommen den Versicherten zufließende Einkommen aus Privatvermögen; so kommt es nicht selten vor, daß mehrfache Hausbesitzer oder Söhne reicher Eltern Krankenkassenmitglieder sind und als solche auf Grund der meist lächerlich niedrigen kassenärztlichen Honorare ebenso sorgsame Behandlung beanspruchen wie die das fünf- bis zehnfache zahlenden Privatkranken. Man wendet hier ärztlicherseits mit Recht ein, daß die staatliche Zwangsversicherung einen Sinn doch nur für die minder bemittelten Bevölkerungskreise hat; auf wohlhabende Schichten ausgedehnt, stellt sie nichts als eine unnötige Schädigung der Ärzte dar.

Wenn der Entwurf der Reichsversicherungsordnung in geradezu raffinierter Weise die freien Hilfskassen schädigen will, die sich zum Teil glänzend entwickelt haben (zum Beispiel sollen die Arbeitgeber der in freien Hilfskassen Versicherten Teilbeiträge zur Krankenversicherung zahlen, aber nicht an die freien Hilfskassen, sondern — an die Ortskrankenkassen des betreffenden Bezirks, trotzdem daß diese für die genannten Angestellten zu keinerlei Leistungen verpflichtet sind), so trifft das auch wieder wenigstens zum Teil ärztliche Interessen, denn gerade mit den größten freien Hilfskassen, den kaufmännischen, haben die Ärzte beide Teile gleichmäßig befriedigende Tarifverträge abgeschlossen. Jedenfalls ist diese Art der Regelung charakteristisch für die Mittelchen, die der Reichsversicherungsordnungsentwurf anwendet, um alle Beteiligten unzufrieden zu machen, und die es erklärlich machen, daß auch nüchterne Beurteiler dem Entwurfe kein so reichliches Lob spenden wie Herr Professor Wittschewsky in seinen neulichen Ausführungen in diesen Blättern.

In der Praxis der Unfall- und Invaliditätsversicherung zeigt sich schon bisher vielfach das Bestreben, beamtete oder fest angestellte Ärzte zu verwenden und die übrigen beiseite zu schieben, auch hier mit dem Erfolge, daß überall unter den Ärzten Erbitterung erzeugt wird, und daß man die Ärzte, die man doch nicht entbehren kann, unnötig vor den Kopf stößt; daß dabei die Wogen nicht

so hoch gehen wie im Krankenkassenwesen, liegt nur daran, daß in jenen Versicherungszweigen die ärztlichen Interessen eine wesentlich geringere Rolle spielen als in der Krankenversicherung, aber auch hier nimmt der Entwurf der Reichsversicherungsordnung auf das ärztliche Bestreben nach Gleichberechtigung aller keine Rücksicht. Es soll übrigens zugegeben werden, daß bei diesen beiden Versicherungszweigen, wo es sich meist um Übernahme dauernder Verbindlichkeiten auf Grund ärztlicher Zeugnisse handelt, das Institut der festangestellten Vertrauensärzte nicht zu entbehren ist; trotzdem ist aber die verständnisvolle Mitwirkung des praktischen Arztes nie und nimmer zu entbehren, da das Urteil des behandelnden oder zuerst zugezognen Arztes häufig erst den weitern Begutachtern eine sachgemäße Entscheidung ermöglicht.

Ich möchte zur Kennzeichnung dieser Verhältnisse ein Beispiel eignen Erlebnisses anführen.

Im Jahre 1886 erlitt ein Maurer eine kleine Verletzung des linken Armes und kam am folgenden Tag in meine Sprechstunde; nach kaum acht Tagen war er wieder gesund. Später bekam er, wie ich 1907 erfuhr, eine Gelenkmaus im linken Knie, schob gegenüber einem andern Arzte diese Krankheit auf jenen Unfall und starb ungefähr 1898 an einer andern Krankheit. Die Hinterlassenen strebten später die Erlangung einer Unfallhinterbliebnenrente vor dem Arbeiterschiedsgericht an und hätten höchstwahrscheinlich mit diesem ungerechtfertigten Bestreben Erfolg gehabt, wenn nicht meine Vernehmung vor dem Schiedsgericht im Jahre 1907 den Sachverhalt klargestellt hätte. Das „soziale Empfinden“ unsrer Juristen ist in solchen Fällen gar zu gern bereit, Wohltaten zu erweisen, auch wenn sie Gesetz und Lage der Umstände nicht rechtfertigen; das wäre vermutlich auch hier geschehen (denn ein späterer ärztlicher Gutachter hatte schon die Wahrscheinlichkeit des Zusammenhanges von Unfall, Gelenkmaus und Tod festgestellt), wenn nicht die Mitwirkung des simplen praktischen Arztes und seine genau geführten Aufzeichnungen Sicherheit über die Tatsachen geschaffen hätten; erst hierdurch wurde festgestellt, daß der Mann gar keine Knieverletzung erlitten hatte.

Übrigens lehrt dieser Fall zugleich, wie schädlich für die Tätigkeit der Versicherungsorganisationen und wie anreizend zum Betruge die Verschiedenartigkeit der Leistungen der Unfall- und der Invalidenversicherung ist (jene leistet viel mehr als diese, und daher kommt das Bestreben der Versicherten, überall Unfälle zu konstruieren).

Ebensowenig kann man bei Feststellung der Rentenansprüche in der Invalidenversicherung auf die Mitwirkung der praktischen Ärzte verzichten, wenn es auch sehr bequem ist, auf die Nachlässigkeit dieser, statt auf die in der Natur der Sache liegende Schwierigkeit, die steigende Zahl der Renten zu schieben.

Man entschließe sich, die Ärzte bis zum Beweise des Gegenteils als anständige und pflichtgetreue Menschen anzusehen, ihre bürgerliche Freiheit und die Freiheit ihres Erwerbes nicht anzutasten — und man wird sehen, daß die

Sache geht; was insbesondre die Krankenversicherung betrifft, so ist dringend zu wünschen, daß die in Aussicht stehenden Beratungen im Reichstage dem Regierungsentwurf eine Form geben, die die Ärzte befriedigt, ohne der Sache zu schaden; daß dies möglich ist, ist durch die praktische Erfahrung einwandfrei bewiesen.

Die Fragen der Simulation, der Rentensucht und der Unfallhysterie — die großen Schattenseiten der sozialen Gesetze und die für die Ärzte unangenehmsten und schwierigsten Seiten der ganzen Materie — seien hier nur gestreift; sie haben sich zu wahren cruces medicorum entwickelt.

Der Straußbiographie zweiter Teil

er scharf und klar blickende, wahrhaftige und ehrliche David Friedrich Strauß hat aus der „modernen Wissenschaft" die richtigen Folgerungen für die Religion gezogen und sie unverblümt und unzweideutig ausgesprochen. Er hat also in diesem Punkte Klarheit geschaffen, und Theobald Ziegler erweist diesen Dienst unsrer Zeit, die seiner nicht weniger bedarf, noch einmal in seiner (bei Karl J. Trübner in Straßburg erschienenen) Biographie. Die Gänsefüßchen sollen natürlich andeuten, daß mit der modernen Wissenschaft nicht ihre großartigen sichern Ergebnisse, sondern gewisse Voraussetzungen einiger ihrer Vertreter gemeint sind. Um die Richtigkeit dieser Voraussetzungen handelt es sich. Strauß kombinierte die Evangelienkritik mit der Hegelschen Philosophie. Hegel lehrte in Übereinstimmung mit den größten der alten Philosophen, daß der Geist es ist, der sich den Leib baut, nicht umgekehrt, er zeigte, daß in den alten Kirchendogmen (die mittelalterlichen, aus dem hierarchischen Interesse gebornen, kommen für die Wissenschaft nicht in Betracht), die dem Wortsinne nach angefochten werden können, tiefe Wahrheiten sich bergen, und er verschaffte der fruchtbaren Idee der Entwicklung in der Wissenschaft Geltung. (Hegel, Schelling und die Naturphilosophen ihrer Zeit haben das getan, nicht Darwin. Die Veränderung der Organismen durch Anpassung an veränderte Lebensbedingungen, also durch Druck, Zug und Stoß von außen, ist gar keine Entwicklung, keine Auswicklung einer Keimanlage, und das unendliche Entwicklungsgeschwätz, das die Popularisierung dieser Theorie hervorgerufen hat, ist keine Wissenschaft.) Mit diesen drei sehr dankenswerten positiven Leistungen hat Hegel eine negative verkoppelt: die spinozistische Gleichsetzung von Gott und Natur, das Dogma, daß das Absolute in den beiden uns bekannten Erscheinungsformen, dem materiellen Universum und dem Menschengeiste, aufgehe, und daß es jenseits der uns aus der Erfahrung

bekannten Welt kein Dasein gebe. Von jenen drei positiven Lehren führt eine Brücke zum Christentum, und Strauß hat sie mit einem Fuße betreten. Wie in dem Bericht über den ersten Teil der Biographie (im 26. vorjährigen Heft S. 626) erwähnt wurde, hat er einmal zugestanden, es sei ein außerordentliches, den andern Menschen überlegnes Individuum denkbar, das die Einheit des Menschlichen mit dem Göttlichen in seinem Selbstbewußtsein vollzogen habe. In einem seiner besten Augenblicke, wurde gesagt, habe er sich dazu verstanden. Daß es in der Tat ein glücklicher Augenblick gewesen ist, erfahren wir aus dem zweiten Teile: Strauß erlebte damals seinen Liebesfrühling, und das stimmte ihn mild und versöhnlich. Aber zugleich erfahren wir, daß der Züriputsch und die Hinausdrängung aus seinem Amte, die Vernichtung aller Aussichten auf eine Wirksamkeit ihn gründlich umgestimmt haben, und daß er fortan, zunächst in seiner Dogmatik, in einem ganz andern Tone schrieb. Von Halbheiten, Versöhnung, Vermittlung wollte er nichts mehr wissen. Das negative Element des Hegeltums*) beherrschte ihn, und von ihm aus hat er die drei positiven Bestandteile aufgelöst. Er hat Materialismus und Idealismus als verschiedne Betrachtungsweisen desselben Monismus auffassen gelernt (was nicht richtig ist, weil die Erkenntniskritik den Stoff, dessen Funktion der Geist sein soll, vernichtet und beseitigt hat), und er ist Darwin dafür dankbar gewesen, daß er durch die Ergänzung der Kant-Laplacischen Hypothese die Annahme eines Schöpfers auch für die organische Welt überflüssig gemacht habe. (Was von dieser vermeintlichen Welterklärung zu halten sei, ist in den Grenzboten oft genug gezeigt worden.) Und was den zweiten Punkt betrifft, so läßt er die Dogmen nicht mehr als Symbole von Wahrheiten gelten, sondern ihr Inhalt soll in Widerspruch stehn mit den Ergebnissen der Wissenschaft: für Glauben und Wissen gibt es keine Versöhnung, sondern nur ein Entweder — oder; man hat sich für eins von beiden zu entscheiden. An die Stelle der Theologie tritt die Philosophie, an die Stelle Gottes die Natur. Die Religion aber geht dabei nicht verloren: sie besteht in dem Bewußtsein unsrer Abhängigkeit vom Universum und in der Verehrung dieses Universums. An die Stelle des Jenseits, das es nicht gibt, tritt das ewige Diesseits. Ziegler meint, Strauß habe den Kritikern seines letzten Buches (Der alte und der neue Glaube) gegenüber mit Recht deren Versuch zurückgewiesen, sich auf Kant zu berufen und die kritische Eingrenzung des Vernunftgebrauchs nur willkommen zu heißen, „um jenseits der

*) Nach Dr. Heinrich Reese („Hegel über das Auftreten der christlichen Religion in der Weltgeschichte", Tübingen, B. C. J. Mohr, 1909) hat Hegel in Gott ein persönliches, von den Geschöpfen unabhängiges Selbstbewußtsein angenommen, wird ihm nur irrtümlich die Lehre zugeschrieben, Gott komme erst im Menschen zum Selbstbewußtsein, und ist er für den Naturalismus von Strauß und Feuerbach nicht verantwortlich zu machen. Nun, diese beiden haben ihn eben so verstanden, und daß Hegels eigentliche Meinung schwer zu ermitteln ist, gibt Reese zu.

Grenze um so ungestörter allen Spuk des alten Glaubens und Aberglaubens forttreiben zu können". Aber Kant hat doch den seiner Ansicht nach von der praktischen Vernunft geforderten Glauben an den persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit vollkommen ernst gemeint. Dem Spuk, wie ihn heute wieder Spiritisten und Theosophen treiben, hat er allerdings für alle Verständigen damit ein Ende gemacht, daß er die Unvorstellbarkeit alles Jenseitigen klar macht, aber die poetischen Vorstellungen, deren allem Vernunftverbot zum Trotz die Kinder und das Volk nicht entbehren können und wollen, darf man nicht Spuk schelten; zu solchem werden sie erst durch abergläubische Praktiken. Und ganz richtig schreibt Ziegler an einer andern Stelle, Strauß ziehe dem Worte „Gott" die Ausdrücke „All" und Universum vor, ohne zu übersehen, daß diese die Gefahr mit sich bringen, an die Gesamtheit der Erscheinungen statt an den Inbegriff der sich äußernden Kräfte und sich vollziehenden Gesetze zu denken. (In der Tat würde es mit der Andacht zur Gesamtheit der Erscheinungen hapern in dem Augenblicke, wo man von einer dieser Erscheinungen, etwa einem Haifische, gefressen würde.) Strauß sei jedoch dieser Gefahr nicht immer entgangen. „Er hat Welt und Weltgrund nicht genügend unterschieden, die freilich eins sind, weil dieser ihr Grund der Welt immanent ist, aber begrifflich doch auseinandergehalten werden können und müssen. Daß er aber den Weltgrund gemeint hat, das zeigt der wiederholt von ihm gebrauchte Ausdruck: die Urquelle alles Lebens, alles Vernünftigen und Guten. Als Entschuldigung für diese Unbestimmtheit müssen wir mit ihm und für ihn zugeben, daß wir hier wirklich »an der Grenze unsers Erkennens stehn und in eine Tiefe schauen, die wir nicht mehr durchdringen können«." Warum müssen wir Welt und Weltgrund unterscheiden? Weil es unerträglich wäre, den Einzelerscheinungen oder auch ihrer Gesamtheit unsre Verehrung widmen zu sollen. Und noch aus einem andern Grunde: dem der alten Philosophen und Theologen, daß die Einzelerscheinungen veränderlich, vergänglich, in einem gewissen Sinne zufällig sind, darum nicht als durch und aus sich selbst bestehend gedacht werden können. (Oder gar aus eigner Kraft entstanden; aus eigner Kraft entstehn ist ein noch weit tollerer Gedanke, als sich am eignen Schopf selbst aus dem Wasser ziehen.) Sogar Strauß braucht, wie wir eben gelesen haben, einen Urquell des Lebens und der Vernunft. Und da wir nun einmal, wenn wir nicht auf das Nachdenken über die tiefsten Fragen verzichten wollen, um einen Urquell nicht herumkommen, so finden wir (das heißt meine Wenigkeit und Millionen Gleichgesinnte) das Psalmenwort: Der das Ohr gemacht hat, sollte nicht hören, der das Auge gebildet hat, nicht sehen?, vernünftiger als die Ansicht, diese ganze wundervolle Welt sei aus einem blinden Atomwirbel oder aus einem unbewußten und darum ebenfalls blinden Geiste hervorgegangen; womit übrigens die Immanenz Gottes nicht geleugnet wird. Die einen können sich den Weltgrund unbewußt denken, die andern können das nicht. Die zweiten

können sich außer dem Dasein, das wir wahrnehmen, ein jenseitiges denken, das wir vorläufig nicht wahrnehmen, die ersten behaupten, das vermöchten sie nicht. Ein jeder nimmt wahr und denkt nach der ihm eignen seelischen Konstitution; Menschen von andrer Konstitution die Vernunft absprechen, dazu hat er nicht das Recht, auch nicht in Beziehung auf Dinge, die jenseits der Erfahrungswissenschaft liegen, zu sagen: dies oder das widerspricht der Wissenschaft. Die Wissenschaft vermag eben über diese Dinge gar nichts auszusagen, auch nicht, ob sie sind oder nicht sind. Auch der Weltgrund der Spinozisten liegt jenseits der Erfahrung, jenseits des mit den Mitteln der Wissenschaft Erreichbaren „in einer Tiefe, die wir nicht mehr durchdringen können". Daß Strauß die Aufschlüsse, die Darwin gebracht haben soll, überschätzt hat, hebt Ziegler, dem ja natürlich die heutige Krisis der Biologie bekannt ist, ausdrücklich hervor.

Mit dem christologischen Dogma berührt sich die heutige Naturphilosophie nur insofern, als sie den Gott gebannt zu haben glaubt, der in den Naturlauf einzugreifen vermöchte. Damit fällt die Möglichkeit, gewissen neutestamentlichen Erzählungen zu glauben, und ist den Theologen und Historikern die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, wie diese Erzählungen wohl entstanden sein mögen. Strauß und die Tübinger Schule haben diese Aufgabe von verschiednen Seiten angegriffen, und ihre Ergebnisse sind wiederum ein wissenschaftlich begründeter Tatsachenkomplex, von dem behauptet wird, daß ihm der Inhalt des christologischen Dogmas widerspreche. Nun ist es aber den Forschungsergebnissen der Tübinger nicht anders ergangen als denen der Darwinianer; sie werden von neuern Forschern teils als unhaltbar preisgegeben teils berichtigt. Wir haben es also auch hier nicht mit einer Wissenschaft zu tun, die auf Unfehlbarkeit Anspruch machen könnte. Gewiß, die Spekulationen der Kirchenväter lassen wir ebensowenig als unfehlbare Wahrheit gelten, und daß die moderne Forschung die menschlichen Kräfte aufgedeckt hat, die zur Entstehung der Urkirche und der christlichen Dogmen zusammengewirkt haben, erkennen wir dankbar an. Auch daß wir von Jesus nur das Bild haben, das sich seine Jünger und einige Verehrer, die ihn gar nicht persönlich gekannt haben, von ihm machten, und daß bei der Ausmalung dieses Bildes die mythenschaffende Phantasie tätig gewesen ist, muß ohne weiteres zugegeben werden. Aber fällt damit notwendigerweise das ganze christologische Dogma dahin? Ziegler teilt eine briefliche Äußerung von Strauß mit, die diesen, wenn er den damit eingeschlagnen Gedankengang weiter verfolgt hätte, in unsre Nähe geführt haben würde. In der Periode, wo Strauß Biographien schrieb, dachte er nach der Vollendung seines Hutten auch an Luther; es wäre ja unnatürlich gewesen, hätte ihn diese Aufgabe nicht gelockt. Aber, schrieb er an seinen Freund Rapp, „um Luther zu begreifen, muß man seine Rechtfertigungslehre und die innern Kämpfe, die ihn dazu führten, sich deutlich machen, sich in sie hineinleben. Letzteres ist nicht

leicht, wenigstens mir nicht. Zunächst sind mir diese Gemütszustände widrig, und ihr Resultat, die Rechtfertigungslehre, erscheint als Unsinn. Nun sag ich mir aber: diese Geschichten haben die Welt umgestaltet; auch du mit allem, was dir von Überzeugungen teuer ist, stehst darauf; kann also kein bloßer Unsinn sein; dringe unter die Oberfläche und grabe dem Sinne nach. Gut, ich tu es und übersetze mir jene Anfechtungen und ihre Lösung in meine Sprache; aber verfälsche ich sie damit nicht? sind das noch Luthers Zustände? Luthers Auskunft? Und doch muß es eine Vermittlung geben, durch die Luthers Gesetz und Evangelium in Kants kategorischen Imperativ und Schillers ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts ausmündet." Die Sache ist ihm jedoch zu schwierig, und er „läßt Luther Luther sein". Möchte er den Plan einer Lutherbiographie aufgegeben haben, wenn er nur den eingeschlagnen Gedankengang weiter verfolgt hätte! Es gibt so unendlich viel in der Menschenwelt, was teils anders teils gar nicht sein sollte. Verschiedenheit der Lebensumstände und der Gemütsanlagen bewirkt, daß die einen dieses Nichtseinsollende kaum spüren, die andern sich davon bedrückt und bedrängt fühlen. Und weil sie erkennen, daß sie selbst mitunter dazu beitragen, die Masse des Häßlichen, des Bösen, des Elends zu vermehren, empfinden sie das Nichtseinsollende als eine ungeheure auf der Menschheit lastende Schuld und fühlen sich als Mitschuldige. Dieses Schuldgefühl hat einerseits die theologischen Spekulationen über Erbsünde, Erlösung und Rechtfertigung veranlaßt, deren Schößlinge: das Höllendogma, die Prädestination, der Teufelsglaube und der kirchliche Heilsapparat durch Entflammung des Fanatismus und durch Förderung des Aberglaubens Unheil angerichtet haben. Andrerseits aber hat das Christentum durch Belehrung, Seelsorge, Aufrüttlung der Gewissen, Weckung und Verfeinerung des Verantwortlichkeits- und des Pflichtgefühls, Einschärfung der Pflichten gegen den Nächsten die Bekämpfung alles Nichtseinsollenden organisiert. Durchmusterung der Weltgeschichte ergibt, daß die schlimmen Wirkungen jener Erweckung im ganzen von den guten überwogen werden, und dieser Einwirkungsprozeß, diese große Wendung der Weltgeschichte hat von der geheimnisvollen Persönlichkeit Jesu ihren Anfang genommen. Wenn wir nur an Gott glauben, dürfen wir da nicht auch glauben, daß er sich in einem einzelnen Menschen anders und wirksamer offenbart als in allen übrigen Menschen und durch ihn eine Wendung der Weltgeschichte herbeiführt? Und wenn wir darauf verzichten müssen, Gott und die Weltschöpfung begreifen zu wollen, dürfen wir da nicht auch dem größten Ereignis der Weltgeschichte gegenüber aufs Begreifenwollen verzichten? Der Verzicht wird um so leichter, weil vom Begreifenkönnen gar keine Rede ist. Denn wir wissen es nicht, und wir können es nicht ermitteln, wie im einzelnen alles in Jesu Leben zugegangen ist. Strauß hat zuletzt ganz richtig erkannt, daß bei der Unzulänglichkeit der Quellen ein wirkliches Leben Jesu gar nicht geschrieben werden kann. Er folgert daraus, daß man also diesen

historischen Jesus beiseite lassen und sich nur mit dem Christus des Dogmas befassen solle — natürlich, um dessen Unmöglichkeit zu beweisen und dogmengeschichtlich zu zeigen, wie es entstanden sei. Ich folgere dagegen, daß die weltgeschichtlichen Wirkungen des Christentums als Urheber einen außerordentlichen Menschen voraussetzen, und daß das Kirchendogma die außerordentliche Natur dieses Menschen zu definieren bestimmt war, was natürlich nicht gelingen konnte. Wenn wir weder den Urquell noch unsern eignen Zusammenhang mit ihm zu erkennen vermögen, wie vermöchten wir da diesen mit unsrer Psychologie gar nicht zu erfassenden göttlichen Menschen zu verstehn? Es bleibt uns nichts übrig, als ihn dankbar zu verehren und in seinem Sinne, der aus seinen Worten deutlich genug erkannt werden kann, zu leben und zu wirken. Ähnlich wie es im achten Heft in dem Artikel über Harnacks Vorträge geschehen ist, zeigt auch Strauß, daß der Jesus des Neuen Testaments in der Kategorie der gewöhnlichen großen und guten Menschen kaum unterzubringen ist. In vielen Reden Jesu findet er „einen so rationellen Zug", daß er ihm die Idee der messianischen Wiederkunft, die an Wahnsinn grenze, nicht zutrauen könne; „dergleichen von sich selbst erwarten, ist noch etwas ganz andres, als es im allgemeinen erwarten". Sehr richtig; ein Weltgericht verkünden, das heißt nur, der Weltgeschichte einen Schluß geben, der Unzählige befriedigt; aber sich selbst als den Weltenrichter ankündigen — nein, Jesus ist keine normale Persönlichkeit; man hat nur die Wahl, ob man ihn für übernormal oder für unternormal halten will; wer das Christentum für etwas Göttliches und für die wohltätigste Erscheinung der Weltgeschichte hält, wird sich für das erste entscheiden. Ziegler will uns damit über die fatale Alternative hinweghelfen, daß er in dem sonst apollinischen Jesus eine genial-dämonische, düster orientalische, dionysische Unterströmung annimmt, aber diese Unterströmung hat eben doch überwogen und es damit unmöglich gemacht, gesundes reines Menschentum anzuerkennen.

Was dann die praktische Brauchbarkeit der straußischen Religion betrifft, so versteht es sich ja von selbst und ist durch die Erfahrung erwiesen, daß einem gebildeten Menschen Kunst, Wissenschaft, Berufsarbeit, Familie und Vaterlandsliebe die Religion ersetzen können. Wie sich ein rein weltlicher Sinn auch im Leiden zu bewähren vermag, das hat Strauß an seinem ihm gleichgesinnten Bruder erfahren. Ihm hat er die Volksausgabe seines Lebens Jesu gewidmet und in der Widmung, die durch den vor der Veröffentlichung eingetretnen Tod des Angeredeten zum Nachruf wurde, geschrieben: „Ob eine Weltansicht, die mit Ablehnung aller übernatürlichen Hilfsquellen den Menschen auf sich selbst und die natürliche Ordnung der Dinge stellt, sich auch wirklich fürs Volk und fürs Leben eigne, ob sie imstande sei, den Menschen nicht nur im Glück in der richtigen Bahn, sondern auch im Unglück aufrecht zu erhalten, dies insbesondre nach der letztern Seite zu erproben hast du, lieber Bruder, nur allzuviele Gelegenheit gehabt. Du hast einem langjährigen

Körperleiden ohne fremde Krücken, einzig auf das gestützt, was du als Mensch und Glied dieser geist- und gotterfüllten Welt bist und wissen kannst, mannhaft widerstanden usw." Und David Friedrich selbst ist der edelste Charakter gewesen, den keiner seiner zahlreichen Feinde je einer unedlen Handlung zeihen konnte (daß der Vorwurf des Geizes, den einige erhoben haben, ganz unbegründet ist, weist Ziegler nach), und die Schmerzen seiner langwierigen Krankheit hat er getragen wie ein Held. Freilich, ein Unterschied ist zu bemerken zwischen den pantheistischen und den christlichen Helden: jene leiden mit Ergebung, diese mit Freuden. Und auch bei Erfüllung schwerer Pflichten, in der Weise, wie die ganze Lebensmisere hingenommen wird, tritt dieser Unterschied der Stimmung hervor. Strauß hat in schweren Zeiten mit Faust gemurrt: es möchte kein Hund so länger leben, hat manchmal gewünscht, ein mittelalterlicher Mönch zu sein. Der gläubige Christ fühlt sich in schwieriger Lage als einen Soldaten, den sein oberster Kriegsherr auf einen gefährlichen aber eben darum ehrenvollen Posten gestellt hat, und das hebt seine Stimmung. So wirkt die Vorstellung des persönlichen Gottes. Auch den wirklichen Soldaten halten weit weniger Begriffe wie Vaterland und Staat aufrecht als die Personen, deren Bild er im Herzen trägt: seine unmittelbaren Vorgesetzten und sein König oder Kaiser. Soll das Universum oder die Natur eine ähnliche Wirkung hervorbringen, so muß man zu Personifikationen seine Zuflucht nehmen, den Atomkomplex zur Göttin oder zur gütigen Mutter umdichten. Höchst lehrreich ist folgendes Gebet des kranken Strauß:

Könnt ich denn empfangen haben,
O Natur, aus deinen Händen
Diese schönen, reichen Spenden
Und nicht auch vertraun auf dich?
Große Geberin der Gaben,
Seufz' ich dann in meiner Kammer,
Nur mit allzu schwerem Jammer,
Gütige, verschone mich.

Das ist doch poetischer Selbstbetrug, angeregt durch die Stimmung von Gläubigen, wie sie sich in Hiob 2, 10 kundgibt; Männer wie Strauß wissen so gut wie wir andern, daß die Natur ihre Gaben nicht aus Güte sondern unbewußt spendet, daß sie blind, taub und gegen die Leiden der lebenden Wesen vollkommen gleichgiltig ist. Den Ausschlag aber gibt ein Umstand, den Männer wie Strauß gar nicht an sich erfahren. Strauß ist nicht reich gewesen, hat aber doch niemals Not gelitten und die immerwährende, meist lebenslängliche Sorge der Armen ums tägliche Brot nicht kennen gelernt. Nur wer diese kennt, oder wer, wie Matrosen und Bergleute, täglich in Lebensgefahr schwebt, oder wie der Bauer mit seiner wirtschaftlichen Existenz vom Wetter abhängt, weiß, was Religion ist. Abhängigkeit fühlen, das ist an sich noch lange nicht Religion; wer von einem Unhold abhängt — und

Unzähligen stellt sich das Universum als Unhold dar —, fühlt diesem gegenüber nichts, was den Namen Religion verdiente. Sich von liebenden Eltern abhängig fühlen, ist die Wurzel der Religion, und das Vaterunser ihre Vollendung. Religion, die über das Vaterunser hinausstrebt, schlägt in ihr Gegenteil um. Religion ist nur möglich, wenn das Wesen, von dem man sich abhängig fühlt, als hörend, sehend, fürsorgend und stützend gedacht wird. Sich in Gottes Hut sicher wissen wie das Kind im Mutterarm (was natürlich sittliche Gesinnung oder wenigstens den ernstlichen Willen zu solcher einschließt), das ist die Religion, die Jesaias, die Psalmisten und Jesus dem Menschenwürmlein beschert haben.

Die Idealisten aus Hegels und Fichtes Schule erklären freilich, eine Religion, die Gott zum Diener unsrer niedrigen Bedürfnisse und Wünsche herabwürdige, sei gar keine Religion, wenigstens kein Christentum. Und bestätigt das nicht Jesus selbst, indem er mahnt, nur nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit zu trachten, nicht zu fragen: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?, „denn nach alledem trachten die Heiden." Ja, wenn nur nicht dabei stünde: euer himmlischer Vater weiß schon, daß ihr alles dessen bedürfet! Weil der Gläubige weiß, daß es ihm, wofern er nur das Seinige tut, Gott am Notwendigsten nicht wird fehlen lassen, braucht er nicht all seine Energie in verzehrender Sorge zu erschöpfen, sondern behält, auch wenn er arm ist, noch Zeit und Kraft fürs höhere Seelenleben übrig. In der Tiefe jener erhabnen idealistischen Religion schlummert (regt sich auch mitunter wachend) der pessimistische Gedanke, daß diese leiblichen Bedürfnisse ein Nichtseinsollendes seien, daß sich das Absolute herabgewürdigt hat, indem es mit solchen Bedürfnissen behaftete Wesen hervorbrachte, daß die leibliche Sonderexistenz Sünde, die Ursünde ist, nicht unsre Sünde, denn wir können doch wahrhaftig nicht dafür, daß wir da sind, sondern die Sünde des dummen Absoluten, und daß wir, die gescheit gewordnen Organe dieses Absoluten, durch Selbstvernichtung uns und unsern Urheber von den verhängnisvollen Wirkungen seiner Dummheit zu erlösen haben. Für diesen hohen Gedankenflug ist natürlich die Menge nicht zu haben. Die Sonderexistenz gefällt ihr ganz gut, wenn ihre Bedürfnisse nur einigermaßen befriedigt werden, und die Sorgen, Konflikte und Kulturschöpfungen, die sich aus der Bedürfnisbefriedigung ergeben, machen auch den Inhalt unsers geistigen Lebens aus, denn sie schaffen Trauer- und Lustspiele, Kunst und Wissenschaft. Wenn Feuerbachs „Wesen des Christentums", das zugleich mit der Glaubenslehre von Strauß (1841) erschien, mit Begeisterung aufgenommen, der Alte und der Neue Glaube dagegen (1872) allgemein abgelehnt wurde, so erklärt sich das, scheint mir, ganz leicht aus zwei Umständen. Feuerbach schreibt wärmer und packender; losgelöst von jenem kalten hegelschen Idealismus hat er volles Verständnis für den „niedern" Menschen und fühlt für ihn. „Gott war mein erster Gedanke, mein zweiter

die Vernunft, mein dritter und letzter der Mensch", d. h., fügt Ziegler erklärend hinzu, „der Mensch mitsamt dem Irrationalen an und in ihm". Das Irrationale, das ist eben das Gefühlsmäßige, das, was im großen und ganzen die Entschlüsse des Menschen bestimmt. Und die Zeit war zwischen beiden Werken eine andre geworden (was Ziegler S. 359 in Beziehung auf zwei andre Werke und ganz anders ausführt). Den Hauptinhalt des letzten Buches von Strauß, das so ungeheures Aufsehen erregte, haben ja wohl die Leser noch im Gedächtnis. Er gliedert es in vier Fragen. Die erste: sind wir noch Christen? beantwortet er mit „nein", die zweite: haben wir noch Religion? mit „ja und nein"; die Antwort auf die dritte: wie begreifen wir die Welt? lautet: durch die moderne Naturwissenschaft (die Unzulänglichkeit dieser Antwort erkennt Ziegler an); auf die vierte: wie ordnen wir unser Leben? antwortet er: der Idee unsrer Gattung gemäß, d. h. ethische Pflichten erfüllend, Kulturgüter schaffend und genießend. Nun kommt Feuerbachs Wesen des Christentums praktisch auf dasselbe hinaus. Aber im Anfange der vierziger Jahre gab es noch keine bedrohliche soziale Bewegung, in den sechziger Jahren hatte Lassalle eine solche in Gang gebracht, und das allgemeine gleiche Reichstagswahlrecht eröffnete den Lohnarbeitern die Aussicht auf politische Macht. Darum erschraken die kirchlich liberal Gesinnten, die sich aber doch nicht allein der Bildung, sondern auch des Besitzes erfreuten, als jetzt in einem populär und packend geschriebnen Buche als Ergebnis der modernen Wissenschaft von einem hochberühmten ehemaligen Theologen verkündigt wurde: es gibt keinen Gott und kein Jenseits. Was Strauß schon früher beklagt hatte: „Von keiner Seite sagt man gerne das letzte aufrichtige Wort", das galt damals in noch weit höherm Grade, und erst recht ein paar Jahre später, namentlich seit 1878. Die „Liberalen" waren im Herzen mit dem alten Wilhelm ganz einverstanden, daß dem Volke die Religion erhalten bleiben müsse, denn sie hätten ja blind sein müssen, wenn sie die disziplinierende Kraft der Religion nicht erkannt hätten, nur wollten sie dieses Machtmittel, gleich allen andern Machtmitteln, selbst handhaben, anstatt es mit einer vom Staate mehr oder weniger unabhängigen Klerisei zu teilen oder gar dieser das Monopol darauf einzuräumen. Hier steckt die Erklärung dafür, daß die Partei der Leute von Bildung und Besitz, die sich liberal zu nennen pflegen, immer nur vorübergehend, unter besonders günstigen Konjunkturen, die Mehrheit in der Volksvertretung erlangen. Die Masse besteht aus Leuten ohne Besitz oder mit einem ganz geringen Besitz, der entweder die Existenz nicht sichert oder nur eine kümmerliche Existenz gewährt. Diese Armen nun (heute ist jeder arm, der weniger als 3000 Mark jährlich einnimmt, und die meisten der Zensiten zwischen 3000 und 6000 Mark, auch manche derer zwischen 6000 und 10000 Mark kommen sich noch arm vor) sind entweder gläubig und dann imstande, sich in ihre Lage als in eine von Gott verhängte Notwendigkeit zu fügen, oder sie sind Bekenner des neuen Glaubens, dann wollen

sie ihren Anteil an den Genüssen des Diesseits, auf das sie ihr Glaube beschränkt, erobern. Das ist nicht etwa eine neue Erscheinung. Bei mittelalterlichen Arbeiteraufständen haben die Führer gerade so gesprochen wie unsre Sozialdemokraten — auf Namen kommt nichts an —, und die Kirche konnte auf der Höhe ihrer Macht der südfranzösischen Ketzer, die vor allem lustig leben wollten, nur mit brutaler Gewalt Herr werden. Woraus folgt, daß die Masse für gewöhnlich teils konservativ und ultramontan teils für halb oder ganz sozialrevolutionäre Agitatoren stimmen wird. Strauß selbst ist bekanntlich ein entschiedner Gegner der Sozialdemokratie gewesen und hat sie im vierten Teile seines Buches heftig bekämpft, aber gerade derartige Bekämpfungen sind Wasser auf ihre Mühle, denn sie werden dahin interpretiert: die Besitzenden wollen den Himmel auf Erden, der nach der Vernichtung des jenseitigen Himmels allein übrig bleibt, für sich monopolisieren, und Strauß hat denn auch ganz richtig vorausgesehen, daß die Sozialdemokratie im Bunde mit den Ultramontanen der Regierung zu schaffen machen werde. Daß die „wir", in deren Namen er die vier Fragen beantwortet, nicht das Volk seien sondern nur eine Bildungsaristokratie, das war ihm vollkommen klar. „Das Volk" hatte er seit dem Züriputsch im Magen, und daß mit „harten Bauernschädeln" nichts anzufangen sei, davon hatte er sich schon in Schwaben überzeugt, nachher auch noch die Erfahrung gemacht, daß ihm nahestehende, hochgebildete Menschen teils gläubig blieben, teils trotz dem Einflusse, den er auf sie übte, erst wurden. Er meinte, man müsse jeden bei seinem Glauben lassen. Die Aussicht auf eine das ganze Volk einende neue Weltanschauung schien also versperrt. Allerdings meinte er, die Scheidewand könne mit der Zeit niedergelegt werden. Der Anblick eines zur Kirche gehenden Kutterweibles erregte ihn. Im Jahre 1848 gedachte er in einer Wahlrede des Volkes, das hungert und friert und von Not aller Art zu Boden gedrückt wird, und er mahnt in seinem letzten Buche, den gemeinen Mann an den Bildungsschätzen der Nation, hauptsächlich an den Werken der Klassiker, teilnehmen zu lassen; Lessings Nathan und Hermann und Dorothea seien nicht schwerer zu verstehen und enthielten nicht weniger Heilswahrheiten als ein paulinischer Brief oder eine johanneische Christusrede. (Er hätte sagen dürfen, diese Bestandteile des Neuen Testaments seien größtenteils unverständlich und für Ungelehrte geradezu ungenießbar.) Das geschieht ja nun heute nach Möglichkeit und noch manches andre, was er ebenfalls als notwendig und wünschenswert erkannt hat, wie genossenschaftliche Selbsthilfe. Und diese Dinge unterwühlen tatsächlich die Scheidewand, beseitigen vieles von dem, was dem Armen die Religion lieb und, falls ihm kein Ersatz geboten wird, unentbehrlich macht. Nicht etwa die „Wissenschaft" beseitigt den Glauben. Es gehört zu den ewigen Selbsttäuschungen der Atheisten, daß sie ihren atheistischen Glauben für ein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung halten, während er so alt ist wie die Religion und die Philosophie; der Fortschritt

der Wissenschaft liefert beiden Ansichten, die einander als Produkte verschiedner Gemütsanlagen von Anfang an gegenüberstehn, täglich neue Waffen. Aber die größere, freilich noch lange nicht vollständige Unabhängigkeit von der Natur, die fortschreitende Sicherung des Menschenlebens in hygienischer und in sozialer Beziehung, die Bereicherung des Seelenlebens durch weltliche Kunst und Wissenschaft machen die Kirche mehr und mehr entbehrlich und vermindern die Zahl der Fälle, in denen sich der Mensch nach übernatürlichen Hilfen und Stützen umsieht. Daß ein stetig wachsender Prozentsatz der Bevölkerung lebenslänglich an der Staatskrippe versorgt wird, bedeutet eine für die Kirche sehr empfindliche Konkurrenz des Staates. Doch bleibt dem mit historischem Sinne begabten Forscher nicht verborgen, daß diese moderne Kulturentwicklung in einem bedeutenden Maße der Erziehung der europäischen Menschheit durch das Christentum zu danken ist.

Der Aristokratismus Straußens zusammen mit seiner bürgerlichen Anstands- und Ordnungsliebe, die ihn in den Augen seiner Gegner zum Philister gestempelt hat (er ist ein Dichter und ein Genie, aber trotz der ihm aufgezwungnen Unstetheit der Lebensführung das Gegenteil eines Bohemien gewesen) haben ihn gerade mit den Kreisen am ärgsten verfeindet, die zu seinem, des religiösen Revolutionärs, Publikum prädestiniert zu sein schienen. In der württembergischen Kammer sah er sich der radikalen Mehrheit gegenüber auf die Seite Wolfgang Menzels und des katholischen Theologieprofessors Kuhn gedrängt (der König wollte ihn zum Redakteur eines Regierungsamtsblatts machen; ebensogut, meinte Strauß, könnte er mich zum Husarenobersten machen), und der Protestantenverein erscheint ihm schwächlich und unaufrichtig; dessen Führer in Baden, Schenkel und Bluntschli, waren ihm auch wegen ihres persönlichen Charakters verhaßt, und in dem Konflikt Schenkels mit der badischen Pfarrgeistlichkeit, die ihn grundstürzender Irrlehren anklagte, nahm Strauß entschieden Stellung gegen den Gründer des Protestantenvereins.

Das Charakterbild seines Helden vermag Ziegler aus bisher ungedruckten Briefen zu ergänzen; es zeigt uns einen bei aller Verstandesschärfe und Geistesklarheit warmblütigen, liebenswerten, von heißen Leidenschaften bewegten Menschen, dem nichts menschliches fremd war. In der Politik entschied er sich früh für Preußen, im Gegensatz zu seinen schwäbischen Landsleuten und trotz seiner tiefen Abneigung gegen den „Romantiker“ auf dem fritzischen Throne. Mit Österreich, meinte er, gehe es nicht, wegen seiner außerdeutschen Anhängsel und weil ein katholischer Staat an der Spitze Deutschlands gerade das nicht repräsentieren würde, was das Beste an Deutschland sei, und 1866 schrieb er: „Österreich hasse ich, die Mittelstaaten und ihre Politika verachte ich; vor Preußen habe ich Respekt; zur Liebe langt es noch nicht, aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen.“ Die Ereignisse von 1870/71 erfüllten ihn mit Freude. Renan, der ihn als Genossen einer über den

Kämpfenden stehenden kosmopolitischen Gesinnung ansprach, schüttelte er in zwei würdigen offnen Sendschreiben von sich ab, die allgemein als politische Taten begrüßt wurden. (Anlaß zu Renans Schreiben war der „Voltaire", den Strauß für die Prinzessin Alice, Gemahlin des Erbprinzen Ludwig von Hessen, verfaßt hatte.) Einen besondern Abschnitt widmet Ziegler dem Stile Straußens. Es gebe, schreibt er, zurzeit in Deutschland drei Stilarten, den pathetischen, den Treitschke repräsentiere, den glänzenden, flackernden, „dionysischen" Nietzsches, und den einfachen, schlichten, ungekünstelten, hellen und klaren Stil, den Strauß geschrieben habe. Carl Jentsch

Neue Goethe-Briefe

Nebst einem ungedruckten Briefe von Rochlitz an Goethe

Von Hans Gerhard Gräf

1

Weimar, am 4. Januar 1909

Meine Mutter pflegte zu sagen, wenn ihr gar zu viel Freunde über den Hals kamen: Sie lassen mich die Nase nicht putzen. Ich freue mich, daß ich Dich in einer ähnlichen Verlegenheit sehe." So schrieb Goethe 1829 einmal an Zelter. Ein Spaßvogel von Literaturfreund könnte heute versucht sein, diesen drastischen Vergleich der Frau Rat in humoristischer Verzweiflung anzuwenden auf den immer wachsenden Andrang neuer Literatur über Goethe. Diese Literatur schwillt in so beängstigendem Maße an, daß mancher in der Tat gar nicht oder nur mühsam dazu gelangen kann, das Natürliche, das Notwendigste zu tun, nämlich: sich in die Werke des Meisters zu vertiefen, den geliebten Urtext aufzuschlagen, alles darüber, darum und dazu Geschriebne entschlossen beiseite lassend.

Mag der Ruf „Mehr Goethe!", wenn man seinen wahren Sinn versteht, auch heute noch, und gerade heute mehr als je berechtigt sein; im Hinblick auf die beinahe täglich massenhaft erscheinenden Broschüren, Schriften und dicken Bücher über Goethe wäre der Gegenruf nur allzu berechtigt: Claudite jam rivos, pueri: sat prata biberunt, oder, wie Goethe diesen Hexameter Virgils übersetzt: „Schließet den Wäßrungskanal, genugsam tranken die Wiesen."

Zwei Arten freilich von Schriften zur Goethe-Literatur wird man stets und unbedingt willkommen heißen: erstens solche, die sehr schwer Zugängliches und ganz Entlegnes der bequemen Benutzung zuführen, sodann und vor allem solche, die wirklich Neues, bisher Unbekanntes bringen, das von Goethe selbst geschrieben worden ist. Und wenn diese Quelle auch längst nicht mehr so

voll und reich fließt wie in frühern Zeiten, noch in jedem Jahre haben die neusten Bände der großen Weimarer Goethe-Ausgabe eine Fülle des Unbekannten gebracht und werden es auch fernerhin bis zu dem freilich nahe bevorstehenden Abschluß dieses monumentalen Werkes.

So enthalten die drei neuen, eben zur Ausgabe gelangten Bände von Goethes Briefen — der 43., 45. und 46. — unter ihren insgesammt 770 Briefen nicht weniger als 422 bisher ungedruckte. Und sollte auch ein Dritteil, ja die Hälfte dieser 422 Briefe inhaltlich nicht von allgemeinem Interesse, manches rein Geschäftliche oder Unbedeutende darunter sein, wie viel bleibt da immer noch des Gewinns an Neuem und Bemerkenswertem!

Hiervon, soweit es auf engem Raume möglich, eine Anschauung zu geben, sei im folgenden versucht, indem ich mich, wie schon bei frühern Gelegenheiten,*) auf die Briefe des von mir herausgegebnen Bandes beschränke.

Dieser Band, der 45. der ganzen Reihe, die alsbald mit dem 50. (einem Nachtrags- und Registerband) ihren Abschluß finden wird, umfaßt neun Monate aus Goethes Greisenalter: Oktober 1828 bis Juni 1829, und bringt unter seinen 274 Schriftstücken 146 bisher ungedruckte. Als Adressaten sind am häufigsten vertreten erstens die beiden Freunde Goethes Heinrich Meyer mit elf und Zelter mit siebzehn Briefen, jene bisher sämtlich ungedruckt, diese längst bekannt, drei davon aber aus den Originalen durch kleine Stellen vervollständigt, die, wohl noch auf Goethes Anordnung, bei der erstmaligen Veröffentlichung durch Riemer unterdrückt worden sind. Der Philologe Göttling in Jena, Goethes treuer Helfer bei den Arbeiten für die letzte Gesamtausgabe der Werke, ist mit zwölf Briefen vertreten, Wilhelm Reichel, der umsichtige Faktor der Cottaschen Verlagsbuchhandlung, mit vierzehn, und Riemer, Goethes philologischer Beirat in Weimar, sogar mit neunzehn Briefen. Unter den insgesamt 116 Adressaten finden sich 32 neue, in diesem Bande zum erstenmal erscheinende, von denen hier nur folgende genannt seien: der österreichische Geschichtschreiber Freiherr Joseph von Hormayr, der Sächsische Kunstverein in Dresden und dessen Vorsitzender Johann Gottlob von Quandt, der Archivar Lappenberg in Hamburg, der Naturforscher Lichtenstein, Begründer des Zoologischen Gartens in Berlin, der Komponist Rungenhagen und der Bildhauer Wichmann, beide ebenfalls in Berlin, endlich der Münchner Hofmaler Stieler, der Vater des trefflichen Dialektdichters Karl Stieler.

Einen Hauptkorrespondenten der nächstvorhergehenden Briefbände finden wir in dem unsrigen nicht mehr: Goethes Fürsten und Freund, den Großherzog Karl August; im Frühsommer 1828 war er abgeschieden, und der Schmerz um diesen unersetzlichen Verlust bildet den tiefen Grundton vieler unsrer Briefe. Noch fünf Tage vor seinem Tode, am 9. Juni 1828, hatte Karl August in Berlin, darauf sinnend, seinem alten Freunde am Frauenplan in Weimar eine

*) Vgl. Grenzboten 1907 II, S. 13 bis 28. 133 bis 144; 1908 III, S. 75 bis 81.

besondre Freude zu bereiten, aus der Sammlung der Herzogin von Cumberland zwei Lithophanien erworben, damals gerade eine Neuigkeit auf dem Gebiete des Kunstgewerbes; am 17. Juni, drei Tage nach Karl Augusts Ableben, überschickt Freiherr von Müffling diese letzte Gabe an Goethe, der dann, erst nach seiner Rückkehr vom Schloß Dornburg, in einem bisher ungedruckten Schreiben vom 8. Oktober 1828 erwidert: „Ew. Excellenz zur traurigsten Stunde bei mir eingelangtes Schreiben beantworte spät, aber mit dankbarlichst schmerzlicher Empfindung, welche die kunstreich-durchscheinenden Bilder immer wieder bei mir aufregen. Von großer Bedeutung muß es für mich sein, daß mein gnädigster Herr bis zuletzt neigungsvoll an mich gedacht und den Beweis davon mir durch die theure Hand eines verehrten Mannes zukommen ließ, der eigentlicher und genauer als viele den Werth des hohen Gebers zu schätzen gewußt. Ew. Excellenz haben für ihn und mit ihm gewirkt und selbst so lebhaft empfunden: welche vergnügliche Angelegenheit es war, nach seinen Winken und zu seinen Zwecken zu handeln; ja ich darf kühnlich aussprechen, der einzige wahre Trostgrund, der bei mir etwas gilt, ist der: daß ich vor mir sehe, in seinem Sinn und nach seinen Absichten auch fernerhin, unter den Augen seines edlen Nachfolgers, die übrige Zeit meines Lebens fortwirken zu können."

Über die letzten Lebenstage Karl Augusts, insbesondre über seine Gespräche mit Alexander von Humboldt erhielt Goethe am 11. Oktober ausführliche, ihn tief rührende Nachricht durch ein Schreiben Humboldts an den Kanzler Müller; diesen Brief hat Eckermann in der Aufzeichnung seines langen Gesprächs mit Goethe vom 23. Oktober teilweise abgedruckt; daß Goethe selbst, damals wenigstens, nicht für dessen Bekanntmachung war, erfahren wir jetzt aus einem bisher ungedruckten Briefchen an den Kanzler Müller vom 12. Oktober, worin es heißt: „Hiebei eine doppelte Abschrift der v. Humboldtischen Relation, damit Eine in den Händen der Frau Großherzogin bleiben könne. Doch würde wünschen, daß dieser Brief nicht propalirt würde. Dergleichen letzte Stunden sind immer, wie die Gypsabgüsse der Leichenmasken, in's Leidende verzogene Carricaturen auch des thätigsten Lebens." (Zu der letzten Bemerkung sei erwähnt, daß Goethe in seiner Sammlung von Totenmasken berühmter Menschen auch die des Großherzogs Karl August besaß.)

Von den zahlreichen Äußerungen seines Schmerzes über des Großherzogs Tod sei hier nur noch eine angeführt aus einem längern, bisher nicht bekannten Briefe an den Bankier Mylius in Mailand. Dieser Landsmann Goethes, durch seine Verheiratung mit der Tochter des Geheimen Rates Schnauß in Weimar mit dieser Stadt eng verbunden, war 1817 bei Karl Augusts Aufenthalt in Mailand diesem persönlich besonders nahe getreten; an Mylius schrieb Goethe, 21. April 1829: „Wie sehr Sie den großen Verlust, der uns betraf, gefühlt haben, mußte ich mitempfinden, indem ich sogleich an Sie dachte, an die Theuren über den Alpen, welche den trefflichen Fürsten so nah kannten und im liebevollsten Sinne verehrten. Wir andern leben nun in seinem An-

denken; und, auf seinen Wegen still vor uns hingehend, glauben wir immer, wir hätten ihm noch Rechenschaft zu geben."

Rechenschaft zu geben hatte Goethe jetzt, als Achtzigjähriger nach wie vor betraut mit der Leitung der Oberaufsicht über alle Anstalten des Großherzogtums für Kunst und Wissenschaft, dem neuen Herrn, Großherzog Karl Friedrich, und dessen Gemahlin, der Großfürstin Maria Paulowna. Treulich versah er diese Geschäfte, in denen ihn sein Sohn unterstützte. Ein bisher unbekannter Brief an diesen nach Jena, vom 21. Oktober 1828, zeigt aufs neue die bis in alle Einzelheiten des Betriebes gehende Sorgfalt Goethes. „2. Bemerke, schreibt Goethe, daß Bergrath Nöggerath, indem er das Jenaische mineralogische Cabinet rühmte, einigemal erwähnte, wie übel Director Lenz mit den Mineralien umgehe. Nun hat dieser Fremde wohl nichts weiter bemerkt, als was wir schon wissen; wie denn Lenz aus Faselei und Großthun hier und da einiges leichtsinnig in dessen Gegenwart behandelt haben mag, und uns gar wohl bekannt ist, daß bei Vorlesungen mit den Exemplaren nicht vorsichtig genug gehandelt wird. Nöggeraths wiederholte Erwähnung jedoch konnte ich nicht ganz unbeachtet lassen, und gebe Dir daher den Auftrag, mit Färbern darüber vertraulich zu sprechen und Dich nach dem besondern Falle zu erkundigen; denn der gute Alte mag sich gar närrisch benommen haben. — 3. Im botanischen Garten laß Dir den neu angenommenen Gehülfen vorstellen. Hofrath Voigt hat dessen Eintritt angezeigt mit einiger Empfindlichkeit, daß Baumann ihn erst spät gemeldet. Doch das wird wohl nicht anders werden; niemand will sich subordiniren und weiß sich am Ende doch nicht zu helfen. — 4. Suche ferner die Angelegenheit mit der Terrassenmauer [vor der von Goethe wiederholt als Absteigequartier benutzten Direktorwohnung im botanischen Garten] in Ordnung zu bringen; wir kommen sonst nicht zur Reinlichkeit; denn diesen Theil als Böschung zu behandeln, wie gar wohl anginge, haben unsre Angestellten weder Geschmack noch Lust." —

Für das Weimarische Kunstleben versprach Goethe sich manche Förderung von dem Anschluß der heimischen Kunstfreunde an den vor kurzem in Dresden gegründeten sächsischen Kunstverein; seine lebhaften Bemühungen in dieser Richtung kommen in einigen bisher nicht bekannten Briefen an v. Quandt und an die Malerin Luise Seidler zum Ausdruck.

Mit lebhaftestem Anteil hat Goethe von Anfang an die Entwicklung der jüngsten graphischen Kunst, des Steindrucks, verfolgt. Jetzt hatte ein Weimarer Kind, der Lithograph Heinrich Müller, zurzeit in Karlsruhe tätig, nach Johann Friedrich Wilhelm Müllers berühmtem Kupferstich von Raffaels Madonna di San Sisto einen Steindruck fertiggestellt; Quandt zeigte diese Lithographie in Böttigers „Artistischem Notizenblatt" empfehlend an, und Goethe sorgte für Verbreitung dieser Anzeige in mehrere Zeitschriften, benutzte auch gute Abzüge des Steindrucks mit Vorliebe zu Geschenken an Freunde und Bekannte, unter andern, ein besonders zarter und für den Menschen Goethe charakteristischer

Zug, an den Faktor Reichel in Augsburg. „Sie erlauben mir, schreibt er diesem am 25. März 1829, daß ich, mit nächstem Postwagen, davon einen guten Abdruck übersende. Möge er Sie lange als Andenken an mich und an ein wichtiges, oft bedenkliches, mit beiderseitiger Thätigkeit und Übereinstimmung geführtes Geschäft [die Drucklegung der Ausgabe letzter Hand] angenehm erinnern."

Goethe selbst hatte im Sommer 1828 eine sinnige öffentliche Ehrung durch ein Werk der graphischen Künste erfahren; der Verleger Ernst Arnold in Dresden, Inhaber der Rittnerschen Kunsthandlung, hatte am 29. Juli geschrieben: „Ew. Excellenz werden es . . einem angehenden Handlanger der Kunst nicht mißdeuten, wenn er . . es wagt, Denenselben durch die Zueignung gegenwärtigen Blattes, die Philosophie vorstellend, einen schwachen Beweis seiner unbegränzten Hochachtung an den Tag zu legen! — Es ist seit meinem Etablissement der erste Kupferstich, den ich jemand widme. . ." Das Blatt ist eine Arbeit Anton Krügers nach Karl Christian Vogels Deckengemälde im königlichen Schloß zu Pillnitz, es trägt die in Kupfer gestochene, um eine Nachbildung von Goethes Wappen gruppierte Unterschrift: „Dem ehrwürdigsten Altmeister aller Wissenschaft und Kunst im deutschen Vaterland Herrn Johann Wolfgang von Goethe widmet dieses Bild der Philosophie ehrerbietigst der Verleger." Für das übersandte Exemplar, einen sehr schönen Abdruck auf chinesischem Papier, dankt Goethe in einem bisher unbekannten Briefchen, das er mit einigen Exemplaren seiner Jubiläumsmedaille von Brandt begleitete.*)

Was die Möglichkeit neuer bedeutender Kunsteindrücke betrifft, war Goethe, der große Schauer, der „Augenmensch", in seinen letzten Lebensjahren schlimm genug daran. Hatte er früher auf seinen zahlreichen Reisen, in Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart, in den Städten rheinauf und -abwärts, in Dresden und Leipzig, von Italien ganz zu schweigen, stets eine Fülle neuer, lebendiger Kunstanschauung mit heimgebracht, jetzt war er auf die bescheidnen Sammlungen der kleinen Residenz Weimar beschränkt und auf seine eignen, während vieler Jahrzehnte zusammengebrachten Schätze, die, an sich zwar reichhaltig genug, auf einzelnen Gebieten sogar (Medaillen, Kupferstiche, Radierungen) sehr bedeutend, an Werken der Plastik und der Ölmalerei jedoch natürlich recht arm waren.

Was für Augen hätte Goethe wohl gemacht, wenn man ihm ein paar farbige Wiedergaben von Gemälden alter Meister hätte vorlegen können, wie sie heute im Schaufenster jeder Kunsthandlung zu sehen sind, oder wenn er die Beilagen eines Bandes unsrer Kunstzeitschriften zur Hand bekommen hätte! Die Anschauungsmöglichkeit allein tut es freilich nicht; das Auge des Be-

*) Von Vogel-Krügers Arbeit war merkwürdigerweise bereits drei Jahre vorher ein Abdruck „vor der Schrift" durch Vogel selbst an Goethe gesandt worden (mit der eigenhändigen Aufschrift in Blei: „Sr. Excellenz dem Herrn Geheimen Rath von Goethe mit innigster Verehrung und Liebe gewidmet von C. Vogel. Dresden am 19ten Aug. 1825"); sie hatte 1826 durch Heinrich Meyer in „Kunst und Altertum" Band 5, Heft 8 eine anerkennende Besprechung gefunden.

schauenden muß das Beste tun. Und da sah denn Goethe in seinem niedern Arbeitsstübchen aus den vor ihm liegenden Schwarz-Weiß-Blättern mehr heraus als mancher Kunstfreund unsrer Tage aus der in lichtvollen Räumen vor ihm ausgebreiteten Farbenfülle. Rührend ist es nun zu beobachten, wie erfreut und dankbar der greise Weimarische Kunstfreund sich zeigt für jedes ihm zugeschickte Werk, sei es Zeichnung, Aquarelle, Ölgemälde, Kupfer, seien es geschnittene Steine, Medaillen oder sonst ein plastisches Werk. Und in wie liebenswürdigen, verbindlich-dringenden Wendungen weiß er immer wieder seinem Verlangen an die Künstler Ausdruck zu geben: sie möchten doch ihn, den einsam Dürstenden, erquicken durch Mitteilung von irgend etwas Bedeutendem. Zarter und anhaltender hat niemals ein Mann von Goethes Namen und Stellung solche Bitte ausgesprochen.

Daß man es sich von allen Seiten angelegen sein ließ, Goethes Wunsch zu erfüllen, dafür finden sich auch in unserm Briefbande zahlreiche Dankeszeugnisse. Besonders von München her lief manches Erfreuliche ein: Peter von Cornelius sandte eine farbige Zeichnung nach seinem Karton „Der Untergang Trojas" und andres; Stieler ließ von dem im Sommer 1828 für Ludwig den Ersten gemalten Goethebildnis im Auftrage des Königs eine Kopie durch seinen Neffen Friedrich Dürck anfertigen; Georg von Dillis sandte erfreuliche Radierungen. Am meisten aber nach Goethes Sinn waren die, wie er sich einmal ausdrückt, „rein aus der Quelle" geflossenen Arabesken zu seinen Balladen, die der feinsinnige, zweiundzwanzigjährige Eugen Napoleon Neureuther gezeichnet hatte; daß Cotta sich bereit fand, diese Blätter in Verlag zu nehmen, war dem Dichter eine besondre Freude. Aus Berlin kam, außer plastischen Werken von Wichmann und Rauch, ein neues Heft von Zahns großem Werk über die Ornamente und Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä, das Goethe von Anfang an als ganz unschätzbar gepriesen hatte.

Diese und manche andre Kunstwerke finden in unsern Briefen vielfache Erwähnung und Beurteilung. Am interessantesten, in mehrfacher Hinsicht, ist das bisher ungedruckte Schreiben an Rauch vom 26. März 1829. Der Briefwechsel beider Männer liegt, von Karl Eggers herausgegeben, seit zwanzig Jahren als selbständiges Buch gedruckt vor, und zwar lückenlos mit einziger Ausnahme des eben genannten Briefes, der die Antwort bildet auf Rauchs Schreiben vom 11. Februar 1829. Rauch übersendet mit diesem einen Abguß des kleinen, im September 1828 in Weimar gefertigten Modells zu seiner bekannten Statuette Goethes im Hausrock; beides überbrachte Rauchs Freund, der General von Brause, Chef des Kadettenkorps in Berlin, der als früherer Gouverneur des Prinzen Wilhelm von Preußen nach Weimar kam. Goethes Brief beginnt: „Ew. Wohlgeboren habe mit wahrem Unmuth zu vermelden, daß ich Herrn General von Brause nur ein einzigmal gesprochen. Leider hinderten höhere Pflichten, diesen würdigen Mann so wie die übrigen Begleiter Ihro Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm, den Einsiedler zu besuchen. So viel aber darf ich wohl sagen, daß die einsichtige, freie und zugleich vertrauensvolle Art, womit der werthe Mann

sich gegen mich betrug und erklärte, den wahrhaft sehnlichen Wunsch zu weiterer Unterhaltung bei mir zurückgelassen hat; denn es kommt selten vor bei häufigen Besuchen, selbst verdienstvoller Fremden, daß man bald zu bedeutender gründlicher Erklärung gelangt. Ich schätze Sie glücklich, einen solchen Nachbar zu besitzen; sagen Sie ihm das Verbindlichste von meiner Seite." Ich vermute: wegen dieser für den trefflichen General so wertvollen Zeilen habe Rauch das Original von Goethes Brief seinem Freunde geschenkt; so würde sich am einfachsten erklären, daß der Herausgeber es nicht in Rauchs Nachlaß vorfand.

Goethe geht nun in seinem Schreiben auf das von Rauch an zweifelhaften Stellen mit Kreuzchen versehene Modell, das der Weimarer Bildhauer Kaufmann nach der Natur verbessern sollte, in folgenden allerliebsten Worten näher ein: „Das Kreuzchen hatten Sie an der rechten Stelle angebracht. Hier war es wirklich, wo das sonst sich gut ausnehmende Bildchen an einiger Unform litt, und in der That war hieran, wie ich den guten Kaufmann leicht überzeugen konnte, eine versteckte Unnatur schuld: denn hier kommen, als Bedürfniß unsrer Kleidung, Riemen, Schnallen, Knöpfe, Bund und Latz dergestalt auf einem Punct zusammen, daß der ohnehin Beleibte ganz mißgeleibt erscheinen muß; weshalb denn der Künstler mit bestem Gewissen seine Emendation, hoffentlich auch zu Ihrer Zufriedenheit, vollführen konnte. — Im Ganzen aber halten Sie sich ja überzeugt, daß ich für all Ihr Vornehmen mich höchlich interessire. Wenn ich mich einer größern Mobilität erfreute, so würde ich sie, von Zeit zu Zeit, vor allem Andern, anwenden, Sie in Ihrer Werkstatt besuchen und an Ihrer lebendigen Thätigkeit durch mannigfaltige Reflexion, um mich selbst zu fördern, sehr gerne theilnehmen. Wenn der plastische Künstler sich zu jedem Werk auf alle Weise vorbereitet und durch die mannigfaltigsten Modelle sich erst sicher zu stellen sucht, so hat dies meinen vollkommensten Beifall, und es würde mir höchst angenehm sein, auch das Technische davon kennen zu lernen."

Heimfahrt

Novelle von Luise Algenstaedt

(Fortsetzung)

Alle saßen dann eine Zeit lang stumm brütend und freuten sich der ungewohnten Stille, denn Schimmehle war dank der Spende des Offizials völlig gesättigt worden und schlief. Reas Blick suchte zuweilen über den Platz mit dem flimmernden Sonnenglanz hinweg ihren Mann, und die alte Süßele drehte den Kopf, um dies und jenes von den Vorgängen auf dem Markt aufzufangen. Ihr Ohr, ihr Tast- und Geruchssinn hatten sich gewöhnt, die Pflicht der erloschnen Augen mit zu erfüllen, und ihre Seele sah dazu ergänzend die Bilder, mit denen sie sich in lichten Tagen bereichert hatte. Kaum verrieten ihre Bewegungen die Blinde. Ihre Gestalt war in die Breite gegangen, allein nicht vom Wohlsein, sondern weil es ihre Volks-

eigentümlichkeit war. Ihre Nase hatte sich gesenkt und die Spitze wieder zum Gesicht zurückgezogen. Früh gewelkt und verhärmt hatte sich die Alte dann in wunderbarer Zähigkeit unverändert erhalten. Aber wenngleich sie nicht schön war und ihr alter Ehemann nicht stark oder stattlich, sahen doch vom ersten Reisetage an alle auf Reb Tulpenblüt und sein Süßele. Wie die Weisheit und die Hoffnung waren sie voran gegangen. Denn die Hoffnung war der alten Süßele Leben geworden, seitdem sich die Verfolgungen in den russischen Wohnorten verschärft hatten. Alles, was in den andern Fluch, Haß und Angst wurde, setzte sich in ihr zu Hoffnung um. Nur leidenschaftlicher wurde diese, wenn neue Schreckniſſe ihren Ort befielen. Jede neue Greuelnachricht überzeugte sie nur stärker davon, daß Meschiach unterwegs sei und jeden Tag erscheinen könne. Lange hatte sie gemeint, daß er sich schon in Rußland an die Spitze seines Volks setzen und es zurückführen werde, und immer wieder hatte sie erinnert und gebeten, daß man nicht vergessen möge, sie zu rufen, wenn er da sei. Sie zweifelte nicht, daß sogar ihre Augen wieder aufgehen würden, wenn sie erst vor seinem Angesicht stünde, denn — wenn Er zu sehen war, wie sollten sie nicht genesen?! Nur holen mußte man sie. Mehr als einmal hatte sie schon gemeint, er sei gekommen, wenn sie ein Getümmel hörte. Es war jedoch immer das Luft- und Kampfgeschrei Betrunkner und Aufständischer gewesen mit dem Lärm wilder Rotten, die in die Judenhäuser drangen. Ob er nicht gerade jetzt den Zeitpunkt für geeignet hielt, unterwegs sein Volk sammelte und heimbrachte? Wer konnte sagen, daß ihm nicht gerade das gefallen werde?

Vielleicht hier im Städtchen Wolmiersz? Hunderte waren hier zu Hause, die auf ihn warteten; es war schon der Mühe wert. Süßele freute sich, daß sie nicht in einem engen Hof, sondern auf dem Marktplatz saß, denn hier würde sie sein Kommen selbst merken, wenn man in dem Freudentaumel vergessen sollte, es ihr anzusagen.

Rea sah dem Vater ähnlicher als ihr, und das war gut. Sein Gesichtsschnitt hatte trotz der achtundsechzig Jahre eines galizischen und südrussischen Judenlebens etwas unzerstörbar Edles behalten, und dieser war auch der ihre. Ihre Augen aber hatten ein tiefes Leuchten von der Liebe Mandels und ihres kleinen Schimmehle.

Und Licht vom gleichen Licht glänzte auf dem Antlitz des jungen Ehemannes. Ihn hätte man deswegen fast nicht für den Genossen eines unglücklichen Volks gehalten, besonders wenn er auf der Reise als letzter im Zuge neben Rea hinschritt, seinen Knaben im Arm und geflissentlich weit genug zurückblieb, daß die andern ihn und sie nicht hören konnten. Es hätte nicht sein sollen und war gegen die Würde eines Sohnes Israels und einer Tochter der Ahnmütter — wie sie manchmal tändelten und lachten und einander anschauten. Wo die andern doch etwas davon merkten, drückten sie aber ein Auge zu und stellten sich sogar, als wüßten sie nicht, daß er Rea schon vor der Vermittlung des Schadchens gekannt und diesen nur um des guten Scheins willen zugelassen habe. Denn alle hatten ihn gern. Mandel war einer von denen im Zuge, von denen stets Ermutigung ausging, und ein Hauch von Frische umgab auch Rea mit ihrem Kinde.

Sie träumte im Sonnenbrande des Marktplatzes von einer hellen Zukunft, während der Kleine schlief; und dieser Traum war so schön, daß sie die Wimpern schloß, um das Bild festzuhalten.

Leg dir den Sack unter den Kopf und schlaf, mahnte Süßele. Noch ist das Kind still, wie willst du sonst aushalten? Ich werde auch versuchen. Und sie lehnte sich an die Hauswand und schob sich eine zusammengerollte Decke hinter den Rücken.

Rea gehorchte, legte den Oberkörper nieder und sah in den blauen lachenden Himmel hinein, als wäre es die Zukunft. Alles war gut — immer noch — fast

zuviel des Glanzes! Immer noch weiter drang der Blick, er fand keine Grenzen, und die Seligkeit hörte nicht auf. Die Sinne vergingen ihr in der blauen Wonne, die Augen fielen ihr zu, ihre Glieder lösten sich. Gut und leicht und schön war alles immerfort — immerfort. Ihr war, als flöge sie. Ewig war alles gut. Sie trank die Luft, die vom belebenden Sonnenlicht durchflutet war.

Als sie endlich halbwach wurde, verwunderte sie sich nicht, neben sich von Meschiach reden zu hören. Wohl gehörte er in all das Köstliche hinein, sie schloß die Augen wieder. Es dauerte eine Weile, bis sie sich aufraffen konnte. Endlich empfand sie, daß sie es mußte, denn irgend etwas wichtiges ging auf dem Platze vor. Die Menschen stürmten alle in einer Richtung vorwärts. War er wirklich da? Die Mutter rief seinen Namen — sie richtete sich empor.

Die Mutter war aufgesprungen, lehnte mit ausgestreckten zitternden Armen an der Hauswand und rief: Meschiach — Erlöser — hilf uns! Gesegneter, nimm mich mit! Die Stimme erstickte halb in ihrer übermäßigen Erregung.

Niemand als Rea achtete auf sie. Diese aber sah nun, daß der Ansturm dem Zaddik galt, der soeben sein Audienzzimmer verlassen hatte, um in seine Wohnung zurückzukehren. Sie wollten ihn nicht lassen, sie bedachten nicht, daß er auch ein Mensch war und essen, trinken und ruhen mußte. Rea ergriff ihrer Mutter Hand: Es ist der Rabbi. Laß uns auch hingehen. Vielleicht wenn er dich sieht, wird er noch besser an uns denken.

Auf Süßeles blindem Gesicht folgte Enttäuschung der seligen Freude. Mit tiefem Aufseufzen ließ sie die Arme sinken und ging mit. Er ist es wieder nicht. Laß den kleinen Levy bei dem Kinde bleiben. Sie strebte selbst eilfertig fort, bis sie sich mit Rea in dem lebenden Ringwall befand, der sich um den Heiligen gebildet hatte. Sie hörte die Bittrufe und die abgerißnen Jammerberichte, das Knirschen der Sohlen, das Streifen der Kleider, das Bitten ums Platzmachen. Sie fühlte das Schieben und Drängen. Sie roch den Moderduft, der an heißen Tagen eine große Menschenmenge umgibt. Gott — Einiger — daß er Tulpenblüt anhört! wimmerte sie. Rea jedoch, die um halben Hauptes Maß über die meisten hinwegragte, sah den Rabbi: er ist von breiter schwerer Gestalt. Seine Glatze mitsamt dem mächtigen Bart macht ihn aus der Ferne gesehen den andern ältern Männern ähnlich, aber Rea sieht scharf: sein Antlitz ist mit anderm Stempel geprägt. Er ist der einflußreiche Volksmann. Der stete Umgang mit demütigen Bittstellern hat ihm Selbstsicherheit, ja fast etwas Gebietendes gegeben — alles jedoch vom Wohlwollen überschienen. Er kann im Ton der Härte zurückweisen. Aber wie sollte er nicht? Sie würden ihn sonst in wenig Wochen vom Leben zum Tode gebracht haben, und er ist sich seinem Volk in noch besserm Sinne schuldig! Wohl ist er einer, der im Golus gedeihen kann! Er wendet sich hierhin und dorthin und verweist einzelne zum Schweigen, während er einen uralten Mann anhört. Es scheint, als ob er diesem auf der Stelle den erflehten Segen erteilt, denn er spricht unter Ausbreiten der Hände einige zusammenhängende Sätze. Dann läßt er sich nicht mehr halten. Er rafft hingestreckte Blätter, zugeworfene Papierstreifen zusammen und fordert die Umstehenden auf, ihm eine Gasse zu machen. Flehende Rufe, schluchzende Beschwörungen verfolgen ihn, bis sein Diener die Haustür schließt.

Rea hatte gesehen, daß er auch des Vaters Schriftstreifen ergriffen hatte, und stieß einen Freudenruf aus. Er hat ihn bekommen, Mutter! Er faßte das Ende und zog ihn heran. Nun ist alles gut!

Gelobt seist du, der du stützest die Wankenden und heilest die Siechen, murmelte Süßele. Führ mich zurück, Rea. Im Tod ist Frieden, aber Gnade im Leben, laß uns lebend hingelangen!

Nach der Lagerstelle folgten ihnen froh Sinai und Mandel. Auch andre liefen erleichterten Herzens zu ihren Niederlassungen, und verschiedne, die aus der Umgegend gekommen waren, rüsteten sofort zum Aufbruch. Sinai sprach noch einmal mit allen diesen und mahnte, dem Beispiel seiner Pilgerschar bald zu folgen und damit die herrliche Zukunft Israels heraufführen zu helfen. Viele versicherten ihm, daß sie schon lange auf die Gelegenheit warteten. Andre entschuldigten sich mit allerlei Umständen, die sie zwangen, noch eine Weile auszuharren. Auch waren einzelne noch nicht bis aufs Blut geplagt worden und schlugen den Verdienst, den ihr Scharfsinn ihnen inmitten einer dumpfen Bevölkerung verschaffen konnte, noch zu hoch an.

Aber im nächsten Jahr in Jeruschalaim, sagte er allen. Lebt gesund.

Die Hauswand, die bis zum Abend von der Sonne beschienen worden war, strahlte unter Sternenschein ihre Wärme wieder aus. Sie fanden alle etwas Schlaf. Als in den Höfen die Hähne zu krähen begannen, holte eine der Frauen heißen Kaffee aus der Schenke; dazu aßen sie ihr ungesäuertes Brot. Dann zogen sie vor Tau und Tag ihre Straße weiter. —

Als sich der flache östliche Horizont greller färbte, erschienen vor ihnen auch die Spitzen der Berge, die aus einem Nebelmeer tauchten, rötlich angeleuchtet. Schneefelder glänzten an den dunklern Nordhängen und machten ihre Linien noch schroffer. Es war den Wandernden, als zögen sie gegen eine Wand — so unvermittelt sprang die Hohe Tatra aus der Ebene auf. Als aber die Sonne selbst sichtbar wurde, durchdrang sie allmählich den Erddunst. Unter den Frauen der langsam sich fortbewegenden Gruppe ragte Rea wie eine schlanke Zeder empor. Ein altes Spitzentuch lag diademartig auf ihrem braunschwarzen Haar. Ihr Gang war in Mandels Augen der einer anmutigen Königin. Er trug das Kind, und wenn man um dieses nicht hätte Sorge haben müssen, wären alle beide vollkommen glücklich gewesen, wie bei den Gojes die Brautleute sind.

Bald nach Sonnenaufgang erreichten sie Zakopane. Endlos dehnte sich ihnen der Ort mit seiner schattenlosen Hauptstraße. Arme Juden, fleißige Goralen in Bundschuhen, austreibende Viehhirten belebten ihn schon. Von den vornehmen Sommergästen, die hauptsächlich in den Villen der Seitenstraßen wohnten, gingen nur erst einige Frühaufsteher. Der Zug Sinai Tulpenblüts erregte kein besondres Aufsehen. Man war hier an den Anblick der verschiedensten Volkstypen und auch an den der Armut gewöhnt und ertrug insbesondre diesen recht gut. Denn er machte für die Fremden durch Gegensätzlichkeit das schöne Gesamtbild noch ausdrucksvoller. Trupps wandernder Juden zumal waren wegen der Nähe von Wolmiersz mit seinem Wunderrabbi keine Seltenheit.

Zu kurzer Rast wählten sie eine jüdische Schenke am Wege. Wenigstens einmal an diesem Tage wollten sie sich ein warmes Essen gönnen, und später fehlte die Gelegenheit. Erbsen mit Schaffleisch konnten sie rasch bekommen; das Gericht brauchte nur gewärmt zu werden. Derweil ließen sie sich auf den Bänken vor der Tür und drinnen nieder. Von dem Geld der Fremden, das in letzten dünnen Äderchen noch in die Taschen der Anwohner rann, erreichte wohl nichts mehr dieses Haus.

Rea hatte sich mit ihrem Knaben draußen auf einen Haublock nahe bei einer Bank gesetzt und wartete auf die Milchflasche, die ihr Süßele verschaffen wollte. Denn Süßele hatte eine Gabe, die Menschen zur Hilfe willig zu machen, während Rea einen hinderlichen Stolz hatte und sich nur schwer zum Bitten überwand. Mandel ruhte in ihrer Nähe auf einem Haufen Buschholz. Plötzlich fuhr er wie von einer Schlange gestochen auf. Geh hinein, Rea, du mußt hineingehen, rasch! Die Affen! Sie schämen sich nicht.

Sie schaute um sich und sah zwei in nachlässiger Eleganz gekleidete Männer mit breitkrempigen Hüten in ihrer Nähe. Der ältere hatte sich auf ein Knie niedergelassen, hielt auf dem andern ein aufgeschlagnes breites Buch und führte mit fliegender Eile den Stift, während sein Auge zwischen dem Blatt und ihr hin und her wanderte. Es galt ihr mit ihrem Kinde, auch vielleicht noch Mandel und den Nächstsitzenden von den andern. Sie drehte sich tief errötend weg, indem sie aufstand, und ging mit Schimmehle rasch ins Haus. Ärgerlich klappte der Zeichner sein Buch zu, und der andre lachte. Sie waren schon vorher vorübergeschlendert und hatten ihrer Neugier keinen Zwang angetan.

's Bein soll er verrenken! In Mandel kochte ein Grimm auf. In alter Gewöhnung hielt er ihn jedoch im Zaum, kehrte den beiden den Rücken zu und fing mit Ruben Levy ein Gespräch an. Trotzdem hörte er den jüngern der beiden sagen: Die Augen hättest du doch nicht mitbekommen, und die waren das beste. Laß ein schönes Judenweib ein wenig hungern, ein wenig Angst haben — und laß sie lieben — und du bekommst Augen — Augen! So etwas sieht man sonst nicht trotz Polinnen und Ungarinnen!

Triefaugen soll er sehen sein lebelang! wütete Mandel und folgte Rea ins Haus. Dort vergaß er jedoch die Maler rasch über seinem Kinde. Schimmehle stieß die Flasche weg. Es ging ihm wieder schlechter; er hatte eine gelbliche Farbe und tiefe Schatten im Gesicht. Der Großvater Sinai ließ ihn sich reichen und fing ein seltsames Kosen mit ihm an:

Du wirst doch mit uns wollen? sagte er ernsthaft zu ihm. Weißt du nicht, daß du schon angehört hast unsern Gruß beim letzten Seder?*) Es ist dir versprochen, und du hast es angenommen — nun wirst du nicht allein zurückbleiben wollen? Still — still, wir bleiben nicht; du wirst rasch müssen gesund werden. Still — du bist mein einziges Kaddisch**), aber heimkommen ist mehr. Du kannst nicht Anspruch machen, daß ich um dich soll verrecken an der Straß. Wir Alten können keinen Tag verlieren. Nimm deine Milch, mein Jungel — viele gute Milch! Die sollst du haben, und wenn ich sie kaufen soll für meinen Rock und für mein Hemde. Aber warten — meinst du? Nein — nein. Schlaf, mein Jungel, solang wir noch sitzen. Bald geht es weiter.

Rea stand bleich neben ihm und hörte sein schlimmes Wiegenlied an. Sie wußte, daß es ernst gemeint war. Er, der vor einem Jahre noch in den Krawallen für die Rettung der Synagoge geblutet hatte, zitterte jetzt um sein und Süßeles Leben.

Sie ging noch einmal in die schmutzige Küche und bat um Kamillentee. Hastig — schon im Aufbruch begriffen — flößte sie dem Kinde noch etwas davon ein. Sie verlangte nun, den Knaben selbst zu tragen, denn sie meinte, bei ihr werde er vielleicht einschlafen. Mandel ging dicht neben ihr, trug die Sachen und hatte sich zum Ausgleich auch noch mit Gepäckstücken andrer beladen. Stets wußte er sich nützlich zu machen — zum wenigsten war er es immer durch seine Unverzagtheit und durch das frische Gesicht, das sein dünner krauser Vollbart mitsamt den Wangenlöckchen umrahmte. Wo jemand der Mut sank, konnte er ihn an Mandels Anblick wieder beleben, und selbst in die derben Wanderschuhe, die er für alle seine Angehörigen angefertigt hatte, schien er etwas von seiner Unermüdlichkeit hineingearbeitet zu haben. Er wollte noch leben und glücklich sein im Lande, während die Alten nur Sterbens halber hinzogen.

---

*) Passah.

**) Gebet des Sohnes für die verstorbnen Eltern. Kann nur von Söhnen oder Enkelsöhnen gehalten werden und ist frommen Juden überaus wichtig.

Die Straße führte in steter Steigung am Eisenhammer vorüber in den Wald. Hier wurde sie zum Fußwege. Große und kleine Felsblöcke lagen darin; der Regen, der die Pfade der Tatra in kleine Flußläufe zu verwandeln liebt, hatte sie herausgewaschen. Der Schenkwirt hatte eine Wegbeschreibung bis zur nächsten Schutzhütte gegeben und eine vergilbte Wanderkarte von der Wand genommen und Sinai Tulpenblüt verehrt. Dieser kannte den Weg ebensowenig wie irgendein andrer, allein sein Alter, vereint mit dem persönlichen Ansehen, das er genoß, hatte ihm die Führung verschafft. Sein Plan war, durch das Hlinskatal in das Mengsdorfer Tal zu gelangen und von diesem aus eine Station der Kaschau—Oberberger Eisenbahn zu erreichen. Der Wirt hatte ihm jedoch dringend geraten, auf gewöhnlichen Touristenwegen zu bleiben, selbst wenn sie einen Umweg verursachten. Man fand dann zuweilen eine Hütte, die im größten Notfalle angesprochen werden konnte, und Menschen, die über den Weg Auskunft gaben. Deshalb war auch die Übersteigung des Koprovajochs unvermeidlich, von dem man in das Mengsdorfer Tal hinabgelangen konnte.

Und deshalb zog Ahasveros auf den Pfaden der Kraft und der Wonne über das Gebirge — ein seltsamer Zug!

Der alte Tulpenblüt war mit seinem Weibe immer voran. Er durfte beanspruchen, daß das Zeitmaß so genommen wurde, wie es für sie beide paßte. Er hielt sie bei der Hand, und sie hob steigend nach Art der Blinden die Füße immer ein wenig höher, als nötig war, obgleich er sie um größere Steine sorgfältig herum leitete. Es mußte sie bald ermüden. Deshalb schnitt er von einem Erlenbaum einen kleinen Ast, den er zu einer weiten Gabel auszweigte. Diese legte er ihr von rückwärts um den Leib und schob sie damit sanft vor sich her. So konnte er ihren Gang richten und zugleich mit seiner übrigen Kraft ihr helfen. Süßele aber tat, was sie konnte, um ihn nicht zu sehr zu beschweren. Eines spürte vom andern so jedes Zagen und Ermatten und jeden frischern Antrieb, und so waren auch ihre Seelen durch diesen Erlenast verbunden, ohne daß sie sprachen. Vom Tragen von Gepäck waren alle Alten befreit; so waren die Kräfte ausgeglichen, und der Zug bewegte sich langsam aber förderlich aufwärts.

Der Wald duftete und stand im tiefen Grün seiner Nadeln. Schatten lag auf dem feuchten Boden, und nur geringes Unterholz fristete sein Dasein. Es war kühl und still — selten ein Vogelruf. Kein Wild — nur ein Birkhuhn brach einmal neben ihnen aus dem Gebüsch. Endlich traten sie auf ein abgeholztes Revier hinaus, wo der quellige Boden Blumen und Gräser trug von wunderbar satten Farben und vollem Duft. Die kleinen Rinnsale frischen Bergwassers tränkten auch den Zug Israels. Sie setzten sich auf Baumstumpfe und hielten kurze Rast. Eine Herde schöner schwerer Kühe mit weitausladenden Hörnern graste in einiger Entfernung auf der Hochwiese — bis an die Knie verdeckt von Enzian, Ritterspern und tiefblauer Campanula. Ihre Glocken klangen vieltönig zusammen. Ein Slowak in Mantel und Hose aus weißgrauem Filz — die Weste aus Schaffell — saß mit seinem Hund regungslos hinter einem Felsen.

Sie schauten den Mann mit seinem Vieh staunend an, und dabei geschah es, daß sich ihre Augen noch höher hoben. Da sahen sie die Tatrariesen, Spitze an Spitze, in schroffen kahlen Linien ins Blau hinaufragen. Alle schrien durcheinander: Ach die Berge — die Berge, seht — seht!

O die grausamen Berge — Gott über Israel! Da sind sie!

Da sollen wir hinüber? Sie stehen in den Himmel hinein — sie sind sehr groß und grausam. Könnt ihr denken, daß wir da hinaufkommen? Sind wir Vögel? Haben wir uns aufgemacht, unsre Knochen zu zerfallen auf Stein?!

Er hat uns keine Flügel gegeben!

Und in leisem Vorwurf fragte eine Frau: Habt ihrs gewußt, Reb Sinai, daß sie so steil sind?

Ich hab es nicht gewußt, erklärte er, aber wir werden einen Weg hindurch finden.

Mit den Kindern? Und mit der Blinden?

Süßele saß auf einem wackelnden Felsblock und bat erschrocken: Sagt mir, was ihr seht!

Berge — nichts als Berge — einer neben dem andern — einer hinter dem andern — einer immer schärfer als der andre. Alles Stein — nichts als Stein. Keine Bäume da droben und nichts von Grün. Schnee hier und da — es ist eine Wüste, und man kann sich nicht darauf halten.

Wir werden hindurchkommen, versetzte sie fest. Uns wird es kein Unglück bringen, aber es ist ein Unglück für dieses Land; wovon soll es essen?

Wir werden essen auch in den hohen Bergen, sagte Tulpenblüt ermutigend. Wir könnten, wenn wir wollten, jetzt! Aber wir wollen nicht eher, als bis wir oben auf dem Paß sind, jetzt werden wir nur den Kindern ein wenig geben. Ist einer, der eppes dawider hat?

Niemand erhob Einspruch, man hielt wohl noch aus bis zu der Höhe. Die Kleinen erhielten einige Bissen und tranken dazu Wasser.

In Fellen war etwas zu machen — und in Talg, und Jossele Hirsch und sein Sohn sind beide tot! Mandels Vater, der alte Lemberger, saß mürrisch brütend am Boden und dachte laut. Als Sinai ihm strafend winkte, schwieg er.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 7. Juni 1909

(Der Besuch des Kaisers beim Zaren. Die Gegnerschaft gegen die Zusammenkunft. Austausch von Besuchen zwischen Engländern und Deutschen. Die Lage der Reichsfinanzreform. Theodor Barth †.)

Der Kaiser von Rußland hat in einer sehr herzlich gefaßten Einladung an Kaiser Wilhelm den Wunsch ausgesprochen, ihn bei Gelegenheit seines bevorstehenden Aufenthalts in den finnischen Schären zu begrüßen, und Kaiser Wilhelm hat unter diesen Umständen nicht umhin gekonnt, dem so herzlich ausgesprochnen und politisch bedeutsamen Wunsch eine Zusage folgen zu lassen, obwohl dies eine nicht ganz bequeme Änderung in den längst getroffnen Reisebestimmungen des Kaisers mit sich bringen mußte. Die Aussicht auf diese Begegnung ruft, wie zu erwarten war, mancherlei Erörterungen der europäischen Lage hervor. Von solchen Betrachtungen war es in der letzten Zeit in der europäischen Presse einigermaßen still geworden, da nach den starken Spannungen im Frühjahr ein gewisses Ruhebedürfnis eingetreten war. Aber obgleich weniger davon gesprochen wurde, bestand doch die Vorstellung fort, daß die Ereignisse unter den Großmächten zwei Heerlager geschaffen hatten, daß für die Lage nach wie vor die Losung bestimmend war: hie Dreibund — hie Triple-Entente! Wobei natürlich auf der einen Seite der Wunsch und die Hoffnung nicht fehlte, Italien noch auf die Seite der Triple-Entente hinüberzuziehen. Daß dieser Gegensatz der beiden Mächtegruppen kriegerische Verwicklungen herbeiführen könne, daran glaubten die

ruhig urteilenden Politiker zunächst nicht; dazu war doch der Wunsch nach Aufrechterhaltung des Friedens, solange es mit Ehren geschehen konnte, auf allen Seiten zu groß. Aber für den Rückhalt, den man für alle Fälle suchte und brauchte, wenn es besondre Interessen zu verteidigen galt, war den meisten Mächten eine solche Scheidung in bestimmte Gruppen bequem. So hat sich auch Rußland die Lage in dem Sinne zunutze gemacht, daß es, sobald zu seinem alten Bündnis mit Frankreich die neue Entente cordiale zwischen Frankreich und England als feststehender politischer Faktor hinzugefügt worden war, auch mit England direkt Verständigung suchte; Rußland hatte kein Interesse daran, sich in einer Periode seiner Entwicklung, in der die schweren Folgen von Krieg und Revolution zu überwinden waren, Erschwerungen seiner asiatischen Politik zu schaffen und noch immer einen Gegensatz aufrecht zu erhalten, dessen letzte Konsequenzen es in absehbarer Zeit nicht ziehen konnte und wollte. Wenn aber der englisch-russische Gegensatz in Asien beseitigt oder zurückgestellt wurde, so war der Anschluß Rußlands an die Entente der Westmächte auch für seine europäischen Interessen insofern der beste Weg, als sich auf diese Weise am leichtesten etwa drohende Konflikte ausgleichen ließen. Und Rußland bedurfte der Ruhe und Sammlung seiner Kräfte. Wenn die nähern Beziehungen zu England auch auf wirtschaftlichem Gebiete für Rußland nutzbar gemacht wurden, so nahm man das vom russischen Standpunkt um so lieber hin, als den Bestrebungen des deutschen Kapitals dadurch eine stärkere Konkurrenz geschaffen werden konnte.

Die Erfahrungen während der letzten Orientkrisis scheinen der russischen Politik aber doch den Blick für die Grenzen dieser Ententepolitik geschärft zu haben. Der Anschluß an die Westmächte soll den russischen Interessen dienen, aber keineswegs einen Gegensatz zwischen Rußland und den Dreibundmächten — besonders Deutschland — auch da aufrichten, wo keine aus diesen russischen Interessen abzuleitende Notwendigkeit dazu vorliegt. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb Kaiser Nikolaus den Augenblick für gekommen gehalten hat, wo es notwendig war, diese Grenze der Ententepolitik vor der Welt kundzumachen. Er konnte dies um so eher tun, als er von dem guten Willen Deutschlands, mit Rußland auf gutem Fuße und in freundnachbarlichen Beziehungen zu stehn, überzeugt sein durfte. Es ist also keine Änderung der politischen Richtung, keine Schwenkung in der Politik Rußlands, keine Neugruppierung der Mächte zu erwarten. Die persönliche Begegnung und Aussprache zwischen den beiden Herrschern kann nur die Bedeutung haben, daß der Monarch, der sie gewünscht und herbeigeführt hat, damit ausdrücken wollte, daß er sich durch seine Stellung an der Seite Englands und Frankreichs in der europäischen Politik nicht weiter drängen lassen will, als es das Interesse seines eignen Landes gebietet.

Das scheint durchaus selbstverständlich zu sein, und bisher hat es wohl auch jeder verständige Deutsche für ganz selbstverständlich gehalten. Indessen sind wir doch gerade nach dem Bekanntwerden der bevorstehenden Kaiserbegegnung über diesen Punkt eines bessern belehrt worden. Wir verdanken diese Belehrung der Offenherzigkeit der englischen Jingopresse. Besonders hat der Standard seinem Ärger über den ihm unerwarteten Schritt des Zaren in einer Form Ausdruck gegeben, die in Erstaunen setzen muß, nicht wegen des Hasses, den die Auslassung gegen Deutschland atmet — denn das gehört beim Standard zum Geschäft —, sondern wegen des gar zu auffallenden Mangels an politischer Klugheit überhaupt. Er verrät damit nur, daß es in England Leute gibt, die auf politische Beachtung Anspruch erheben und doch dabei die kindliche Erwartung hegen, Rußland werde sich durch seine Zugehörigkeit zur Triple-Entente dazu bewegen lassen, englischen Wünschen und Interessen auch da zum Vorspann zu dienen, wo es seinem eignen

Nutzen entgegengesetzt ist. Man sieht daraus, daß sich die volkstümliche Anschauung der Engländer noch immer in Bahnen bewegt, wie sie sich wohl in vergangnen Zeiten bewährt haben. Damals war es ein aller Welt geläufiger Grundzug der englischen Politik, die Kontinentalmächte gegeneinander zu hetzen und sich durch eine von ihnen die gerade gewünschten Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Heute ist diese Politik freilich nicht mehr ganz durchführbar, und die verantwortlichen Politiker Großbritanniens haben längst gelernt, ihre Mittel vorsichtiger und zeitgemäßer zu wählen, aber ein Teil der öffentlichen Meinung Englands schwimmt doch noch im alten Fahrwasser und verrät — wie das Beispiel des Standard zeigt — durch die Dummheit, zu der sie der Haß fortreißt, was die Klugheit der gescheiten Leute wenigstens zu verbergen trachtete.

Eine andre Gegnerschaft gegen den Schritt des Kaisers Nikolaus erhebt sich in Rußland selbst. Bei der Nachricht von der geplanten Begegnung zeigt sich die russische Presse zum großen Teil kühl, sogar unfreundlich, ja hier und da direkt gehässig. Das deutsche Urteil kann dadurch kaum berührt werden, denn kein einigermaßen Kundiger hat etwas andres erwartet. Wir wissen ganz genau, daß die russische Politik, wenn sie nach den Stimmungen und Empfindungen der tonangebenden Kreise der russischen Gesellschaft gemacht würde, alles andre eher als deutschfreundlich sein würde. Zunächst aber haben wir es mit den verantwortlichen Leitern der russischen Politik zu tun, und wenn diese den Wunsch zu erkennen geben, uns über feindliche Strömungen und nationale Empfindlichkeiten hinweg die Hand zu reichen, nicht um uns einen Liebesbeweis zu geben, sondern um das reale Interesse ihres eignen Landes zu wahren, so können wir ihnen die Auseinandersetzung mit den Wünschen und Stimmungen ihres Volkes um so eher überlassen, als wir ja zur Genüge Bescheid wissen, wie es gemeint ist. Niemand erwartet bei uns eine Änderung der auswärtigen Politik Rußlands im Sinne einer stärkern Annäherung an Deutschland, vielmehr nur eine Korrektur der besondern Wirkungen der bisherigen Politik, die in einer ungewollten Weise die Selbständigkeit und das reale Interesse Rußlands beeinträchtigten. Diese Korrektur aber entspricht zugleich unsern eignen Interessen, die uns darauf hinweisen, mit unserm östlichen Nachbarn in freundschaftlichen Beziehungen zu bleiben. Deshalb werden wir die von dieser Seite dargebotne Hand nicht zurückweisen.

In England ist übrigens der bekannten Flottenpanik allmählich doch eine Ernüchterung gefolgt, die sich darin kundgibt, daß auf die Ermahnung einiger Stimmen von Gewicht das Bewußtsein der Lächerlichkeit dieser ganzen Stimmung endlich zum Durchbruch gekommen ist. Was zurückbleibt ist freilich noch immer eine genügende Portion Mißtrauen und Übelwollen gegen uns. Es ist verständig, daß trotzdem die Versuche, geeignete Kreise der beiden Nationen einander näherzubringen, wieder aufgenommen worden sind. Kürzlich sind Berliner Gemeindevertreter in London gewesen, jetzt sind englische Parlamentarier von der Arbeiterpartei in Berlin, und demnächst werden englische Geistliche Deutschland besuchen. Bei allen diesen Gelegenheiten wird in der Presse gern die Frage erörtert, ob man sich überhaupt von solchen Besuchen irgendeinen Nutzen versprechen darf. Skeptiker verweisen darauf, daß die Wirkung derartiger Veranstaltungen vor drei und zwei Jahren sehr bald wieder verloren gegangen sei, wenn sie überhaupt vorhanden war. Das ist ein Urteil, das vielleicht denen gegenüber am Platze ist, die mit ein paar Tischreden von einer Hand voll Bürgermeistern, Journalisten, Parlamentariern, Geistlichen, Arbeitern, und was sonst daran teilnehmen mag, wirklich den Weltfrieden zu sichern glauben. Es ist aber darauf zu erwidern, daß die Nichterfüllung unberechtigter Erwartungen noch nichts gegen eine Sache beweist. Gewiß kann die Wirkung solcher Veranstaltungen weder ewig vorhalten noch

überallhin bringen. Es sind kleine Samenkörner, die da ausgestreut werden, die aber im Sinne einer richtigen Erkenntnis sehr wohl ihre Früchte bringen. Der Durchschnitt der Menschen unterschätzt eben gewöhnlich die erstaunliche Unkenntnis, die den Völkern in bezug auf ihre Besonderheit gegenseitig eigen ist. Wir Deutschen tun uns zwar gern etwas darauf zugute, daß wir in der Fremde gut Bescheid wissen. Geht man der Sache auf den Grund und prüft, was der Durchschnittsdeutsche von England weiß, so ist es herzlich wenig. Es ist aber immer noch viel im Vergleich zu dem, was selbst der leidlich gebildete Engländer von Deutschland weiß. Wenn eine fortgesetzte Arbeit an der Beseitigung dieses Übelstandes auch jedesmal nur in kleinen Etappen Boden gewinnt, so ist damit immerhin ein nützliches und patriotisches Werk getan, das freilich nicht den Gang der Geschicke der beiden Völker plötzlich aus der Richtung werfen und ihre Gefühle nicht umkrempeln kann, das aber doch viel Schaden abwenden und in mancher durch Mißverständnisse und überflüssige Erregungen gespannten Lage auf einige Zeit auch wirkliche Beruhigung schaffen kann. Manche glauben allerdings, daß die Gäste in solchen Fällen geneigt sind, sich gegenüber ihren freundlichen Wirten etwas zu vergeben, Höflichkeiten für wirkliche Freundschaft zu halten, die Erregung eines Verbrüderungsfestes für eine Änderung der Gesinnung zu nehmen. Daraus entstehe mehr Schaden für das nationale Selbstbewußtsein, mehr Selbsttäuschung über den Erfolg als Gewinn an Erkenntnis und Vorteil für die eigne Nation. Man wird aber bei näherer Überlegung erkennen, daß daraus nur folgt, daß die Veranstaltungen möglichst gegenseitig sein müssen. Leute, die derartiges mitgemacht haben, werden genug Beispiele liefern können, daß die befürchteten Fehler immer auf beiden Seiten gemacht werden. Sie gleichen sich aus; was aber einer vom andern an nützlicher Erkenntnis gewinnt, bleibt bestehn.

In der innern Politik unsers Reichs ist die Lage im wesentlichen noch so, wie wir sie vor acht Tagen geschildert haben, denn inzwischen hatte ja auch die Finanzkommission des Reichstags ihre Arbeiten über das Pfingstfest vertagt. Es könnte freilich so aussehen, als ob doch eine Veränderung in der Stellungnahme der Regierung eingetreten sei, weil nämlich das, was wir letzthin als Auffassung und Absicht des Fürsten Bülow bezeichnet haben, jetzt endlich auch in der Tagespresse erörtert, und soweit das den Parteien in den Kram paßt, als Tatsache behandelt wird. Der Kanzler hatte es bekanntlich für seine Aufgabe gehalten, sich bei der außerordentlichen Schwierigkeit der Lage nicht ohne Not oder vor der Zeit in eine Stellung drängen zu lassen, die es seinen Gegnern ermöglichte, die Schuld von sich abzuwälzen, wenn nichts Brauchbares zustande kam. Dazu gehörte für den Reichskanzler die Wahrung der äußersten parlamentarischen Korrektheit. Diese Rücksicht forderte vor allem, daß die Regierung die Ergebnisse der Kommissionsarbeit nicht zur Unterlage offizieller, entscheidender Beschlüsse machte. Denn die Kommissionen arbeiten zwar unter der Mitwirkung von Regierungsvertretern, aber sie sind nur dem Reichstag verantwortlich und können unmöglich von den verbündeten Regierungen als maßgebend für die Meinung des Reichstags angesehen werden. Fürst Bülow hat in der Festhaltung dieses Grundsatzes allerdings insofern keine unnötige Pedanterie gezeigt, als er eine sich ihm bietende Gelegenheit benutzte, um in einer öffentlichen Erklärung die Vorschläge aus dem ursprünglichen Finanzreformprogramm der verbündeten Regierungen, die sich inzwischen als offenbar aussichtslos gezeigt hatten, zu bezeichnen und die Absicht, sie fallen zu lassen, anzukündigen. Aber eine direkte Stellungnahme zu den Kommissionsbeschlüssen in der Weise, daß darin ihre Anerkennung als Meinung der Volksvertretung enthalten wäre, hat Fürst Bülow absichtlich und grundsätzlich abgelehnt und sich darauf beschränkt, seine Anteilnahme an der — natürlich von

ihm auf das genauste verfolgten — Arbeit durch Besprechungen und Verhandlungen mit den Parteien außerhalb der eigentlichen amtlichen Tätigkeit zu bekunden. Dabei hat er den Übelstand in den Kauf nehmen müssen, daß die mit den Gründen dieses Verhaltens und mit den parlamentarischen Formen weniger vertrauten Kreise die vermeintliche Untätigkeit des Reichskanzlers gegenüber dem tollen Treiben der Kommission nicht begriffen und infolgedessen geneigt waren, auf alle Gerüchte hineinzufallen, die über die politischen Absichten des Kanzlers von angeblich eingeweihten Personen verbreitet wurden. Diesen Vorteil haben sich die Parteien, die damit irgendeine ihrer eignen Sünden oder irgendeinen besondern Plan decken konnten, nicht entgehn lassen. Die Liberalen besprachen mit Bitterkeit, Zentrum und Konservative mit Triumph die angebliche Tatsache, daß die Finanzreform nach den Wünschen der Kommissionsmehrheit zustandekommen werde, daß also die verbündeten Regierungen und Fürst Bülow zu dem Werk der Kommission Ja und Amen sagen müssen.

Inzwischen ist die Enttäuschung erfolgt. Die verbündeten Regierungen verwarfen die im Antrag Richthofen enthaltne Kotierungssteuer, sie nehmen die Mühlenumsatzsteuer nicht an, sie halten fest an der Erbanfallsteuer. Alle Nachrichten von der Hinneigung des Reichskanzlers zu einem neuen Kurse mit Konservativen und Zentrum haben sich als eitles Gerede erwiesen. Fürst Bülow hat die ihm zugeschriebne Haltung in Wahrheit niemals eingenommen, und nur einige Blätter, die um keinen Preis eingestehen wollen, daß sie sich geirrt haben oder falsch unterrichtet gewesen sind, kleiden die nun nicht mehr zu verheimlichende Wahrheit in die Form, daß eine „neue Wendung" eingetreten sei. Damit reißen sie sich selbst aus der Verlegenheit und finden überdies die erwünschte Möglichkeit, über den beständigen „Zickzackkurs" zu schimpfen. Es geniert sie natürlich nicht, daß dieses „Zickzack" nicht vom Fürsten Bülow, sondern von ihrer eignen phantasievollen Berichterstattung beschrieben worden ist.

Die nächste Woche wird nun voraussichtlich mit dem Wiederzusammentritt des Reichstags auch die erwünschte Klärung bringen. Fürst Bülow will alsbald im Reichstag — wohl am 17. — das Wort ergreifen; er ist zu diesem Zweck auch von der anfangs gehegten Absicht zurückgetreten, den Kaiser zu der Begegnung mit dem Zaren zu begleiten. Zwar wäre ihm eine persönliche Aussprache mit dem russischen Ministerpräsidenten Stolypin wohl erwünscht gewesen, aber die Reichsfinanzreform ist das dringendere Gebot. Auf die Aussprache vor dem Plenum des Reichstages mußte der Reichskanzler das größere Gewicht legen.

Wir müssen hier noch des unerwarteten Ablebens des bekannten liberalen Politikers Dr. Theodor Barth gedenken, der kurz vor Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres vom politischen Kampfplatz abberufen worden ist. In ihm hat die demokratische Vereinigung ihren bedeutendsten und achtungswertesten Vertreter verloren, einen Mann, dem auch der Gegner zugestehen muß, daß er innerhalb der von ihm vertretnen Welt- und Staatsanschauung, die allerdings nicht die unsre gewesen ist, stets einen hervorragenden Platz eingenommen und verdient hat. Nicht eigentlich ein Fanatiker, obgleich mitunter daran streifend, wohl aber ein Draufgänger und Kampfhahn; kein gewöhnlicher Querkopf, wohl aber ein stets unbequemer Genosse in der absoluten Rücksichtslosigkeit seines unbekümmerten, radikalen Individualismus; persönlich ein ungemein liebenswürdiger, geistvoller Mensch, in der politischen Arena eigenwillig und unbelehrbar; fähig, in der von ihm vertretnen Sache unter den Ersten zu stehen, und dabei doch geradezu prädestiniert, die Partei, der er sich anschloß, zu ruinieren und zu sprengen — so war er ein Mann, der in der politischen Feldschlacht stets als Vorkämpfer anerkannt wurde und doch im Grunde immer ein General ohne Soldaten war. Das Ausscheiden der demokratischen

Vereinigung aus den Reihen des „Liberalen Wahlvereins“ — der Freisinnigen Vereinigung — war sein Werk, das Zusammengehn der bürgerlichen und der sozialen Demokratie seine Lieblingsidee. Mit beiden hat er wenig Erfolg gehabt — wir fügen hinzu: glücklicherweise! — aber er gehörte allen Schwächen zum Trotz zu den persönlich bedeutendsten unter den zeitgenössischen Parlamentariern. Dem Reichstag hat er ja freilich zuletzt nicht mehr angehört. Es war auch bezeichnend für ihn, daß er gar nicht darauf bedacht war, sich unter allen Umständen ein Mandat zu retten; er stellte sich im Gegenteil immer auf die exponierten Posten bei der Wahl, und so unterlag er zuletzt, als ihm die wachsende Mißstimmung der liberalen Wählerschaft über die unfruchtbare Verneinung und die terroristische Wirtschaft der Sozialdemokraten die letzte Planke unter den Füßen wegzog. Der Tod dieses demokratischen Führers ist für die kleine Schar, die sich um ihn sammelte, jedenfalls ein unersetzlicher Verlust; er kann für diese Organisation überhaupt verhängnisvoll werden.

Die Brotversorgung im Kriegsfalle. Ein Beitrag zur Mühlenumsatzsteuerfrage

Die Ernährung eines großen Landes im Kriegsfalle ist eine der wichtigsten strategischen Fragen. Es dürfte allgemein bekannt sein, daß die stets mit einer Kriegsmöglichkeit rechnenden Engländer vor einer Reihe von Jahren plötzlich von der Besorgnis ergriffen wurden, daß die Brotversorgung des britischen Volkes im Falle eines Krieges mit einer größern Seemacht gefährdet sein könnte. Diese Besorgnis wurde damit begründet, daß Großbritannien bei der zugunsten der Viehzucht stark abnehmenden heimischen Getreideproduktion für seine Getreideversorgung allmählich überwiegend auf den Bezug von Getreide aus den Vereinigten Staaten, Kanada, Argentinien und Rußland angewiesen sei. Falls das britische Inselreich von einer starken Seemacht zerniert wäre, könnte daher leicht ein Mangel an Brotgetreide und in weiterer Folge eine Hungersnot in Großbritannien ausbrechen. Eine zur Prüfung dieser Frage eingesetzte Kommission hat nach langen Beratungen die möglichste Steigerung der inländischen Getreideproduktion angeregt, zugleich aber die vorläufige Ansicht ausgesprochen, daß es der starken britischen Seemacht wohl gelingen würde, es zu verhindern, daß Großbritannien völlig von der überseeischen Getreidezufuhr abgeschnitten würde. Die Besorgnis des britischen Volkes über diese Gefahr hat inzwischen wesentlich nachgelassen.

Etwas rätselhafter dürfte es aber erscheinen, wenn eine ähnliche, allerdings aus ganz andern Motiven entsprungne Besorgnis in Deutschland und obendrein auch im deutschen Reichstage laut wird. Diese angeblich sehr begründete Besorgnis wird im Zusammenhange mit einer ursprünglich rein wirtschaftlichen Streitfrage, die aber durch den Beschluß der Finanzkommission vom 29. v. M. in das Finanzgesetz hineinvotiert wurde, geäußert im Zusammenhange mit der staffelförmigen Mühlenumsatzsteuer. Als angeblich für das Staatswohl maßgebend wird nämlich angeführt, daß die Großmühlen an den Wasserstraßen in absehbarer Zeit sämtliche Klein- und Mittelmühlen im Binnenlande (wir haben heute noch etwa 46000 Mühlenbetriebe) aufgesogen haben würden und dann, da sie ihrer Lage nach auf den Bezug von Auslandsgetreide angewiesen, aber feindlichen Angriffen zuerst ausgesetzt wären und die Häfen und Grenzen im Kriegsfalle blockiert werden könnten, nicht in der Lage wären, das erforderliche Auslandsgetreide zu beziehen. Die Folge wäre die Unmöglichkeit der Brotversorgung unsrer Bevölkerung.

Bei wirtschaftlichen Streitfragen wird oft nach den weittragendsten, sensationellsten Gründen gesucht, um die zu verfechtende Sache recht eindrucksvoll zu gestalten. An Übertreibungen im Interessenkampf ist man daher so ziemlich gewöhnt. Es muß aber doch überaus bedenklich erscheinen, wenn sich die Verfechter einer Interessenfrage auf ein so heikles Gebiet begeben, wie es die Existenzmöglichkeit unsrer Bevölkerung im Kriegsfalle ist. Auf der Kriegsmöglichkeit die kühnsten Kombinationen aufzubauen, lediglich um eine reine Interessenfrage in den Vordergrund des Interesses zu rücken, scheint doch ein etwas zu weitgehendes Spiel.

Diese eigentümliche Art der Interessenvertretung könnte vielleicht mit Achselzucken übergangen werden, wenn nicht drei Reichstagsabgeordnete in der Plenarsitzung vom 6. v. M. dieses Schlagwort der Interessenten vorgebracht hätten. Da die Gefahr besteht, daß dieses bedenkliche Schlagwort in weitern Kreisen unbegründete Besorgnis erweckt, so dürfte es angebracht sein, dieses Argument auf seinen wahren Wert zurückzuführen.

Von den Großmühlen liegt eine einzige in einer Festung, die übrigen Betriebe direkt am Rhein oder an den Städten im oberrheinischen und niederrheinischen Industriegebiet, andre an der Weser, in Bremen, Hamburg, Altona, Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Posen, Königsberg und einige im Binnenlande. Die in den Hafenstädten gelegnen Mühlen liegen, wie diese selbst, meilenweit von der See entfernt.

Daß die Großmühlen bei dieser ganz verschiedenartigen Lage feindlichen Angriffen zuerst ausgesetzt sind, ist deshalb unzutreffend. Es würde dies nur richtig sein, wenn sie in der Hauptsache an den Landesgrenzen liegen würden, was jedoch nicht der Fall ist. Das Schlagwort basiert darum auf der etwas eigentümlich anmutenden Voraussetzung, daß ein feindliches Heer im Lande wäre. Da die Großmühlen ganz überwiegend in größern offnen Städten liegen, eine Beschießung nicht befestigter und verteidigter Städte im allgemeinen aber als völkerrechtswidrig angesehen und deshalb vermieden wird, so würde die Gefahr des Zusammenschießens der Großmühlen schwerlich bestehn, um so mehr als sich die feindlichen Truppen nicht selbst einer Verproviantierungsmöglichkeit berauben würden. Ebensowenig überzeugend ist die Behauptung, daß Deutschland von dem Bezuge des ausländischen Getreides vollständig abgeschnitten werden könnte durch Blockaden und Grenzabsperrungen. Deutschland ist von einer Reihe von Ländern umgrenzt, die teils im Kriegsfalle neutral sein würden, teils seine Bundesgenossen wären. Wenn der Seeweg deshalb tatsächlich abgeschnitten wäre, und das könnte nur für Hamburg, Bremen, Stettin und Königsberg in Frage kommen (für letztere beiden Plätze wäre es bei guter Inlandsernte ziemlich bedeutungslos, da im Osten infolge der dünnen Bevölkerung Getreideüberschuß ist), so würde für Nord-, Mittel- und Westdeutschland der Getreidebezug über Holland, Belgien (Antwerpen), die Schweiz (über Genua), Österreich-Ungarn und das dänische Festland übrig bleiben. Es wäre also angesichts der angrenzenden neutralen Staaten unmöglich, Deutschland völlig von der Getreidezufuhr vom Auslande abzuschneiden.

Im übrigen ist die Großmühle selbstverständlich auch in der Lage (was auch vielfach geschieht), reines Inlandsgetreide zu verarbeiten.

Daß die Binnenmühlen im Laufe der nächsten hundert Jahre verschwinden sollten, ist ausgeschlossen, da die im inländischen Getreideproduktionsgebiet gelegnen, technisch gut eingerichteten und richtig geleiteten Klein- und Mittelmühlen gut prosperieren und bei guter inländischer Ernte rentabler arbeiten als die Großmühlen an den Wasserstraßen, deren Hinterland keine größere Getreideproduktion hat.

Ganz anders gestaltet sich die Sache aber, wenn man die weitere Konsequenz aus dieser Frage zieht und die Eventualität der durch die Mühlenumsatzsteuer beabsichtigten Beseitigung der Großmühlen ins Auge faßt.

Es ist hinreichend bekannt, daß die ganz überwiegende Zahl der Mittel- und Kleinmühlen als Hauptbetriebskraft die Wasser- oder Windkraft hat, die Kleinmühlen zum größten Teil ohne motorische Hilfskraft, die Mittelmühlen (die nicht für die Windkraft, dagegen überwiegend für Wasserkraft in Frage kommen) zum Teil mit motorischer Hilfskraft. Es gibt jedoch eine ganze Anzahl größerer Mittelmühlen, die nur mit der bei gutem Wasserstande starken Wasserkraft arbeiten.

Längere Zeiten von Wind- oder Wassermangel wiederholen sich in jedem Jahre. Wenn in einem solchen Augenblick ein Krieg ausbräche, und die Mehlversorgung nach Ausschaltung der Großmühlen durch die Umsatzsteuer für eine Zeit von zwei bis drei Wochen ausschließlich auf die mit Dampfkraft (oder Motoren) arbeitenden Mittelmühlen beschränkt wäre, so würde in wenigen Tagen ein enormer Mangel an Mehl eintreten.

Des weitern ist aber zu berücksichtigen, daß die in dieser Frage im Reichstag von mehreren Abgeordneten betonte Kriegsbereitschaft, speziell die im modernen Kriege nötige schleunigste Verproviantierung und Expedierung unsers Heeres eine empfindliche Einbuße erlitte, wenn die zur Verproviantierung nötigen riesigen Quantitäten von Mehl erst aus Tausenden von kleinern und mittlern Mühlen, die im ganzen Lande verteilt sind, zusammengeholt werden müßten. Das Zusammenziehen dieser Mehlmengen auf den Eisenbahnen, die für die Truppentransporte benötigt werden, würde die Kriegsbereitschaft unsers Heeres empfindlich schädigen, während die Versorgung aus den Großmühlen, die zumeist in den größern Städten liegen, infolge ihrer großen Getreide- und im Notfalle der vorhandnen Mehlvorräte innerhalb vierundzwanzig Stunden erfolgen könnte, und ohne daß deshalb zahllose Bahnverbindungen in Anspruch genommen werden müßten.

Die Großmühlen sind daher für unsre Kriegsbereitschaft von besonderm Wert. Ihre Lahmlegung könnte das Staatswohl wesentlich schädigen.

Koloniale Rundschau

Berlin, 8. Juni 1909

Zank und Streit auf der ganzen Linie ist leider nach wie vor die Signatur des Verhältnisses zwischen den Kolonien und der heimischen Kolonialverwaltung. In einigen Fällen richtet sich der Unwille unsrer kolonialen Landsleute allerdings auch mit Recht gegen ihr Gouvernement, während diese andrerseits teilweise in ihrem Auftreten erheblich über das Ziel hinausschießen. Dagegen läßt aber auch der Rückhalt, den die Kolonialverwaltung den Gouverneuren angedeihen läßt, die nötige Parität vermissen. Quod licet Jovi, non licet bovi denkt man wohl in Berlin und will den einfachen Gouverneur von Neuguinea, Dr. Hahl, über die Klinge springen lassen, während man den feudalen Zentrumsschützling, Herrn von Rechenberg, in Ostafrika krampfhaft hält. Dabei hat Herr Dr. Hahl, wohl wider seine eigne Überzeugung, nur das getan, was man in Berlin von ihm verlangte, während Herr von Rechenberg im Bewußtsein des politischen Rückhalts bei einer großen Partei in der Heimat der Kolonialverwaltung seine eigne Politik aufzwingt und sich nicht im geringsten darum schert, daß er die kolonialen Kreise in der Heimat und die weiße Bevölkerung in der Kolonie — im stillen auch seine eignen Beamten — gegen sich hat. Das Kolonialamt fühlt wohl selbst, daß es nicht mehr Herr im eignen Hause ist, daß es nicht mehr allzulange den Vorwurf eines ständigen Konflikts mit der kolonialen Bevölkerung auf sich lasten lassen

darf. Dem kolonialen Volkswillen soll ein Opfer gebracht werden. Man soll sehen, daß man auch einmal einen Gouverneur fallen zu lassen wagt, der sich mit seinen Ansiedlern nicht verträgt. Und dieses Opfer soll wohl der Gouverneur von Neuguinea sein, der keine mächtigen Freunde hinter sich hat. Kurz und gut, imponierend ist die recht durchsichtige Politik der Kolonialverwaltung gerade nicht. Lange kann es in dieser Richtung nicht mehr weitergehn.

In Ostafrika beginnen die Früchte der Rechenbergschen Politik zu reifen. Alle Augenblicke kommen kleinere oder größere Ausschreitungen Eingeborner vor. Und wenn erst die neue Arbeiterverordnung zu wirken beginnt, so können wir nette Dinge erleben — falls nicht inzwischen ein neuer Mann Ordnung schafft. Einstweilen sind die Schwarzen bei den Vorübungen. Neulich wurde zum Beispiel das Artilleriedepot in Daressalam geplündert und das Pulver fässerweise an Eingeborne verkauft. Ein tolleres Stück kann man sich kaum mehr vorstellen — dazu noch in der Hauptstadt. Auf die weitern Überraschungen kann man wirklich neugierig sein.

Helle Freude dürfte beim Gouverneur wohl die in letzter Zeit gewaltig gestiegne indische Einwandrung erregen. Infolge eines Frachtenkampfes zwischen den Schiffslinien wurde die Überfahrt aus Bombay auf wenige Mark ermäßigt, und in hellen Scharen strömen deshalb die Lieblinge des Herrn von Rechenberg in das Inderparadies Deutsch-Ostafrika. Als ob wir dort noch nicht genug von dieser Sorte hätten.

Natürlich gilt unter Herrn von Rechenberg in Ostafrika: „Ultramontan ist Trumpf!“ Er brauchte dies aber nicht gar zu offenherzig zu zeigen. Vor kurzem ist der Bezirksrat für Daressalam neu berufen worden. Der Gouverneur kann dazu ernennen, wen er will. So ist unter anderm der katholische Provikar Ruedel ernannt worden. Die Deutsch-ostafrikanische Zeitung hebt nun hervor, daß mit der Ernennung des katholischen Provikars Ruedel jener Brauch aufgegeben worden ist, der seinerzeit geschaffen worden ist, um die Parität zwischen evangelischer und katholischer Mission zu wahren. Es wäre jetzt ein Angehöriger der evangelischen Mission an der Reihe gewesen. Die evangelischen Gouverneure achteten ohne weiteres diesen Brauch, wahrten also die „Parität“; kaum ist ein katholischer Gouverneur am Ruder, da wird jener Brauch über Bord geworfen. Was kümmert einen Ultramontanen oder mindestens Freund der Ultramontanen auch die Parität!

Auch das Großkapital ist im Bezirksrat sehr reichlich vertreten, ist es doch wie der Gouverneur gut Freund mit den Indern.

Das alles sind nur kleine Kostproben aus Ostafrika, es ließe sich noch mancherlei berichten, aber es hat schließlich keinen Wert. Denn es geht eben, solange es geht.

Auch in Südwestafrika herrscht Krach, weniger gegen den Gouverneur, der jedes Vertrauen verdient und tatsächlich auch genießt, als gegen die heimische Verwaltung. Soweit sich die Empörung gegen die Dernburgsche Monopolisierung der Diamantenproduktion richtet, ist sie nicht ganz unberechtigt. Gewiß hatte die Kolonialverwaltung recht, als sie dem Fiskus seinen Anteil sicherte und dafür sorgte, daß die Diamantenverwertung in Rücksicht auf den unter südafrikanischem Einfluß stehenden Markt syndiziert wurde. Aber die Ausschließung der Bevölkerung von der Produktion zugunsten des Großkapitals hat mit Recht böses Blut gemacht, und es ist fraglich, ob sie aufrecht erhalten werden kann.

Was nun den Streit um die Selbstverwaltung anlangt, so kann man das energische Streben der Bevölkerung nach möglichst weitgehenden Rechten zwar verstehen und grundsätzlich unterstützen, aber man braucht deswegen den Spektakel

nicht gutzuheißen, den die Windhuker deswegen machen. Unangenehm berührt namentlich das Wüten gegen die eignen Mitkämpfer, die zufällig nicht mit allem einverstanden sind, sondern zum Frieden raten. Unangenehm berührt auch die übergroße Selbstgefälligkeit, mit der das Organ der Extremen, die Windhuker Nachrichten, die gewiß achtungswerten Leistungen der Südwestafrikaner anpreist. Das ist nicht nötig. An Anerkennung fehlt es unsern südwestafrikanischen Landsleuten in der Heimat wahrhaftig nicht, und diese würden ihre Sache besser fördern, wenn sie sich mit dem erreichten nicht unerheblichen Maß von Selbständigkeit zunächst bescheiden und zeigen würden, daß sie in der Praxis wirklich das Maß von politischer Reife haben, das man ihnen zutraut. Wenn sich die ihnen zugebilligte Beteiligung an der Verwaltung wirklich bewährt, so wird sich das Weitere wohl in absehbarer Zeit von selbst finden.

In Kamerun, das bis jetzt nur in geringem Umfange erschlossen ist und trotzdem von Jahr zu Jahr imposantere Handelsziffern aufweisen kann, soll die Erschließung in großzügigerer Weise in die Wege geleitet werden. Plantagen- und Eingebornenkulturen und die Waldnutzung sollen energisch gefördert werden. Auf das Wie werden wie ein andermal näher eingehen. Es war Gegenstand eingehender Beratung zwischen dem Gouverneur und den Kameruner Handels- und Pflanzungsinteressenten, die neulich in Hamburg zusammenkamen. Im Verlauf der dabei geflognen eingehenden Verhandlungen kam schließlich auch noch die Frage einer dritten Eisenbahn für Kamerun, und zwar von Kribi über Ebolowa an den Dschafluß, zur Sprache. Der Gouverneur sicherte den an der Errichtung dieser Bahn speziell interessierten Südfirmen zu, dem Projekt nach wie vor größtes Interesse entgegenzubringen. Wenn dieses Projekt verwirklicht würde, so hätte auch Kamerun drei große Überlandbahnen, wie sie auch Ostafrika anstrebt, nämlich eine Nordbahn, die Bahn nach dem Manengubagebirge, die später nach Adamaua weitergeführt werden soll, eine Zentralbahn von Duala nach Edea und Widimenge am Njong, die im Bau ist und wohl einmal ostwärts weitergebaut werden dürfte, endlich die oben erwähnte Südbahn. Wegen der Rentabilität und der guten wirtschaftlichen Wirkungen dieser Bahnen braucht uns in Kamerun nicht bange zu sein.

Wenn es der Gouverneur versteht, seine Politik von Rechenbergschen Ideen freizuhalten, und es ihm gelingt, für ein besseres Verhältnis zwischen Beamten, Pflanzern und Kaufleuten zu sorgen (namentlich in Südkamerun, wo zum Teil merkwürdige Zustände herrschen sollen), so werden wir an Kamerun schon Freude erleben. Augenblicklich soll zwischen Gouverneur und Interessenten volles Einvernehmen herrschen. Hoffentlich bleibts dabei. Denn in dieser Beziehung bildet Kamerun neben Togo jetzt eine erfreuliche Ausnahme.

Übel siehts dafür auf Samoa aus. Ein zuverlässiger amtlicher Bericht über die dortigen Vorgänge ist immer noch nicht eingegangen, und das läßt tief blicken. Nach den zahlreichen privaten Berichten, die vorliegen, scheint dort die Karre gründlich verfahren zu sein. Die skandalösen Vorgänge, von denen wir in frühern Nummern erzählten, können offenbar nicht abgeleugnet werden, und es dürfte Zeit sein, daß der Komödie ein Ende gemacht wird. Das heißt wenn man die Einbuße in Betracht zieht, die das Ansehen des Deutschen Reichs bei den Eingebornen erlitten hat, so ist es schon mehr ein Trauerspiel. Es scheint uns, daß sich die Kolonialverwaltung bei ihrer Bereitwilligkeit, in der Südsee einen Gouverneur zu opfern, etwas in der Gegend geirrt hat.

Die Vorgänge in Neuguinea sind nicht halb so schlimm, denn sie sind wieder gutzumachen. Wie aber die Folgen Solfscher Eingebornenpolitik repariert werden sollen, ist schwer zu sagen. Es ist immer eine bedauerliche Tatsache, wenn nach langjähriger Dienstzeit ein Beamter in leitender Stellung von seinem Posten ent-

fernt werden soll, und man soll sich zweimal besinnen, bis man zu diesem Mittel greift. In Samoa hat man sich zu lange besonnen. Schon vor einer Reihe von Jahren gab es böse Konflikte auf Samoa, und man wußte schon lange, daß Dr. Solf nur durch allzugroße Nachgiebigkeit den Eingebornen gegenüber den Frieden aufrecht erhielt. Wirtschaftlich ist dabei so gut wie nichts erreicht worden.

Dagegen hat Dr. Hahl in Neuguinea all die Jahre in Friede und Eintracht mit den Ansiedlern gewirkt. Erst der neue Kurs, der von ihm die Herauswirtschaftung erhöhter Einnahmen verlangte und ihm den volkswirtschaftlich ganz unhaltbaren Zolltarif aufzwang, hat das schöne Verhältnis gestört. Der Konflikt hat zwar allzuscharfe Formen angenommen und sogar zu einem Beleidigungsprozeß gegen Mitglieder des Gouvernementsrats geführt, mit dem der Gouverneur gründlich absiel. Aber es will uns nicht in den Kopf, daß darüber der altbewährte Gouverneur stolpern soll. In der Sache des Zolltarifs wird die heimische Kolonialverwaltung nachgeben müssen, denn das Auskunftsmittel, das man gefunden hat, um den Ansiedlern der Mund zu stopfen, ist zu durchsichtig. Der Norddeutsche Lloyd mußte zum Ausgleich des famosen Ausfuhrzolls auf Kopra die Frachten ermäßigen und — bekommt seinen Ausfall auf dem Wege der Dampfersubvention wieder. Aber im Etat für Neuguinea stehn höhere Einnahmen, und man denkt wohl, es tut der Schönheit dieses Faktums keinen Eintrag, wenn man mit der linken Hand auf Umwegen wiedergibt, was man mit der rechten Hand genommen hat. Wir nehmen aber an, daß der Reichstag andrer Ansicht ist. Solche Etatsschönheiten sind mit einem unnötigen Gouverneurwechsel und Verstimmung und Schädigung unsrer Landsleute draußen doch zu teuer bezahlt. Wir glauben sogar, daß die Kolonialverwaltung sehr gut daran tut, schleunigst gutzumachen, was noch gutzumachen ist und mit dem unüberlegten Zolltarif den Konflikt, an dem sie letzten Endes schuld ist, zu beseitigen. Dann wird sich leicht ein Modus finden lassen, um den Gouverneurwechsel zu verhindern.

Viel Erfreuliches war es demnach auch diesmal wieder nicht, was wir von den Kolonien berichten konnten. Überall in kolonialen Kreisen Mißvergnügen über die Hemmungen einer verfehlten Eingebornen- und Siedlungspolitik. Den einzigen Hoffnungsschimmer bietet die Erkundungsreise des Herrn von Lindequist, deren Ergebnisse hoffentlich eine Wendung herbeiführen werden. Vielleicht, das möchte man wünschen, spürt man schon bei der Beratung des Schutzgebietsetatsgesetzes nach den Ferien ein Einlenken. In verschiedner Richtung würde sich hierzu Gelegenheit bieten. Rudolf Wagner

Wilhelm von Oranien. Anläßlich der Enthüllung des vom Kaiser in Wiesbaden gestifteten Denkmals des Begründers der niederländischen Freiheit hat der unsern Lesern durch seine Servetstudien bekannte Professor Th. Schneider ein schönes Lebensbild des großen Schweigers entworfen: „Wer war Wilhelmus von Nassauen?“ (Im Selbstverlage des Verfassers zu Wiesbaden.) Er erzählt darin, daß die Ermordung des Oraniers eine ganz natürliche Wirkung der vom spanischen Könige verhängten Acht gewesen ist, und daß der Mörder die Hinrichtungsmarter standhaft ertragen hat, „weil ihn ein Jesuit in Trier und ein Franziskaner in Tournay gelehrt hatten, er verrichte mit seinem Mord ein Gott wohlgefälliges Werk“. Das hat dem Verfasser Angriffe von der Kölnischen Volkszeitung und von der Rheinischen Volkszeitung eingetragen. Seine ganz ruhig und objektiv gehaltne Rechtfertigung hat keines der beiden katholischen Blätter aufgenommen, er veröffentlicht sie deshalb in der Wiesbadener Zeitung (3. Beilage zu Nr. 508). C. J.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Vom Anſehen des Reichstags

Wenn man die geſamte Tätigkeit des Reichstags in ſeiner langen Tagung ſeit dem 4. November bis heute überblickt, kann man ſich eines ſtarken Unwillens nicht enthalten. Man ſieht die Auserwählten des Volks ununterbrochen an dem Aſte ſägen, auf dem ſie in der Achtung der Nation ſitzen. Und das tut der Reichstag, der durch eine ganz außergewöhnliche nationale Erregung infolge des Aufrufs der Reichsregierung zum Sturz der frühern Mehrheit in der Reichshauptſtadt verſammelt wurde! Je länger er arbeitet — oder auch nicht arbeitet —, um ſo weniger entſpricht er den Erwartungen, namentlich derer, die nur auf den Appell der Regierung ihre Wahlſcheu und ihren Widerwillen gegen die Mißbräuche des parlamentariſchen Treibens überwunden hatten und herbeigeeilt waren, um eine nationale Mehrheit ſchaffen zu helfen, und die in den meiſten eroberten Wahlkreiſen auch den Ausſchlag gegeben haben. Die deutſchen Parlamentarier und die ihnen ergebnen Journaliſten hätten doch aus dieſer vierten Wahlniederlage der frühern Mehrheit nach einer Reichstagsauflöſung erkennen ſollen und müſſen, daß das deutſche Volk nichts von den hergebrachten Parteikünſten wiſſen will, ſondern daß es nationale Taten verlangt. Es will ſeine nationalen Aufgaben gefördert ſehen und hat die Parteiſtreitereien ſatt. Es weiß doch längſt, daß die oft ſtundenlangen Reden im Reichstage nicht um der Sache willen, nicht zur Überzeugung der andern gehalten werden — denn die Abſtimmung iſt ja in der Regel ſchon vorher durch Fraktionsbeſchlüſſe feſtgelegt und auch bereits in der Parteipreſſe veröffentlicht worden. Sie werden bloß noch geredet für die Wähler draußen, damit ſie — nicht alle werden, und die Parlamentarier hören ſolche Reden auch bloß dann an, wenn ſie von der Eigenart des Sprechers eine beſondre Unterhaltung erwarten. Eine derartige Geringſchätzung übernommner Pflichten und Verkehrung in eine Art von öffentlichem Schauſpiel iſt man in der Bevölkerung von den Gewählten in die Gemeinderatsſtuben und auch von den Beamten nicht gewöhnt, und ſchon

darum hat seit Jahrzehnten der Reichstag in der allgemeinen Achtung sehr viel eingebüßt.

Den Herren Parlamentariern scheint auch gar nicht bekannt zu sein, mit welcher Teilnahmlosigkeit infolgedessen die Reichstagsberichte hingenommen werden. Große Zeitungen haben ja schon begonnen, die Reden der Abgeordneten mit fettgedruckten Zwischenüberschriften zu versehen, damit die Leser wenigstens leicht das herausfinden, was sie persönlich oder wirtschaftlich interessieren könnte. Daß außer Pensionären und andern Leuten, die die ganze Zeitung zum Zeitvertreib durchnehmen, jemand den gesamten Reichstagsbericht lesen würde, nimmt man demnach schon nicht mehr an. Dagegen beobachte man, wie die Zeitungen aus einer Hand in die andre gehen, wenn eine Rede vom Reichskanzler darin steht, wie da auch in warmen Äußerungen das politische Interesse laut wird in einem Maße, wie es nicht einmal bei einer Rede des lokalen Abgeordneten der Fall ist. Die Bevölkerung ist eben keineswegs politisch gleichgiltig, sie hat nur die ewige parlamentarische Walze satt, die allein mit Parteiöl geschmiert ist, und bei der die nationalen Angelegenheiten höchstens als äußerer Anstrich verwandt werden. Die Schuld an allem liegt ausschließlich daran, daß der deutsche Reichstag nicht die ihm von der Verfassung aufgetragnen Aufgaben erfüllt, sondern nach dem Muster des Auslands, wo doch ganz andre Bestimmungen gelten, reine Parteipolitik getrieben hat. Verständige Leute haben längst durchschaut, daß in der Regel nicht die Rücksicht auf das Vaterland, sondern die oft sehr trügerische Hoffnung auf ein paar neue Parteimandate den Ausschlag giebt; darum verlieren sie auch die Lust, sich an den Wahlen zu beteiligen. Das Übel ist mit der Zersplitterung der Parteien immer schlimmer geworden, denn je kleiner das Grüppchen ist, um so dringender fühlt es das Bedürfnis, andern Parteien selbst durch die skrupelloseste Agitation Wahlkreise zu entreißen. Das Vaterland ist dabei Nebensache.

Fürst Bismarck hatte diese verderbliche politische Wucherung längst erkannt und sagte schon 1891 in Kissingen: „Ich halte unser ganzes politisches Fraktionswesen für eine Krankheit — eine Krankheit, die ihren Bestand hat durch den strebsamen Ehrgeiz der politischen Kondottieri, die an der Spitze einer Partei stehn wollen. Die Fraktionen und Fraktionsführer sind Erscheinungen bei uns, auf die ich nur mit Besorgnis zurückblicke bei meinem Scheiden aus dem Amt.“ Der Altreichskanzler ist nun schon zehn Jahre tot, und seit jenen Worten sind gerade achtzehn Jahre vergangen, aber seine Mahnung hat nicht gefruchtet trotz aller reichlich zur Schau getragnen Bismarckverehrung. Im Gegenteil war unter dem Einfluß der „Kondottieri“ die Tätigkeit des Reichstags so tief in Mißkredit geraten, daß ernste, jeder reaktionären Neigung durchaus unverdächtige Männer schon die Möglichkeit erwogen, ob und wie der das vaterländische Wohl gefährdenden Lage durch eine Stärkung der kaiserlichen Gewalt abzuhelfen sei. Die Stimmung im Lande kam solchen Erwägungen entgegen. Dem Fürsten Bülow gebührt das Verdienst, Wege angebahnt zu haben, die aus der an-

scheinend aussichtslos verfahrnen Lage herausführen konnten. Voraussetzung dafür blieb freilich, daß er bei den Parlamentariern auf Verständnis und Entgegenkommen stieß.

Der erste Schritt war die Bewilligung von Diäten, wozu selbst die Aufhebung einer unhaltbar gewordnen Verfassungsbestimmung nicht gescheut wurde. Die ursprüngliche Absicht des Begründers der Reichsverfassung, im Reichstag eine Vereinigung geistiger Aristokraten zu schaffen, die ihre Pflicht für das Vaterland als Ehrendienst auffassen, war bloß für das erste Jahrzehnt des deutschen Parlamentarismus einigermaßen verwirklicht worden, erwies sich aber nachher je länger je mehr als undurchführbar. So kam es, daß schließlich der fünfte Teil der Reichtagsabgeordneten die ausdrücklich verbotnen Diäten bezog. Da die Verfassung aber keine Strafbestimmungen dagegen enthielt, darum niemand die offenkundige Verfassungsverletzung ahnden konnte, und der Reichstag selbst — trotz der direkten Aufforderung Bismarcks (1897) — nichts zur Aufrechterhaltung der Verfassungsbestimmung tat, war der Übelstand geblieben und noch gewachsen. Die Gewährung der Diäten machte wenigstens diesem unerträglichen Widerspruche zwischen Verfassung und eingerissenem Gebrauch ein Ende und ließ auch hoffen, daß in Zukunft die Teilnahme an den Sitzungen ebenso zur Gewohnheit werden würde wie früher das Schwänzen, für das nun jeder stichhaltige Grund fehlt. Es ergab sich auch für den Reichstag die Möglichkeit, sich durch die Anwendung der Geschäftsordnung gegen Dauer- und professionelle Agitationsreden zu schützen. Dieser letzte Zweck scheint aber nur unvollkommen erreicht worden zu sein, denn die Reichstagsberichte meldeten wiederholt wieder über den bekannten Antrag Singer auf Auszählung des Hauses, der immer eingebracht wird bei einem schwachbesetzten Hause, wenn es den sozialdemokratischen Wünschen nicht zu Willen ist. Trotz der Diäten scheint demnach die wünschenswerte Besetzung des hohen Hauses doch nicht immer vorhanden zu sein. Dabei besteht noch die Wahrscheinlichkeit, daß einzelne Parteien den Wünschen der sozialdemokratischen Agitationsredner ohnehin mehr als billig entgegenkommen, da sie selbst Redner haben, die es auch nicht leicht unter zwei Stunden tun. Soweit bei diesen Dauerreden nicht bloß persönliche Eitelkeit ins Spiel kommt, kann doch auch bloß der Zweck vorwalten, zum Fenster hinaus zu sprechen, da sie bei der üblichen Fraktionspraktik auf die Beschlüsse des Hauses ohne jede Wirkung bleiben. Es wird dem Ansehen des Reichstags nicht dienlich sein, wenn dieser Zustand fortdauert oder sich gar noch verschlimmert. Es gibt Leute genug, die nach der Gewährung der Diäten eine sachlichere Beratung und die Beseitigung eines früher schwer zu beseitigenden Übelstandes erwartet hatten. Moltke, der einer der gewissenhaftesten Abgeordneten war, hat einmal die stundenlangen Reden als Rücksichtslosigkeit gegen andre bezeichnet.

Die Möglichkeit sachlicher Beratungen für den Reichstag geschaffen zu haben, genügte aber dem Fürsten Bülow nicht; es bedurfte zur Hebung des

Parlaments auch noch einer Auffrischung und Ermunterung der wirklich auf dem Boden der Verfassung stehenden Parteien. Seine wiederholte Aufforderung an die bürgerlichen Parteien, sich gegen die den Klassenkampf betreibende Sozialdemokratie zusammenzuschließen, fiel zunächst auf unfruchtbaren Boden, denn die Parteien vermochten nicht über den Schatten ihrer Vergangenheit zu springen. Aber das Ziel wurde in der Hauptsache doch erreicht bei der Reichstagsauflösung, nachdem die Liberalen durch ihr kräftiges Eintreten für die Kolonialpolitik indirekt selbst zugegeben hatten, daß die seitherigen Gegensätze zwischen liberal und konservativ für die Aufgaben des Reichs keine Geltung mehr haben können. Auf dieser Grundlage fußt die neue Zusammenfassung der Parteien im Reichstage, für die der Berliner Zeitungswitz — natürlich nach ausländischem Muster — die Bezeichnung Block aufgebracht hat. Eine breite Grundlage fand sie in der Stimmung der Bevölkerung, die namentlich die Mahnung Bülows zum Zusammenschluß gegen die Sozialdemokratie mit überraschendem Eifer erfaßte und dieser übermütig gewordnen Partei eine gewaltige Wahlniederlage beibrachte, durch die sie wohl noch nicht die gebührende Bescheidenheit gelernt aber doch den viele betörenden Ruf der Unbesiegbarkeit eingebüßt hat. Solange die wärmende Sonne der Wahlglut hoch stand, haben auch die Reichstagsverhandlungen ergeben, daß ganz gut ein Zusammenarbeiten der liberalen und der konservativen Partei für das Reich möglich ist, wie es ja auch schon zwischen Nationalliberalen und Konservativen seit Jahrzehnten bestanden hatte. Aber je mehr jene Sonne sank, desto größer wurden die Parteischatten wieder. Die bei den Wahlen ausschlaggebende Volksstimmung hatte auf eine tatkräftige und großdenkende Mehrheit gerechnet, aber diese hat sich eigentlich nur bei den Kolonialfragen betätigt. Schon bei dem ausgesprochen sehr liberalen Vereinsgesetz konnte nur schwer eine Verständigung erreicht werden, und bei der Finanzreform ist das alte Parteienchaos wieder da.

In einem Artikel im Tag äußerte vor einigen Wochen Generalmajor Keim, in der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem Reichstage und in dem vielfachen Schelten über ihn stecke ein gutes Teil Phariſäertum, natürlich unbewußt, weil der Reichstag doch nichts weiter sei als der Mikrokosmus des oft krausen politischen Gedankenlebens des deutschen Volks. Das ist zum Teil richtig, zum Teil aber doch nicht. Obgleich er jetzt auch schon vor dem Beweise seiner Unfähigkeit steht, ist der jetzige Reichstag doch wesentlich anders als sein Vorgänger, und in dreieinhalb Jahren hatte sich das politische Gedankenleben des deutschen Volks schwerlich so weit gewandelt, daß sein Mikrokosmos soviel anders aussehen könnte. Es kommt bei den Wahlen eben sehr viel darauf an, welche von den mannigfachen Strömungen im deutschen Volke gerade die Stimmung beherrschen. Läßt man das bekannte parlamentarisch-journalistische Milieu gewähren, das sich gern als öffentliche Meinung hinstellt, so ergeben die Wahlen immer einen Reichstag, mit dessen Parteienspiel

nichts anzufangen ist, und von dem sich die Achtung der Bevölkerung bald sichtbar abkehrt. Rief dagegen die Reichsregierung die wirkliche Volksstimmung auf — und es war einerlei, ob es Bismarck, Caprivi oder Bülow tat —, so erschien immer ein Reichstag, der wenigstens anfangs dieser Stimmung entsprach, bis er nach und nach wieder dem hergebrachten Ränkespiel der Kondottieri verfiel. So steht es auch mit dem jetzigen Reichstage. Die Hoffnung der Wähler, der Zweck, den sie bei der Wahl im Auge hatten, war, einen Reichstag zusammenzubringen, der das tatenscheue Parteiwesen zusammenfassen und für die großen Staatsaufgaben, für die das Volk ein Herz hat, geschickter machen sollte. Die Volksstimmung ging mit dem Reichskanzler, der sie richtig erkannt hatte, vollkommen Hand in Hand, und die Milieupresse machte wohl oder übel mit. Aber der Zweck wurde nicht über jenen Punkt hinaus erreicht, für den eine ausdrückliche Wahlverpflichtung vorlag.

Der jetzige Reichstag hat es noch in der Hand, ob er sich durch politische Taten vor der unzweifelhaften Mißachtung bewahren wird, die seinen Vorgängern zuteil geworden war, und die in dem Wahlresultat zum sprechenden Ausdruck kam. Mag jene Presse, die eng mit den parlamentarischen Mißständen verquickt ist und daraus zum Teil ihren Stoff zieht, hundertmal versichern, an allen äußern und innern unbehaglichen Zuständen seien allein die Schwächen und Fehler der Regierung schuld, so glaubt man ihr das doch immer weniger. Man weiß im Volke längst ganz genau, daß Kaiser, Kanzler und Regierung wohl nicht frei von menschlichen Fehlern sind, daß aber die eigentlichen Ursachen der Schwächen des Reichs im Parlamente liegen; darum wollte man ja auf den Ruf des Kaisers und Kanzlers ein tatkräftigeres wählen. Noch niemals war seit den ersten Jahren des Reichs die Bevölkerung hoffnungsvoller gestimmt auf nationale Taten des Reichstags, noch niemals bereitwilliger, sie mit Jubel aufzunehmen. Noch niemals war ein Volk so ohne Murren bereit, sich eine schwere Steuerlast auf die Schultern zu laden, weil man bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein einsieht, daß es nicht anders geht; noch wird mit unmißverständlichem Unwillen jeder Versuch einzelner Interessengruppen zurückgewiesen, nach früherer Weise Agitationen gegen gewisse Steuervorschläge in Bewegung zu bringen. Man erwartet mit unsäglicher Geduld, daß der Reichstag die ihm von der Verfassung auferlegte Pflicht, die Finanzreform formell zum Abschluß zu bringen, doch nun endlich vollziehe. So ist tatsächlich noch die Lage im Reiche, auch die Kämpfe und Hetzereien der Parteiblätter gegeneinander entbehren durchaus der in frühern Zeiten erbitternden und aufregenden Wirkung. Noch niemals war einem Parlament eine beträchtliche Steuervermehrung so leicht gemacht wie heute dem deutschen Reichstage, und man sehe, was heute die Bismarckschen Kondottieri in sieben Monaten mit einer ganz brauchbaren Regierungsvorlage, die bei ihrer Veröffentlichung im großen und ganzen eher auf allgemeine Zustimmung als auf Opposition stieß, angefangen haben. Wenn die Herren doch nur einen Moment

ihre Parteibrillen abzulegen vermöchten und die von ihnen geschaffne Lage gewissermaßen mit den Augen des Gesamtreichstags unter Berücksichtigung seines Ansehens und seiner ganzen Zukunft überblicken wollten, sie müßten doch einsehen, daß es so nicht weitergehn kann, und daß eilige Umkehr not tut.

Es soll hier bloß der Gesamteindruck hervorgehoben, nicht das Vorgehn der einzelnen Parteien besprochen und beurteilt werden. Das ist in den Grenzboten schon vielfach und meist in sehr treffender Weise geschehen. Hier handelt es sich um den Reichstag als Ganzes, als verfassungsmäßige Institution, die mitgeschaffen wurde zur pflichtgemäßen Mitwirkung bei der Erfüllung der Zwecke des Reichs, das nach der Eingangsformel der Verfassung begründet wurde „zum Schutze des Bundesgebiets und des innerhalb desselben giltigen Rechts sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes". Hier braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß dieser Gründungszweck, namentlich auch der Schutz des Bundesgebiets, ohne schleunige Steuerreform nicht aufrecht erhalten und erfüllt werden kann. Es fragt sich, was in diesem Falle geschehen müßte, da das Reich doch nicht begründet wurde, damit im Reichstage konservative, liberale oder klerikale Parteisteckenpferde geritten werden können. Da jedes Jahr der Verzögerung dem Reiche eine halbe Milliarde neuer Schulden und darüber einträgt, so liegt auf der Hand, daß ein solcher Zustand nur kurze Zeit ertragen werden könnte, denn er wäre ja unter Umständen schlimmer als ein großer Krieg. Es ist darum die höchste Zeit, daß der Reichstag den in diesem Punkte sehr notwendigen Befähigungsnachweis erbringt. Die Reichsfinanzen vertragen noch viel weniger eine weitere Verschleppung als einst selbst die ebenso wichtige Landesverteidigungsfrage, die zweimal den Anlaß zu Reichstagsauflösungen gegeben hat. Was geschehen wird, wenn der Reichstag wirklich auf den Stand der Achtung seines Vorgängers sinken und zur Erledigung der Finanzreform nicht fähig sein sollte, ist uns unbekannt, nur daß ein solcher Reichstag nicht fortbestehn könnte, ist unzweifelhaft. Der Gegensatz einer solchen Impotenz zu der nahezu götterhaften Unfehlbarkeit, mit der am 10. und 11. November vor dem gesamten In- und Ausland über den Kaiser abgeurteilt worden ist, wäre zu grotesk, als daß er ertragen werden könnte, um so mehr, da das Ansehen des Monarchen seitdem größer geworden ist als je.

Wer seine politischen Augen offen hat (und von Reichstagsabgeordneten sollte man das erwarten), muß doch klar erkennen aus der Lage bei uns und ringsum, daß dem Deutschen Reiche Riesenaufgaben gestellt sind, die nur ein starkes, einmütiges Wollen lösen kann. Im Reichstage steckt dieses Wollen leider nicht, und es ist je nach der jeweiligen Situation ziemlich nebensächlich, ob gerade die Liberalen nach Bülow um Hilfe schreien oder das Zentrum sich als Herrn der Lage geriert oder die Konservativen in ihren Blättern Siegesfanfaren blasen lassen: man weiß ja doch, daß das alles nicht durchschlagend,

daß es bloß Parteizauber und — nicht echt ist. Das Hervorkehren der Parteigrundsätze, hinter denen die Gegner selbstverständlich stets materielle Interessen suchen, während sie selbst vorgeben, nur das Ideal des Volksglücks anzustreben, hat nun lange genug ein jämmerliches Schauspiel vor der ganzen Welt gebildet und darf nicht fortdauern. Bülow hat schon zweimal dem Reichstage aus wenig würdevollen Lagen herausgeholfen, die außer den Parlamentariern und ihrer Milieupresse jedermann empfand, während sich die Immunität der Abgeordneten auch darauf auszudehnen schien; er wird jetzt den Versuch nicht scheuen, es ein drittesmal zu tun. Er muß es schon tun als Reichskanzler im Interesse des Reichs, das ja einen Selbstzweck an sich darstellt, was man vom Reichstage nicht sagen kann, der nur eine Einrichtung ist. Eine solche kann unter Umständen auch einer Verbesserung fähig oder bedürftig werden, besonders wenn mehrfache Auflösungen ihren Zweck verfehlen oder ergeben, daß in der Organisation dieser Einrichtung ein grundsätzlicher Fehler steckt, der der Erreichung des Selbstzwecks hinderlich ist. So weit sind wir wohl noch lange nicht, noch steht es ja bei dem jetzigen Reichstage, seine Würde zu wahren und seine verfassungsmäßige Pflicht zu erfüllen. Die Saite ist auch nur angeklungen in Erinnerung an gewisse Gedanken des Altreichskanzlers, die er in Anbetracht der Entwicklung des deutschen Reichsparlamentarismus seinerzeit geäußert hat. Es ist vorerst die neue Phase der Mitwirkung Bülows bei der Entwirrung der verfahrnen Lage abzuwarten, wobei den Herren Parlamentariern in ihrem Interesse der ehrliche Wunsch ausgesprochen werde, sie möchten die vermittelnde Hand rasch ergreifen und zu diesem Zwecke die bekannten Steckenpferde beiseite stellen. -y-

Rußland und England in Persien

2

Bender-Abbas

In den Jahren 1898 bis 1900 hat die Frage einer Abtretung von Bender-Abbas an Rußland lange Zeit die öffentliche Meinung sowohl Rußlands wie Englands beschäftigt; sie ist schließlich mit der Schaffung einer festen Grundlage, mit der Einrichtung einer ständigen Dampferverbindung zwischen den Häfen des Schwarzen Meeres und Bender-Abbas beendet worden. In der europäischen Presse hat damals vor allem der bekannte Kenner Mittelasiens A. Vambéry, ein geschworner Feind Rußlands, durch sensationelle Enthüllungen eine heftige Agitation entfaltet. Nach seinen Behauptungen hat Rußland schon in den siebziger Jahren von der persischen Regierung die

Konzession für den Bau einer Bahn nach dem Persischen Golf erhalten, diese aber aus verschiednen Gründen bis jetzt nicht benutzt. Nach ihm hatten die an den persischen Verhältnissen interessierten europäischen Staaten erst in der letzten Zeit Kenntnis von dem Bestehen der Konzession erhalten, die Rußland ermöglicht, das mittelasiatische und mit ihm auch das ganze Eisenbahnnetz des europäischen Rußlands mit Bender-Abbas, diesem wichtigsten Hafen am Persischen Golf, zu verbinden. Die projektierte Eisenbahn sollte über Meschhed, Chaf, Birdjand und Kirman nach Bender-Abbas und in einer besondern Zweiglinie von Birdjand nach Nasratabad, also nach der Südostecke der afghanisch-persischen Grenze, führen.

Wie dem auch sei, jedenfalls wird in allen den verschiednen Entwürfen zur Gewinnung eines Zugangs zu den südlichen Gewässern Bender-Abbas stets an erster Stelle genannt. Ich halte es deswegen nicht für überflüssig, hier eine kurze Beschreibung dieses Hafens auf Grund der Angaben indischer Zeitungen und des bekannten Werkes des Lord Curzon über Persien zu geben, um so mehr, als er schon in das Netz der russischen ständigen Schiffsverbindungen aufgenommen worden ist.

Bender-Abbas liegt auf einer ausgedehnten Sandbank. Der Ankerplatz befindet sich zwei Meilen vom Ufer entfernt. Die Stadt zieht sich in einem schmalen Streifen längs der Meeresküste hin, an der zahlreiche Basare und Läden mit Weinbeeren, Datteln, Mandeln, Rosinen und andern Früchten verstreut liegen. An dem einen Ende der Stadt ragt eine steinerne Mole in das Meer hinaus; auf ihr stehen zwei Geschütze englischer Herkunft und zwei alte eiserne Keronaden. In der Mitte der Stadt liegen das Zollamt und die Residenz des Gouverneurs, an deren Stelle einst eine dänische Faktorei und später die Residenz des Imam von Maskat gestanden hat. Im Osten befinden sich die Ruinen zweier Türme oder Bastionen, die früher einen Teil der von dem Schah Abbas aufgeführten Festungswerke gebildet haben. Unmittelbar hinter der Stadt ziehen sich Sandhügel hin, die in einer Entfernung von 15 Meilen in einen Gebirgsstock übergehen, der bis zu einer Höhe von 8500 Fuß über dem Meeresspiegel ansteigt.

Die Einwohnerzahl schwankt nach der Jahreszeit, durch die der Abmarsch und die Ankunft der Karawanen bestimmt wird. Im heißen Sommer verödet die Stadt, aber auch dann wird die Einwohnerzahl noch auf 50000 angenommen. Die Zolleinnahmen sind für 53000 Toman im Jahre verpachtet (1 Toman = 7,50 Mark). Wenn man diese Summe mit den Zolleinnahmen von Lingah vergleicht, die für 12000 Toman jährlich verpachtet sind, so kann man sich ein Bild von der Bedeutung jeder dieser beiden Städte als Handelsplätze an der Küste des Persischen Golfs machen. Die übrigen Einnahmen von Bender-Abbas betragen 30000 Toman.

In früherer Zeit, als die Straßen nach dem Norden Persiens noch infolge der ständigen Überfälle durch Räuberbanden unsicher waren, war Bender-Abbas

der wichtigste Hafen für den Außenhandel von ganz Iran. Seit dem Bestehen der Straßen über Buschir und Bagdad und von Täbris und Enseli nach den nördlichen Provinzen ist jedoch seine Bedeutung zurückgegangen; heute beschränken sich seine Handelsverbindungen auf die südöstlichen Provinzen Persiens und die benachbarten Teile von Afghanistan.

Von Bender-Abbas gehen drei Karawanenstraßen aus: eine über Jesd und Kaschan nach Teheran; eine zweite nach Meschhed und eine dritte nach Kabul und Herat. Auf der erstgenannten Straße vollzieht sich der Handelsverkehr mit Kirman und Jesd; auf der zweiten werden Tee und Indigo auf die Märkte von Meschhed und Buchara geschafft.

Die Bedeutung von Bender-Abbas als Küstenfestung ist heute nicht groß, doch kann der Hafen stärker befestigt werden. Seine Reede gewährt einen guten Zufluchtsort vor den Winden auch für Schiffe mit großem Tiefgang. Wenn zudem Befestigungswerke auf den Inseln Hormus und Larek und an der Ostspitze von Kischm angelegt werden, so wird es sehr schwierig sein, sich Bender-Abbas zu bemächtigen. Wer aber Bender-Abbas besitzt, beherrscht auch die Einfahrt in den Persischen Golf, und natürlich geht auf diesen auch die Kontrolle über das angrenzende persische Belutschistan über. Außer Bender-Abbas ist der einzige Hafen an dieser Küste Tschabar, der jedoch keinen guten Ankerplatz besitzt und den hier herrschenden Monsunen ausgesetzt ist. Mit einem Worte, es ist leicht, Bender-Abbas in eine befestigte Basis zu verwandeln, und dann verlieren Maskat und die andern Punkte jede strategische Bedeutung für die Sperrung des Eingangs in den Persischen Golf.

Erst neulich ist nach den Angaben der Times of India beschlossen worden, die Seestreitkräfte Englands im Golf zu vermehren, doch ist nach Ansicht der Engländer damit noch nicht alles getan. Es sei vielmehr nötig, auch die Zahl der Konsuln zu vermehren und eine einflußreiche Konsulatstelle vor allem in Bender-Abbas zu errichten und diesem Konsul die Kontrolle über die Tätigkeit des eingebornen englischen Agenten in Lingah zu übertragen. Auch wird empfohlen, die Orte an der Küste durch Telegraph mit dem übrigen Telegraphennetz Indiens zu verbinden.

Die klimatischen Verhältnisse des Persischen Golfs und seines Küstengebiets sind für Europäer sehr ungünstig. Die im Sommer unerträgliche Hitze ist infolge der außerordentlichen Feuchtigkeit der Luft besonders fühlbar. Dazu kommt der ständige Staub, der von den aus der glühenden Steppe wehenden Winden mitgeführt wird. Dabei ist die persische Küste in klimatischer Beziehung noch etwas günstiger als die arabische. Die Segelschiffahrt ist durch die plötzlich sich aufmachenden Winde erschwert, die im Winter von Süden nach Norden und im übrigen Jahre in umgekehrter Richtung wehen. So bringen die im Juni und Juli wehenden Winde aus Mesopotamien solche Mengen Staub mit, daß sich oft ein dichter Nebel bildet.

An der ganzen Küste des Persischen Golfs liegen außer Buschir und Bender-Abbas, beide an der persischen Küste, keine irgendwie größern Orte. Alle übrigen bewohnten Punkte sind unbedeutende Dörfer, deren Einwohner vom Fischfang leben. Außerdem betreiben sie die Fischerei von Perlen, die den Hauptreichtum des Golfs bilden. Außer den Perlen werden noch trockne Früchte, Baumwolle, Rosenwasser, gedörrte Fische ausgeführt. Die Schiffahrt im Golf ist nicht besonders lebhaft. Der Küstenhandel wird von den einheimischen Segelschiffen, deren Wasserverdrängung oft 400 Tonnen erreicht, unterstützt. Von ausländischen Schiffen kommen hierher nur englische und ab und zu amerikanische.

Seit zehn Jahren zieht der Persische Golf immer mehr und mehr die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte auf sich, da es ganz so aussieht, als würde er sich in naher Zukunft in eine ebensolche internationale Arena gegenseitiger Konkurrenz verwandeln — wenn auch in etwas beschränkterm Maße —, wie wir es vor kurzem in China erlebt haben. Vor allem reift hier die Nebenbuhlerschaft Englands und Rußlands heran, die unstreitig am meisten an der Frage der Herrschaft in den Gewässern und an den Küsten des Golfs interessiert sind. Sodann diente der erwähnte Maskatzwischenfall im Mai 1899, der mit dem Zugeständnis einiger territorialer Rechte an Frankreich endete, als der erste Versuch dieser Macht, sich in die Angelegenheiten des Golfs einzumischen.

Schließlich macht sich in letzter Zeit auch ein systematisches und beharrliches Vordringen Deutschlands nach dem Persischen Golf bemerkbar. So begab sich im Januar 1899 von Berlin eine große Expedition dorthin, um Kleinasien, Armenien und Mesopotamien eingehend zu erforschen und Vorarbeiten für den Bau einer Eisenbahn von Kleinasien nach dem Persischen Golf vorzunehmen. Nach den Londoner Times ist dieses Vordringen Deutschlands nach dem Golf durchaus keine zufällige Erscheinung, vielmehr handelt es sich hier um die ersten Schritte zur Ausführung eines längst ersonnenen Planes. Schon vor fünfzig Jahren hat ja der verstorbne Moltke Propaganda dafür gemacht, daß sich Deutschland eines Teils von der Erbschaft der Türkei versichern müsse und dabei Kleinasien und Mesopotamien als die zur Geltendmachung deutschen Einflusses geeigneten Länder bezeichnet.

Die Reise Kaiser Wilhelms des Zweiten nach dem Heiligen Lande hat dann den Impuls zu einer ganzen Reihe wichtiger wirtschaftspolitischer Erwerbungen im Euphratgebiet gegeben, deren Basis die den Deutschen schon gehörende anatolische Eisenbahn bildet. Deutschland wird bei den großen Plänen, mit denen es sich hinsichtlich Mesopotamiens trägt, und vor allem in der Frage der Herstellung eines durchgehenden Schienenweges von Konstantinopel bis zum Persischen Golf bei der türkischen Regierung kaum auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen. Man denke nur daran, mit welcher Leichtigkeit die Deutschen schon die Konzession zur Weiterführung der anatolischen Eisenbahn von Angora bis Konia erhalten haben, während der Sultan England heute noch die Genehmigung

zur Verlängerung der Eisenbahn Smyrna – Aidin verweigert. Es ist möglich, daß der Einfluß Deutschlands jetzt etwas zurückgeht, nachdem in der Türkei das konstitutionelle Regierungssystem proklamiert ist, durch das den geheimen Einflüssen persönlicher Natur, die die Erlangung vorteilhafter Konzessionen im stillen erleichterten, ein Ende gemacht werden wird.

Jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß Deutschland allmählich nach dem Persischen Golf vorzudringen sucht, an dem schon verborgne, bisher noch niemand bekannte Interessen bestehen, zu deren Schutze 1899 das deutsche Kriegsschiff Arcona zum großen Schrecken der angloindischen Regierung in den dortigen Gewässern erschien.

Die englischen Telegraphenlinien

Die Hauptbeteiligten bei dem Streit um die politische und wirtschaftliche Vorherrschaft in Persien bleiben immerhin, wie erwähnt, noch Rußland und England. Rußland hat sich vorläufig durch die Anlage von Straßen eine feste Stellung in Nordpersien in den an Rußland angrenzenden Provinzen geschaffen. England dagegen hat sich den Umstand zunutze gemacht, daß die Haupttelegraphenlinie, die England mit Indien verbindet, durch das Land hindurch läuft, und sich bemüht, durch ein Netz von Telegraphenlinien auf das wirtschaftliche Leben Persiens einzuwirken. Im Gegensatz zu den äußerst dürftigen Telegraphenlinien der persischen Regierung ist der englische Telegraph in musterhafter Ordnung. Insonderheit hat sich sein Einfluß jetzt bei den politischen Unruhen in Persien geltend gemacht, während deren die Verbindung auf den persischen Regierungstelegraphen fast ständig unterbrochen war.

Der englisch-indische Telegraph verbindet London mit Kalkutta über Berlin, Warschau, Odessa, Kertsch, Tiflis, Djulfa, Täbris, Kaswin, Teheran, Isfahan und Karratschi. Diese Linie ist auf Metallpfosten hervorragend gebaut, besitzt zwei Leitungen und hat innerhalb Persiens etwa 7000 Rubel pro Kilometer gekostet. Außer ihrer Hauptbestimmung, der unmittelbaren telegraphischen Verbindung Londons mit Kalkutta, ist sie von großer Bedeutung für den englischen Handel und die sonstigen englischen Interessen in Persien, da sie dieses Land in einer langen Diagonale von Nordwesten nach Südosten durchschneidet und die Haupthandels- und Regierungszentren, wie Täbris, Teheran, Isfahan, miteinander verbindet. Außerdem sind längs des Telegraphen in der Mitte und im Süden Persiens ausgezeichnete Stationen mit geräumigen und komfortabeln Gebäuden errichtet, die es England ermöglichen, sich im Innern des Landes Agenten unter der Verkleidung von Telegraphisten, Mechanikern und Telegraphen-inspektoren zu halten. Ein Teil der Angestellten an dieser Telegraphenlinie sind sogar Offiziere der indischen Armee.

Die persische Regierung hat sich das Recht ausbedungen, in einzelnen Abschnitten der englischen Linie eine dritte, ihr gehörige Leitung anzuschließen. Eine solche Leitung existiert schon zwischen Teheran und Kaswin. Außer den

Telegrammen der englischen Regierung nimmt der englische Telegraph in Persien auch die telegraphische Privatkorrespondenz nach Europa und Indien an und erhebt hierfür einen sehr hohen Satz, und zwar für Telegramme nach Europa (darunter auch Rußland) etwa 2 Mark für jedes Wort; dafür werden die Telegramme aber auch sehr rasch und zuverlässig befördert. Ein Teil dieses Geldes fällt auf Grund einer besondern Übereinkunft der persischen Regierung zu; nichtsdestoweniger erzielt auch der Telegraph selbst, wie alle Welt weiß, eine bedeutende Reineinnahme.

Neben dieser Haupttelegraphenlinie haben die Engländer vor mehreren Jahren von der persischen Regierung noch die Telegraphenlinie Teheran—Meschhed gepachtet und sie in tadellose Ordnung gebracht. Auch sie ist von großer Bedeutung für Handel und Politik: Meschhed liegt etwa 250 Kilometer von Aschabad an der transkaspischen Eisenbahn und etwa 350 Kilometer von Herat entfernt. Zudem ist es die Hauptstadt von Chorasan, einer der reichsten Provinzen Persiens, und außerdem die heilige Stadt der Perser.

Auf diese Weise befinden sich in den Händen der Engländer in Persien in den wichtigern Richtungen von Norden nach Süden und von Westen nach Osten Telegraphenlinien. Sie berühren jedoch nirgends die persische Küste des Kaspischen Meeres, die fast vollkommen ohne telegraphische Verbindung ist.

Zum Streit um den Monismus

Eine politische Partei entsteht, wenn sich Staatsbürger, die gleiche Interessen haben, zu gemeinsamem Handeln vereinigen. Ändern sich im Wandel der Zeiten die Interessen, so löst das die Partei nicht auf. Im Parteikampfe hat der Parteiname seinen selbständigen Zauber erworben, und in dem von ihm beherrschten Kreise versteht es sich von selbst, daß ein anständiger Mensch nichts andres als liberal, konservativ, freisinnig, Zentrumsmann oder wie es sonst heißen mag sein könne. Und die neuen Interessen, die an die Stelle der ursprünglichen, Namen gebenden getreten sind, bedienen sich ganz ungeniert der für andre Zwecke geschaffnen Parteiorganisation und des nicht mehr passenden Namens. Ganz ähnlich verhalten sich die wissenschaftlichen Parteien. Die Mannigfaltigkeit der Dinge und der Naturvorgänge auf möglichst wenig Klassen von Elementen und auf womöglich eine gemeinsame Ursache zurückzuführen, um sie von da aus verstehn und beherrschen zu können, fordern Gemüt, Wissenschaft und praktische Interessen. Bei dieser Reduktionsarbeit kommen die einen zu einem Urelement, andre zu zweien oder mehreren solchen Elementen. Bietet sich nun der einen Gruppe von Denkern eine mächtige Presse als

Propagandaorgan an und verkündigt, der Monismus*) allein sei wahre Wissenschaft, so schwören unreife Jünglinge und ungebildete Volksmassen, die gar kein wissenschaftliches Interesse haben, und die gar nicht verstehn, um was es sich handelt, auf den Monismus, und eine einzelne philosophische Sekte bedient sich der so gewonnenen Anhängerschaft, durch sie den Atheismus zu verbreiten, der das Gegenteil des echten Monismus ist. Denn dieser besteht darin, daß ein das All durchwaltender und es in eine gesetzliche Ordnung zwingender vernünftiger Wille angenommen wird, und diesen einen allwaltenden vernünftigen Willen hat das Christentum der europäischen Menschheit verkündigt, ihr dadurch den Begriff des Naturgesetzes eingepflanzt und für die exakte Forschung die feste Grundlage dargeboten. Über das Wesen der Dinge, und ob in allen Dingen ein Wesen anzunehmen sei, vermag die Erfahrung nichts auszusagen, und für die Wissenschaft ist es gleichgiltig. Ein unwissenschaftliches Vorurteil also muß es, wie Reinke im ersten Heft des Türmers (Oktober 1908) wieder einmal nachweist, genannt werden, wenn irgendeiner der vielen verschiednen Monismen, die über jenen echten Monismus hinausgehn oder ihm widersprechen, als eine Forderung aufgestellt wird, die von der Forschung zu erfüllen sei. Wissenschaftlich ist es vielmehr, ruhig abzuwarten, was die Forschung ergeben wird. Gelingt es, verschiedne Erscheinungen unter ein gemeinsames Gesetz zu bringen, wie die Bewegungen der Himmelskörper, den freien Fall der Körper auf Erden, die Pendelschwingungen auf das der Gravitation, so fühlt man sich befriedigt, gelingt es nicht, so erfordert es die wissenschaftliche Ehrlichkeit, das einzugestehn, wie denn die organischen Vorgänge aus physikalischen und chemischen nicht vollständig erklärt werden können. Auch in der Vorrede zu dem (Herrn und Frau von Flöckher

*) Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter, herausgegeben von Arthur Drews. Jena, Eugen Diederichs, 1908. Band II, Historisches: Arthur Liebert, Monismus und Renaissance; Marie Joachim-Dege, Zur Geschichte des Monismus; Otto Weiß, Schopenhauers Monismus; Max Wentscher, Lotzes Monismus; Wilhelm von Schnehen, Haeckels „reiner" und „konsequenter" Monismus; Otto Braun, Rudolf Euckens Monismus; Alma von Hartmann, Eduard von Hartmanns konkreter Monismus. — Monismus und Theologie von O. Flügel. Dritte, umgearbeitete Auflage der spekulativen Theologie der Gegenwart. Köthen, Otto Schulze, 1908. — Jean Jacques Rousseaus Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars. Deutsch mit Vorrede und Anhang von Dr. J. Reinke, Professor an der Universität Kiel. Heilbronn, Eugen Salzer, 1908. — Das Zeugnis der Versteinerungen gegen den Darwinismus oder die Bedeutung der persistenten Lebensformen für Abstammungslehre und Apologetik von Dr. phil. Alois Schmitt, Professor, mit 14 Abbildungen. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1908. — J. Reinkes Dualistische Weltansicht (Neovitalismus) von J. Koltan. Neuer Frankfurter Verlag zu Frankfurt a. M. (ohne Jahreszahl). — Das Christentum und die monistische Religion von Max Werner. Berlin, Karl Curtius (ohne Jahreszahl). — Die drei Daseinsstufen der Entwicklung. Neue naturwissenschaftlich-philosophische Betrachtungen über den Zusammenhang des Körperlichen und des Geistigen von G. Kullmann, Wiesbaden. Wiesbaden, Karl Ritter, 1907.

gewidmeten) Schriftchen Rousseaus erklärt Reinke: „Ich für meine Person muß es ablehnen, mich grundsätzlich für Monismus, für Dualismus oder sonstigen Pluralismus auszusprechen.“ Die religionsphilosophische Abhandlung, die Rousseau seinem Emile eingefügt hat, und die vor 147 Jahren sowohl im katholischen Paris wie im kalvinischen Genf von Henkershand verbrannt worden ist, muß den orthodoxen Christen wie den orthodoxen Haeckelianern warm empfohlen werden. Der ehrliche Denker weist in der Person eines katholischen Vikars mit seinem von philosophischen Spitzfindigkeiten und Vorurteilen nicht verdorbnen gesunden Menschenverstande die Selbsttätigkeit des Menschengeistes beim Erkennen in schlichter, gemeinverständlicher Sprache nach (Kant hat zwanzig Jahre später dasselbe gründlicher aber weniger gemeinverständlich mit seiner Begründung des Apriorismus geleistet), verwirft die „gewordne Zweckmäßigkeit“ der Materialisten (die so wenig etwas neues ist wie die übrigen Bestandteile des heutigen monistischen Credo) und gelangt durch die Betrachtung des Gegensatzes von Körper und Geist zur Erkenntnis Gottes, des Sittengesetzes und zum Glauben an die Unsterblichkeit der Menschenseele. Er hält diese Offenbarung Gottes in der menschlichen Vernunft für ausreichend und findet, gleich uns, viele Angaben der Bibel unglaubwürdig und manche Dogmen der Kirche unannehmbar. Aber er verkennt nicht den Segen, der vom Neuen Testament und von der kirchlichen Seelsorge ausgeht, und er hält es für vereinbar mit seinem ketzerischen Glauben, in der Messe alltäglich seine Vereinigung mit Gott zu erneuern. Seinen Zögling mahnt er: „Flieht solche, die unter dem Vorwande, die Natur zu erklären, in die Menschenherzen trostlose Lehren ausstreuen, und deren Scheinskeptizismus in seinen Behauptungen hundertmal dogmatischer ist als der entschiedne Ton ihrer Gegner.“ Und schon gleich eingangs hat er den „Philosophen“ die Anklage ins Gesicht geschleudert: „Es gibt keinen einzigen, der nicht seine eigne, von ihm selbst als falsch erkannte Erfindung der von einem andern entdeckten Wahrheit vorziehn würde. Wo ist der Philosoph, der nicht bereit wäre, um seines Ruhmes willen das Menschengeschlecht zu täuschen?“ Er meint natürlich die französischen Philosophen.

Der Herbartianer Flügel, den wir unsern Lesern schon ein paarmal empfohlen haben, bekämpft den Monismus mit herbartischer Klarheit und rücksichtsloser Entschiedenheit. Er läßt ihn auch in der Form nicht gelten, die ihm Lotze gegeben hat. Aus einem einzigen einfachen Wesen könne gar nichts hervorgehn. Alles Geschehen setze eine Wechselwirkung mehrerer verschiedner Wesen voraus. Nur in der Wechselwirkung mit andern Wesen ändere sich der Zustand eines einzelnen Wesens. Besonders tadelnswert seien die liberalen Theologen, die sich aus falschem Respekt vor einer Wissenschaft, die gar keine Wissenschaft, sondern nur ein Gemisch von Phantasien und Vorurteilen sei, und aus dem falsch verstandnen Bedürfnis einer einheitlichen Weltanschauung einen Pantheismus aufschwatzen lassen, der beim Lichte besehen

Atheismus und das Ende aller Religion sei, womit er jedoch den in solchen Irrtümern befangnen Philosophen und Theologen die persönliche Religiosität nicht absprechen will. Er zeigt dann, daß die Moral unabhängig von der Religion ist und absolut feststeht, und daß die Metaphysik die Grundwahrheiten des Glaubens zwar nicht streng beweisen aber wahrscheinlich machen und so, mit andern Motiven zusammen, den Glauben stützen kann. Ebensowenig wie der Glaubensinhalt läßt sich natürlich sein Gegenteil beweisen. Flügel hält es für nützlich, an Naturforscher wie Romanes zu erinnern, die, auf der Höhe des heutigen Naturerkennens stehend, den Glauben entweder bewahrt oder wiedergewonnen haben. Der berühmte Arzt von Bergmann sei mit dem Liederverse „So nimm denn meine Hände usw." auf den Lippen gestorben, und Ranke habe alles gewußt, was die Bibelkritik gegen die neutestamentlichen Schriften vorbringt, trotzdem aber an der Geschichtlichkeit und Glaubwürdigkeit der Evangelien festgehalten. Flügel ist selbstverständlich nicht orthodox; er erklärt zum Beispiel das Dogma von der Schöpfung der Welt aus nichts für religiös bedeutungslos. Worauf es der Religion ankomme, das sei nur der Glaube an die Abhängigkeit der Geschöpfe von Gott, ihr gegenwärtiges Verhältnis zu ihm. Flügel versucht eine Theodicee, indem er zeigt, daß auch bei unbeschränkt gedachter Intelligenz, Macht und Güte des Schöpfers eine gleich anfangs ganz vollkommne Welt nicht möglich war.

Es ist ja freilich nicht undenkbar, daß unter ganz andern, uns nicht bekannten Bedingungen und für andre, als dieser Welt angehörige, Wesen eine Ansammlung und zweckmäßige Verknüpfung von innern Zuständen leichter und schneller möglich war; aber unter den hier bestehenden, uns bekannten Bedingungen ist ersichtlich, daß zahllose Umstände in ganz bestimmter Ordnung eintreten mußten, um nur die ersten Voraussetzungen eines vernünftigen Daseins zu ermöglichen; daß demnach das Resultat nicht vor den Bedingungen, also nicht gleich anfangs auftreten konnte, sondern daß Zeit zur Erzeugung, Ansammlung, Verarbeitung der innern Zustände nötig war und noch immer nötig ist. Und gerade darin, daß sich uns hier eine Einsicht in die Notwendigkeit einer allmählichen Entwicklung oder Erziehung des Menschengeschlechts eröffnet, besteht das Eigentümliche der realistischen Metaphysik [Herbarts, der voneinander ursprünglich verschiedne, in Wechselwirkung miteinander in jedem einzelnen verschiedne Zustände hervorrufende „Reale" annimmt]. Da nun alle Bildung auf der Erwerbung, Verknüpfung und Trennung der innern Zustände beruht, so erhellt daraus, daß für die Weiterbildung der Seelen [die als selbständige Realitäten unsterblich gedacht werden müssen] unter Leitung einer höhern Intelligenz kaum eine Schranke [„Schraube" hat der Druckfehlerteufel Seite 404 daraus gemacht] denkbar ist; sowie daß man auf dem Standpunkte der realistischen Metaphysik allein einen Einblick in die Möglichkeit der weitern Ausbildung oder „Verklärung" der ganzen Natur, ja jedes einzelnen Elementes bekommt; daß es demnach metaphysisch durchaus keine Schwierigkeit hat, anzunehmen, der Weltlauf könne zu einer völligen Erlösung gelangen, „da auch die Kreatur frei wird", und da Übel und Böses überhaupt verschwinden.

Frau Alma trägt natürlich den „konkreten Monismus" ihres Gatten vor, aber eben weil dieser Monismus konkret ist, kann sie schreiben, der Dualismus

stehe mit Unrecht in schlechtem Rufe. Wenn die Dinge auch in ihrer metaphysischen Wurzel eins seien, so folge daraus noch nicht, daß wir ihre Verschiedenheit und namentlich den durch die Erfahrung in unserm Bewußtsein gegebnen Unterschied zwischen Körperlichem und Geistigem in dieser unsrer Welt des kreatürlichen Daseins leugnen müßten. (Sie sagt das mit sehr viel andern Worten.) Wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit hervorgehoben, daß sie sich in Hartmanns Ideen tief eingelebt hat und sein System vollkommen beherrscht; auch die vorliegende Darstellung dieses Systems ist, namentlich in dem Abschnitt über Ästhetik, vortrefflich. Worin wir mit ihm übereinstimmen und worin nicht, ist den Lesern bekannt. — Daß auch Lotze, der sich zum Glauben an den persönlichen Gott und die persönliche Unsterblichkeit der Menschenseele bekennt, in die Sammlung von Drews (über deren ersten Band ist im 33. vorjährigen Hefte berichtet worden ist) Aufnahme gefunden hat, ist hocherfreulich. Wentscher hebt sogar hervor, daß Lotzes Monismus viel konsequenter ist als der der meisten, die sich Monisten nennen. Freilich bedeuten die freien, also relativ selbständigen Menschengeister neben dem Gott, der alles in allen sein soll, eine große Schwierigkeit. Sehr richtig und ganz im Sinne Lotzes jedoch schreibt Wentscher: „Eine eigentümliche Lösung des Rätsels der Schöpfung, eine genauere Angabe, wie die Gottheit es angefangen habe, dergleichen hervorzubringen, kann nun freilich auch von der Lotzeschen Philosophie nicht erwartet werden; und auch unser Interpretationsversuch dieser Philosophie kann dazu nicht verpflichtet sein. Das allein muß verlangt werden, daß sich angeben läßt, wie die Annahme der Entstehung freier Wesen mit dem streng monistischen Grundgedanken dieser Philosophie ohne Widerspruch in Zusammenstimmung gebracht werden kann.“ Die Zusammenstimmung liege in der Annahme, „daß nicht alle Betätigungen dieser Wesen die notwendige Wirkung vorangegangner Erlebnisse und Betätigungen seien, sondern daß diese Wesen in frei schöpferischer Tätigkeit etwas neues, völlig eignes zu erzeugen imstande sind“. Wozu noch angenommen werden muß, daß Gott Wesen, denen eine der seinen ähnliche, wenn auch sehr beschränkte Schöpferkraft innewohnt, habe schaffen können und wollen. Da wir das, was Gott kann und will, nur sehr unvollkommen zu erkennen vermögen, so enthält dieser Gedanke nichts Widersprechendes. — Arthur Liebert beginnt mit der lebhaften Sympathie, die unser heutiges Geschlecht für die Renaissance hege; diese Sympathie erkläre sich aus der Ähnlichkeit der „Lebenstemperamente“. Soweit dabei der Monismus in Betracht kommt, ist doch zu bemerken, daß die starke Resonanz, die er heute findet, weniger einer allgemeinen Verbreitung des philosophischen Dranges zu danken ist als der weit allgemeiner verbreiteten Sehnsucht, sich von den Zügeln und Schranken zu befreien, die der Glaube an die Verantwortung vor einem persönlichen Gott und an Folgen unsrer diesseitigen Handlungen in einem Jenseits anlegt und aufrichtet, ferner, daß dieser heutige Monismus, bei den Massen wenigstens, ein ganz andrer ist als

der mystische Pantheismus der Platoniker des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Ganz richtig wird dargelegt, daß die Philosophie der Renaissance keinen Sprung, keinen Bruch mit der Vergangenheit bedeute, da ihr noch viel Scholastisches anhafte; es hätte nur noch stärker, als es geschieht, daran erinnert werden sollen, daß andrerseits die Renaissancephilosophie im Mittelalter, namentlich in den Mystikern, schon vorhanden gewesen ist. Daß die Entwicklung in jener großen Zeitenwende um 1500, von vielerlei Umständen beflügelt, rascher und stürmischer fortgeschritten ist als in den vorhergehenden Jahrhunderten, muß dem Verfasser zugegeben werden. Auch daß die erhöhte Lebenslust und Lebensliebe der Kulturschöpfung reichlichere Kräfte zuführte; es mußte ein reicheres Schaffen beginnen, wenn sich die besten Köpfe, statt ins Kloster zu fliehen, der Förderung der Wissenschaften, dem Staat und der Umgestaltung der sozialen Zustände widmeten. Aber Liebert übertreibt gleich den meisten, die diesen Punkt berühren, die Weltverachtung des Christentums und des Mittelalters. Theoretisch ist von Weltverachtung überhaupt keine Rede. Die Welt wird vielmehr als Schöpfung Gottes geehrt. Gering achten im Vergleich zum Ewigen soll man nach dieser Theorie nur die Genüsse, die Ehren und den persönlichen Besitz der Güter der Welt. Dagegen soll man das, was man in dieser Welt zu tun hat, keineswegs gering achten, vielmehr gerade auf das gewissenhafteste verrichten und, eingedenk der Verantwortung im Jenseits, auch im kleinsten treu sein. Zuzugeben ist freilich andrerseits wiederum, daß diese Gewissenhaftigkeit zwar die Pflichterfüllung sichert und die bestehende soziale Ordnung aufrechterhält, daß sie aber keinen sonderlichen Antrieb zum Fortschritt erteilt, und daß dieser von einem rein weltlichen Sinn, von der Genuß- und Habgier und den jede Gier stachelnden Illusionen, daneben freilich auch von einem idealistischen Diesseitigkeitsoptimismus, der durch menschliche Arbeit den Himmel auf Erden herzustellen hofft, weit kräftiger gefördert wird. Doch fehlte, wie Liebert selbst andeutet, sehr viel dazu, daß die christlich-kirchliche Ethik allgemein geherrscht und den Fortschritt gehemmt hätte. Die „Weltverdrossenheit" hatte nicht nötig, „abzusterben", denn sie war im Mittelalter nur den gar nicht zahlreichen echten Asketen bekannt. Lebensüberdruß und Weltschmerz als Epidemien sind Wirkungen der modernen Philosophie, der heutigen Lebensverhältnisse, der vorherrschenden Reflexion, die naiven Lebensgenuß in den Unterrichteten nicht aufkommen läßt, und einer Konvention, die ihn dem gemeinen Volke verwehrt. Der Freiherr von Laßberg ruft beim Hinblick auf die tollen, lustigen und derben Schwänke, die er in seinem Liedersaal gesammelt hat: wie glücklich sind doch unsre Vorfahren gewesen! Nicht deswegen war um 1500 eine große Umwälzung des Kirchenwesens notwendig geworden, weil allzu weltflüchtige Frömmigkeit den Kulturfortschritt gehemmt hätte, sondern weil der Widerspruch unerträglich geworden war zwischen einer Ethik, deren feinste Blüte die Askese sein sollte, und einer in Zügellosigkeit und Verwilderung ausgearteten

Genußsucht des Volkes und des Klerus, die mit den pantheistischen Spekulationen feinsinniger Platoniker nicht das mindeste zu schaffen hatte. Liebert erörtert in seinem übrigens höchst anziehenden Essay den Einfluß dieser Philosophie, die das Weltall als einen vom göttlichen Geist und von Liebe durchfluteten, von Schönheit verklärten Organismus dachte, auf die einzelnen Wissenschaften. In dem Abschnitt über die Naturphilosophie wird bemerkt, die Lebendigkeit der eignen Seele, die man in die Dinge hineingelegt habe, sei in erkenntnistheoretischer Beziehung eine Gefahr gewesen: sie habe zur Verdinglichung des Geistes geführt. Da haben wir wieder jene Furcht dieser sonderbaren Erkenntnistheoriker vor ihrer eignen Seele! Verdinglichung von Begriffen nennen sie es, wenn der Mensch das einzige, was ihm völlig gewiß ist, sein eignes Dasein, als eine substantielle Wesenheit anerkennt und sich nicht einreden läßt, daß er gar kein Er, sondern bloß ein Bündel von Vorstellungen ohne einen Vorstellenden sei. Gefährlich war allerdings der Pantheismus, aber in einer ganz andern Weise, die Liebert Seite 10 erwähnt: Weil man in dem Glauben an die Identität aller Wesenheiten meinte, es müsse sich alles in alles und jedes in jedes verwandeln lassen und jedes mit jedem in unmittelbarer Beziehung stehn, ergab man sich der Alchimie, Astrologie und Magie. Obwohl nun diese Schwärmereien durch Experimentieren der heutigen Wissenschaft in mehrfacher Weise vorgearbeitet haben und manche Gedanken eines Paracelsus Vorahnungen moderner Erkenntnisse gewesen sind, ist doch die moderne Physik und Chemie, die das ganze Leben durch die Technik umgestaltet hat, nicht von Schwärmern und Phantasten geschaffen worden, sondern von Männern der kartesianischen Schule, die allen voreiligen Synthesen entsagten und das Körperliche streng vom Geistigen sonderten. Nur auf der klaren Erkenntnis, daß das Körperliche absolut tot ist, und daß in der Körperwelt nichts vorgeht als Bewegung im Raume, konnten sich die moderne Physik und Chemie aufbauen.

Haeckels Monismus sollte in dem Sammelwerke von seinem Apostel Dr. Heinrich Schmidt behandelt werden. Da dieser den versprochnen Beitrag nicht eingeschickt hat, unterzieht sich Schnehen der Aufgabe. Er will sich dabei nach Möglichkeit des eignen Urteils enthalten, aber sein Gesamturteil tritt dadurch klar zutage, daß seine Darstellung von Anfang bis zu Ende ironisch ausgefallen ist. Auch die Urteile von Fachmännern (darunter Chwolson), die er anführt, sind nichts weniger als Schmeicheleien. Im neunten Heft des „Morgen“ klagt ein Verehrer Haeckels, Johannes W. Harnisch, darüber, daß dieser hervorragende Mann „begeifert“ werde, und beweist seinen Edel- und Zartsinn mit Erzählungen aus seinem Leben. Daß Haeckel der liebenswürdigste Mensch und als Privatmann ein hochachtbarer Charakter ist, bezweifeln wir nicht im mindesten, und der Jenenser Klatsch, den Harnisch erwähnt, geht die Öffentlichkeit nichts an. Aber wenn sich Haeckel und seine Jünger über den Ton ihrer wissenschaftlichen Gegner beschweren, da muß man denn doch sagen:

quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes! Haeckel pflegt seine Gegner mit Beschimpfungen zu überhäufen (Schnehen teilt einige Proben mit), und er hat in seinen in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten Büchern die vielen Millionen seiner Mitbürger immer noch heilige christliche Religion verächtlich behandelt und geschmäht. Was zwang ihn zu dilettantischen Streifzügen in dieses Gebiet? Was gehn den Zoologen als solchen die religiösen Fragen an? Und wollte er sich durchaus damit befassen, mußte er sich da nicht erst gehörig informieren, und konnte er diese Gegenstände nicht in anständigem Tone behandeln? — Ein Muster von streng sachlicher Darstellung ist das Buch von Alois Schmitt, das allen, die sich gründlich unterrichten wollen, bringend empfohlen werden muß. Es entzieht dem Darwinismus die Grundlage, sofern man darunter die Theorie der Artenbildung durch die Selektion im Kampfe ums Dasein versteht. Schmitt ist keineswegs ein Gegner der Entwicklungslehre; an die Unveränderlichkeit der Arten im Sinne Linnés glauben, sagt er, würde Köhlerglaube sein. Die Arten variieren unter dem Einflusse veränderter Lebensbedingungen. Aber die Variabilität ist nicht unbegrenzt, sondern hält sich innerhalb der Grenzen, die der Gattungs- oder wenigstens Klassencharakter zieht, und von einem Übergange aus der einen in eine andre Tierklasse oder gar in einen andern Tierkreis findet sich keine Spur. Schmitt mustert die Versteinerungen und Abdrücke der verschiednen Tierarten durch, die sich in den verschiednen geologischen Schichten finden, und gelangt zu folgendem Ergebnis. Allerdings zeigt sich insofern ein Fortschritt der Organisation, als in den ältesten Schichten, die Spuren animalischen Lebens zeigen, nur wirbellose Tiere, dann in den jüngern der Reihe nach Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugetiere auftreten. Aber es finden sich nicht nur keine Zwischenstufen, die aus einem dieser Kreise in den andern führten, sondern auch innerhalb derselben Klasse, ja innerhalb derselben Gattung ist kein Fortschritt zu höherer Organisation zu bemerken. Wenn in einer Schicht eine neue Tierklasse auftritt, so erscheint sie sofort fertig in Gattungen und Arten gegliedert, und die Grundformen erhalten sich im wesentlichen unverändert bis auf die heutige Zeit. So die Gattung Nautilus, die mit ihrem äußerst komplizierten, durch keinerlei einfachere Bildungen vorbereiteten Gehäuse gleich anfangs in fünfzehn Arten gegliedert gefunden wird, sich zwar in den jüngern Schichten in immer mehr Arten verzweigt, bis zu 1800 in der Gegenwart, aber ihre ganz augenfällige Grundform unverändert behält. Schmitt hat, abgesehen vom Pferdefuß, der beim fossilen Pferde drei Zehen zeigt, von denen die beiden seitlichen je länger desto mehr verkümmern, nur noch drei Schneckengattungen gefunden, an denen ein allmählicher Organisationsfortschritt wahrzunehmen ist. Werden sie nach dem Alter geordnet, so sind je zwei benachbarte ganz unmerklich, die jüngste von der ältesten dagegen ganz auffällig verschieden. Die allermeisten der gefundnen Fossilien sind Dauertypen und haben, soweit sie nicht ausgestorben sind, von ihrem

ersten Erscheinen an bis auf die Gegenwart trotz allen gewaltigen Änderungen der Lebensbedingungen im wesentlichen unverändert fortbestanden. Das hat schon Huxley anerkannt. Er schreibt nach einem Überblick über das Tierreich: „Diese Beispiele könnten noch fast ins Unendliche vermehrt werden, aber sicher genügen sie, zu beweisen, daß das einzige sichere, unzweifelhafte Zeugnis bei einer großen Menge von Tiergruppen von hoher geologischer Daseinsdauer nicht imstande ist, irgendeine Art von Modifikation zu beweisen, die zu einem weniger embryonischen oder mehr differenzierten oder weniger generellen Typus fortschritte. In allen diesen Gruppen gibt es Beweise für Veränderung in Menge — keinen für das, was man gewöhnlich unter Fortschritt versteht; und wenn die uns bekannten geologischen Urkunden als ein nur einigermaßen beträchtliches Bruchstück des Ganzen zu betrachten sind, so ist es unverständlich, wie irgendeine Theorie einer mit Notwendigkeit [im echten Darwinismus kann nicht von Notwendigkeit, sondern nur von Zufall die Rede sein] fortschreitenden Entwicklung sich behaupten will; denn die angeführten zahlreichen Ordnungen und Familien zeigen keine Spur eines solchen Fortschritts.“ Huxley läßt noch die Möglichkeit offen, daß das Gefundne eben kein beträchtliches Bruchstück des Ganzen sei, aber bei der ungeheuern Menge und Mannigfaltigkeit des Gefundnen ist nach Schmitt kaum an diese Möglichkeit zu glauben. Und hätten sich wirklich nur von einer Minderzahl der ehemals vorhandnen Arten Proben erhalten, so wäre es doch im höchsten Grade wunderbar, daß gerade alle Zwischenglieder und Übergänge spurlos verschwunden sein sollten. Keinenfalls ist es wissenschaftlich erlaubt, die fehlenden Übergänge durch Phantasiegebilde zu ersetzen und die mit ihrer Hilfe fabrizierten Stammbäume für wissenschaftlich bewiesen auszugeben. Das Kambrium ist die älteste Schicht, in der „Spuren von sämtlichen Tierkreisen mit Ausnahme der Wirbeltiere, besonders häufig Trilobiten und Brachiopoden“ vorkommen. Da diese Geschöpfe schon sehr hoch organisiert und kompliziert sind, müßten sie, die allmähliche Entstehung aus einfachern Formen vorausgesetzt, eine lange Ahnenreihe gehabt haben. Von einer solchen findet sich aber nichts in dem unter dem Kambrikum liegenden Archaikum. Die einzigen darin nachgewiesnen Tiere sind Radiolarien, und so gut sich von diesen Spuren erhalten haben, würde das auch bei den Ahnen der übrigen niedern Tiere der Fall sein, wenn solche vorhanden gewesen wären. Jedermann begreift, die gleich allen Lebensfunktionen unbegreiflichen Tatsachen der Variabilität und Vererbung einfach vorausgesetzt, daß sich die Hautfarbe, die Größe und Gestalt der Glieder ändern können und unter Umständen ändern müssen; aber jeder schlichte Verstand erkennt es auf den ersten Blick als ungereimt, daß ein organisches Wesen von ganz bestimmter charakteristischer Gestalt und eigentümlicher Lebensweise, ein Polyp, ein Insekt, ein Fisch oder auch nur ein einzelnes so wunderbares Organ wie ein Auge durch äußere Einflüsse geschaffen worden sein solle. Wir finden es natürlich, daß bei Wesen, die durch Umstände gezwungen werden,

Generationen hindurch im Dunkeln zu leben, das Auge verkümmert, aber den Glauben höchst unvernünftig, äußere Umstände könnten einen lichtempfindlichen Hautfleck zum Wunderbau des Auges „entwickeln“. Und die von Schmitt zusammengestellten paläontologischen Tatsachen beweisen sonnenklar, daß eine solche Entwicklung tatsächlich nicht stattgefunden hat. Die Richtigkeit der Angaben Schmitts dürfen wir wohl voraussetzen, denn dergleichen kann man doch nicht erfinden.

Schmitt macht kein Hehl daraus, bekennt es vielmehr schon auf dem Titel, daß er seine Arbeit zu apologetischen Zwecken unternommen hat. Wenn die Organismen nicht durch äußere Umstände auf mechanischem Wege allmählich gebildet und von der niedrigsten Organisationsstufe auf die höchste sozusagen hinaufgeschraubt worden sind, wenn alle Grundformen plötzlich fertig auftreten, dann bleibt eben doch nichts übrig, als eine metaphysische organisierende Macht anzunehmen, mag diese auch, wie es sich E. von Hartmann denkt, die ersten Wesen jeder höhern Stufe nicht aus unorganischen Stoffen, sondern aus einem der niedern Stufe durch einen diesem erteilten Antrieb zu einer außerhalb der Entwicklung liegenden Änderung gebildet haben. Schmitt weiß natürlich, wie seine Studie im Kreise Haeckels aufgenommen werden wird, falls es nicht gelingt, sie totzuschweigen. „Aus den Tatsachen der exakten Wissenschaft, noch vielmehr aber aus begründeten und unbegründeten Hypothesen werden von zahlreichen Schriftstellern zugunsten des materialistischen Monismus die weitestgehenden Schlüsse gezogen. Sobald aber solche Tatsachen verwendet werden als Zeugen für die christliche Weltanschauung, dann soll ein solcher Versuch nicht mehr wissenschaftlich sein. Man spricht dem Vertreter solcher Anschauungen den Charakter eines wahren Naturforschers, eines echten Gelehrten ab.“ Als wahrer Forscher wird nur anerkannt, wer den Atheismus als selbstverständlich voraussetzt, wer vorausbestimmt, was der Forscher zu finden habe, und nur solche Ergebnisse der exakten Forschung gelten läßt, die sein Vorurteil zu bestätigen scheinen, die übrigen so lange wie möglich ignoriert. Und gelangen widersprechende Tatsachen doch einmal zur Kunde des Publikums, dann sucht man die Aufmerksamkeit davon abzulenken und den Streitpunkt zu verdunkeln. In einer Wochenschrift las ich vorm Jahre: Darauf, ob naturwissenschaftliche Hypothesen haltbar sind oder nicht, komme gar nichts an. Die Praxis sei die Hauptsache. „Wir stehn mit allen Kräften in einem enormen Eroberungsprozeß. Unsre Technik ist dem Punkte nahe, wo wir die absolute Anpassung des Lebens an die Erde darstellen ... Herr Wasmann mag uns so viel erzählen, wie er will, von wirklicher oder angeblicher windiger Theorie in der modernen Entwicklungslehre — fest steht, daß auch diese Entwicklungslehre längst mitten in jener großen praktischen Armee für die Eroberung steht, einrangiert ist und mitmarschiert.“ Und dann wird uns erzählt von den bekannten wunderbaren Erfolgen des Obstzüchters Luther Burbank und den weniger bekannten des schwedischen Saatgutveredlers Svalöf. Als ob die Tier- und Pflanzenzüchter

auf Darwin und Haeckel gewartet hätten! Gerade umgekehrt ist ja der ganze Darwinismus nur eine aus der alten Zuchtpraxis abgeleitete Theorie. „Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde, und macht sie euch untertan", hat Gott den ersten Menschen befohlen, und die Menschen haben sein Gebot erfüllt und die Natur sich unterworfen und sind fortgeschritten von der Entzündung eines dürren Holzes durch Reiben bis zur elektrischen Straßenbahn und von der ersten kümmerlichen Weizenernte bis zur chemischen Düngung, der Veredlung des Obstbaumes und der Züchtung englischer Rennpferde. Sollte der Antrieb, den Darwin den Züchtern erteilt hat, den Fortschritt der Tier- und Pflanzenzüchtung beschleunigt haben, so sind wir ihm dafür natürlich dankbar. Aber das wesentliche in diesem Gebiete ist lange vor Darwin geleistet worden, und das eigentlich Umgestaltende der neuern Zeit liegt gar nicht in diesem Gebiet, sondern in dem der Physik und Chemie, und die Vertreter dieser Wissenschaften haben ihre kostbare Zeit nicht darauf vergeudet, Brandreden gegen das Christentum zu halten und den Atheismus zu predigen. Mögen uns die Jenenser nur recht viel neue Sorten guten Obstes und ertragreichen Saatguts bescheren (daß sie sich darauf verlegt hätten, hat man bisher noch nicht vernommen), wir werden es an unsrer Dankbarkeit nicht fehlen lassen. Aber nicht um Obst und Saatgut handelt es sich in der Debatte zwischen Haeckel und seinen Gegnern, sondern um die faulen Früchte des Atheismus, die auf seinen Stammbäumen wachsen, und ob es wissenschaftlich ist, die Männer niederzuschreien und niederzuschimpfen, die Tatsachen anführen, denen gegenüber jene Stammbäume nicht haltbar sind. Bei den Angelsachsen gilt bekanntlich das Wort Wissenschaft keineswegs für gleichbedeutend mit Materialismus und Atheismus. In Birmingham hat kürzlich der Mathematiker Leverseege an die Tatsache des Stoffwechsels erinnert, die zur Folge hat, daß unser Hirn heute nicht mehr dasselbe ist, das es vor zehn Jahren gewesen ist. Wenn wir uns nun, meint er, heute an Tatsachen erinnern, die vor fünfzig und mehr Jahren geschehen sind, so können es nicht Hirnbestandteile sein, in denen diese Tatsachen aufbewahrt wurden, denn die diesen gleichzeitigen Hirnteile sind gar nicht mehr vorhanden. Das Aufbewahrende müsse also etwas „in der vierten Dimension befindliches sein, das man Geist, Seele oder Ich nennen möge". Die Frankfurter Zeitung, die das berichtet, bemerkt unwirsch dazu, es sei auffallend, daß es gerade in England noch unverhältnismäßig viele Forscher gebe, die ohne vierte Dimension nicht auskommen können. Die vierte Dimension ist nur eine ungeschickte und irreführende Bezeichnung für immaterielle Wesenheiten. Man braucht kein Angelsachse zu sein, um ohne solche nicht auskommen zu können; unser Bewußtsein überzeugt uns in jedem Augenblick von ihrem Dasein, denn dieses Bewußtsein selbst ist eben doch nichts Materielles. Daß die deutschen Gelehrten, wenigstens die publizistisch tätigen, großenteils rabiate Gegner jeder Ansicht sind, die den christlichen Glauben zu ermöglichen scheint, erklärt sich zum Teil daraus, daß

bei uns der übertrieben fürsorgliche Staat, namentlich der preußische, die Kinder und die jungen Leute mit Religion überfüttern läßt, und zwar in einem Religionsunterricht, der meist mehr eine Pein als eine Freude ist.

Die drei an letzter Stelle genannten Bücher lohnen kaum die Mühe des Lesens. Wir erwähnen sie nur als Symptome der Besinnung und Ernüchterung, die sich im monistischen Lager Bahn zu brechen beginnt. Koltan erkennt Reinkes Verdienst und Bedeutung an und kritisiert seinen angeblichen Dualismus in durchaus anständiger Sprache. Gegen die Abweisung des Atheismus will er nichts einwenden, weil der einseitige Druck-Stoß-Materialismus keine befriedigende und zureichende Welterklärung biete. Koltan hält mit vielen andern eine neue Begründung der Moral für nötig, weil die kirchliche nicht mehr ernst genommen werde und die Menge der „trostlosen und gefährlichen" Atheisten, der gewissenlosen Genußmenschen, erschreckend groß sei. Wenn er jedoch den Monismus Spinozas für die Religion erklärt, die dem heutigen Erkenntnisstandpunkt allein angemessen sei, so mag er sich von Otto Flügel eines bessern belehren lassen. — Max Werner „widerlegt" mit den Waffen der modernen Bibelkritik nicht allein die Ansprüche des Papstes, sondern auch den Offenbarungscharakter des Christentums, glaubt zwar nicht an die Unsterblichkeit der Menschenseele aber an den persönlichen Gott, der nicht erst im Menschen zum Bewußtsein kommt, erklärt die Religionen für die besten Erzieher der Menschheit und will die „überwundnen" nicht als eiteln Wahn, sondern als die der jeweiligen Erkenntnisstufe angemessene Form der Religion angesehen wissen. Für die seiner Ansicht nach heute allein noch zulässige, den Monismus, hat er eine Art Kirchenverfassung und Kultusordnung ausgearbeitet. — Kullmann leitet seine Religion aus einer neuen Metaphysik ab, die darstellt, wie sich „das Sein, die Vernunft, in den drei Daseinsstufen des Geistes, der Bewegung und des Stoffs entwickelt". Der Schluß lautet: „Auf der niedrigsten Stufe hatte der Mensch eine außerirdische Welt auf Grund von Allgemeingefühlen der Furcht und der Hoffnung geahnt; auf höherer auf Grund von Vorstellungen sich ausgemalt; auf noch höherer erkennt er im reinen Lichte der Begriffe diese erhoffte zukünftige Welt als die gegenwärtige Welt des Geistes, von der er selbst ein unverlierbarer Teil ist, und deren ewige freundliche Gesetze die Gesetze seines eignen Daseins sind." Was diesem Credo zunächst entgegentritt, ist die Tatsache, daß den meisten Menschen die Gesetze dieser Welt gar nicht sehr freundlich vorkommen. Carl Jentsch

Neue Goethe-Briefe

Nebſt einem ungedruckten Briefe von Rochlitz an Goethe

Von Hans Gerhard Gräf

2

In Goethes Medaillenſammlung waren die Bildniſſe mehrerer Glieder der berühmten Patrizierfamilie Welſer in Augsburg vortrefflich vertreten; neuerdings hatten Rauch und deſſen Schüler Karl Viktor Meyer, ein Sohn von Goethes Freund Nikolaus Meyer, noch einige Exemplare geſandt. Durch dieſe wird Goethe in ſeinem Briefe an Rauch zu folgender bedeutenden Äußerung veranlaßt: „Gypsabguß und Paſten ſind mir von des edlen Welſers Denkbild zugekommen. Unter meiner ältern Medaillenſammlung habe ſowohl in Originalbronce, als in Gypsabgüſſen, nicht weniger in Holz geſchnitten manches ähnliche Vorzügliche. In Nürnberg und Augsburg muß zu jener Zeit, welche freilich eine ſehr ſchöne war, auch dieſer Kunſtzweig auf einen hohen Grad gebracht worden ſein, wie denn ja alle Künſte gleichzeitig immer auf einander wirken. Wahrheit und Tüchtigkeit iſt der Ausdruck alles deſſen, was um die Epoche der Reformation gebildet wurde. Iſt denn doch auch dieſe eigentlich das Beiſpiel, wie tüchtige Menſchen, gleichwie in ſittlichen und religioſen, auch ſo in allen Dingen wahr zu ſein ſich verpflichtet fühlten.“

Weiterhin rühmt Goethe die Tätigkeit der Berliner Künſtler Friedrich Tieck, Schinkel und Beuth, denen er ſchon manche Bereicherung ſeiner Sammlungen verdankte; er tut es, nicht ohne eine jener rührenden Wendungen einfließen zu laſſen, die für den Anſchauungsdurſt des Einſamen ſo charakteriſtiſch ſind: „Man ſtellt ſich nicht leicht vor, wie ſehr ich anerkenne, wenn man mir in meinem kleinen Bezirk etwas Würdiges ſtiftet, wie ſehr ich zu ſchätzen weiß, wenn irgend etwas Vorzügliches irgend woher zu meinem Beſitz gelangt. Vor einiger Zeit erhielt ich unvermuthet eine Capitalzeichnung von Rembrandt, woran ich ſchon einige Wochen zehre, bei dieſer Gelegenheit andere Werke dieſes unvergleichlichen Meiſters hervorſuche und in ſein Verdienſt einzudringen mir zur Angelegenheit mache.“

Rauch hatte in ſeinem Schreiben vom 11. Februar mit höchſter Anerkennung einer Zeichnung ſeines Schülers Ernſt Rietſchel gedacht „zu einem Relief: Jakob nach Ägypten ziehend, das Wiederfinden Joſephs; der Zug der Brüder, der Frauen, der Kinder, der Geſpanne, des Viehes, Schafe und Rinder p. bildet eine ſo kunſtgerechte ſchöne Zuſammenſtellung, daß zugleich mit größerm

Seelenausdruck in allen Motiven ich nie Schöneres sah. Schwach und gering kam ich mir vor, wie meinem Auge so viel Schönes, in Gedanken und Form, sich entwickelte! In diesem jungen Manne erreicht wahrscheinlich die neuere Skulptur eine nie geahnte Höhe und Thorwaldsens immenses Talent in dessen feinerm Sinn und Bildung den berufenen würdigen Nachfolger." Hierauf nun erwidert Goethe: „Können Sie, theuerster Freund, mir die Durchzeichnung nur von einem Theil der gerühmten Friese verschaffen? Ich besitze vieles, was die Alten in dieser Art unternommen, was Mantegna, Raphael selbst, Julius Roman, Polidor, auch neuerlich Appiani in Mailand und Thorwaldson in Rom hierin geleistet; ich habe oft und viel darüber nachgedacht, und ein neues Beispiel würde mich abermals belehren. Nur bemerk' ich hiebei: daß Sie, als ein wahrer Meister, sich hinter einen geistreichen Schüler allzu bescheiden zurückstellen; ich sollte denken, Ihre beiden Basreliefe [vom Blücherdenkmal in Berlin], die ich jetzt das Vergnügen habe täglich anzuschauen, sollten hiernach gar wohl Rang und Würde behaupten." —

Wie auf dem Gebiete der Kunst so trat auch im Bereich der Literatur manches interessante Neue Goethen in diesen Monaten nahe; der zur Verfügung stehende Raum erlaubt uns jedoch nicht, näher darauf einzugehen, doch sei auf das Wichtigste wenigstens flüchtig hingedeutet: durch die Zusendung von Leopold Rankes Werk über die serbische Revolution sah Goethe sich Mitte März 1829 veranlaßt, in einem bisher unbekannten Briefe an den Verleger Perthes in Hamburg von diesem nähere Auskunft über die Persönlichkeit und Lebenslage des Verfassers zu erbitten; dem Domherrn Katerkamp in Münster, der sein Buch über das Leben der Fürstin Amalia von Gallitzien durch Friedrich v. Luck hatte überschicken lassen, ließ Goethe durch seinen Sohn danken in einem langen, in dessen Namen diktierten Schreiben vom 29. Januar 1829; endlich sei besonders hingewiesen auf die merkwürdigen Äußerungen Goethes über die Gedichte Ludwigs des Ersten von Bayern in den beiden bisher ungedruckten Briefen von Ende März 1829 an einen Ungenannten (vielleicht an den Münchner Hofmaler Stieler) und vom 14. April 1829 an den König selbst.

Suchen wir nunmehr den Dichter in seiner eignen Werkstatt auf und fragen, was etwa Neues die in unserm Bande erstmals gedruckten Briefe über Goethes dichterische und schriftstellerische Tätigkeit bringen, so gewahren wir zwar nichts von überragender Bedeutung, doch aber manches sehr Willkommne.

„In emsiger Geduld" (diesem glücklichen Ausdruck begegnen wir in einem Briefe an Heinrich Meyer vom 10. Februar 1829) verbrachte der Greis seine Stunden, „die guten benutzend", wie er Zeltern einmal vertraut (11. Juni 1829), „die schlechten verpassend oder, was besser getan ist, verschlafend". Zwei große abschließende Arbeiten waren innerhalb unsers Zeitraums von dem Achtzigjährigen für die letzte Ausgabe seiner Werke noch zu bewältigen: die Neugestaltung von „Wilhelm Meisters Wanderjahren" und die Darstellung des zweiten Aufenthalts in Rom; zahlreiche Briefe gedenken dieser beiden Tätig-

keiten, und manche unter ihnen, zumal die Briefe an Riemer, bringen reiche Nachträge zu dem großen und wichtigen Kapitel „Goethe über seine Dichtungen". Viel Beschwerde, das erkennt man, haben die „Wanderjahre" Goethen gemacht, aber er läßt nicht ab, das Ungeformte zu formen und aus der Fülle seiner fast ein Jahrhundert umspannenden Erfahrung goldne Worte der Weisheit in das bunte Gewebe der Erzählung zu wirken; endlich kann er ausrufen: „Der lästige Alp lüftet sich nach und nach, und man kann alsdenn mit einiger Freiheit wieder umherschauen" (an Riemer, 9. Februar 1829).

Von den kleinern poetischen Erzeugnissen unsers Zeitraums wird das bedeutendste in unserm Briefbande überhaupt nicht genannt, das herrliche „Vermächtnis" des Naturforschers und Weltweisen Goethe, das Gedicht „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!" Dagegen ist von den beiden für Zelters siebzigsten Geburtstag „mit dem besten Willen extemporierten" Dichtungen, der Kantate und dem Tischlied, mehrfach die Rede, besonders in drei bisher ungedruckten Briefen an den Komponisten Karl Friedrich Rungenhagen vom 21. Oktober, 18. November und 6. Dezember 1828.

Seit dem Frühjahr 1829 wurde in Weimar eifrig an den Vorbereitungen gearbeitet: Goethes herannahenden achtzigsten Geburtstag durch eine Aufführung des „Faust" zu feiern. Der Dichter selbst wurde zur Mitwirkung bei diesem „bedenklichen" Unternehmen genötigt.*) Man legte ihm das von Klingemann in Braunschweig bezogne Soufflierbuch vor zur Begutachtung der von Riemer und andern für nötig erachteten Änderungen und Striche. Aus einem bisher ungedruckten Briefchen erfahren wir jetzt, daß Goethe dieses Soufflierbuch am 25. März 1829 an Riemer zurückschickte mit den Worten: „Hiebei das Manuscript zurück. Einiges kann, ohne den Sinn zu stören, ausgelassen werden, anderes mit wenigen Federstrichen zurechte gerückt. An einigem seh' ich das Bedenken nicht ein. Wollen Sie nun vorerst das Auffallende rectificiren, so sprechen wir wohl noch einmal über das Problematische."

Neben den schon genannten dichterischen und autobiographischen Arbeiten förderte Goethe in unserm Zeitraum vor allem die Drucklegung seines Briefwechsels mit Schiller. Von den sich auf dieses wichtige Unternehmen beziehenden Stellen bis jetzt unbekannter Briefe sei hier nur folgende interessante Bemerkung aus dem Schreiben an Reichel vom 25. März 1829 angeführt: „Bei dieser Gelegenheit aber bemerke, daß wir besser thäten, Seite 186 [in Goethes Brief vom 2. Mai 1798] statt der Namen Posselt und Gentz nur die Anfangsbuchstaben P. und G. zu setzen. Man hat durchaus alles Verletzende zu vermeiden getrachtet, und doch ist eins und das andere durchgelaufen."

Auch von außerhalb wurde Goethe veranlaßt, seine Gedanken auf die Schillerperiode zu richten. Der Verlagsbuchhändler Wilmans in Frankfurt

*) Ausführlicheres darüber findet man in meiner Schrift „Goethes Anteil an der ersten Faustaufführung in Weimar am 29. August 1829" (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1904) und in Band 4 meines Werkes „Goethe über seine Dichtungen" (Frankfurt am Main, Literarische Anstalt Rütten & Loening, 1904).

am Main hatte am 7. Januar 1829 brieflich um ein Vorwort gebeten zu der von ihm übernommnen Ausgabe einer deutschen Übersetzung von Thomas Carlyles Werk The Life of Friedrich Schiller: Comprehending an Examination of his Works (London, 1825); Goethe erwiderte in einem, von uns nach dem Konzept mitgeteilten Briefchen sehr verbindlich: er könne zwar nichts versprechen, weil ihm gar zu vieles obliege, was von Tag zu Tag geleistet werden müsse, vielleicht aber werde er beim Lesen der Aushängebogen eine Anregung gewinnen. Das Werk erschien, in der Übersetzung von Marie v. Teubern, erst 1830, aber eingeleitet von Goethe, durch dessen Fürsorge Titel und Umschlag sinnvollen bildlichen Schmuck erhielten.

Die englische Originalausgabe hatte Goethe kurz, aber liebevoll im zweiten Heft des sechsten Bandes seiner Zeitschrift „Über Kunst und Altertum" angezeigt, das im Juli 1828 zur Ausgabe gelangt war. Es sollte dies das letzte von Goethe selbst zum Druck beförderte Heft jenes gehaltvollen Journals bleiben, durch dessen Verlag Cotta freilich keine Reichtümer erworben hat. Besser gelang ihm das durch die Ausgabe letzter Hand von Goethes Werken, die während des Zeitraums unsers Briefbandes bis zum Erscheinen der fünften Lieferung (Band 21 bis 25) fortschritt. Am 27. September 1828 hatte der berühmte Verleger seinen berühmtesten Autor in Weimar besucht. Elf Tage später, am 8. Oktober schreibt Goethe in einem bisher ungedruckten Briefe an Cotta: „Ew. Hochwohlgeboren sind gewiß mit der Überzeugung abgereist: daß Ihre und Ihrer Frau Gemahlin Gegenwart bei uns den angenehmsten Eindruck zurückgelassen, und daß wir uns oft an der Erinnerung ergetzen, ein so werthes Paar auch persönlich verehrt zu haben. Gedenken Sie unsrer auf gleiche Weise, so kann das schon so lange dauernde wichtige Verhältniß nur immer schöner sich gestalten, und ein wechselseitiger Vortheil von den würdigsten Gefühlen gegenseitigen Vertrauens geadelt werden." Dieser feierliche Ton ist überaus charakteristisch und läßt ganz klar erkennen, daß das „gegenseitige Vertrauen" eben nicht übermäßig stark war. Noch deutlicher wird dies aus dem nächsten Schreiben an Cotta vom 30. November 1828,*) worin es heißt: „Nun aber lassen Sie mich eine wichtige Betrachtung mittheilen, zu welcher ich durch Ihre neuliche erwünschte Gegenwart veranlaßt worden. Männer, die in so bedeutenden Lebensverhältnissen verbunden sind, sollten nicht so lange anstehen, sich persönlich zu nähern und mündlich zu besprechen. Entfernung entfernt die Gemüther, es sei, wie ihm wolle; ein Augenblick der Gegenwart hebt alle die Nebel auf, die sich in der Weite nur gar zu leicht vermehren und verdichten." —

Nebel, die sich nur gar zu leicht vermehren und verdichten — an diesem treffenden Vergleich erkennen wir den alten, treuen Beobachter der Natur. Wie oft hatte er in Jena an den Ufern der Saale, auf den waldigen Höhen

*) Bereits früher gedruckt im „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta" (Stuttgart, 1876), S. 587.

des Thüringer Berglandes, in Karlsbad und Marienbad und noch vor kurzem im Sommer 1828 während seines Stillebens im Dornburger Schlößchen das stumme, geisterhafte Wechselspiel steigender und fallender Nebelschleier beobachtet! In den blumenreichen Terrassengärten Dornburgs, mit ihrem freien Blick auf die Saalewiesen in der Tiefe und auf die waldreichen Berge gegenüber, da war in Goethe eine alte Leidenschaft mit jugendlicher Gewalt wieder erwacht, die Liebe zur Pflanzenwelt, die Neigung, sich in morphologische und biologische Probleme der Botanik zu versenken; und so konnte er im Spätjahr dem Stuttgarter Botaniker Georg Friedrich v. Jäger in Wahrheit bekennen (15. November 1828, bisher ungedruckt): „Auch ich habe nicht unterlassen, diese Zeit her jene mir seit vielen Jahren höchst werthe Studien der Botanik gelegentlich fortzusetzen und darf wohl betheuren: ich würde, wenn nicht so manche Abhaltungen entgegen stünden, meine späteren Jahre ganz der Naturforschung widmen." Zugleich übersandte er ihm eine Abbildung und ein Exemplar jener seltsamen, zu den Liliaceen gehörenden Pflanze, die sein Freund, der Graf Kaspar v. Sternberg, vor kurzem zuerst beschrieben hatte unter dem Namen Anthericum comosum (jetzt Chlorophytum Sternbergianum Steudel.). „Sollten übrigens", schließt Goethes Brief an Jäger, „schon dergleichen Exemplare in Stuttgart vorhanden sein, so bitte doch Gegenwärtiges zu meinem Andenken zu pflegen und, bei dem gränzenlosen Fortbildungs-Triebe, auch meiner unbegränzten Neigung zu den Naturstudien ... zu gedenken ..." Man sieht: Goethe verehrt diese ihm neu bekannt gewordne Pflanze als ein heiliges Symbol, als ein Sinnbild und Gleichnis seines eignen „gränzenlosen Fortbildungs-Triebes", wie er als ebensolches lange Jahre hindurch das Bryophyllum calicinum verehrt, gepflanzt und besungen hatte. Wäre es nicht wohlgetan, um nicht zu sagen eine fromme Pflicht: diese Gewächse dauernd in Goethes Haus und Garten zu pflegen und so auch dem sinnigen Besucher dieser Stätten vor Augen zu führen?

Und noch eine andre Äußerung Goethes darf in diesem Zusammenhange nicht fehlen, sie findet sich in dem ebenfalls bisher unbekannten Briefe an den österreichischen Naturforscher v. Schreibers vom 16. Februar 1829: „Hier darf ich wohl aussprechen, daß die Naturbetrachtungen, denen ich so viele Jahre meines Lebens gewidmet, mich erst jetzt in hohem Grade belohnen, indem sie unter den Trost- und Ermunterungsgründen, bei manchem eindringenden Übel, sich am treusten und wirksamsten verhalten."

Der neu erwachte, mächtige Trieb zur Natur hin mußte sich nach Goethes Art sofort auch produktiv betätigen; und die Aufgabe war, trotz seinen hohen Jahren, schnell gefunden. Als er am 11. Februar 1829, im Hinblick auf die mühselige Arbeit an den „Wanderjahren", an Riemer schrieb: „ . . mich verlangt sehr, diese Last los zu werden", setzte er hinzu: „freilich genau besehen, um eine neue aufzuladen". Diese neue Last war die Besorgung einer zweiten Ausgabe seines „Versuches, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären"; sie wurde mit Rücksicht auf die neuen Forschungen französischer und französisch-schweizerischer Gelehrten mit einer von Soret gefertigten Übersetzung in französischer Sprache

versehen, und Goethe gab dazu eine Darstellung der Wirkung seiner Schrift während der seit ihrem ersten Erscheinen verflossnen dreißig Jahre.

Sehr anregend auf naturwissenschaftlichem Gebiet waren für Goethe auch die Besuche einiger Fachmänner, die Anfang Oktober 1828, von der großen Versammlung der Naturforscher und Ärzte in Berlin zurückkehrend, bei ihm vorsprachen, unter ihnen die Botaniker v. Martius aus München und Schübler aus Tübingen. Den amtlichen Bericht über jene wichtige Gelehrtenversammlung sandte Lichtenstein Ende Mai 1829 an Goethe, in der Hoffnung, er werde Goethen „nicht unwillkommen sein, zumal da die angehängte Sammlung der nach den eigenhändigen Schriftzügen lithographierten Namen ziemlich vollständig geworden ist und in dieser Weise die versammelt gewesenen Personen lebhafter vergegenwärtigt, als ein wohlgeordnetes gedrucktes Verzeichnis gethan haben würde". Die bisher nicht bekannte Antwort Goethes an Lichtenstein vom 25. Juni ist in mehr als einer Beziehung so interessant, daß sie hier, mit einigen wenigen Kürzungen, mitzuteilen ist. Goethe schreibt: „Ew. Wohlgeboren haben mit dem ... mir übersendeten, wichtigen Hefte einen dringenden Wunsch erfüllt, Nachricht nämlich von der in Berlin zusammengetretenen Gesellschaft deutscher Naturforscher immer näher und vollständiger zu erhalten. Zwar fand ich mich durch das bisher bekannt Gewordene, nicht weniger durch mehrere Naturfreunde, die mich bei ihrer Rückkehr als einen alten treuen Zunftgenossen besuchten, bis auf einen gewissen Grad unterrichtet, oder, um bestimmter zu reden: ich hatte von dem, was sich ereignet, einen allgemeinen Begriff, von dem, was geleistet worden, einzelne Nachrichten gewonnen. — Nun aber gewähren Sie mir durch die geneigte Mittheilung gründlichere Ein- und Übersicht, und es ergibt sich dabei das vollständigere Resultat, daß Sie, der verehrte Präsident und der ganze Complex theilnehmender Gönner aller Stände sowohl die Wissenschaft in ihren Repräsentanten als sich selbst geehrt, und zwar auf eine Weise, die einzig bleiben und zugleich über die folgenden Versammlungen ein günstiges Licht und eine glückliche Einwirkung verbreiten wird. — Es war ein solches Ereigniß um so wünschenswerther, als niemand voraussehen kann, was für Vortheile die Mit- und Nachwelt von diesem nunmehr so glänzend eingeleiteten Congreß wird ernten können. Der deutsche Gelehrte, der deutsche Forscher mußte sich immer als ein isolirtes Wesen, als eine Privatperson fühlen; er wird hier genöthigt, sich als den Theil eines Ganzen zu betrachten, und obgleich dieses gewiß den meisten ungewohnt und unbequem erscheinen muß, so ist doch diese erste Nöthigung von so viel geistigen und sittlichen Forderungen begleitet, daß ein jeder, wenn er nach Haus kommt, sich in seinem löblichen Egoismus doch etwas anders fühlen muß... Recht angenehm auffallend war mir, ich will es bekennen, die löbliche Ordnung, Klarheit und Zucht, wie sich die sämmtlichen Herren hinter einander unterschrieben. Es gehörte eine gar wohl ersonnene Anstalt dazu, um so viele bedeutende Männer in solchen Schranken zu halten und zu erreichen, daß eine Classe, welche sonst wegen Übelschreibens berüchtigt war, hier durchaus als deutlich- und zum größten

Theil als schönschreibend uns entgegen kommt. Die Vollkommenheit Ihrer lithographischen Anstalten mag denn auch wohl das ihrige beigetragen haben. — Sollt' ich nun manches Einzelne, was bei Lesung Ihres werthen Heftes bei mir aufgeregt worden, freimüthig äußern, so würde ich nicht aufhören, da ich nicht einmal weiß, wie ich anfangen sollte. Lassen Sie mich also mit den treusten Wünschen für die Reise unsres vorzüglichen, edlen, trefflichen Mannes [Alexander v. Humboldts] hiemit abschließen, und erlauben Sie mir, den freilich nicht zu gewährenden Wunsch auszusprechen: ich möchte gar zu gern die in der großen Natur umherirrenden lebendigen Wesen, so wie Sie solche geordnet und aufgestellt, an Ihrer Hand mit Muße betrachten; ich würde dadurch für viele nicht zu unternehmende Reisen entschädigt und gewiß über manche Ahnungen aufgeklärt, die, unter den jetzigen Umständen, für mich unenthüllt bleiben müssen."

Werfen wir zum Schluß dieser Überschau noch einen kurzen Blick auf Goethes Weimarisches Leben im Engern. Mit Bewunderung gewahren wir, wie der Achtzigjährige sich fortgesetzt einer im allgemeinen vortrefflichen Gesundheit erfreut, und wir können es ihm nicht verdenken, daß er sich einer liebenswürdigen Freundin früherer Zeiten, der Gräfin Dorothée de Chassepot, geb. v. Knabenau, gegenüber sehr energisch, ja nicht ohne Empfindlichkeit gegen den Vorwurf verteidigt, er habe sich einem Besucher triste und abbatu gezeigt. Grund genug zur Traurigkeit und Niedergeschlagenheit hätte eine anders geartete Natur wohl schon in der von Jahr zu Jahr zunehmenden Vereinsamung finden können. Von den alten Genossen der kraftvollen Jugendjahre und der ersten Weimarer Zeit lebten nur noch ganz wenige; Knebel führte sein stilles Klausnerdasein in Jena fort; Karl August war dahingegangen, und am Tage seiner Bestattung, am 9. Juli 1828, war ihm eine der liebenswürdigsten Gestalten jener heitern Weimarer Frühzeit in den Tod gefolgt, ein treuer Diener seines Herrn, der Oberhofmeister Friedrich Hildebrand v. Einsiedel. Jetzt hatte der Kanzler Müller seinen Entwurf zu einer Grabschrift für Einsiedel Goethen vorgelegt, die mit den Worten schloß: „ . . | Hat er unsre goldne Zeit durchlebt | Und ging heim | An dem für Weimar traurigsten Tage." Goethe war damit nicht zufrieden. „Aufrichtig zu sein, schrieb er an Müller in einem bisher ungedruckten Briefchen vom 11. November 1828, will mir unsre goldne Zeit nicht gefallen; seitdem ich lebe, hab' ich schon sechs bis sieben goldne Zeitalter der deutschen Litteratur überstehen müssen, en échelon, auch wohl synchronistisch"; er änderte deshalb den Schluß ab in die Worte: „und folgte seinem Herrn | ungesäumt | in die Wohnungen | der Seligen".

Unter den jüngern Persönlichkeiten, die Goethe während seiner letzten Jahre nicht selten bei sich sah, war eine, die wegen ihres ungewöhnlichen Charakters und schwer zugänglichen Gemüts den großen Kenner und Schilderer der weiblichen Natur besonders anziehen mußte: Auguste Jacobi, die damals fünfundzwanzigjährige Enkelin seines Jugendfreundes Friedrich Heinrich Jacobi. Längere Zeit hindurch lebte sie im Hause des Kanzlers Müller in Weimar und auf

dessen Gute Bergern am Hexenberg bei Berka; sie wird in Müllers Unterhaltungen mit Goethe mehrfach genannt, so sagte nach ihnen Goethe einmal von dem sonderbaren Mädchen: „sie verwandle mit ihrem scharfen Geiste alle Poesie augenblicks in Prosa, versiere in beständiger Klarheit, aber des Irrtums". An den Grafen von Reinhard schreibt Goethe am 12. März 1830 über sie: „Die Natur gab ihr klare Einsicht in die Persönlichkeiten und sonstige Verhältnisse der weltlichen Dinge, dabei ein festes Beharren auf sich selbst und ihren Begriffen; dagegen aber versagte sie ihr alle Anlage zu einer liebevollen Nachsicht, wodurch man geneigt wird, sich in andere zu schicken; daher sie denn wohl zu dulden, nicht aber sich zu fügen weiß." Unter den zu unserm Bande gehörenden Briefen nun findet sich einer, der sich vermutlich auf Auguste Jacobi bezieht; es ist ein Konzept ohne Adresse und ohne Datum, aus dem Juni 1829 stammend und wahrscheinlich an den Grafen von Reinhard gerichtet, aber in den Brief an diesen vom 18. Juni 1829 mit Wohlbedacht nicht aufgenommen. Mit Bedacht, denn es ist eine der bezeichnendsten und schönsten Eigentümlichkeiten Goethes, daß er, wo er nicht zustimmen, nicht anerkennen kann, schweigt; das gilt sowohl von seinen Schriften überhaupt, als auch insbesondre von seinen Briefen. Man wird in unsrer gesamten Literatur wenige Briefsteller finden, bei denen alles Urteil über Persönlichkeiten stets so auf das Positive, Fruchtbare gerichtet, alles Persönliche überhaupt mit solcher Zartheit behandelt ist wie bei Goethe. War ihm wider Willen in einem vertrauten Briefe doch einmal ein Urteil entschlüpft, das möglicherweise hätte kränken können, so unterdrückte er es gewiß nachträglich. Die kleine Zahl von Beispielen, die sich hierfür beibringen ließe, wird durch das eben genannte Konzept um ein besonders interessantes vermehrt. Goethe schreibt: „Unser Freund [der Kanzler Müller], welcher diesen Namen wahrhaft verdient, weil er die Angelegenheiten seiner Freunde ganz und vielleicht noch gewissenhafter als seine eignen behandelt, genießt nun des Vortheils, eine hochgeschätzte und geliebte Person in der Nähe zu besitzen. Sie ist wahrhaft schätzenswerth, doch ist ihre Bildung aus einem andern Kreise als der, in dem ich mich bewege; ich bin gerade nicht mit ihr im Widerspruch, aber ich finde in ihrem Wesen gerade keine Wartesteine, wo ich geneigt wäre, auch irgend einen kleinen Anbau zu versuchen. Mir ist die Bemerkung wichtig, wie Jahre und Landschaft, Epochen und Richtungen die Menschen derselben Nation dergestalt zu trennen vermögen, daß sie wenig mit einander gemein haben. Ändert sich dieses in der Folge, so will ich es freudig bekennen." Diese überaus charakteristischen, immerhin aber doch recht allgemein gehaltnen Bemerkungen erschienen Goethe doch noch zu scharf, zu persönlich und möglicherweise verletzend; er strich sie aus (von „Sie ist wahrhaft schätzenswert" bis „freudig bekennen") und schrieb dafür folgendes: „Was mich betrifft, ich dürfte nicht sagen, daß ich sie kenne; ihr Charakter und Wesen wird sich gar bald an den Eigenthümlichkeiten der Weimaraner bezeichnen, vielleicht mehr als in Unterhaltungen mit mir, da ich immer gewohnter werde, alle Vorstellungsarten recht zu finden, die ja doch, so mannigfaltig, aus der Natur des Individuums, dem

Verhältniß zu seinem nächsten Kreise und zur Weltepoche, worin es geboren wurde, sich entwickeln und ausbilden müssen." Aber auch diese Fassung genügte ihm nicht, drückte das ihm Vorschwebende noch nicht zart genug aus, und so ließ er lieber das Ganze fallen. —

An den mannigfachen, hier probeweise mitgeteilten Briefstellen wird man erkannt haben, wie reich an Interessantem auch dieser neue Band von Goethebriefen ist. Zu den ungedruckten Schriftstücken, auf die unsre Auswahl sich diesmal absichtlich beschränkt hat, kommen die bereits früher gedruckten; gar manche aber auch von diesen, in alten, wenig zugänglichen Werken veröffentlicht, können ganz wohl als neu gelten. Und selbst aus den bekanntesten Briefen Goethes vermögen wir bei erneuter Lektüre immer wieder frischen, ungeahnten Gewinn zu ziehen. Seine Briefe an Zelter zum Beispiel enthalten eine erstaunliche Menge von einzelnen Bemerkungen, die nicht etwa vor hundert Jahren geschrieben zu sein scheinen, sondern eben jetzt aus den Verhältnissen der heutigen Gegenwart heraus. Lesen wir, um nur ein Beispiel statt vieler zu geben, was Goethe am 17. Mai 1829 an Zelter schreibt: „Die jetzige Zeit ist eigentlich enkomiastisch, sie will etwas vorstellen, indem sie das Vergangene feiert: daher die Monumente, Feste, die säcularen Lobreden und das ewige ergo bibamus, weil es einmal tüchtige Menschen gegeben hat." Paßt das etwa nicht vortrefflich auf unsre Tage? Und der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung? Vielleicht ließen sich deren mehrere anführen, der gewichtigste scheint mir der: Goethe ist und bleibt, wie die Natur, ewig jung, nicht nur in seinen Dichtungen, sondern auch in seinen Briefen.

* * *

Als Zugabe zu unserm diesmaligen Bericht dürfen wir einen ungedruckten, in den besprochnen Zeitraum fallenden Brief von Rochlitz an Goethe mitteilen; er füllt willkommen eine Lücke aus in dem 1887 durch den Freiherrn Woldemar von Biedermann veröffentlichten Werke „Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz".*) Goethe hatte dem als kenntnisreichen Kritiker und zartsinnigen Menschen von ihm besonders hochgeschätzten Leipziger Freunde am 17. Januar 1829 zwei Fasane in die Küche geschickt; Rochlitz bedankt sich dafür am 26. Januar, und Goethe schickt diese Antwort nebst einem für Rochlitz bestimmten Exemplar von Casimir Freschots Werk „Relation von dem Kayserlichen Hofe zu Wien" (Cölln, 1705) am 28. Januar an den Kanzler Müller, indem er schreibt: „Ew. Hochwohlgeboren lesen beikommendes Büchlein wohl mit

*) Der Brief befindet sich, da er von Goethe an den Kanzler Müller geschickt, von diesem aber nicht an Goethe zurückgegeben worden ist, in dem (einen Teil des Goethe- und Schiller-archivs bildenden) Kanzler-Müller-Archiv, und zwar unter den durch Woldemar von Biedermann für das genannte Werk nicht benutzten Briefen von Rochlitz an Müller (Fascikel 341). Für die mir als ständigem Mitarbeiter des Goethe- und Schiller-Archivs erteilte Erlaubnis zur erstmaligen Veröffentlichung sei dem hochverdienten Leiter des Archivs, Herrn Geheimen Hofrat Professor Dr. Suphan, bestens gedankt.

Antheil und senden solches sodann an den wahrhaft guten und redlichen Freund. Aus beiliegendem Briefe sehen Sie, wie artig er für die culinarische Sendung dankt; ingleichen, daß wir Hoffnung haben, in der bessern Jahrszeit ihn hier zu sehen ..." Der Brief von Rochlitz lautet:

Ew. Excellenz

haben mich auf's angenehmste überrascht durch den Beweis, daß Sie nicht nur meiner noch gedenken, sondern auch wollen, daß ich mir gütlich thue. Zwar thue ich mir immer gütlich, wenn ich Ihre Werke lese, oder wenn ich Ihrer, und meiner Vergangenheit in Beziehung auf Sie gedenke; dieß alles schlingt sich aber durch mein ganzes Leben, wie ein Goldfaden durch ein Band, das beschmutzt oder aufgetrödelt werden müßte, sollte der Faden nicht mehr licht hervorstechen: indessen, eine Zugabe, wie Sie mir gesandt, gibt doch auch wirklich etwas zu; und ich danke Ihnen gar freudig. Schreibe ich nichts weiter, so ist es, weil sich so vieles aufgespeichert hat, daß kein Vollführen abzusehn. Lieber hege und stärke ich den Wunsch, Sie und den geehrten Freund, den ich auch Ihnen verdanke, noch einmal in Weimar zu sehn. Dann wollte und würde ich, in Bezug auf Sie, gar nichts, außer einige Tage auf der Lauer liegen, wann Sie mich zu sich rufen ließen, Ihre Nähe zu genießen. Da möchten Sie mich ausfragen über alles, wovon Sie etwas durch mich vernehmen wollten; und wären Ihnen Töne lieber als Worte, so würde ich auch für diese zu sorgen wissen. Je miserabler mich eben jetzt die Kälte zusammenzieht und festzuhocken nöthigt: desto mehr hoff' ich, die Frühlingswärme werde mich ausdehnen und beweglich machen. Gelingt mir das und erhalten Sie dann meine Anmeldung aus dem Weimarischen Gasthofe: so besorgen Sie nur ja nicht, daß ein unbescheidner, unbequemer, zudringlicher Gesell Sie umlagern werde. Ich gebe das Wort: Selbst auf die Gefahr hin, weniger angeregt und theilnehmend zu erscheinen, werde ich nie bei Ihnen eintreten, außer wenn Sie selbst es verlangen; und verlangen dürfen Sie es auch nicht ein einziges Mal, außer wenn es Ihnen in jeder Hinsicht recht eigentlich und vollständig genehm ist. Kömmt die Zeit, so will ich auch, um Ihre Güte nicht in einige Bedrängniß zu bringen, nicht bei Ihnen selbst, sondern bei unserm gemeinschaftlichen Freunde, Herrn Kanzler von Müller, anfragen, welchem Sie bequemlicher sagen können: Er mag nicht oder doch jetzt nicht kommen! Mach' ich's so recht? Wenigstens weiß ich's nicht besser.

In dankbarer Verehrung und treuer Hingebung fort und fort mich

Ew. Excellenz

empfehlend,

Rochlitz.

Leipzig,
den 26sten Januar
1829.

Hans von Marées

Ein Rückblick auf die Ausstellung seiner Werke in Berlin

In den Räumen der Berliner Sezession, wo so oft Unerfreuliches und Unverständliches ausgestellt ist, hatte in den Wochen vor der Eröffnung der diesjährigen Jahresausstellung ein Künstler Aufnahme gefunden, der nicht mehr unter den Lebenden weilt, dessen Werke aber selbst den Modernen noch etwas zu sagen haben. Ein Künstler, der sich stets im bewußten Gegensatz zum Schaffen seiner Zeit befand und darum von den Zeitgenossen nicht gewürdigt wurde.

Hans von Marées ist 1837 geboren und 1887 gestorben. Im Jahre 1853 wurde er Schüler Steffecks in Berlin, 1856 ging er nach München, wo ihm der Begriff des Malerischen aufging und er neben seinem Freunde Lenbach die Franzosen und Rembrandt auf sich wirken ließ. Im Jahre 1864 zog er nach Italien, 1869 bereiste er Spanien und Frankreich, nach dem Kriege von 1870/71 hielt er sich in Berlin und in Dresden auf, 1873 malte er in Neapel sein großes Freskenwerk für die dortige Zoologische Station. Italien ließ ihn nicht wieder los; Florenz fesselte ihn mehrere Jahre, in Rom ist er gestorben.

In der Ausstellung der Sezession hatte man das Lebenswerk Marées vor sich. Soweit es irgend möglich war, waren seine Arbeiten hier zusammengetragen. Öffentliche Galerien und Privatsammlungen hatten beigesteuert; es fehlten nur die Bilder der Nationalgalerie, die der Galerie Schack in München und die im Privatbesitz befindliche „Rast am Waldesrand". Aus der Fülle seiner hinterlassenen Zeichnungen und Skizzen war so viel ausgestellt, als der Raum zuließ.

Marées war keiner von denen, die sich ein bestimmtes „Genre" wählen und es, wenn sie einmal damit Erfolg gehabt haben, zu Tode hetzen. Er malte alles, und er konnte alles: Landschaften, Reiter- und Schlachtenbilder, Porträts. Zuerst in Anlehnung an die Schülerzeit in Berlin, ohne viel Naturstudium, aber doch mit einem für die damalige Zeit bemerkenswerten Kolorit. Und dann auf einmal entstehen Porträts von ganz wunderbarem koloristischem Reiz, die neben ihren malerischen Qualitäten die Essenz der Persönlichkeit in einer Weise wiedergeben, die von Lenbach nicht übertroffen wird, ohne jemals die Grenzlinien des Charakteristischen zu überschreiten, wie es bei dem großen Münchner Bildnismaler hier und da der Fall ist. Marées Bildnisse seines Vaters wie seine Selbstporträts würden sich auch neben Rembrandt und van Dyck noch rühmlich behaupten. Dabei kann man nicht sagen, daß er die großen

Niederländer bewußt nachgeahmt habe. Vielmehr war es seine ihnen kongeniale Natur, die ihn auf ihre Bahnen führte.

Die Technik beherrscht er mit souveräner Meisterschaft, Schwierigkeiten scheinen für ihn nicht zu existieren. Unter Verzicht auf kleinliche Detaillierung geht er nur auf den malerischen Gesamteindruck los, den die alten Meister so wunderbar zu bewältigen wußten.

Seine „Rast am Waldesrand" erregte die stürmische Bewunderung der damaligen jungen Stürmer und Dränger, denen die theatralische Hohlheit der Pilotyschule längst zum Überdruß geworden war. In diesem Bilde zeigte sich Marées auch als Meister der Landschaft. Und im „Bad der Diana" bewies er, daß er sich auch die Koloristik der Franzosen zu eigen gemacht hatte.

Man bedenke, was das bei einem deutschen Maler zu Anfang der sechziger Jahre bedeutete! Dieser große Meister schien jede künstlerische Anregung leicht und spielend in sich aufzunehmen, sie innerlich zu verarbeiten und als eigensten Besitz dem schon vorhandnen anzugliedern. Wenn er auf dem damals erreichten Standpunkt stehen geblieben wäre, würde er immer noch einer der ganz Großen sein.

Italien wurde für die fernere Richtung seiner Kunst bestimmend. München hatte ihm nur kärgliches Brot geboten, so ging er nach Rom, um für den Grafen Schack zu kopieren. Als dann die Versuche begannen, den großen römischen Eindrücken künstlerisch Form und Ausdruck in selbständigen Arbeiten zu geben, stand, der bisher ein Meister war, vor einer scheinbar nicht zu bewältigenden Aufgabe. Gar mancher deutsche Maler, der früher über die Alpen zog, wurde vom Zauber der Antike und den Meistern der Renaissance so umfangen, daß er nie wieder zu seiner Eigenart den Weg zurückfand, sondern im Banne einer Kunst blieb, deren Schöpfungen ihn für immer zum unbehilflich stammelnden Nachahmer herunterdrückten. Gegen ein solches Schicksal war Marées gefeit. Aber es dauerte lange, bis er sich selbst wieder fand und den Weg vor sich sah, den er zu gehen hatte.

Daß ihm auch hier im Schatten der Heroen nur die Natur letztes Vorbild bleiben durfte, war ihm selbstverständlich. Aber die Natur sprach anders in Rom zu ihm als in München.

Allmählich kommt der große, monumentale Zug in seine Bilder, die flächenhafte Wirkung, der Rhythmus. Der Schlachten- und Pferdemaler Steffeckschen Angedenkens wird durch die Einwirkung der Antike zum Schilderer idyllischer Menschen, die sich anmutig in idyllischen Landschaften bewegen in dämmerungsvoller Abendstimmung. Er malt spielende Hunde, bäumende Rosse, leis bewegte weibliche Gestalten, ruhende Nymphen, orangenpflückende Jünglinge.

Alle diese Werke befremden auf den ersten Blick. Man muß sich erst an diese dekorativen Entwürfe mit ihrer dicken emailartigen Farbe, ihrer auf die einfachsten Formeln gebrachten Zeichnung gewöhnen, ehe man von der Tiefe des Kolorits und dem Flusse der Linien gefangen genommen wird und den ungemeinen Reiz dieses Ringenden empfindet, der, obwohl mit dem Auge des

modernen Realisten sehend, den Versuch macht, Antike und Rembrandtsches Helldunkel zu verschmelzen!

Eine andre Note zeigt der Vielseitige in den Entwürfen für die Fresken der Zoologischen Station in Neapel, in denen er die Arbeiten des Meeres darstellte. Ein köstliches, großzügiges Bild sind die Ruderer, ein Stück aus diesem bedeutenden modernen Freskenwerk, worin er, ohne von seinem bisherigen Besitz etwas preiszugeben, den monumentalen Stil fand, den die Aufgabe verlangte. In diesen Fresken zeigt er sich wieder völlig auf der Höhe seines Schaffens wie in den besten Münchner Jahren. Aber welcher Weg von den Porträts bis zu den Neapeler Fresken! Dazwischen liegen Jahre des eifrigsten Ringens um eine neue künstlerische Weltanschauung, Jahre harten Entbehrens, innerer Einsamkeit! Denn seine Arbeit stand im Widerspruch mit der Tradition, und er war sich dieses Widerspruchs bewußt!

Kaum fünfzig Jahre alt ist er gestorben. Zu früh für ihn, zu früh für die Kunst. Denn sein Weg ging noch aufwärts, das letzte Wort hatte er noch nicht gesprochen.

Sein Einfluß auf die Schaffenden von heute liegt klar zutage. Männer wie Klinger, Ludwig v. Hofmann u. a. haben von ihm starke Anregungen empfangen. So war die Marées-Ausstellung für Berlin ein künstlerisches Ereignis ersten Ranges, und die Freunde und Jünger Marées, die sie zustandegebracht haben, haben Anspruch auf den Dank aller Kunstfreunde. Einige der großen Bilder waren, seiner Absicht entsprechend, in die Wände des Saales eingelassen. Der Maler Franz Pallenberg in Rom und der Architekt Paul Baumgarten in Berlin haben sich, wie der Katalog bemerkt, darum verdient gemacht.

H. Eisenträger

Heimfahrt

Novelle von Luise Algenstaedt

(Fortsetzung)

Während sie saßen, kam im Walde Gesang herauf, und gleich danach erschienen Bergsteiger mit ihrem Führer auf der Lichtung: drei Männer und zwei Frauen. Sie hatten Sträuße von Teufelsbart an ihren Stöcken, der Führer trug Seil und Eispickel. Nun verstand man von den hellen Frauenstimmen die gesungnen Worte:

Mein Herz ist wie 'ne Lerche und jubelt auch mit Schall.

Sie sangen im Marschtakt, und es schien, als kämen sie durch das Singen rascher fort. Es war der Schluß, jedoch einer setzte sofort wieder ein: Der Mai ist gekommen. Er wurde lachend still gemacht — es sollte nun genug sein.

Was tun die hier zu gehen? fragte die kleine Mannia Selig und legte ihre braune Hand auf Süßeles Knie.

Sie werden auf die Berge wollen, es wird ihnen befohlen sein vom Arzt.

Sie sehen aber nicht krank aus. Die Damen pflücken Blumen und singen.

Hör nicht hin, sie schämen sich nicht, vor Männern zu singen. Mannia, du wirst das nicht tun, wenn du groß bist.

Nein gewiß. Aber was singen sie? Von jubeln? Ihr Herz ist wie eppes andres, und dann jubeln sie?

Laß sie, sie sind verkehrt — und du kannst es nicht verstehen. Uns ziemt es nicht so. Wir jubeln nur einmal noch und dann ewig. Dann wirst du wissen, was jubeln ist, man wird es dir nicht müssen deuten.

Aber wer ist gekommen — der Mai!

Sie sagen Mai, wenn wir sagen Sivan. Aber wir sind gar nicht im Sivan, sondern im Monat Ab. Daran kannst du sehen, daß sie verkehrt sind, und daß du nicht hinhören sollst. Geh, schöpf mir auch einen Becher.

Als die kleine Gesellschaft am nächsten war, zog Sinai Tulpenblüt seine fettige Mütze und bat den Führer unterwürfig um Auskunft über den Weg. Dieser wollte zuerst nicht antworten, als jedoch eine der Damen stehen blieb und die Israeliten teilnehmend betrachtete, zeigte er mit langem Arm und gab ein paar flüchtige, krause Weisungen, die für eine kurze Strecke genügen konnten. Dann schien er weitergehend seiner Gesellschaft zu erklären, was es mit diesem abenteuerlichen Zuge auf sich habe. Er meinte ihn wohl nur auf der Rückkehr vom Wunderrabbi.

Sinai aber gab schleunig das Zeichen zum Aufbruch, um dicht hinterher ziehen und den Führer eine Zeit lang umsonst nutzen zu können. Die Fremden freilich stiegen leicht und kräftig mit federndem Knie, und die Entfernung zwischen den beiden Gruppen nahm stetig zu. Als die Touristen in der Knieholzregion zu verschwinden drohten, ließen die Juden einen jungen Mann aus der Wohllebenschen Familie nachlaufen, um so lange wie irgend möglich die Verbindung aufrecht zu erhalten. Als aber dieser in Gefahr geriet, auch seinen eignen Zug aus den Augen zu verlieren, blieb er stehen und ragte aus den Zwergkiefern eine Weile als lebender Wegweiser hervor, der mit einem Arm noch die Richtung angab, in der die andern davongegangen waren.

Der Pfad trug rotfarbne Bezeichnung an Fels und Strauch. Alle spannten ihre Sinne scharf auf diesen Farbenfleck, und der kleine Ruben kundschaftete als leichter Vorläufer manchmal voraus. Das Steigen war beschwerlich. Alle waren der Berge und jeder kräftigen Leibesübung ungewohnt. Langsam, manchmal schneckenhaft bewegten sie sich dahin, und als endlich das Tal des Tychabachs mit der Schutzhütte an seinem Eingang vor ihnen lag, hätten einige gern wieder ausgeruht. Sinai war der Meinung, daß mit der Erreichung des Gladkiepasses die Hälfte der Schwierigkeiten überwunden sei und dort oben deshalb die Rast alle mit Mut erfüllen werde. Später wollen wir essen, tröstete er wieder. Warum den Magen beschweren im Steigen? Laßt Rea rasch hineingehen und bitten, die Milch zu wärmen, wir können nicht warten.

Rea ging, und ihre Bitte wurde erfüllt, jedoch der Kleine wollte keinen Tropfen. Er wehrte sich matt mit Händen und Füßen und war schon so geschwächt, daß sein Schrei zu einem geringen Winseln geworden war, das seiner Mutter ins Herz schnitt. Sie bestand darauf, ihn auch ferner selbst zu tragen, und an schwierigen Stellen mußte Mandel ihr fortan in ähnlicher Weise helfen, wie sein Schwiegervater der Blinden tat.

Es war ein lahmer Marsch die Grasmatte im Zickzack hinan. Auf dem Sattel des Passes endlich, von dem der Weg noch einmal hinunterstieg, hielt Sinai inne und musterte seine Schutzbefohlnen, die in langer Reihe einer hinter dem andern

heraufkrochen. Gott dankte er im stillen, daß noch alle genug Willensstärke hätten, ihre Ermattung zu verhehlen — wenngleich sie in allen Gesichtern stand.

Denkt an die Eisenbahn, rief er ihnen zu. Bald werden wir sitzen und sitzen — nur zu lang — und nichts zu tun haben. Alle durften sich niederlassen, nur er blieb noch eine Weile stehn und überschaute wie ein Feldherr seine Schar und das Gelände.

Weit genug flog der Blick von hier, er holte ihnen jedoch keine Freude ein. Vor ihnen und zu den Seiten standen die Hochgipfel erbarmungslos, schroff, hart und wild — weder von Menschen noch von Menschenwerk eine Spur. Nahe die westliche Spitze der Swinnica mit ihren fürchterlichen Sturzwänden — prallgrau wie aus Marmor geschliffen! Hinter ihr strebten zackige, finstere Türme wie Überreste eines himmelstürmerischen Riesenbaues hinan. Schneewächten schoben sich trügerisch über Klüfte und Wände vor — zerrissene Gratplatten schienen zu schweben wie listig aufgestellte Fallen für jedes Geschöpf, das sich hinaufwagen würde. Und in den Schluchten, in den Tiefen des Schweigens sitzt der Tod, sinnt und wartet. Es ist, als hätte er von dem gütigen Schöpfer des Ungar- und Galizierlandes das Privileg erhalten, hier sein Fanggerät aufzustellen und seine Gerüste zu bauen. Zwei kleine Seen schauen dunkel und hungrig aus den Gründen herauf; sie geben dem schwindelnden Blick keine Ruhe, sondern helfen noch, ihn zu erschrecken, denn sie bergen in sich die grause Herrlichkeit noch einmal. Und unvermittelt über allem die blaue Himmelsglocke, unter der noch das Goldstaubnetz des Morgens schwebte, flimmernd glitzernd, eine einzige Glorie! Von der galizischen Ebene kam mit dem Windhauch zuweilen ein Summen und Klingen; vielleicht waren es Glocken. Durch die Tannenwälder, die wie die Schleppe eines Königsmantels an den Riesen niederwallten, schwoll es leise herauf wie verstreute Töne eines Orgelliedes. Aber der finstern Majestät wollte es nicht gelingen, durch den königlichen Schmuck ihre Furchtbarkeit zu mildern.

Dies alles war da, und doch war niemand, der es in sein Bewußtsein aufnahm. Die meisten saßen so, daß sie den wundersamen Weitblicken den Rücken kehrten, stützten den Kopf in die Hand, starrten auf ihre Schuhe und hörten nicht auf Laute und Klänge. Wer etwa dachte, der sah vor seinem geistigen Auge das Endziel der Reise. Aber auch dieses nicht in Landschaftsbildern, sondern als den Ort der Vergangenheit und das Land, das den Berg Zion umgab. Diese Vergangenheit war ihnen auch das Kommende. Der dumpfe Trieb verlangte eigentlich nur ihre Wiederkehr, und dazu war nichts weiter als die Wiederkehr des Volks nötig. —

Auf gelinden Grasstufen gingen sie hinab und fanden glücklich den Weg ins Hlinskatal. Sinai gab die Astgabel an Mandel und hielt Süßele unterm Arm, sodaß sie zwar halbgleitend doch unbeschädigt hinuntergelangte. Das Veilchenmoos, das in großen Flecken auf den Gesteinstrümmern lag, trug noch ein wenig Feuchtigkeit vom Morgentau und durchduftete den ganzen Talkessel. Hin und wieder ertönte der schrille Pfiff eines Murmeltiers. Als sie diesen Laut zuerst hörten, schauten sie sich nach Menschen um und hofften, wieder Erkundigungen einziehen zu können; doch sobald sie merkten, daß er von Tieren herrührte, achteten sie nicht mehr darauf. Eine Menge Kohlweißlinge, die vom Winde aus der Ebene heraufgeführt worden, gaukelten über dem Mattenhang, und über den Gipfeln schwebte auf gespreiteten Fittichen lange Zeit unbeweglich ein Schreiadler.

Sie sahen ihn noch, als der Pfad seine Harmlosigkeit schon wieder verloren hatte, steil aufwärts führte, sichere Knie und schwindelfreien Blick verlangte. Es war, als beobachtete er die ungeschickten Bergsteiger und lauerte auf ihren Sturz, wie er die junge Gemse belauert haben mochte, deren Gerippe hier bleichte. Etwas

abseits vom Pfade ragten die kurzen Röhrenknochen aus einem Steinhaufen. Rubens scharfer Blick hatte sie bemerkt, und Lemberger schenkte ihnen besondre Aufmerksamkeit. Er blieb zurück, und Sinai Tulpenblüt sah, daß er die größern Knochen zu einem Bündel vereinigt in seinen Riemensack schob.

Rechts drohten die furchtbaren Steilwände des Hrubo — zur Linken tief unten blinkte der Bach; die Richtung konnten sie nicht mehr verlieren. Nach stundenlangem Steigen kamen sie an eine Stelle, wo der Weg am Abgrunde so schmal wurde, daß ein Ausgleiten zu grausigem Sturz geworden wäre. Klammern waren zur Seite im Fels angebracht. Sinai selbst zögerte, sie zu betreten. Es gab ein Stutzen und Scheuen bei allen. Alle standen still, und die kleine Mannia weinte auf und wollte nach Hause.

Sinai erlaubte ihnen jedoch nicht, lange hinunterzustarren. Was ist denn? Nu — es sind Berge, ein Weg — hundertmal gegangen! Sollen wir auf Asphaltpflaster gehn im Gebirg? Und zitternden Herzens setzte er mit seinen Händen Süßeles Füße, leitete ihre Hände von einer Klammer zur andern und flüsterte ihr zu, festzuhalten ums Leben und Adonais zu gedenken. Seine Kinnbacken bebten, indem er sprach. Als sie drüben waren, schaute er jedoch in scheinbarem Gleichmut den andern zu, wie sie einzeln die Stelle stumm und blaß überschritten. Mandel allein legte sie dreimal zurück. Er trug zuerst das Kind hinüber, legte es nieder und kehrte zurück, Rea zu helfen, die bis in die zusammengepreßten Lippen hinein von aller Farbe verlassen war.

Sie hatten nichts von Bergausrüstung. Ihre Schuhe waren ungenagelt und ihre Stäbe einfache Knotenstöcke. Sinai schalt sich, daß er nicht für Nagelung gesorgt hatte. Ach — er hatte nicht gedacht, daß das Gebirge so schaurig sei — nicht, wie es sein würde, eine Blinde und siebenjährige Kinder hindurchzuführen. Gott Einiger, begnade uns zum Leben! murmelte er, als abermals eine Wegstelle mit Ketten und Klammern vor ihnen lag — ausgedehnter noch als die eben überstandne.

Die kleinern Kinder weinten jetzt alle laut, klammerten sich an Vater oder Mutter, und selbst Ruben Levy, der Zwölfjährige, winselte: Es geht nicht — wir wollen alle umkehren.

Ja es ist das beste, wir kehren um, sagte zu des Alten Entsetzen jetzt auch die Stimme eines Erwachsnen.

Ruben, willst du deinen Segen verlieren? Sinai legte seine Hand dem großen Jungen auf den Kopf. Feiwel, habt Ihr wieder Lust zu Euerm vorigen Leben?

Jetzt aber redeten noch mehrere andre und in bestimmterm Ton. Wir hätten sollen außen um die Berge gehn, wenn wir auch gebraucht hätten zwei Tage mehr. Wir wollen noch — kommt, wir gehn zurück.

Vielleicht hätten wir sollen — aber jetzt geht es nicht mehr, rief der Alte. Haben wir nicht das meiste überstanden? Soll alle Mühe umsonst sein — alle Zeit verloren? Noch eine Stunde oder zwei, dann sind wir auf dem Joch oben. Danach gehts immerfort hinab. Ich bitt euch, laßt uns keine Torheit in Israel begehen.

Die Gegenmeinungen wuchsen aber zu lautem Murren an. Er bringt uns ins Unglück. Es wird uns vorbestimmt sein, an der Straße zu sterben. Warum sind wir weggezogen? — Wir sind geschaffen für die Erde und nicht für die Luft. — Haben wir dazu das Leben behalten unter Raubmördern, daß wir es verlieren sollen in den Bergen? Diese Berge hat der Einige nicht bestimmt, daß sein Volk darauf gehn soll — das sieht ein Kind. Lemberger war einer von den zornigsten. Endlich lenkte einer mit grimmiger Fassung ein: Reb Sinai hat es gesagt, daß

er uns hinführen will — nun laßt ihn zusehen. Er wird unsre Seelen zu verantworten haben, nicht wir.

Tulpenblüt lehnte die Verantwortung nicht ab und ließ ruhig die Vorwürfe seinen grauen Kopf umschwirren. Es stand ihm felsenfest, daß man vorwärts mußte. Ebenso selbstverständlich war es ihm jedoch, daß er mit seinem Weibe überall ein gutes Beispiel geben mußte. Und ihre wunderbare Zuversicht stand ihm bei. In festem Vertrauen und nachtwandlerischer Sicherheit setzte sie ihre Schritte — den Abgrund sah sie nicht.

Er fand die Kraft, wieder sie und sich hinüberzubringen. Und nur sie hörte es, daß er dabei leise vor sich hinsprach: Begnade uns! Vor einem halben Jahre hätte ich den gebenscht, der mich niedergestoßen hätte — aber jetzt nicht sterben! Noch zwei Monate gib uns! In Ängsten überwanden auch die andern langsam die Stelle, und für eine Weile konnte man aufatmen. Nun folgte ein steiler Aufstieg über eine Trümmerhalde. Er war harte Arbeit, Süßele und die kleinen Kinder dort hinaufzubringen. Oftmals rutschte jemand mit dem losen Geröll abwärts, bis er von einem größern Block aufgehalten wurde. Die Blinde ging wieder in der Gabel und wurde außerdem von Ruben Levy als Wegweiser an der Hand geführt. Da schämten sich die andern ihres Murrens.

Dicht vor ihnen lag das Koprovajoch — nur daß ihnen die Entfernungen vorweg noch immer zu gering erschienen. Ach — hatte man denken können, daß das Wanderkärtchen, das Sinais beide Hände zudeckten, eine so weite — weite Steinwüste bedeutete? Er staunte, daß er selbst, daß Süßele, daß die Kinder — die Frauen und Alten noch immer vorwärts kamen. Die Seelenkraft mußte es sein für die Erwachsnen — die offenbare Zwecklosigkeit des Weinens für die Kinder! Er umfaßte Süßele fest, endlich trat er mit ihr auf die oberste Stelle und winkte zurück. Ein scharfer, kalter Luftzug strich hier um die erhitzten Gesichter. Als alle oben standen, war das erste, daß sie sich rasch niederkauerten, denn der von einem Trümmerkamm gebildete Bergrücken war so schmal und scharf abgerissen, daß er kaum für alle Platz bot. Niemand durfte in den aufgesperrten Todesrachen hinuntersehen. Sie sahen einander an, um etwas Trauliches zu sehen, oder schauten nach oben.

Wir wollen uns ein Stück herunterlassen, sagte Sinai. Man kann nichts essen, wenn man so in die Tiefe sieht; es ist, als ob die Berge schwimmen. Sie suchten den Abstieg auf der andern Seite und fanden nach einigen Metern eine Stelle, wo sich der Raum etwas breitete und man hinter Felsblöcken sitzend Höhe und Tiefe vergessen konnte. Hier umgab sie endlich fast etwas wie Behagen: sie hatten Windschutz, und einzelne Pflänzchen schmückten den Ort, Steinbrech und die kleine Alpenranunkel, derb und niedrig.

Nun aßen sie wirklich und ließen sich Zeit zu ruhen, nur daß Sinai, um keine zu arge Erschlaffung einreißen zu lassen, immer wieder ein Gespräch anfing. Plötzlich zeigte er auf eine ziemlich nahe Klippe, auf der oberhalb eines Schneefeldes zwei Gemsen zu äsen schienen, obwohl kein Gras daran haften konnte. Sie waren deutlich erkennbar — es waren noch mehr — es war ein ganzes Rudel. Bald trennten sie sich — bald vereinigten sie sich wieder zu einer Gruppe. Ein Tier begann plötzlich ein Rennen, das sich beständig steigerte. Auf gleicher Linie folgte ihm ein andres, ein drittes und mehr. Es schien mehr ein Fliegen zu sein als ein Laufen. In zwei bräunlichen Streifen schlängelten sie sich hin und her — bald auf Felsen, bald in der Luft; man unterschied die einzelnen Tiere nicht mehr. Kleine Steine — von ihren leichten Hufen in Bewegung gesetzt — prasselten in die Tiefe. Aber auch Schnee hatte sich gelöst, eine kleine Wächte war abgebrochen

und riß kleine und große Blöcke in ihren Sturz mit hinein. Aus der Tiefe dröhnte es herauf, und von Wänden und Schründen kam ein rollender Widerhall — die Gemsen aber waren erschreckt verschwunden.

Gott mach uns auch kräftig und geschickt, sagte Sinai bewundernd. Kann er es nicht, wo doch dies nur eine unvernünftige Kreatur ist — und wir haben Verstand vor allen!?

Wenn wir nicht hätten, müßte die Welt zugrunde gehn, bestätigte Mandels Vater.

Sprich uns das Lied des Heiligen, das du im Cheder*) gelernt hast, Ruben: Die du aus der Hand Jehovas den Becher seines Grimms getrunken — Wache auf — wache auf! Kleide dich, Zion, in deine Macht! Kleide dich in deine Prachtgewänder Jerusalem, du heilige Stadt!

Der Knabe stand auf, bedeckte den Kopf, um den er vorher den Wind hatte spielen lassen, und sprach in den klangvollen Lauten seiner Volkssprache unbefangen die erhabnen Verse. Nur ein Jahr trennte ihn noch von dem Zeitpunkt, wo er ein „Sohn des Gesetzes" werden und in einem öffentlichen Vortrage seinen reifen Glauben dartun mußte. Als er mit den Worten schloß:

Wie gilt kein Gut mir so hoch, denn den Staub
Zu schaun der Stätte, wo der Tempel stand —

nickte Sinai ihm zu, und seine Angehörigen schauten befriedigt drein. Gott erhalt euch euer Kaddisch, sagte der Alte zu den Eltern, und dabei röteten sich seine entzündeten Augenlider noch mehr. Ruben, du sollst in alter Weise im Tempel dienen. Ihm selbst war ein Sohn versagt geblieben. Auf der Tochter Söhnchen stand seine und Süßeles Hoffnung, daß er dereinst auch seiner Großeltern Jahrzeit halten werde.

Schimmehle aber lag still und schwach in den Armen seiner Mutter und verweigerte jede Nahrung. Mandel hockte mit verhaltnen Tränen daneben und stützte die Stirn auf die Faust, um sich nicht ansehen zu lassen. Rea weinte nicht, sie saß starr und düster, und bei dieser Rast ging ihr die Erkenntnis auf, daß — wenn nicht ein Wunder geschah — sie ihr Kind nicht lebend aus den Bergen bringen werde. Aber weil ihr niemand helfen konnte, verbarg sie ihre Angst. Wäre Süßele sehend gewesen, so hätte dieses Unterfangen nicht gelingen können, nun aber machte Rea den Ton ihrer Stimme stark, nahm ihr Teil Brot aus der Hand der Blinden und würgte sogar einen Bissen hinunter. Mandel hatte ein Tuch für sie ausgebreitet. Sie verwandte es noch zur bessern Einhüllung des Kleinen in der schwachen Hoffnung, daß Wärme ihm helfen könne.

Über den Schluchten woben Geisterhände einen zarten Schleier; die Grate oberhalb davon wurden dunkler und schienen einander nähergerückt. Von Süden kamen kurze, kalte Windstöße, und die Feuchtigkeit, die er heraufttrieb, prickelte die Haut und begann in die Kleider zu dringen. Der Alte beachtete aufmerksam die Wetterzeichen, wußte aber nichts von der Bedeutung, die ihnen im Gebirge innewohnt.

Menschenstimmen drangen nach mehrstündiger Einsamkeit jetzt wieder zu ihnen, und gleich danach kam um eine Ecke her ein Tourist mit einem Führer in Sicht. Sie betrachteten erstaunt das israelitische Lager, und der Herr stand still, als Sinai ihn um den Weg ansprach. Er gab freundlich Auskunft und riet, bald aufzubrechen, da das Wetter dick werde und es möglicherweise noch schneien könne. Der Führer, dessen kühnes Profil und sonnverbrannte Haut ihn einem Indianer ähnlich machte, spottete stumm mit den Augen.

*) Polnische Judenschule.

Was ist es denn, was man sieht von hier — als Se wollen a soi gut sain, fragte Mandels Vater, der sich ebenfalls manchmal des Weges annahm.

Dort ist die hintere Bastei — die Tycha — die Kopa. Dort das Wildererjoch. Nun den Weg dort hinunter. Eilen Sie mit Vorsicht! Der Herr berührte den Hutrand und ging weiter. Der Führer aber kehrte sein dunkles Schalksgesicht noch einmal zurück und zeigte irgendwo in die graue Luft, indem er rief: Und dort steht der Satan! Damit sprang er seinem Herrn nach.

Gott soll uns beschützen! Wo — wo? Die kleine Mannia schrie auf, und Süßele reckte den Arm empor.

Was meint der Herr Wohltäter — wo — wieso? rief Sinai und hastete hinterher.

Der Mann lachte nun und rief: Dort — dem Berg hat man den Namen gegeben.

Ich war erschrocken — ich dank Ihnen, murmelte der Alte, kehrte atemlos zurück, lehnte sich an den Fels und schloß in einer Anwandlung von Schwäche die Augen. Nach einer Minute sagte er milde: Oft hat Satan wider Israel gestanden! Und wie er Hiob versucht hat — wir sind der Hiob der Welt.

Es müssen Leut auch ihre Freude haben, ergänzte Süßele mit leiser Bitterkeit. Nun saßen sie ein Weilchen in voller Ruhe.

Als sie ihre Sachen zusammenzulegen begannen, kam noch ein einzelner Herr herauf. Er ging so beschwerlich, als habe er sich verletzt; bald zeigte sich aber die Ursache in einer halb abgelösten Sohle seiner Bergschuhe. Er blieb stehn und schaute die Judenschar an, bestätigte die schlechten Wetteraussichten, sah das trockne Brot, an dem Ruben noch kaute, und gab ihm aus seinem Rucksack ein Stück Wurst dazu. Dann pickte er mit seinem Stock auf ein Gepäckbündel und fragte, ob vielleicht jemand ein zweites Paar Schuhe mitführe und für den doppelten Einkaufspreis ihm überlassen wolle. Niemand war so reich, Lemberger aber zog eilfertig einen seiner guten neuen Wanderschuhe aus und stellte ihn dem Touristen vor die Füße. Wenn Se se wollen for 35 Kronen — und Ihre in Tausch. Soll ich gesund sein! — ich kanns nicht billiger — und ich kann nicht gehn mit nackte Füß.

Das solltet Ihr nicht tun, Reb Lemberger, warnte Sinai erregt — es war aber vergeblich. Der Schuh paßte, und der Tourist — froh über die glückliche Wendung seines Mißgeschicks — vollzog rasch den Tausch unter der geforderten Bedingung. Dann eilte er in sehr beschleunigter Gangart weiter.

Ihr werdet dieselbe Plage haben — und wir müssen noch weit, stieß der Alte hervor. Es war kein Geschäft.

Werde ich wissen, was ein Geschäft ist. Ich bin ein armer Mann und muß es machen, wo es sich findet. Mandel, wirst du die Sohle mir heften mit ein paar Stichen?

Der junge Mann schwieg beschämt und ärgerlich, holte jedoch Zwirn und Ahle aus seinem Ranzen. Man konnte nicht lange warten, und notdürftig gebessert wurde der Schuh von Lemberger angezogen, während Sinai das Wurststück Ruben aus der Hand riß und es über den Hang schleuderte. Übers Jahr wirst du wissen allein, was trefe Speise ist! Noch müssen die Alten für dich denken.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 14. Juni 1909

(Die Lage beim Zusammentritt des Reichstags. Die konservative Gegnerschaft und die Umdeutung des Begriffs der Besitzsteuern. Der Hansabund. Wieder einmal Deutschland und England.)

Die nachfolgenden Betrachtungen müssen mit Rücksicht auf den Druck dieses Heftes gerade am Vorabend des Wiederzusammentritts des Reichstags abgeschlossen werden. Gerade in diesen Tagen ist aber eine wesentliche Klärung der innerpolitischen Lage zu erwarten. Denn Fürst Bülow will so bald als möglich im Plenum des Reichstags das Wort ergreifen und die Stellung der verbündeten Regierungen entschieden zum Ausdruck bringen. Wenn also diese Zeilen in die Hand der Leser kommen, liegt ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach diese Äußerung des leitenden Staatsmanns schon vor. Es kann daher an dieser Stelle nur ein Rückblick auf die Lage geworfen werden, wie sie sich in der vergangnen Woche dargestellt hat. Da kann man als unbefangner Beobachter und Berichterstatter nur von einer Verschlimmerung der Aussichten auf eine befriedigende Lösung, von einer Verschärfung der Gegensätze sprechen.

Die Konservativen scheinen mehr denn je von dem Gedanken beherrscht, daß sie nicht zurück können. Sie haben sich — das heißt die parlamentarische Vertretung der Partei, der größte Teil ihrer Presse und die vom Bund der Landwirte beherrschten Massen — derart auf die Gegnerschaft gegen die Erbschaftssteuer festgelegt, daß sie es jetzt für eine Ehrensache und beinahe für eine Existenzfrage der Partei halten, nicht nachzugeben. Es ist gar keine Frage, daß ein großer und gewichtiger Bruchteil derer, die bei den Wahlen und in sonstiger Betätigung ihrer politischen Gesinnung der konservativen Fahne folgen, in dem erwähnten Punkte anders denken und die jetzige Haltung der Partei schmerzlich empfinden, ja darüber entrüstet sind. Für sie, die sich vor allem deshalb zur konservativen Partei bekennen, weil sie in dieser politischen Anschauungsweise allein die feste und entschiedne Staatsgesinnung finden, die für sie der Ausgangspunkt und die Grundlage politischen Denkens ist, bedeutet es eine ganz neue und sehr bittere Erfahrung, daß die Führer und die einflußreichsten Kreise ihrer Partei bereit sind, das Staatsinteresse zu opfern, um das Parteiinteresse zu wahren; daß sie, nur um an dem festzuhalten, was sie einmal zum Prinzip erklärt haben, und woran nun vermeintlich die Autorität und die Machtstellung der Partei geknüpft ist, bei der Lösung einer nationalen Aufgabe völlig versagen. Vorläufig aber fehlt es diesen konservativen Kreisen, die sich der gegenwärtigen Führung der Partei entziehen möchten, an Mitteln, sich genügend zur Geltung zu bringen, denn die größern Parteiblätter sind in agrarischen Händen und unterdrücken rücksichtslos jede Meinung, die ihnen nicht paßt. Resolutionen und Parteiversammlungen werden, wenn sie noch so bescheiden und höflich ihre Vertreter im Reichstage um Änderung der bisherigen Haltung bitten, in der Deutschen Tageszeitung mit verletzender Geringschätzung und gehässigem Hochmut abgekanzelt, sodaß die abweichenden Stimmen als Verräter am Prinzip und als Überläufer gebrandmarkt erscheinen. Es zeugt schon von besondrer Rücksicht und besonderm Wohlwollen, wenn einzelne dieser Widersetzlichen mit milder Überlegenheit darauf verwiesen werden, daß die Abgeordneten als Vertreter des ganzen deutschen Volkes nach ihrer freien Überzeugung zu stimmen haben, daß es sich also den Wählern nicht geziemt, durch Resolutionen auf sie einzuwirken. Was aber die agrarisch-konservativen Blätter nicht hindert, in derselben Spalte, in der diese Ermahnung erteilt wird, mit besondrer Zu-

stimmung und großer Anerkennung die ausgiebige Liste aller der Resolutionen zu bringen, die von ihren eignen Leuten im Anschluß an eine von Unwahrheiten und Übertreibungen strotzende Rede irgendeines agrarischen Heißsporns vorgeschlagen und natürlich einstimmig genehmigt werden. Einzelne hervorragende Konservative, die sich dem Zwange nicht beugen, wie zum Beispiel General Litzmann, der im Wahlkreise Neuruppin die dissentierenden Konservativen mobil zu machen versuchte, werden nach dem altbewährten Rezept der Kreuzzeitung einfach dadurch über den Haufen gerannt, daß sie öffentlich für „liberal" erklärt werden; es nützt ihnen nichts, daß sie sich selbst als konservativ bekennen, stets konservativ gewählt haben und sich ein langes Leben hindurch in konservativem Sinne betätigt haben. Stellenweise helfen sich die konservativen Wähler aus diesem Konflikt heraus durch Austritt aus den Vereinen und Parteiorganisationen, aber auch das ficht die Parteileitung wenig an, weil sich diese Erscheinung meist auf Kreise beschränkt, in denen die Konservativen ohnehin nicht allzuviel Aussichten haben, zum Beispiel die Berliner Vororte. Vorläufig glaubt die konservative Parteileitung anscheinend am besten zu fahren, wenn sie sich dem Bund der Landwirte einfach unterwirft. Sie glaubt die Beamten, Offiziere, unabhängigen Privatleute, Geistlichen, Lehrer und Vertreter des gebildeten Mittelstandes entbehren zu können, die zwar die Bedeutung der Landwirtschaft würdigen und für ihre Interessen ein warmes Herz haben, die aber die Wahrung dieser Interessen nicht zum Schaden andrer berechtigter Erwerbszweige ausgeübt sehen wollen, und die vor allem nicht ihre Staatsgesinnung um eines Parteimachtkitzels preisgeben wollen.

Man müßte sich scheuen, diesen Vorwurf gegen eine Partei auszusprechen, die — wie sehr sie vielleicht in Einzelheiten geirrt haben mag — doch bisher ihre Prinzipien und ihre Doktrin in Einzelfragen niemals in den Vordergrund gestellt hat, wo das erste, oberste und allgemeinste ihrer Prinzipien in Frage stand, die Wahrung eines ausgesprochnen, allgemein anerkannten Staatsinteresses. Gerade weil dies doch zuletzt immer das entscheidende gewesen ist, niemals die Doktrin, hat die konservative Partei im großen und ganzen immer das Heft in der Hand behalten. Es sieht deshalb für den unbefangnen Beobachter so außerordentlich unwahrscheinlich aus, daß die konservative Partei jetzt ernstlich ihre alten Traditionen verlassen sollte. Aber man kann sich der Tatsache gleichwohl nicht länger verschließen, nicht nur weil jeder andre Erklärungsversuch für die Haltung der Partei fehlschlägt, sondern auch vor allem deshalb, weil es in der Parteipresse mehr oder weniger offen eingestanden wird. Nachdem vor kurzem zum Beispiel die Kreuzzeitung eine Ausführung der Vossischen Zeitung, die in diesem Sinne gehalten war, abgedruckt und nicht, wie man nach den sonstigen Ergüssen des konservativen Blattes erwarten sollte, als Verleumdung gebrandmarkt, sondern mit Bemerkungen begleitet hat, die nur als Bestätigung aufgefaßt werden können — nachdem verschiedne öffentliche Behauptungen der gleichen Art, darunter solche, die — wie einige Artikel des freikonservativen Politikers Freiherrn von Zedlitz — mit der Absicht, zu vermitteln, geschrieben waren, ohne Widerspruch geblieben sind, wird man ruhig sagen können: es sind wirklich keine Gründe eines sachlich unbefangnen Patriotismus, es sind vielmehr hauptsächlich Besorgnisse um den Einfluß der Partei, um ihre Machtstellung, ja um ihre Existenz, die zu der Verschärfung des Widerstands der Konservativen geführt haben. Es heißt also wirklich in diesem Falle: Erst die Partei, dann das Vaterland!

Freilich ein Standpunkt, den man in seiner Kurzsichtigkeit kaum verstehn kann! Die konservative Partei gibt ihre stärkste Stellung, unter ihren Prinzipien das, dem die größte Möglichkeit praktischen Erfolgs und positiver Macht, mithin auch die größte werbende Kraft innewohnt, auf, um sich die Gefolgschaft der

demagogisch bearbeiteten Massen zu sichern, die der Bund der Landwirte organisiert hat und mit allen Mitteln gewissenloser Irreführung zusammenhält. Das mag vielleicht für den Augenblick begreiflich, manchen sogar klug erscheinen, aber es fällt in sich zusammen, wenn man ein wenig über die gegenwärtige Lage hinaussieht. Denn der Bund der Landwirte ist und bleibt auf die konservative Partei angewiesen; er muß die konservative Parteileitung auch dann unterstützen, wenn sie ihm nicht den Willen tut. Es gibt eben keine andre Partei von Bedeutung, an die sich der Bund anschließen könnte. Die konservative Partei ist also der Agrarier sicher, auch wenn sie etwas tut, was vom Bunde nicht gebilligt wird. Dagegen kann der Bruch mit zahlreichen einflußreichen, gebildeten und zuverlässigen Elementen der städtischen Bevölkerung, zu denen sich im entscheidenden Augenblick eine große Zahl aufgeklärter, selbständig denkender und selbstlos patriotisch empfindender Landwirte gesellen wird, für die konservative Partei sehr unbequem, ja vielleicht verhängnisvoll werden.

Die Konservativen würden vielleicht trotz alledem nachgegeben haben, wenn sie nicht den Ausweg gefunden hätten, mit Hilfe des Zentrums der Regierung die bekannten Vorschläge zu unterbreiten, die angeblich eine Lösung der Reichsfinanzreform bedeuten sollen. Daß sie das in Wahrheit nicht sind, ist ja bekannt. Man hat sich, um die Täuschung zu bemänteln, an das Wort „Besitzsteuern“ geklammert, darunter jede Steuer, die nicht den Verbrauch, sondern irgendein Eigentum trifft, verstanden und sich nun berechtigt geglaubt, bestimmte Arten von Eigentum zu besteuern. Man stellt sich taub gegen den Einwurf, daß der allerdings nicht präzise Ausdruck „Besitzsteuer“, der zum Zweck einer möglichst kurzen Verständigung in den politischen Sprachgebrauch nun einmal eingeführt worden ist, im Zusammenhang der Dinge nicht die Bedeutung hat, die ihm die Konservativen beilegen wollen. Die Besteuerung bestimmter Abarten von Eigentum kann nicht als Äquivalent dienen für die Erhöhung der Verbrauchssteuern, die in ihrer nächsten unmittelbaren Wirkung alle Konsumenten gleichmäßig, mithin den minderbemittelten Konsumenten relativ höher belastet als den wohlhabenden. Der Einwand, daß diese Wirkung der Massenverbrauchssteuern — die eigentlichen Luxussteuern scheiden hier aus — doch in der Regel wieder ausgeglichen wird durch Lohnerhöhungen oder Abwälzung der Last auf andre Schultern in irgendeiner Gestalt, kommt hier nicht in Betracht, denn erstens tritt diese Nachwirkung erst allmählich ein, und zweitens sollten in einem Zeitalter der sozialen Gärung und der Klassengegensätze gewisse Imponderabilien nicht leichtfertig beiseitegesetzt werden. Geht man überdies von dem ursprünglichen Gedanken aus, daß sich Konservative und Liberale über die Grundzüge der Finanzreform einigen sollten, so muß man ehrlich sagen, daß es kein zu hoher Preis war, als die Liberalen ihre Zustimmung zu einer so bedeutenden Erhöhung der Massenverbrauchssteuern — notabene einer Steuerreform, die sie nach ihren Parteiprinzipien ebenso entschieden verwerfen wie die Konservativen die Deszendentensteuer — von der Zustimmung der Konservativen zu einer Besteuerung des Besitzes abhängig machten. Was konnte nun in diesem Zusammenhang unter einer solchen Besitzbesteuerung verstanden werden? Das ergibt sich doch eben aus dem Zusammenhang selbst. Die Massenverbrauchssteuern — so ist der Gedankengang — wirken dadurch, daß sie den Verbraucher unabhängig von seinem Vermögensstand treffen, den armen ebenso wie den reichen, sozial ungerecht; ein Ausgleich wird also dadurch gewonnen, daß in dem Augenblick, wo diese unterschiedslose Belastung notgedrungen eintreten muß, zugleich dem reichern Steuerzahler eine größere Last auferlegt wird. Also es handelt sich nicht darum, von einem Rittergut, von einem Wertpapier, von einem Gebäude, einem Bergwerk, oder was sonst als Besitz gelten kann, eine Abgabe einzuziehen, sondern eine Steuer zu schaffen, die den Besitzer

eines größern Vermögens unter allen Umständen mehr belastet als den Besitzer eines geringern. Solange die Konservativen diese Bedingung nicht erfüllt haben, rühmen sie sich zu Unrecht, dem Staate „Besitzsteuern“ in der geforderten Höhe angeboten zu haben.

Allerdings besteht ja die Schwierigkeit, daß außer der Nachlaß- oder Erbanfallsteuer bisher trotz dem angestrengten Nachdenken der bewährtesten Fachmänner und Parlamentarier keine mit der Reichsverfassung vereinbare Besitzsteuer in dem vorhin auseinandergesetzten Sinne aufgefunden worden ist. Die Konservativen haben nur mit Hilfe einer Umdeutung des Begriffs der Besitzsteuern eine Scheinlösung der Aufgabe finden können; darum bleibt der Regierung aus sachlichen Gründen nichts andres übrig, als an der Erbanfallsteuer festzuhalten.

Gegen die konservativ-klerikalen Vorschläge haben sich jetzt auch die Kreise der Industrie und des Handels zur Abwehr aufgerafft. Wie sich der neue „Hansabund“, der als Protest gegen das Treiben des Bundes der Landwirte gegründet worden ist, entwickeln wird, steht noch dahin. Aber es wäre bei den Gefahren der jetzigen Lage wünschenswert, daß eine ernste Initiative von der andern Seite und eine Abkehr von der matten, unfruchtbaren Negation, mit der die Liberalen bisher allein den Konservativen entgegengetreten sind, dazu beitrüge, doch noch einen Weg zur Verständigung und Klärung zu schaffen.

Während die Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und Kaiser Nikolaus vorbereitet wird, werden die Blicke der politischen Welt wieder aufs neue auf das Verhältnis zwischen Deutschland und England gelenkt. Manche werden der Ansicht sein, daß die Vorgänge auf dem britischen Pressekongreß in der letzten Woche den Horizont wieder verdüstert haben. Viele Zeitungen weisen deshalb auf den Gegensatz hin, der zwischen der aufgeregten Stimmung jenes Kongresses mit den pessimistischen und alarmierenden Äußerungen von Lord Rosebery und Sir Edward Grey einerseits und den letzten deutsch-englischen Besuchsveranstaltungen mit ihren Friedenstoasten und Freundschaftsversicherungen bestehen soll. Wer unsre Bemerkungen darüber im letzten Reichsspiegel aufmerksam gelesen hat und ihnen zustimmt, wird verstehen, daß wir diese Auffassung nicht ohne weiteres für richtig halten können. Der deutsch-englische Besuchsaustausch ist der langsam wirkende Versuch einer Gegenarbeit gegen gewisse Einflüsse, die geeignet sind, zwei große Völker, die recht gut Seite an Seite wirken könnten und sollten, gegeneinander zu hetzen. Man soll eine solche Arbeit nicht unterlassen und sie nicht gering schätzen, weil sie nicht sofort und nicht allen sichtbar zum Ziele führt. Man soll sie aber auch nicht überschätzen, d. h. ihr nicht Wirkungen zuschreiben, die sie natürlich nicht haben kann. Man soll also weder solche Verständigungsversuche voreilig zur Grundlage einer unberechtigten politischen Vertrauensseligkeit nehmen und etwa um einiger freundlicher Trinksprüche willen ans Abrüsten gehn, noch soll man blindlings alles zusammenwerfen, wenn trotz allen Freundschaftsbezeugungen auf der andern Seite immer noch etwas passiert, was zur Vorsicht mahnt. Hier sind eben zwei Tätigkeiten, die unabhängig nebeneinander hergehn. Einmal die ruhige, unbeirrte Arbeit der verständigen Leute beider Nationen, die durch Schaffung persönlicher Beziehungen zwischen gebildeten Kreisen in beiden Ländern und durch einfache Aufklärung im freundschaftlichen Verkehr zwischen Ehrenmännern aus den Beziehungen der beiden Nationen alles das wenigstens hinwegräumen wollen, was lediglich auf Unkenntnis und Mißverständnis beruht. Daneben, unabhängig davon, die selbstverständliche Pflicht unsrer verantwortlichen Staatsmänner und des ganzen Volks, die eignen Interessen auf alle Eventualitäten hin wahrzunehmen, gleichviel ob das im Auslande mißverstanden wird oder nicht. Dabei wird es aber gut sein, sich zu erinnern, daß man ausländische Vorgänge,

um sie richtig zu verstehn, nicht ganz und gar nach den Wirkungen beurteilen muß, die sie auf unsre Vorstellung ausüben. England erkennt die Notwendigkeit, mit allen Mitteln auf eine Verstärkung seiner Wehrmacht hinzuwirken. Die Mittel, mit denen ein englischer Staatsmann die öffentliche Meinung seines Landes für die Lösung dieser von Hause aus wenig volkstümlichen Aufgabe gewinnen muß, sind andre, als sie ein deutscher Staatsmann in gleicher Lage anwenden müßte. Der Hinweis auf das Wachstum der deutschen Seemacht ist für die englischen Staatsmänner das bequemste und wirksamste Mittel. Auf wen sollen sie sonst exemplifizieren? Auf Amerika, das sich ebenfalls eine große Flotte geschaffen hat und sich jederzeit eine noch größere schaffen kann? Das wäre viel zu gefährlich, denn Bruder Jonathan wird von England grundsätzlich wie ein rohes Ei behandelt; er könnte dergleichen ernstlich übelnehmen. Auf Frankreich, das seine Flotte mit einem Milliardenopfer aufbessern will? Auch das ist nicht ratsam; auch würde es im englischen Volke schwer verstanden werden, daß der Nachbar über dem Kanal trotz Entente cordiale als möglicher Gegner in den Kalkul eingestellt werden soll. Aber die Vorstellung von der deutschen Gefahr findet Glauben im Volk, und die englischen Staatsmänner wissen dabei ganz genau, daß Deutschland eine wirklich friedfertige Macht ist, daß also das Spiel mit dem Feuer voraussichtlich ungefährlich verläuft, solange nicht die Hetzer in England selbst die öffentliche Meinung so weit auf ihre Seite bringen, daß die verantwortlichen Führer der Nation selbst zum Angriff auf Deutschland gezwungen werden. An diese Möglichkeit glauben offenbar Leute wie Lord Rosebery, Sir Edward Grey, Haldane, Lord Roberts, Lord Cromer, und wer sonst noch von hoher Stelle aus das Invasionsgespenst beschwören mag, ihrerseits durchaus nicht; eben deshalb bedienen sie sich rücksichtslos dieses Mittels zu ihrem Zweck. Die Folgerung für uns ist einfach. Wir müssen fortfahren, in dem Rahmen, den wir genau vor aller Welt abgesteckt haben, für unsre Kriegsmacht zur See zu sorgen, unsre Rüstung in gutem Stande halten, aber auch nicht nervös werden, indem wir unsrerseits beständig nach dem Stimmungsbarometer jenseits des Kanals sehen. Wenn gerade jetzt anläßlich des britischen Pressekongresses plötzlich wieder das Alarmhorn geblasen wird, so ist das sehr einfach zu erklären. Die Herren, die da aus Australien, Kanada und Südafrika nach London zusammengekommen waren, konnten nicht durch bloßes Antippen in die gewünschte Richtung geschoben werden. Ihnen mußten stärkere Dosen verschrieben werden. Politische Wünsche und Erwägungen des Mutterlandes genügten da nicht. Die Frage mußte in Zusammenhang mit einer ernsten Gefahr gebracht werden, die geeignet sein würde, die Grundfesten der wirtschaftlichen Stellung des gesamten britischen Weltreichs zu erschüttern. Darum ließen die Regisseure des Dramas über den Hintergrund der Bühne einige Wolkenkulissen herab und gaben dem Maschinisten das Zeichen zum „Wetterleuchten". Wir Deutschen aber wollen uns zwar ohnehin einen guten Blitzableiter auf unserm Hause halten; doch ist nicht einzusehen, warum wir uns über das Londoner Theatergewitter beunruhigen sollen.

Finanzwissenschaftliche Literatur. Bei der Erfindungsgabe der Finanzkommission des Reichstags im Ausklügeln neuer Steuerprojekte, die zum Teil den schärfsten Protest hervorrufen, wird es interessieren, die Steuersysteme des Auslandes zu betrachten. Dabei wird man die Entdeckung machen, daß gar mancher der anscheinend neuartigen Vorschläge den ausländischen Verhältnissen entlehnt ist, nur scheint es, als habe die Kommission bei der Hast, mit der die neue Mehrheit nach geeigneten Objekten sucht, das alte Wort vergessen: Eines schickt sich nicht für alle. Was beispielsweise in Frankreich möglich war — und doch nicht ohne Schaden für das Land —, nämlich die Belastung des Wertpapierhandels mit hohen Steuern, ist

in Deutschland mit Rücksicht auf die grundverschiednen wirtschaftlichen Verhältnisse der beiden Länder unter keinen Umständen ratsam. Wir machen unsre Leser zur nähern Orientierung auf die kurze, klare und zuverlässige Darstellung des Geheimen Oberfinanzrats O. Schwarz über Die Steuersysteme des Auslandes (Sammlung Göschen) aufmerksam. In demselben Verlage ist van der Borghts Finanzwissenschaft in dritter Auflage erschienen. Die beiden Bändchen bedürfen keiner neuen Empfehlung. Der erste Band, der allgemeine Teil, erläutert Begriff und Aufgaben der Finanzwissenschaft und stellt die Wirtschaft der öffentlichen Gemeinwesen, den Geldbedarf und seine Deckung dar, während der zweite Band die spezielle Steuerlehre enthält. — Schließlich ist noch von aktuellem Interesse die gründliche Arbeit von Dr. Hermann Speck über Die finanzrechtlichen Beziehungen zwischen Reich und Staaten (Breslau 1908, M. und H. Marcus). Der Verfasser will mit seiner Arbeit eine Lücke ausfüllen, die in der Literatur vorhanden ist. Die unhaltbaren Zustände in der Finanzwirtschaft des Reiches haben wohl eine umfangreiche Spezialliteratur auf dem Gebiete des Reichsfinanzrechts entstehen lassen, doch fehlte eine Arbeit, die die Beziehungen zwischen Reich und Gliedstaaten in ihrer Gesamtheit behandelt. Diese Aufgabe löst der Verfasser im großen und ganzen, wenn auch ein völliges Erschöpfen des Themas auf 200 Druckseiten nicht möglich war. Auf einen wesentlichen Irrtum möchten wir hinweisen, der entschuldbar wäre, weil selbst ein Laband in ihn verfallen ist, wenn nicht in der Presse seit etwa Jahresfrist der Irrtum bis zum Überdruß erörtert worden wäre. Der Verfasser behauptet im Kapitel über die Schulden (S. 105), die Reichskassenscheine seien kein gesetzliches Zahlungsmittel, weil(!) ihnen der Zwangskurs fehle. Durch die neue Bankgesetznovelle ist den Noten der Reichsbank die Eigenschaft als gesetzliches Zahlungsmittel beigelegt worden, nicht aber sind sie mit Zwangskurs, an den wir höchstens im Falle eines unglücklichen Krieges denken könnten, versehen worden, vielmehr bleibt die Reichsbank verpflichtet, ihre Noten jederzeit in Gold einzulösen.

Wippermanns Deutscher Geschichtskalender. Es gehört zu den Vorzügen dieser unvergleichlichen, im Grenzbotenverlag erscheinenden Weltchronik, daß sie nicht bloß die im engern Sinne politischen Begebenheiten aufnimmt, sondern auch viele Vorkommnisse und Kundgebungen, die für das Kulturleben im allgemeinen wichtig sind. So finde ich im vorliegenden zweiten Bande des Kalenders für 1908 eine Reihe von wichtigen Kundgebungen auf kirchlichem Gebiete, die ihrerzeit manchem aufmerksamen Zeitungsleser entgangen sein mögen. Das offne Wort an die deutschen Bischöfe, das die katholische Zeitschrift „Das zwanzigste Jahrhundert" gewagt hat (es wird darin die Begünstigung des Lourdesschwindels durch die Organisierung deutscher Pilgerzüge gegeißelt), kann auch an stark hierarchisch gepanzerten Kirchenfürstenherzen unmöglich ganz wirkungslos abgeglitten sein und wird darum vielleicht eine Wendung angebahnt haben in der Haltung des deutschen Episkopats gegenüber einem schädlichen Volksaberglauben, den man schont, weil man durch seine offne Bekämpfung die Grundlagen der Kirche zu erschüttern fürchtet, was für die Haltbarkeit dieser Grundlagen kein günstiges Vorurteil erweckt. An Vorkommnissen, über die der politisch Interessierte auch in Zukunft, wenn die Zeitung nicht mehr davon spricht, genau informiert zu sein wünscht, und die ihm darum den immer zuverlässigen Wippermann unentbehrlich machen, hat es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres wahrlich nicht gefehlt. Es sei nur erinnert an die Veröffentlichung des Daily Telegraph und ihre Wirkungen, an die sich unter wechselnden Aspekten fortentwickelnden deutsch-englischen Beziehungen, an die Annexion Bosniens und die übrigen kleinen Explosionen in der südlichen Pulverkammer unsers Kontinents. C. J.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Das neue Exerzierreglement für die Kavallerie

Den Ausbildungsvorschriften für die Hauptwaffengattungen des deutschen Heeres, die uns die letzten Jahre gebracht haben, hat sich nun auch ein neues Exerzierreglement für die Kavallerie angeschlossen. Obgleich das bisher giltige Reglement im Jahre 1895, also knapp vor vierzehn Jahren erschienen ist, zu einer Zeit, wo das rauchschwache Pulver und die rasanten kleinkalibrigen Schußwaffen längst bekannt und eingeführt waren, war es doch veraltet und erneuerungsbedürftig.

Die Taktik der Kavallerie ist viel geringern Veränderungen unterworfen gewesen als die der übrigen Waffengattungen. Die der Kavallerie am meisten entsprechende Kampfesweise ist heute noch, wie zur Zeit Friedrichs des Großen, der geschlossene Angriff und der Nahkampf mit der blanken Waffe. Wenn auch die Zeiten von Hohenfriedberg und von Roßbach, in denen oft die Reiterei auf dem Schlachtfelde das entscheidende Wort zu sprechen hatte, unwiederbringlich vorüber sind, wenn sich heutzutage die Hauptrolle der Kavallerie nicht in dem Zusammenstoß der feindlichen Heere auf dem Schlachtfelde, sondern vorher und nachher bei der Aufklärung und der Verfolgung abspielt, so wäre es doch ein großer Irrtum, zu glauben, daß der eigentliche Reiterkampf, die Attacke, sei es gegen feindliche Kavallerie oder gegen andre Waffen überhaupt, ein überwundner Standpunkt sei. Im Gegenteil gerade die Aufgabe der Aufklärung wird in sehr vielen Fällen erst dann erfolgreich zu lösen sein, wenn die feindlichen Kavalleriemassen vernichtet oder vertrieben sind und den eignen Aufklärungsorganen der Weg zum feindlichen Heere geöffnet ist.

Die Aufgaben der Kavallerie sind ebenso wie die aller andern Waffen vielseitiger geworden. Solange die Kavallerie — noch im Anfange des Feldzuges von 1870/71 war das der Fall — in enger Verbindung mit dem Heere blieb und ihre Aufklärungstätigkeit lange nicht die Bedeutung und den Umfang hatte wie heutzutage, war der Kampf zu Pferde die einzige Form des Gefechts, die die Kavallerie kannte. Das Bedürfnis nach einer brauchbaren

Schußwaffe — die alte Reiterpistole war keine solche — stellte sich aber sehr bald heraus. Schon während des Feldzuges sind die deutschen Patrouillen vielfach mit erbeuteten französischen Gewehren geritten, um gegen die hinter Hecken und Zäunen versteckten Franktireurs nicht ganz wehrlos zu sein. Heutzutage aber, wo die Heereskavallerie Tagemärsche weit vor der Front des eignen Heeres in naher Fühlung mit dem feindlichen zu operieren hat, bedarf sie außer ihrer Beweglichkeit einer solidern Widerstandsfähigkeit und Kampfkraft, als sie Säbel und Lanze gewähren, um selbständig allen Lagen gerecht werden zu können, in die sie geraten kann. Dazu genügt aber nicht der bloße Besitz einer Schußwaffe allein, sondern es ist ein hoher Grad von sorgsamer Ausbildung dazu nötig, um die Schußwaffe in der Hand des Reiters zu einem so wirksamen Werkzeug zu machen, daß die Reiterei auch einer modern ausgebildeten Infanterie gegenüber mindestens in der Verteidigung und nötigenfalls sogar im Angriff mit Ehren bestehn kann.

Da nun Roß und Reiter, Lanze und Säbel von der Technik unberührt geblieben sind, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß sich auch die alten Exerzierformen der Reiterei, die ja von alters her mit den Gefechtsformen übereinstimmten, im Reglement erhalten haben, und daß manche modernen Grundsätze der Führung, die sich bei andern Waffen, vor allem der Infanterie, längst eingebürgert haben, in das Exerzierreglement der Kavallerie noch nicht recht Eingang gefunden hatten; ebensowenig ist es zu verwundern, daß das Gefecht zu Fuß von vielen Seiten als ein Widerspruch gegen den alten bewährten Reitergeist der Waffe empfunden und nur ungern und mit innerm Widerstreben angenommen wurde.

So war eine Umarbeitung des Reglements nötig geworden. Das neue Reglement unterscheidet sich von seinem Vorgänger dadurch, daß die Exerzierformen vereinfacht und lediglich den Bedürfnissen des Gefechts angepaßt sind, und dadurch, daß die Ausbildung der Kavallerie im Gefecht zu Fuß auf die Höhe der modernen Forderungen gebracht ist.

Während bei der Infanterie die geschlossenen Exerzierformen ihre Bedeutung für das Gefecht fast ganz verloren haben und fast nur dazu dienen, den Mann zu straffer Disziplin zu erziehen und die Truppe außerhalb des Bereiches der feindlichen Waffen zu führen und ordnungsmäßig und fest in der Hand zu behalten, sind sie bei der Kavallerie die eigentlichen Gefechtsformen geblieben, in denen die Reiterei bei der Attacke bis in den Feind hineingeführt wird. Beim Reitergefecht kommt es darauf an, daß die Truppe bis zum Augenblick des Einbruchs in den Feind fest und sicher in der Hand des Führers bleibt, daß sie mit wuchtigem, einheitlichem Stoß genau den Teil des Feindes trifft, den der Führer treffen will, und daß der Zusammenhalt in der Truppe so fest ist, daß er sich auch in den schnellsten Gangarten, im schwierigsten Gelände und im feindlichen Feuer nicht lockert. Das läßt sich natürlich nur durch dauernde Übung erreichen.

Der Grundsatz des Reglements der Infanterie, daß die Exerzierschule in der Kompagnie ihren Abschluß finde, konnte daher auf die Kavallerie nicht übertragen werden. Es gibt vielmehr hier noch für Regiment und Brigade feste Exerzierformationen. Trotzdem räumt das Reglement mit vielen veralteten Exerzierkunststücken auf. Es ist nicht Zweck dieser Arbeit, sich über Einzelheiten zu verbreiten. Nur so viel sei gesagt, daß die Zahl der Formationen verringert ist — die sogenannte Halbkolonne ist ganz weggefallen —, daß in der Art der Übergänge aus einer Formation in die andre viel mehr Freiheit herrscht als früher, daß überhaupt von der früher für unentbehrlich gehaltnen exakten und parademäßigen Gleichmäßigkeit viel aufgegeben ist, zum Vorteil der selbständigen Tätigkeit der einzelnen Führer. Das Reglement folgt hier dem Reglement der Infanterie, das auch durchaus jede schablonenhafte Gleichmäßigkeit verwirft und dafür fordert, daß in jedem Falle der Führer das Zweckmäßigste nach eignem Entschlusse veranlasse. Das Wichtigste für die Kavallerie ist, sich aus jeder Formation nach jeder Front hin so rasch wie möglich zur Attacke wenden zu können. Unter diesem Grundsatz sind alle Übungen abzuhalten und alle Maßregeln zu beurteilen. Das Reglement fordert, daß die Truppe imstande sei, sich auch während des Übergangs aus einer Formation zur andern schnellstens auf dem kürzesten Wege nach jeder Seite zur Attacke zu entwickeln. Als äußerlicher Unterschied gegen früher wird sehr auffallen, daß das sogenannte „Leichttraben", das früher auf dem Exerzierplatze streng verpönt war, fortan die Regel bilden soll. Entsprechend diesen Zielen der Ausbildung wird auch der Wert der Übungen im Gelände mehr betont als früher. „Auf dem Exerzierplatz allein kann die Ausbildung nicht zum Abschluß gebracht werden."

Als eine grundsätzliche Neuerung ist anzusehen, daß die bis jetzt vorgeschriebne Attacke der Kavalleriedivision in drei Treffen aufgegeben worden ist. Die Treffentaktik ist eine Reminiszenz aus alter Zeit. Friedrich der Große wies jedem seiner Infanteriebataillone in der Schlachtordnung seinen Platz einzeln zu. Er mußte das tun, weil sein Heer nicht, wie unsre heutigen, in Brigaden und Divisionen eingeteilt war. Die Bataillone, die in vorderster Linie standen, also zuerst dem Feinde entgegengingen, bildeten das erste Treffen, hinter dem ein zweites und nötigenfalls ein drittes folgten. Mit der Zeit aber wurden die Heere größer, die Fronten länger, man konnte sich nicht mehr, wie der große König, die offne übersichtliche Ebene als Schlachtfeld aussuchen, und so wurde es unmöglich, alle in vorderster Linie stehenden Truppen als ein Treffen zusammenzufassen und einheitlich zu führen. Infolgedessen trat an die Stelle der Einteilung des Heeres in Treffen, die der große König und seine Zeitgenossen von Fall zu Fall vorgenommen hatten, eine ständige Gliederung des Heeres. Es entstand die „Division", deren eigentlicher Erfinder der französische Revolutionsgeneral Carnot war. Die Divisionen aber marschierten nicht hintereinander wie die Treffen, sondern nebeneinander gegen den Feind und gliederten sich in sich selbst je nach Bedarf in der Tiefe. Der

oberste Führer gab seine Befehle nicht mehr an die Treffenführer, sondern an die Führer der Divisionen des rechten oder linken Flügels oder der Mitte. Man bezeichnet danach diese Art der Verwendung der Truppen als flügelweise im Gegensatz zur treffenweisen. Innerhalb der einzelnen Divisionen blieb jedoch das treffenweise durchgeführte Einsetzen der Truppenteile noch lange die Regel. Es ist noch gar nicht so sehr lange her, daß das normale Gefecht einer Infanteriebrigade so verlief, daß der Brigadekommandeur in der vordersten Linie eines seiner Regimenter, wenn nötig auch noch einen Teil des zweiten einsetzte und das übrige als zweites oder als zweites und drittes Treffen folgen ließ. So geschah die Entwicklung am natürlichsten aus der Marschkolonne, in der ja auch die Regimenter einander folgten. Dieses Verfahren blieb auch ohne sonderliche Nachteile durchführbar, solange das feindliche Infanteriefeuer erlaubte, daß die hintern Treffen und alle Teile des vordersten, die in der Schützenlinie keine Verwendung fanden, mit schlagenden Tambours und klingendem Spiel in festem Tritt vorrückten, um durch ihren Stoß die Entscheidung zu erringen.

Beim heutigen Infanterieangriff aber liegt die Entscheidung in dem Erfolge des Feuers der Schützenlinie, die durch frischen Einschub immer neuer Kräfte auf der Höhe ihrer Feuerkraft gehalten und zum Vorgehen gebracht werden muß. Wollte man dabei die Truppen treffenweise einsetzen, das heißt zuerst volle Bataillone in Schützenlinien auflösen und in diese Linie andre einschieben, so würde man ein heilloses Durcheinander und ein Verwischen aller Kommandoeinheiten herbeiführen. Deshalb wird im heutigen Infanteriegefecht das flügelweise Einsetzen bis zur Kompagnie herunter durchgeführt. Der Brigadekommandeur verteilt seinen Gefechtsraum auf die Regimenter, diese auf die Bataillone und diese wieder auf die Kompagnien. Jede Kompagnie setzt so viel Schützen ein, als zunächst nötig sind, und verstärkt im Verlaufe des Gefechts die eigne Schützenlinie je nach Bedarf. Das schließt natürlich nicht aus, daß sich die höhern Führer eine Reserve zurückbehalten und diese da einsetzen, wo sich Lücken bilden, oder wo die Entscheidung gesucht werden soll und die zuerst eingesetzten Teile sich als zu schwach erweisen, sie zu erzwingen.

Die einzige Stelle in unsern Dienstvorschriften, an der der treffenweise ausgeführte Einsatz der Truppen noch als Regel behandelt wurde, war das Gefecht der Kavalleriedivision. Da die Reiterei geschlossen kämpft, so vermischen sich die Verbände nicht so stark wie beim Infanteriegefecht, und die Nachteile der Treffentaktik treten nicht so deutlich hervor. Wer jedoch einmal das Sammeln einer Kavalleriedivision schon im Frieden nach einer treffenweise durchgeführten Attacke in schwierigerem Gelände erlebt hat, der weiß, daß es trotz unsrer deutlich zu unterscheidenden Kavallerieuniformen lange dauert, bis sich aus dem entstandnen Wirrwarr Eskadrons herauskristallisieren, die zu neuer Verwendung fähig sind, und daß das plötzliche Erscheinen selbst schwacher frischer feindlicher Kräfte in solchen Augenblicken recht bedenkliche Folgen haben und eine schon gelungne Attacke möglicherweise in eine Niederlage verwandeln könnte. Aber auch abgesehen davon ist die Treffentaktik ein überwundner Stand-

punkt. Sie erscheint noch angebracht, wenn die Kavalleriedivision aus einer einzigen Marschkolonne oder aus einer Versammlungsformation, bei der die Brigaden hintereinander stehn, zur Attacke ansetzt. Beides wird man aber in der Nähe des Feindes vermeiden, denn es sind die Formen, in denen die Truppe am unhandlichsten ist. Außerdem wird es die Aufklärungsaufgabe der Kavalleriedivision häufig notwendig machen, daß sie in breiterer Front, also in zwei oder drei Marschkolonnen vorgeht. Daraus entwickelt sich die flügelweise Verwendung der Brigaden von selbst.

Schließlich spricht noch ein Grund gegen die Treffentaktik. Er ist der, daß sie an den Führer der Division außerordentlich hohe Anforderungen stellt. Der Befehl an die Artillerie, die Zusammensetzung der einzelnen Treffen, die Angabe der Richtung der Attacke, alles das ergibt eine solche Menge von Einzelbefehlen, die sich auf eine so kurze Zeit zusammendrängen, daß eine außerordentliche Entschlußfähigkeit und Geistesgegenwart dazu gehört, alles zu bewältigen. In der französischen Armee hat man diese Schwierigkeiten dadurch zu überwinden gesucht, daß man die Attacke der Kavalleriedivision nach einem ein für allemal feststehenden Schema verlaufen läßt, das aber natürlich wie jedes Schema nicht für alle Fälle passen kann.

Die beste Lösung trifft unser neues Exerzierreglement, indem es vorschreibt, daß beim Angriff der Division die Brigaden grundsätzlich flügelweise verwandt werden sollen.

Die treffenweise ausgeführte Attacke ist nur beim Angriff gegen Infanterie und Artillerie in einzelnen Fällen beibehalten worden. Bei solchen Angriffen, namentlich wenn sie nicht überraschend ausgeführt werden können, kommt es weniger auf die Breite der Angriffsfront als auf die Tiefengliederung der angreifenden Kavallerie an. Denn es ist nicht darauf zu rechnen, daß die zuerst anreitenden Teile nachhaltige Wirkung haben. Diese wird vielmehr nur dann zu erwarten sein, wenn die nachfolgenden Teile durch die vor ihnen reitenden vor dem feindlichen Feuer einigermaßen geschützt werden und in kampfkräftiger Verfassung den Gegner erreichen. Es handelt sich also nicht um einen Treffenkampf im eigentlichen Sinne des Wortes, bei dem an ein vorderstes Treffen gedacht ist, das einen großen Teil der überhaupt verfügbaren Kräfte enthält, sondern man wird im Gegenteil bei solchen Angriffen die vordersten Teile möglichst schwach machen und sie sogar häufig in eingliedriger und geöffneter Linie anreiten lassen, um die Verluste möglichst zu verringern.

Mit der Treffentaktik der Kavalleriedivision ist auch deren geschlossenes Exerzieren überflüssig geworden und weggefallen. Die Division wird nur durch Aufträge und Befehle an die Brigadekommandeure geführt, die in der Art der Ausführung ihrer Aufträge selbständig sind.

Dagegen sieht das Reglement das Zusammenwirken mehrerer Kavalleriedivisionen als Kavalleriekorps vor.

Wenn hier und da in der Presse die Erwartung laut geworden ist, das neue Reglement werde die Kavallerieattacke vom Schlachtfelde verbannen, so

ist sie enttäuscht worden. Daß Kavallerie keine Aussicht auf Erfolg hat, wenn sie versuchen wollte, feindliche Infanterie oder Artillerie in der Front anzugreifen, ist eine Binsenwahrheit, die kein Mensch bezweifeln kann. Es kommen aber genug Fälle vor, in denen sich der Kavallerie die Gelegenheit bietet, Infanterie, die durch das feindliche Feuer schon erschüttert ist oder solche, die durch das Gelände oder taktische Verhältnisse verhindert ist, von dem Gewehr Gebrauch zu machen, anzugreifen und außerordentliche Erfolge davonzutragen. Ebenso kommt es vor, daß es sich darum handelt, bedrängter eigner Infanterie oder Artillerie Luft zu schaffen; dazu ist eine ohne Rücksicht auf den eignen Erfolg unternommne Kavallerieattacke ein hervorragendes Mittel. Das beste Beispiel dafür sind die Ereignisse in der Schlacht bei Vionville am 16. August 1870. Zahllose Beispiele der Kriegsgeschichte beweisen, daß der moralische Eindruck einer energisch und rücksichtslos gerittnen Kavallerieattacke auf Freund und Feind außerordentlich groß ist und oft in gar keinem Verhältnis steht zu dem materiellen Schaden, den sie dem Feinde wirklich zugefügt hat. Der moralische Erfolg ist aber häufig von unschätzbarem Wert und hilft über Krisen hinweg, die leicht für eine ganze Schlacht verhängnisvoll sein können.

Die militärischen Berichterstatter mancher Zeitungen können sich gar nicht genug darin tun, große Kavallerieattacken bei unsern Manövern lächerlich zu machen. In derartigen Kritiken kommt sehr häufig ein Mangel an Phantasie und an Verständnis für die Wirklichkeit des Krieges zum Ausdruck. Im Frieden ist der Angreifer am Ende des Angriffs noch genau so zahlreich und so frisch wie am Anfange, und wenn dann eine Kavallerieattacke erfolgt und in das überwältigende Feuer aller der dort bereitstehenden Infanteriemassen hineingerät, so denkt der Berichterstatter: Um Gottes willen, was soll aus der armen Kavallerie werden! und fühlt inniges Mitleid mit der unverständigen Manöverleitung, die solchen Unfug zuläßt. Er vergißt aber, daß in Wirklichkeit die Sache doch ganz anders aussieht. Der Angriff, der im Frieden in zwei oder drei Stunden erledigt ist, dauert in Wirklichkeit einen oder mehrere Tage, während deren der Angreifer einem verlustreichen, die Truppe auf das äußerste erschöpfenden Kampfe ausgesetzt ist. Die Reserven und alles, was an geschlossenen Abteilungen vorhanden war, sind nach und nach aufgebraucht worden, um die Feuerkraft der vordersten Linie auf das höchste Maß zu steigern. Die Frage: Sieg oder Niederlage? steht auf des Messers Schneide — nun denke man sich den Eindruck einer plötzlich mit aller Energie heranbrausenden Kavalleriedivision. Es wird niemand leugnen wollen, daß eine Attacke unter solchen Umständen eine entscheidende Wendung herbeiführen kann. Warum soll nun im Manöver die Leitung, um einer Kavalleriedivision die bei Friedensübungen doch so seltne Gelegenheit zum Eingreifen in den Infanteriekampf zu verschaffen, eine Lage wie die oben geschilderte — oder eine ähnliche, die für die Kavallerie günstig ist — nicht künstlich herbeiführen, oder warum soll sie nicht dem Kavallerieführer sagen, er solle die Attacke reiten, auch wenn sich die Lage nicht günstig für den Erfolg zeigt! Der „Sieg“ im Manöver ist

nicht das, was ihm seinen Wert verleiht, und gibt auch keinen Maßstab für die Beurteilung der Truppe und ihrer Führer ab, vielmehr das Manöver ist eine Schule, in der es weder Sieger noch Besiegte gibt, sondern in der jeder lernen soll. Man sollte der Heeresleitung dankbar sein, daß sie die wenigen Möglichkeiten, große Kavallerieattacken zu üben, gewissenhaft ausnützt. Daß im Ernstfalle solche Gelegenheiten selten sind, ist sicher, aber sie werden nur dann ausgenutzt werden, wenn die Kavallerie im Frieden gelernt hat, Attacken auszuführen.

Die Abschnitte der Reglements, die das Gefecht zu Fuß behandeln, lehnen sich — zum Teil wörtlich — an das Reglement der Infanterie an. Entsprechend der größern Bedeutung, die diese Kampfart gegen früher auch für die Kavallerie hat, ist sie eingehender behandelt worden als in dem alten Reglement. Natürlich bedingt das Wesen der Kavallerie manche Modifikationen des Feuergefechts. Betont wird, daß der Angriff nur im Notfalle frontal zu führen sei „über ein Gelände, das sich der Gegner als Schußfeld ausgesucht hat. Die Kavallerie ist vermöge ihrer Beweglichkeit imstande, noch außerhalb des feindlichen Feuerbereichs ein für die Durchführung des Angriffs günstiges Gelände zu gewinnen und Abteilungen zur Umfassung anzusetzen, bevor der Verteidiger Gegenmaßregeln zu treffen vermag."

Die Kavallerie ist in den letzten großen Kriegen wenig hervorgetreten. Der Krieg gegen Frankreich 1870/71 hat gezeigt, daß ihre Rolle als entscheidende Waffe endgiltig vorüber ist. Wo sich ihr Gelegenheit geboten hat, auf dem Schlachtfelde Erfolge zu holen, hat sie sie rühmlich benutzt; das Gebiet aber, auf dem nach unsrer heutigen Auffassung ihre Haupttätigkeit liegt, die Aufklärung, war ihr damals noch ziemlich fremd. Weder ihre Ausbildung noch ihre Bewaffnung und Organisation hatten sie darauf genügend vorbereitet.

Auch der russisch-japanische Krieg hat keine hervorragenden kavalleristischen Leistungen reifen lassen. Die russische Kavallerie war wie alles in diesem Heere rückständig und mangelhaft. Der gänzliche Mangel an Initiative, der in der obersten Heerführung so betrüblich hervortritt, findet sich auch in der Kavallerie wieder. Die der Japaner war schwach und schlecht beritten, wie ja der Japaner überhaupt zum Reiten wenig Anlage haben soll.

Um so erfreulicher ist, daß unsre neuen Dienstvorschriften die Ausbildung der Kavallerie in durchaus kriegsmäßigen Bahnen halten und diese Waffe immer wieder auf ihr eigentliches Element, die tatenfrohe Offensive und verantwortungsfreudige Selbsttätigkeit hinweisen. Das Reglement führt die Worte Friedrichs des Großen an: „Keine Esquadron soll abwarten, biß sie attaquiret wird, sondern allemahl den Feind zuerst attaquiren."

Die Klage über die Ausbildung der Juriſten

Im Jahre 1908 hat die königlich preußiſche Kommiſſion für die große juriſtiſche Staatsprüfung (Gerichtsaſſeſſorenprüfung) 1269 Referendare, davon 13 nur ſchriftlich, geprüft. Hiervon haben 1041 die Prüfung beſtanden, und zwar 895 „ausreichend“, 143 „gut“, 3 „mit Auszeichnung“, im Jahre 1907 in derſelben Reihenfolge 918, 106 und 3. Unter jenen 895 werden gewiß ſehr viele, vielleicht die meiſten im Richter-, Staatsanwalts- oder Rechtsanwaltsberuf ihrer Aufgabe vollauf genügen, doch ſcheint die Prüfungskommiſſion, wie ſpäter noch zu bemerken ſein wird, nicht bei *allen* frei von Bedenken geweſen zu ſein. Dagegen haben *nicht* beſtanden 228 — im Jahre 1907 waren es 209 — und zwar 27 gegen 37 im Vorjahr zum zweitenmal; dieſe können die Prüfung nicht nochmals wiederholen, ſie ſind endgiltig von der juriſtiſchen Laufbahn ausgeſchloſſen. 52 Prüflinge, eine Zahl, die früher niemals vorgekommen iſt, ſind ohne rechtzeitige Entſchuldigung im Termin zur mündlichen Prüfung ausgeblieben, eine unbegreifliche Rückſichtsloſigkeit gegen die ſehr überlaſtete Prüfungskommiſſion; welche Meinung ſoll ſich dieſe über den Prüfling bilden? Das Geſamtergebnis kann man kaum anders denn als beſchämend bezeichnen.

Es iſt ſehr verdienſtlich, daß der Präſident der Prüfungskommiſſion, Wirklicher Geheimrat Eccius, in ſeinem Bericht darüber offen die zutage getretnen Mängel darlegt und nachdrücklich auf das hinweiſt, worauf es bei der Ausbildung der Referendare ankommt. Der Referendar müſſe, führt der Bericht aus, eine ſichere Kenntnis des Geſchäftsgangs erlangen und ſich beſtreben, ſich ſelbſttätig in alles hineinzufinden und einzuarbeiten, was „das juriſtiſche Leben“ bei den Behörden, bei denen er ſich einzuſchulen habe, ihm entgegenbringe. Dazu gehöre das tiefe Erfaſſen der Rechtsmaterien, die im Berufe anzuwenden ſeien. Aber dieſe ſelbſttätige Arbeit erlahme bei vielen Referendaren; handwerksmäßig erledigen ſie ihre Dienſtgeſchäfte, obwohl dieſe ihnen Zeit laſſe zu einer fruchtbringenden wiſſenſchaftlichen Auffaſſung. „Die Anſchauung, die die große Mehrzahl der Referendare von dem Geſchäftsgange bei den Gerichten, von dem Ineinandergreifen der Tätigkeit des Richters und des Bureaus, von den verſchiednen Aufgaben der Bureaubeamten gewinnt, iſt völlig unzulänglich, ſodaß man mit Zagen an die Zeit denken muß, wenn der junge Richter einen Geſchäftsgang oder eine Tätigkeit zu beaufſichtigen hat, von der er als Referendar keine ausreichende Einſicht gewonnen hat.“ Ihre theoretiſche Aus-

bildung glauben viele Referendare in der irrigen Annahme, daß es sich um ein durch Auswendiglernen zu gewinnendes Wissen handle, von der praktischen Beschäftigung trennen und auf die Zeit kurz vor der Prüfung — oft auf die Zwischenzeit zwischen dieser und der Ablieferung der schriftlichen Arbeit — verschieben zu können. Nunmehr erwarten sie Erleuchtung vom Auswendiglernen und vom Einpaukerwesen der Repetitoren; die Fülle des Memorierstoffes sei aber, wie sie jetzt bemerken, gar nicht mehr zu bewältigen, es trete nervöse Überhastung und eine Unzahl von Fällen der Neurasthenie ein, womit das Hinausschieben der mündlichen Prüfung begründet werde. Was aber bei diesem Repetieren, das eben kein Repetieren sei, erhastet werde, hafte nicht im Gedächtnis und sei fürs Leben unfruchtbar.

Ohne ein gewisses Maß *festen*, zugleich aber auch selbsttätig durchdachten juristischen Wissens könne kein Kandidat den Examinator von seiner juristischen Denkfähigkeit überzeugen; aber kein verständiger Examinator erwarte, daß der Kandidat alles, was in das Gebiet des juristischen Wissens falle, wirklich wissen werde, wie er ja von sich selbst wisse, daß er nicht alles juristisch Wissenswerte selbst wisse oder in jedem Augenblick beherrsche; und jeder Examinator werde durch Betätigung juristischer Gedanken viele Mängel des Wissens, die im Examen hervortreten, als ausgeglichen ansehen.

Diese Darlegungen, die auf den alten Ausspruch scire leges non est verba earum tenere, sed vim ac potestatem zurückgehn, sind ohne allen Zweifel durchaus zutreffend und erheischen dringend ernstliche Beherzigung nicht nur der Referendare, sondern auch derer, die deren Ausbildung zu leiten und zu überwachen haben. Sie weisen indessen auf weiter zurückliegende Umstände hin, die für die Ausbildung der Referendare und für den Ausfall der Assessorenprüfung in Betracht kommen.

Offenbar wenden sich dem Rechtsstudium — man kann nicht sagen *widmen* sich ihm — viele junge Leute zu, ohne dazu innere Neigung, genügende natürliche Beanlagung zu haben; wenngleich das Gymnasium — für die Assessorenprüfungen im Jahr 1908 kamen die Abiturienten der Realgymnasien und Oberrealschulen noch nicht in Betracht — glatt durchlaufen ist, wofür genügende lateinische und griechische Arbeiten und Aufsätze über Gegenstände aus der Lektüre, über geistreiche Sinnsprüche und Aufgaben aus dem ästhetischen Gebiet hauptsächlich den Beweis liefern, so ist damit noch keine ausreichende Gewähr für das Maß geistig-sittlicher Reife erbracht, die ein fruchtbares Rechtsstudium erheischt, das als trocken verrufen ist und mit dem Schulwissen, woraus diesem kein Vorwurf gemacht werden soll, viel weniger Zusammenhang hat als das Studium der Theologie, der Philologie und der Naturwissenschaften. Allzusehr und allzulang sich selbst überlassen, leben viele Rechtsstudenten in dem süßen Wahne dahin, daß für die Referendarprüfung ein eifriges Auswendiglernen, ein strammes „Büffeln“ und „Ochsen“ in den paar Schlußsemestern genug des Wissens verschaffe. Ist jene ausreichend bestanden, so finden sie

den Beweis erbracht, daß früher begonnene und eingehender betriebne Studien in der Tat nicht nötig gewesen wären und auch fernerhin nicht nötig sein werden, daß daher angestrengteres Arbeiten den „Dummen" überlassen bleiben könne. In derartigen verkehrten, aber sehr verbreiteten Ansichten liegt einer der Gründe für das klägliche Ergebnis der Assessorenprüfungen und für die zum größten Teil ganz unberechtigten oder doch stark übertriebnen, zum Teil aber doch nicht ganz grundlosen Klagen über unsre Rechtspflege. Wer die Jahre der Universitätsstudien nicht gut benutzt hat, wird Mühe haben, in den vier Jahren die reichlich gebotne Gelegenheit zur selbsttätigen wissenschaftlichen Auffassung der Rechtsmaterien, die in den zur Bearbeitung jeweilig vorliegenden praktischen Rechtsfällen anzuwenden sind, richtig und fruchtbringend zu verwenden und seine juristische Denkfähigkeit, das heißt die Fähigkeit, den gesunden Menschenverstand auf Rechtsverhältnisse anzuwenden, genügend auszubilden; dem würde auch die oft geforderte Beschäftigung in Bank- oder sonstigen kaufmännischen Geschäften, in gewerblichen oder landwirtschaftlichen Betrieben nicht viel nützen, den würde sie von der oft beklagten Weltfremdheit schwerlich befreien. Vielleicht führen die in neuerer Zeit mehr als früher auf den Universitäten gepflegten Seminarien und Konservatorien und schriftlichen Arbeiten sowie die an manchen Stellen eingeführten rechts- und staatswissenschaftlichen Fortbildungskurse nach und nach eine Besserung herbei. Vielleicht empfiehlt es sich auch, versuchsweise zwischen Schule und Universitätsbesuch eine drei- oder viermonatige Beschäftigung auf der Gerichtsschreiberei oder bei einem Rechtsanwalt — nicht als Vorschrift, sondern nach eigner Wahl — einzuschieben: der künftige Student würde erfahren, um was es sich beim Rechtsstudium eigentlich handelt, prüfen können, ob er dafür Neigung und Befähigung hat, und einige Vorstellungen von den Dingen erlangen, deren Theorie ihm alsdann in den Vorlesungen vorgetragen werden soll.

Der königlich preußischen Kommission für die große juristische Staatsprüfung (Gerichtsassessorenprüfung) sind im Jahre 1898 702, im Jahre 1905 1087, 1906 1206, 1907 1285 Referendare überwiesen worden, und im Jahre 1908 ist diese Zahl sogar auf 1371, also fast auf das doppelte wie 1898 gestiegen.

Die starke Zunahme der Bevölkerung und die noch stärkere des Rechtsverkehrs und seiner Verwicklungen gewährt allerdings einer immer größern Zahl von Rechtsanwälten und Notaren Beschäftigung, die zum Teil sehr lohnend ist; aber es wird doch schon jetzt über die übeln Folgen der Überfüllung geklagt. Auch in der Gemeindeverwaltung, bei den Handelskammern, bei Bankhäusern und andern Handels- und gewerblichen Unternehmungen finden Gerichtsassessoren vielfach Anstellung. Gleichwohl wird die Zahl derer, die Anstellung im Staatsdienst suchen, immer größer, das Mißverhältnis zu der Zahl der verfügbaren Stellen, obwohl diese in den letzten Jahren sehr vermehrt worden sind, immer bedenklicher. Die Wiederkehr solcher Umstände, wie sie am 1. Oktober 1879 und am 1. Januar 1900 eine größere Anzahl älterer Richter

zum Übertritt in den Ruhestand veranlaßte, ist nicht zu erwarten. Immer länger müssen deshalb die Gerichtsassessoren auf feste Anstellung, und wenn sie nicht reichliches Vermögen haben, auf die Begründung eines eignen Hausstandes warten.

Es bedarf keiner Ausführung über die Folgen hiervon für das Vermögen, das Schicksal und Lebensglück der einzelnen und für die Stimmung und auch für die Leistungen von vielen darunter. Hervorzuheben aber bleibt, daß der Zutritt zur Richterlaufbahn denen, die nicht über reichliche und nachhaltige Geldmittel verfügen, mehr und mehr — nicht zum Vorteil der Rechtspflege — verschlossen, das Privileg des Reichtums wird. Die Überzahl der Rechtsanwälte und der Anwärter auf Anstellung lähmt aber auch die Bestrebungen, die auf Vereinfachung des Rechtsgangs und auf Einschränkung der Zahl der Beamten gerichtet sind und mit weit größerer Entschiedenheit als bisher geführt werden sollten.

Rußland und England in Persien

3

Die Streitkräfte

Während der in Persien ausgebrochnen Revolution, die auch heute noch nicht ihr Ende erreicht hat, hat die persische Kasakenbrigade, die von russischen Instrukteuren ausgebildet worden ist und unter dem Kommando russischer Offiziere steht, eine hervorragende Rolle gespielt. Von dieser Brigade erzählen jetzt sämtliche Zeitungen, russische und fremdländische, da sie dem jetzigen Schah nicht nur den Thron, sondern vielleicht auch das Leben gerettet hat. Da nun von den persischen Truppen bisher in der militärischen Presse nur sehr wenig die Rede gewesen ist, so dürfte es angebracht sein, an dieser Stelle einige Angaben über sie einzuschalten.

1. Die Armee. Bis zum Jahre 1905 bestand die persische Armee aus einer Menge von Truppenteilen, die indessen mit gegenseitigem Einverständnis der Gouverneure der Provinzen und des Chefs der Streitkräfte in Teheran nur auf dem Papier standen. Auf diesem erreichte die Stärke der Armee 80 Bataillone (oder Regimenter) Infanterie zu je 800 bis 900 Mann. Hiervon bilden sieben „Regimenter“ die sogenannte Garde des Schahs. Von der Garde liegen drei Regimenter gewöhnlich in Teheran; die übrigen sind beurlaubt. Überhaupt ist von der ganzen Armee ein großer Teil (ein Viertel bis ein Drittel mit sämtlichen Offizieren) infolge Geldmangels in die Heimat beurlaubt. Ferner gab es 18 Regimenter, jedes etwa 300 Mann stark, und 13 Desta (Halbkompagnien) zu etwa 100 Mann Feldartillerie und schließlich 3 Kavallerie-

regimenter zu je 1000 Mann, die die persönliche Wache des Schahs bilden; von ihnen ist jedoch die Hälfte auf Urlaub, sodaß in Wirklichkeit im ganzen nur 1500 Reiter vorhanden sind.

Daneben gibt es auch noch eine irreguläre Reiterei, die von den südlichen Provinzen im Kriegsfalle aufgestellt wird, während die nördlichen Provinzen irreguläre Truppenteile der andern Waffengattungen formieren. Die Zahl dieser Kavallerieregimenter zu etwa je 300 Mann wird auf 125 angenommen; es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob im Ernstfalle auch nur die Hälfte der Mannschaften der Einberufung Folge leisten würde. Infolgedessen erreicht die Gesamtstärke der bewaffneten Macht auch auf dem Papier noch nicht 115000 Mann, die der regulären Armee allein (ohne die Kasakenbrigade) nur etwa 70000 Mann.

Die Bewaffnung der Truppen ist äußerst verschieden: bei der Infanterie finden sich neben verschiednen ganz alten Modellen am häufigsten Werndlgewehre, Modell 1877; die Kavallerie ist mit Berdan- und Mannlichergewehren bewaffnet, die Artillerie führt außer etwa 1000 glatten Geschützen auch Hinterlader (darunter 100 Gebirgsgeschütze) aller möglichen Modelle, im ganzen etwa 250.

Im Frühjahr 1905 wurde vom Schah eine in der Teheraner Zeitung veröffentlichte Verfügung getroffen, zufolge deren die persische Armee auf eine Gesamtstärke von 120000 Mann (92000 Mann Infanterie, 22000 Mann Kavallerie, 6000 Mann Artillerie) gebracht werden sollte und alle diese Streitkräfte in 12 Divisionen unter einheitlichem Oberbefehl eingeteilt werden sollten.

Außer den Infanterie-, Kavallerie- und Artillerietruppenteilen sollen auch Pioniere, Train- und Sanitätsabteilungen zu jeder Division gehören. Die erste Division, bei der zuerst die neue Organisation durchgeführt worden ist, zählt nach den Angaben einer englischen Zeitung 7700 Mann Infanterie, 2900 Mann Kavallerie, 500 Mann Artillerie, im ganzen also ohne die technischen usw. Truppen rund 10000 Mann. Ob der Befehl des Schahs weiterhin zur Ausführung gelangt ist, ist unbekannt geblieben. Jeder Versuch, zu einer grundlegenden Reorganisation der Streitkräfte zu kommen, wird bisher durch das Fehlen einheitlicher Bestimmungen über die Wehrpflicht, ferner durch die Schwäche der Zentralregierung in Teheran gegenüber den verschiednen Generalgouverneuren und Gouverneuren und schließlich durch den Mangel an finanziellen Mitteln verhindert.

An Stelle der allgemeinen Wehrpflicht besteht für die verschiednen Provinzen des Reiches die Verpflichtung, eine bestimmte Zahl von Infanterie- und Artillerieregimentern aufzustellen und zu unterhalten. Die Provinzen sind zu diesem Zwecke in besondre Bezirke eingeteilt. Die Kommandeure dieser Regimenter werden durch einen besondern Ferman des Schahs bestätigt; früher wurden die Offiziere für Teheran vom Kriegsminister, für Täbris und Isfahan von den betreffenden Oberbefehlshabern bestätigt. Die jüngern Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich werden von den Regimentskommandeuren selbst befördert, aber nicht etwa auf Grund der Fähigkeiten

und Dienstkenntnisse, sondern je nach der empfangnen Bestechungssumme. Jedes Regiment trifft im Einverständnis mit dem Gouverneur der betreffenden Provinz selbständig die für die Werbung nötigen Maßnahmen. Es wird größtenteils in einem von irgendeinem zusammengehörigen Stamme bewohnten Bezirk formiert, woraus sich die starke religiöse und nationale Einheit in den einzelnen Regimentern erklärt, die dem Schah anscheinend augenblicklich nicht geringe Schwierigkeiten bereitet.

Die Länge der wirklichen Dienstzeit der Mannschaften richtet sich infolge Fehlens bestimmter Vorschriften nach dem Ermessen der Vorgesetzten, häufig werden sie schon nach Verlauf eines Jahres auf längere oder kürzere, jedoch unbestimmte Zeit wieder beurlaubt. Sie erhalten eine sehr bescheidne Löhnung, nur etwa vier Mark im Monat, wobei noch nicht einmal irgendwelche Verpflegung in Natur zuständig ist. Die Sache ist aber nicht gar so schlimm, da ihre Familien während dieser Zeit von der Gemeinde unterstützt werden; auch liegen die Leute selbst während des aktiven Dienstes meist einträglichen Nebenbeschäftigungen ob, ja sie verschaffen sich sogar durch Bettelei Geld. Bei dem im Lande üblichen Bestechungssystem sind auch Uniformierung und Ausrüstung der Armee sehr schlecht, da sich die Vorgesetzten die hierfür verabfolgten Mittel aneignen.

Bei einer bessern Organisation würden die Perser ein durchaus geeignetes Soldatenmaterial abgeben, wenn nur das Offizierkorps und die militärische Ausbildung nicht so ausgesucht schlecht wären. Von einer wirklichen Ausbildung kann überhaupt gar keine Rede sein, da sie sich nur auf das Erlernen der einfachsten Exerzierformen innerhalb der einzelnen Kompagnie oder Batterie und des Wachtdienstes beschränkt.

Gegen diese, Armee genannte, Horde hebt sich als eine wirkliche militärische Truppe scharf die noch unter der Regierung Nasir ed Dins formierte Kasakenbrigade ab.

2. Die Kasakenbrigade besteht aus vier berittnen Kasakenregimentern (jedes zu etwa 650 Reitern), die in Uniformierung und Bewaffnung den russischen Kasaken gleichen, ferner aus zwei Kompagnien (zweihundert Mann) Kasaken zu Fuß und einer reitenden Batterie zu sechs Geschützen (Kaliber 8,7 Zentimeter) und aus zwei fahrenden Batterien zu vier Geschützen französischen Modells.

In der letzten Zeit hat der Schah der Brigade noch zwei von der Firma Krupp gelieferte Abteilungen Maschinengewehre angegliedert, die früher vollkommen selbständig waren und unter dem Befehl eines deutschen Instrukteurs standen. Außerdem gehört zu der Brigade noch die Leibwache des Schahs, die sich gelegentlich des jetzigen Umsturzes als durchaus zuverlässig erwiesen hat. Es heißt, daß der von der Kasakenbrigade erzielte Erfolg den Schah zu dem Entschluß gebracht habe, unmittelbar nach der Unterdrückung der Unruhen und Wiederherstellung der Ordnung im Lande die Brigade auf eine

Stärke von 25000 Mann zu bringen, um so über einen zuverlässigen, ihm untergebnen Stamm regulärer Truppen bei der Reorganisation der Streitkräfte des Landes zu verfügen.

Die Kasakenbrigade ergänzt sich fast ausschließlich aus Freiwilligen, die größtenteils aus der an Transkaukasien angrenzenden Provinz Aserbeidschan angeworben werden. Die Bevölkerung dieser Provinz, türkisch-tatarischer Herkunft, ist durch ihre Ausdauer und Kühnheit berühmt; außerdem wohnen in dieser Provinz kurdische Stämme, die sich ebenfalls durch Tapferkeit und kriegerischen Sinn auszeichnen. Ein großer Teil der Freiwilligen dient in der Kasakenbrigade viele Jahre lang. Sie erhalten die Uniform und Bewaffnung gestellt und im Falle des Verlustes des Pferdes im Dienst auch den ihnen daraus erwachsenden Schaden auf Rechnung des Schahs ersetzt. Bewaffnung, Ausrüstung und Uniformierung sind russischen Musters. Die Uniform besteht aus einem an der Seite zuzuknöpfenden Rock, hohen Stiefeln und hoher Nationaltschapka aus Schaffell. Die Löhnung ist vollkommen ausreichend, und die Mannschaften sind mit ihrer Lage um so mehr zufrieden, als sie im Gegensatz zu der gesamten übrigen Armee unter der Bevölkerung große Achtung genießen und der Schah ihnen bei jeder Gelegenheit sein Wohlwollen bezeigt. Von der Brigade liegt nur ein einziges berittnes Regiment nicht in Teheran (es liegt in Isfahan), doch werden sehr oft einzelne Teile zur Wahrnehmung des Polizeidienstes nach den Provinzialhauptstädten abkommandiert, ferner als Bewachung für die Gouverneure oder Gesandtschaftsangehörige, zur Begleitung von Geldtransporten, zur Unterdrückung lokaler Unruhen usw.

Kommandeur der Brigade ist ein aktiver russischer Stabsoffizier; außerdem befindet sich noch eine Anzahl russischer Offiziere in den Stellungen der Regiments- und Batteriekommandeure oder beim Brigadestabe, größtenteils armenischer Herkunft. Als Instrukteure sind schließlich noch eine größere Zahl russischer Unteroffiziere tätig. Die Zahl der Offiziere der Brigade ist, wie überall in der persischen Armee, sehr groß, etwa zweihundert. Für die Beförderung zum Offizier ist keinerlei wissenschaftliche Vorbereitung nötig, dafür gehört aber der größte Teil der persischen Kasakenoffiziere den angesehensten Familien des Landes an. Außer dem Schah untersteht der Kommandeur der Brigade nur noch dem Militärgouverneur von Teheran und dem russischen Gesandten, aber nicht dem Kriegsminister. Dies bedeutet nicht nur eine große Selbständigkeit dieses Kommandeurs, sondern zeigt auch die politische Bedeutung dieser Kasaken für die russischen Interessen.

Die Offiziere der Kasakenbrigade sind im Gehalt viel besser gestellt als ihre Kameraden in der übrigen persischen Armee. Die Gehaltssätze sind nach persischem Maßstabe sehr hoch, und das Geld wird vor allem rechtzeitig und bar ausgezahlt — im Gegensatz zu den Offizieren der übrigen Armee, die den Gehalt zur Hälfte in Geld und zur Hälfte in Naturalien erhalten;

außerdem wird bei diesen in den letzten Jahren von der in bar auszuzahlenden Hälfte zugunsten der Staatskasse noch der fünfte Teil einbehalten, obgleich der Gehalt auch ohnedies sehr bescheiden ist: so erhält der Leutnant im ganzen jährlich nur 34, der Hauptmann 112 und der Oberstleutnant 214 Toman (1 Toman beträgt etwa 7,50 Mark).

Wie im Gehalt, so nimmt die Kasakenbrigade auch in der Unterbringung eine privilegierte Stellung ein. Ihre Kasernen in Teheran liegen im Zentrum der Stadt und sind schöne, von hohen Mauern umgebne Gebäude. Die Kasaken sind in ihnen weit und bequem untergebracht. Die verheirateten Mannschaften haben das Recht, während der dienstfreien Zeit bei ihren Familien zu weilen. An die Kasernen stößt ein großer Exerzierplatz an. Während der zwei bis drei Sommermonate bezieht die Brigade ihr etwa fünf Kilometer von der Stadt entferntes Lager, wo die Ausbildung der Brigade, und zwar in allem nach den russischen Vorschriften, erfolgt. Das Lager nimmt etwa einen ein Quadratkilometer großen Raum ein. In seiner Nähe liegt die Sommerresidenz des Schahs. Auf diese Weise lebt dieser immer, wie zum Beispiel in der jetzigen unruhigen Zeit, in der Nähe seiner zuverlässigsten Truppen, der Hauptstütze seiner Macht. Der verstorbne Schah Nasir ed Din wohnte auch mit Vorliebe den Übungen seiner Kasakenbrigade während dieser Jahreszeit bei.

Charakteristik der letzten Ereignisse

Während der letzten Jahre, die der eingetretnen politischen Umwälzung vorhergingen, hat Persien eine tiefe wirtschaftliche Krisis durchgemacht. Auf Schritt und Tritt sah man die Anzeichen einer Verarmung der Bevölkerung und der völligen Desorganisation in der Verwaltung des Landes. Nach einem Bericht der Petersburger Nachrichten braucht man nur durch die Straßen und die Geschäfte Teherans zu gehn, um jeden Augenblick Ausrufe des Volkes zu hören, wie: O Allah, wann wird all dies zu Ende sein, wann werden die Russen kommen? Diese Ausrufe werden besonders beim Anblick eines Europäers laut. Man hört sie nicht nur in Teheran, sondern, wie Europäer aus eigner Erfahrung versichern, auch in den andern Städten Persiens. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das persische Volk, das gewöhnlich so zurückhaltend und ergeben ist und mit echtem Fatalismus alle Unannehmlichkeiten des Lebens, das Joch des Despotismus und der Tyrannei ruhig erträgt, jetzt die Geduld verloren hat, sodaß es offen seine Unzufriedenheit mit dem bestehenden Regime ausspricht und nach dem Erscheinen der Fremden lechzt. Das ohnedies nicht angenehme und leichte Leben ist dem Perser jetzt vollends zur Last geworden, denn auch das Wenige, mit dem er sich schon bisher begnügte, kann er nicht mehr immer erhalten. Der unglückliche Perser muß vom frühen Morgen bis zum späten Abend vor dem Laden des Bäckers warten, um zwei oder drei Pfund Brot zu erhalten, und dabei was für

Brot — ein Gemisch von Sand und Mehl! Dabei herrscht aber in Persien nicht etwa Hungersnot, auch hat es nicht etwa eine Mißernte gegeben! Tausende Halvar (ein Halvar = 320 Kilogramm) von Weizen faulen in den Speichern der verschiednen Beamten, Gutsbesitzer und Muschtahiden. Die wirtschaftliche und finanzielle Krisis des Landes, die schon während der letzten Jahre der Regierung des Schahs Nasir ed Din einsetzte, hat ihren Höhepunkt erreicht. Der Kredit und die Autorität der Regierung sind so gesunken, daß ihr niemand mehr ohne Bürgschaft Geld leiht.

Die von dem jahrhundertelangen Despotismus aufs äußerste entkräftete und völlig verarmte Bevölkerung hat sich gegen ihre Regierung erhoben und die Einführung einer Konstitution erzwungen.

Das erste persische Parlament, die Medschlis, aber hat sich, von den Endschumenen unterstützt, mit einer ganzen Reihe kategorischer Forderungen an den Schah gewandt, die dem persischen „König der Könige", der die unumschränkte Gewalt eines asiatischen Despoten ererbt hatte, jedoch zu radikal erschienen. Um aus der schwierigen Lage herauszukommen, verließ der Schah heimlich Teheran und verschanzte sich in einem seiner außerhalb der Stadt gelegnen Paläste. Von hier aus stellte er nun seinerseits eine Reihe von Forderungen an das Parlament, gestützt auf seine Kasakenbrigade, und ließ schließlich, ohne den Ausgang der Unterhandlungen abzuwarten, die Volksvertreter auseinanderjagen und das Parlamentsgebäude zerstören. Augenblicklich, Ende August, ist der Herd der revolutionären Bewegung die Stadt Täbris, in der sich viele Führer der Endschumenen und die übrigen Anhänger der konstitutionellen Staatsform verborgen haben.

Rußland und England aber sind infolge des zwischen ihnen abgeschlossenen politischen Vertrags passive Zuschauer der sich in Persien abspielenden Ereignisse.

Karamsin und Wieland

Von Dr. Valerian Cornius

Das achtzehnte Jahrhundert war das Zeitalter der Reisen, aber nicht solcher Reisen, die wie heutzutage meist Erholungs- oder Vergnügungszwecken gewidmet sind, sondern jener Reisen, die unternommen werden, um Land und Leute, Sprache und Sitten, Wissenschaft und Kunst fremder Völker kennen zu lernen. Es ist begreiflich, daß in einer Periode, wo der Postwagen noch als einziges Verkehrsmittel diente, das Reisen viel mehr Zeit als jetzt in Anspruch nahm. Man verweilte länger an den verschiednen Orten, knüpfte Bekanntschaften mit

bedeutenden Persönlichkeiten an, erfreute sich an ihrer belehrenden Unterhaltung und gewann eine Menge interessanter Anregungen und Eindrücke. Jeden, der nur irgendwie Sinn für das Erlebte hatte, drängte es natürlich, an seinem neugewonnenen geistigen Besitztum gute Freunde in der Ferne Anteil nehmen zu lassen. Da bot sich dem empfindsamen Menschen jener Zeit für seine Bekenntnisse und Beobachtungen keine bessere schriftliche Ausdrucksform als der Brief. Und so hat in dem Jahrhundert der Reisen auch der Brief seine Entwicklung und Blüte durchgemacht. Aber nicht nur in Deutschland, auch außerhalb unsrer Grenzpfähle ist diese Erscheinung bemerkbar gewesen. In Rußland waren es Karamsins „Briefe eines russischen Reisenden", die sich einen Namen in der Literatur gesichert haben. Ihr Kultur- und Bildungswert für die damalige Zeit war groß. Von ihrem ersten Erscheinen in den Jahren 1791 und 1792 bis tief in das neunzehnte Jahrhundert haben sie ihre Wirkung ausgeübt, denn zum erstenmal erfuhr hier das russische Publikum durch ausführliche und genaue Berichte über den jeweiligen Kulturzustand des europäischen Westens. Die vielseitige Bildung Karamsins hatte es ihm ermöglicht, auf den verschiedensten Gebieten Eindrücke zu sammeln und seine Gespräche mit bedeutenden Männern jener Zeit anregend wiederzugeben, sodaß einzelne auch heute noch interessant und lesenswert sind.

Die „Briefe" wurden nicht nur in der engern Heimat des Verfassers bekannt. Deutsche, englische, französische und holländische Übersetzungen verbreiteten ihren Ruf auch in andern Ländern. Zu den ältesten dieser Übersetzungen gehört die deutsche, die von J. Richter veranstaltet wurde und zugleich mit der russischen Gesamtausgabe im Jahre 1801 erschien. Sie dürfte nur noch hier und da in Universitätsbibliotheken anzutreffen sein. Daß nicht allein der Fachmann an diesen Briefen Interesse gewinnen kann, davon wird man sich leicht überzeugen können, wenn man zum Beispiel ein Gespräch wie zwischen Karamsin und Wieland liest, das ich in neuer Übertragung hier wiedergebe:

Weimar, den 21. Juli 1789

Gestern war ich zweimal bei Wieland, und beidemale sagte man mir, daß er nicht zu Hause wäre. Heute ging ich um acht Uhr morgens zu ihm hin und hatte Gelegenheit, ihn zu sehen. Stellen Sie sich einen Mann vor, hager, hochgewachsen, blond, mit langem, pockennarbigem Gesicht, spärlichem Haarwuchs und vom vielen Lesen geröteten Augen, die einmal grau gewesen sein müssen. So sah Wieland aus. Der Wunsch, Sie zu sehen, führte mich nach Weimar — sagte ich. Das verlohnte sich nicht der Mühe! antwortete er mit kaltem Blick und mit einer solchen Gebärde, die ich von ihm gar nicht erwartet hatte. Dann fragte er mich, wie ich, in Moskau lebend, die deutsche Sprache erlernt hätte. Ich gab zur Antwort, daß ich viel mit Deutschen im Verkehr gestanden habe und dazu mit solchen, die ihre Sprache gründlich beherrschten. Dabei wies ich auf L. [Reinhold Lenz] hin. Nun drehte sich

unser Gespräch um jenen unglücklichen Menschen, den er einst gut gekannt hatte. Währenddessen standen wir immer noch. Daraus schloß ich, daß er nicht die Absicht hatte, mich lange in seinem Kabinett bei sich zu behalten. Gewiß bin ich Ihnen nicht gelegen gekommen? fragte ich. Nein, antwortete er. Übrigens des Morgens sind wir immer beschäftigt.

Ich: So erlauben Sie, daß ich zu einer andern Zeit wiederkomme. Bestimmen Sie die Stunde. Ich wiederhole nochmals, daß ich nur deswegen nach Weimar gekommen bin, um Sie zu sehen.

Wieland: Was wollen Sie von mir?

Ich: Ihre Werke haben mir Liebe zu Ihnen eingeflößt und den Wunsch in mir wachgerufen, den Verfasser persönlich kennen zu lernen. Ich will nichts mehr von Ihnen als nur die Erlaubnis, Sie kennen zu lernen.

Wieland: Sie bringen mich in Verlegenheit. Soll ich aufrichtig sein?

Ich: Ja, bitte.

Wieland: Ich liebe keine neuen Bekanntschaften und besonders keine solchen Menschen, die mir vollständig unbekannt sind. Ich kenne Sie nicht.

Ich: Sehr wohl; aber was hätten Sie zu fürchten?

Wieland: Neuerdings sind in Deutschland Reisen und Reisebeschreibungen Mode geworden. Viele fahren von Stadt zu Stadt und suchen die bekannten Männer nur auf, um dann späterhin die von ihnen vernommnen Ansichten zu veröffentlichen. Was unter vier Augen gesprochen wurde, wird nun der Öffentlichkeit preisgegeben. Ich stehe nicht für mich ein. Zuweilen kann ich zu sehr offenherzig sein.

Ich: Denken Sie daran, daß ich kein Deutscher bin und auch nicht für das deutsche Publikum schreibe. Außerdem können Sie ja mein Ehrenwort verlangen.

Wieland: Aber was für einen Nutzen bringt Ihnen meine Bekanntschaft? Angenommen, daß wir in Gedanken und Gefühlen auch übereinstimmen, schließlich müssen wir uns doch trennen, denn Sie werden ja nicht immer hier wohnen bleiben.

Ich: Nur um des einzigen Vergnügens willen, mit Ihnen zusammensein zu dürfen, würde ich gern ein paar Tage in Weimar verbringen. Ich hätte dann nach meinem Abschied von Ihnen die freudige Gewißheit, mit Wieland bekannt geworden zu sein, ihn als Vater in seiner Familie und als Freund unter Freunden gesehen zu haben.

Wieland: Sie sind sehr aufrichtig. Ich muß mich jetzt in acht nehmen, damit Sie nicht etwa in dieser Beziehung irgendeine schlechte Eigenschaft an mir bemerken.

Ich: Sie scherzen.

Wieland: Nicht im geringsten. Und doch würde ich mich schämen, wenn Sie nur meinetwegen hierblieben. Vielleicht würde Ihr Aufenthalt in einer andern deutschen Stadt, zum Beispiel in Gotha, reizvoller sein.

Ich: Sie sind ein Dichter, und ich liebe die Dichtkunst. Welche Annehmlichkeit wäre es für mich, wenn Sie mir die Erlaubnis gäben, nur ein kleines Stündchen mit Ihnen über die herrlichen Schönheiten der Dichtung zu plaudern!

Wieland: Ich weiß nicht, wie ich mit Ihnen reden soll. Vielleicht sind Sie gar mein Lehrer in der Poesie.

Ich: O! zu viel Ehre. Und so muß ich denn von Ihnen scheiden zum ersten- und zum letztenmal.

Wieland (nachdem er mich angesehen, lächelnd): Ich bin kein Physiognomiker. Allein Ihr Aussehen veranlaßt mich, Ihnen eine gewisse Zutraulichkeit entgegenzubringen. Mir gefällt Ihre Offenheit. Sie sind der erste Russe, den ich so kennen lerne. Ich habe Ihren Sch. gesehen. Ein scharfsinniger Mensch, der sich mit dem Geist dieses Alten gesättigt hat (dabei zeigte er mit der Hand auf die Büste Voltaires). Gewöhnlich ahmen Ihre Landsleute die Franzosen nach, aber Sie ...

Ich: Ich danke.

Wieland: Nun, wenn Sie durchaus ein paar Stunden mit mir verbringen wollen, so kommen Sie nachmittags um halb drei zu mir.

Ich: Sie wollen nur nachsichtig gegen mich sein.

Wieland: Ich will das Vergnügen haben, mit Ihnen zusammen zu sein, betone ich, und bitte Sie, nicht etwa zu denken, daß Sie allein auf der Welt offenherzig sind —

Ich: Leben Sie wohl.

Wieland: Um halb drei erwarte ich Sie also.

Ich: Jawohl, ich werde erscheinen. Auf Wiedersehen.

* * *

Ich erschien bei Wieland um die festgesetzte Stunde. Seine hübschen kleinen Kinder umringten mich schon auf der Treppe. Vater erwartet Sie, sagte eines. Gehn Sie zu ihm, sagten zwei zugleich. Wir führen Sie hin, sagte ein viertes. Ich küßte sie alle und trat dann in das Zimmer ihres Vaters.

Verzeihen Sie, sagte ich, als ich eintrat, verzeihen Sie, wenn mein heutiger Besuch Ihnen nicht ganz angenehm war. Ich hoffe, daß Sie das nicht als Aufdringlichkeit ansehen, was nur eine Folge von Enthusiasmus war, den Ihre herrlichen Werke in mir hervorgerufen haben. — Sie haben keine Veranlassung, sich zu entschuldigen, antwortete er. Ich freue mich, daß sich dieses Dichterfeuer so weit verbreitet, während es in Deutschland schon erlischt. Wir setzten uns auf das Kanapee. Ein Gespräch begann, das von Minute zu Minute lebhafter und für mich unterhaltender wurde. Als er von seiner Liebe zur Dichtkunst sprach, sagte er: Wenn das Schicksal mich auf eine öde Insel verschlagen hätte, so würde ich genau dasselbe geschrieben und mit eben demselben Fleiß meine Werke ausgearbeitet haben, allein von

den Gedanken durchdrungen, die Musen vernähmen meine Lieder. — Er wollte erfahren, ob ich auch schriftstellerisch tätig sei, ob nicht irgend etwas meiner Kleinigkeiten ins Deutsche übertragen worden wäre. Ich suchte aus meinem Notizbuch die Übersetzung vom „Traurigen Lenz" hervor. Nachdem er sie gelesen hatte, sagte er: Ich bedaure Sie, wenn Sie sich häufig in der Stimmung befinden, die hier beschrieben ist. Sagen Sie — weil Sie jetzt in mir den Wunsch wachgerufen haben, Sie näher kennen zu lernen —, sagen Sie, was haben Sie eigentlich vor? — Ein stilles Leben wünsche ich mir, antwortete ich. Wenn ich meine Reise beendet haben werde, die ich allein zu dem Zweck unternehme, einige angenehme Eindrücke zu sammeln und meine Phantasie mit neuen Ideen zu bereichern, werde ich friedlich mit der Natur und guten Menschen leben, das Schöne lieben und mich an ihm erfreuen. — Wer die Musen liebt und von ihnen geliebt wird, sagte Wieland, der wird selbst in der Einsamkeit nicht müßig sein und wird immer eine angenehme Beschäftigung für sich finden. Er trägt in sich die Quelle des Genusses, seine Schöpferkraft, die ihn glücklich macht.

Unser Gespräch berührte auch die Philosophen. Niemand unter den Systematikern, sagte Wieland, versteht so seine Leser zu verführen wie Bonnet, und besonders solche Leser, die eine lebhafte Einbildungskraft haben. Er schreibt klar, angenehm und veranlaßt uns, ihn und seine Philosophie zu lieben. Von Kant sprach Wieland mit Ehrfurcht. Es scheint jedoch, daß er sich über dessen Metaphysik nicht den Kopf zerbricht. Er zeigte mir eine neue Schrift seines Schwiegersohnes, des Professors Reinhold, die den Titel führt: „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens." Sie ist eben gedruckt erschienen und soll Kants Metaphysik erläutern. Lesen Sie das Buch, sagte er zu mir, wenn Sie Bücher dieser Art lesen. — Ihr Agathon oder Oberon sind mir angenehmer, antwortete ich. Zuweilen blicke ich jedoch auch aus Neugier ein wenig in das Gebiet der Philosophie hinein. — Ist denn der Agathon kein philosophisches Buch? fragte er. In ihm sind die wichtigsten Fragen der Philosophie erörtert. — Sie haben recht, sagte ich. Entschuldigen Sie, bitte.

Mit liebenswürdiger Offenheit entdeckte mir Wieland seine Gedanken über einige der wichtigsten Menschheitsfragen. Er lehnt nichts ab, sondern stellt nur den Unterschied zwischen Vermutung und Gewißheit auf. Man kann ihn als einen Skeptiker bezeichnen, aber nur in der guten Bedeutung dieses Wortes. Es war ihm angenehm, von mir zu hören, daß einige seiner bedeutendsten Werke ins Russische übertragen worden seien. Doch wie ist die Übersetzung? fragte er. Sie kann denen nicht gefallen, die das Original kennen, antwortete ich. Das ist mein Los, sagte er. Auch die französischen und englischen Übersetzer haben mich verunstaltet.

Gegen sechs Uhr stand ich auf. Er ergriff meine Hand und sagte, daß er von ganzem Herzen mir Glück im Leben wünsche. Sie haben mich so

kennen gelernt, wie ich in Wirklichkeit bin, bemerkte er. Leben Sie wohl, und laſſen Sie mir zuweilen Nachricht von Ihnen zukommen. Ich werde Ihnen ſtets antworten, wo Sie auch ſind. Leben Sie wohl! Darauf umarmten wir uns. Mir ſchien es, als ob er ein wenig gerührt war, und das erweckte in mir ſelbſt eine Rührung. Auf der Treppe drückten wir einander zum letztenmal die Hand und ſchieden — vielleicht für immer.

Der Tempelplatz in Jeruſalem

In tiefem Schweigen lag die Heilige Stadt nach Sonnenuntergang. Wunderbarer Glanz des Vollmonds, der über dem Rücken des Ölbergs heraufgeſtiegen war, flimmerte in der Luft. Wir gingen unter dem Geleit zweier Schechs des Haram — genauer Haram eſch-ſcherif, „das vornehme Heiligtum", wie die Mohammedaner den Tempelbezirk nennen — zum Tempelplatz in zitternder Erwartung. Iſt ein Betreten am Tage den Nichtmoslems nur unter Begleitung eines türkiſchen Soldaten und eines von dem betreffenden Konſulat geſtellten Kawaſſen möglich, ſo iſt von Sonnenuntergang an der heilige Platz für jedermann geſchloſſen. Nur der Paſcha von Jeruſalem kann die Erlaubnis dazu erteilen, den Platz nächtlicher Weile zu betreten. Mit gedämpften Schritten gingen wir durch die menſchenleeren engen Gaſſen. Jeruſalem, auf einer welligen Bergkrone erbaut, ſeit Jahrtauſenden in einen ſteinernen Mauergürtel eingeſchloſſen bis auf den heutigen Tag, hat um jedes Fleckchen Erde geizen müſſen. Es iſt nicht in unſerm Sinne eine ſchöne Stadt. Die Straßen ſind oft ſo eng, daß man meint, die Mauern zu beiden Seiten mit den Händen faſſen zu können. Bald ſteigen ſie ſteil aufwärts, bald fallen ſie ab, zum großen Teil ſind ſie überwölbt; Wagen können in den holprigen unebnen Gaſſen nicht fahren, auf denen der Unrat liegt, den die wilden Hunde, die Straßenreiniger der Stadt, übrig laſſen. Erſt ſeit kurzem iſt ein kümmerlicher Anfang mit Straßenreinigung und -beleuchtung gemacht worden. Öde ſteigen die Häuſermauern empor, ſie ſind nur an wenigen Stellen außer der Pforte durchbrochen, denn alles Leben ſpielt ſich nach den Höfen zu ab. Vielfach liegen auch Häuſer in Trümmern. Aber jetzt iſt über all das düſtere Gemäuer der Zauber der Nacht gebreitet. Wo ein Lichtſchacht einfällt, huſcht der geiſterhafte Glanz des Mondlichts über die Flieſen, das Gemäuer und über Ruinen hin. Aus der verſchloßnen Grabeskirche klingt wie ein höherer Chor in weichen verſchleierten Akkorden der Oſterhymnus, den die Franziskaner aufs Feſt einüben, durch die Stille der Nacht. Unſer Weg geht der dunkeln Schmerzensſtraße, der Via dolorosa, entlang. Durch ein enges Pförtchen treten wir auf den Tempelplatz. Unter dem blendenden

Lichtglanz liegt er vor uns wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Majestätisch und feierlich thront auf einer Plattform inmitten des Riesenplatzes der sogenannte Felsendom, ein achtseitiges Prisma mit überhöhter hölzerner Kuppel, auf der der Halbmond, das Herrscherzeichen des Islam, aufgerichtet ist. Es ist, als ob rieselnd Lichtfluten über die Holzschindeln des Kuppeldachs zu dem Oktogon herabflössen. Weithin im Umkreis, wie planlos hingestreut über den weiten Platz, die herrlichen Freitreppen, die zur Plattform des Felsendoms leiten in entzückender Unregelmäßigkeit, hier drei, dort nur eine, je zwei auf der Nord- und Südseite, abgeschlossen durch freistehende Arkaden, die mit wunderlichen und wechselvollen Durchblicken dem Auge wohltuende Ruhepunkte gewähren, freistehende Kanzeln und in Stein gemauerte Brunnen. Alle diese wie zufällig über den weiten Raum verteilten Bauten, darunter Meisterwerke arabischer Baukunst, scheinen in den bläulichen Schatten zu träumen und wie durch ein unsichtbares Band von dem stolzen alles beherrschenden Felsendom magisch angezogen und in eine schön zusammengestimmte Ordnung gebunden zu werden. Aus den silbergrau leuchtenden Marmorfliesen, mit denen der Platz gedeckt ist, steigen gespenstisch grau schimmernde Oliven und hochragende düstere Zypressen auf, wie eine Totenwacht an heiliger Stätte.

Es ist auch heiliges Land, auf dem wir stehn. Die drei großen Weltreligionen sind über diese Stätte dahingegangen. Die Überlieferung reicht bis in die Urgeschichte des Volkes Israel zurück, die auf diesen heiligen Ort weist. Abraham kommt aus der Wüste im Süden, von Beersaba her, auf ein Gottesgeheiß. Am dritten Tage hebt er die Augen auf und sieht die Stätte von fern, vom Tale Hinnom aus. Hier läßt er die Knechte zurück. Allein mit dem einzigen Sohne geht er den schweren Weg. Isaak trägt auf seinem Rücken das Holz zum Brandopfer, der Vater trägt Feuer und Messer in der Hand. Durch seine zum Tode verwundete Seele schneidet die Frage des Kindes: Mein Vater. Siehe, hier ist Feuer und Holz, wo ist aber das Schaf zum Brandopfer? Und er baut den Altar und legt den Sohn als Opferlamm darauf. Da fährt die Hand Gottes dazwischen. Gehorsam ist das höchste Opfer. Gott will keine Menschenopfer: die ergreifende Geschichte ist ein erschütternder Protest gegen die heidnischen Greuel der Menschenopfer. Abraham hat es verstanden. Er nennt die Stätte Morijah: Erscheinung des Herrn. So bringt die Geschichtschreibung Israels die Stätte des Volksheiligtums mit dem Stammvater in Verbindung. Jahrhunderte sind dahingegangen. Jerusalem ist in den Händen der Jebusiter. Auf der Höhe opfern sie dem Sonnengott. David erobert die Jebusiterfeste und baut auf dem Berge im Westen seine Burg und Stadt. Aber der heilige Hügel im Osten ist noch in den Jebusiterhänden. Urusalim, Salemsstadt, heißt sie schon im fünfzehnten Jahrhundert, ehe Israel ins Heilige Land kam, in den Keilschriftbriefen, die die Statthalter Jerusalems an den ägyptischen Großherrn schrieben. Vielleicht wurde von den Jebusitern ein Gott Salem auf der heiligen Höhe verehrt. Auf Höhen opfern die Völker des alten Orients

ihren Göttern. Auch Israel hat seine heiligen Höhen gehabt von Beersaba bis Dan. Auf Bergeshöhe ist man der Gottheit am nächsten. Jede heilige Höhe ist ein Abbild der himmlischen Götterwohnung, die als Götterberg gedacht wird. Da thront die Gottheit. Sinai und Horeb, Karmel und Bethel und Zion selbst sind solche Bergheiligtümer gewesen. In den frommen Liedern Israels klingt bis in die letzte Zeit hinein der Gedanke an den auf Bergeshöhe thronenden Gott innig an: Jehova, mein Fels — eine feste Burg ist unser Gott. Zu Festzeiten zieht das Volk auf die Höhe, um zu opfern und dann das fröhliche Opfermahl im Angesicht der Gottheit zu halten. Kein Tempel engt hier den Blick. Der Himmel wölbt sein unendliches Dach über den heiligen Ort, der nur einen Altar aus gewaltigem Steinblock enthält, abgegrenzt von einem weiten Raum, den kein ungeweihter Fuß betritt. In feierlichem Reigen wandeln die Priester um den Altar, der Opferpriester steigt die Stufen empor und schüttet die Blutspende über die Hörner des Altars oder zündet das Feuer in der Grube des Steinblocks an, auf die das Brandopfer gelegt worden ist. Ein solches freies Bergheiligtum ist auch Zion gewesen, als der Tempel Salomos hier erstand. Ein altheiliger Ort, das sagt die Geschichte von dem Kauf der Tenne Arafna, d. i. der spätere Tempelplatz, für den, der die Sprache des Orients versteht. Gott selbst zeigt dem König David den Platz, auf dem das Heiligtum stehn soll. Er sieht einen Engel stehn auf der Tenne Arafna, des Jebusiters. Von dem kauft er den Platz um fünfzig Silberlinge und baut dort einen Brandopferaltar. Noch heute hat jede Gemeinde im Heiligen Land ihre Tenne, einen weiten festgestampften und eingeebneten Platz, zuweilen ein geglättetes Felsplateau, wo das Korn geschüttet und geworfelt wird. David selbst darf das neue Heiligtum nicht bauen. Er darf nur die heilige Höhe für den Gott Israels weihen.

Wir haben jetzt eine lebendige Vorstellung davon, wie eine solche heilige Höhe beschaffen war. Mitten in den Edomiterbergen am Rande der arabischen Wüste auf dem halben Wege vom Toten Meer nach dem Roten Meer (Akaba) liegt die Gräberstadt Petra. Hier ist auf freier Bergeshöhe eine einzigartige Kultstätte des Altertums wunderbar erhalten. Die Zugänge sind zum Teil verschüttet, hohe Felsblöcke, von elementarer Gewalt herabgeschleudert, sperren den Weg. Treppen, in die Felsen gehauen, sind zum Teil erhalten. In großartiger Einsamkeit, eingebettet in eine Bergwelt nackter, zerrissener Sandsteinfelsen, liegt auf dem Höhenplateau der Doppelaltar, aus dem rohen Felsen herausgehauen, vom Abgrund begrenzt, und davor in den Felsenboden geglättet ein riesiger Hof, der heilige Bezirk mit einer erhöhten Platte in der Mitte vor dem Hauptaltar, einem Felsenwürfel, wo das Opfer dargestellt wurde. Um den Altar ist aus dem Felsen ein Umgang gebrochen für die feiernden Priester. Stufen führen zur Höhe des Altars, in dessen Oberfläche eine Grube eingebaut ist. Falze an den vier Ecken bezeichnen die Stellen, wo die Hörner des Altars in Metall aufgesetzt waren.

Große Wassergruben in der Nähe sammelten das Regenwasser zu den Opferfesten. Der Altar schaut nach dem höchsten Berge der Gegend, dem Thron der Gottheit, den Berg Hor, auf dem der Hoheprieſter Aaron begraben wurde.

Ein solcher Höhenaltar, ein aus dem Naturfelsen roh gehauener Block, ist Jahrtausende hindurch das große Heiligtum Jerusalems gewesen, von dem der mohammedanische Prachtbau auf dem Tempelplatz seinen Namen hat: der Felsendom, Kubbet-es-Sachra, auch fälschlich als Omarmoschee bezeichnet. Er stellt eine glückliche Verbindung von byzantinischer Architektur und arabischer Kunst dar. Er ist der schönste Bau von Jerusalem. Sieben Tore führen von Westen, d. i. aus der Stadt, auf den Tempelplatz, der sich einen halben Kilometer in der Länge ausdehnt und nahe an 150000 Quadratmeter Fläche mißt. Ausgänge hat nur die Nordseite, die ganze nach dem Kidrontal zu abstürzende Ostseite ist durch die Stadtmauer, die zugleich den Tempelplatz abgrenzt, verschlossen. Schon die Zugänge erwecken reizvolle Erwartungen. Wir gehn unter den Wölbungen der Kettenstraße zu dem Kettentor mit einem edel geschmückten Vorplatz. Ein Wasserträger, den Ziegenschlauch über dem Rücken, trägt Wasser aus einem der Brunnen vom Tempelplatz in die Stadt, das natürlich besonders geschätzt ist. Vielleicht hat er aus dem Paradiesbrunnen geschöpft. Da hat einst ein Begleiter Omars, der Jerusalem für den Islam eroberte, seinen Eimer hinabfallen lassen; er steigt hinunter, findet in der Tiefe eine Tür; er öffnet sie und ist in einem herrlichen Garten. Ein Blatt bricht er von einem Baum, das grünt und grünt bis an sein Ende, denn er hat es im Paradies gebrochen. Den Zugang dazu aber fand niemand mehr. Nur das Wasser steigt noch in dem Brunnen empor aus der geheimnisvollen Tiefe, der alle Ströme des Lebens entquellen. — Wir treten durch den im Halbdunkel liegenden Torweg auf den Tempelplatz, geblendet von den Lichtfluten, die alles in ein gleißendes flimmerndes Silber tauchen. Überwältigend schön ist der Anblick des Felsendoms mit der großartigen, von den luftigen Arkaden abgeschloßnen Freitreppe. Durch die Bogen hindurch leuchtet die Farbenpracht. Der Unterbau des Achtecks ist Marmor mit einem zarten rosa Hauch im Sonnenlicht, von den Fensterbänken an aufwärts mit Fayencekacheln belegt, ein unbeschreiblich warmes und weiches Farbenspiel in blau, grün und weiß in tief leuchtendem Glanz, darüber als friesartiger Abschluß des Oktogons ein dunkelblauer Streifen mit Koransprüchen in der arabeskenreichen kufischen Zierschrift. Im Innern gewöhnt sich erst allmählich das Auge an das träumerische Halbdunkel. Durch die mit gitterartigem Maßwerk versetzten Fenster fällt in gesättigten Tönen das gebrochne Licht der bunten Glasmalerei ein, wunderbar stimmungsvoll. Die kleinern ebenfalls vergitterten Fenster des Tambours unter der Kuppel, der mit Mosaiken auf goldnem Grunde verziert ist, werfen den Abglanz nach der Innenwölbung der Kuppel. Sie ist wechselnd mit roten und blauen Kassetten in Holz gedeckt. Es ist ein verhältnismäßig kleiner Raum, der von einer doppelten Pfeiler- und Säulenreihe in rundem Umgang eingeschlossen wird. In merkwürdigem Kontrast von

einem recht häßlichen hölzernen Gitter umschlossen, liegt inmitten der kostbaren architektonischen Fassung das Heiligtum selbst, ein nackter Naturfels, nicht ganz mannshoch, unregelmäßig, im Westen scharf abschneidend mit einer Stufe im Stein, nach Osten ziemlich geneigt. Deutlich hebt sich die Rinne ab, in der das Opferblut geflossen ist. Das ist der heilige Fels.

Niemand darf das Innere mit seinem unreinen vom Staub der Außenwelt berührten Schuhwerk betreten, obwohl der Felsendom nicht eine Moschee im eigentlichen Sinne, sondern nur ein zu dem großen heiligen Bezirk der im Süden gelegnen siebenschiffigen Aksamoschee gehörender Betort ist. Der Moslem zieht seine Schuhe aus und läßt sie draußen, dem Europäer werden bereitgehaltne Pantoffel über sein Schuhwerk geschnallt. „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heiliges Land.“ Über diesem heiligen Fels hat Salomo den großen Brandopferaltar errichtet. Er stand im Vorhof der Priester, im Osten der Tempelfront. Tag und Nacht brannte das Feuer auf dem Altar. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, wo der Ort des Allerheiligsten zu suchen ist, mit dem der salomonische und herodianische Tempel abschloß. Noch heute betritt kein rechtgläubiger Jude den Tempelplatz aus Furcht, seine Füße könnten unbewußt auf den Ort zu stehn kommen, wo sich einst das Allerheiligste erhob, den Platz, den nur der Hohepriester einmal im Jahre betreten durfte. Der nicht übermäßig groß vorzustellende Bau des eigentlichen Tempelgebäudes (des Heiligen und Allerheiligen) hat im Westen des Brandopferaltars gestanden. So ist das Allerheiligste also ungefähr an der Stelle zu suchen, wo die breite Freitreppe von Westen her zum Felsendom führt.

Von der Pracht des salomonischen Baus ist nichts geblieben. Aber mit Sicherheit lassen sich noch Reste der herodianischen Bauten auf dem Tempelplatz nachweisen, besonders in den Umfassungsmauern und den unterirdischen Substruktionen. Könnten an Ort und Stelle Nachgrabungen veranstaltet werden, so würden gewiß brennend interessante Fragen der israelitischen Altertumskunde ihrer Lösung näher geführt werden. Denn es steht außer Zweifel, daß die Fundamente des alten salomonischen Tempels nach altorientalischem heiligen Gesetz immer wieder die Grundlagen einer legitimen, das heißt Gott wohlgefälligen Erneuerung gewesen sind. Aber an eine wissenschaftliche Untersuchung des Tempelplatzes ist nie zu denken, solange der Halbmond über ihm aufgepflanzt ist. Es wird erzählt, daß der oberste Schech des Haram, der den Kaiser auf dem Tempelplatz als Führer zur Seite ging, auf eine diesbezügliche Bemerkung mit orientalischer Klugheit erwidert habe: es ist besser, die Augen nach oben empor zu richten, als nach dem, was drunten ist.

Herodes der Edomiter, der durch eine die Pracht des salomonischen Tempels überbietende Restauration des Nationalheiligtums die Juden gewinnen wollte, hat den heiligen Bezirk, den Tempelplatz, nahezu verdoppelt. Er hat zu diesem Zweck den ganzen südlichen Teil erhöht durch mächtige Substruktionsbauten,

die die Überlieferung fälschlich Salomons Ställe nennt, ein Pfeilerwald, der unterirdisch den Süden und Südosten mit seinen Bauten trägt. Er umgab den Tempelbezirk mit großartigen Säulenhallen, im Süden von einer vierfachen Reihe von Monolithsäulen getragen. An dieser Stelle baute später der Kaiser Justinian eine herrliche fünfschiffige Marienkirche, absichtlich abseits von den Ruinen des eigentlichen Tempelplatzes, den die Christen mit Abscheu mieden nach dem Gerichtswort Jesu an sein Volk: Euer Haus soll euch wüste gelassen werden. Bald nach der Eroberung Jerusalems durch die Araber wurde die Marienkirche zur Moschee umgewandelt, die Grundform einer christlichen Basilika ist erhalten geblieben. Von der Vorhalle dieser el-Aksa genannten Moschee hat man einen bestrickenden Ausblick über den weiten Platz nach dem Felsendom mit seinen Arkaden, Freitreppen und Kanzeln. Der Anblick erinnert lebhaft an Raffaels berühmtes Gemälde der Verlobung Josephs und Marias (sposalizio). Die Kreuzfahrer, in archäologischen Fragen barbarisch unwissend und grausam willkürlich, hielten den arabischen Tempel für das ursprüngliche salomonische Heiligtum und ahmten ihn an verschiednen Stellen in der Heimat nach.

Am 10. August des Jahres 70 n. Chr. warf ein römischer Legionär nach Erstürmung der Tempelplatzmauern, entgegen dem ausdrücklichen Befehl des Eroberers Titus, die Brandfackel in das Allerheiligste, und der Tempel sank in Trümmer. Bis ins fünfte Jahrhundert hat der Platz öde gelegen. Kaiser Hadrian ließ wohl nach Niederwerfung des letzten verzweifelten Widerstandes der Juden im Jahre 130 die zerstörte Stadt neu aufbauen und auf dem Platz des salomonischen Tempels ein Kapitol mit einem Jupitertempel errichten. Aber Juden sowohl wie Christen mieden den entweihten und durch ein Gottesgericht gezeichneten Platz, wie auch die byzantinischen christlichen Kaiser danach den eigentlichen heiligen Ort um den Fels abseits liegen ließen und den Juden zum Trotz mit Unrat und Schmutz bedeckten. Da wurde durch den Islam der weltgeschichtliche Ort zu neuem Glanze erhoben. Wieder spielt der heilige Fels die Hauptrolle. Wieder muß durch göttliches Eingreifen seine Heiligkeit für die neue Weltreligion erwiesen werden. Omar, so erzählt die moslemische Legende, betritt im Jahre 637 Jerusalem, um persönlich die Kapitulation entgegenzunehmen. Da, wo einst David angebetet — auch bei den Mohammedanern stehn David und Salomo in höchsten Ehren —, will er einen Betort für den Einen, wahren Gott errichten. Mohammed, der Prophet Allahs, hat ihm den Ort beschrieben. Er ist dahin entrückt worden. Das Wunderpferd Burak trug ihn nach dem „entferntesten Heiligtum“ (el-aksa, daher der spätere Name der Moschee). Am heiligen Felsen hat er gebetet, dadurch für alle Zeiten den Ort zu einem heiligen Betort geweiht. Dann wurde er in den Himmel entrückt. Der heilige Fels wollte dem Propheten nachfolgen, aber ein Engel Gottes hielt ihn zurück. Von dieser nächtlichen Entrückung erzählt Mohammed in der siebzehnten Sure des Koran. Dem Omar hat er dann — es ist wohl an eine Vision gedacht — den Betort beschrieben, damit er ihn finden kann. Mit viertausend schwertgegürteten Gefährten tritt der

Eroberer vor den Patriarchen: führe mich zum Betort Davids. Der Patriarch geleitet ihn zur Grabeskirche. Aber Omar geht nicht hinein. „Du hast gelogen. Der Gesandte Gottes (Mohammed) hat mir den heiligen Ort anders beschrieben." Sie gehn hinauf zur Burg Davids, wo Davids Grab ist, und wo die älteste Kirche der Christen erstand im Südwesten der Stadt. Wieder sagt Omar: „Du hast gelogen. Das ist nicht der rechte Platz." Dann führt ihn der Patriarch endlich auf den Tempelplatz. Er ist ganz mit Unrat bedeckt, bis zur Höhe der alten Torhallen. „Wir können nur kriechend dahin gelangen", sagt der Patriarch. „Wenn auch kriechend." So folgen sie dem Patriarchen bis auf den Hof vor dem heiligen Fels. Omar schaut sich um: „Allah ist groß! Das ist der Betort Davids, von dem uns der Prophet erzählt hat, daß er nächtlich zu ihm gekommen." So ist die Legitimität des Heiligtums, das hier erbaut werden soll, göttlich erwiesen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich der Felsendom an die Formen des Hadrianischen Kapitols anlehnt. Doch ist Genaues davon nicht bekannt.

Der Felsendom wurde in einer Zeit politischer Wirren erbaut, als den Omajjaden der Zutritt zur Kaaba in Mekka von der Aristokratie Mekkas verwehrt wurde. So sollte Jerusalem an Stelle von Mekka der heilige Wallfahrtsort der Moslems werden. Der Bau begann schon 691. Es ist nicht sicher ausgemacht, ob der reizend gegliederte und dem großen Zentralbau harmonisch angegliederte kleine Kuppelbau des sogenannten Kettendoms derselben Zeit angehört. Die luftige achtseitige offne Halle wird wie der Felsendom von einer Doppelreihe edler und kostbarer Säulen getragen. Der Name Kubbet es-Silsele (vgl. den Namen des obenerwähnten Zugangstors zum Haram) hängt mit einer Legende zusammen. Salomo hing hier eine Kette auf, die ihm als Richter vom Himmel her übergeben war. Kamen zwei Parteien im Streit vor den König, so mußten sie die Kette beim Schwur mit der Hand ergreifen. Vor einem Meineidigen aber wich die Kette in die Höhe, daß er sie nicht fassen konnte. Aber die Verworfenheit der Menschen war so groß, daß Allah die Wunderkette zurücknahm. Ein Mann hatte einem Juden zweihundert Denare zur Aufbewahrung übergeben. Als er sie zurückverlangte, leugnete jener. Beide gingen vor den Richter. Sie wurden zu der Schwurkette geführt. Der betrügerische Jude hatte die zweihundert Denare in seinen Stock, der hohl war, versteckt und trug sie so bei sich. Als er nun zum Schwur an die Kette trat, bat er seinen Gegner, den Stock zu halten. So konnte er schwören, er habe die zweihundert Denare dem Kläger gegeben. Von dem Tage an war die Kette verschwunden.

Der Haram als ein großer heiliger Bezirk mit der Aksamoschee und dem Felsendom gilt heute noch für den ganzen Islam als das größte Heiligtum nach Mekka. Ursprünglich hatte Mohammed sein Augenmerk ganz auf dieses Heiligtum gerichtet und seinen Gläubigen geboten, beim Gebet das Angesicht nach Jerusalem zu richten. Ist nun auch Mekka mit seinem heiligen Fels, der Kaaba, der unbestrittne Mittelpunkt des Islam geworden, so hat doch Jerusalem

den Vorrang nicht ganz verloren. Denn der heilige Fels in Jerusalem ist ebenso nach jüdischer wie mohammedanischer Anschauung der Mittelpunkt der Welt. Hier ist die Pforte zum Himmelreich wie der Eingang zur Unterwelt. Die Juden erzählen, Jesus habe auf dem Felsen den geheimnisvollen Namen Gottes entdeckt und entziffert und damit den Zauberschlüssel zu allen Wundern gehabt. Die Mohammedaner glauben, daß der Fels schwebt. Nur scheinbar wird er von den Gewölben der unter dem Fels liegenden Krypta — vermutlich einer Zisterne — gestützt, weil sterbliche Menschen den Anblick des Wunders nicht ertragen könnten. Aber der Fels schwebt in Wirklichkeit. Denn er ist das Abbild der Welt im kleinen. Die Welt ist nach altorientalischen Anschauungen ein Berg, ringsum von Wassern umgeben und über den Wassern des Urmeers erbaut. Unter der Welt ist das Höllenreich, der Weltengipfel grenzt an das Götterreich. So sind unter dem heiligen Fels die Geister der Verschiednen in einem Brunnen gehalten. Am jüngsten Tage aber wird die Kaaba von Mekka zum heiligen Fels in Jerusalem kommen und hier der Thron Allahs beim Jüngsten Gericht errichtet werden.

Wir stiegen auf der Höhe der Ostmauer, wo der Abhang nach dem Kidrontal grenzt, auf einer Steinkante hin zur Südostecke, an der Hinnomtal und Kidrontal zusammenstoßen. Schaurig gähnte zu uns die Schlucht des Hinnomtals mit dem Blutacker herauf und der Abgrund des Kidrontals. Aber in frühern Zeiten ists noch wildromantischer gewesen, denn bis 35 Meter hoch liegt jetzt der Schutt der immer wieder zerstörten Stadt über der ursprünglichen Talsohle. An diesen Abgrund verlegt die Überlieferung die Versuchung Jesu, als ihn Satan auf die Zinne des Tempels führte und sprach: Bist du Gottes Sohn, so laß dich von hinnen hinunter. Es ist eine Gräberwelt, über die man hinschaut. An der Außenseite der Tempelmauer liegen in wüstem Chaos die Grabmäler moslemischer Gläubigen, verwilderte und verfallne Denkmäler aus alter und neuer Zeit. Gegenüber erhebt sich der sanft abfallende Hang des Ölbergs, und den Abhang hinauf, vom Talgrund aufwärts steigt eine Steinwüste, als ob Steine ohne Zahl auf einen Acker verstreut wären. Das sind die Gräber frommer Juden. Juden und Mohammedaner sehn diese Stätte, das Tal Josaphat, als die Stätte des Gerichts an und wollen hier den Tag der Auferstehung erwarten. Wer ein scharfes Auge hat, der sieht außen an der Mauer den Stumpf eines Säulenbalkens herausragen. Wenn der Jüngste Tag kommt, dann wird das Tal Josaphat weit auseinandergehn, so sagt die mohammedanische Lehre im Anschluß an die jüdische Prophetie. Dann wird ein dünnes Seil, so dünn wie gesponnenes Haar, über den Abgrund gespannt werden von dem Balkenknauf an der Haramsmauer nach der Spitze des Ölbergs. Hier hält Jesus das eine Ende der schauerlichen Brücke, auf dem Haram wird Mohammed erscheinen am andern Ende. Und alle Seelen der Menschen müssen über die Brücke wandeln. Von dem Kidrontal herauf brennt das höllische Feuer des Gerichts. Wer die Probe nicht besteht, wen die Engel nicht halten,

der stürzt hinab in die Glut. Deshalb beten die Mohammedaner beim Waschen der Füße: Allah, stärke meine Füße, damit sie am letzten Tage beim fürchterlichen Übergang über die Brücke nicht gleiten; und beim Waschen des Angesichts: Allah, mache mein Gesicht weiß, am Tage, wo die Gesichter glänzen werden, und mache es nicht schwarz, wenn die Gesichter schwarz sein werden.

Ist die Grenze im Osten und Süden auch heute noch durch die beiden Haupttäler scharf gezeichnet, so ist das Tyropöontal im Westen des Tempelbezirks, das von Norden nach Süden die Stadt schneidet und die Davidsburg im Westen vom Tempelberg im Osten einst kräftig schied, fast ganz nivelliert. Dieser Teil Jerusalems, der in der Zeit der Makkabäer bis zu Herodes Zeit Prachtbauten in großer Zahl trug, ist völlig verwildert, undurchdringliche Kaktusfeigenhecken sperren die Gegend wie ein festes Bollwerk. Ein Weg führt hindurch nach dem traurigsten, schmutzigsten und elendsten Viertel, dem Judenviertel. Hier verbirgt sich eine erschreckende Armut, sie schaut aus den Augen der bleichen schmalen hohläugigen Gestalten heraus, die wie Schatten an den Mauern hinschleichen. Es ist ein tragisches Sinnbild ihres Schicksals, daß den Juden verwehrt ist, die Stätten ihrer heiligsten Erinnerungen zu betreten. Nur eins ist ihnen vergönnt. Ein Stück der Westmauer grenzt an den Bezirk des Judenviertels. 15 Meter liegen auch hier noch die letzten Schichten der Tempelmauer unter dem Schutt begraben, aber immer noch ragt sie 18 Meter über den Erdboden empor. Die großen umränderten Steinquadern der untersten Schichten sind noch Zeugen der herodianischen Zeit. Hier kommen die Juden am Sabbat und an den Festtagen zusammen in ihren Festgewändern, verschlißnen pelzverbrämten Plüschmänteln, mit Pelz besetzten breitkrempigen Hüten, mit den langen ins Gesicht hängenden Gebetslocken. Hier klagen sie in Trauerlitaneien über den Untergang ihrer Heiligtümer und ihres Volks, ein ergreifender Anblick bei vielen, die mit Inbrunst und trostloser Traurigkeit das Haupt an die Mauer lehnen und ihre Tränen an den fühllosen Steinen herabrinnen lassen. Aber bei andern reicht Schachergeist und Bettelsinn auch bis an die geweihte Stätte.

Einmal sahen wir die Umgebung des Tempelplatzes in vollem festlichem Glanz. Die Mohammedaner feierten ihr Frühlingsfest. Vom Heiligtum des Moses in der Wüste Juda, dem größten mohammedanischen Wallfahrtsort des Heiligen Landes, kehrten die Pilger heim. Das ganze moslemische Jerusalem zog ihnen entgegen. Die Hänge des Tempelbergs und die Abhänge des Ölbergs waren von Menschen übersät, ein märchenhafter Anblick, auf der einen Seite die Männer mit ihren weißen, grünen, goldnen Turbantüchern ums Haupt, auf der andern Seite die Frauen und Mädchen in gelben und weißen und grünen Seidengewändern und langwallenden weißen Kopftüchern und Schleiern. Der Pascha von Jerusalem zog mit militärischer Eskorte den Pilgern bis auf die Höhe entgegen, Schwerttänzer, von fanatischen Derwischen geführt, tanzten auf der Feststraße ihren aufregenden Tanz in glühendem Sonnenbrand. Die ganze moslemische Geistlichkeit, hoch zu Roß, in der Mitte der tiefgebückte

steinalte Mufti von Jerusalem, folgte nach, über ihnen wehend die grünen und karminroten Farben des Propheten. Unendlicher Jubel empfing die Heimkehrenden, der sich vom Ölberg fortpflanzte bis auf den Tempelplatz. Unter Jubelgeschrei ging der Festzug durch die dichtgedrängte Menge über das Kidrontal hinweg der Stadt zu. So ist einst am Palmsonntag Jesus vom Ölberg über den Kidron nach dem Tempelplatz gezogen, ebenso von einer jauchzenden und begeisterten Menge erwartet und empfangen. Aber das Tor des Einzugs inmitten der langgestreckten Ostmauer, das goldne Tor, ist vermauert. Niemand, so lautet das Gebot des Islam, soll es betreten vor dem Jüngsten Tag, an dem Mohammed, der Prophet, einziehn wird an dem heiligen Ort. Aber leise raunt ein Gerücht unter den Mohammedanern: einmal noch wird sich das goldne Tor wieder auftun, ein christlicher Eroberer wird von dem Heiligtum Besitz ergreifen, und im geheimen flüstert man im Heiligen Lande unter den Gläubigen Mohammeds: der Deutsche Kaiser wird es sein.

Bis in die tiefe Nacht hinein währte das festliche Treiben. In abgebrochnen Lauten drang das Kreischen der Instrumente und der dumpfe Klang der Trommeln durch die Stille, über das Kidrontal herüber bis in die Einsamkeit des Gartens Gethsemane, der von den Franziskanern als Heiligtum gehütet wird. Der weiche silberne Glanz des Mondes leuchtete von der Höhe des Ölbergs über die goldnen Kuppeln und Kreuze der griechischen Gethsemanekirche, die sich aus dunkeln Zypressen herausheben. Vom Felsendom her ragt als Wahrzeichen der Herrschaft des Islam der Halbmond, der seit tausend Jahren die Schlüssel zu der heiligen Stätte besitzt, an der die Erinnerungen dreier Weltreligionen haften.

Dresden Dr. Frdr. Jeremias

Heimfahrt

Novelle von Luise Algenstaedt

(Schluß)

Jetzt ging es in steilem Abstieg auf losem Boden hinab. Unter Süßeles Tritt gab das Geröll nach. Sie konnte sich nicht halten und glitt abwärts, bis sie sich auf grasbewachsner Halde mit den angstvoll um sich greifenden Händen festklammern und wieder Fuß fassen konnte. Zitternd mußte sie sich von dem Schreck erholen.

Der Himmel wurde nun einförmig grau, und der kalte Wind fegte mit solcher Gewalt vom Tal herauf, daß man zuweilen stillstehn und sich festhalten mußte. Allein nicht lange durfte das geschehen, dem Wetter mußte getrotzt werden, wollte man die Hütte am Popperſee vor Dunkelheit erreichen. Weiter rechnete der Alte nicht mehr, obwohl er anfänglich in Unkenntnis gehofft hatte, eine der am Südhange gelegnen Ortschaften zu gewinnen.

Plötzlich sah er ein weißes Sternchen auf seinem Ärmel und noch eins — ein feines Sprühen von weißen Sternchen. Das Herz entsank ihm. Wie wollte man vorwärts kommen, wenn noch Glätte hinzukam und Schnee die Wegmarken un-

kenntlich machte?! Ihm bangte vor dem Augenblicke, wo die andern die Gefahr bemerken würden, und er strebte mit Süßele stumm voran. Selten schaute er nach seiner Tochter zurück, für sie und für das Kind mußte Mandel, der junge, kräftige, einstehn. Er konnte nicht helfen. Die Not beschränkte jeden auf sich selbst, Süßele aber war sein eigen Ich. Lemberger erprobte nun schon, was er ihm warnend vorhergesagt hatte; er hockte weit zurück am Boden und umwickelte seinen Schuh mit Bindfaden. Mandels Werk hatte keine Stunde gehalten.

Hier und da flatterte ängstlich ein Schmetterling im vergeblichen Verlangen, sich in der Luft zu halten.

Nun hatten auch die andern die Vorboten des Schneetreibens gesehen, und Sinai Tulpenblüt fühlte, daß sich finstere Blicke auf ihn richteten, als habe er auch diese Himmelserscheinung angezettelt. Vom Zurückgehn sprach niemand mehr — es wäre jetzt heller Wahnsinn gewesen.

Es wäre besser für uns, wir wären schon im Tal, gestand er demütig ein. Am Fluß können wir dann nicht fehlen.

Es wäre besser, wir wären in Rußland geblieben, versetzte eine mitteljährige Frau und setzte sich entschlossen auf einen Stein, dann wären wir im „guten Ort" gelegen. Wer wird uns hier begraben? Ich kann nicht mehr.

Wir müssen weiter. Es kommt alles darauf an, daß wir uns bald hier herausmachen.

Süßele aber rief zurück: Adonai wird uns hindurchbringen. Er hat in Rußland unser Geschrei gehört und wird uns hier nicht verderben. Setzt nur eure Füße genau in unsre Spur.

Denn schon spurte der Schnee, und der Fall wurde dichter. Sinai überhastete sich, und Süßele sandte mit fieberhafter Anspannung alle Schärfe ihrer übrigen Sinne in Füße und Hände hinein. Der Wille hielt sie aufrecht über alles hinaus, was möglich schien. Sinai staunte, wie sie ein rasches Vorahnen für den nächsten Tritt hatte, wie sie geschmeidig geworden war und auf den Druck der Gabel — auf die Berührung seiner Hand gehorchte. Es gab im Zuge mehrere, die sich von der Blinden beschämen lassen mußten.

Wir wollen ein Sterbelager unterm Dach. Wenigstens das haben wir in Rußland gehabt! Wir haben nicht gemeint, daß wir zwischen Steinen liegen würden für die Geier. Das ist auch nicht gehört in Israel, Reb Tulpenblüt, Ihr macht es zuerst.

Wieder gab Süßele die Antwort. Weil es noch nie gewesen ist, wird es auch nicht sein. Gott denkt keine neuen Plagen für sein Volk aus. Es werden nur die alten bleiben, bis sie ganz aufhören. Haltet noch ein wenig aus. Aber auch Süßele spürte das Dichterwerden der feuchten Flocken, und als sie meinte, fern genug von den andern zu sein, redete sie ihrem Manne leise und eindringlich zu, sie zurückzulassen.

Er sollte die andern vorübergehn lassen und dann ohne sie ihnen nachfolgen. Sie sei nur ein Hindernis. Ich werde sanft einschlafen, und der Schnee wird mich begraben, bis Menschen es tun. Es ist besser, eine kommt um als alle. Ich sehe dann Meschiach hier nicht mehr, aber ich werde ihn bringen. Viele sind hinüber gegangen und wollten ihn bringen und haben es vergessen in der Ruhe der Ewigkeit. Ich werde es nicht vergessen. Laß uns nun stillstehn!

Sie mußte sich jedoch sagen lassen, daß er sie niemals lebend zurücklassen werde, und daß sie im Gegenteil durch ihr Beispiel notwendig für alle sei und die andern ebensosehr führe wie er selbst. Und darauf wurde sie sogleich noch ein wenig schneller und geschickter.

Wenn wir aber in zehn Minuten nicht den Bach finden, werde ich den Weg nicht mehr erkennen können, vertraute er ihr ebenso leise an. Der Schnee ist feucht und klebt sich an die Steine; kaum daß das Rot noch durchsieht. Es muß ein großes Holzkreuz am Wege sein, nicht weit von da, wo es zum Bach hinuntergeht. Es ist gesetzt zur Erinnerung an einen Bergführer, der dort umgekommen ist, als er im Schnee suchen wollte Verlorne. Wenn wir das finden, sind wir richtig. Dort können wir auch etwas ausruhen, vielleicht kommen noch mehr Leut dahin und können uns helfen. Helft alle schauen nach dem großen Holzkreuz! rief er rückwärts. Braucht eure Augen, es ist ein Wegzeichen für uns.

Er hatte kaum gesprochen, als Ruben es schon entdeckt hatte und hinabwies. Nun sahen alle die dunkeln Umrisse in der immer heller werdenden Umgebung. Es bedurfte nur noch einiger Minuten des Abwärtssteigens.

Vater! keuchte dicht hinter Sinai plötzlich Reas Stimme. Weiter können wir dann nicht — das Kind stirbt!

Der Alte bog stumm seinen Nacken, wie unter einem Schlage, und wagte sie nicht voll anzusehen. Aus seinen rotrandigen Lidern blickte er scheu von unten auf, sah aber nicht in das Bündel, das sie trug, und blieb auch nicht stehn. Wir werden tun, was wir können, wir sind in der Not, wir alle! Deine Not ist groß — unser aller Not ist groß. Wir aber werden leben.

Sie sah ihn groß an, wandte sich nach ihrem Manne um und fiel in seine Arme. Er fing sie mitsamt dem Kinde auf.

Sinai Tulpenblüt sah nicht zurück. Er bückte sich nach Süßeles Füßen und griff abwechselnd nach ihren Händen und strebte unaufhaltsam weiter. Wer sollte ihm und seinem alten Weibe helfen, wenn nicht er selbst? Rea gehörte zu ihrem Manne, und er zu ihr! Sie mußten alle durch — so oder so; er und seine Süßele kämpften um ihr ewiges Heil. Sein hageres Gesicht wurde hart und scharf, seine Äuglein schossen umher wie die eines geängsteten Vogels. Sein Atem ging schwer.

Er wußte nicht, wer folgte, oder ob jemand liegen blieb. Er erreichte den mächtigen Eichenbalken mit dem Querholz, strich von der darunter hergerichteten Steinbank den Schnee und sank ächzend neben Süßele darauf nieder. Es ist das Zeichen des Gehenkten, aber wir können nicht mehr.

Sie lehnte den Kopf an den Stamm. Es ist alles gleich, der Einige wird es uns nicht zurechnen. —

Dann kamen einzeln die andern zwischen den Felsen hervor; Rea spät — und von Mandel gestützt, der auch das Kind trug. Nun waren auch aus seinem Antlitz Mut und Kraft und der letzte Blutstropfen gewichen. Sie ließen sich alle auf den umgebenden Steinblöcken nieder. Nur Mandel legte vorher das Kind wie in stummer Anklage in Sinais Schoß. Es war tot. Da habt ihr euer und unser Kaddisch.

Von Süßeles Lippen kam ein wimmernder Laut. Sie tastete mit bebenden Fingerspitzen nach des Kindes Gesicht, nach seinen Füßen, lauschte an seinem Munde, an seinem Herzen. Nichts! Ihre Augen hatten das Weinen verlernt, jedoch ihr Oberkörper sank haltlos über das Bündel.

Da griff Sinai in das Unterfutter seines Kaftans und riß einen langen Schlitz hinein. Danach ließ er seine Hände auf der Brust liegen, stand auf und wandte sich ab. Allen kehrte er den Rücken zu, indem er sich nach Osten wandte. Er schlug mit den Fäusten an seine Brust und breitete die Hände wieder aus. Er bückte sich tief und hob wieder das Gesicht zum grauen Himmel empor. Er war ganz aufgelöst in Beten und Beichten. Seine Seele sprengte jede Formel,

er brauchte keinen Priester, kein Opfer und keine Zeremonie. Die tiefe Zerknirschtheit seines Gesichts, die gewaltsam leidende Innerlichkeit, die tiefen Stirnfurchen, der gebogne Nacken, die Körperhaltung wie unter einem zermalmenden Gewicht; das alles hätte keines allwissenden Auges bedurft, um verstanden zu werden. Es war des Alten Totenklage, der Misrach*) aber, auf den sie hingewandt wurde, war die Geröllhalde des Trümmertals.

Von den andern sah und hörte er nichts. Als er sich wieder umwandte, legte er flüchtig seine Hände auf Reas und auf Süßeles Scheitel. Die Blinde vermochte der Bitterkeit ihres Schmerzes nicht mehr abzuringen als die düstern Worte: Der hundertäugige Todesengel hat das Kind auch zwischen den Bergen gefunden. Rea saß hintenübergesunken und lehnte mit geschlossenen Augen und erhobnem Gesicht an ihrem Manne, sodaß die Schneeflocken ihre tränenlos brennenden Augen kühlten. Auch Mandels Rock war über der Brust eingerissen. Seine Mutter stand schweigend auf und nahm das Kind, das auch ihr Enkelkind war, von Süßeles Knien, um es ebenfalls zu halten und zu betrauern. Niemand sprach ein Wort. Unten begann der graublaue Bach durchs Tal hinunterzuspringen, um das Verlieren des Wegs brauchte man sich nun nicht mehr zu sorgen. Die nächste Hütte mußte in zwei Stunden zu erreichen sein.

Nach einer Weile stand Sinai wieder auf, holte seine Gebetsriemen aus seinem Gürtel, legte sie um Stirn und Handgelenk und las aus dem Gebetbuche der Synagoge, das er dem Gepäck entnahm, die Stelle, die für den großen Versöhnungstag vorgeschrieben ist: Der Messias der Gerechtigkeit ist von uns gewichen. Schrecken hat uns ergriffen, und niemand ist da, der uns rechtfertigt.

Unsre Vergehungen und das Joch unsrer Sünde trägt er.
Er ist durchbohrt von wegen unsrer Sünden,
Auf seinen Schultern trägt er unsre Schulden,
Damit er Vergebung für unsre Sündenschuld finde.
Durch seine Wunden wird uns Heilung.

O Ewiger — es ist an der Zeit, als neue Schöpfung ihn zu schaffen!

Vom Erdkreis führe ihn herbei — aus Seir**) laß ihn sich erheben, daß du uns zum zweitenmal durch „Jinon“ auf dem Berge Libanon hören lassest: Ich der Herr bin euer Gott!

So sprach er, und alle sprachen die letzten Worte mit ihm. Das war die Inbrunst, die in den Synagogen Rußlands gen Himmel zittert. —

Die Stelle, wo die Sonne hinter dem Schneegrau ihren Standort verriet, war dem Horizont nahe. Wir gehn weiter! rief Sinai. Man hatte den Kindern Brot gegeben, von den Erwachsnen wollte niemand essen. Als man Umschau hielt, wurde Lemberger vermißt. Schon sollte jemand zurückgesandt werden, als er mürrisch auf seiner sperrenden Sohle herangeschlürft kam. Der Bindfaden war gerissen und mußte ersetzt werden, denn Mandel hatte für seines Vaters Plage jetzt nicht Ohr noch Augen.

Mandel trug sein totes Jüngel. Wie eine wandelnde Leiche ging Rea ihm zur Seite. Die kleine Mannia Selig aber sagte, sie möchte auch tot sein und getragen werden. Süßeles Weg war ein stetes Gleiten, Stolpern, Taumeln und Wiederaufstehn. Noch einmal sagte sie: Laßt mich zurück — bringt euch in Sicherheit. Gebt mir das Kind in den Arm und geht.

*) Tafel, die in frommen Judenhäusern dem Beter zeigt, wo Osten ist.
**) Römisches Weltreich.

Ich gehe, solange du gehst — und du, solange ich, war Sinais Antwort. Wir werden verderben zusammen oder hinkommen zusammen.

Beim Eintritt der Abenddämmerung standen sie vor der Schutzhütte am Popperſee und hätten niedersinken können im Bewußtsein, von Menschen bemerkt zu werden. Aber Süßele konnte jetzt noch ein übriges tun. Sie tastete sich an Rubens Hand hinein, wo sie Stimmen hörte, riß ihre weißlichen Augen weit auf und sprach aufs Geratewohl hinein: Ich bitt euch sehr — nemmt mirs nicht for übel — mer sennen nebboch arme Lait. Gebe se uns a Obdach for de Nacht.

Eine verdrießliche Frauenstimme antwortete: Ein Obdach — wir haben das ganze Haus voll Fremde — auf den Bänken schlafen sie. Gehn Sie weiter nach Felsö Hagi. Da kommen Sie noch vor Nacht hin, wenn Sie eilen.

Mer können nicht mehr, mer sind am Umfallen, gehn seit drei Uhr früh. Gewe Se uns eine Stelle unterm Dach zu liegen, daß wir nicht müssen derfrieren.

Ich sage Ihnen — das Haus ist voll bis unters Dach.

Tommer haben Se eppes wie a Stall oder a Schuppen, flehte Süßele weiter. Wir bekennen uns alle auf Adonai, Frauleben.

Die Stimme antwortete nicht gleich, sie hatte Befehle auszuteilen und Fragen zu beantworten. Dann schien die Frau in einen andern Raum zu eilen.

Süßele stand eine Weile mit ausgestreckten Armen. Plötzlich fühlte sie ein Geldstück in ihre Hand gedrückt. Es schien von einem Herrn zu kommen, aber er sprach nicht dabei. Gebensicht sollen Se werden! schluchzte sie auf. Da fühlte sie auch einen Stuhl von rückwärts gegen ihre Knie geschoben, und zwei Hände drückten sie darauf nieder. Dabei sagte eine männliche Stimme: Die Frau Wirtin wird Ihnen bald Antwort geben — sie hat zu tun.

Endlich kam in hastigen Worten die Zusicherung, daß Süßele mit ihrer Schar in einem Feuerungsschuppen neben der Baude übernachten dürfe. Ein kleiner Hausknecht lief hinaus und wies ihnen die Stelle an, und die Blinde schleppte sich an Rubens Hand ihm nach.

Drinnen war es kalt, aber trocken, zwischen den Brettern sah man den Abendhimmel. Sie zogen die Decken aus ihren Bündeln, breiteten sie über Holz und Kohle und sanken darauf nieder. Niemand sprach von Essen, denn die Ermattung war noch größer als der Hunger. Einige Kinder wimmerten leise — Rea hielt das tote auf ihren Knien.

Mandel lüftete das Tuch, das das Gesicht halb verhüllte, und bückte sich tief darüber. Schimmehle, mein Jüngel! flüsterte er. Ein schwarzer Waldfalter hatte unter der Decke Zuflucht gesucht und saß auf dem Kopf des Kleinen, die Füße in den dunkeln Härchen verklettet. Er riß ihn mit Abscheu weg und legte seine Stirn auf das kalte Gesichtchen.

Noch einmal fiel der Abendschein voll durch die Tür. Der Hausknecht kam mit einer großen Kanne voll gesüßtem Tee. Ein Herr ohne Namen schickte das.

Am andern Morgen war ums Aufwachen keine Not, denn niemand als die Kinder hatte geschlafen. Das Frühlicht fand die kleine Leiche in Mandels Arm. Rea lehnte neben ihm und hatte den Kopf an seiner Schulter. Sinai und sein Weib saßen bei ihnen und hatten schon mit ihnen geflüstert, als sich die andern regten.

Was soll werden mit euerm Kind? fragte nun auch Lemberger, der sich eine blutende Zehe verband. Bis zum nächsten guten Ort werdet ihr es bringen müssen.

Mandel antwortete nicht; er wollte seinem Vater nicht widersprechen. Und Rea war zu matt.

Nu — wie haißt? Wollt ihr es hier begraben?

Da antwortete Sinai: Wir werden es noch weiter mitnehmen. Wir werden es ganz mit heimnehmen, denn es ist ihm versprochen worden.

Seid Ihr nicht gesund — Reb Sinai? Ganz mit heim? In der Bahn — über die Grenz — wochenlang wollt Ihrs bei Euch behalten? Wo wir uns selbst nicht mehr tragen können?!

Konnten wir es tragen lebend, kann ich es auch tragen tot, versetzte nun auch Mandel bestimmt und richtete sich auf. Wäre er vorher gestorben. Aber da er mit uns ausgezogen ist, soll er mit uns heimkommen.

Ich wollte ihn wohl tragen, aber ich kann nicht, erklärte die Blinde zustimmend. Sie wollen ihn nicht lassen betrogen sein — und sie haben recht.

Gott erhalt uns allen unsern Verstand! war alles, was Lemberger hierauf zu erwidern wußte. Wie wollt ihr einen Kasten schaffen — eine kleine Kiste, ihn hineinzulegen? Hier müßt ihr sie schaffen — jetzt gleich.

Süßele erhob sich. Ich will noch einmal bitten. Führ du mich, Rea — in das Haus hinein.

Drinnen erhob sie wie gestern ihre Greisinnenstimme: Haben Se nicht eppes wie a alten Kasten von Holz oder Blech? Schenken Sies uns — uns ist ein Kind gestorben! — daß wirs darin fortschaffen! Es ist noch nicht jährig. Mer sennen nebboch arme Lait.

Sie hatte wieder das Glück, Eindruck zu machen, heute noch mehr als am Abend. Die Wirtin hatte jetzt mehr Zeit, sie anzuhören, und wenn sie auch nicht ganz verstand, welche harte Schickung es für so arme Leute war, ein kleines Kind zu verlieren, so dauerte die Blinde sie doch. Sie suchte hinter dem Hause in einem Haufen weggestellten Packgeräts und kam mit einem länglichen Blechkasten, der für Konserven gedient hatte, und mit einem Stücke sauberer Leinwand zurück.

Sie wickelten die kleine Leiche in diese, und Sinai Tulpenblüt sprach dabei: Möge seine Seele im Bündel der Lebendigen eingebunden sein mit den Seelen Abrahams, Isaaks und Jakobs. Als sie sie in den kleinen Blechsarg legten, fand Rea die ersten Tränen. Mandel hob den Kasten am Riemen auf seinen Rücken und ließ ihn fortan nicht mehr von sich.

Mit schmerzenden Gliedern zogen sie den Popperfluß abwärts, bis sie ihn links lassen mußten, um nach Csorba zu gelangen. Sie empfanden alle einmütig, daß es keine entferntere Bahnstation sein durfte.

Als sie im hellen Sonnenschein aus dem Walde kamen, begegneten ihnen Touristen, sahen sie erschreckt an, gingen stumm und ernst vorüber und schauten ihnen noch nach. Fahl, schmutzig, ausgemergelt — die engbrüstigen Gestalten gebückt, die scharfen Gesichter von Gram, Angst und Not gefurcht, zogen sie daher wie leibhaftige Tagesgespenster; auch die Kinder wie Gespensterlein junger Menschenblüten. Ein Trupp Zigeuner brach am Klothildenwege aus dem Gebüsch, um für ein Almosen im Sande der Straße zu fiedeln und zu tanzen. Beim Näherkommen des Zuges aber ließen die Männer ihre Geigen sinken, und die zerlumpten Buben brachen ihren Csardas ab. Hier war nichts zu nehmen, und die braunen Vettern staunten scheu einander an. —

Von der Eisenbahn — als der Zug ins Poprádtal hinabsank — schauten sie auf die Gipfel zurück. Fast unglaublich schien es ihnen, daß sie diese Schrecknisse durchkämpft hatten, ohne mehr als das eine Leben einzubüßen. Sie krochen schaudernd in sich zusammen, während sie zu Tal flohen, aber die Riesen reckten sich und sahen ihnen nach.

In Budapest gewährte ihnen die Allianz gute Herberge für eine Nacht und neue Geldunterstützung. Sie konnten in der Eisenbahn nun genug sitzen. Sinai

mühte sich, Mut und Hoffnung neu zu beleben, denn der Gram tötet, sie aber wollten heimgelangen. Während der Zug der serbischen Grenze zurollte, erzählte er den Großen vom Aufblühen Palästinas und den Kleinen von dem fabelhaften Fluß Sambatjon, der sechs Tage lang fließt und am siebenten ruht. Sein grauer Kopf richtete sich dabei kräftiger empor.

Ein Mitreisender, der nicht Jude war, hörte ihm still zu, holte ein winziges Buch aus seiner Tasche und bat ihn aussteigend, es zu behalten. Was war dem Manne? War er ein wenig meschugge? Aber auf welch freundliche Art! Er sah Sinai zum Abschied in die Augen und sagte: Israel — es müsse wohl gehn denen, die dich lieben! Das Wegzeichen, unter dem sie sich zuletzt im Schnee gesammelt hatten, war auf dem Einbande zu sehen. Sinai Tulpenblüt wog das Buch unschlüssig in der Hand, als aber Lemberger es haben wollte, um es gelegentlich zu verkaufen, schob er es rasch in sein eignes Bündel.

Auf der vorletzten Station stieg Mandel mit seinem Blechkistchen aus. Er wollte in der Nacht heimlich die Grenze überschreiten, und drüben sollten die andern ihn wieder erwarten.

Es hinderte ihn niemand, seine Straße zu ziehen, und niemand — als die Dunkelheit hereinbrach — querfeldein zu gehn — Stunden und Stunden über Stoppel und Sumpf; aber er hatte mehr Zeit gebraucht, als er gemeint hatte. Als die Sterne verblichen, legte im ersten Dämmerschein der Grenzjäger auf einen jungen Juden an, der, des Tabakschmuggels dringend verdächtig, sich auf den Anruf rennend und springend davon zu machen suchte. Die Kugel konnte ihn jedoch nur gestreift haben, denn es gelang ihm, mit seiner Konterbande in unvermindertem Laufe den Wald zu erreichen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 21. Juni 1909

(Die Rede des Fürsten Bülow. Die Stellung der Parteien. Die neuen Ersatzsteuern. Der Gedanke der Blockpolitik. Die Kaiserbegegnung bei Björköe.)

Am 15. Juni war der Reichstag wieder zusammengetreten, und schon am Tage darauf stand die Beratung der von den verbündeten Regierungen vorgeschlagnen Ersatzsteuern auf der Tagesordnung. Das war die Gelegenheit, die Fürst Bülow abgewartet hatte, um sich über das Verhältnis der verbündeten Regierungen zum Reichstag und seine persönliche Stellung zu den Parteien auszusprechen. Die Lage, in der sich der leitende Staatsmann befand, war ungemein schwierig, weil die langwierige Arbeit der Kommission und ihr selbstherrliches Schalten den Schwerpunkt der Angelegenheit ungewöhnlich lange an einer Stelle festgehalten hatte, die ein entscheidendes Eingreifen der Regierung vor dem ganzen Lande nur schwer gestattete. Mit wachsender Ungeduld war überall der Zeitpunkt herbeigesehnt worden, wo man statt der trocknen, unübersichtlichen und unvollständigen Kommissionsberichte mit den knappen, oft nur halbverständlichen Auskünften des Staatssekretärs und der Bundesratskommissare, mit ihren anscheinend unwirksamen Verteidigungen und vorsichtigen Vorbehalten eine wirkliche Redeschlacht, wie sie das Parlament geben soll, einen offnen Meinungsaustausch zwischen Regierung und Parteien vor

aller Welt endlich einmal wieder würde hören können. Aus dieser Stimmung der Ungeduld heraus erwartete der große Durchschnitt der politisch interessierten Männer in Deutschland von der Kanzlerrede eine Kampfrede, die den Bann dieser bösen Monate brechen sollte. Ganz aber konnte und durfte diese Erwartung nicht erfüllt werden, denn die Lage forderte die sorgfältige Schonung jeder nur irgendwie bestehenden Möglichkeit, die Gegensätze doch noch auszugleichen. Wir sind der Meinung, daß Fürst Bülow diese schwere Aufgabe, einerseits eine Lösung der Spannung und eine Klärung zu bringen, andrerseits den einzigen Weg der Verständigung offenzuhalten, mit gewohnter Meisterschaft gelöst hat. Wenn das nicht allseitig anerkannt worden ist, so liegt das zum Teil daran, daß der uns in allen schwierigen Lagen leicht beherrschende Pessimismus und Kritizismus geneigt ist, zu früh die Flinte ins Korn zu werfen, zum Teil aber auch — und das scheint besonders häufig übersehen zu werden — daran, daß die Parteien ein Interesse daran haben, die Wirkung der Bülowschen Rede zu verkennen und zu verkleinern. Ganz abgesehen von einer immer mehr in Mode kommenden Spezies von parlamentarischen Berichterstattern, die sich vor allem interessant machen wollen und deshalb alles mögliche heraushören und herausfinden, was ein andrer nicht entdecken konnte. Auch hierbei ist natürlich der Wunsch leicht der Vater des Gedankens, und so konnte es wohl geschehen, daß zu gleicher Zeit frische Zuversicht und müde Resignation, deutliche Entschiedenheit und enttäuschende Vorsicht in der Rede gefunden wurden.

Um zu erkennen, wo die Wahrheit liegt, muß man sich vor allem selbst scharf Rechenschaft ablegen, was die Kanzlerrede in der gegenwärtigen Lage allein bezwecken und bewirken konnte. Was ist denn in der letzten Zeit alles behauptet worden? Vor allem doch folgendes: die verbündeten Regierungen und der Kanzler würden nicht umhin können, die Lösung der Reichsfinanzreform, die ihnen von einer Mehrheit des Reichstags geboten werde, auch anzunehmen. Vor allem werde sich der Kanzler dieser Notwendigkeit nicht entziehen können, nachdem sich herausgestellt habe, daß der ursprünglich angestrebten Lösung auch die Liberalen Widerstand entgegensetzten. Die Zusammensetzung der neuen Mehrheit bedeute im Sinne der Konservativen durchaus keine Wiederkehr der Zentrumsherrschaft; in nationalen Fragen könne man ja nach wie vor mit den Liberalen zusammengehn. Bekanntlich haben nämlich die Konservativen die Entdeckung gemacht, daß „wirtschaftliche" Fragen, zu denen sie gegenwärtig die wichtigste Lebensfrage des deutschen Volks, die Reichsfinanzreform, rechnen, nicht „nationale" Fragen sind. Die Frage, ob bei einem Zustandekommen der Reichsfinanzreform durch eine konservativ-klerikal-polnische Mehrheit der Rücktritt des Fürsten Bülow geboten sei, wird mit gutgespielter Ehrlichkeit entrüstet verneint, denn man hält bekanntlich auf Grundsätze und stürzt nie Minister; in diesem Falle darf man vor allem nicht zugeben, daß die gebotne Lösung eine sachlich ungeeignete und unzulängliche ist, daß man wirklich ein Hindernis für eine ersprießliche Reform aufgerichtet hat, daß die wirkliche Reform auf diesem Wege scheitern muß. Deshalb muß der Widerstand des leitenden Staatsmanns als sonderbare Marotte, als unerklärlicher Eigensinn hingestellt werden, der einen Korb reifer Früchte zurückweist, nur weil er nicht von der Allerschönsten geboten wird. Deshalb opponiert man dem Fürsten Bülow nicht, bezeichnet ihn im Gegenteil als Mann des Vertrauens und wäscht seine Hände in Unschuld, wenn er durchaus nicht einsehen will, daß es nicht auch anders geht, als er anfangs gewollt hat. Es sind das also alles Manöver, um die Verantwortung für eine unerwünschte Wendung der Sache von der Partei abzuwälzen.

Es werden aber viele Verdrehungskünste dazu gehören, um auch nach der letzten Kanzlerrede diese Stellung noch aufrecht zu erhalten. Denn Fürst Bülow

hat über zwei Hauptpunkte eine vollständige Klärung herbeigeführt. Erstens hat er keinen Zweifel darüber gelassen, daß die verbündeten Regierungen die Verwerfung eines großen Teils der Vorschläge der Kommissionsmehrheit beschlossen haben, nicht weil sie von einer andern Mehrheit, als ursprünglich erwartet wurde, geboten worden sind, sondern weil sie den Bedingungen einer annehmbaren Reichsfinanzreform nicht entsprechen. Zweitens hat der Reichskanzler persönlich seine Stellung zu den Parteien in einer Weise klargelegt, daß nur der sie nicht verstehn kann, der sie nicht verstehn will. Darüber hinaus kann kein Staatsmann der Welt auf Parteien einwirken; das hat sogar Bismarck nicht gekonnt. Und was die Frage des Rücktritts betrifft, so ist Fürst Bülow viel zu geschickt und geschmackvoll, um in einer kritischen Lage einfach mit seinem Rücktritt zu drohen. Wohl aber hat er, wie es der besondern Lage angemessen war, scharf und deutlich die Linie bezeichnet, deren Innehaltung ihm allein die Fortführung des Amts ermöglicht. Mag es nun von den Parteien offen zugegeben werden oder nicht, jedenfalls weiß jetzt ein jeder, daß Fürst Bülow nicht im Amte bleiben wird, wenn ihm die Finanzreform in einer Gestalt aufgenötigt werden soll, die die Mitwirkung der Liberalen ausschließt.

Daß die Lage im ganzen trotz alledem ungeklärt ist, braucht eigentlich kaum erwähnt zu werden. Was Fürst Bülow bieten konnte, war die Klärung, soweit die verbündeten Regierungen und seine Person in Frage kamen. Was die Parteien tun werden, das ist ihre Sache, und darüber läßt sich in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nichts sagen. Wenn man die Reden der Sprecher der Parteien der Betrachtung zugrunde legt, so kann man im allgemeinen nur sagen, daß sie die letzte Entscheidung noch nicht erkennen lassen. Sie klingen zum Teil sehr intransigent, und doch sind darin Untertöne nachweisbar, die den Willen zum Einlenken und zur Verständigung leise andeuten. Entschieden an die Seite der Regierung getreten ist die Reichspartei; die Nationalliberalen stimmen für die Erbanfallsteuer und werden auch sonst voraussichtlich alles tun, was möglich ist, um die Vorlagen im Sinne der Regierung unter Dach zu bringen. Vielleicht findet sich doch ein Weg zur Anknüpfung zwischen Konservativen und Nationalliberalen, und wenn erst einmal eine Grundlage zur Verständigung zwischen diesen Parteien hergestellt ist, so wird man wohl auch auf einen positiv gerichteten Teil der Freisinnigen rechnen können. Das ist ein schwacher Hoffnungsschimmer, der aber nicht völlig übersehen werden darf, wenn man bedenkt, wie allgemein die Notwendigkeit, der Finanznot des Reichs zu steuern, empfunden wird, und wie groß die Übereinstimmung jetzt schon darüber ist, daß die anfänglich so stark angezweifelte Summe von fünfhundert Millionen Mehrbedarf wirklich beschafft werden muß.

Die Regierung ist in ihren Ersatzsteuervorschlägen der Stimmung des Reichstags weit entgegengekommen. Sie hat einen Teil der Rolle, den die Besitzsteuern in dem Reformprogramm spielen sollten, gewissen Verkehrssteuern zugeschoben, da diese ja von den Konservativen als „Besitzsteuern“ ausgegeben werden. Sie sind es nicht in dem Sinne, wie es eigentlich in dem Reformprogramm gemeint war; das haben wir erst kürzlich an dieser Stelle ausgeführt. Aber wenn nun einmal der unbestimmte Begriff aus seinem Zusammenhang gerissen und so gedeutet werden soll, daß nicht der Besitzende nach dem gesamten Umfang seines Besitzes zum Ausgleich für die stärkere Belastung der Ärmeren durch die höhere Besteuerung des Massenverbrauchs herangezogen werden soll, sondern irgendeine besondre Art des Besitzes, die sich angeblich besonders zur Besteuerung eignen soll — dann wird man allerdings diesem Gedanken kaum anders Rechnung tragen können, als es in

den neusten Vorschlägen der verbündeten Regierungen geschehn ist. Sie sind auf den Gedanken der Wertzuwachssteuer für Grundstücke nicht eingegangen, aber sie haben sich einen verwandten, weniger stark in die kommunalen Bedürfnisse eingreifenden Vorschlag zu eigen gemacht, die Erhebung einer Stempelabgabe für das Reich bei Grundstücksübertragungen. Damit aber nicht nur der Grundstücks-, sondern auch der Geldverkehr herangezogen wird, ist zugleich die Erhöhung des Wechselstempels und die Einführung eines Scheckstempels in Aussicht genommen worden. Um noch eine weitre allgemeine Heranziehung des Besitzes zu ermöglichen, ist dann ein Quittungsstempel auf Feuerversicherungsprämien vorgeschlagen worden. Da die Feuerversicherung die am weitesten und allgemeinsten verbreitete Versicherungsart ist und die Versicherungssumme einen gewissen Maßstab für den Besitz gibt, so ist diese mäßige Stempelabgabe wirklich allenfalls als eine Art von Besitzsteuer zu betrachten, die die Einzelstaaten unbesorgt dem Reich überlassen können. Alle diese Steuerprojekte können doch aber nur Ergänzungen für eine wirkliche Besitzsteuer im ursprünglichen Sinne sein, und es bleibt eben nur eine einzige Steuer dieser Art übrig, die ohne Eingriffe in die Finanzhoheit der Einzelstaaten möglich ist, das ist die Erbschaftssteuer in ihren verschiednen Formen und Möglichkeiten. Darum sind die verbündeten Regierungen genötigt gewesen, an der Erweiterung der Erbschaftssteuer festzuhalten. Selbst die agrarische Presse hat anerkannt, daß hierbei das Bestreben obgewaltet hat, den besondern Verhältnissen, den Wünschen und Bedürfnissen der Landwirtschaft nach Möglichkeit entgegenzukommen. Alles Entgegenkommen jedoch vermag aber nichts daran zu ändern, daß die verbündeten Regierungen das prinzipielle Opfer fordern müssen, die Erweiterung der Erbschaftssteuer auch von denen genehmigt zu sehen, die nicht aus praktischen Gründen, sondern aus Grundsatz ihre Gegner sind.

Die alte Schwierigkeit hat also bleiben müssen, weil es nun einmal keinen andern Weg gibt. Der Sprecher der Konservativen, Graf Westarp, hat wenigstens das Verdienst, den eigentlichen Differenzpunkt — die verschiedne Deutung des Begriffs „Besitzsteuer“ — nicht vertuscht, sondern klar hervorgehoben zu haben. Er lehnte eine Besitzbesteuerung, die den Besitzenden nach der Größe ihres Vermögens auferlegt wird, mit klaren Worten ab und will nur bestimmte Formen des Besitzes besteuert wissen. Was hier wenigstens zu begründen versucht wurde, das wird in der agrarischen Presse als das selbstverständlichste von der Welt behandelt, als ob nie von etwas anderm die Rede gewesen wäre. Diese Presse macht jetzt schon gar keine Versuche mehr, die angestrebte Befreiung des leistungsfähigen Grundbesitzes von der Beteiligung an der Mehrbelastung für das Reich zu verschleiern; sie rechnet es sich im Gegenteil zum größten Verdienst an, alles auf das „mobile Kapital“ abwälzen zu können. Daß dieses „mobile Kapital“ auch zu einem guten Teil in den Händen des Mittelstandes ist, für den man sich sonst mit leidenschaftlichem Eifer einsetzt, wird natürlich verschwiegen. Aber die ganze Ausdrucksweise, die dabei angewandt wird, und die den Leuten noch aus der Zeit geläufig ist, als unter ganz andern Verhältnissen ein Kampf zwischen den verschiednen wirtschaftlichen Erwerbsgruppen ausgefochten wurde, ist sehr geeignet, die Leidenschaften zu erregen und irrezuführen, und so darf man die Gefahr dieser Agitation nicht geringschätzen, da das früher vorhandne Gegengewicht, das Staatsgefühl der führenden konservativen Kräfte und ihre Abneigung gegen Demagogentum und Phrase, neuerdings zum größten Teil abhanden gekommen ist.

Die durch den neuen Hansabund organisierte Gegenbewegung ist von der agrarischen Seite mit reichlichem Spott und Hohn bedacht worden. Das ist sachlich nicht gerechtfertigt. Noch weniger ist Grund zur Gehässigkeit vorhanden, denn die Versammlung im Zirkus Schumann in Berlin hat zwar leidenschaftlich erregt ge-

sprochen, hat jedoch in ihren sachlichen Ansprüchen nicht zur Hälfte das erreicht, was der Bund der Landwirte seit langer Zeit für sich gefordert hat. Es ist streng der Charakter der Abwehr gewahrt worden. Freilich ist aber auch die Frage noch offen, wie es mit dem Erfolg der Bewegung aussehen wird. Man muß die Sache arbeiten, sich entwickeln lassen. Um für die augenblicklich bevorstehende Entscheidung viel zu erreichen, dazu ist die Veranstaltung wohl zu spät gekommen. Und nicht ganz von der Hand zu weisen ist die Befürchtung, daß im Hansabund Strömungen die Oberhand gewinnen, die entweder den Bund wieder auseinandertreiben oder ihn ebenfalls zu Einseitigkeiten, Übertreibungen und gemeinschädlichen Bestrebungen führen.

Vorläufig ist es von Nutzen, daß Handel, Gewerbe und Industrie auch einmal das gemeinsame Interesse fördern und betätigen wollen, daß von ihnen eine politische Einwirkung ausgeht, die sich weder im engsten Kreise des unmittelbaren Nutzens erschöpft — sonst konnte nur die Börsengesetzgebung, die Zoll- und Handelspolitik diesen Herren das Blut etwas wärmer machen — noch in der ödesten Öde des wirtschaftlichen Liberalismus verliert. Diesmal gilt es, die legitime Stellung dieser ganzen Erwerbsgruppen innerhalb der Gesamtheit zu wahren, und das ist ein Ziel, um dessentwillen man Sonderwünsche und Lieblingsideen schon einmal zurückstellen kann.

Einen wichtigen Hinweis möchten wir an dieser Stelle nicht übergehn. Die Zukunft ist so ungewiß, daß auch die Möglichkeit einer Auflösung des Reichstags nicht außerhalb der Erwägung bleiben kann. Fürst Bülow will zwar dieses Mittel nicht versuchen, er würde sich lieber selbst zum Opfer bringen, und es läßt sich wohl annehmen, daß auch die Bundesregierungen dem Gedanken abhold sind. Wir meinen aber, daß sich der Abgeordnete Bassermann, der neulich vortrefflich gesprochen hat, ein Verdienst erworben hat, als er diese Frage in eine neue Beleuchtung rückte. Angenommen, es käme wirklich zu einem Kanzlerwechsel; was sollte der neue Kanzler in seiner Lage etwa anfangen, als entweder auflösen oder sich der konservativ-klerikalen Mehrheit unterwerfen? In diesem Falle würden die Neuwahlen eine schlimme Quittung erteilen. Und darüber soll man sich doch nicht im unklaren sein: was wir jetzt für den Fall einer Auflösung befürchten, das haben wir bei den nächsten Wahlen ohnehin in reichem Maße, nämlich die Rückkehr einer sozialdemokratischen Hochflut. Was wir aber im Falle des Sieges der konservativen-klerikalen Mehrheit bei der gegenwärtigen Reichsfinanzreform außerdem noch für die nächsten Wahlen hinzubekommen, das ist das Zurückfallen der gebildeten, auf die Parteipolitik nicht besonders eingeschwornen Kreise und sehr tüchtiger, gegen den Sozialismus immuner Volksschichten in die frühere Gleichgiltigkeit, Resignation, Verdrossenheit und Verbitterung. Die Leute, die jetzt über den Zusammenbruch des Blocks höhnen, wissen nicht, was sie tun. Fürst Bülow hat sich neulich in seiner Rede unter deutlicher Anspielung auf die Kritik eines mecklenburgischen Namensvetters, der in der Blockpolitik nur den Gedanken eines „geistreichen Diplomaten" sah, mit vollem Recht auf das Urteil der Nachwelt berufen. Das ist gewiß richtig, nur könnte man ihm vielleicht zurufen: Warum in die Ferne schweifen? Das Verständnis im deutschen Volke für die Blockpolitik ist schon heute viel tiefer und verbreiteter, als es in unserm Parlament zum Ausdruck kommt. Die Auswahl der Kandidaten, die ganzen Verhältnisse bei den Wahlen sorgen dafür, daß alles hübsch im alten Schema bleibt und beileibe keine Entwicklung von Ideen möglich wird, und in der parlamentarischen Arbeit selbst haben nur wenige die Kraft, die innere Unabhängigkeit von den Überlieferungen der Fraktionen zu wahren und in den Grenzen der Parteidisziplin an der zeit-

gemäßen Weiterentwicklung der Partei-Ideen selbständig mitzuarbeiten. Ganz hat sich ja sogar der Reichstag den neuen Ideen und den Absichten seiner Wähler nicht entziehen können, ein Beweis, wie wahr und lebenskräftig sie sind. Aber die Dornsaat des alten Parteischlendrians und der Parteiverbohrtheit ist mit aufgegangen und hat in diesen zwei Jahren das Menschenmögliche von den ursprünglichen Meinungen und Absichten des Wählerbruchteils, der den Wahlen von 1907 ihre Farbe gegeben hat, erstickt. Weil es jetzt bei der ersten größern und schwierigern nationalen Aufgabe, die zu lösen ist, den alten Schädlingen aus vergangner Zeit gelungen ist, den Parteigeist in der alten Form zu entfachen, weil die beschränkten Köpfe auf beiden Seiten nicht begriffen haben, was unter diesen Zeitverhältnissen ihres Amts und Mandats war, deshalb sollen wir stillschweigend die Fälschung dieser Leute dulden, das deutsche Volk habe das selber so gewollt, und Fürst Bülow habe sich geirrt? Nein, umgekehrt wird die Sache richtig! Fürst Bülow hat richtig verstanden, was die besten Kreise des Volks gewollt und gemeint haben, und die Volksvertreter haben das verpfuscht. Diese Kreise des deutschen Volks sind nicht, wie sie aus Bequemlichkeit oder Bosheit von den Generalpächtern der approbierten Parteiweisheit verschrien werden, „parteilos“; sie haben ihre bestimmte Art, politische Dinge anzusehen, sind überzeugte Konservative oder Liberale wie die andern auch, sie fügen sich der politischen Disziplin und Organisation, wo es notwendig ist, sie wollen auch keineswegs die Gegensätze verwischen und ausgleichen, aber sie wollen allerdings die Parteigegensätze endlich aus einem andern Gesichtspunkt gesehen, auf eine andre Grundlage gestellt wissen. Es widerstrebt ihnen, sich die alten Phrasen und Schlagworte aus der Zeit der Verfassungskämpfe wiederkäuen zu lassen, Dinge, die 1848 einmal wahr waren. Es widerstrebt ihnen ebenso, in einer andern Einseitigkeit stecken zu bleiben, der das Deutsche Reich allmählich entwachsen sein muß, nämlich dem Versuch, die alte Form der Parteiüberlieferungen dadurch zu retten, daß man sie mit wirtschaftlichen Interessenkämpfen verquickt und wirtschaftliche Eigensucht und Einseitigkeiten der kindlichsten Art für notwendige Bestandteile des politischen Glaubensbekenntnisses erklärt. Deshalb hat die Blockpolitik eine weit größere Bedeutung, als ihr der stumpfsinnige Spott oder die Begriffsstutzigkeit mancher Parlamentsgrößen zuweisen möchte, und daß dieser Gedanke nicht etwas so ungeheuerliches ist, wird dadurch bewiesen, daß in andern Ländern ein derartiges Verhältnis der Parteien als selbstverständlich gilt.

Nur noch einige Worte über die Kaiserbegegnung bei Björköe in den finnischen Schären. Dem, was wir schon neulich über das Ereignis bemerkt haben, haben wir eigentlich nichts Besondres hinzuzusetzen. Es versteht sich von selbst, daß sich die Deutungskunst der politischen Sternkundigen an den Trinksprüchen versucht. Jedes Wort wird siebenmal herumgewandt, um zu untersuchen, ob nicht noch ein verborgner Sinn darin steckt. Wie es immer bei solchen Gelegenheiten ist, erscheint unwillkürlich der zuerst Begrüßende als der Zurückhaltendere, weil es im Wesen einer herzlichen Erwiderung liegt, daß sie nicht mit absoluter Genauigkeit die Linie der ersten Ansprache festhalten kann, weil sie eben sonst kühl und frostig klingen würde. Jede Erwiderung rückt immer einen kleinen Schritt näher. Das weckt unwillkürlich eine Erinnerung. Als König Eduard der Siebente den Kaiser im Juni 1904 in Kiel besuchte, war natürlich Kaiser Wilhelm der erste Sprecher; er begrüßte seinen königlichen Oheim mit herzlicher Wärme, aber förmlich und ohne über die persönliche Höflichkeit hinauszugehen. Der König antwortete mit gesteigerter Wärme und fügte in seine Erwiderung eine freundliche Bemerkung politischer Natur über die Beziehungen der beiden Nationen. Das setzte die deutsch-

feindliche Presse des Auslandes so sehr in Verlegenheit, daß später die Worte König Eduards einfach dem Kaiser in den Mund gelegt wurden. Man wird hiernach beurteilen können, was es zu bedeuten hat, wenn in der französischen und englischen Presse hier und da mit Genugtuung bemerkt wird, Kaiser Wilhelm sei dem Zaren weiter entgegengekommen als dieser ihm. Tatsache ist, daß beide Trinksprüche auf den allerherzlichsten Ton der Freundschaft und des persönlichen Vertrauens abgestimmt waren, und nur darin darf vielleicht eine besondre politische Absicht gesehen werden, daß Kaiser Wilhelm seine guten Wünsche für die Entwicklung Rußlands in den Bahnen, die die Weisheit seines Kaisers ihm vorgezeichnet hat, aussprach. Offenbar wollte Kaiser Wilhelm bei dieser Gelegenheit wieder dem alten Lügenmärchen die Nahrung entziehen, jenem Märchen, wonach er auf den Kaiser Nikolaus im Sinne der Aufrechterhaltung des absoluten Regiments eingewirkt haben sollte. Wir bewegen uns hinsichtlich unsers Verhältnisses zu Rußland gewiß in keinen Illusionen, aber es muß zum Nutzen beider Länder und des Weltfriedens gereichen, wenn zwischen ihren Dynastien und Regierungen persönlich vertrauensvolle Beziehungen hergestellt sind.

Aus dem Wirtschaftsleben 21. Juni 1909

(Der Hansabund. — Zweimonatsbilanzen der Banken. — Verleitung zur Spekulation. — Warnung für kaufmännische und technisch-industrielle Angestellte.)

Am 12. Juni veranstaltete der Zentralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes zusammen mit dem Zentralverband Deutscher Industrieller im Zirkus Schumann zu Berlin eine imposante Abwehrversammlung gegen die Steuerprojekte der konservativ-klerikalen Mehrheit. Handel und Industrie weigern sich nicht, zum Gelingen der Reichsfinanzreform nach Kräften beizutragen. Die Protestbewegung wurde vielmehr angefacht durch die systematischen Bestrebungen der Agrarier, alle Steuern, die sie selbst mit zahlen sollten, zurückzuweisen, während ihre Erfindungsgabe im Ersinnen solcher Steuern, die Bank- und Handelskreise allein zu tragen haben, schier unerschöpflich ist. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß sich die Börsenkreise jetzt überhaupt weigern, die Kotierungssteuer anzunehmen. Jede politische Partei vertritt heutzutage mehr als je wirtschaftliche Interessen, und wohl jede hat von der äußersten Linken das Prinzip angenommen, ihre Forderungen so laut wie möglich zu stellen und das Ziel späterer Jahre schon heute zu fordern in der Erwägung, daß ein ausreichender Fortschritt erreicht sei, wenn auch nur die Hälfte der gestellten Forderungen erfüllt werde. Aber die extremen Agrarier haben in ihren Forderungen jedes erlaubte Maß überschritten. Sie scheinen ganz vergessen zu haben, daß Deutschland doch hauptsächlich Industriestaat ist, und zwar ein Industriestaat, der noch lange nicht am Ende der Entwicklung angelangt ist. Es wäre nun unbedingt eine schwere Schädigung des Landes, wenn man diesen Entwicklungsgang durch hohe Steuern hemmen wollte. Von der jeweiligen Lage von Handel und Industrie hängt das Wohl und Wehe des gesamten Landes ab. Die Schaffung neuer lohnender Arbeitsgelegenheit ist auch die beste Arbeiterfürsorge, wie der Geh. Kommerzienrat Kirdorf in der Versammlung durchaus richtig bemerkte, während seine übrigen Ausführungen über die „übertriebne und falsch verstandne soziale Gesetzgebung und Fürsorge“ recht weltfremd anmuteten.

Die rücksichtslose Weigerung der Agrarier, im Interesse des Landes Steuerlasten auf sich zu nehmen, hat einem Redner das harte Wort aufgedrängt: Der

Landwirt ist ein Mann, der dem Boden etwas abgewinnen will, aber der Agrarier ist ein Mann, der seinem Nächsten etwas abzugewinnen sucht. Man wird diese Worte verstehn, wenn man beachtet, daß der Redner als Vertreter eines tatsächlich notleidenden Standes, des Mittelstandes im Bankgewerbe, sprach. Der Privatbankier war durch die Bestimmungen des Börsengesetzes schon schwer genug getroffen; er würde, falls die Kotierungs- und Umsatzsteuer Gesetz würde, auf das allerschwerste geschädigt werden. Eine solche Schädigung läge aber auch nicht im Interesse der Agrarier, denn sie würde nur eine neue Stärkung der Großbanken bedeuten, und daran haben die Agrarier doch bisher kein Interesse bekundet.

Die Versammlung im Zirkus Schumann, an der mehr als sechstausend Personen teilnahmen, war eine machtvolle Kundgebung gegen die einseitige wirtschaftliche Interessenpolitik des Bundes der Landwirte. Großhandel und Großindustrie, Mittel- und Kleingewerbe und auch das Handwerk, sie alle hatten Vertreter gesandt, die trotz der vielfach auseinandergehenden Interessen einmütig ihrem festen Entschluß Ausdruck gaben, die zahlreichen gemeinsamen Interessen gegenüber den im Bunde der Landwirte fest organisierten Agrariern durch eine ähnliche Organisation zu vertreten.

Der überaus würdige Verlauf der Versammlung unter der glänzenden Leitung Professor Rießers und der unauslöschliche Eindruck auf alle Teilnehmer lassen sich schwer beschreiben.

Es wurde schließlich eine Resolution angenommen, in der die Versammlung die Durchführung der Reichsfinanzreform als die derzeit dringendste Aufgabe der Gesetzgebung bezeichnet. Sie legt jedoch Verwahrung ein gegen das von der Finanzkommission des Reichstags angenommne Steuerprogramm und ist der Uberzeugung, daß die Reichsfinanzreform neben der Einführung von Verbrauchsabgaben den gesunden Gedanken einer allgemeinen Besitzsteuer, am zweckmäßigsten in der Form einer Erbanfallsteuer, zu verwirklichen hat.

Den Höhepunkt erreichten jedoch die Verhandlungen, als am Schluß, nach einer glänzenden Ansprache Rießers, durch die Versammlung der „Hansabund für Gewerbe, Handel und Industrie“ gegründet wurde, dessen Geburtsstunde der Vorsitzende möglicherweise als einen geschichtlichen Wendepunkt für das deutsche Bürgertum bezeichnete.

Lebhaften Beifall fand unter den zahlreichen Rednern auch der Vorsitzende des Deutschen Bankbeamtenvereins, Fürstenberg, der, mit ungewöhnlicher Rednergabe ausgestattet, zum Ausdruck brachte, daß die deutsche Bankbeamtenschaft in diesem Augenblick keinen Unterschied zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer kenne. Vom Gedeihen von Handel und Industrie hänge der soziale Fortschritt der Angestellten ab, und so sei die Parole in diesem Augenblick: Ein Gewerbe, eine Schlachtreihe. Fürstenbergs Worte mußten auch Aufmerksamkeit erregen; kann er doch heute schon dem Hansabunde annähernd 19000 Mann Truppen zuführen, was um so leichter sein dürfte, als der Jahresbeitrag für Angestellte auf nur eine Mark (für Firmeninhaber auf drei Mark) bemessen ist.

Über der imposanten Kundgebung darf man nicht vergessen, was in den einzelnen Zweigen von Handel, Industrie und Bankwesen reformbedürftig ist. Zum zweitenmal veröffentlichen die Banken ihre Zweimonatsbilanzen. Schon jetzt kann man erkennen, wie vorteilhaft es war, daß die Verhandlungen der Bankenquete über das Depositenwesen bis zum Herbst vertagt worden sind. Die Kommission kann nunmehr seinerzeit die wertvollen Lehren benutzen, die die freiwillige Publikation einiger Banken gegeben hat. Die wertvollste Lehre ist die, daß die Zweimonatsbilanzen von nur sehr geringem Werte sind, ja daß sie unter Umständen eine

	Deutsche Bank		Dresdner Bank		Diskonto-Ges.		Darmstädter		Schaaffhaus.		Com. u. Disk.		National-Bank		Mitteld. Cr.		Allg. Deutsche Credit-Anstalt	
	28. Febr.	30. April	28. Febr.	30. April	28. Febr.	30. April	28. Febr.	30. April	28. Febr.	30. April	28. Febr.	30. April	28. Febr.	30. April	28. Febr.	30. April	28. Febr.	30. April
Aktiva																		
Kasse, fremde Geldsorten und Kupons	55,71	114,82	22,57	23,95	15,12	30,44	19,71	50,25	10,49	11,83	8,48	13,01	5,60	5,85	5,77	6,24	7,35	7,60
Wechsel u. deutsche Schatzanweisungen	684,79	646,83	243,91	259,96	197,15	194,78	141,11	159,04	77,93	67,45	80,81	80,77	53,15	49,83	29,29	29,38	92,84	81,14
Guthaben bei Banken u. Bankiers	47,78	71,31	53,58	31,76	51,01	67,23	20,73	29,61	8,02	12,42	13,60	20,20	8,19	14,06	2,28	2,98	7,78	8,74
Reports und Lombards	210,73	234,97	102,54	117,88	55,63	74,58	84,13	91,53	31,12	29,53	46,30	44,95	61,16	63,60	19,86	21,99	7,45	7,06
Vorschüsse auf Waren u. Warenverschiffungen	51,38	43,68	39,67	40,65	87,11	79,24	10,72	11,68	—	—	11,67	13,98	—	—	1,00	1,43	18,25	18,53
Eigne Wertpapiere	50,48	36,02	61,15	57,22	32,64	33,42	51,03	47,04	46,13	42,71	38,96	31,21	24,48	24,55	5,36	5,13	19,52	21,34
Konsortialbeteiligungen	29,62	24,19	42,18	41,72	53,32	63,16	47,12	46,05	29,85	28,33	11,04	13,66	31,68	32,73	7,88	7,85	8,80	8,30
Dauernde Beteiligung b. andern Bankinstituten und Unternehmungen	73,32	65,40	31,66	31,49	102,40	100,48	35,41	33,61	24,59	24,27	10,07	10,09	—	—	2,43	2,43	16,76	16,76
Debitoren in laufender Rechnung	662,55	651,19	462,02	449,42	278,30	270,85	264,77	257,98	307,30	313,44	147,98	152,76	144,47	139,94	99,39	100,07	190,69	187,58
Passiva																		
Aktienkapital	200,00	200,00	180,00	180,00	170,00	170,00	154,00	154,00	145,00	145,00	85,00	85,00	80,00	80,00	54,00	54,00	90,00	90,00
Reserven	101,83	103,70	51,50	51,50	57,59	57,59	30,25	30,25	34,15	34,15	12,70	12,80	12,82	13,22	7,43	7,68	37,85	37,85
Kreditoren in laufender Rechnung	823,49	872,83	415,32	408,52	227,28	278,53	287,95	356,95	202,78	207,19	131,13	141,47	141,03	151,34	49,62	56,44	101,58	93,69
Depositengelder	469,08	479,78	210,14	212,63	212,95	230,82	99,39	95,05	71,50	74,64	76,38	74,05	34,42	34,10	17,60	17,42	89,86	93,72
Akzepte und Schecks	256,36	249,04	211,87	223,49	191,03	179,76	101,03	98,14	84,08	82,21	61,69	70,00	55,90	52,77	43,91	45,36	57,56	58,15
Aval-Verpflichtungen	86,05	84,14	36,28	35,80	36,31	37,26	16,83	16,14	49,76	50,44	16,65	16,83	9,98	11,23	3,85	4,69	3,56	3,46
Sonstige Passiven	39,84	15,15	20,81	4,55	21,03	4,06	10,62	0,34	15,30	3,16	11,57	8,92	8,67	3,77	6,65	2,51	15,84	6,07

Gefahr werden können, nämlich dann, wenn minder vertrauenswürdige Firmen durch häufige Veröffentlichung nichtssagender Bilanzen Kunden heranzuziehen suchen.

Das, was die Öffentlichkeit erstrebt, eine verschärfte Kritik der Geschäftsführung und des Status der Banken, ist auf Grund des jetzt üblichen Bilanzschemas nicht möglich. Die wenigen Positionen, die unsre Tabelle auf Seite 648 enthält, geben wohl in groben Zügen ein Bild von der Lage der Banken, aber nur immer das Bild, das die Banken geben wollen.

Es handelt sich aber nicht nur darum, die Sicherheit der Depositengelder zu verstärken, sondern man hofft, durch eine größere Öffentlichkeit eine Gesundung unsers Kreditwesens überhaupt herbeiführen zu können.

Die zahlreichen Wünsche der Fachpresse, in welcher Weise das Bilanzschema zu diesem Zwecke auszubauen sei, sind zum erstenmal von Georg Bernhard, dem Herausgeber des Plutus, in einem Schema vereinigt und vor Jahresfrist der Bankenquetekommission vorgelegt worden. Die Vorschläge Bernhards sind so wohl durchdacht und durchweg ohne allzugroße Belästigung der Banken ausführbar, daß wir uns ihnen durchaus anschließen möchten. Sein Normalschema einer Jahresbilanz siehe Seite 650.

Im Anschluß an unsern letzten Bericht aus dem Wirtschaftsleben geben wir heute einen besonders krassen Fall von Verleitung zur Spekulation wieder, den ein Leser der Frankfurter Zeitung dieser mitteilt: Durch Anzeigen in deutschen Blättern empfahl sich kürzlich ein Remissier der Pariser Börse zur Mitteilung über chancenreiche Effekten. Daraufhin ließ ich durch einen Angestellten unter seinem Namen anfragen. Auf diese Anfrage kam dann zunächst ein Schreiben, worin die Firma Jean Laborie & Cie. in Paris ihre Dienste anbot und auf Randmines, Goldfields, East-Rand sowie auf Toula und Hartmann als chancenreiche Papiere hinwies. Dieser Brief ging vorgestern hier ein, gestern bereits kam um die Mittagszeit als Vertreter der Firma Laborie & Cie. ein gewisser Eugen Levit, angeblich in Paris wohnhaft, und versuchte zunächst meinen Angestellten und, nachdem er wohl gemerkt hatte, daß dieser nur von mir vorgeschoben war, mich persönlich auf alle nur erdenkliche Art und Weise zum Ankauf von Jagersfontein, Debeers, Goldminenaktien und Kupferwerten zu bewegen, wobei er so weit ging, daß er mir 200 Stück irgendwelcher Aktien mit einer Anzahlung von 2000 Franks offerierte, während es „sonst stets das Doppelte" kostete. Weil ich aber als ein seriöser Mann bekannt sei (ich kenne weder die Firma, noch die Firma mich), lege seine Firma Wert darauf, mit mir ins Geschäft zu kommen, und er „garantiere" (!!!) mir, daß ich mindestens bis zum 1. Juli 10000 Franks verdienen würde, wenn ich bei dem heutigen Kurse mir je 100 Robinson und 100 Jagersfontein kaufen würde. Schließlich bedurfte es gar keiner Anzahlung mehr, ich solle das Geld Anfang Juni einsenden, sobald es mir passe, aber bis dahin brauche ich überhaupt das Geld nicht mehr einzusenden, die Papiere würden inzwischen schon so hoch gestiegen sein, daß ich sie mit hohem Nutzen wieder verkaufen könnte. Herr Levit wohnt zurzeit in Düsseldorf und macht von dort aus zunächst die ganze Rheingegend „glücklich", von dort beabsichtigt er seine Reise über Hannover und Sachsen nach dem Osten des Reiches fortzusetzen.

Vielleicht können Sie durch einen rechtzeitigen Hinweis doch noch manchen Leser vor den todsichern Verlusten, die aus der Geschäftsverbindung mit Laborie & Cie. erwachsen dürften, bewahren, weshalb ich Ihnen vorstehende Angaben in dieser Ausführlichkeit unterbreite.

Häufig ist schon vor jenen Firmen gewarnt worden, die Angestellten mit Bareinlagen oder gegen „Kaution in Bar" zu engagieren suchen. Solche Firmen pflegen kurz vor dem Zusammenbruch zu stehn. Kredit wird ihnen in Bankkreisen nicht

Aktiva:

Bestand an Gold, Silber und Banknoten:
Guthaben bei der Reichsbank:
Guthaben bei andern deutschen Notenbanken:
Noten-Coupons und gekündigte Wertpapiere:
Kurzfristige Schatzanweisungen des Reiches oder eines andern deutschen Bundesstaates:
Wechsel auf das Inland:
1. Mit vierwöchiger Laufzeit:
2. Mit längerer Laufzeit:
Wechsel auf das Ausland:
Reports:
1. Reportierte Wertpapiere:
2. Reportierte Waren:
Lombard-Darlehen:
1. Lombards gegen Hinterlegung von Wertpapieren:
2. Lombards gegen Hinterlegung v. Waren:
3. Vorschüsse gegen Verpfändung von Konossementen:
Guthaben auf Konto Nostro:
1. Bei deutschen Banken und Bankiers:
2. Bei ausländischen Banken und Bankiers:
Guthaben in laufender Rechnung:
1. Bei Kommanditen und Privatfirmen:
2. Bei ausländischen Schuldnern:
3. Bei inländischen Schuldnern:
Von letzteren:
a) unbedeckt:
b) d. börsengängige Wertpapiere bedeckt:
c) durch andre Sicherheiten bedeckt:
Bürgschaftsdebitoren:
Kommandit-Beteiligungen:
Dauernder Besitz an Aktien oder sonstigen Gesellschaftsanteilen:
Eigne Wertpapiere:
1. Mündelsichre inländische Papiere:
2. Sonstige bei der Reichsbank beleihbare inländische Wertpapiere:
3. Ausländische bei der Reichsbank beleihbare Wertpapiere:
4. Ausländische bei der Bank von Frankreich, der Bank von England beleihbare oder in Amerika zur Deckung der Notenausgabe zugelaßne Wertpapiere:
5. Sonstige ausländische Obligationen:
6. Sonstige inländische Obligationen:
7. Inländische börsengängige Aktien:
Davon: a) voll gezahlt: b) nicht voll gezahlt:
8. Inländische Aktien ohne Börsennotiz:
Davon: a) voll gezahlt: b) nicht voll gezahlt:
Konsortialeinzahlungen auf:
1. Inländische Wertpapiere:
a) Staatsanleihen:
b) sonstige Obligationen:
c) Aktien:
2. Ausländische Wertpapiere:
a) Obligationen: b) Aktien:
3. Sonstige Geschäfte:
Immobilien:
1. Gebäude zu eignem Gebrauch:
2. Andre Gebäude:
3. Terrains:

Passiva:

Aktienkapital:
Reserven:
1. Gesetzmäßige Reserven:
2. Außerordentliche Reserven:
Buchgemäße Verpflichtungen:
1. Schulden an Banken und Bankiers auf Konto Nostro:
a) an inländische Gläubiger:
b) an ausländische Gläubiger:
2. Einlagen zum Depositenzinsfuß:
a) täglich kündbar:
b) mit monatlicher Kündigungsfrist:
c) mit längerer Kündigungsfrist:
3. Kontokorrent-Kreditoren:
a) inländische Kreditoren:
b) ausländische Kreditoren:
Akzepte:
Avalkredite:
Sonstige Bürgschaftsverpflichtungen:

mehr gewährt, und so versuchen sie in dieser nichtswürdigen Weise, sich neues Betriebskapital zu verschaffen. Besonders zur Zeit der wirtschaftlichen Depression, wenn die Großbetriebe Angestellte in großer Zahl entlassen, blüht der Weizen dieser Firmen.

Wie verlautet, hat eine kleinere Berliner Firma, die sich mit dem Bau elektrischer Kraftzentralen befaßt, in der letzten Zeit mehrere junge Ingenieure auf diese Weise um bedeutende Summen geschädigt. Dem Vernehmen nach will der Bund der technisch-industriellen Beamten dafür sorgen, daß der gemeingefährlichen Firma das Handwerk gelegt wird.

Vor dem Abschluß von Verträgen mit Unterbeteiligung u. dgl. ist grundsätzlich abzuraten, und Kautionen sind nur zu stellen, wenn für die Sicherheit der hinterlegten Wertpapiere ausreichende Gewähr geleistet wird.

Volksvermögen, Hypotheken und Bodenpreis. Im siebenten Heft der Grenzboten ist in dem Bericht über Schnapper-Arndts „Sozialstatistik" erwähnt worden, daß Schnapper die Berechnung des preußischen Volksvermögens nach der Einschätzung zur Steuer für fehlerhaft erklärt, weil dabei vom Vermögen der Grundbesitzer die Hypotheken abgezogen würden, die doch nicht den Wert des Grundstücks, sondern nur den Besitzanteil des Eigentümers daran vermindern, sodaß sich für den Bodenwert eine zu niedrige, für das mobile Kapital eine zu hohe Summe ergebe. Der Herr Geheime Regierungsrat Maatz in Düsseldorf erklärt in einem Briefe an uns diesen Tadel für unbegründet. Nach den „Mitteilungen aus der Verwaltung der direkten Steuern" (Verlag des Kgl. Statistischen Landesamts) werde „das reine Grundvermögen angesetzt, wie es unsre Steuerlisten ergeben, ohne Rücksicht darauf, ob und wie hoch es belastet ist". Erst hinterher würden „die Kapitalschulden" beziffert und von der Summe der Vermögensarten: Kapital, Grundbesitz, Handlungsvermögen gekürzt. So ergebe sich zum Beispiel für die natürlichen Personen mit Einkommen von über 3000 Mark im Jahre 1908: Kapitalvermögen 38,05, Grundbesitz 35,22, Schulden 19,1 Milliarden. Es kommt jedoch eben darauf an, wie die Berechner des Nationalvermögens die 19,1 Milliarden Schulden verwenden. Um klar zu machen, wie Schnapper seinen Vorwurf begründet, müßten wir den ganzen Abschnitt seines Buches von Seite 268 bis Seite 292 abdrucken. Zur Ergänzung der kurzen Notiz im siebenten Hefte sei nur noch erwähnt, daß Schnapper den preußischen Zensus von 1901 zugrundelegt, und daß er zeigt, wie bei der Berechnung des Nationalvermögens aus den Steuerlisten, also nach der Personal- statt nach der Realmethode, grobe Fehler unvermeidlich seien, unter anderm aus dem Grunde, weil die nicht steuerpflichtigen Einkommen und darum auch die Quellen, aus denen sie fließen, außer Ansatz bleiben. Zu diesen Quellen gehören aber auch Grundstücke. — Bei dieser Gelegenheit möge noch an eine Vermögensschätzung erinnert werden, die ebenfalls einer Korrektur zu bedürfen scheint. Professor Delbrück ist unter anderm auch am 21. März im Jungliberalen Verein zu Großberlin für die Reichsfinanzreform eingetreten; er hat da erwähnt, daß in einer Statistik von Steinmann-Bucher das deutsche Volksvermögen auf 350 Milliarden geschätzt werde, und daß er selbst in einer Konferenz mit hohen Finanzbeamten das gegen Feuer versicherte Eigentum auf 180 Milliarden berechnet habe, während für die Vermögenssteuer nur $91^1/_2$ Milliarden deklariert seien. Dazu komme noch „der Wert des Grund und Bodens auf dem Lande und der sehr viel wertvollere Grund und Boden in den Städten usw." Die Steigerung des Bodenwertes in den Großstädten mag solchen Besitzern, die ererbten Kartoffelacker teuer verkauft oder Boden und Häuser noch

in der wohlfeilen Zeit gekauft haben, einen ungebührlichen Konjekturalgewinn abgeworfen haben, und von seiten der Gerechtigkeit — nur die Zweckmäßigkeit kann vielleicht angefochten werden — ist nichts gegen die Forderung einzuwenden, daß solcher Gewinn nach Damaschkes Grundsätzen besteuert werde. Aber den großstädtischen Bodenwert dem Nationalvermögen voll zuzurechnen, wäre verkehrt, denn die Gesamtheit wird dadurch nicht reicher, sondern ärmer, daß ein Teil von ihr ein Zehntel, ein Achtel, ein Fünftel, ein Viertel seines Arbeitseinkommens opfern muß, um nur wohnen und mitunter nichts weniger als gesund und schön wohnen zu können.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 68. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Juni 1909 **Die Verlagshandlung**

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Dr. K. Kraepelin: Naturstudien

(Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim)

im Hause 3. Auflage. Geb. M. 3.20. **im Garten** 3. Auflage. Geb. M. 3.60. **in Wald u. Feld** 3. Auflage. Geb. M. 3.60.

in der Sommerfrische ▪ **Volksausgabe** Geb. M. 3.20. Eine Auswahl. Veranstaltet vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Geb. M. 1.—

„. . . Die Vorzüge der Kraepelinschen Naturschilderungen liegen in den interessanten Beobachtungen, der Lebendigkeit des Dialogs, der anregenden Darstellungsweise und einer populären Schreibart. Daß selbst gebildete Erwachsene mit Vergnügen das Buch lesen und es mit Vorteil benutzen, darf behauptet werden. Unsre großen Schüler haben hier eine Fundgrube der schönsten und eindringlichsten Belehrung, dazu in vornehmem Gewande. Das Werk wird uns sehr warm empfohlen." (Jugendschriften-Warte.)

B. Landsberg: Streifzüge durch Wald und Flur

Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern

4., vermehrte Auflage. Mit Zeichnungen von Frau H. Landsberg. Gebunden 5 Mark.

Und seht! Leben will ich euch finden lehren draußen in Wald und Flur. Wir wollen hier nicht Beschreibungen von Tieren und Pflanzen liefern. Nein! Leben laßt uns suchen. Ob es nun frei um uns her schwirrt und singt, sich scheu in allerlei Schlupfwinkeln verbirgt, im Boden zu unsern Füßen sich regt und durch unsre Tritte „vernichtet und begraben wird", oder ob es endlich, unsern Augen verborgen, sich nur dem Verstande offenbart.

So nehmt denn, ihr Knaben und Jünglinge, Mädchen und Jungfrauen, dies Buch! Benutzt es nicht zur flüchtigen Lektüre! Nein, geht hinaus und prüfet nach! Erst dann, wenn ihr gelernt habt, in dem Buche der Natur zu lesen, wenn sich euch Fragen aufdrängen, den hier behandelten ähnlich und doch nicht beantwortet, wenn ihr überzeugt seid, wieviel ihr noch lernen könnt — erst dann hat mein Büchlein seine Arbeit an euch getan.

Zu euren Forschungsreisen bedürft ihr keiner großen Ausrüstung. Ein Insektenkescher von dünnem Stoffe, einer von derberem zum Fischen, ein kräftiger, kleiner Spaten und eine Lupe genügen. Dazu ein Sammelgefäß mit klaren, durchsichtigen Glaswänden zum genaueren Betrachten einzelner Funde und eine Botaniertrommel.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

YD 11455

AP30
G7
v.102

193217